This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

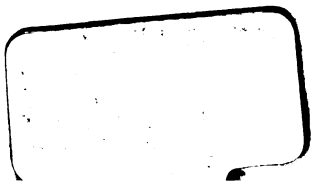
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

GT 260 A. 3

GT 260 A. 3



Sämmtliche Schriften

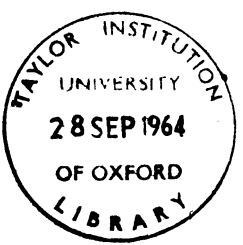
von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Fünfter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
28 SEP 1964
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt des fünften Bandes.

	Seite
Sängerliebe	3
Der Rezensent	73
Die Belagerung von Candia	151
Vergeltung	283
Das Asyl am Kynast	359

Sängerliebe.

In dem verwilderten Schloßgarten der alten Burg zum Falkenstein saß in dem auf einem hervorspringenden Felsen gebauten steinernen Häuschen ein liebliches Mädchen. Die Laute lag in ihrem Schooße, ihr Auge schaute unverwandt hinab in die schroffe Tiefe, wo der angeschwollene Waldbach brausend über Felsstücke dahin rollte. Jetzt hob sie ihr feuchtes Auge nach dem Abendsterne empor, der eben seine ersten Strahlen durch die Dämmerung schimmern ließ, legte die Hand auf's Herz, und ein tiefer Seufzer drang aus der gehobenen Brust.

Als sei es das Echo, so hallte der Seufzer aus dem Thale wieder, ihn begleitete der Akkord einer Laute; schnell, freudig erglühend griff auch die Jungfrau, als wolle sie Antwort geben, in die goldenen Saiten; doch eben so schnell legte sie die Laute wieder neben sich auf die steinerne Bank, und als hätte eine Wolke die Strahlen der Freude verdunkelt, so verdüsterte sich ihr liebliches, hold lächelndes Antlitz.

Sie stand auf und schritt durch wild verwachsene Buchengänge einem Pförtchen zu, das aus dem Garten in den hintern Schloßhof führte. Die Pforte öffnete sich; mit stürmischer Eile stürzte ein Jüngling auf sie zu, und die Erglühte ruhte lange und schweigend an seiner Brust. — Laß mich! sagte sie endlich, sich seiner Umarmung entwindend: laß mich, Otto! sei ernst ist diese Stunde. Komm in jenes stille Häuschen am Abhange, dem verschwiegenen Zeugen unserer Liebe, dort laß uns die letzten Stunden noch mit ernster Ergebung genießen und dann — sei es getrennt.

Getrennt! rief der Jüngling dumpf vor sich hin: getrennt! das ist schrecklich.

Als sie in das Häuschen traten, legte die Jungfrau ihre Laute auf die Bank. — Leg' auch Du die Deinige nieder, mein Otto, sagte sie: laß in dieser Trennungsstunde ihre Saiten schlummern und höre mich aufmerksam an.

Ruhig soll ich sein, Eva! sagte er bewegt: ruhig, wenn die Stunde der Trennung schlägt!

Ja, Otto! ruhig sollst Du mich anhören, tief, hörst Du, tief in Dein Herz einprägen was ich Dir sage, und die letzten Worte, die Du hier von mir vernimmst, mögen Dir so heilig sein, als wären es die letzten Worte

einer Sterbenden. — Du bist treu und gut, fuhr sie fort und ihre Hand ergriff die seine und drückte sie innig an ihr Herz: kein Falsch ruht in Deiner Brust, Dein Herz schaut aus Deinen Augen, schwebt auf Deinen Lippen, und Du liebst mich innig und wahr.

Das weiß Gott, der Allwissende! rief der Jüngling.

Deßhalb lieb't ich Dich, Otto, deßhalb schloß ich Dir mein Herz auf und verbarg Dir meine Empfindung nicht. — Aber jetzt, was ich so lange verschwieg, um Dir nicht wehe zu thun — jetzt muß ich es Dir sagen; jetzt wird es Pflicht. — Du bebst, Otto? Deine Hand zittert in der meinen? Sieh, lieber Freund, dies Beben, dies Zittern spricht schon das Wort aus, was ich Dir sagen wollte. Dein Herz ist brav und gut, es kennt keine Furcht, das hast Du bewiesen als Wegelagerer die armen Braunschweiger Handelsherrn anfielen, sie ausplünderten und Du zu ihrer Rettung willig Dein Blut vergossest. — Aber auf keinem Turnier prangte noch Dein Schild, in keiner Fehde hörte man Deinen Namen, und Otto von Wehnden tönt nicht im Kreise der Ritter und Edlen dieses Gaues. Du bist Mann, mit Manneskraft handeln ist Deine Pflicht! Die Laute am grünen Bande um dies seidene Koller hängend, kleidet Dich weniger als die kühlerne Rüstung. Deine Brust leiden würde. — Minnesang liebt der Jungfrauen Herz, ja er öffnet den Liebe die Thore; ritterliche Thaten aber setzen sie fest in dem Herzen und erringen sich dauernde Frauenliebe. — Die Kraft des Mannes lieben wir, er muß uns Stütze und Stab sein, zu ihm hinauf müssen wir blicken, er muß uns aufziehen zu seiner Größe, wir ihn nicht zu unserm Werthe. Darum laß die Laute ruhen, hänge sie auf in Deiner Väter Burg zwischen die Kränze, die Deine Schwärmerei sich in ihren Träumen wand, ergreif das Schwert, das in so mancher Schlacht Dein edler Vater trug, zieh in ehrenvollen Kampf und erringe Dir die Geliebte. — Klein ist Deine Habe, verpfändet meines Vaters Burg, arm sind wir Beide; denn Muth ist uns noth, daß eine freudige Zukunft unsren Liebe aufgehe und die Wirklichkeit uns bieten könne, was wir in unsern Träumen so oft, so leicht errungen zu haben glaubten.

Sie schwieg, ihr Blick ruhte innig, ja zärtlich auf dem Jünglinge, sie wollte mit diesem Blicke das bittere Wort ihm versüßen, was sie so eben gesprochen; aber sein Auge begegnete nicht dem ihren, es ruhte fest auf dem Boden, seine Wange erglühte im Mondlicht von Unmuth und Stolz, und wie er nun das Auge hob, sahen es zürnend auf die Jungfrau, die, sich sanft an ihn schmiegend, ihn zu beruhigen suchte.

Liebte ich Dich nicht wahr und treu, mein Otto, fuhr sie fort: so hätte ich geschwiegen, aber schon lange lag es zentnerschwer auf meinem Herzen. Zürne mir nicht, ich mußte es Dir sagen!

O Ihr Weiber! rief er, und sein Blick glühte vor Unmuth: Euch ist der Panzer alles, das Herz nichts, das unter dem eisernen schlägt. Blutes

soll man für Euch blutig nur den Dank sich erringen, und wenn das Herz auch bräche. — Du hast mir weh' gethan, Eva! sagte er nach einem kurzen Schweigen, und der Unmuth war aus seinem frommen Gesichte verschwunden: sehr wehe gethan. — Es gibt auch eine Kraft, einen Muth, der sich nicht in Schwert und Lanze ausspricht, der im Dulden wächst, im Leiden sich stählt, und der dem Schicksale ungebeugt entgegentritt. Fest und ehrenvoll werde ich meinen Weg gehen, daß selbst der Geliebten Spott mich nicht von ihm abwenden soll, nicht ihr Wankelmuth. — Drum ruhe nur immer an meinem Herzen, treue Laute! — mit Dir, auch ohne Kampf und ohne Schlacht weiß Otto von Wehnden ehrenvoll im Kreise edler Männer zu stehen. Lebe wohl! — Mich zu lieben, Eva, kann ich Dir nicht gebieten; mich zu achten, dazu will ich Dich zwingen! Er reichte ihr die Hand und wollte gehen.

Otto! sagte das Fräulein bewegt: scheide nicht so von mir. Spornen wollt' ich Dein edles Gemüth, nicht ihm wehe thun.

Spornt Euern Zelter, Jungfrau! rief der Jüngling entrüstet: wenn Ihr am Hofe Herzog Heinrichs einreitet. — Ich bin kein träges Roß, das des Spornes bedarf. Lebt wohl! Er ging, doch wendete er sich schnell. — Wie ich Dich heute erkenne, Eva, so glaube ich, unsre Herzen begegnen sich fürder nicht mehr; — das meinige wird Dich aufsuchen und Dich freundlich begrüßen, wann das Deine auch vor mir verstummt. — Aber höre auch mich! — Des Minnesängers Nachtigallflöten öffnete Dein Herz der ersten Liebe, doch blieb es, unbefriedigt, auch andern Wünschen offen stehen. Nach Trompetenklang und Waffengetöse sehnt es sich! — An des Herzogs Hofe wirst Du es vernehmen, und die Nachtigalltöne werden verhallen, wenn die Trompeten im Turniere dem Sieger entgegen schmettern und Dein Ritter, vom blutigen Kampfe mit Wunden bedeckt, siegreich zu Dir zurückkehrt. — Drum nehme ich Abschied von Dir und Deiner Liebe, nicht von der meinigen, Du bleibst ewig in meinem Herzen, wie der Gesang in meiner Brust. Leb' wohl! rief er noch einmal, und ehe Eva ihn erreichen konnte, war er durch die Pforte verschwunden.

Traurig kehrte sie zu dem Häuschen zurück, wo unten am Felsen der Fußpfad sich nach dem Geiersberg hinzieht. Sie blickte hinunter, sie hoffte ihn zu sehen, doch er wandelte den Fußpfad heute nicht. — Da schlich sie durch den verwilderten Bogengang nach der Pforte zurück, und als sie in ihrem einsamen Zimmer saß, wo längst schon Beatrix, die jüngere Schwester, schlummerte, als sie hinaus über den Garten blickte, noch immer hoffend, sie werde ihn am gegenseitigen Waldrande sehen können, da hob sich ihre Brust, da rann eine Thräne herab. Es war ihr, als ob sie für immer den Jüngling ihrer Liebe verloren, als ob ihr hartes Wort die Liebe gelöst, die Herzen getrennt habe.

Und er hat Recht! sagte sie plötzlich: Der Ehrgeiz schlummerte in meiner Brust. Als das Leben sich mir mit seinem bunten Farbenspiel

aufrollte, da zeigte es mir ein Bild kräftig und schön, und wie auch mein Herz dagegen kämpfte, es drängte sich zwischen mich und ihn! — er gnügte mir nicht mehr.

Mit wehmüthigem Gefühl erwachte Eva am Morgen ihrer Abreise. So sehr sie sich auch nach den Freuden des Hofes gesehnt, so sehr ihr reger Geist auch das Treiben und Leben am Hofe zu Wolfenbüttel sich reizend ausgemalt hatte, so wurde es ihr doch weich um das Herz, als sie bei ihrem Erwachen Beatrix mit verweinten Augen an ihrem Bette sitzen sah, die sie nun stürmisch umfangend ausrief: So willst auch Du mich verlassen, so bin ich nun ganz allein bei dem alten kranken Vater, und selbst Otto wird jetzt nicht mehr kommen und mit seinem Lautenspiele die langen Winterabende mir verkürzen helfen, und der Vater wird dann so verdrießlich, so mißlaunig sein. Ach, Eva! Du gehst der Freude entgegen, Du prangst bei den Turnieren in Sammet und Seide, wenn ich Arme hier in meinem leinen Kleide sitze. — Ach, wie beneide ich Dein Loos!

Wer weiß, erwiderte Eva: wer weiß ob es beneidenswerth ist, gute Beatrix. Seid gestern Abend ist es mir weh' um's Herz.

War Otto bei Dir im Garten? fragte Beatrix. Eva nickte bejahend. Vergiß ihn nicht, Schwester, kränke den guten Otto nicht, sei treu Deinem Schwur und es wird Dir wohlgehen. — Eva reichte ihr bewegt die Hand.

Als sie nun zur Reise angekleidet war, zu ihrem alten Vater trat, ihm Lebewohl zu sagen, der Greis sie segnete und die warnenden Worte sprach: Wende nicht, von der Freude der Hofes bethört, Dein Herz von dem rechten Pfade, gedenke stets Deines edlen Stammes und bleib der Tugend getreu. Als er sie nun in seine Arme schloß, sein zitterndes: Nun geh mit Gott! ihr zurief, alles auf der Burg sich um sie drängte, von dem lieblichen, freundlichen Fräulein Abschied zu nehmen, und Beatrix an ihrem Halse hing und bitterlich weinend ihr noch leise zurief: Vergiß Otto nicht! da waren alle freudig geschmückten Träume verschwunden. Der Schmerz, der bittere Schmerz begleitete sie zur Reise.

Als nun der Wagen den steilen Berg herab vor so manchem Plätzchen der Jugendfreuden vorüberrollte, und die Pferde in den dunkeln Fichtenwald einbogen, sie jetzt nur noch den alten verfallenen Thurm des Falkensteins sehen konnte, war es ihr, als ob sie aus ihrem Paradiese vertrieben werden, als ob sie ihr ganzes heitres Jugendleben, die Blüthenwelt, die Welt voll Unschuld und Natur hinter sich zurücklassen müßte und nichts als ihr stürmisch sehnendes Herz, Träume und ahnungvolle Bilder sie begleiteten.

Tröstend war es ihr, daß die beiden alten Knechte, die ganze Besatzung des Schlosses, zu ihrem Schutze mitzogen; selbst die Pferde, der alte Wagen, auf dem sie zuweilen nach dem nahe gelegenen Kloster gefah-

ren, waren ihr liebe Begleiter auf der einsamen Fahrt, und wie sie nun mehrere Stunden so träumend immer weiter gezogen war, und aus dem hohen Fichtenwalde heraus in's Freie kam, der alte Curt ihr mit freundlichem Lächeln zurief: Dort über dem kleinen Eichenwald seht Ihr das Thürmchen, das ist der Geiersberg, wo Junker Otto mit seiner Mutter hauſ't, da stürzten sich bei diesen Worten die verblichenen Wangen, schnell und mit sehnsuchtvollem Blicke schaute sie hinüber; ihr Herz schlug auch jetzt so laut, so warm dem Jüngling entgegen, wie in den vergangenen glücklichen Tagen; er allein schien ihr des Lebens Glück, er allein der Mann, dem sie durch ihre Schicksalsnacht folgen müsse. Doch als jetzt auch der Geiersberg fern hinter ihr lag, die Hoffnung, Otto unterwegs zu begegnen, verschwand, sie wohl fühlte, daß sie dem treuen Jüngling wehe gethan hatte, da sah sie sich nun selbst an dem rauschenden Hofe des Herzogs einsam und verlassen, und gern, wenn es in ihrem Willen gestanden hätte, wäre sie wieder in die Arme ihres Vaters zurückgekehrt.

Aber nicht lange dauerte dies wehmüthige Gefühl. Als am andern Tage die hohen Thürme von Wolfenbüttel, von dem Golde der scheidenden Sonne bestrahlt, ihrem Auge entgegenblitzten, hob sich ihr gepreßter Busen und hoch klopfte ihr Herz. Der Falkenstein und der Geiersberg lagen hinter ihr. Die Zukunft mit all' ihren schönen Träumen trat wieder aus dem Chaos der quälenden Empfindungen hervor, und die Hoffnung umrauschte sie von neuem mit ihren bunten, luftigen Schwingen. Zwar trat durch alle diese Bilder der Vorsatz noch kräftig hindurch, fest und treu ihrer ersten Liebe zu bleiben, sich nicht von den Freuden des Hofes Otto's freundliches Bild verwischen zu lassen. Doch welch ein Himmelsleben trat auch zugleich mit diesem Vorsatz vor sie, als die herzogliche Burg mit ihren Thürmen und ihren unzähligen Fenstern jetzt deutlich vor ihr lag. Schwermuth, Gram und Trennung, alles hatte die Lebendige schnell vergessen. In das irdische Paradies glaubte sie einzugehen, und die Pforten des Himmels schienen sich ihr zu öffnen, als sie über die niedergelassene Zugbrücke einfuhr. — Ihr Ziel war erreicht.

Der alte Kastellan des Schlosses trat an den Wagen, und fragte wer sie sei? Das Fräulein sagte ihm ihren Namen. Der Alte betrachtete sie aufmerksam. Ich habe Euretwegen schon die nöthigen Befehle von unsrer gnädigen Frau erhalten, sagte er freundlich: steigt nur ab und folgt mir, Eure Sachen sollen sicher nachkommen. Ladet nur indessen das Gepäck ab, wendete er sich zu den Knechten, während er Eva von Trothe herabsteigen half: und wenn Ihr alles herunter habt, stärkt Euch durch einen Trunk, und dann zieht mit Gott.

Grüß meinen Vater, guter Curt, und Beatrix und Otto! rief Eva, und folgte dem Kastellan, der die kleine Pforte eines Thurmes geöffnet hatte.

Tretet hier herein! sagte er freundlich, und schien sich an der lieb-

lichen Gestalt der Jungfrau zu ergötzen: Werden hoch steigen müssen, doch wenn es mir altem Manne nicht sauer wird, wird es Euer Tugend noch weniger werden. Sie gingen eine steile Wendeltreppe hinauf, und als sie wohl schon einige dreißig Stufen gestiegen waren, öffnete der Kastellan eine Seitenthür, und zeigte auf einen langen hohen Gang: Seht hier die Gemächer der Frau Herzogin; die Treppe, die wir jetzt steigen, werdet Ihr noch oft betreten müssen. Er schritt nun immer höher und höher voran; endlich öffnete er eine Thür und führte Eva durch einen schmalen Gang. Nun sind wir am Ziele! sagte er freundlich: Am Hoflager des Fürsten, liebes Fräulein, ist jeder Schritt mit Mühe verknüpft, drum kümmre Euch die hohe Treppe nicht. Steht Ihr erst fest in der Gunst der gnädigen Frau Herzogin, so habt Ihr weiter unten eine bequemere Wohnung zu erwarten, jetzt nehmt hier vorlieb. Marthe! rief er, und eine Alte trat aus einem Kämmerchen hervor: Hier ist Dein Fräulein, sorge für sie; ich werde hinunter gehen zu ihrem Gepäck. Er verbeugte sich und ging.

Die Alte faßte jetzt des Fräuleins Hand und küßte sie. Seid mir willkommen, liebes, schönes Fräulein. Hab' ich doch immer das Glück, die schmuckesten Jungfrauen des Hofes zu bedienen; dachte mir es gleich, als der Kastellan befahl mein Amt bei Euch anzutreten, daß Ihr ein liebes Engelbild sein würdet. Ich bin zu Eurem Dienst bereit und bitte Euch, Ihr wollet freundlich und sanft gegen eine alte Dienerin sein, die nun schon seit vierzig Jahren dies Amt treu verwaltet hat.

Sonderbar bekommen, und nicht vermögend der Alten ein Wort zu erwidern, reichte ihr Eva die Hand.

Nun kommt, liebes Fräulein, so gut es sich thun ließ, habe ich alles in Eurem Zimmer aufgeputzt, fuhr die Alte fort, kommt, und Gott möge Euern Eingang segnen. Sie öffnete eine Thüre, die in einen viereckigen Thurm führte. Eva trat in das ihr bestimmte Gemach.

Laßt Euch die Zeit nicht lang werden bis ich wieder komme, sagte jetzt die Alte: ich will nur hinunter, für Euch das Nachtessen zu bestellen; denn Hunger habt Ihr gewiß, und indeß wird der Kastellan wohl das Gepäck heraufschaffen. Dieser trat auch, noch ehe die Alte gegangen war, mit mehrern Dienern herein, welche die große Truhe brachten, und verließ dann mit Marthen das Zimmer.

Als Eva sich nun allein befand, seufzte sie tief auf, und eine Thräne drängte sich in ihr Auge. Wo waren die Bilder, die sie sich geschaffen, wo die Träume, die sie umgaukelt hatten? — Oed' und still, wie ausgestorben war das Schloß, nur des Kastellans Schritte hatten dumpf auf der alten Wendeltreppe wiederhallt. Hier in ihrem Zimmer, wo war die geträumte Herrlichkeit? — Eine wollene grüne Tapete, zernagt von dem Zahne der Zeit, und von Martha's gutmüthiger Hand mit mancherlei Stoffen ausgebessert, war noch ärmlicher als die alte Tapete ihres Zimmers auf

Falkenstein, auf welcher doch ein junger Ritter mit einem älteren kurnierend abgebildet war. Statt des hohen Bogenfensters in der verfallenen Burg ihres Vaters, das hinaus nach dem reizenden Waldthal zeigte, blickte sie hier durch ein kleines in den dicken Mauern des Thurmes angebrachtes Fenster auf den verödeten Schloßhof hinunter, und selbst das Hausgeräthe was sie fand war nicht geeignet, den düstern Eindruck zu erhellen, den ihre künftige Wohnung und noch mehr die getäuschte Erwartung in ihr erregte. Ein Spiegel groß und hoch, der aber nur noch wenig brauchbare Stellen hatte, gab ihr Bild nur verzerrt, nur theilweise wieder, und ein Tisch, den die Würmer zernagt, ein großer eichener Schrank mit den längst verbleichten Wappen der Braunschweiger Herren verziert, drei hohe Sessel mit braunem abgenutzten Leder beschlagen, war alles, was sie in ihrem Zimmer fand.

Sie öffnete jetzt eine kleine Thür und trat in das Schlafgemach ein. Ein großes Himmelbett, dessen Vorhänge nur noch Reste vergangener Pracht zeigten, ein kleiner Sessel und ein Tisch war alles, was sich hier befand. Die verbleichten gelb und blauen Federn nickten vom hohen Betthimmel ihr entgegen und schienen mit ihr den entschwundenen Glanz zu betrauern.

Ist das die geträumte Herrlichkeit? rief sie laut seufzend: Ist diese klösterliche Oede der Ersatz für das stille, sorglose Leben meiner Jugend? Gnügt mir die gutmüthige Alte für meine freundliche Beatrix und für die sanfte Marie, die sich glücklich fühlte, durfte sie mich bedienen. Und wird und kann mir jemand den alten liebenden Vater ersetzen, der daheim ohne die gewohnte Pflege seiner Eva trauernd um sie sorgen wird. — Wo find' ich Ersatz für Otto's süßen Gesang, für das Spiel seiner Laute, für sein treues Herz?

Sie trat zurück in ihr Zimmer, und blickte in den alten verwitterten Spiegel; ihre herrliche Gestalt ergötzte sie heute nicht. Sie fühlte die bittere Qual der Täuschung, denn alles was ein jugendliches Herz ahnen, träumen konnte, hatte sie geahnt, hatte sie geträumt — und nichts von alle dem fand sie verwirklicht. — Niemand schien sich um Eva von Trothe zu bekümmern, und doch hatte ihr wohl die weibliche Eitelkeit zugeflüstert: Man wird hier staunend Deine Schönheit bewundern, Meistersänger werden wie Otto Dich besingen, und wie jener junge Ritter auf der Tapete Deines Zimmers nach der Dame seines Herzens auf den Balkon hinaufsieht, so werden die Ritter beim Turniere Dich anblicken, ihre Lanzen einlegen und zu Deinem Preise kämpfen. — Und von allen diesem war nichts! — Nur der alte freundliche Kastellan, nur die gutmüthige Martha, die so eben mit dem Nachtessen hereintrat, ein roth durchwirktes Tuch auf den eichenen Tisch breitete, und eine Schüssel mit Hirsebrei nebst einigen Stücken gebratenen Wildpret, auch einen Becher mit Einbecker Bier darauf setzte, bekümmerte sich um sie.

Eßt, liebes Fräulein, ſagte ſie: wenn Ihr meiner bedürft, ſo zieht nur an dieſer Schelle, mein Kämmerchen iſt dicht neben dem Euren, und ich bin dann gleich zu Euren Dienſten. Macht mich das Alter auch bisweilen etwas langſam, ſo bin ich doch willig und bereit. Sie verließ Eva. Doch dieſe war zu betrübt, um eſſen zu können; ſie ſah nur wehmüthig lächelnd auf den gedeckten Tiſch, der auch ihren Erwartungen nicht entſprach. Nichts war anders als daheim auf dem Falkenſtein, nur daß ſie ſich einſam und verlaſſen fühlte. — Sie ſtützte den Kopf auf den Arm und ſank in düſteres Nachdenken. Als Marthe mit dem Lämpchen hereintrat und die Speiſen noch nicht angerührt fand, ſchüttelte ſie traurig den Kopf. Wollt Ihr nicht eſſen? fragte ſie theilnehmend. — Nein, gute Marthe! erwiderte das Fräulein. — Die Alte trug Alles wieder hinaus, kehrte dann zurück, half Eva ſich entkleiden und wünſchte ihr eine gute Nacht.

Die Morgenſonne, die heute Eva von Trothe noch auf ihrem Lager fand, beſchien kein freundliches Augenpaar. Traurig hatte ſie ſich zur Ruhe gelegt, ſtand ſie auf; doch kleidete ſie ſich ſorgfältig an, denn ſie hoffte, irgend jemand würde erſcheinen, ſie willkommen zu heißen. Der Morgen verging, der Mittag nahte, niemand erſchien. Marthe deckte wieder den Tiſch und beſetzte ihn reichlich, doch nur mit ganz gewöhnlichen Speiſen. Die Natur behauptete ihr Recht, Eva aß, Marthe ſtand freundlich ihr gegenüber und war auf jeden Wink ihres Fräuleins aufmerkſam. Endlich brach dieſe das Schweigen: Sagt mir, gute Alte, bin ich hier in klöſterlicher Zucht, darf ich nicht aus meinem Zimmer, darf ich nicht meiner Gebieterin nahen? Bekümmert ſich denn niemand hier um eine Fremde?

Liebes Fräulein, erwiderte die alte Dienerin: wenn unſer geſtrenger Herr nicht in Wolfenbüttel hauſ't, iſt es gar einſam hier auf dem Schloſſe, denn die gnädige Frau lebt ſtill und eingezogen, liebt nicht das Geräuſch, iſt immer kränklich und hütet jetzt das Bett; deßwegen hat ſie Euch auch nicht zu ſich rufen laſſen.

Und die andern Fräulein ihres Hofes? fragte Eva, durch dieſe Nachricht etwas ermuthigt.

Wiſſen vielleicht noch gar nicht, daß Ihr hier ſeid, und dürften auch ohne Erlaubniß der Frau Herzogin nicht ihr Gemach anders verlaſſen, als um ſich in ihrem allgemeinen Verſammlungzimmer mit einander zu vergnügen.

Welche Ausſichten für ſie, die ſchon in früher Jugend ihre Mutter verloren, frei und nach eignem Willen gelebt hatte, ſie ſollte ſich jetzt in die Launen einer kränkelnden Gebieterin fügen. Nie war ihr ihr Zimmerchen auf Falkenſtein, nie ihr Garten, nie Otto ſo freundlich erſchienen als jetzt.

So waren nun schon drei Tage seit ihrer Ankunft in Wolfenbüttel verflossen, und noch hatte sie ihr Zimmer nicht verlassen. Am vierten trat eine ältliche Dame von ehrwürdigem Ansehen zu ihr, deren liebevolle Züge wohl geeignet waren, Zutrauen zu erwecken. Diese grüßte sie freundlich, hieß sie am Hofe willkommen und brachte ihr den Befehl der Herzogin, um die dritte Stunde des Nachmittags vor der Gebieterin zu erscheinen. Ich werde dann wieder kommen, Euch abzuholen, sagte sie, betrachtete Eva noch einmal genau und verließ sie dann wieder.

Der lang' ersehnte Augenblick nahte also. Die Herzogin sollte sie vorgestellt, unter den Fräulein des Hofes eingeführt werden. So sehnlich sie auch nach diesem Augenblick verlangt hatte, so klopfte doch ihr Herz nun laut und immer lauter, je näher die Stunde kam. Waren es die wenigen Worte Martha's über das ernste Wesen der Herzogin, war es eine dunkle Ahnung? — Die Beklemmung in ihrer Brust nahm mit jedem Augenblicke zu, und selbst als sie ihr schönes dunkelblondes Haar ordnete, Marthe ihr das knappe Korset zuheftelte, als sie dastand wie ein Kind des Frühlings, pochte ihr Herz doch gewaltig, als die Dame sie abzuholen eintrat.

Als sie mit ihr in das Zimmer der Herzogin eintrat, fand sie diese auf einem großen Lehnsessel ruhen. Tritt näher, Eva! sagte sie ernst, und als diese sich nahte, reichte sie ihr die Hand zum Kusse.

Die Herzogin war erst dreißig Jahre alt und hatte durch mancherlei körperliche Leiden schon früh die Jugendblüthe verloren; bleich waren ihre Wangen, matt ihr Auge, und der Ernst, der über ihrem ganzen Gesichte schwebte, nicht geeignet, ihr schnell die Herzen zu gewinnen. Lange betrachtete sie, ohne ein ermuthigendes Wort mit ihr zu reden; das Fräulein, die schüchtern den Blick zur Erde gesenkt, vor dieser bleichen ernsten Gestalt bebend stand. Die Herzogin schien jeden Theil ihres Körpers genau zu betrachten, und die regelmäßigen Züge, die üppig geformte hohe Gestalt des Fräuleins schien auch nicht *einen* freundlichen Zug in ihr ernstes Gesicht hervorzurufen.

Auf das Vorwort und die Bitten der ehrwürdigen Domina von Wiprechtshausen habe ich Dich zu mir genommen, Eva von Trothe, begann nun die Herzogin, das lange Schweigen brechend: Du sollst eine sittsame, fleißige Dirne sein, die ihren alten kranken Vater treu gepflegt hat; das war brav und hat Dir schon im Voraus meine Liebe erworben. Fahr so fort im tugendhaften Wandel auch an meinem Hofe, wo der Verführer mehr sind als auf dem Falkenstein. Denn wisse, fuhr sie mit hohem Ernste fort: daß der geringste Fehltritt, selbst der Schein, setzte sie scharf betonend hinzu: Dich schon von mir entfernt. Du bist von der Natur nicht kärglich ausgestattet, gebrauche dies Geschenk mit Klugheit und Tugend, — ich werde Dir den Mann aussuchen, der Dich glücklich machen und die verfallene Lage Deines Hauses verbessern kann! Mißbrauche die Gabe des

Himmels nicht zu Deinem Verderben, Eva, und vergiß nie, daß ich zwar von heute an Deine Mutter, aber auch Deine strenge Gebieterin bin. Nun geh auf Dein Zimmer! — Ida! sagte sie nun zu der Witwe des Ritters Schulenburg, ihrer vertrauten Freundin: mache sie nun mit den andern Fräulein bekannt, und gib ihr Arbeit, daß der Müßiggang sie nicht zu Thorheiten verleite.

Sie winkte ihr, sich zu entfernen, und entließ sie, ohne daß diese ihrer neuen Gebieterin nur ein Wort des Dankes hätte sagen können.

Am andern Tage trat Eva in den Kreis der übrigen Jungfrauen ein, die auf dem Schlosse zum Dienste der Herzogin versammelt waren. Sie stammten alle von den edelsten Geschlechtern des Landes ab, waren alle in der vollsten Blüthe der Jugend, doch mußte es Eva auffallend sein, daß auch nicht eine unter ihnen Anspruch auf hohe Schönheit machen konnte. Still saßen sie um einen großen viereckigen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, jede emsig arbeitend, kaum daß sie aufzublicken wagten, so sehr schien die Gegenwart Ida's von Schulenburg ihre Blicke zu bannen. Diese stellte Eva den Fräulein vor, und wies ihr einen Platz am Tische an, wo schon Sessel, Arbeit und alles bereit war. Eva setzte sich; zu ihrer Rechten beugte den kleinen zierlichen Kopf Clara Salder, zu ihrer Linken blickte Margarethe von der Asseburg mit dunkeln, fast schwermüthigen Auge nach ihr. — Nur leise sprachen die Jungfrauen, nur verstohlen blickten sie von der Arbeit auf.

Doch als die Frau von Schulenburg das Zimmer verließ, wurde es nach und nach lebhafter. Neugierig sahen die Mädchen nach der Neuangekommenen, und bargen ihre Verwunderung nicht, daß Eva mit diesem herrlichen Wuchse, mit diesem holdlächelnden Munde in ihren Kreis getreten sei. Treuherzig näherten sie sich ihr, und wenn auch der Neid in der Brust so mancher laut werden wollte, zog sie doch der freundliche offene Blick Eva's so unwiderstehlich an, daß wohl dies freundliche Entgegenkommen Aller unverstellt war.

Am meisten näherte sich ihr jedoch Margarethe. Sie machte sie mit manchem, was die Hofhaltung der Herzogin betraf, bekannt und tröstete sie über die Langweile, die jetzt auf dem Schlosse zu Wolfenbüttel herrsche, mit der frohen Aussicht der baldigen Ankunft des Herzogs, der in wenigen Tagen von seinem glorreichen Zuge gegen den Hildesheimer Bischof zurückkehre. Dann, fuhr sie fort: beginnt hier ein neues Leben, Turniere und Bankette wechseln, Minnesänger lassen ihre Lieder hören, und selbst unsre ernste Gebieterin, die wohl ein fühlendes Herz für die Töne des Liedes hat, scheint dann erheitert.

Von diesem Tage an war Eva nicht mehr allein auf ihrem einsamen Stübchen. Sie aß, sie arbeitete mit den Uebrigen, doch sah sie die Herzogin, die immer noch das Zimmer hütete, nicht. — Oft waren ihre Gedanken auf dem Falkenstein, wohl öfter noch in dem Häuschen im Garten, und

wenn sie ihre Laute ergriff und des Abends in der Einsamkeit auf ihrem kleinen Zimmer die frauen Lieder sang, die Otto sie gelehrt hatte, dann lebte ihre Seele nur in der Rückerinnerung vergangener Tage; doch sprengte ein Reiter am Morgen über den Schloßhof, so sprang sie an das Fenster und die Sehnsucht des Abends verlor sich in der Erwartung.

Zwischen Eva von Trotha und Margarethe von der Asseburg hatte sich bald eine innige Freundschaft angeknüpft. Obgleich die ernstere Margarethe weit ruhiger und bedachter das Leben und seine Freuden betrachtete als die lebendige, alles rasch und leicht auffassende Eva, fanden sich ihre Herzen doch bald, und beide wohl aus ganz verschiedenen Gründen die nahen Feste erwartend, hatten hierbei manche Gelegenheit, ihre Wünsche, Hoffnungen und Gefühle gegenseitig auszutauschen. Von ihrer Liebe zu Otto hatte Eva bis jetzt noch geschwiegen. Sei es, daß sie noch nicht Vertrauen genug in ihre Freundin setzte, die Geheimnisse des Herzens ihr enthüllen zu können, sei es, daß vielleicht auch der unbedeutende Junker vom Geiersberge ihrer Eitelkeit nicht wichtig genug schien, um ihn als den Geliebten ihres Herzens der Freundin vorzufühven, genug, sie hatte bis jetzt geschwiegen.

Am Vorabend des längst ersehnten festlichen Tages saßen beide in dem Zimmer Margarethens, welches eine freundliche Aussicht in den Schloßgarten hatte. Mit den Freuden der kommenden Tage, mit ihrem Anzuge beschäftigt, machte jede ihre kleinen Pläne, und Margarethe neckte Eva und behauptete, daß gewiß alle Ritter des Hofes ihrer Schönheit huldigen würden, da, wie sie wohl schon bemerkt haben würde, unter allen Fräulein, die den Hofstaat der Herzogin bildeten, auch nicht eine sei, die auf Schönheit Anspruch machen könne. Ich will Dir es nur im Vertrauen sagen, liebe Eva, daß wir alle, als wir Dich sahen, höchlich verwundert waren, denn ich glaube fast, unsre Gebieterin liebt ausgezeichnete Schönheit nicht in ihren Umgebungen; fast sollte man meinen, ihr Herz, so edel und gut es ist, wäre zur Eifersucht geneigt.

Nun, sagte Eva mit zuversichtlichem Lächeln: ich werde ihr keine Gelegenheit dazu geben.

Ist Dein Herz nicht mehr frei? fragte Margarethe schnell. Eva erröthete. Liebe Eva, fuhr das Fräulein von der Asseburg fort: schweigt auch unser Herz, glaubt es sich auch fest verschlossen, ist doch unsere Eitelkeit ein Schalk; hüte Dich! Es gibt viele Männer am Hofe, die wohl schön zu nennen sind — und unter allen strahlt unser Herr gar stattlich hervor.

Da tönte im Schloßgarten aus dunkler abgelegener Laube eine Laute. Horch! rief Margarethe: die Minnesänger, die wir von Nürnberg erwar-

teten, sind schon da; ach, der Meister Gesang verherrlicht doch jedes Fest. — Wenn nach geendetem Turnier die Meistersänger am Abend mit ihren volltönenden Stimmen, begleitet von Laute oder Harfe, der Minne ein Loblied singen, wenn die wohlgesetzten Worte, als hätten sie meine Empfindungen mir aus dem Innersten genommen, wie längst bekannte Freunde auf den Tönen zurück in mein Herz dringen, da seh ich die Welt rings um mich blühender, da schmückt sich der alte hohe Rittersaal mit Blumengewinden, und als wären sie aus fernen himmlischen Gegenden hergekommen, so heilig erscheinen mir als Priester einer unsichtbaren Welt die ehrwürdigen Meister, und die Jüngeren wie Boten aus einem nur leis geahneten Paradies. Ach, wie viel theurer, wie viel herrlicher waren mir diese Augenblicke, als wenn ich die Eisenmänner mit einander turnieren sah, wo nur Kraft sich an Kraft zersplitterte, und den innern geistigen Werth unbeachtet nur der Stärkste den Preis errang. — Doch Eva, Du hast nicht auf mich gehört, Du scheinst nur Ohren für die Lautentöne im Garten zu haben, während meine Worte für Dich verhallt sind.

Ich höre nicht auf die Lautentöne, unterbrach sie Eva: was kümmern mich die alten Meistersänger von Nürnberg Vor meinem Geiste standen die geharnischten Ritter mit ihren wehenden Federbüschen, mit ihren dunkeln Schilden, worauf die sinnige Devise die geheime Sprache ihres Herzens redet. Nie bin ich bei einem Turnier gewesen, Margarethe, aber nach meines Vaters Erzählung kann ich mir es deutlich vorstellen. Das Wogen und Treiben, das Schmettern der Trompeten, das Wiehern der Rosse, unter deren ungeduldigem Hufschlag die Erde bebt, das Bangen und Hoffen, wenn er dort auf seinem schwarzen Streitroß einherjagt, die blaue Schärpe über der hellpolirten Rüstung, er aufsieht nach mir, und so, der Einzige noch in den Schranken, dem Danke entgegenreitet.

Wer? fragte gespannt die Asseburgerin.

Wer anders als der Herzog! erwiderte, sich vergessend, Eva von Trothe, doch ehe noch Margarethe ihre Verwunderung ausdrücken konnte, erglühte Eva's Gesicht, deren lebendige Einbildekraft wohl zu vorschnell der Freundin einen strafbaren Wunsch des eitlen Herzens verrathen hatte. Doch noch immer mit ihren Bildern beschäftigt, fuhr sie schnell und lebhafter fort: Und nun, wenn im Anblick männlicher Schöne und Kraft unser Auge schwelgt, der errungene Dank für uns nur errungen ward — das Auge des Siegers, den alles beneidet, der hoch erhaben über den Andern steht, nur von uns sich überwunden bekennt, und er, kühn über Andere schauend, nur vor uns die Blicke senkt; — wenn er dann im Tanze mit uns dahin schwebt, Arm in Arm, das Herz dem Herzen entgegenklopft, so laut, so stark, daß es die Brust zersprengen möchte, um sich mit dem andern zu einen — und nun die Trompeten schweigen, die Pauken nicht mehr rauschen, ermattet alles im Kreise sich setzt, und der Meistersänger in die Harfe greift, seine bleichen Lippen ein Liedchen singen von Minne, die tausendmal lauter

und glühender in unserm Herzen mit unvergänglichen Tönen erscholl; ist es da nicht als seien der Sturm und der Donner, diese mächtigen Himmelsboten verstummt, und aus dem niederen Gebüsch flöte eine Nachtigall ihre schmeichelnden Klänge. — Werden sie die stolze Seele ergreifen, die von der erhabenen Musik der Natur durchschauert war?

Eva! sagte das Fräulein von der Asseburg, nachdem sie lange und verwundert ihre junge Freundin betrachtet hatte: Dein Herz muß Gott schützen vor flammender Leidenschaft, sonst bist Du verloren!

Verloren! rief Eva und schien den Gebilden ihrer Einbildung nachzuhängen: Verloren! das wäre fürchterlich! — Sie schwieg; auch Margarethe sah sinnend nach dem Garten hinab, von wo jetzt die Töne der Laute näher kamen, und sie das Lied vernehmen konnten, was der Meistersänger, der kein Priester einer unsichtbaren Welt, der ein jugendlicher Bote des Paradieses zu sein schien, zu den Akkorden seiner Laute sang. — Horch! rief sie Eva zu und zog sie dem Fenster näher: horch, die sanfte Stimme. Der Meistersänger sang:

Wenn des Lebens Melodieen schweigen,
stimmt die Minne ihre Saiten wieder,
und die süßen zauberischen Lieder,
die der goldnen Laute dann entsteigen,
schleichen, lindernd Gram und Schmerz,
in des Menschen tief bewegtes Herz.

Und sie kühlet, was vor Gram erglühte,
und sie heilet, was der Schmerz zerrissen,
und aus ihren wonniglichen Küssen
keimt von neuem eine zarte Blüthe,
die sich innig und mit neuem Glanz
freundlich windet in des Lebens Kranz.

Darum über alles werth und theuer
halt' ich, Minne, deine heil'gen Gluthen,
müßte auch mein Herz für Dich verbluten,
glühte ewig doch das reine Feuer,
das, mir leuchtend durch des Lebens Nacht,
Du in meinem Busen angefacht.

Das ist Otto's Stimme! sagte Eva leise für sich, als das Lied verhallte und ihre Hand bebte in der Hand der Freundin.

Kennst Du den Sänger? fragte Margarethe.

Ob ich ihn kenne! Ach, laß uns hinunter zu ihm! rief Eva glühend, und Turnier und Ritter, Kampfgetös und Trompetenschall waren vergessen.

Ohne die Erlaubniß Ida's von Schulenburg dürfen wir nicht in den Schloßgarten, und schon dämmert es.

O geh, bitte, beschwöre sie!

Eva! sagte Margarethe ernst: Dieser Otto, dieser Meistersänger —

Steht mir nahe, meinem Herzen nahe, rief die Leidenschaftliche: so nahe, daß meine Hand das Band, was uns einet, nicht zerreißen darf!

Und doch vor wenig Augenblicken noch maltest Du Dir den Ritter beim Turnier so lebhaft, den Ritter, der Deinen Dank erringend, Dir ihn huldigend zu Füßen legen würde? — Wird Otto beim Turnier erscheinen?

Das wird er nicht! sagte Eva und Purpur überzog ihre Wangen: Der Laute ist seine Hand Meister, des Schwertes nicht.

Und wie nennt er sich!

Otto von Wehnden!

Otto von Wehnden! rief Margarethe: Der auf dem Geiersberg mit seiner Mutter einsam lebt und dort so manches holde Lied gesungen hat? Du also bist die Eva, welcher er die Blumen seiner Phantasie zu Kränzen windet, Du, in deren Ohren das Kampfgetöse lieblicher klingt als die Töne des Minneliedes. Armer Otto!

Weßhalb arm? rief Eva.

Ja wohl arm! erwiderte Margarethe: Wenn die Ritter einziehen in die Schranken, schmettern die Trompeten ihm das Grablied seiner Liebe entgegen; wenn er an des Herzogs Tafel der Minne ein Loblied ertönen läßt, singt er ihr Schwanenlied. Armer Otto!

Armer Otto! wiederholte Eva unwillkührlich: Ich glaube fast, Du hast Recht, Margarethe.

Da hallten nur noch aus dem fernen Gebüsch die leisen Klänge; weit, als hätte seine Ahnung ihn fortgetrieben, hatte sich der Jüngling entfernt.

Eva! sagte jetzt das Fräulein von der Affeburg: wenige Tage sind es erst, seit ich Dich sah. Deine liebliche Gestalt, Dein offner Blick zogen mich zu Dir; auch Du schienst in meiner Nähe gern zu sein, und der Freundschaft zartes Band schlang sich schnell um uns. Darum höre mich, Eva, höre die warnende Stimme Deiner Freundin, höre sie und zürne mir nicht! — Herrlich hat Dich die Natur ausgeschmückt! Sieh in diesen Spiegel, sieh die Fülle der Locken, diese sanft in Rosengluth getauchten Lilien, sieh Deine herrliche, königliche Gestalt, den Blick, den glühenden und doch sanften Blick Deines Auges, und Du mußt dem Himmel danken, der Dich so reizend schuf. Aber da gab er Dir, um nichts Vollkommnes auf dieser Pilgerwelt zu schaffen, die allzureizbaren Sinne, die Phantasie, die ewig schafft und ewig zerstört, das weiche glühende Herz, das mit sich im steten Kampfe nur nach dem Unerreichbaren strebend, des Augenblicks Sklav ist; und legte damit den Keim zu schwerer Prüfung, zu manchem Leiden in Dein bewegtes Herz. Du warst entfernt von der Welt und ihrem Treiben, da schlich, mit schmeichelnder Hand von der Eitelkeit eingeführt, die Liebe auf den Schwingen der Töne sich in Dein Herz. Den stillen Jüngling, der sich Dir nahte, schmückte Deine Phantasie mit ihren

eigenen Farben herrlich aus; doch wie Dich Dein Schicksal an Herzog Heinrichs Hof führt, steht der von Dir selbst so reich begabte Sänger schmucklos vor Dir. — Das ist nicht Liebe; sie windet sich nicht aus Stolz und Eitelkeit ihre dauernden Kränze; nur schnell verwelkende Blüthen duften ihr aus der Wonne des Augenblicks entgegen. Du liebst nicht Otto von Wehnden. Deine Phantasie, nicht Dein Herz zauberte ihn zu Deinem Geliebten, Du betrügst Dich und ihn.

Unverwandt hatte Eva die Freundin angeblickt. Auch noch jetzt als diese schwieg ruhten ihre großen braunen Augen auf ihr, als ob sie fragen wollten: Hast Du denn so tief in mein Inneres geschaut? — Doch plötzlich, als sei die Antwort ihr geworden, sank sie stürmisch Margarethen um den Hals, keine Thräne trat in ihr Auge, aber heftig zitterte sie in den Armen ihrer Freundin. Einen innigen Kuß drückte sie auf ihre Lippen und stürzte hinaus.

Ganz Wolfenbüttel war in Bewegung. Alt und jung eilte nach dem Thore, das nach Braunschweig führt, von wo man Herzog Heinrich den Jüngern mit seinem Gefolge erwartete. Auch die Frauen, und was noch von Hofbedienten in Wolfenbüttel zurückgeblieben war, hatten sich im großen Saal zum Empfang ihres Herrn versammelt. Jetzt trat die Herzogin ein. Sie war in schwarzen Sammet einfach gekleidet, nur eine kleine Perlenschnur schmückte ihren blendend weißen Hals, und ihr kastanienbraunes Haar, was die Weiße ihrer Haut noch mehr erhöhte, fiel in ungekünstelten Locken auf ihre Schultern herab. — Aber bleich, nicht durch den leisesten Hauch von Röthe belebt, war das todte Gesicht, das durch das Schwarz des Gewandes nur noch lebloser schien. Sie begrüßte mit einem freundlichen Nicken den Kreis ihrer Frauen, doch als ihr Auge Eva von Trothe traf, welche sie wie eine Königin mit edlem Anstande unter den Jungfrauen stehen sah, blieb ihr Blick fest auf sie geheftet.

Eva von Trothe! rief sie ihr winkend und eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen. Die Jungfrau trat bescheiden auf sie zu, neigte sich und küßte von einem sonderbar drückenden Gefühl ergriffen der Herzogin Hand, die noch immer bald die braunen Locken, bald den schönen Purpurmund, bald die herrliche Gestalt betrachtete und das Fräulein in banger Erwartung vor sich stehen ließ. Ein jeder, der das Gemüth der Herzogin genau kannte, las auf ihrem Gesichte einen inneren Kampf, der noch stärker sich ausdrückte, als Eva ermuthigt die herrlichen Augen aufschlug und der freundliche Blick den ernsten der Herzogin traf.

Das blaue Sammetkleid steht Dir gut, Eva von Trothe, begann die Herzogin jetzt: und Du hast, so scheint es mir, auf dem alten Falkenstein Dich anzukleiden gelernt. — Eva verneigte sich. — Nur bist Du, wie ich sehe, die Einzige unter meinen Fräulein, die ganz ohne Schmuck an dem

heutigen Ehrentage erscheint; nimm diese kleine Perlenschnur — sie löst sie von ihrem Halse — und vergiß nie, daß, ehe Du noch mir gedient hattest, Deine Gebieterin Dir ihre Gnade schon angedeihen ließ; sei dankbar in jeder Lage des Lebens. Ein wehmüthiges Lächeln umzog den Ernst ihres Gesichtes, sie streichelte sanft Eva's erglühte Wange, und als sie ihr winkte, wieder auf ihren Platz zu treten, wendete sie sich schnell, trat in ein Fenster und schien nach dem Schloßhofe zu sehen. Ida von Schulenburg folgte ihr.

Alles wurde still, niemand wagte es ein Wort zu sprechen, Aller Augen waren auf Eva gerichtet, welche die Perlenschnur um den blendend weißen Hals befestigte, den wohl kein italienischer Meister schöner hätte bilden können.

Jetzt sprengte ein Reiter durch den Hof, sprang ab von seinem Rosse und eilte die breite Treppe hinauf. Alles stürzte nach den Fenstern, jedes wollte den Boten sehen, der die Ankunft des Herzogs verkündete. Niemand beachtete in dieser allgemeinen Spannung die Herzogin, welche den Kopf auf die Schulter der Schulenburg gesenkt hatte. Jetzt nahten die Tritte, heftig zitterte die Fürstin. Die Flügelthür ging auf, Herzog Heinrich stürzte herein — seine Gemahlin breitete die Arme nach ihm, ohnmächtig sank sie an seine Brust.

Alles sprang herbei, der Gebieterin beizustehen, die leblos in den Armen des fürstlichen Gatten ruhte. Der Herzog, nur mit der Ohnmächtigen beschäftigt, hatte nur Augen für sie, drückte sie fest und innig an seine Brust, als ob das Klopfen seines Herzens die entschwundenen Lebensgeister zurückrufen könne — da zuckten die bleichen Lippen der Erstarrten, da öffnete sich langsam das geschlossene Auge, und als es wie aus einem langen schweren Traume erwacht, starr vor sich hinblickte, traf es Eva. — Die Herzogin schrak auf; des Herzogs Blick folgte dieser Richtung, auch er sah Eva, und staunend schaute er auf die hold Erröthende, die das Auge zur Erde gesenkt nicht aufzublicken wagte.

Der Herzogin war dies alles nicht entgangen. — Seid mir willkommen, mein gnädiger Herr und Gatte! sagte sie schnell, jedoch mit bebender Stimme: Seid mir gegrüßt, als Sieger gegrüßt auf Eurem fürstlichen Schlosse.

Ich dank' Euch, Maria, erwiderte der Herzog sich von seinem Erstaunen erholend: und bitte Euch, Ihr wollt mir vergeben, daß ich dem feierlichen Einzuge mich entzogen und Euch überrascht habe. Ich sehnte mich nach Euch und Ihr wißt, ich liebe das steife Ceremoniel nicht; da bog ich einen Seitenweg ein und betrog den ehrwürdigen Rath und die treuen Bürger dieser Stadt. — Seid auch mir willkommen! Er reichte ihr, so wie es schien, mit Herzlichkeit die Hand, und begrüßte die Umstehenden, wobei doch sein Auge so lange auf Eva ruhte, daß es dem aufmerksamen Blicke der Herzogin nicht entging. — Diese fand nun bald Gelegenheit sich auf

ihr Zimmer zurückzuziehen, wohin der Herzog ihr folgte. Eva blieb mit Margarethen in einer Fenstervertiefung stehen, sie sahen dem Wogen und Treiben der Ankommenden zu.

Bald wimmelte es von Edeln und ihren Dienern auf dem Schloßhofe, Pferde wieherten und des Gedränges war kein Ende, so daß wohl Eva, die dergleichen noch nie gesehen, vollauf zu schauen gehabt hätte. Aber bald bemerkte Margarethe, daß diese von allen dem nichts sah, und daß sie in tiefe Gedanken versunken, ihr inneres Auge auf einen ganz andern Gegenstand gerichtet habe. Da auch jetzt die Frau von Schulenburg eintrat und die Hoffräulein im Namen der Herzogin entließ, so führte Margarethe die Träumende hinunter in den Schloßgarten, wo alles still und einsam war. In eine dunkle Flieberlaube führte sie Eva, die wie ein folgsames Kind mit freundlichem Lächeln neben ihr ging. — Eva! sagte hier die Asseburg: Erwache aus Deinen Träumereien. Jedem, der Dich beobachtet, gibst Du eine Blöße, denn Du vermagst nicht Dein Inneres zu verbergen.

O! löse mir doch das Band der Perlenschnur, bat Eva statt zu antworten: es drückt mich! — Margarethe löf'te die Schleife, und wie Eva dem Eingange der Laube gegenüber die Perlenschnur in ihrer Hand hielt und sinnend auf sie nieder sah, umzog ein schmerzvolles Lächeln den lieblichen Mund und eine Thräne rollte auf die Perlen. Margarethe sah dem allen schweigend zu; sie las deutlich in jedem Blick, in jeder Bewegung Eva's die Gefühle ihres Innern, die sich nicht zu Worten gestalten konnten, und ihre trübe Ahnung wurde zur Gewißheit. — So standen sie sich gegenüber, beider Geist wohl mit verschiedenen Gedanken beschäftigt.

Mir ist so sonderbar zu Muthe, unterbrach Eva jetzt die Stille: mir ist als hört' ich um mich Flügel rauschen, hörte, wie das Schicksal sich auf ihnen mir nahe und mit klangloser Stimme mir entgegen rufe: Eva! düster und unabänderlich steh ich Dir von heute an zur Seite! — Doch plötzlich verstummte sie, starrte unbeweglich vor sich, hob den Arm, streckte ihn nach dem Eingang der Laube, doch ihr Fuß blieb gebannt, ihr Mund geschlossen.

Margarethe erschrak und blickte auf Eva, die noch immer schmerzvoll lächelnd nach dem Eingange zeigte. Dort! rief sie jetzt: dort steht es! — Grausen ergriff Margarethe, zitternd schaute sie um sich, und am Eingange der Laube stand ein Jüngling, den staunenden Blick auf Eva gerichtet. Die Laute, die an einem grünen Bande um seine Schulter hing, sagte ihr schnell, es sei Otto von Wehnden. Tretet näher, rief sie dem Sänger zu: tretet näher zu uns.

Erschein' ich Euch in diesem schwarzen Kleide so verändert, Fräulein von Trothe! sagte er nun sich Eva nähernd: daß Ihr vor mir erschreckt; oder ist Euch der Jugendfreund in den wenigen Tagen des Hoflebens so fremd geworden, daß Ihr ihn streng von Euch weiset?

Das nicht, erwiderte Eva erröthend: Ihr überraschtet mich nur in einem Augenblicke, wo ich so fern von Euch war; ich glaubte mein Schicksal vor mir zu sehen, und sah Euch.

Ihr wart nie fern von mir, Fräulein! erwiderte Otto: und sah ich mein Schicksal vor mir stehen, so wart Ihr es, denn — eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, er senkte beschämt die Augen — doch verzeiht — auch Ihr, Fräulein, sagte er sich zu Margarethen wendend, die während dessen den Jüngling unverwandt betrachtet hatte: verzeiht, daß ich so schnell Eurer Einladung folgte.

Ihr seid Otto von Wehnden? fragte Margarethe.

Der bin ich!

So wär' es grausam Euch zu stören. Ich weiß was Euch hierher gezogen, Junker! Benutzt den Augenblick, den Euch der Zufall schenkt, wer weiß wenn er wiederkehrt. — Sie verließ die Laube.

Sie standen nun, beide sich gegenüber, allein; ihre Blicke begegneten sich, doch ihre Lippen schwiegen. Eva! sagte endlich Otto, seine Laute ergreifend, doch ohne sich zu nähern: Nicht mit Schwert und Lanze, nicht gewapnet in Stahl und Eisen, bin ich zum Turnier gezogen, um mir den Preis zu erwerben. Mit dieser treuen Freundin zog ich ein, trete in die Schranken und kämpfe um den Preis des Liedes. Neben die Kraft trete die Milde, und wenn die Töne meines Gesanges auch nicht mehr in Euer Herz dringen, wenn das Rasseln der Panzer, das Klirren der Schwerter Euern Ohren lieblicher klingt, und Ihr wie nach einem entschwundenen Morgentraume, den man nicht zurückwünscht, nach dem Sänger blickt, dann greif' ich leis und zart in meine Laute, und der Wehmuth töne das Lied. Nicht zersprengen werde ich dann die goldenen Saiten, nicht zertrümmern die treue Laute, sie nicht vertauschen mit Lanze und Schwert, um mir die stolze Geliebte zu erringen.

Ich hätte wohl nicht kommen sollen, Eva! fuhr er nach einer Pause fort, in welcher diese, ohne zu antworten, im steten innern Kampf vor sich hin geblickt hatte: Es ziemt dem Manne nicht, auch nicht dem Sänger, um Minne zu betteln, auch nicht um Treue zu bitten, wenn Minne treulos verschwand. Auch bin ich deßhalb nicht hier! Geht Euern Weg — kann ich vielleicht, wenn auch mit thränendem Blicke, einst ein Feldblümchen auf ihn streuen, thue ich es gern und werde es immer thun. — Treu folge ich Euch, schützend und schirmend will ich um Euch stehen, und wenn Gefahr Euch droht, dann werfe ich die Leier weit, weit von mir, dann ergreif' ich Schwert und Lanze, kämpfe und blute für Euch.

Otto! sagte Eva bewegt: tritt zu mir, sei traulich mit Eva, wie in jenen heitern ruhigen Tagen auf Falkenstein, und höre mich an. Sieh! ob es gleich in mir tobt und stürmt, ob ich gleich mich selbst noch nicht wiedergefunden habe, will ich doch mein Inneres ordnen und es Dir aufschließen als meinem treuesten Freunde. — Sie reichte ihm die Hand, er wagte nicht

sie an sein Herz zu drücken — sie fuhr fort: Du warst mir einst ein leises Morgenlüftchen, das die Schläferin zum Blüthenleben weckte, Du spieltest traulich mit meinen Locken, und kühltest meine erglühten Wangen; doch die Gluth in meinem Innern konntest Du mit dem Odem Deines Liedes nur leise anhauchen, daß sie nicht ganz in der Einsamkeit verlösche; aber Du rauschtest nicht mit Deinen Schwingen über sie, und weckteſt sie nicht zur Flamme. — Otto lächelte wehmüthig. — Ja, lieber Freund, ich zeige mir mein Herz, wie ich es erst jetzt selbst erkannte. Du warst mir, wie auf den alten Bildern die Minne abconterfeit ist — ein gutmüthiger Knabe, der nicht wagt den Bogen zu spannen, den Pfeil zu spitzen. — Jener aber —

Wer? rief Otto.

Der in meinem Busen, vor meinen Blicken steht, nach dem ich strebe — er ist jener Gott, der nur eines Blickes bedarf, das Herz zu verwunden, der mit unwiderstehlicher Kraft mich nach sich zieht, da jener bescheiden nur meinen Tritten folgt.

Da berührte der Jüngling die Saiten seiner Laute, ein schmerzvoller Klang durchzitterte die Luft.

Was soll das? fragte Eva durchschauert.

Rose, üppige Rose! rief der Jüngling zürnend: fürchte den Sturm, der über Dir rauschend Dich entblättern wird; Du folgst dem Adler, der Dich auf seine Schwingen nehmend über Abgründe führt, den treuen Schwan hast Du verlassen, er zieht heim und singt dem entschwundenen Glück sterbend sein Schwanenlied. — Es gehe Euch wohl, Eva! fuhr er beruhigt fort: Wehmuthvoll reiß' ich mich los von den Träumen meiner Liebe, vergessen will ich jene Wonne — Euch nie! — Gott! rief er jetzt und hob seine Hände gen Himmel: drücke den Pfeil nicht zu tief in mein wundes Herz, laß es heilen oder schnell verbluten. Lebet wohl! — Er ging.

Im Bogengange vor der Laube traf er Margarethe. Vor Euch hat Eva von Trothe, wie ich vermuthe, kein Geheimniß, sagte er: darum darf ich zu Euch reden. Seid Ihr der gute Geist, welchen der Himmel ihr zur Seite gestellt, so schützt sie, denn sie steht am Abgrunde — seid Ihr der böse Geist, den zur Prüfung oft der strenge Vater dem Menschen beigesellt, so seid milde und stoßt sie bald hinunter, daß ihr Leiden schnell sich ende. — Könnt' ich von meinem Lebenswege die mir sparsam zugetheilten Blumen für sie pflücken, thät' ich es gern, und wandelte fürder nur auf Dornen.

Otto! rief Margarethe den Scheidenden nach: Verlaßt nur jetzt die Freundin Eurer Jugend nicht!

Nicht jetzt und nie! erwiderte er: Hoffnunglos und doch treu, schmerzvoll, doch nie klagend, unglücklich sein und das Unglück muthig ertragen, das, Fräulein, sei der Kampf, den ich ohne Harnisch und Schwert kämpfen, in dem ich siegen oder untergehen will. Er neigte sich und ging.

Margarethe sah ihm lange nach, unwillkürlich drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Brust, als er hinter der Buchenhecke verschwand.

Feste folgten auf Feste. Wie der leuchtende Abendstern glänzte Eva in dem Kreise der Frauen und zog die Blicke aller Ritter auf sich — aber alle gingen unbemerkt an ihr vorüber, nur Einem folgte ihr Auge, nur in Einem fand sie das Bild ihrer Träume wieder. Es war der Herzog, der auch sie nicht unbeachtet ließ, und der wohl verdiente, daß ein glühendes Mädchenauge wohlgefällig nach ihm blickte. So viel es der Anstand erlaubte, mischte auch er sich in den Kreis ihrer Bewunderer, und dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß seine Augen nicht gleichgiltig auf Evens Reizen ruhten, und daß sie es zu bemerken schien. Der Herzog war in der Blüthe des männlichen Alters; von der Natur herrlich ausgestattet; eine hohe Majestät, nicht immer das Erbtheil der Fürsten, lag in seiner kräftigen Gestalt. Sein Auge blickte ernst und doch so mild, die sanft gebogene Nase, der lächelnde Mund gaben seinem Antlitz den edlen Ausdruck seiner Gestalt. Anmuth und Würde, der Glanz seiner ritterlichen Thaten, die Gewandtheit und Stärke, die er im Ritterspiel zeigte, waren wohl vermögend das Herz einer Jungfrau zu fesseln, die es vergessen konnte, daß ihr Fürst und Herr, der Gatte einer edlen Gemahlin, sich ihr nahe. — Auch Eva konnte dies vergessen, — sie vergaß noch mehr. — Nicht die Perlenschnur, die sich um ihren blendenden Hals wand, nicht der Ton ihrer Laute, das einzige Geschenk Otto's, konnte sie zu ihrer Pflicht zurückführen. Noch ehe sie den Herzog gesehen, schon an jenem Abend, wo Margarethe sie gewarnt und ihr vertraut hatte, daß die Herzogin wohl zur Eifersucht geneigt sei, waren Wünsche in ihr aufgestiegen, und von diesem Augenblicke an schien nur der Herzog ihrer Liebe würdig zu sein.

Nicht die wenigen Tage, die sie am Hofe verlebt hatte, nicht die Huldigung, die ihr von allen Seiten wurde, nicht des Herzogs auszeichnendes Betragen gegen sie, hatten die Jungfrau so schnell in den Strudel der Eitelkeit geworfen. Der Keim zu dieser lag tief und schon früh in ihrer Brust. Otto, der einzige Jüngling, welcher die verlassene, verödete Burg ihres Vaters besuchte, schmückte mit ihrem Bilde, mit ihrem holden Bilde seine Lieder. Als Ideal des Schönen gepriesen, sog sie das Gift der Eitelkeit schon durch ihn in vollen Zügen ein, und der sanftbescheidene Jüngling, der mit allen Reizen der Jugend geschmückt wohl vermögend war, das aufgeregte Verlangen zu befriedigen, gnügte ihr nur, weil er der einzige war, den sie kannte. Dankbarkeit brachte sie ihm näher, die Schwärmerei des Sängers riß sie mit fort; sie schwärmte mit ihm von ewiger Minne und Treue, und erst als die Domina von Wiprechtshausen die Nachricht nach Falkenstein brachte, daß Eva in den Hofstaat der Herzogin aufgenommen sei, als der alte Vater, um seine Tochter mit dem

Hofe und deſſen Freuden und Leiden bekannt zu machen, ihr von den Feſten, von Turnieren und Banketten erzählte, wurden die gebundenen Flügel der Phantaſie gelüftet, der Kerker geöffnet, und ſie ſchwang ſich nun aufwärts mit doppelter Kraft.

Wie durch einen Zauberſtab berührt, bekam jetzt alles um ſie her eine andere Geſtalt. Auf den alten Mauern der Burg ſah ſie jetzt Ritter und Knappen zu ihrer Vertheidigung das Leben opfern; in dem alten Waffenſaal, worin nur verroſtete Panzer und Schwerter hingen, wandelte ſie jetzt ſo gern und lauſchte auf das Raſſeln der Waffen, das ſie ſonſt ſo oft erſchreckt hatte. Selbſt die turnierenden Ritter auf der alten Tapete in ihrem Gemach bekamen Leben, ihr ſchien der jüngere der Kämpfer nur für ſie zu ſtreiten. Alles ſtrahlte farbenreicher um ſie her, alles ſchmückte ihre Phantaſie herrlicher, nur nicht Otto's Bild. — Seine Lautentöne, die ſchmelzenden Akkorde, die ſonſt vom Thale herüber ſeine Ankunft verkündeten, drangen nicht mehr wie ſonſt ſo tief in ihr Herz, ſein kurzes Schwert ſchien ihr eine unrühmliche Waffe, ſeine Stimme zu zart, zu weich, zu unmännlich. — Ihre Liebe war ja ohne Blut, ohne Aufopferung errungen; — was ſie fühlte war ja nur ein dankbares Wohlwollen gegen den Jüngling, der ihre ſchlummernden Gefühle zuerſt geweckt, deſſen Lieder ihr wohlgethan hatten. Konnte wohl einem ſolchen Gemüthe, durch Otto ſelbſt zur Schwärmerei verlockt, konnte wohl einem Herzen, auf den Schwingen der feurigſten Einbildung entführt, wohl beim Anblick hoher Kraft und Muthes, beim Anblick ſteggekrönter Männer, beim Anſchaun eines ritterlichen Fürſten, ein ſanfter, weichgeſchaffener Sänger genügen? Eine freundliche Blüthe aus vergangenen Zeiten war er ihr noch, die ſie jedoch nicht mehr in den Kranz ihrer Träume flechten wollte. Mit Rührung gedachte ſie ſeiner, und für ſein Glück hätte ſie viel geopfert, nur nicht ihr Herz.

Auch heute pochte ihr Herz angſtvoll. Am Morgen hatte ſie dem Herzog zufällig in dem langen Gange, der nach den Zimmern ſeiner Gemahlin führte, begegnet. Überraſcht duldete ſie, daß er ihre Hand ergriff, daß er erſt ihre Schönheit pries, und dann plötzlich, als habe ihr Blick, vielleicht ein ihr ſelbſt unbewußter Druck der Hand ihn ermuthigt, für die bisher verhaltenen Empfindungen Worte fand. Sie vermochte nichts ihm zu erwidern, ſie bebte vor Wonne und Furcht, ein Geräuſch befreite ſie aus der drückenden Lage. Der Herzog entfernte ſich. — Der erſte Schritt war gethan.

So beglückt ſie auch durch das Geſtändniß des Herzogs ſich fühlte, ſchwieg doch die warnende Stimme ihres Innern nicht, die ihr zurief; und eben heute, mit dieſem drückenden Gefühl im Herzen, ſollte ſie bei dem Wettſtreit der Meiſterſänger zugegen ſein, wo Otto gewiß nicht fehlen würde. Sie ſollte ihm mit ſchuldbewußtem Herzen gegenüber ſtehen, ihm, den reines Herzens in ihr Auge blicken konnte. Mit ängſtlicher Er-

wartung trat sie im Gefolge der Herzogin neben Margarethe in den Saal. Hier erblickte sie den Jüngling, von einer Säule halb verborgen, hinter den Meistersängern stehen. Auch er sah sie und erbleichte, seine Laute drückte er fester an das Herz, als ob er dies stürmische zur Ruhe bringen wollte, und sein Auge vermied das Fräulein.

Sieh nur, raunte Margarethe dieser leise zu: sieh, wie bleich Dein Otto ist. Sein dunkelgelbes Haar bedeckt fast die edle Stirn und das feuchte Auge; schwermuthvoll ruht sein Blick auf der Laute, und wenn ich nicht die Wunde seines Herzens kennte, müßt' ich glauben, er bebe vor Furcht, mit den alten Meistern im Kreise so edler Herren und Frauen sich zu messen, und träte deßhalb bescheiden zurück.

Jetzt gab der Herzog das Zeichen, daß der Wettstreit der Sänger beginnen könne. Drei Meistersänger von Nürnberg, einer von Augsburg und einer von Cöln am Rhein waren zugegen. Sie traten vor, die für sie bestimmten Sitze einzunehmen; Otto blieb an seiner Säule gelehnt in Gedanken stehen. Dies bemerkte Meister Liebetraut, ein Greis aus Nürnberg gebürtig, er nahte dem Jünglinge. Nun, junger Herr, sagte er freundlich: die Laute im Arm müßt Ihr keck mit uns vortreten. Die Gabe des Gesanges gibt jedem ein Recht, selbst vor hohen Fürsten frei und kühn sich zu zeigen; denn im Reiche der Dichtkunst ist jeder Meister, König! — und seid Ihr auch Euern Jahren nach noch nicht Meister, könnt Ihr doch wohl Eures Liedes wegen es zu sein verdienen. — Drum tretet näher, setzt Euch her zu mir und ringt mit uns um den Preis! Wer so wie Ihr in frischer Lebensblüthe den himmlischen Gesang der Minne weihte, dem müssen aus des Herzens Tiefe glühend die Worte entströmen, und der Zauberton des Liedes. Darum Muth, junger Herr! Otto setzte sich, doch wagte er nicht aufzublicken.

Der Minne ein Loblied zu singen, war die Aufgabe, welche die Herzogin den Sängern schon seit mehreren Tagen gegeben hatte. So schmerzvoll es auch Otto gewesen war, ihr, die ihn so schrecklich getäuscht hatte, ein Loblied singen zu müssen, hatte doch die Begierde, in diesem Kampfe wenigstens als Sieger vor Eva's Augen zu stehen, ihn ermuthigt, und er glaubte endlich etwas Vollkommenes geschaffen zu haben. Selbst von dem Gesange der Meistersänger nicht entmuthigt, von Liebetrauts schmelzender, herzergreifender Schilderung hoher reiner Minne ergriffen, sah er doch dem Augenblicke mit Muth entgegen, wo er vor den versammelten Fürsten, Rittern und Frauen den Wettgesang beginnen, sein Lied ertönen lassen sollte; doch Liebetrauts Lied, was eine unglückliche Leidenschaft schilderte, ergriff ihn so innig, die glücklichen, seligen Tage auf Falkenstein traten so lebhaft vor ihn — sich vergessend schlug er das Auge auf, es traf Eva's Blick, der auf der männlich schönen Gestalt des Herzogs ruhte. — Ihr soll ich ein Loblied singen, sagte er leise in sich: ihr, die mich grenzenlos elend macht? Und wie er unmuthig in seinem Innern

Trotz ihr bietend starr vor sich hin sah, weckte ihn plötzlich die sanfte Stimme der Herzogin. — Junkherr Otto! rief sie: an Euch ist es jetzt zu singen, nicht zu träumen! — und wie er aufschrak, die Laute ergriff, aufstand sein Lied ertönen zu lassen, hatte es der Unmuth verscheucht; die Schmerzen der Liebe standen vor ihm, tief fühlte er sie, das Lied zu ihrem Lobe war vergessen. Da griff er verzweiflungvoll in die Saiten der Laute. So töne, rief er vor sich hin: die Saite meines Innern. Er sang:

Soll ich Dir ein Loblied singen,
süße Minne — meines Lebens Nacht?
So ich Dir ein feurig Opfer bringen,
Dir von Neuem Blumenkränze schlingen?
Ach ich fühle Deine hohe Macht,
aber auch mit ihr die Schmerzen
im Herzen.

Was Du reichtest, ist verschwunden.
Alle Blüthen, die ich Dir geweiht,
jene Kränze, die in Wonnestunden
ich im süßen Minnerausch gewunden,
hat der Sturm der Leidenschaft zerstreut.
Thränen sind mir nur geblieben
vom Lieben.

Dulden will ich, ich will schweigen,
einsam stehen vor dem Paradies,
wo die lieblich Holde sonder Gleichen
unter Rosen, unter Myrthenzweigen
einstens mich willkommen hieß.
Will nicht murren, nicht verzagen —
nur tragen.

Nun so töne, goldne Leier,
süßer heil'ger Minne Lied und Lob,
die mit ihren Gluthen, ihrem Feuer,
mit den schwachen Tönen meiner Leier,
mich, den Irdischen, zum Gott erhob.
Ach! sie kehret beim Klageton der Lieder
nie wieder!

Er schwieg — sein Auge ruhte auf Eva, die erröthend den Blick zur Erde senkte. Die Laute sank mit seinem Arme leise herab, und wie vom Schicksal niedergebeugt, stand die Jünglingsgestalt in Schmerz versunken da.

Kommt, Junkherr! sagte jetzt der alte Meister von Nürnberg mit väterlichem Tone zu ihm: es ist Zeit, daß wir abtreten, damit die holden Frauen Gericht halten mögen. Erwacht! — Er faßte seinen Arm und zog ihn mit sich in ein anderes Gemach.

Als die Meistersänger sich entfernt hatten, versammelten sich die zu Richtern auserwählten Ritter und Frauen um die Herzogin. Fast einstimmig wurde dem Liebe Meister Liebetrauts der Preis, der in einem schweren silbernen mit Lorbeer umwundenen Becher bestand, zugetheilt. Zwar

wollten einige Frauen, selbst die Herzogin, von der wehmüthigen Empfindung die aus Otto's Lied gehaucht bestochen, zu Gunsten des Junkers sprechen; doch fühlten sie wohl, daß Meister Liebetrauts Lied der Preis gebühre. Nun, sagte die Herzogin, welche dem Junker von Wehnden gewogen zu sein schien: so muß er sich diesmal mit der Hoffnung begnügen, denn noch einen Preis setze ich auf das beßte Lied, der holden Phantasie aus dem Stegreif gesungen. Es schien mir, diese habe den Junker um den Preis betrogen — ihr Auge traf Eva ernst — sie mag ihm einen andern gewinnen. Die Meistersänger traten nun auf ihren Befehl wieder ein.

Die Herzogin reichte den gefüllten Becher dem alten Meister Liebetraut. Euch gebührt der Preis, nehmt ihn aus meiner Hand! sagte sie huldvoll.

Dachte es wohl, sprach Otto leise für sich: daß er mir nicht werden konnte. Vor ihrem Angesicht kann ich nicht siegen, nicht mit Schwert und Lanze, nicht mit dem Saitenspiel.

Der alte Meister hatte sich indessen vor der fürstlichen Frau geneigt. Auf Euer Wohlergehen, meine gnädige Fürstin, die Ihr dem Gesange so hold seid, und auf das Wohlergehen Eures Gemahls, Herzog Heinrichs des Siegreichen! rief er aus und trank; und als er den Becher absetzte, bot er ihn Otto und sagte freundlich: Trinkt aus diesem Becher, lieber Junkherr, die Minne hat ihn mir erworben, die Huld ihn mir gereicht, trinkt auf das Wohl beider.

Von jener verlange ich nichts mehr! erwiderte mit ernstem Tone der Jüngling: Die Huld meine edlen Fürstin aber ist mir werth über alles! Er neigte sich von der Herzogin und trank.

Nun, Ihr werthen Herren, begann diese: noch habt Ihr nicht beendet. Noch einmal ringt um einen Preis. Schildert uns die Gluth der Phantasie, sie selbst gebe uns ihr Lob. Sie bedarf nur des Augenblicks, um ihre Flügel zu entfalten. Und Ihr, Junkherr von Wehnden, der Ihr uns nicht die Wonne, nur die Schmerzen der Liebe sangt, mögt wohl in Euren Jahren ihr die Hoffnung zugesellen und der Ahnung vertrauen, die gewiß nicht ganz in Eurer Brust entschlummert ist.

Der Jüngling sah bei diesen Worten schmerzlich lächelnd auf, und als habe schon jetzt die Phantasie ihre Schwingen in seinem Innern entfaltet, trat er der Fürstin näher und sagte mit wehmuthvollem Tone:

Nicht immer, hohe Frau, führt uns zum Ziel
Durch Schmerz und Gram der Sehnsucht leiser Flug;
Die Ahnung, die uns hin zu der Geliebten trug,
Sie täuscht so oft das innigste Gefühl.
Die Hoffnung hat mit ihrem Irisbogen
Das Auge, das mit Sehnsucht nach ihr schaut,
Das arme Herz, das sich ihr gern vertraut,
So oft, so bitter schon betrogen.

So jung und schon so tiefe Schmerzen! sagte die Herzogin mit Theilnahme zu dem Jüngling: Säß' nur ein mitempfindend Herz und nicht die Kunst zu Gericht, gern würde ich Euch den Becher zum Dank gereicht haben, und sein Lorbeerkranz hätte dann vielleicht die heiße Stirn Euch gekühlt. — Es lag in den Worten der fürstlichen Frau so inniges Mitgefühl, daß es jedermann schien, sie wisse was die Seufzer aus des Jünglings wunder Brust hervorlocke.

In Eva's Busen wogte es indessen stürmisch. Der Freund ihrer Jugend, der einst Geliebte jammerte ihrem Herzen, und doch fühlte sie, daß auch der leiseste Funke von Liebe in ihr erloschen sei, denn, fiel ihr Blick auf des Herzogs edle Gestalt, traf sein Feuerauge das ihrige, rief die Erinnerung den seligen Morgen zurück wo seine Lippen so zart das Geständniß der Liebe ausgesprochen hatten, wo hätte noch ein anderes Gefühl in ihrem Busen, das nicht von diesem lauten Toben erweckt, aufflammen können, ohne schnell zu verlöschen.

In des Jünglings Brust hingegen war es ruhiger geworden. Muthig seinem Geschick zu trotzen, im Schmerz lieber unterzugehen, als ihn noch einmal laut werden zu lassen, das war die Stimme, die ihn in seinem Innern mahnte, männlich zu tragen, und als jetzt der alte Meister ihn aufforderte sein Lied ertönen zu lassen, ergriff er mit hoher Begeisterung die Laute und sang:

Wenn die Wolken meinen Stern umziehen,
dunkle Nacht mein Innerstes umgibt;
alle Strahlen meinen Himmel fliehen
und ich einsam steh' und ungeliebt;
da ergreif' ich meine goldne Laute,
ruf' herbei Dich holde Phantasie,
und Du Himmlische, der ich vertraute,
Du verließest dann den Sänger nie.

Ihn zu trösten in der Nacht des Lebens,
zauberst Du ihm mild der Sterne Licht,
und Dein Flügel rauschet nicht vergebens,
wenn er kühn durch Nacht und Wolke bricht.
Wieder weckst Du das erstorbne Leben,
kühlest sanft des Busens heißen Schmerz.
Dauer kannst Du nicht der Kühlung geben,
aber trösten doch das wunde Herz.

Phantasie! Dich fesselt keine Schranke,
unaufhaltsam schwebst Du himmelwärts,
und Dein Fittich ist ein Gluthgedanke,
und Dein Tempel ist des Menschen Herz.
Ist der Erde Paradies versunken,
stürzt die Säule, die den Himmel hält,
schwingst Du Deine Fackel, ihre Funken
schaffen eine neue Zauberwelt.

Kaum verhallte der letzte Ton des Liedes, so schloß Meister Liebetraut den Sänger an sein Herz und drückte einen Kuß auf seine Stirn. —

Möge der Himmel, sagte die Alte mit bewegter Stimme: möge er diese Blüthe nicht zu früh zerknicken, sie wird noch herrlichen Duft rings um sich verbreiten. Die übrigen Meistersänger drängten sich freundlich um ihn. Ihre Blicke baten die Fürstin, diese nahm ein schön gearbeitetes Schlachtschwert aus der Hand eines Edelknaben, winkte Eva, die erröthend zu ihr trat. Otto von Wehnden! sagte die Herzogin: nehmt aus der Hand Eurer Jugendfreundin dies Schwert, die Schönheit und Tugend mögen mit diesem Preise die Hoffnung zurückführen.

Mit erglühten Wangen und klopfendem Herzen reichte Eva dem Jünglinge das Schwert; bleich wie der Tod stand er vor ihr, sein Auge düster auf das ihrige geheftet. Otto! sagte das Fräulein, nachdem sie allen Muth gesammelt hatte: nehmt dies Schwert, führt es zu ritterlichen Thaten, es schmücke Euch künftig noch schöner als die Laute am grünseidenen Bande.

Und deßhalb, fiel ihr die Herzogin in die Rede: wird Euch das Fräulein von Trothe das Wehrgehenk sticken, damit Euch das Schwert auch zur Erinnerung an sie zieren könne.

Der junge Meistersänger beugte sich tief vor seiner Fürstin, doch Eben dankte er nur mit wehmüthig schmerzlichem Blick.

Durch die Domina von Wieprechtshausen hatte die Frau von Schulenburg das frühere Verhältniß Otto's und Eva's erfahren. Diese hatte es ihr wohl nur in der Absicht anvertraut, damit sie dies Verhältniß hindern möge, welches der Domina bei des Junkherrn von Wehnden wenigen Glücksgütern eben nicht vortheilhaft schien. Die Frau von Schulenburg hatte es ihrer Gebieterin mitgetheilt, und diese, durch so manches Lied des Junkherrn für ihn eingenommen, schien gerade dem Wunsche der geistlichen Frau entgegen zu sein, und Otto's Liebe zu begünstigen.

Die Frau von Schulenburg hatte am Morgen nach dem Wettstreit der Meistersänger auch mit Margarethen von der Asseburg über Eva gesprochen, und da sie glaubte, daß diese auf sie wirken könne, ihr die Wünsche der Herzogin mitgetheilt. Margarethe schaute tiefer als die gute Frau ahnen mochte; denn ob sie schon von der edlen geliebten Fürstin in jedem andern Fall erwarten konnte, daß sie einer reinen, frommen Liebe nicht hinderlich sein werde, so sah sie doch klar, daß des Herzogs nun schon auffallende Bewerbung um Eva der Hauptgrund sei, der ihre Gebieterin bestimme, sich des jugendlichen Sängers und seiner Liebe thätig anzunehmen. Sie versprach ihrer mütterlichen Freundin, was in ihren Kräften stände zu thun, das Herz Eva's von Trothe treu ihrer ersten Liebe zu erhalten.

Aber was kann die mahnende Stimme der Freundschaft wirken, wo die lockende Stimme der Leidenschaft spricht. — Noch am gestrigen Abend hatte der Herzog Gelegenheit gefunden, mit Eva allein zu reden; hier hatte er sich offen erklärt. Der Unbesonnenen fehlte die Kraft ihre innere Regung zu verbergen, und als der Herzog die kurze Unterredung abbrach und sie verlassen mußte, durfte die Hoffnung ihn begleiten. — Welchen Eindruck vermochten nun Margarethens ernste Worte, ihre lebendige Schilderung des traurigen, schwermüthigen Jünglings auf sie zu machen. Nur als eine freundliche Erinnerung, nur als einen Jugendfreund, für den sie thätig zu handeln sich vornahm, wenn ihr einst das Schicksal die Gelegenheit gäbe, nahm Eva noch Theil an Otto; die Liebe, wenn wahre Liebe je in ihrem Herzen glüthe, war ganz verschwunden, und mit bitterem Unmuth begann sie auf Befehl der Herzogin das Wehrgehenk zu sticken.

Margarethe, welche mit Erlaubniß der Frau von Schulenburg Otto zu einer Unterredung im Schloßgarten eingeladen, fand ihn in der Laube, wo er vor einigen Tagen sie und Eva überrascht hatte. Er trat ihr freundlich entgegen. Ihr kommt mich zu trösten, sagte er wehmüthig: Euer Blick kündet mir, daß Euer frommes Herz Theil an meinem Kummer nimmt. Ich danke Euch, und freue mich, Euch vor meiner Abreise noch sprechen und meinen innigsten Wunsch, in dem sich alle andern vereinen, an das Herz legen zu können. Die Sonne meiner Liebe ist untergegangen, mein Herz zerrissen, und das für ewig! Denn wenn man einmal sein Ideal gefunden hatte und es entschwand, so können alle Farben und Gluthen es nicht wieder bilden, und wenn auch die Phantasie den Pinsel lieh, das Herz bleibt kalt and ohne Wärme verschmelzen die Farben nicht zu einem glühenden himmlischen Bilde. Einmal nur liebt das Herz, einmal nur träumt es von Himmelswonne; aus den Träumen grausam aufgeschreckt, schlummert es nie wieder ein. Darum hoff' und verlang' ich von Eva nichts mehr; deßhalb fürchte ich auch nicht mehr für mich, denn ich weiß, ich habe nichts zu verlieren. — Er senkte sein Haupt und konnte die Thräne nicht verbergen, die hervordrang; auch Margarethes Auge ward naß. — Ihr weint des Mitgefühls Thräne, Fräulein! fuhr er fort: Gott lohne Euch. Das Mitgefühl ist ein linder Balsam, vermag er auch nicht zu heilen, kühlt er doch den brennenden Schmerz. Doch von mir wollt ich ja nicht weiter reden, nur von ihr! Ich habe, ohne es zu wollen, sie gestern Abend belauscht; ach, der Zufall treibt oft uns zu quälen sein hämisch tückisches Spiel. Sie trat mit dem Herzog in ein dunkles Zimmer, sie glaubten sich allein, mich hatte der Schmerz dahin getrieben, um dort neue Nahrung zu finden. Er sprach von seiner Liebe, da lauschte ich begierig auf jedes Wort, und so tief es mein Herz verwundete, so laut schien das ihrige aufzujauchzen. Sie liebt ihn — sie ist verloren! Aber dennoch, Fräulein, dürfen wir die Unglückliche nicht verlassen, Ihr steht

näher um sie als ich, und stößt sie Euch auch tausend Mal zurück, werdet nicht unwillig, es gilt ein Herz, eine Seele zu retten! —

Zwar fühl' ich, sie ist verloren, unwiederbringlich verloren, Rettung nicht mehr möglich; fuhr er fort: aber denkt, der entseelte Leichnam der Geliebten schwamme von tobenden Wellen getragen über der Fluth, sollte ich nicht in die Tiefe mich stürzen, die theuern Reste zu retten? soll mir das Todte nicht theuer sein, weil das Lebende mir nicht mehr angehört? — Uneigennützig war meine Liebe und treu! Verlaßt sie nicht, versprecht es mir!

Schweigend reichte ihm Margarethe die Hand. Er ergriff und drückte sie heftig. — Nun ziehe ich beruhigt zurück zu meiner alten Mutter, nun habe ich meine Pflicht hier erfüllt, denn ich weiß sie in dem Schutz eines Engels!

Er entschwand, Margarethe sah ihm nach. Ach, in ihrem Herzen blieb das Bild des frommen Jünglings zurück! — Gebe Gott zu ihrem Heil!

Monden waren vergangen. Keinem der Hofleute war das Verhältniß des Herzogs und Eva's von Trothe ein Geheimniß mehr. Margarethe hatte alles gethan, was das treue Herz einer Freundin vermag, sie vom Abgrunde hin weg zu reißen. Doch Eva's leichter Sinn blieb für alle Warnungen taub, und Margarethe schwieg, da sie fürchtete, daß diese im Rausche ihres Glücks ihr ein Geheimniß anvertrauen möchte, was, obgleich längst geahnet, doch nur lastend für sie sein konnte.

Otto war in dieser Zeit nur auf Augenblicke nach Wolfenbüttel gekommen, hatte nur von weitem Eva beobachtet und nur durch Margarethe Erkundigungen über sie eingezogen. Ach, sagte er dann seufzend, wenn diese ihre Sorgen ihm mittheilte: habe ich es Euch nicht gesagt, Fräulein Margarethe, sie ist verloren! Jetzt erfreut sie sich noch wie ein thöriges Kind an den Flammen, die über ihr zusammenschlagen, sie sieht noch freudig in die lechzende Gluth, wärmt sich an dem zerstörenden Feuer, und ahnet nicht, daß sie in wenigen Augenblicken unter seinen Trümmern begraben wird.

Bei seinem letzten Aufenthalte in Wolfenbüttel, wo die Gnade der Herzogin, welche immer mit innigem Gefühle seinen schwermüthigen Liedern zuhörte, ihm in reichem Maße zu Theil geworden war, wollte er eben aus dem Schloßgarten treten, wo er Margarethen ein trauriges Lebewohl gesagt hatte, als Eva, die am Eingange des Gartens eine Rose gepflückt und an ihren Busen gesteckt hatte, ihm begegnete. Er erschrak, so allein, so nahe war er ihr lange nicht gewesen. — Doch wider Willen ruht sein Auge auf ihr, die in voller Schönheit, wenn auch bleicher wie sonst, vor ihm stand. Lächelnd nahte sie ihm, nahm die eben gepflückte

Rose von ihrer wogenden Brust, gab sie mit freundlicher Anmuth dem Jüngling, und ohne ein Wort zu sagen ging sie an ihm vorüber zurück in's Schloß.

Staunend, die Rose noch in der Hand, sah er ihr nach, drückte die Blume an seine Lippen, an sein Herz, und wollte eben den Garten mit seinem Geschenk verlassen, als Margarethe zu ihm trat. Hoch erglühte ihr Gesicht. — Sie hatte es von fern gesehen wie Eva ihm die Rose gegeben, und vielleicht jetzt zum ersten Male öffnete sich ihr Herz dem eigenen Blicke. Sie erschrak vor sich selbst, um so mehr, da sie fühlte, sie sei nicht Herrin ihrer Empfindungen.

Sie fand ihn, wie er die Blume sinnend betrachtete und sie noch einmal an seine Lippen drückte. — Als er aufsah und die Jungfrau vor ihm stand, hielt er ihr die Rose entgegen. — Sie hat mir die Blume gegeben! sagte er wehmüthig: sie, daß von neuem ihr Dorn mich verwunde.

So werft sie weg! erwiderte Margarethe schnell.

Nein, Fräulein, da sei Gott für. Sie ruhte an ihrer Brust, sie gab sie mir, und auch das Gift aus ihrer Hand bewahr' ich treu; sie ruhe hier und verwelke. Er barg sie in seinem Koller.

Aber wozu nützt Euch diese Schwärmerei, guter Otto; hoffnungslose Liebe soll eine verzehrende Flamme sein, die in unserm Innern brennt, und keinen freundlichen Thau soll der Morgen zu ihrer Kühlung hernieder senden.

Das eben! rief der Jüngling und sein Auge glühte: das, Fräulein, ist das Himmlische der Liebe, daß wir auch ihre tiefsten Schmerzen bewahren und pflegen, und sie mit der höchsten Wonne eines liebelosen Lebens nicht vertauschen mögen. Wäre es möglich, daß der Dorn dieser Rose mein Herz noch tiefer verwunden könnte, ich drückte ihn doch fest und tief hinein, damit die Qualen um sie sich mehrten. — Margarethe schüttelte traurig ihr Haupt. — Ihr scheint mich nicht zu verstehen, fuhr er fort: Ihr habt nie geliebt — nie unglücklich geliebt, sonst tönten meine Worte in Eurem Herzen wieder und schwebten nicht heimathlos an Euch vorüber. Wenn man alles Lebensglück in einem Herzen gesucht und gefunden, alle Wonnen im Traum oder im Wachen in diesem Einen genossen hat, so wird es uns so lieb und theuer, alle Ahnung, jede Hoffnung, alle lieben Bilder des Lebens haben wir ja nur aus ihm geschöpft — und wenn es uns nun getäuscht hat, ein düsterer Nebel den Mond und die glänzenden Sterne umzieht, hinter dem dunkeln Mantel der Nacht die Nachtluft uns schaudernd anweht und keine Morgenröthe uns mehr entgegendämmert, so kömmt doch der stille Hauch von ihr, und wenn er uns auch fieberhaft schüttelt, rufen wir ihm doch ein Willkommen entgegen. Denn könnte auch das himmlische Leben der Liebe vergehen, blieb die Treue doch ewig. — Was weint Ihr, Margarethe, was preßt Ihr Eure Hand so fest auf Euer Herz? Drückt es nicht nieder, laßt es frei streben und schlagen.

Euer Herz gehört nur der Freundschaft — da träufeln zwar manche Tropfen, aber ihr Quell versiegt schnell, nahen die Strahlen der Liebe!

Versiegt, sagte die Jungfrau still vor sich: zuweilen mag es sein, doch mein' ich, wenn die Liebe sich naht, dann erst ströme der Quell aus seinen innersten Tiefen. Doch lebt wohl, Junker von Wehnden! rief sie schnell und entschwand.

Wie gebannt stand Otto noch neben dem blühenden Rosenstrauch, als seien ihm mit diesem Geschenk, das ihm vielleicht nur gutmüthiger Leichtsinn reichte, alle Quellen der Erinnerung wieder aufgeschlossen, als träten die seligen Augenblicke der ersten Liebe wieder vor ihn. Noch einmal sollte er in ihren Freuden schwelgen, noch einmal, ehe er ganz enttäuscht aus seiner Zauberwelt heraus und in sein finsteres verschlossenes Inneres zurücktreten sollte. Er sah auf die Rose, die er noch in seiner Hand hielt — verwelkt war sie schon und fast entblättert. Da lächelte er schmerzvoll; das Bild seines früh dahin welkenden Lebens schien sie ihm zu sein, und ohne zu ahnen, daß aus ihrem Fenster Margarethe ihn belausche, nahm er die treue Laute und sang. Ein sanfter Westwind führte Wort und Ton der Freundin zu.

Von dem Busen nahmst Du diese Rose,
gabst mir dieses sinnige Geschenk,
schmeichelnd hauchte mir aus ihrem Schooße:
Sei stets liebend meiner eingedenk.

Kannst Du Rose aus dem Schnee Dich winden,
kannst Du an dem kalten Herzen glühn,
kannst Du an den Todten Leben finden,
ohne Gluth entfalten und entblühn?

Also dacht' ich, drückte sie mit Beben
an die Lippe, an mein klopfend Herz.
Ahnend sprach ich: Ach dein kurzes Leben
gibt für flücht'ge Wonne ew'gen Schmerz.

Kaum noch hatt' ich dieses Wort gesprochen,
kaum noch an den Busen sie gedrückt,
hatte mich auch schon ihr Dorn gestochen,
und die Rose war verwelkt, zerknickt.

Und die stumme Sprache ihrer Blätter,
sie verhallte mit dem Blüthenkranz.
Ach die Liebe windet nur für Götter
ihren unbewölkten Sternenkranz.

Welke nur! Du bist für mich verblühet,
laß mir Deinen Dorn und Deinen Schmerz.
Wenn die treue Liebe uns entfliehet,
welket mit der Rose auch das Herz.

Er legte die Laute neben sich, zog jetzt die Rose wieder aus seinem Busen, hielt sie dem Westhauch entgegen, und wie ein Blatt nach dem

andern auf seinem Flügel dahin getragen entflog, sagte der Sänger wehmüthig nachblickend: Fahrt hin, fahrt hin! Ihr nehmt meinen Schmerz doch nicht mit Euch fort.

Wohl hatte die Ahnung Otto nicht getäuscht; die Flamme, die wie auf einem Opferaltare Eva zu leuchten schien, hatte sich über ihr Haupt gezogen und sich in Gewitterwolken eingehüllt, um als Blitz sie zu zerschmettern.

Die Herzogin wurde mit jedem Tage stiller, kränkelnder, man las in ihrem trüben, schwermüthigen Blicke, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Ihr Gatte, der, wenn er sie auch nicht liebte, sie doch achten mußte, wurde besorgt um sie, und obgleich er die Ursache ahnen konnte, die ihr frommes Gemüth schmerzhaft ergriff, wagte er es zuweilen doch, sie theilnehmend zu fragen, was sie so tief betrübe. — In einem solchen Augenblicke konnte sie ihr Gefühl nicht länger verbergen. Sie gestand ihm offen, daß seine Neigung zu Eva von Trothe die Ursache ihres Kummers sei, und daß nur deren Entfernung vom Hofe ihr einigermaßen die verlorene Ruhe wieder geben könne.

Der Herzog war bestürzt, doch faßte er sich schnell und suchte seine Gemahlin zu überreden, daß nur Wohlwollen und Rückerinnerung an die geleisteten Dienste des Vaters der Grund seines freundlichen Benehmens gegen das junge liebliche Mädchen sei, und da die Herzogin zweifelnd den Kopf schüttelte und weinend an seine Brust sank, sagte er schnell: Nun wohl! Ihr könnt noch heute Eva von Trothe zu ihrem Vater zurückschicken, und Ihr werdet sehen, daß meine Heiterkeit nicht einen Augenblick getrübt ist, es thut mir nur Euretwegen Leid, da Ihr die Zierde Eures Hofes von Euch weiset, denn wahrlich im Kreise der Jungfrauen, die Euch umgeben, ist Eva die Perle.

Da habt Ihr Recht — in jeder Bedeutung Recht! erwiderte die Herzogin: sie bedeutet Schmuck und Thränen. Nun, wie Ihr wollt, mein Gemahl, ich werde die ehrwürdige Domina von Wiprechtshausen zu mir berufen, sie mag sie zurück zu ihrem Vater führen.

Nein! rief der Herzog heftig: Soll Eva uns verlassen, so sei es schon morgen. Eure Ruhe, Marie, setzte er freundlich hinzu: soll keine Stunde länger getrübt werden. Er verließ die Herzogin, welche in dem nemlichen Augenblick einer Zofe befahl, Eva zu rufen.

Diese, nichts ahnend, erschien — selbst in dem Blicke der Herzogin konnte sie nichts lesen, was sie hätte beunruhigen können, freundlich, gnädiger als je kam ihr die Gebieterin entgegen. Doch als sie vor ihr stand, sich neigte und sie um ihre Befehle fragte, ruhte der Blick der Herzogin lange auf der holden Gestalt. Es drückten sich gegen einander kämpfende Empfindungen auf ihrem Antlitz aus, Wohlwollen und Bitterkeit, beides

Euer Herz gehört nur der Freundschaft — da träufeln zwar manche Tropfen, aber ihr Quell versiegt schnell, nahen die Strahlen der Liebe!

Versiegt, sagte die Jungfrau still vor sich: zuweilen mag es sein, doch mein' ich, wenn die Liebe sich naht, dann erst ströme der Quell aus seinen innersten Tiefen. Doch lebt wohl, Junker von Wehnden! rief sie schnell und entschwand.

Wie gebannt stand Otto noch neben dem blühenden Rosenstrauch, als seien ihm mit diesem Geschenk, das ihm vielleicht nur gutmüthiger Leichtsinn reichte, alle Quellen der Erinnerung wieder aufgeschlossen, als träten die seligen Augenblicke der ersten Liebe wieder vor ihn. Noch einmal sollte er in ihren Freuden schwelgen, noch einmal, ehe er ganz enttäuscht aus seiner Zauberwelt heraus und in sein finsteres verschlossenes Inneres zurücktreten sollte. Er sah auf die Rose, die er noch in seiner Hand hielt — verwelkt war sie schon und fast entblättert. Da lächelte er schmerzvoll; das Bild seines früh dahin welkenden Lebens schien sie ihm zu sein, und ohne zu ahnen, daß aus ihrem Fenster Margarethe ihn belausche, nahm er die treue Laute und sang. Ein sanfter Westwind führte Wort und Ton der Freundin zu.

Von dem Busen nahmst Du diese Rose,
gabst mir dieses sinnige Geschenk,
schmeichelnd hauchte mir aus ihrem Schooße:
Sei stets liebend meiner eingedenk.

Kannst Du Rose aus dem Schnee Dich winden,
kannst Du an dem kalten Herzen glühn,
kannst Du an den Todten Leben finden,
ohne Gluth entfalten und entblühn?

Also dacht' ich, drückte sie mit Beben
an die Lippe, an mein klopfend Herz.
Ahnend sprach ich: Ach dein kurzes Leben
gibt für flücht'ge Wonne ew'gen Schmerz.

Kaum noch hatt' ich dieses Wort gesprochen,
kaum noch an den Busen sie gedrückt,
hatte mich auch schon ihr Dorn gestochen,
und die Rose war verwelkt, zerknickt.

Und die stumme Sprache ihrer Blätter,
sie verhallte mit dem Blüthenkranz.
Ach die Liebe windet nur für Götter
ihren unbewölkten Sternenkranz.

Welke nur! Du bist für mich verblühet,
laß mir Deinen Dorn und Deinen Schmerz.
Wenn die treue Liebe uns entfliehet,
welket mit der Rose auch das Herz.

Er legte die Laute neben sich, zog jetzt die Rose wieder aus seinem Busen, hielt sie dem Westhauch entgegen, und wie ein Blatt nach dem

andern auf seinem Flügel dahin getragen entflog, sagte der Sänger wehmüthig nachblickend: Fahrt hin, fahrt hin! Ihr nehmt meinen Schmerz doch nicht mit Euch fort.

Wohl hatte die Ahnung Otto nicht getäuscht; die Flamme, die wie auf einem Opferaltare Eva zu leuchten schien, hatte sich über ihr Haupt gezogen und sich in Gewitterwolken eingehüllt, um als Blitz sie zu zerschmettern.

Die Herzogin wurde mit jedem Tage stiller, kränkelnder, man las in ihrem trüben, schwermüthigen Blicke, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Ihr Gatte, der, wenn er sie auch nicht liebte, sie doch achten mußte, wurde besorgt um sie, und obgleich er die Ursache ahnen konnte, die ihr frommes Gemüth schmerzhaft ergriff, wagte er es zuweilen doch, sie theilnehmend zu fragen, was sie so tief betrübe. — In einem solchen Augenblicke konnte sie ihr Gefühl nicht länger verbergen. Sie gestand ihm offen, daß seine Neigung zu Eva von Trothe die Ursache ihres Kummers sei, und daß nur deren Entfernung vom Hofe ihr einigermaßen die verlorene Ruhe wieder geben könne.

Der Herzog war bestürzt, doch faßte er sich schnell und suchte seine Gemahlin zu überreden, daß nur Wohlwollen und Rückerinnerung an die geleisteten Dienste des Vaters der Grund seines freundlichen Benehmens gegen das junge liebliche Mädchen sei, und da die Herzogin zweifelnd den Kopf schüttelte und weinend an seine Brust sank, sagte er schnell: Nun wohl! Ihr könnt noch heute Eva von Trothe zu ihrem Vater zurückschicken, und Ihr werdet sehen, daß meine Heiterkeit nicht einen Augenblick getrübt ist, es thut mir nur Euretwegen Leid, da Ihr die Zierde Eures Hofes von Euch weiset, denn wahrlich im Kreise der Jungfrauen, die Euch umgeben, ist Eva die Perle.

Da habt Ihr Recht — in jeder Bedeutung Recht! erwiderte die Herzogin: sie bedeutet Schmuck und Thränen. Nun, wie Ihr wollt, mein Gemahl, ich werde die ehrwürdige Domina von Wiprechtshausen zu mir berufen, sie mag sie zurück zu ihrem Vater führen.

Nein! rief der Herzog heftig: Soll Eva uns verlassen, so sei es schon morgen. Eure Ruhe, Marie, setzte er freundlich hinzu: soll keine Stunde länger getrübt werden. Er verließ die Herzogin, welche in dem nemlichen Augenblick einer Zofe befahl, Eva zu rufen.

Diese, nichts ahnend, erschien — selbst in dem Blicke der Herzogin konnte sie nichts lesen, was sie hätte beunruhigen können, freundlich, gnädiger als je kam ihr die Gebieterin entgegen. Doch als sie vor ihr stand, sich neigte und sie um ihre Befehle fragte, ruhte der Blick der Herzogin lange auf der holden Gestalt. Es drückten sich gegen einander kämpfende Empfindungen auf ihrem Antlitz aus, Wohlwollen und Bitterkeit, beides

wechselte. Endlich ergriff die Herzogin ihre Hand. Eva, sagte sie wehmüthig: wir müssen uns trennen; es war nicht gut, daß Du den Falkenstein verließest. — Ich fürchte, Du hast zwei Menschen unglücklich gemacht.

Zwei Menschen! rief sich vergessend und noch vor Schreck über diese unerwartete Nachricht bebend, die Jungfrau.

Ja! sagte die Herzogin sich fassend: Zwei Menschen, die es wohl vom Schicksal nicht verdient hätten — Dich, und Otto von Wehnden. Auf Deiner Burg hätte des Sängers Liebe Dir genügt, Dich beglückt. An meinem Hoflager hat Dich Dein leichter hochfahrender Sinn zu weit verlockt. Vielleicht ist es noch Zeit Dich wieder in das rechte Gleis zu bringen, darum sollst Du morgen zu Deinem Vater zurückkehren, und erfüllest damit meinen Wunsch und des Herzogs Befehl.

Des Herzogs Befehl? entfuhr Eva.

Wundert Dich Das? Glaubst Du, mein Gemahl nähme nicht so innigen Antheil an Deinem wahren Glücke als ich? Glaubst Du, er fühle nicht so gut als ich, daß Entfernung der einzige Weg ist, Dich zu retten? Geh, Eva, ordne Deine Sachen, bereite Dich zur Abreise und nutze die wenigen Stunden noch mit Vorsicht. Geh, mein Kind!

Eva beugte sich vor der bleichen Gestalt der fürstlichen Frau, ergriff ihre Hand, und indem sie die zitternde fast krampfhaft an ihre Lippen drückte, sank eine Thräne darauf.

Du weinst? sagte die Herzogin zu der immer noch Gebeugten: Dein Herz ist zerrissen von Schmerz und Verzweiflung. Ist denn meine Hülfe vergebens, kam meine Vorsicht zu spät? Dann sei Gott Dir gnädig, und sein Todesengel befreie Dich bald von Schande und Spott. — Sie ließ die Gebeugte auf den Knieen und verließ das Zimmer.

Als Eva endlich das Haupt wieder hob, wie aus einem Traum erwacht um sich sah, die Hand nach dem Herzen griff und ein tiefer Seufzer sich aus der gepreßten Brust empor rang, da faltete sie noch knieend die Hände. Allbarmherziger Gott! rief sie und ihr Auge sah starr empor: was ist aus mir geworden. Vater im Himmel! War nicht einer Deiner schützenden Engel im Augenblicke der Gefahr um mich. Ende gnädig mit mir! — Ihr Haupt sank auf die Brust, ihr dunkelblondes Haar rollte über Stirn und Auge; so fand sie Margarethe, die schon lange vor ihr stand und die Büßende nicht anzureden wagte.

Doch als Eva jetzt die Freundin vor sich sah, sprang sie auf, ergriff ihre Hand, zog sie heftig mit sich fort aus dem Gemache, über den Gang die Wendeltreppe hinauf, riß die Thüre ihres Zimmers auf, stürzte hinein. Margarethe! rufend versagte ihr die Stimme, hoch hob sich die tobende Brust, es schien als ob ein Geheimniß sich aus ihr lösen wollte und die Lippen die Pforte verschlössen. Sie sank an Margarethens Hals, preßte sie krampfhaft an sich. Es muß geschieden sein, rief sie endlich: es muß!

Mir sagte es die Herzogin, unterbrach die Freundin den Ausbruch des Schmerzes.

Die Herzogin! rief Eva: wehe mir, Margarethe. Die Herzogin und Otto stehen vor mir drohend, zornig, doch der Jüngling weint — und ich verdiene seine Thränen nicht.

Beruhige Dich! sagte Margarethe und führte sie auf einen Sessel.

Beruhigen soll ich mich, beruhigen, da Alles, Alles verloren ist? Ihn habe ich verloren — und mich! rief sie schaudernd: mich hier und dort. — Doch, sagte sie plötzlich und ein ruhiges Lächeln verbreitete sich über ihr Gesicht: alles Leid löst sich in einem entschlossenen Augenblick, allen Kummer nimmt er schnell mit sich hinweg und die Flamme des Schmerzes verlischt in der ewigen Nacht.

Gedenke Deines ewigen Heils, ist auch Dein irdisches dahin! rief Margarethe erschüttert: Gott schütze Dich vor Verzweiflung.

Eva lächelte bitter. — Ich soll ja alles ordnen zur Abreise, sagte sie mit kalter Ruhe: hilfst Du mir wohl, Margarethe? Ich will an alles eine Erinnerung knüpfen, an alles was ich mitbrachte eine freundliche, an alles was mir seine, ihre Güte gab eine traurige. Ihr heftiger Schmerz schien sich in stille Wehmuth aufgelöst zu haben.

Zuerst ordnete sie die einfache Kleidung, welche sie durch die Milde der guten Domina mitgebracht hatte, legte alles in die Truhe, doch als sie ein blau wollenes Kleid ergriff, das mit weißem Tafft verbrämt war, wiegte sie es lange auf ihrem Arme. Margarethe, sagte sie leise: dies Kleid trug ich als ich Otto ewige Liebe schwur, und trug es als ich die Treue brach. Fahr hin du arger Mahner an Freud' und Schmerz, du einteſt beide so bitter in deinen verhängnißvollen Augenblicken! Sie warf es rasch von sich, und als sie nun die seidenen, sammetnen Kleider nahm, deren sie so manche in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes von der Gnade der Gebieterin erhalten hatte, legte sie sie schweigend zusammen, und es schien eine Reihe gar freundlicher Erinnerungen vor ihrem Blicke vorüber zu schweben. Doch als sie jetzt das Kästchen erfaßte in welchem die Perlenschnur lag, welche ihr bei des Herzogs Einzug die Fürstin geschenkt hatte, brach ein Thränenstrom hervor. — Noch einmal sank sie der Freundin um den Hals und war nicht mehr vermögend etwas zu ordnen; sie setzte sich an das Fenster und sah hinaus in die Dämmerung des Abends. Margarethe und Martha ordneten das Uebrige.

Als Margarethe sie verließ, versprach diese am Morgen vor ihrer Abreise noch zu ihr zu kommen. Sie hielt Wort, und fand Eva ganz anders als sie sie verlassen. Stiller Ernst schien an die Stelle des nagenden Schmerzes getreten zu sein, über ihr ganzes Wesen schien sich eine gewisse Bestimmtheit und Ruhe verbreitet zu haben, die dem Fräulein von der Asseburg deutlich sagte, sie habe seit gestern Abend mit sich abgeschlossen.

Ob sie für ihre Freundin deßhalb fürchten, ob sie sich darüber freuen sollte, wußte sie nicht.

Lebe wohl, Margarethe! sagte Eva mit ernstem Tone und thränenlosem Auge: Leb wohl! Mir sagt mein ahnendes Herz, wir sehen uns nicht wieder. Grüß' Otto und bitte ihn, daß er meiner stets freundlich und ohne Bitterkeit gedenke.

Sie wand sich aus Margarethens Armen und bestieg den Wagen. Martha, die den Hof verlassen und sich zu ihrer alten Schwester am Harz zurückziehen wollte, begleitete sie, einige Reisige folgten dem Wagen.

Die so plötzliche Abreise Eva's erregte viel Aufsehen an Herzog Heinrichs Hoflager. Ihre glänzende Schönheit hatte alle Blicke auf sie gezogen, und jedermann war erstaunt, den Herzog am Tage ihrer Abreise wie gewöhnlich auf die Jagd reiten und so heiter wiederzurückkehren zu sehen, als ob die holde Jungfrau noch den Glanz seines Hofes erhöhe, und ihr braunes feuriges Auge noch liebevoll an ihm hinge. Auch die Herzogin schien heiterer zu sein, nur Margarethe von der Asseburg war still und in sich gekehrt, der Abschied von Eva war ihr zu schmerzlich gewesen; die Gewißheit, welche ihr in den letzten Stunden des Zusammenseins geworden war, daß die Ruhe ihrer Freundin unwiederbringlich verloren sei, die furchtbare Ahnung, daß sie, ihr Unglück nicht ertragend, gewaltsam es enden würde, ließen keinen beruhigenden Gedanken in ihr aufsteigen und mit unaussprechlicher Angst erwartete sie die Rückkehr der Reisigen.

Aber statt ihrer kam Otto nach Wolfenbüttel. Eine drückende Beklemmung, wie er sagte, hatte ihn von seiner Mutter fort nach dem herzoglichen Hoflager getrieben, und da fand er seine Ahnung erfüllt; Eva war nicht mehr hier. Aber daß er ihr nicht begegnet, war ihm beängstigend. War er doch den nemlichen Weg gekommen, den sie nehmen mußte, keinen Wagen, nur einige Reisige von Braunschweig hatte er angetroffen. Sollte ich an ihr vorüber geritten sein, ohne daß die Stimme in meinem Innern mir ihre Nähe verkündet hätte! rief er. Da ritten die Reisigen, welche Eva begleitet hatten, wieder über die Zugbrücke in den Schloßhof ein. Margarethe stürzte ihnen entgegen und erfuhr, daß Eva in Gandersheim plötzlich erkrankt und dort unter Marthens Pflege zurückgeblieben sei.

Sie hat Gift genommen, um ihre Qual zu enden; dies war der erste Gedanke der in Margarethen aufstieg. Sie verschwieg ihn jedoch Otto, in welchem bei der Nachricht von Eva's Abreise so manche Empfindungen mit einander gekämpft hatten. Er wußte nicht, sollte er sich freuen, daß sie nun wieder in seiner Nähe, entfernt vom Hofe und dem Herzog Heinrich, auf Falkenstein leben würde, sollte er ihre Nähe fürchten, die ihn wieder mit Hoffnungen beleben konnte, die er für immer aus seinem Herzen ver-

bannen zu müssen glaubte. Nun kam zu diesem noch die Nachricht von ihrer Krankheit, welche ihn quälte und die ihn wieder von Wolfenbüttel trieb. Er wurde von Hoffnung, Angst und Furcht wie ein steuerloses Schiff auf den Fluthen umher getrieben, und gewiß würde er alle Rücksicht bei Seite gesetzt und sogleich nach Gandersheim geeilt sein, hätte ihn nicht ein bestimmter Befehl des Herzogs, welcher wünschte, daß in einigen Tagen sein Gesang ein Fest verherrliche, in Wolfenbüttel festgehalten.

Margarethe hoffte den andern Tag vergebens auf Nachrichten von Gandersheim. Ihr schien es fast gewiß, daß Eva gewaltsam ihre Krankheit herbeigeführt habe und daß keine Rettung mehr für sie sei. Sie mußte diese schreckliche Ahnung in sich verschließen, denn niemand durfte sie sich ja mittheilen, selbst Otto nicht, dessen Herz schon bei dem Gedanken gebrochen wäre.

Dieser hatte auch eine unruhige Nacht gehabt, der Schlaf war von ihm gewichen; doch als er am Morgen endlich eingeschlafen war, hatte ein freundlicher Traum ihn gestärkt. — Er hatte Eva gesehen, frisch wie eine blühende Rose; freundlich hatte sie ihm entgegen gelächelt und zu ihm gesagt: Otto, ich sterbe nicht! und als wären diese Worte eine Stimme des Himmels gewesen, so tröstend drangen sie auch noch beim Erwachen in des Jünglings Herz. Ich habe sie gesehen, Fräulein! rief er am Morgen Margarethen entgegen: bald wird sie genesen und frisch wie eine Frühlingblume wieder auf Falkenstein wandeln. Meine Träume trügen mich nicht.

Das gebe Gott! seufzte Margarethe, aber in ihre Brust war das Vertrauen und die Hoffnung nicht wieder gekehrt.

Als daher das Fest schon früh am andern Morgen beendet war, warf Otto die Laute über die Schulter, wickelte sich in seinen Mantel, und ohne sich bei dem Herzog und seiner Gemahlin zu beurlauben, ohne Margarethen Lebewohl gesagt zu haben, hatte er Wolfenbüttel verlassen und sein flüchtiges Roß trug ihn nach Gandersheim.

Noch ruhte die Nacht auf der schweigenden Flur, als die Thürme der Stadt wie graue Riesen vor ihm standen. Immer den Blick nach ihnen gerichtet, als ob sie das Ziel seiner Sehnsucht wären, jagte er vorwärts, da vernahm er dumpfe Glockentöne, die nicht zur Hora riefen, auch nicht den jungen Tag begrüßten. Trauertöne waren es, die einen Lebensmüden zur Ruh begleiten sollten. Eva! rief der Jüngling, und sein angetriebenes Roß hielt bald vor dem verschlossenen Thore.

Macht auf! rief er dem Wächter entgegen, der gar nicht gesinnt war, um diese Zeit das wohlverwahrte Thor aufzuschließen: Zieht das Fallgatter auf, ich komme von dem Hoflager des Herzogs. Doch seine Eile, seine Angst gaben dem trägen Wächter keine Flügel; er traf erst alle nöthigen Vorkehrungen, weckte die Bürgerwache, und während das Geläute der Glocken immer stärker wurde, öffnete er endlich die Pforte, sah umher

lugend heraus, und als er den Reiter nur allein erblickte, trat er zu dem Harrenden noch nähere Erkundigung einzuziehen.

Wem gilt das Geläute Eurer Glocken? rief ihm Otto zu.

Einem Hoffräulein unserer gnädigen Frau, erwiderte der Thorwärter, indem er vorsichtig in die Ferne schaute: dem schönen Fräulein Eva von Trothe.

Bei diesen Worten sprang der Jüngling vom Pferde, drang durch die Pforte durch die vorgehaltenen Spieße der Bürgerwache. Als wolle er die Stadt mit stürmender Hand erobern, so machte er sich mit seinem Schwerte Bahn, stürzte die Straße hinauf, denn schon von fern hörte er von den Kapuzinern her den Grabgesang zwischen den dumpfen Glockentönen schallen. Jetzt sah er die Kirche von Fackeln erleuchtet, sah den Leichenzug, sah den schwarz behangenen Sarg, der die irdische Hülle, der alles deckte, was ihn noch an das trügerische Leben gekettet hatte. Noch das Schwert in der Hand stürzte er zwischen den Leichenzug und sank bewußtlos am Sarge der Geliebten nieder.

Als er erwachte, befand er sich in einem fremden Zimmer. Ein freundliches Mütterchen saß an seinem Bett und begrüßte ihn. Gott sei gedankt, lieber junger Herr, daß Ihr wieder aus Eurer Ohnmacht erwacht seid, ist es doch schon spät am Morgen; wartet, ich will Euch etwas zum Imbiß bereiten, bin gleich wieder hier. Sie verließ ihn. — Als nun Otto verwundert um sich sah, die Begebenheiten der Nacht, der Trauerzug, das Geläute der Glocken der Grabgesang wie ein Traum vor ihm schwebte, fiel sein Blick auf die Laute. Zertrümmert lag sie neben ihm auf einem Sessel, alle Saiten waren gesprungen. Du gabst die Töne meines Herzens wieder, treue Vertraute meiner Schmerzen! rief er, sich aufrichtend: und bist jetzt auch mit dem Herzen verstummt. Deine Saiten sind gesprungen wie die Saiten meines Innern. Du bist zertrümmert und keine Hand vermag dich wieder zu ordnen, und süße Harmonieen aus dir zu locken — so auch in mir. Er stand auf, ordnete seine Kleidung, und als die Alte wieder eintrat und ihm den Morgenimbiß auf den Tisch stellte, fragte er sie, bei wem er sich befinde, und erfuhr, daß sie, die Witwe eines wohlhabenden Bürgers, schon lange mit ihrer Magd das Häuschen bewohne und er in dieser Nacht vor demselben ohnmächtig niedergesunken, hieher gebracht worden sei.

Otto aß nur wenig, trank einen Becher Wein, dankte der Alten und wollte sich entfernen. Euer Roß steht ja noch im Stalle, sagte diese: wollt Ihr denn zu Fuße weiter wandeln? Weilt doch bei mir, lieber Herr, und erholt Euch von dem Schreck, den wahrscheinlich der Trauerzug Eurer Schwester oder gar Eurer Braut erregt hat. — Otto sah starr vor sich nieder und schien über etwas nachzudenken. Ermannt Euch, junger Herr, verzweifelt nicht. Ihr ist wohl, sie ist bei Gott!

Mutter, sagte Otto schnell: gönnt Ihr meinem Rosse wohl Herberge, bis ich morgen zurückkomme?

Gern, erwiderte dieſe.

So lebt wohl! Er drückte ihr die Hand und verließ ſie ſchnell.

Es war Sonntag; aus der Kirche ſtrömte die Menge, Otto miſchte ſich unter ſie, trat ein in das Gotteshaus, und fand den Glöckner, der allerhand wieder zu ordnen beſchäftigt war. Lieber Herr! ſagte er zu dieſem: ſagt mir doch, in welcher Gruft ruht das Fräulein, welches in dieſer Nacht zur Ruhe beſtattet wurde?

Der Glöckner zeigte ihm die Thür eines Gewölbes. Hier, junger Herr, ruht die ſchöne junge Dame. Gott gebe ihr eine fröhliche Auferſtehung.

Und könnt Ihr mir nicht die Gruft öffnen? Gern will ich Euch dankbar dafür ſein!

Nein, lieber Herr, das iſt mir ſtreng verboten. Ich will's Euch nur vertrauen. Ihr Tod war ſo plötzlich, man ſprach von Gift, darum wahrſcheinlich das Verbot. Ich muß das Gewölbe am Tage verſchloſſen halten und erſt des Abends darf ich es öffnen, denn hier haben wir die fromme Sitte, das Gewölbe, worin ein eben Geſtorbener beigeſetzt wird, drei Tage offen zu laſſen, damit die Verwandten am Sarge noch beten und die vielleicht lebendig Begrabenen aus der kalten Gruft herausſteigen und Hülfe ſuchen können.

Ich danke Euch! ſagte Otto, und miſchte ſich unter die letzten, welche die Kirche verließen, doch blieb er zurück. In einem verſteckten Winkel des Thurmes verbarg er ſich, und erſt als auch der Glöckner das Gotteshaus verlaſſen und die Pforte hinter ſich verſchloſſen hatte, trat er hervor.

Jetzt ſtand er vor dem Eingange des Gewölbes. — So iſt denn die Blüthe geknickt und verwelkt, ſo iſt das herrliche Auge geſchloſſen, rief er aus: und ſein Himmelsſtrahl durchglüht nie wieder mein qualvolles Herz. Die Lippen ſind bleich, die Gluth der Morgenröthe von dem Hauche des Todes erloſchen, und ihm dies herrliche, himmliſche Leben anheimgefallen! — Gift, ſagt man, habe dieſe Blume zerſtört? Hat die Schuld den Giftbecher gefüllt, die Verzweiflung ihn geleert? — Dann, Vater im Himmel, rief er und ſank betend auf ſeine Kniee: dann nimm die Gefallene gnädig auf in Deinen Schooß, und vergib ihr ihre Schuld — ſo wie ich ihr vergebe, ſetzte er leiſe hinzu.

Dunkel wurde es jetzt um ihn her, der Tag verbarg ſich vor den Schattenflügeln der Nacht, und nur noch das Flämmchen der ewigen Lampe erhellte mit ſeinem ſparſamen Lichte das Gewölbe der Kirche, da hörte er Geräuſch an der Pforte. Schnell verbarg er ſich hinter dem Altar. Es war der Glöckner; eine Leuchte in der Hand, kam er herein und goß Oel auf die Lampe, trat vor den Altar, ſchlug das noch aufgeſchlagene Meßbuch zu, ging dann zu dem Gewölbe, worin Eva ruhte, ſchloß es auf und, nach-

dem er hinein geleuchtet hatte, sagte er leise vor sich hinmurmelnd: Ruhe in Frieden! dann sich vor dem Gekreuzigten neigend, schritt er nach der Pforte, und verließ das Gotteshaus.

Die Uhr des Glockenthurms schlug eben zehn. Otto trat aus seinem Asyle hervor, ging rasch nach der offenen Gruft, und schrittt die Stufen hinab, welche zu dem Ruheplatz der Lebensmüden führten. Die Ampel warf ihr mattes Licht durch die geöffnete Thür auf die steinernen Tritte, doch in das Gewölbe fiel kein leuchtender Strahl. Eine Kerze zu zünden und von ihrem Licht begleitet hinunter zu steigen, wagte der Jüngling nicht. Noch war es zu laut auf den Straßen, ein Vorübergehender konnte das Licht da unten erblicken; er wollte deßhalb seine Sehnsucht unterdrücken, bis die Mitternacht das Auge der Müden geschlossen habe. Aber in ihrer Nähe mußte er bleiben. Er tappte umher, nichts als Särge faßte seine Hand, und wer konnte ihm sagen, welcher es sei, der Evens sterbliche Hülle decke; da ging er traurig nach der Treppe zurück, denn an fremdem Sarge betend zu knieen schien ihm Entheiligung, setzte sich, entschlossen hier die Stunde der Geister abzuwarten, auf ihre kalten Stufen und blickte in das Dunkel der Gruft, in dieses Beinhaus des Todes hinein.

Leben! freundliches Leben, wie bist Du so schön! rief er aus: Rosig umstrahlt dich der Tag, blühend prangen deine Kinder, die nach wenigen Stunden entstellt in den Armen des Todes ruhen. Und wie wärst du so fürchterlich, wenn du für Ewigkeiten zerstören könntest, wenn keine Morgenröthe jenseit uns weckte zum herrlicheren Erwachen. Kurz ist ja nur die Trennung, wenn deine Sichel gemäht hat, so kurz, daß der feste Wille der Zurückgebliebenen, daß ein Augenblick hinreicht, um die Jahre der Trennung zu Sekunden abzukürzen. — Eva! rief er: wir sehen uns wieder, ja wir sehen uns einst wieder! Dort, wo keine Trompeten schmettern, keine Waffen klirren, wo kein Ritter turnirt um Ehre und Ruhm, dort, wo nur dem Dulder die Palme wird und Gott Barmherzigkeit auch auf des Sünders Wagschale legt. Wir sehen uns wieder, das sagt mir die Stimme in meinem Innern, daß sagt mir der dumpfe Wiederhall in dieser Gruft.

Aber wie drückend, wie eisig kalt ist es hier, kaum daß des Lebens Aether hinab in die unterirdische Gruft sich senkt, als fürchte er, an diesen modernden Gebeinen seine Schwingen zu lähmen; wie grausig ist es, unter Schlafenden der einzige Wachende, unter Todten der einzige Lebende zu sein, der einzige, dessen Herz noch von Sehnen und Wünschen, von Furcht und Bangigkeit schlägt, wenn das Herz der Schlummernden in ewigem, heiligem Frieden ruht.

Da schlug die eilfte Stunde. Ich komme, Geliebte! rief er: den letzten Kuß auf die erstorbenen Lippen zu drücken, mit ihm der Wonne Lebewohl zu sagen und mich der Sehnsucht zu überlassen, die mich bald hinüber tragen wird. Er stieg die Treppe hinauf, und als er die heilige

Kerze vom Altare nehmen, als er sie an der ewigen Lampe zünden wollte, überlief es ihn eiskalt; konnte er sich doch eines Schauders nicht erwehren, daß er das Heilige mit irdischer Hand fasse, daß er das heilige Licht, nur dem Herrn geweiht, anzünde, die Ruhe der Todten zu stören.

Als er jedoch die Stufen hinabgestiegen, die Gruft betrat, den jungfräulichen Kranz auf dem schon mit halb verwelkten Blumen geschmückten eichenen Sarge vor sich sah, als er am Fuße die Worte las: „Hier ruht in Gott Eva von Trothe, der Herzogin Hoffräulein. Gott sei ihrer Seele gnädig!“ — da wankte sein Fuß, da zitterte die Hand, fast wäre ihm die Kerze entfallen, und es war ihm als riefe eine leise, klagende Stimme aus dem Sarge: Störe meine Ruhe nicht, nur leis ist mein Schlummer! — Ungewiß stand er an dem Sarge, ungewiß, was er beginnen sollte, doch die Sehnsucht, die Geliebte noch einmal zu sehen, war zu groß. Vergib mir, Unglückliche! rief er: Ich wollte ja Deine Träume nicht stören im Leben, vergib, daß meine Sehnsucht Deine Grabesruh unterbricht. Er nahte dem Sarge, wollte den Deckel heben, er war verschlossen, eiserne Schrauben hielten ihn fest. Soll ich sie nicht noch einmal sehen? rief er aus, und Unmuth und Verzweiflung überschatteten sein Antlitz: Gönnst Du mir auch nicht diesen Trost, strenger Vater im Himmel, und ich war doch so bescheiden in meinen Wünschen, so demüthig in meinem Begehren? Aber ich muß sie sehen, ich muß diese Lippen noch einmal berühren, und sollte ich mit diesem Augenblicke untergehen.

Er kehrte in die Kirche zurück und suchte überall. In einer Ecke des Thurmes fand er ein Werkzeug, was vielleicht ein Arbeiter dort hatte liegen lassen; er eilte zurück, er versuchte, es gelang, die Schrauben gaben nach; er hatte alle gelöst — und stand am Ziel.

Himmelsbild! rief er, und zauderte eh' er den Deckel ergriff: Himmelsbild, wie werd' ich Dich wiedersehen! Der Tod hat das Leben verwischt, das Feuer verlöscht, Dein Auge, Dein Engelauge ruht geschlossen, Vernichtung hat das Herrlichste der Erde zerstört. Doch Du bist es ja, meine Eva, Du bist es, erscheine mir in welcher Gestalt Du willst, Dein Anblick sei mir willkommen. Er hob die flammende Kerze hoch empor, warf den Deckel ab, taumelte zurück und starrte mit weit geöffneten stieren Augen in den Sarg.

Träume ich! rief er endlich und beleuchtete die Madonna, welche den Jesusknaben im Arm, die Strahlenkrone um das Haupt, im Sarge lag. Täuscht mich eine Truggestalt? rief er noch einmal und umfaßte das hölzerne Muttergottesbild; starr sah er vor sich darauf hin. Sie lebt! sie ist nicht gestorben! rief er dann, ein Strahl des Lichtes war in seiner Seele aufgegangen: sie ist nicht gestorben, ich werde sie wiedersehen. Jauchze nicht, armes Herz, Deine Qualen sind noch nicht beendet, aber auch Deine Wonnen nicht. Sie lebt! das ist mir genug. Aufsuchen will ich und finden werd' ich sie; der Sehnsucht öffnen sich alle Thore und die Liebe,

selbst die hoffnungslose Liebe bringt durch Riegel und Mauern, durch Dunkel und Nacht.

Aber, sagte er plötzlich: daß ich das Geheimniß enthüllt habe, muß ein Geheimniß bleiben, ihre Ehre will ich retten, sie soll durch mich nicht untergehn. Er nahm den Deckel und wollte den Sarg wieder schließen. Doch als er das Muttergottesbild wieder mit Grabesnacht bedecken wollte, ergriff ihn ein Schauder. Nein, sagte er: das Heilige darf nicht entheiligt, das Himmlische nicht mit dem Irdischen verwechselt werden! nahm das Standbild der Madonna aus dem Sarge, stellte es in eine Nische des Gewölbes und schloß den Sarg wieder vorsichtig.

Als der Pförtner am Morgen kam, die Gruft wieder zu schließen, schlich sich Otto aus der Kirche, eilte zu der alten Matrone, dankte ihr herzlich, bestieg sein Roß und jagte nach Wolfenbüttel zurück.

Als er in den Hof des Schlosses zu Wolfenbüttel eintrat, wo alle Sänger stets willkommen waren, mußte ihn die Herzogin gesehen haben, denn ein Diener trat eilig zu ihm und brachte ihm den Befehl, zu ihr zu kommen.

Er fand sie im Kreise ihrer Frauen, unter denen auch Margarethe war, mit Handarbeiten beschäftigt. Seid uns willkommen, Junkherr von Wehnden, sagte die edle Frau: Ihr seid an jenem Abend des Festes aus unserm Schlosse entflohen, als hätte Euch eine traurige Ahnung die Nachricht voraus verkündet, die uns kurz nach Eurer Abreise von Gandersheim wurde, denn wißt — und faßt Euch als Mann, Eure Jugendfreundin Eva von Trothe ist plötzlich gestorben.

Ich weiß es, gnädige Frau, erwiderte der Jüngling mit Befangenheit: Ihr hattet Recht, mich trieb eine traurige Ahnung nach Gandersheim, das Grabgeläute tönte mir entgegen, ich sah den Sarg, der ihre irdische Hülle zu Grabe geleitete, ich sah die Gruft wo sie ruht.

Und kehrtet so schnell von dem Orte zurück, wo die Geliebte schlummert? unterbrach ihn die Herzogin.

Hohe Röthe überflog Otto's Wangen; er schwieg. — Die Herzogin sah ihm fest ins Auge, das der Jüngling zu Boden senkte. Ihr werdet ermüdet sein, ruht aus, dann in einer Stunde kommt wieder und bringt Eure Laute mit.

Sie ist zerschmettert! erwiderte er: Als die Grabgesänge tönten, stürzte ich zu Boden und sie zerbrach.

Die Herzogin sah den Sänger immer schärfer beobachtend an. Nun, so kommt ohne sie, auch so sollt Ihr mir willkommen sein.

Er verbeugte sich und wollte gehen, da traf ihn Margarethens Auge; zweifelnd, ungewiß, als sei sie irr' an ihm geworden, ruhte ihr Blick auf

ihm — das that ihm weh. Doch er ward Meister seiner Empfindung und ging.

Als er nach einer Stunde zu der Herzogin mit dem festen Vorsatz zurückkehrte, dem forschenden Blicke der Gebieterin sich nicht zu verrathen, lieber zu heucheln als sein Geheimniß kund zu thun, fand er diese mit Margarethen von der Asseburg allein. Beide schienen in bewegter Stimmung, Margarethe schien geweint zu haben.

Otto! sagte die Herzogin ihm entgegentretend: Ihr habt in einem Augenblicke Euch von zwei treuen Freundinnen trennen müssen, von der Freundin Eurer Jugend und von Eurer Laute; ständ' es in meiner Macht, Euch beide zu ersetzen, ich thät' es gern; so kann ich nur das Eine. Nehmt diese, Lorenzo Medicis schickte sie mir einst zum Geschenk aus Florenz, sie soll schön sein und sanft schmelzend tönen; nehmt sie als Ersatz für die Zertrümmerte. Sie wird, sie kann Euch nicht die süßen Stunden der Vergangenheit zurückzaubern, sie kann Euch nicht die Vertraute wehmüthig dahin geschwundener Empfindungen sein, nicht wie jene nur der ungestillten Sehnsucht tönen. Deßhalb möge diese in dem neuen Abschnitt Eures Lebens der Hoffnung tönen, und auf ihren Aetherschwingen Euch begleiten. Nehmt.

Otto kniete vor der Fürstin nieder, neigte sich, nahm die schöne, mit Gold und Elfenbein ausgelegte Laute aus der Hand seiner Gebieterin, und wie er sie betrachtend seinen Dank stammeln wollte, war er nicht vermögend die Worte zu finden.

So schön sie ist, sagte die Fürstin mit Huld: so ersetzt sie Euch nicht die Verlorene. — Ach, was aus den Zeiten der fröhlichen Jugend mit uns in das ernste Leben hinüber ging, bleibt uns theurer, werther als alles, was das Schicksal uns späterhin reicht. Was so manche Erinnerung bekränzt, so manche Wonne vergangener seliger Stunden zurückruft, hat magische Kraft, hat einen unnennbaren Zauber. Was aus der Blüthenwelt der ersten Liebe uns in die ernsten Tage des Lebens begleitete, ersetzt uns nichts.

Die Fürstin versank in wehmuthvolle Träume, und ihr Auge sah nach dem Himmel. Otto kniete noch vor ihr, sein Auge zu Boden gesenkt, Margaretha sah tiefgerührt auf den Knieenden.

Steht auf, Junkherr von Wehnden, sagte nach einer langen Pause die Herzogin: und Du, Margarethe, knüpfe ein Band an die Laute.

Margaretha nahm sie. Welche Farbe wünscht Ihr zum Bande? fragte die Jungfrau.

Heftet grün an die Gabe meiner Gebieterin, mit ihr will ich der Hoffnung folgen.

Während Margarethe ging, ein grünes Band zu holen, fragte die Herzogin: Also hörtet Ihr das Geläute der Glocken, als Ihr nach Ganbersheim kamt?

Durch das Dunkel der Nacht, Herrin! tönte es mir entgegen.

Saht den Sarg, wie er von den frommen Vätern, von Frauen und Jungfrauen begleitet, zu der Ruheſtätte gebracht wurde?

Ich ſah den Sarg, doch ſank ich bei ſeinem Anblicke bewußtlos zu Boden.

Und beſuchtet Ihr nicht ihr Grab?

Der Glöckner zeigte mir die Gruft, die es verſchloß.

Und trieb die Sehnſucht Euch nicht, die Geliebte noch einmal zu ſehen?

Ich wage nicht, den Schlaf der Todten zu ſtören!

Und ſaht ſie nicht?

Ich ſah' ſie nicht!

Kehrtet zurück nach Wolfenbüttel, nicht zu Eurer Mutter!

Die Verzweiflung, hohe Frau! und ein mir unerklärbares Gefühl trieben mich hieher. — Margarethe trat ein und unterbrach das für Otto ſo peinliche Geſpräch.

Junkherr! ſagte ſie, ihm die Laute umhängend: tragt ſie zur Erinnerung an unſere hohe Gebieterin und zuweilen auch zur Erinnerung an mich, und aus ihren Tönen entſteige Euch Troſt.

Troſt ward mir ſchon jetzt! erwiderte Otto unbedachtſam.

Troſt? fragte Margarethe: und wer reichte ihn Euch?

Ueber ſeine Unvorſichtigkeit erſchrocken, glaubte der Jüngling, nur ein Mittel bliebe ihm übrig ſie unſchädlich zu machen. Verbindlich erwiderte er Margarethen: Ihr, mein holdes Fräulein, umwandet mit Hoffnung dies Geſchenk, mit der Hoffnung ſchlich ſich der Troſt in's Herz.

Eure Thränen, Junker von Wehnden, ſind ſchnell getrocknet, ſagte die Herzogin: was Euch Eva war, weiß ich, wußte es längſt; daß Ihr mit ihr Eures Lebens Glück verloret, bin ich gewiß, und Ihr ſcheint ſie ſchon jetzt vergeſſen zu haben.

Nicht der Tod raubte mir mein Glück, er nahm nur der kindiſchen Thorheit die letzte Hoffnung; ſchon früher war es dahin, unwiederbringlich verloren, erwiderte Otto.

Die Herzogin erröthete.

Deßhalb, hohe Frau, übermannte mich zwar der Schmerz, als ich den Sarg und das Grabgefolge erblickte; doch als ich von meiner Ohnmacht erwachte, fühlte ich wohl, daß der Tod meinen Schmerz in ſanfte Trauer aufgelöſ't habe, daß es thörig ſei, noch länger das ſchon längſt Verlorene zu beklagen, und daß ich in ferne Länder pilgern muß, um die Blüthe der erſten Liebe zu vergeſſen, die der Sturm ſo früh entblätterte.

Ihr wollt von uns ziehen? rief ſchnell Margarethe.

Ich muß —

Wollt nicht wiederkehren?

Mit Gott, ja!

Und Eure Mutter, Eure alte Mutter?

Steht in der Hand des Herrn.

Die Jungfrau wendete sich, eine Thräne zu verbergen, die Herzogin sah ernst auf Otto, der theilnehmend nach Margarethen blickte.

So zieht mit Gott! unterbrach die Herzogin das Schweigen: für Eure verlassene Mutter werde ich sorgen; Margarethe soll, als sei sie ihre Tochter, sie pflegen und warten.

Das lohne Euch Gott, edle Frau, daß Ihr Euch der Verlassenen in ihrer Einsamkeit annehmen wollt. Er beugte seine Kniee vor der fürstlichen Frau und küßte die dargereichte Hand. — Sollte ich nicht wiederkehren, sagte er jetzt, hob den thränenschweren Blick zur Fürstin und sein Ton wurde weich, in seinem Auge strahlte die Gluth sanfter Schwärmerei: so danke ich Euch, hohe Frau, für Euer Wohlwollen, das Ihr mir so huldreich geschenkt habt, ich danke Euch mit gerührtem, mit wundem Herzen. — Gott schenke Ruhe Eurem Gemüthe, Friede Eurem Herzen. Er stand auf, trat zu Margarethen, die ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte. Euch, die ich fortan als Schwester begrüße, da Ihr Kindespflicht bei meiner kranken Mutter übernehmen wollt, Euch lohne Gott mit einem Herzen, des Euren werth. Ich hätte Euch wohl manches noch, was die Pflege der Mutter betrifft, zu sagen, erlaubt Ihr es, erlaubt es meine hohe Gebieterin, so finde ich Euch wohl nach der Vesper im Garten. Die Herzogin winkte bejahend, ein freundlicher Blick Margarethens gab ihm die Erlaubniß. — Er verbeugte sich und verließ das Gemach.

Ungewiß über das, was er eigentlich der Freundin zu sagen habe, betrat Otto den Garten. Sollte er sie über das Schicksal Eva's beruhigen, sollte er das Vertrauen in sie setzen, daß sie das Geheimniß der Freundin in ihrer Brust verschließen würde; oder sollte er, treu seinem Vorsatze, nur allein die Kunde ihres Lebens bewahren? — Was konnte er ihr aber von der Mutter sagen, deren Pflege er selbst übernehmen konnte, denn nur auf Wochen wollte er im Lande umherziehen, von Schloß zu Schloß, von Burg zu Burg, da er überzeugt war, nur Herzog Heinrich konnte die Mummerei in Gandersheim veranstaltet, nur er Eva auf einem seiner Schlösser verborgen haben.

Noch dachte er hierüber nach, als Margarethe traurig durch die hohen Buchenhecken der Laube zuschritt, an deren Eingang Otto ihrer wartete. Sie war eine hohe, schöne, wenn auch wohl etwas zu schlanke Gestalt, ihr schönes, schwermüthiges Auge mußte zum Herzen sprechen, wenn auch das regelmäßige Gesicht, welches die Blattern der Frische und des Glanzes beraubt hatten, nicht zu den Sinnen sprach. Schön war sie nicht zu nennen, aber holde Anmuth umstrahlte das sanfte Geschöpf.

Ihr wünscht mir noch Einiges, Eure gute Mutter betreffend, zu

ſagen, begann Margarethe das Geſpräch: unterrichtet mich von allen, von ihren kleinſten Bedürfniſſen; die Herzogin hat mir erlaubt während Eurer Abweſenheit die meiſte Zeit auf Burg Geiersberg zuzubringen, und ich werde alles thun, was ich vermag, um ſie Eure Abweſenheit vergeſſen zu machen; ſagt nun alles, lieber Otto!

Gering ſind die Bedürfniſſe meiner Mutter, erwiderte er: genügſam und kränkelnd bedarf ſie nur weiblicher Pflege, die eine alte Dienerin ihr auch treulich leiſtet. Des Sohnes Gegenwart war nur ihrem Herzen werth; erſetzt ihrem Herzen, was es entbehrt, und ich werde Euch ewig dankbar ſein.

Werde ich das auch können?

Gewiß. Euer Herz, Euer edles Herz vermag noch beſſer den Ton zu finden, der Mutter trübes Gemüth zu erheitern als das meine, was nur ſchmerzvoll die Töne des Leides wiedergibt.

Und glaubt Ihr, das meine ſei der Freude geweiht? — Mich drückt ſo mancher Kummer, und Eva's Tod ergriff es mehr als das Eurige. — Otto lächelte wehmüthig. — Ja, mein lieber Freund, ſagte ſie mit tiefem, ſchmerzlichem Gefühle: ich hatte nicht geglaubt, daß auch in Eurem Herzen die Liebe nur Sinnenrauſch ſei; ich wähnte, ſie ſei Euch eine heilige Blume, die auch jenſeit des Grabes noch blühe — der kalte Hauch des Todes hat ſie verweht, die Erinnerung führt ſie Euch nur als eine heimgegangene Freundin vor den Blick, und was tief im Herzen ruhen ſollte, iſt auf den Schwingen des Grabgeläutes entflohen.

Otto ſah der Jungfrau feſt und unverwandt, jedoch ſchmerzvoll in's Auge. — Otto! fuhr ſie endlich fort: nicht dieſen Blick, nicht dieſen offnen, treuherzigen Strahl aus Eurem Auge; nach dem was Ihr der Herzogin geſagt, müßte ich ganz an Euch verzweifeln, wär' auch dieſer Blick geheuchelt. — Ihr habt Eva vergeſſen.

Vergeſſen? rief der Jüngling und ſein Auge glüthe: Sie vergeſſen!

Der Tod nahm der kindiſchen Thorheit die letzte Hoffnung, ſo ſagtet Ihr vor Kurzem — und jetzt —

Margarethe! rief Otto und faßte wie in Verzweiflung ihre Hand: Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Menſch wie die bunte Raupe ſich in ſich ſelbſt verpuppen muß. Mißdeutet meine Worte nicht; ich bin, ich bleibe wie ich war, wie Ihr mich erkannt habt.

Das wolle Gott! Es wäre bitter, wenn mir das Schickſal auch den Glauben an Euer Herz nähme! ſagte Margarethe ſich vergeſſend. Erſtaunt ſah der Jüngling bei dieſen Worten auf ſie, die erröthend die Augen niederſchlug und vor ſich ſelbſt erſchrak, daß ihr Herz ſich ſo laut verrathen habe. Ja, fuhr ſie mit mehrerer Faſſung fort: Ihr ſeid mir um Eva werth, ſeid mir als Freund theuer, es würde mich ſchmerzen, wenn ich mich in dem Mann und ſeiner Liebe geirrt hätte, an der ich ſo innigen Theil nahm.

Und soll denn die Liebe auch über dem Grabe noch die Arme sehnend ausstrecken? soll sie endlos sein, wenn auch des Todes Sichel die Blumen gemäht? fragte der Jüngling.

Otto! rief staunend die Jungfrau.

Könntet Ihr wirklich wünschen, fuhr dieser fort: daß meine Qual ewig, mein Schmerz unvergänglich sei?

Um Euretwillen, Otto, ja! sagte sie mit gepreßter Stimme.

Nun so fürchtet nicht, Margarethe! Meine Liebe folgt mir in's Grab, meine hoffnungslose, meine thörige Liebe; denn wißt, es war nicht Evens Schöne, nicht der holde Liebreiz, der wie ein Maillüftchen sie umfloß, es war nicht jener Purpur, der auf ihren Lippen thronte, nicht der Himmelstrahl, der aus ihrem Auge zu mir sprach; es war eine dunkle, unsichtbare, geheime Kraft, ein Aether, der von ihr ausströmte und mich mit sich fortriß im Leben, mit sich fortreißen wird weit über das Grab hinaus.

Lebt wohl! sorgt für die Mutter. Solltet Ihr mich nicht wiedersehen und mein Grab finden, schmückt es mit Blumen und schenkt mir eine freundliche Erinnerung. — Er drückte ihre Hand an sein Herz, und als die Jungfrau nach ihm blickte, und: Lebt wohl, Otto! ihm zurief, bog er sich zu ihr nieder, seine Lippen berührten ihre Stirn; er verließ sie.

Ewig, selbst über das Grab hinaus, lebt treue Liebe! rief die Jungfrau, den Blick nach dem Scheidenden gerichtet: So schweige, Herz, schweig und verbirg dich vor dir selbst.

Mehremal war Margarethe schon Wochen lang bei Otto's Mutter gewesen, und hatte die bange Sorge mit ihr getheilt, welche diese um ihren Sohn trug. Auch sie wußte nicht, wohin er sich gewendet, auch sie hatte keine Kunde von ihm erhalten. Was nur eine aufmerksame Tochter vermag, that sie mit sorgsamer Liebe, jede Bequemlichkeit, die sie ihr durch Hülfe der Herzogin verschaffen konnte, bereitete sie, so daß die gute Mutter oft im Stillen den Wunsch hegte, daß ihr einziger, ihr geliebter Sohn, diesen sanften Engel zur Lebensgefährtin wählen möchte.

Auch war Margarethe nach Falkenstein zu dem alten Trothe gereis't. Einige Worte, welche der Herzogin im Augenblicke des Unmuthes und Schmerzes entschlüpft waren, hatten die Vermuthung in ihr erweckt, die Fürstin zweifle an Eva's Tode. Den Wunsch, den sie geäußert hatte, den Sarg ihres Hoffräuleins öffnen zu lassen, hatten die Kapuziner zu Gandersheim standhaft verweigert, und das ruhige Benehmen, die Abwesenheit Otto's, selbst das Verschwinden der alten Marthe, die nirgend zu finden war, alles dies bestärkte sie in der Vermuthung. Margarethe ging deßhalb nach Falkenstein, um auch dort zu erforschen, ob der Herzogin Verdacht gegründet sei.

Der alte Vater, noch über den Verluſt ſeines geliebten Kindes untröſtlich, begrüßte ſie als die Freundin ſeiner Tochter mit inniger Herzlichkeit. Beatrix kindliches Gemüth kettete ſich bald an Margarethens ſanftes Herz, denn an ihrer Bruſt konnte ſie um ihre Eva weinen. Margarethe verſtand ihre Thränen, ſie hatte ja ſelbſt die Schweſter ſo innig geliebt.

Seht nur, ſagte Beatrix eines Tages und führte ſie zu einer großen Truhe, die wohlverſchloſſen in ihrem Zimmer ſtand: da liegen die Kleider der armen Entſchlafenen; noch habe ich es nicht gewagt die Truhe zu öffnen. Sähe ich ſie, die mir alle ſo bekannt ſind, dann würde ſie zu lebhaft vor mich treten und ich müßte bitterlich weinen. Die guten Herren von Gandersheim haben uns alles, was ſie dort zurückgelaſſen, ſo treulich überſchickt.

Margarethen durchfuhr plötzlich ein Gedanke. Laßt uns die Truhe öffnen, Beatrix. Wer weiß, ob nicht die Schweſter irgend einen Wunſch, irgend ein Vermächtniß hier zurückgelaſſen hat. Beatrix zögerte einen Augenblick, dann gab ſie den Schlüſſel. — Schließt auf, unterſucht alles, doch laßt mich ferne ſein. Sie ging.

Margarethe öffnete die Truhe. Sie fand alle Hauskleider Evens, alles, was ſie von Falkenſtein an den Hof von Wolfenbüttel mitgebracht hatte. Doch die ſammetnen, die ſeidenen Kleider, die ihr die Herzogin zu den Feſten hatte machen laſſen, die Perlenſchnur, die ſie ihr geſchenkt, die goldene Kette, die ihr der Herzog noch wenige Wochen vor ihrer Entfernung vom Hofe verehrt hatte, fehlten, und ihre Vermuthung, die ſie jedoch der Herzogin ſorgfältig zu verbergen ſich vornahm, wurde faſt zur Gewißheit. Ihr war es jetzt klar, daß Otto's Pilgerſchaft nur den Zweck habe, Eva aufzuſuchen, daß er wiſſe, ſie lebe, doch nicht, wo ſie ſich verborgen halte.

In der Hoffnung, vielleicht Näheres durch die gute alte Mutter zu erfahren, war ſie jetzt wieder zu ihr nach dem Geiersberg gereiſ't. So wehmüthig, faſt ſchmerzhaft es ihr auch war, da zu leben, wo jeder Gegenſtand ſie an Otto erinnerte, den ſie innig liebte, war es ihr doch nur an dem Orte wohl, wo er geboren war, wo er gewandelt hatte, wo ſo manches ſeiner trauten Lieblingsplätzchen ſie oft und ſchmerzlich an ihn erinnerte, daß ſie wähnte, ſeine Nähe hier zu fühlen.

So hatte ſie auch durch ſeine Mutter erfahren, daß eine in Stein gehauene Bank in einem kleinen Thale, in welchem ein Quell von Fels zu Fels ſich herabſtürzend einen Waſſerfall bildete, ſein Lieblingplätzchen geweſen ſei, und daß, wenn die Sonne im Weſten untergegangen und die herabſtürzenden Fluthen vergoldet habe, er oft in der Kühle des Abends dort geſeſſen und die Töne ſeiner Laute das Rauſchen des Quells begleitet hätten. Oft ſchon hatte Margarethe auf dieſem einſamen Plätzchen die Sonne untergehen geſehen, und ſich in ſolchen Augenblicken den Geliebten zurückgezaubert. Auch heute ging ſie längs den bunten Wieſen durch den

Birkenwald über die hölzerne Brücke, welche nach dem Thalrande führte. — Als sie an den drei hohen Tannen vorüber war, welche den Eingang des Thals zu schirmen schienen, dünkte es ihr, als höre sie in der Ferne leise Töne; es waren Lautenklänge, die aus dem Thale durch das Rauschen des Wasserfalls drangen, einzelne Akkorde, von keiner Stimme begleitet. Ahnung beflügelte ihre Schritte, sie bog schnell um das Erlengebüsch, und auf der Steinbank, den Blick nach der scheidenden Sonne gerichtet, sah sie Otto sitzen, das Schwert an der Seite, die Laute im Arm, einen Helm neben sich.

Hoch und freudig klopfte ihr Herz; als sie jedoch des Sängers bleiches Antlitz, den stillen Kummer sah, der es überschattete, als sie bemerkte wie er ganz im Anschauen des Strahlenmeeres versunken war, zuweilen bewußtlos in die goldenen Saiten griff, da entwand sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust, denn sie fühlte nun wohl, der Jüngling kehre nicht glücklicher heim, sein wundes, zerrissenes Herz sei noch nicht geheilt. Sie trat ihm näher, er bemerkte sie nicht, das Rauschen des Wasserfalles ließ ihn ihre Tritte nicht vernehmen, sie stand dicht hinter ihm, ohne daß er sie sah

Doch länger vermochte sie sich nicht zurückzuhalten. — Willkommen, Otto! sagte sie mit leiser, bebender Stimme und trat vor ihn, der erschrocken auffuhr. Ihr hier? rief er, doch schnell umzog ein freundliches Lächeln die traurigen Züge seines Gesichtes: Seid mir willkommen, Schwester, herzlich, innig willkommen. Was macht die Mutter, Ihr hat wohl sehr um mich gebangt?

Wir haben manche Sorge um Euch gehabt. Doch Gott sei gelobt, daß Ihr wieder zurück seid und nun als ein guter Sohn eine treue Pflicht erfüllen und auf der heimathlichen Burg bei der verlassenen Mutter bleiben werdet.

Margarethe! sagte Otto, stand auf von seinem Sitz und führte sie einige Schritte seitwärts: Seht hier diesen Quell, auf hohem Fels entsprangen seine Wasser, murmelnd windet er sich da oben durch sanftes Grün und stürzt sich nun brausend und schäumend von Klippe zu Klippe herab. Nicht muthwillig verließ er die schlängelnde ruhige Bahn; sein Schicksal bezeichnete ihm den Weg, er muß sich hinunter stürzen in die Tiefe, muß seine Wasser schäumend verspritzen, und erst hier unten am Ziele vermag er die Millionen Tropfen zu sammeln, in denen sein Strom zerstäubte, erst hier ist es ihm vergönnt, ruhig und freundlich durch das Thal zu fließen, bis des Flusses Wellen ihn aufnehmen. So muß auch ich mich hinunterstürzen von Klippe zu Klippe, und erst am Ziele beginnt eine ruhige Bahn.

Otto! rief die Jungfrau bewegt.

Der Mensch folgt nur seinem Geschick, folgt nur der höhern Macht, die ihm seine Bahn vorschreibt; unterbrach sie der Jüngling: die meine schien mir bis an das Ende der Wallfahrt mit Rosen bestreut; da kam

ein Sturm, nahm die Blüthen und Blätter auf seine Flügel und rauschte mit ihnen davon. Doch die Dornen ließ er mir, auf ihnen muß ich wandeln, wenn auch der Fuß schmerzt und die Wunden bluten; ich muß!

Und was treibt Euch auf diesen Dornenpfad? fragte Margarethe.

Mein Schicksal, meine Pflicht, Jungfrau!

Sucht Ihr mit wundem Fuß und blutendem Herzen das Lebende, oder jagt Euch die Verzweiflung nach dem Todten? unterbrach ihn Margarethe.

Verwundert schaute Otto sie fest und staunend an. Wie soll ich Eure Worte verstehen, Fräulein? sagte er ernst.

Theilt Ihr unsere Ahnung, daß Eva noch lebt?

Wessen Ahnung? rief er erschrocken.

Die meinige, Otto, die Ahnung der Herzogin.

Gott! rief er plötzlich, doch schnell faßte er sich. Die Minne, holdes Fräulein, sagte er lächelnd: ist ein thöriges, blindes Kind; verschließt das Schicksal ihren Himmel, so glaubt sie doch an der Hand der Phantasie durch ihre Binde die geöffnete Pforte zu schauen, und wallt und tappt umher, und selbst, wenn sie vor der verschlossenen Pforte steht, verläßt die Hoffnung sie nicht.

Ich will nicht tiefer in Euer Geheimniß dringen; sagte Margarethe: was Ihr dem Busen der Freundin nicht anvertrauen könnt, will sie nicht erlauschen. Kommt zu Eurer harrenden Mutter.

Er faßte, ohne etwas darauf zu erwidern, sein weidendes Roß am Zügel. Ich sehne mich nach dem Mutterherzen, sagte er: darum kommt. Er warf die Laute um, seine Rechte führte das Fräulein, seine Linke das Roß; so schritten sie schweigend den Felspfad hinauf.

Innig drückte die Mutter den Sohn an die Brust, lang ruhte er in ihren Armen, und als die Matrone mit sanftem, bittendem Tone fragte: Nun wirst Du mich doch nicht wieder verlassen? schwieg er und küßte stürmisch ihre Hand.

Am andern Tage schon verließ Margarethe, trotz der Mutter Bitten, die Burg, und kehrte nach Wolfenbüttel zurück. Einige Worte der Matrone aus dem Innern ihres Herzens gesprochen, und die Furcht, daß die Liebe, welche die gute Alte für sie zeigte, dieje zu weit führen könnte, bestimmte sie schnell, den Geiersberg und Otto zu verlassen.

Ihre Furcht war gegründet. Als Otto kurz nach ihrer Abreise allein bei seiner Mutter war, benutzte diese den Augenblick, wo er besonders weich gestimmt neben ihr saß und Margarethens Abreise beklagte. — Otto! sagte die Mutter bewegt: am Rande des Grabes steht es sich so schauerlich allein, man fürchtet dann, daß keine liebende Hand das müde Auge zudrückt. Warum verläßt mein frommer Sohn die gebeugte Mutter, warum irrt er unstät durch die Welt, als trieb ihn die Schuld? Es ziemt nicht dem Manne, verzweiflungvoll sich dem Schmerze zu überlassen und die

Pflichten zu vergessen, die schon in der Stunde seiner Geburt die Natur ihm auflegte. — Was suchst Du entfernt vom Mutterherzen?

Gute, herzgeliebte Mutter! rief Otto und sank ihr um den Hals: bürdet mir nicht noch mehr auf, ich vermag die Last kaum zu tragen, welche der Himmel mir auflegte. Mich treibt mein Geschick, laßt mich ihm folgen, mein Herz verlangt, Gott will es! Laßt mich schweigen, meine Lippen schließt ein heiliges Gelübde. Laßt mich ziehen, ein Eid treibt mich von Euch — ein Eid, den ich freiwillig mir selbst schwor.

Traurig schüttelte die Mutter ihr graues Haupt. Gegen Eidschwur und heilige Gelübde, sagte sie: darf das Mutterherz nicht kämpfen; Gott vergebe Dir, wenn Du leichtsinnig durch das Furchtbare Dich rettetest. Doch die Pforte Deines Herzens hat der Schwur, hat das Gelübde dem Mutterherzen wohl nicht verschlossen, wie Deine Lippen, wie Deinen Willen; öffne sie mir, mein Sohn, und gib meiner Bitte ein freundliches Gehör. Eva von Trothe ist für Dich verloren. Gottlob! möchte ich sagen, sähe ich nicht, daß Dein Herz darüber verblutet. Du weißt, nie war ich dieser Liebe hold; zu üppig schoß die Blume empor, zu feurig war das Auge, zu begehrlich der Mund, ich konnte mich nie des Mädchens freuen, und auch Du, mein Sohn, warst zu fromm für diese Sünderin. Der Herr hat sie zu sich genommen, Friede sei mit ihr, sie schlafe sanft im Grabe wie in Deinem Herzen! Aber weil sie Dir verloren ist, willst Du denn verlassen auf dieser Erde wandeln? Willst Du einsam stehen und mich hülflos lassen? willst Du freventlich mit dem Barmherzigen zürnen, daß er Deine thörigen Wünsche, wohl zu Deinem Heile, nicht erfüllte? — Otto von Wehnden, Du Zweig eines edlen Stammes, Du Sohn eines hochherzigen Vaters, willst Du an einer fürstlichen Buhlerin hangen, Dir zur Schande, mir zur Pein?

Mutter! rief der Jüngling entrüstet: Mutter, Ihr habt heute mit harter Hand meine Wunden verbinden wollen. Sie schmerzen nun bitter, aber heilten nicht. In Euren Jahren ist der Liebe Gluth die Abendröthe, die man untergehen sah, kaum kann man in der Dämmerung sich ihrer milden Strahlen noch erinnern; mir aber ist sie des Lebens Morgenroth, und geht sie unter, sink' ich mit ihr. Ich bin ein unheilbarer Kranker, gebt mich auf und vertraut auf Gott, in dessen Vaterhand mein Schicksal ruht. — Ich kenne Euern Wunsch, ich las ihn schon gestern in Euren Augen, ich sah ihn auf Euren Lippen schweben. Margarethe von der Asseburg wünscht Ihr als Tochter, Eure alten Tage zu pflegen. Sie ist ein himmlisches Wesen, werth eines Herzens, das seine ersten Opfer ihr weiht — mein Herz, Mutter, ist ein zerstörter Altar, den der Blitz traf — er ist zerschmettert. Wär' sie mir begegnet in den Tagen der Ruhe, hätt' ich sie willkommen geheißen und sie Euch zugeführt, jetzt — verlangt von mir Blut und Leben, das ist noch mein, ich gebe es willig, nur nichts von meinem Herzen, das ist erstorben, selbst seiner Liebe erstorben. Habt

Ihr ein mütterliches Herz, so füllt meinen Becher nicht bis an den Rand. Aus Mutterhänden iſt der Wermuth doppelt bitter, ſeid menſchlich und laßt mich meinem Schickſale entgegen gehen, bald muß es ſich zur Ruhe geſtalten, zur Ruhe im Leben oder im Tode. Noch einmal ziehe ich von hinnen, kehre ich wieder, dann bleibe ich um Euch, hänge Schwert und Helm neben die ſchwarze Rüſtung des Vaters, und die Töne von Lorenzo Medicis Laute werden Euch dann wieder wie ſonſt in den Schlaf wiegen, und meine Lieder ſo ſanfter Euch entgegen tönen.

So ziehe mit Gott. Des Vaters Geiſt unſchwebe Dich! ſagte die Mutter: Kehre zurück und der Mutter Arm wird freudig Dich an ihre Bruſt drücken, und wäre dieſer Augenblick der Augenblick des Todes.

Otto ſank vor ihr nieder, ihre Hand, ihre bebenden Lippen ſegneten den Sohn.

Schon dämmerte es, als ein Reiter, nur von einem Diener begleitet, durch den Forſt kam, welcher an dem Fuße der Staufenburg ſich breitet. Immer ſchärfer mußten die Roſſe traben, und man ſah dem Reiter wohl an, daß Furcht oder Sehnſucht ihn trieben. Jetzt kamen ſie in's Freie; als kennten die Roſſe die Gegend und den geräumigen Stall, wo Ruhe und Futter ihrer wartete, ſo freudig wieherten ſie beim Anblick eines Meierhofes, der am Abhange des ſteilen Felſens lag. Dort angelangt ſprang der Reiter ab, gab dem Diener das Roß, warf den Mantel um und ſchritt einen ſteilen Fußpfad hinan, der ſich zwiſchen blühendem Schlehdorn und Wacholdergebüſch nach der Burg hinauf ſchlängelte.

Jetzt hatte er faſt den Gipfel des Berges und mit ihm die Mauern der Burg erreicht, als er in der Ferne Geſang vernahm. Er trat näher. Auf einer Bank am Vorſprunghäuschen, da wo die Mutter Gottes in Stein gehauen in einer kleinen Blende zu ſehen war, ſaß ein alter Pilger mit grauem, lang herabhängenden Barte, ſein Stab ruhte neben ihm und ein freundlich lieblicher Knabe, der eben aus einer Kürbisflaſche einen Trunk, ſo wie es ſchien verſtohlen that, ſaß zu ſeinen Füßen. Eine Laute hatte der Alte im Arm, und ſchien mit ſicherer Hand die goldenen Saiten zu greifen.

Singt noch ein Liedchen, lieber alter Herr, ſagte der Knabe: es hat uns noch niemand gehört, ſingt recht laut und ſtark, da oben müſſen ſie alle ſchlafen oder taub ſein. Ach, ſollten wir die Nacht hier zubringen müſſen, würde uns recht frieren, mich friert ſchon jetzt. Er trank noch einmal aus der Flaſche.

Der Reiter war indeſſen den Pilgern ſo nahe gekommen, daß er deutlich jedes Wort vernehmen konnte; ein Felsſtück verbarg ihn.

Nur ſingt, lieber Herr! wiederholte der Knabe: ich leite Euch dann auch recht ſorgſam wieder hinunter auf den Meierhof, wenn die da oben uns nicht aufnehmen.

Der Alte griff in die Saiten und ſang mit lauter, männlicher Stimme:

An der Pforte ſteht das Alter,
ſchaut mit mattem Blick
nach des Lebens Dornenpfaden
wehmuthvoll zurück.
Klopft und bittet, daß man öffne,
ſchreitet dann hinaus,
und des Lebens mattes Lämpchen
löſcht der Pilger aus.

Auch die Jugend eilt mit Sehnen'
oft dem Alter nach,
wenn die Liebe ſie betrogen
und das Herz ihr brach;
ſchreitet freudig durch die Pforte
nach dem fernen Land,
wo die Liebe Herz an Herzen
unzertrennlich band.

Walle, walle, junger Pilger,
walle hin zum Ziel!
unterdrücke deine Thränen
und dein Schmerzgefühl;
klopfe an die düſtre Pforte,
die das Leben ſchließt;
walle nach den Himmelsauen,
wo die Treu' entſprießt.

Stehſt ja einſam auf der Erde,
biſt geweiht dem Schmerz;
denn es drückte Dir die Roſe
nur den Dorn in's Herz.
Walle, walle, junger Pilger,
löſch Dein Lämpchen aus;
ſchreite durch die düſtre Pforte
muthig nur hinaus.

Der Alte ſchwieg und ſein Haupt ſank auf die Laute. Seht nur, lieber Herr, ſagte der Knabe: dort über dem Schloſſe kommt ſchon der Abendſtern herauf und da oben läßt ſich noch niemand blicken. Seht nur, auch der Mond ſcheint ſchon dort durch die Bäume.

Kann ich ihn denn ſehen, thöriger Knabe? unterbrach ihn der Greis: Iſt meiner Augen Licht nicht verloſchen? — Dacht' ich doch nicht daran! erwiderte der Kleine: Aber gottlos iſt es doch, einem alten blinden Pilger, der von Jeruſalem kommt, wie Ihr mir erzählt habt, und der ſo ſchöne Liedlein ſingen kann, nicht einmal eine Herberge in ſtürmiſcher Nacht zu geben. Wär' ich ein Ritter, einen alten blinden Sänger hieß ich immer willkommen, und gäb' ihm Weizenbrod und einen Trunk Wein. Er wollte eben die Kürbisflaſche noch einmal anſetzen, als der Reitersmann hervortrat und mit einem barſchen: Guten Abend, was ſucht Ihr hier? den Knaben erſchreckte.

Ich dank' Euch, Herr, für den guten Abend und wünsch' Euch einen bessern als mir bevorsteht, erwiderte der Pilger. Ein Nachtlager, fuhr der Alte fort: ein Abendessen und einen Tropfen Wein hoffen wir, da wir am Vorsprunghäuschen einer großen Burg sitzen, wie mein Knabe mir sagt; aber niemand hört auf mein Lied, und still ist alles hier wie im Grabe.

Ihr seid blind, Alter? fragte der Reiter.

Schon seit ich mich in Joppe einschiffte — von Napolis hat mich mein Enkel, ein Jüngling in der Blüthe des Alters, bis nach dem Harz geleitet, da starb er in Goslar. Es war ein frommer Jüngling, Gott möge seiner Seele gnädig sein, und da nahm ich mir diesen Burschen, der will mich nun bis zu meiner Heimath nach Rostock im Mecklenburger Lande führen.

Nur Geduld, Alter! sagte der Reiter: hier kann ich wohl helfen. Er nahm unter dem Mantel ein Hifthorn hervor, stieß dreimal hinein, und schnell antwortete der Thurmwart von oben. Folgt mir nur, sagte er zu dem Pilger: ich will Euch schon Einlaß und ein Nachtlager verschaffen. Er ging voran bis an die Zugbrücke, der Alte folgte so schnell er konnte an der Hand des Knaben, der jetzt, als die Zugbrücke niedergelassen, das Fallgatter aufgezogen wurde und Bewaffnete heraustraten, leise dem Alten zurief: Seid auf Eurer Huth, Herr, ich fürchte hier Böses, der Reitersmann winkte den Reisigen, die herauskamen, zeigte auf uns und gebot, wie es schien, durch Zeichen, ihn nicht zu verrathen.

Führe mich nur getrost, sagte der Alte: ich fürchte nichts — nur geschwind.

Der Knabe schritt nun ermuthigt voran, ging keck über die Zugbrücke, erlißte gar freundlich die Reisigen und wollte eben durch das Fallgatter in den Vorhof, als einer der Gewappneten ihn unsanft beim Arme faßte. Mit nichten, junger Bursche, hier herein gehet der Weg nicht. Thomas, rief er einem Reisigen zu: führe den Jungen hinunter nach dem Meierhofe, sie sollen ihn gut verpflegen und an nichts Mangel leiden lassen. Kommt, Alter, sagte er zu dem Pilger: ich will des Knaben Stelle bei Euch vertreten, so lang Ihr hier auf der Burg seid.

Folge Deinem Führer! sagte der Pilger zu dem Knaben, faßte des Reisigen Hand und schritt über den Burghof in das Schloß, wo ihn der Alte in ein Kämmerchen führte, ihn sich zu setzen einlud, und Speise und Trank brachte.

Wohl mochte er so länger als eine Stunde gesessen haben, als der Alte wieder zurückkehrte und ihm zu folgen befahl. Er führte ihn eine hohe Treppe hinauf, über einen langen Gang hinweg. Eine Thür öffnete sich, und der Reitersmann, der wahrscheinlich der Herr der Burg war, hieß ihn willkommen.

Alter, sagte er mit freundlicher Stimme zu ihm: nimm Deine Laute,

spiel' und singe uns ein Lied. Der Pilger, der seit seinem Eintritt, wie die Blinden es zu thun pflegen, scharf aufgehorcht hatte, erwiderte: Gern würd' ich, lieber Herr, mein Saitenspiel vor Euch ertönen lassen, aber da wollte vorher meine zitternde Hand es stimmen, und die schönste Saite sprang. — Verzeiht, daß ich ohne Laute komme.

Nun so sing' uns wenigstens ein Liedchen, sagte der Reiter, und: still, ja still, Liebchen! hörte der Pilger ihn leise zu jemand sagen, dessen Kleid wie ein Frauenkleid rauschte.

Wenn Ihr befehlt, lieber Herr, gern, denn es ist Pflicht eines armen blinden Pilgers, für Nachtlager und Labung durch Sang und Lied zu zahlen, was der Seckel nicht vermag noch darf. Er sang:

Ein Rittersmann ritt in Nacht und Graus
auf seinem wilden Rappen,
er jagte mit Eil zum Wald hinaus
ohn' Helm und Schild und Knappen;
und über Stock und über Stein
ging's in die dunkle Nacht hinein.

Nur munter, mein treues Dänenroß,
auf, fort mit Blitzesschnelle!
dort drüben im finstern, alten Schloß,
in stiller, einsamer Zelle,
da sitzet im bleichen Mondenschein
die holde Maid und harret mein.

Er trabte hinauf den steilen Berg,
jetzt hält er an der Pforte,
da kreischet vom Thurm der kleine Zwerg
die hohlen Schreckensworte:
Kehrt heim, kehrt heim! — Im Abendroth
umfaßte die Maid der kalte Tod.

Er wendet sein Roß zum finstern Wald,
da tritt auf seinen Wegen
die traurige, düstere Luftgestalt
der Dirne ihm entgegen;
aus ihrem bleichen Grabgewand
streckt winkend sie die kalte Hand.

Ich folge Dir gern, Du holde Maid,
Du winkst mir nicht vergebens,
Die Blüthen der Hoffnung sind zerstreut,
verwelkt der Kranz des Lebens.
Er sprach's und sinkt. — Der tiefe Schmerz
zerdrückt des Treuen treues Herz.

Der Pilger hörte jetzt, als er den Gesang beendet hatte, ein leises Schluchzen. — Ich dank' Euch, Alter, sagte der Reiter: legt Euch zur Ruh, mein Diener wird Euch geleiten. Dieser faßte schnell seine Hand und führte ihn wieder hinunter in sein Kämmerchen. Hier rechts hat man Euch ein weiches Lager bereitet, sagte er: soll ich Euch auskleiden?

Ich danke! erwiderte der Pilger freundlich: An die Dunkelheit im Leben gewöhnt, bedarf ich keiner Hülfe, ich tappe herum und will mich mit meinen Händen wohl finden. Muß noch ein langes Gebet zu meinem Schöpfer erheben, und dabei bin ich gern ungestört und allein. — Der Reisige ging.

Kaum hatte dieser die Kammer verlassen, so sank der Pilger auf seine Kniee. Barmherziger Vater! Du hast meinen Wunsch erhört. Dank Dir, Dank für Deine Gnade. Lange lag er so auf den Knieen in stille Andacht versunken, dann warf er sich auf sein Lager und erwartete, ohne daß der Schlaf sein müdes Auge schloß, den kommenden Morgen.

Mit dem Aufgange der Sonne, die durch das kleine Bogenfester hindurchdrang, schallte Hörnergetös aus dem Thale herauf, und in der Burg selbst ward alles lebendig, Rüden bellten, Hufschlag von Rossen vernahm man, die Zugbrücke rasselte nieder, und deutlich hörte der Pilger, daß alles zur Jagd ausziehe.

Nicht lange nachdem es wieder still geworden war, trat der Reisige ein, der ihm gestern von dem Kastellan der Burg zur Leitung gegeben war, bot ihm einen guten Morgen, setzte Einiges zum Imbiß auf den Tisch, zerlegte sorgsam das gebratene Wild, öffnete den Deckel der zinnernen Kanne, worin er ihm einen Morgentrunk gebracht hatte, und während der Blinde zulangte und sich recht gut zu helfen wußte, erzählte ihm der Alte, wie alles mit dem Herrn Kastellan des Schlosses zur Jagd ausgezogen sei, und er blos seinetwegen hätte daheim bleiben müssen, nahm das Frühstück wieder ab, wovon der Alte nun zur Genüge gegessen hatte, und sagte im Weggehen, sein Herr ließe ihn ersuchen, noch bis morgen hier zu bleiben, es solle ihm an nichts mangeln.

Nach einigen Stunden kehrte er wieder. Verzeiht, Pilger, begann er: haben da oben des Kastellans Mutter, eine alte, neugierige Frau, die gern von Palästina erzählen und Lieder singen hört; sie läßt Euch ersuchen, zu ihr hinauf zu kommen und ihr ein recht fein Stückchen zu singen, muß aber von Minne d'rin sein, sonst behagt's der Alten nicht. Kommt, folgt mir; gefällt Euer Lied, legt sie Euch gern einen Zehrpfennig in den Seckel, doch darf der Herr es nicht erfahren, er liebt es nicht, daß die Alte noch so lüstern nach Liedern und Mährchen ist.

Rasch tappte der Pilger nach der dargereichten Hand und folgte dem Reisigen. Tretet nur hier herein! sagte dieser, indem er eine Thür öffnete, ihn in ein Zimmer führte und einen Sessel reichte.

Der Pilger saß schon eine Weile auf seinen Stab gestützt und horchte, aber er vernahm nichts. Jetzt hörte er rauschen, Tritte nahten sich, und eine Stimme lieblich und melodisch drang zu ihm und sagte: Ihr zittert ja, alter Mann, ist Euch nicht wohl?

Wohl, unaussprechlich wohl! erwiderte er mit Jugendfeuer.

So erzählt mir von Palästina, von Euren Wanderungen. Ich lebe hier so einsam, daß mir nun schon lange die Begebenheiten der Welt verborgen liegen.

Ach tröstet Euch darüber, sagte der Pilger: in der Welt ist des Kummers mehr als der Freude. Manche gar sonderbare Begebenheiten ereignen sich da. Als ich zum Beispiel durch Ferrara, im Lande des Herzogs Alphons, zog, hatte sich dort etwas gar Sonderbares ereignet; doch ehe ich die Erzählung beginnen kann, wenn Ihr anders sie hören wollt, so muß ich um einen Trunk Wein bitten, der Saft der Reben löst meine Zunge.

Geh, sagte die Dame zu einem Diener: hole einen Becher! — Und wie dieser das Zimmer verlassen hatte, sagte der Alte halb leise: Edle Matrone, besser wär' es, Ihr entferntet den Diener ganz und gar, es kommen in meiner Geschichte gar sonderbare Dinge vor, die nicht für jedermanns Ohren passen. Ich bitt' Euch um Eurer selbst. Indem trat der Diener ein, der Alte leerte den Becher nur halb und gab ihn dem Reisigen zurück. — Geh nur, Curt, sagte die Dame: sorge für die daheim gebliebenen Rosse, wenn ich Deiner bedarf, werde ich Dich schon rufen. — Der Diener zögerte. — Geh, ich befehle es Dir. — Curt ging. — Nun beginnt, Ritter, jetzt sind wir allein.

Sind wir auch ganz allein? fragte sorgsam der Alte. — Es ist niemand hier, entgegnete die Dame: doch wozu das Geheimnißvolle? — Nun so hört:

In Ferrara am Hofe der Gemahlin des Herzogs Alphons, hob der Alte an: war ein Fräulein außerordentlicher Schönheit. Meistersänger feierten sie in ihren Liedern und die Dichter fanden das Ideal ihrer Phantasie in ihr übertroffen. In der Einsamkeit erzogen, hatte sie ihr Herz einem Jüngling geschenkt, der in ihr seines Lebens Glück, seinen ganzen Himmel fand. Am Hofe des Herzogs blühte diese Rose üppig auf. — Alle Ritter, selbst der Herzog buhlten um sie, sie vergaß den Jüngling, vergaß Stand, Ehre, Tugend, mußte den Hof verlassen und starb. — Doch nur zum Schein. Denn lebend tritt der Jüngling vor sie, ihr noch einmal Lebewohl zu sagen. Bart und Pilgergewand sanken, Otto stand vor Eva, die schon von seiner Erzählung durchschauert, jetzt kaum ihrer Sinne mächtig auf einen Sessel sank.

Eva! sagte der Jüngling: ich komme nicht als ein strafender Richter, nicht als ein lästiger Mahner, nahe Euch nicht als ein Bittender. Ich konnte nicht leben, nicht sterben, ohne die Gewißheit zu haben, daß Ihr lebt, ohne Euch noch einmal zu sehen. Fürchtet nichts, mich trieb ein heiliges, frommes Verlangen her zu Euch, nicht zu Eurem Verderben schlich ich mich hier ein. Euer Geheimniß geht mit mir zu Grabe, keine Marter kann es mir erpressen. Glücklich fühle ich mich, daß ich Euch lebend weiß, glücklich, da diese Himmelsblume nicht verwelkt ist, diese Engelgestalt noch im Lichte

des Lebens wandelt. — Meine irdische Liebe war, seit Ihr mit dem Herzog an jenem Abend zu Wolfenbüttel im einsamen Zimmer spracht, dahin, meine heilige Liebe aber ist unvergänglich. Schlagt Euren Blick nicht vor mir nieder, hebt den Strahl Eures Auges nach mir auf, laßt mich noch einmal in ihm die entschwundene Wonne sehen, laßt sie mich fühlen, sie noch einmal genießen, und seid nicht so grausam, mir diesen Wunsch zu versagen.

Ja er ist's, es ist der Spiegel meines Glücks! rief er aus, als Eva ihr Auge nach ihm hob: Eine Paradieseswelt schwimmt in diesen feuchten Sternen, ein Himmelsleben glüht mir aus diesem Strahl entgegen und durchschauert mein halb erstorbenes Herz. O senke, senke Deinen Blick, Engel, die Wonne könnte mich tödten! — Schließt euch, ihr Augen, schließt euch wieder! rief er und hüllte sich in das Pilgergewand: denn der Anblick erschüttert mich und mein Herz ist schwach, meine Sinne schlummerten nur; sie sind erwacht; fort, fort von hier! — Er wollte hinaus.

Otto! rief Eva mit wehmüthiger, halb erstickter Stimme: bleib, höre mich. Meiner Augen Gluth kann ja Dein reines Herz nicht mehr erwärmen. Eva von Trothe ist —

Schweigt, o schweigt! unterbrach er sie, sich nach ihr wendend: Laßt mir mein Himmelsbild! raubt es mir nicht! — Seht! ich habe Muth Euch in das Auge zu schauen, Eure Zauberstimme zu hören. Er trat zu ihr. Redet, Eva, und denkt Euer treuester Freund stehe vor Euch.

Ich bin nicht glücklich! begann das Fräulein.

Nicht glücklich! rief der Jüngling: Nicht glücklich — und liebt?

Kann ich mich hier glücklich fühlen, Otto! Abgeschieden von der Welt und ihrem lockenden Glanze, verlassen von allen die meinem Herzen nahe standen, umgeben von Spähern und Wächtern, kann ich es? Und er, der mir dieses öde Leben ausschmücken, der mich trösten könnte, er naht nur auf Augenblicke, und die Wonne des Wiedersehens liegt so nahe an den Schmerzen der Trennung, daß sie mit ihrem zagenden Flügel kaum aufzuflattern wagt. Seine Liebe muß ich in meiner Brust verschließen, darf sie der Welt nicht verkünden, darf ihr nicht sagen: Mein ist der ritterliche Fürst, mir gehört sein Herz, mein sind seine Thaten. — Seh' ich in den Spiegel, seh' ich das unglückvolle Geschenk der Natur, seh' ich die lebenden Züge, so freut es mich nicht. Wer sich ihrer, wer sich Eva's erinnert, denkt sie sich verwelkt, vermodert. Grausig ist es mir, wenn ich mich unter den Lebenden als eine Todte herumwandeln sehe, die längst begraben ihnen und dem Leben nicht mehr angehört. — Seht mich nicht so traurig, so mitleidvoll an, Junkherr von Wehnden, seht lieber ernst und streng auf mich. — Die Todtgeglaubte bedarf keiner Thränen mehr, Leben bedarf sie, das Leben der Welt.

Eva! sagte nun der Jüngling, nachdem das Fräulein geschwiegen und

ihr erglühtes Auge bei den letzten Worten schnell zu Boden gesenkt hatte: Ihr liebt den Herzog nicht!

Ich liebte ihn nicht? rief sie rasch.

Nein Eva! Denn wär' ich mit Euch im finstern Kerker, von Grabesnacht umgeben, Ihr schmücktet mir ihn zum Paradiese, der Strahl Eurer Augen erhellte die Nacht. Ach ich wäre glücklich, ruht' ich nur auf Augenblicke an Eurer liebenden Brust. Doch still, still! weg, nur weg ihr lockenden Bilder, nehm' ich doch den Trost mit mir, daß Otto, der verlassene Jüngling, in den Stunden der Einsamkeit wie eine freundliche Erscheinung vor Euch tritt, wie ein geliebter Bruder, nach dem Ihr sehnend das Auge wendet. — Eva drückte ihm schweigend die Hand. — Nun aber lebt wohl! keinen Tropfen Bitterkeit will ich in Euren Becher träufeln, und von hinnen eilen, damit ich meine Wonne ungetrübt mit mir nehme und der Zauber nicht vergehe.

Lange ruhte noch sein Blick auf dem holden Mädchen, auch der ihrige traf ihn sanft und freundlich, als ob er Trost in dem Auge des Freundes suchen wollte, da faßte Otto mit Heftigkeit ihre Hand. Unglückliche, rief er: Du bist nicht gestorben und doch der Welt todt; Blume der Liebe, Du bist nicht verwelkt, aber dufteſt verborgen; Sonne meines Lebens, Du gingst nicht unter in Grabesnacht, und Deine Himmelstrahlen leuchten und wärmen nicht mehr. Lebe wohl! Und — sagte er nach kurzem Schweigen und sein ganzes Herz lag auf seinen Lippen — bete, Eva, und preise Gott, daß Du schon hier büßen mußt für Deinen eitlen Wahn, darum wird Dir dort vergeben sein; — leb wohl! Gott stärke Dich!

Otto! rief das Fräulein und hielt den Wegeilenden zurück: Kehrst Du nicht wieder zu Eva?

Nein, ich kehre nicht, was soll ich hier! Trösten? — ach ich bedarf ja selbst des Trostes. — Ermahnen? Dein Schicksal mahnt Dich nur zu ernst. — Mit Dir weinen? Die Todtgeglaubte, sagteſt Du ja, bedarf keiner Thränen mehr, und das Leben, was sie verlangt — kann der Sänger ihr nicht geben. — Deßhalb besser, ich kehre nicht wieder.

Und wenn ich Trost in Deinem Anblicke fände, wenn Dein Erscheinen mir die Versicherung gäbe, Du verachteſt mich nicht; wenn Dein Kommen ein Sternblick in meiner öden, dunkeln Nacht wäre, kommst Du auch dann nicht? — O nur noch einmal mahne Dein frommer Blick mich an die Reue, o! nur noch einmal wecke die Tage der Unschuld in meiner beengten Brust, nur noch einmal!

Der Jüngling reichte ihr die Hand und drückte sie innig. Ich werde kommen, weil es Euch tröstet, noch einmal werde ich kommen. Lebt wohl! — Er wollte gehen, schon war die Thür geöffnet, da besann er sich schnell, trocknete das feuchte Auge und schloß es wieder. Ruft Euren Diener und befehlt ihm, daß er den blinden Pilger zurück nach dem Meierhof geleitet, wo mein Knabe meiner wartet.

Eva rief den Diener, und als seine Tritte auf dem Gange schallten, sagte Otto mit gepreßter Stimme: Friede Eurem Herzen, Heil Eurer Seele, Vergebung dort wie hier!

Der Diener geleitete ihn hinunter. Der Knabe freute sich, seinen alten blinden Herrn wieder zu sehen, und als sie durch den Staufenburger Forst gingen, Hörnerruf und Rüdengebell rings um sie schallte, in weiter Ferne der Herzog mit seinem Gefolge über den Weg den flüchtigen Hirsch verfolgend sprengte und der Knabe dem Blinden dies alles erzählte, sagte dieser leise für sich: Das Schicksal hält ja auch seine Jagd mit uns. Nur fort, fort!

Wochen waren wieder vergangen, seit Otto auf dem Geiersberg hauf'te, still lebte er dort und schien beruhigt. Mit seinem Herzen hatte er abgeschlossen, nur mit sich nicht und seinem Leben. Daß er nicht immer unthätig auf seiner Burg bleiben könne, daß ihn sein Beruf hinaustrieb in die Welt, mit Schwert oder Gesang sich Ruhm zu erwerben, fühlte er wohl; denn selbst seine Laute, dieser treue Freund, ruhte, seitdem er auf der Staufenburg gewesen, unter den Resten der längst entblätterten Rose, die ihm Eva in Wolfenbüttel gegeben, und zu keinem Liede hatte sie seitdem getönt. Deßhalb schien er heitrer als er war, er schien beruhigt, weil er nur noch einen Wunsch hatte, und diesen vor sich selbst nicht einmal laut werden lassen wollte. — Aber sein Inneres wurde oft von Sehnsucht fortgezogen, doch ohne Ziel, er wußte nicht wohin, und so war er bei der Mutter still und heiter; schwermuthvoll und wehmüthig, war er allein.

Eines Tages saß er still und nachdenkend bei dieser, die ihn schon lange aufmerksam beobachtet hatte. Du bist mit Dir unzufrieden, mein Sohn! sagte sie zu ihm: Du glaubst, in Deiner Brust ruhten keine Wünsche verborgen und sie verschließt deren so manchen.

Ja, Mutter! rief er aufspringend: Es ruhen so manche hier in meiner Brust. Kommt, begleitet mich. Er ergriff ihre Hand und führte sie in den Rüstsaal, wo die aufgehangenen Waffen seiner Ahnen ihre Thaten zurückriefen und zu ähnlichen mahnten. Vor des Vaters Rüstung blieb er stehen. Hier, sagte er, auf selbige zeigend: hier ist das Ziel meiner Wünsche, hier, wo das Schwert in die Scheide rostet und der Helmbusch bestaubt herabnickt, hier findet mein Herz die Ruhe — unter dem Panzer, Mutter, ist es sanfter gebettet als wenn es die Laute mit seinem heftigen Klopfen bewegt! — Ja, mein Sohn! rief die Mutter: zieh aus zu ritterlichen Thaten, vergiß eitl flatterhaftes Wesen, das der Himmel Dir zur Qual so lieblich schuf, vergiß es, und wenn Du mit Ruhm und Ehre bedeckt zurückkehrst, dann wirb um Margarethe von der Asseburg, führe sie heim und schmücke den Kranz Deines Lebens mit dieser still bescheidenen Blume, Dir und mir zur Freude.

Ohne die Mutter zu unterbrechen, hatte Otto sie theilnehmend angehört. Jetzt sah er freundlich lächelnd auf die Matrone, welcher der Himmel in seinen Augen geöffnet zu sein schien. Mutter, sagte er mit Herzlichkeit: Ihr glaubt ich könne Eva vergessen. Nein, Mutter, das kann ich nicht! Aber in Kampf und Schlacht will ich ziehen, in den Strudel des Lebens mich werfen, denn dort finde ich wohl den einzigen Wunsch erfüllt, den einzigen, der noch meiner wunden Brust entquillt. Des Vaters Rüstung soll mich zieren, seine Thaten mich spornen, sein Tod auch der meine sein! Er nahm die bestaubte Rüstung herab und betrachtete die Oeffnung am Brustharnisch, wo die tückische Kugel des Vaters Herz getroffen hatte. Auch hier treffe mich des Todes Geschoß und dann ist Ruhe! sagte er ernst.

Das wolle Gott nicht! rief die Mutter: Doch des Herrn Wille geschehe! — Sie sank an des Sohnes Brust und drückte ihn heftig an sich. Zieh hin, mein Sohn, besser ein ehrenvoller Tod als ein sieches, thatenloses qualvolles Leben!

Otto reichte ihr bejahend die Rechte und ging, die Rüstung mit sich nehmend, in sein Gemach. Doch des Vaters Schwert ließ er im Rüstsaal zurück, er bedurfte dessen nicht. Das Schwert, zum Preis aus Eva's Hand empfangen, sollte ihn zum Kampf begleiten. Wie er nun die Rüstung ordnete, den grün und weißen Helmbusch säuberte, fiel sein Blick auf die einsam hängende Laute, und zum erstenmal seit langer Zeit ergriff ihn wieder der Geist der Dichtung, welcher, dem Sänger die trüben Augenblicke des Lebens zu wonnigen weihend, mit Flammengluth begeistert. Komm, sagte er: komm, Du lang vergessener Freund, auch beim Klirren der Waffen will ich Dein gedenken, komm und töne was in meinem Innersten glüht, locke die Schmerzen aus meiner Brust, daß sie auf den Schwingungen Deiner Saiten dahin schweben. Er nahm die Laute, warf sie über seine Schulter und griff einzelne Akkorde. Du verstimmest nicht so leicht wie mein Gemüth, rief er lächelnd: komm, begleite mich zu meinem Lieblingplätzchen und zaubere dort noch einmal mit Deinen sanften Tönen den holden Jugendtraum des Sängers zurück, noch einmal, dann fort von hier in den Kampf! Er wanderte den Berg hinunter nach dem Lieblingplätzchen im Thal.

Eine warme Luft athmete ihm hier aus der Tiefe entgegen, die Gluth des heißen Tages, in Nebeldunst aufgelöst, hatte sich vor die Strahlen der scheidenden Sonne gezogen. Wie ein Gluthmeer wogte es zwischen dem hohen, das Thal bekränzenden Eichwald, nur hie und da drang ein Strahl der Abendsonne hindurch und zog einen Lichtstreif durch den dämmernden Schleier. Jetzt traf ein solcher Strahl den rauschenden Bergquell, der, wie Millionen funkelnde Sterne von dem grau bemoos'ten Gestein herabrollend, sich mit seinen glühenden Tropfen in das weite Bette senkte, und dann wie ein Feuerstreif durch blumige Wiesen sich zog. Rehe traten aus dem

Waide in's Thal, Labung am Quelle suchend, ein Steinadler schwebte in weiten Kreisen über den Bäumen und das Birkhuhn flatterte von Zweig zu Zweig. Otto stand dem Wasserfalle gegenüber auf einem Felsgestein, Staunen ergriff ihn bei diesem herrlichen Anblick. Die Stille des Abends, das Rauschen des Wasserfalles, das Plätschern des Quells, das Schlagen der Flügel des königlichen Adlers, der immer tiefer und tiefer sich senkte, das alles stimmte seine Seele erhaben. Seine Phantasie schuf ihm magische Bilder, doch vor allen schwebte Eva's Bild herrlich und strahlend hervor. Da griff er in die Saiten der Laute, Sehnsucht strömte aus seinen Augen, strömte aus den goldenen Saiten. Das flüchtige Reh horchte bei ihren Tönen auf, das Birkhuhn flatterte in die Höhe und flog tiefer in den Wald hinein, der Bergquell schied nur leise murmelnd von den Tönen der Sehnsucht, nur der Adler schwebte unbekümmert in seinen Kreisen fort.

So stand der bleiche Sänger, das Auge nach den Schwingen des Adlers gewendet, nach der Himmelsgegend gerichtet, wo die Staufenburg lag. Sehnsucht, unaussprechliche Sehnsucht ergriff ihn. Hinunter hätte er sich mit dem Wasser stürzen, mit dem Bache dahin fließen, mit den Flügeln des Adlers sich aufschwingen mögen, um zu ihr zu fließen, zu ihr zu schweben. Doch nur das Lied vermochte seine Sehnsucht zu beschwingen; er sang:

Ach die Sehnsucht ist dem Schwane gleich,
der auf seinem weißen Flaumgefieder
durch der Lüfte sanft durchschifftes Reich
kehret nach der lieben Heimath wieder.

Ach die Sehnsucht, bist Du von mir fern,
zieht mich hin zu Dir durch Zeit und Räume.
Immer nur nach einem holden Stern
blick ich auf, wenn ich dann wachend träume.

Doch der Stern blickt nicht auf mich herab,
ungestillet bleibt des Busens Sehnen,
denn der Abend gräbt der Hoffnung Grab,
und ich netz' es dann mit meinen Thränen.

Warum läßt Du Sehnsucht ungestillt,
warum Hoffnung trostlos mir verschwinden?
Zeige Dich, Du liebes Engelbild,
Hoffnung, Sehnsucht, fest an mich zu binden.

Aber schweig, Du ungefügsam Herz,
hast Du Deinen Himmel nicht gefunden?
Schwindet nicht der Trennung herber Schmerz
in des Wiedersehens schönen Stunden? —

Er schwieg, die Laute ruhte in seinem Arme. Noch immer kreis'te beutesuchend der Adler über ihm, noch immer rauschte der Wasserfall,

plätscherte der Quell zu seinen Füßen. Schwinge deine Flügel nur immer über mir, königlicher Aar! rief er jetzt: fahr' herab auf die zitternde Beute, führe sie hinauf in dein Felsennest; was kümmert es mich; bist du doch kein Geier, der aus seiner Brust das Herz, das glühende, liebende Herz mit seinen Qualen mir reißen könnte; das gehört mir und meinem Schicksal!

Wild griff er in die Saiten, Unmuth umzog seine Stirn, doch der letzte Blick der scheidenden Sonne traf sein düsteres Auge. Leb' wohl, rief er ihr zu: hier gehst Du mir nicht mehr unter — dort mir nicht mehr auf. Und als sie das Strahlenhaupt hinter dem Waldgipfel verborgen hatte und der bleiche Wiederschein nur noch wie zum Abschiedgruß aus der Dämmerung hervorbrach, warf er noch einen Blick auf den schäumenden Wasserfall, sah er noch einmal nach dem kreisenden Adler; auch er war der Sonne zur Ruhe gefolgt. —

Schon am andern Morgen ordnete er alles zur Abreise. Ein Zug, den der Herzog Heinrich nach Thüringen gegen die aufrührischen Bauern unter Thomas Münzer vorhatte gab ihm ein weites Feld, seinen Muth zu erproben — nach Osterode wollte er ziehen. Doch als die Mutter ihn so schnell zur Abreise bereit sah, bat sie, noch einige Tage bei ihr zu verweilen, denn Margarethe von der Asseburg habe sie herbeschieden, ihr müsse er Lebewohl sagen und nicht kalt und herzlos ein Band zerreißen, welches die Freundschaft um beide geschlungen habe. Otto versprach es und verweilte noch, ob ihn gleich eine quälende Unruhe von dem Geiersberge zu treiben schien.

Nach zwei Tagen erschien Margarethe, nicht wenig überrascht, Otto hier zu finden, den sie immer noch auf seinen Wanderungen begriffen glaubte. Herzlich empfing sie dieser, zutraulicher als je nahte er ihr; es schien, als habe die Entfernung die Herzen näher gebracht, und hoffnungvoll sah die Mutter auf die beiden ihr so theuern Menschen.

Aber je inniger sich Otto dem Fräulein näherte, desto stiller, zurückhaltender wurde diese, sie fühlte wohl, welcher Quelle Otto's herzliches Betragen entspringe, sie fühlte wohl, daß der Bruder sich der Schwester unbefangen näherte, und sie täuschte sich nicht.

Margarethe! sagte der Jüngling am Abend vor seiner Abreise: Der Mutter Wunsch und einer Mahnung meines Herzens folgend, ziehe ich zu dem Heerhaufen, den der Herzog bei Osterode sammelt. Mein Schicksal liegt in Gottes Hand; ob ich heimkehren werde weiß ich nicht, ich ahne, daß dies Lebewohl für die Ewigkeit ist, darum, Margarethe, übergebe ich Euch die Mutter. Ersetzt ihr, was sie an mir gethan, und drückt ihr die müden Augen zu. — Mir aber, wo ich auch falle, gönnt ein Plätzchen in der Ruhestätte meiner Väter, dort nur schläft es sich wohl. — Und nun sagte er bewegter: Ich danke Euch, Margarethe, für das Mitgefühl, was Ihr mir schenktet, es war dem Unglücklichen ein freundlicher Stern in der Nacht; ich danke Euch.

Gern möcht' ich Euch lohnen, doch ich habe nichts was mein ist, als fromme Wünsche und eine freundliche Erinnerung an Euch, die selbst in der Todesstunde mich nicht verlassen wird. Wenn die Sonne morgen über jene Berge steigt, bin ich weit von hier – ohne den Segen der Mutter empfangen zu haben, beginn ich meine Wallfahrt; ich weiß ja, ihr Segen begleitet mich überall. Tröstet und bittet sie, daß sie mir verzeihe, wenn ich ohne ihr Lebewohl zu sagen von hinnen ging.

Otto! rief Margarethe, ihre Arme hoben sich, doch bald sanken sie wieder, sie preßte das Gefühl in ihre Brust zurück. Aber als er sie sanft umfing, als er leise den Abschiedkuß auf ihre Lippen hauchte, da schlang sie die Arme fest um ihn. Leb wohl, Otto! rief sie: Gott sei mit Dir! und bewußtlos ruhte sie an seiner Brust.

Als am Abend der Meier des herzoglichen Hofes die Staufenburg, wohin er allerlei Lebensmittel gebracht hatte, wieder verließ, und der Schloßvoigt die Pforte öffnete, fanden sie einen alten blinden Pilger verlassen und allein auf einem Stein sitzend. Es war derselbe, der schon vor einigen Wochen auf der Burg gewesen; sie erkannten ihn gleich, nahten sich ihm freundlich, und erfuhren, daß sein dienender Knabe ihn nach manchem nutzlosen Hin- und Herziehen hieher gebracht und ihn hier bösslich verlassen habe. Er bat, man möchte ihm doch aus Barmherzigkeit Obdach geben, denn er sei so ermüdet, daß er, selbst von einem Führer unterstützt, nicht weiter könne. Der Voigt versprach deßhalb Befehle einzuholen, kehrte zurück in die Burg und kam mit der frohen Nachricht wieder, daß er ihm folgen dürfe. Der nemliche Diener, der schon das erste Mal sein Führer gewesen war, kam mit dem Voigt auch heute, ihn zu geleiten.

Man wies ihm das schon einmal bewohnte Kämmerchen an, doch nicht lange war er hier, als der Diener eintrat und ihn wie damals beschied, zu der alten Mutter des Kastellans zu kommen, die sich seiner Ankunft freue. Mit klopfendem Herzen folgte ihm Otto. Der Gedanke, es sei das letzte Mal, daß er Eva sehen solle, ergriff ihn mächtig, es war ihm als ob er heute sich von allem trennen müßte, als ob er mit dem letzten Blick den er auf sie werfe auch das Auge schließen müsse für alles.

Er folgte dem Diener auf dem ihm noch wohlbekannten Wege, und als die Thür sich öffnete, er die süße Stimme Eva's hörte, die dem Reisigen befahl sich zu entfernen, als sie ihn mit den Zaubertönen zurief: Otto, wir sind allein! er die Augen aufschlug und sie vor ihm stand, herrlich und schön, da war es ihm als ob seines Lebens ganze Wonne sich in diesem Augenblicke vereint, alles Glück, was er noch zu genießen habe, in diesem Augenblick über ihn ausströme, als ob er seines Lebens letzte Neige schlürfe. — Begeistert blickte er auf sie, die erröthend freundlich auch ihn anschaute.

Endlich fand seine Empfindung Worte. Verzeiht, Fräulein, sagte er: verzeiht, daß ich mich Euch noch einmal nahe, es ist das letzte Mal. Ich ziehe mit dem Herzog nach Thüringen, nicht um Ruhm oder Gold mir zu erwerben. In seine Nähe von meinem gequälten Herzen getrieben, suche ich auf dem Kampfplatz die Ruhe, den Tod! Aber ohne Euch noch einmal gesehen zu haben, wollte ich nicht vom Leben scheiden.

Ich dank' Euch, entgegnete Eva bewegt. Otto! fuhr sie nach einer Pause fort; nicht mit dem Lebewohl, das Ihr mir sagt, scheidet Ihr versöhnt von mir?

Ihr habt mir weh gethan, sehr wehe, erwiderte Otto: als Ihr mich schonungslos aus meinen Träumen weckte, aber ich habe nicht auf Euch gezürnt. Ach die Wunden, wenn Liebe sie schlägt, brennen, aber sie bleiben der Versöhnung offen und wahre Liebe kennt selbst in ihren Qualen nicht Zorn, nicht Rache. Für Euch habe ich gebetet und den Frieden und das Glück Eurem Herzen gewünscht, das mir selbst nicht zu Theil wurde. Ich habe Euch betrauert, mehr noch als mich selbst.

Und Ihr thatet Recht, ich dank' es Euch! unterbrach ihn Eva: Ich bedarf des Mitleides und eines frommen Gebetes. Denn schmückt auch die Liebe mir mit kurzen Augenblicken das Leben, foltert mich die Schuld, und die Sehnsucht nach den vergangenen glücklichen Stunden ergreift mich oft und entführt auf ihren Schwingen den Hauch der Wonne, der noch zuweilen, die glühende Stirn mir zu kühlen, mich umweht.

Ergreift Euch zuweilen die Sehnsucht nach jenen Frühlingtagen? rief Otto glühend: Treten sie noch zuweilen vor Euch mit ihrem lieblichen Schimmer, und schwebt dann vielleicht mein Bild, mein leidendes Bild an Euch vorüber und Ihr zürnt mir nicht, und winkt mir freundlich zu, wie einem alten lieben Bekannten?

Oft, Otto!

So lohn' Euch Gott, daß Ihr meiner noch mit Liebe gedenkt.

Eurer und Eures treuen Herzens gedenke ich oft. Ja, ich will es Euch gestehen, oft wünsche ich, es wäre noch alles so wie es auf dem Falkenstein war; die Tage der Unschuld sind dem Herzen friedliche Boten, die Tage der Lust stürmische Mahner.

Da tönte dreimal der Ruf eines Hifthorns. Gerechter Gott! rief Eva: der Herzog kommt. Wohin Dich verbergen, armer Otto, wohin Dich vor seinem Zorne verbergen?

Laßt mich hier, Fräulein! sagte der Jüngling mit Ruhe, doch überzog bei dem Gedanken an Herzog Heinrich eine flüchtige Röthe sein Gesicht: Erkennt mich der Herzog unter diesem Pilgergewand nicht, dann wandre ich weiter und meine neue Laufbahn beginnt. Erkennt er mich, dann tritt ihm ein reines Gewissen entgegen. — Ich bleibe hier, ich scheue ihn nicht. — Er setzte sich auf einen Sessel an die Thür, und als er den Herzog hörte, schloß er die Augen.

Das Zimmer wurde geöffnet, der Herzog trat ein; verlegen ging Eva ihm entgegen und vermochte nicht ihre Aengstlichkeit zu unterdrücken. Wie, Eva! sagte der Herzog, sie in seine Arme schließend: Du kommst mir hier erst entgegen, empfängst mich hier so kalt, und — sein Auge traf Otto — in Gesellschaft?

Der blinde Pilger, den Ihr kennt, mein gnädiger Herr.

Seine bleichen Wangen scheinen heute geröthet, unterbrach sie der Herzog, und sein Auge traf bald Eva, bald den Pilger, auf den er jetzt rasch zutrat. Zeigt mir Eure Laute, Alter! sagte der Herzog entrüstet, sie ihm aus der Hand reißend: Wie kommt Ihr zu der Laute, die meine Gemahlin dem Junkherr von Wehnden verehrte?

Auf rechtliche Weise, erwiderte Otto, während des Herzogs Augen Eva zu durchbohren schienen.

Du lügst, Gaukler! rief der Herzog zornig.

Ich bin kein Gaukler, gnädiger Herr! ewiderte der Jüngling entrüstet und warf Pilgermantel und Bart ab: Ich bin Otto von Wehnden, der das erste Mal herkam die Todtgeglaubte zu suchen — und heute —

Da zog der Herzog das Schwert, doch Eva warf sich an seine Brust und hielt den aufgehobenen Arm zurück. Um Gotteswillen, Herr! rief sie, ihn krampfhaft umschlingend: füllt das Maß meiner Leiden nicht noch mehr, schont den Unschuldigen.

Der Herzog wollte sie zurückstoßen, doch sie hielt ihn fest umschlungen, er vermochte es nicht. Nein, mein Geliebter, rief sie: nur durch meine Brust geht der Weg zu seinem Herzen. Ich bitte, ich beschwöre Dich, wirf Dein Schwert weg und höre mich an.

Rede! rief der Herzog, doch das Schwert blieb in seiner Faust.

Mein Heinrich! bat die Zitternde: gieb mir Dein Schwert, damit, wenn Dein Zorn die Macht über Dein edles Herz gewinnt, Du keine ungerechte That begehst; gieb es mir, und dann halte Gericht über uns.

Und verdammt mich, wenn Ihr es vermögt, sagte Otto, der bisher mit ruhigem Ernste vor dem Herzog gestanden und sein Schicksal muthig erwartet hatte.

Der Herzog blickte auf den Jüngling, sein heitres, unschuldvolles Auge traf und ergriff ihn; er steckte das Schwert in die Scheide. — Stehe mir Rede, sagte er zu Otto: mein fürstliches Wort, daß jetzt Dein Blut nicht fließen soll. Was willst Du hier, in welcher Absicht bist Du auf der Staufenburg?

Noch einmal Eva zu sehen, dann nach Osterode zu ziehen, wohin Ihr Eure Mannen beschieden. Ihr Lebewohl zu sagen für immer.

Und wer verrieth Dir, daß sie hier lebe?

Meine Sehnsucht, sie noch einmal auch im Tode zu sehen, trieb mich nach Gandersheim in die Kirche der Kapuziner. Ich öffnete bei Nacht ihren Sarg und fand das Marienbild statt ihrer.

Ah! unterbrach ihn der Herzog: nun wird mir der Argwohn meiner Gemahlin klar.

Ich schwieg, gnädiger Herr, meine Lippen haben das Geheimniß nicht verrathen. Sollte ich die todt geglaubte Geliebte entehrt zum Leben wecken?

Knabel rief der Herzog drohend.

Ja, gnädiger Herr, ehe ich die Schande Eva's von Trothe verkündigte, eher hätte ich tausendfachen Tod erlitten.

Nun weiter, weiter! sagte der Herzog immer noch heftig.

Lange suchte ich sie auf Euern Schlössern, denn nur in Eurer Gewalt konnte sie sein, da führtet Ihr mich selbst auf die Staufenburg ein. — Ich hörte ihre Stimme —

Und warum verließest Du das Schloß so schnell? fragte der Herzog.

Ich hatte sie gesehen, sie gesprochen. Ich war gewiß, sie lebe, was sollt' ich mehr, was sollt' ich hier?

Und das verschwiegst Du mir, Eva? sagte der Herzog, sich mit glühendem Blick zu ihr wendend.

Was konnte es Euch nützen, gnädiger Herr, wenn ich es Euch berichtet hätte, erwiderte Eva schmeichelnd: Ihr hättet Otto's Verschwiegenheit nicht getraut, hättet für Euer Geheimniß gezittert.

Und darf ich seiner Verschwiegenheit vertrauen? Wer bürgt mir dafür, daß seine thörige Liebe, daß seine Eifersucht ihn nicht verleite.

Mein Wort, gnädiger Herr, sagte Otto rasch: und mein Herz. Mein Wort brach ich noch nie, und mein Herz könnte nie Eva von Trothe verrathen. Auch habt Ihr von meiner Liebe nichts zu fürchten, schon lange hofft und erwartet sie nichts mehr, und mit der irdischen Liebe schwand auch die Eifersucht.

Nun so geh, Otto von Wehnden! sagte der Herzog nach einigem Nachdenken: Vergiß nicht Dein gegebenes Wort, aber vergiß Eva! Denn, rief er jetzt drohend: fänd ich Dich noch einmal hier, ließ ich Dich von den Zinnen des Ostthurmes hinabstürzen. — In Osterode sehen wir uns.

Ich gehorche, Herr! begann Otto, sich vor dem Herzog verneigend: Ich hätte auch ohne Euer Verbot die Staufenburg nie wieder betreten, denn meine Sehnsucht war gestillt, ich am Ziele meiner Wünsche. Er nahte sich Eva, die im Ausbruch ihres Dankes den Herzog umschlungen hielt. Lebt wohl, Eva! sagte er gerührt: Betet zu Gott, daß er Euch den Frieden des Herzens schenke. Sucht in der stillen Liebe, in der Einsamkeit Eures Lebens Glück, nicht im Geräusche des Hofes, nicht in den Wünschen der Eitelkeit. Ewig todt dem Auge der Welt, ersteht nur jenseit.

Er neigte sich vor dem Herzog und wollte gehen. Otto! rief dieser: zieh' nicht so ernst von der Freundin Deiner Jugend, geh versöhnt von ihr; Du bist ein edler, braver Mann, ich erlaube, ich gönne Dir den Scheidekuß.

Versöhnt war ich längst! rief der Jüngling unmuthig: Nach einem Kuß, den Liebe nicht der Liebe giebt, gelüstet mich nicht. Lebt wohl, und bleibt mir auch ferner ein gnädiger Herr. — Er neigte sich und ging.

Schon war es Nacht, als Otto bei der Köhlerhütte am Staufenburger Forste, wo er Schwert und Helm und sein treues Roß zurückgelassen hatte, anlangte. Er trat in die Hütte, warf sich auf das für ihn bereitete ärmliche Lager, wollte ruhen und konnte nicht. Der Schlaf floh sein Auge, da warf er den Pilgermantel ab, hing sein Schwert mit Eva's Wehrgehenk über die Schulter, setzte den Helm auf, bestieg sein Roß und trabte in Gedanken versunken, auf der Straße nach Osterode, wo er die beiden Knechte zurückgelassen hatte, seinem Schicksal entgegen.

So war es das Letztemal, sagte er vor sich hin: und nie sehe ich sie wieder. Nie sollen meine Augen die herrliche Gestalt, das seelenvolle Auge wieder erblicken, und nun hätte ich wirklich von allem Lebensglück Abschied genommen, und die Schwingen meiner Sehnsucht wären gelähmt, ihr Flug zu Ende? Nein, nein! rief er plötzlich, als er die Morgenröthe hinter den hohen Bergen hervortreten und die Gegenstände um sich her aus der Nacht in die Dämmerung übergehen sah. So wie du, goldene Sonne, wieder aufgehend mit deinen Strahlen die schlummernde Erde zu neuem Leben weckst, so wird auch sie meinen Blicken wieder erscheinen und die schlummernde Sehnsucht erwecken. — Da hörte er hinter sich Hufschlag. Er wendete sich. Einen Reisigen mit mehreren Knechten sah er, die eiligst aus dem Forste auf dem nemlichen Wege heran sprengten, auf dem er ruhig fort trabte. Sich nicht um sie bekümmernd, zog er weiter, und zürnte im Stillen, daß sie das liebliche Bild verwischt und ihn in seinen Träumen gestört hätten. Doch jetzt rief einer der Kommenden, der schon dicht hinter ihm war: Halt! Junkherr von Wehnden, halt!

Otto hielt sein Roß an. Was ist Euer Begehr? fragte er.

Ich fordere Euch im Namen unseres Herrn von Braunschweig auf, sagte der Reiter: mir nach der Staufenburg zu folgen.

Und was soll ich dort?

Uns Bürgschaft in leidlicher Haft geben, daß Ihr verschwiegen seid; denn es wäre wohl thörig, wenn der Herzog einem solchen jungen Fant, wie Ihr, sein Geheimniß überließ, das ist besser zwischen vier Mauern als in der Brust eines Minnesängers verwahrt. Dies war der Rath, den ich unserm Herrn gab, und er schickt mich mit vier Knechten, Euch zurückzuführen in Güte oder mit Gewalt. D'rum zaudert nicht länger und laßt Euer Schwert in der Scheide ruhen, die Herren Meistersänger verstehen mit solchen Dingen nicht umzugehen.

Ob ich es verstehe? rief Otto: Da nimm! Er führte einen heftigen Streich auf des Voigts Pickelhaube, und schrammte ihm den linken Arm

Doch kaum sahen die Reisigen ihren Führer bluten, als sie Otto umringten. Aber das Schwert, was sein Lied ihm errungen, verließ den Meistersänger nicht, wacker hieb er um sich, denn wo Erfahrung und die Kunst fehlte, trat Verzweiflung an ihre Stelle. In leidlicher Haft? rief er: unten im Burgverließ! — davor schütze mich mein Schwert; eher das Leben als die Freiheit verloren! Schon lagen drei Knechte blutend neben ihm, schon sprengte sein Roß durch die andern hindurch nach dem nahe gelegenen Wald, da sauf'te ein Bolzen durch die Luft und traf des Jünglings Schulter — er sank.

Habt es nicht anders gewollt, sagte der Voigt, der zu ihm trat: thut mir leid um Euer junges Leben, und wird auch gewiß unserm Herrn leid thun. Er ließ ihn auf sein Pferd heben, und zog mit ihm langsam der Staufenburg zu. — Otto sagte indessen kein Wort, seine Wunden bluteten heftig, doch am meisten schmerzte ihn die Wunde in der Brust. Er sah nur mit Sehnsucht im Blick nach den Thürmen der Staufenburg, die jetzt im Morgenroth erglänzten. Endlich, da sie an den Fuß des Berges gelangten, bat er seinen Führer, die Rosse anzutreiben. Damit ich sie nur noch einmal sehe, ehe der Tod meine Augen schließt! sagte er leise, und ertrug mit heiterem Gesicht die immer sich mehrenden Schmerzen.

Jetzt zogen sie in den Schloßhof ein. Der Herzog kam ihnen entgegen, und als er des Jünglings gebrochenes Auge sah, hob er den Blick gen Himmel. Vergib mir, Gott! rief er: das wollte ich nicht!

Zu ihr! stammelte Otto.

Bringt ihn hinauf, rief der Herzog: in mein Gemach und ruft den Arzt, vielleicht ist noch Hülfe möglich. Otto schüttelte verneinend, und als er in des Herzogs Zimmer auf ein Ruhebett gebracht, der Herzog selbst sein bleiches Haupt auf ein Kissen gelegt und das strömende Blut zu stillen versucht hatte, öffnete sich die Thür, und Eva stürzte herein. Sie sank neben des Jünglings Lager nieder.

Ein heiteres Lächeln umzog bei ihrem Anblick sein Gesicht. Ein tiefer Seufzer preßte sich aus der wunden Brust und mit ihm schied das Leben.

In der Stille begrub man Otto in der Schloßkapelle; sein Tod blieb ein Geheimniß, wie das Leben seiner Geliebten. Eva besuchte in den zehn Jahren, die sie hier noch unter mancherlei Schicksalen, ein eintöniges, freudeloses Dasein verlebte, fast täglich sein Grab, weihte seinem Andenken manche bittre Zähre, und büßte für ihren Unbestand durch Reu und Buße, bis sie neben dem Getreuen ihre Ruhestätte fand. Freudelos war ihr Leben, sanft war ihr Tod.

Auf dem Geiersberge hatte die Mutter vergebens auf ihren Sohn geharret. Die Schlacht von Frankenhausen wurde geschlagen, niemand

hatte Otto dort geſehen. In banger Erwartung verlebte ſie ihre einſamen Tage, und immer kam keine Nachricht. Auch Margarethe von der Aſſeburg gedachte ſeiner mit banger Sorge, mit treu liebendem Herzen, und als auch nach Monden keine Nachricht kam, faſt ein Jahr in getäuſchter Hoffnung ſchwand, nagte der Kummer an ihrer Blüthe, bleich und trauernd wandelte ſie unter ihren Gefährtinnen.

So traf ſie der Herzog eines Abends im Schloßgarten zu Wolfenbüttel. In der Laube, wo ſie Otto das Erſtemal getroffen, ſah er ſie das Haupt auf die Hand geſtützt ſitzen; ſie weinte bitterlich. Da übermannte das Gefühl des Herzogs edles Herz. Arme Margarethe! ſagte er bewegt zu der Trauernden: beweint nur den Todten, er iſt nicht mehr!

Vom Hofe zu Wolfenbüttel ſchied ſie nun ſchnell und ging nach dem Geiersberge, dort die Mutter zu pflegen, zu tröſten. Bei ſeinem Lieblingplätzchen am Waſſerfall, neben der ſteinernen Bank erhob ſie einen grünen Hügel, bepflanzte ihn mit Blumen und ſchmückte ihn mit einem einfachen Kreuze. Zu den Füßen des Hügels ruhte die zerbrochene Laute, und wenn die Abendröthe den Waſſerfall erleuchtete, der Weſtwind ſanft durch die hohen Eichen rauſchte, der Quell murmelnd an dem Grabe hinfloß, da glaubte ſie, die Laute töne und das Lied der Sehnſucht ſteige aus dem Hügel auf.

Nach der Mutter Tode nahm ſie den Schleier in Gandersheim. — Ihre Sehnſucht führte ſie bald hinüber.

Der Rezensent.

Novelle.

In dem lachenden Thale, welches die Saale in der Gegend von Naumburg bildet, liegt ein einsames Landhaus, das mit seinem rothen Ziegeldache freundlich durch die es umgebenden schattigen Akazien blickt. Wie eine anspruchlose Jungfrau in ihrem weißen, schmucklosen Hauskleide tritt es unsern des Flußufers dem Auge des Wanderers entgegen und ladet ihn ein, in seinen stillen Mauern von den Mühen des Tages auszuruhen. Ein sorgfältig geordnetes Blumengärtchen, das sich nach der Landstraße hinabzieht, umgibt den geräumigen, mit gelbem Flußsande bestreuten Hof, in welchem mancherlei Federvieh in friedlicher Eintracht neben einander geht; von dem stolzen Pfau bis zur girrenden Taube findet der Fremde, welcher hier eintritt, jede Gattung dieser taulichen Hausthiere, und das Stillleben, welches sich über die kleine Villa verbreitet, zeigt ihm, daß der Hausherr sich hier ein ruhiges und freundliches Asyl bereitet habe.

Wer eben jetzt eingetreten wäre, hätte ihn an diesem heitern Frühlingmorgen, sein Pfeifchen rauchend, unter dem sich über die Hausthüre wölbenden Jasmindache, die frische Morgenluft und den Duft der Apfelblüthe einathmend gefunden. Neben ihm hätte er seine Schwester gesehen, eine Jungfrau, die immer noch mit kühnem Muthe gegen Zeit und Schicksal ankämpfend, im Spätherbste ihres täuschungreichen Lebens, sich in Phantasie und Wirklichkeit, wenn auch immer vergebens, Rosenkränze zu winden versuchte; sie las emsig in einem Buche, zuweilen jedoch nach einer jugendlichen Gestalt blickend, die vor dem Laubdache, den großen Strohhut auf dem Lockenkopfe, saß und eine weiße Pfautaube auf ihrem Schooße hielt, welche aus ihrer Hand die dargereichten Körner pickte und mit Wohlgefallen zu dulden schien, daß die weiße kleine Hand der Jungfrau sie liebkosend streichle. — Wer diese Nymphengestalt in ihrem einfachen weißen Gewande sitzen sah, wer unter dem sich tief herabsenkenden Hute die zarten Umrisse des Kinnes, den lieblichen Mund erblickt hätte, dem mußte der Wunsch entsteigen, das ganze Himmelsantlitz des Mädchens zu schauen, das mit ihrem Täubchen auf dem Schooße ein Bild zarter Jungfräulichkeit, ruhig und sinnend vor ihm saß.

Und war ihm dieser Wunsch gewährt, hob das Mädchen den gesenkten Lockenkopf, sah er die schönen sanften Züge dieses frommen Gesichtes,

ſah er die goldnen Locken über die heitre Stirn herabrollen, blickte er nach dem Himmelſtrahl, der aus ihrem Auge leuchten mußte, da ſie jetzt das geſenkte Augenlid hob und von ihrer Taube aufſah, ſo ſchloß die Wehmuth den Quell der Thränen in ihm auf. — Der Himmel des Mädchens war getrübt, kein Strahl des Lebens leuchtete ihm aus Cöleſtinens Auge entgegen, die Sterne waren erloſchen, Nacht umgab ſie — das Mädchen war blind! —

Warum deckt die Nacht mit ihrem düſtern Mantel die Erde und zieht die Strahlen der ſcheidenden Sonne durch die Dämmerung in das feuchte Wellenbett hernieder, daß ſie dort verglühen und verlöſchen? Warum birgt der Himmel die bleichen Lichter der Nacht und den Mond mit ſeinen Silberſtrahlen, wenn der einſame Wanderer auf irrer Wallfahrt ſehnſuchtvoll und hoffend nach ihm blickt? — Warum umflorte das Schickſal den Strahl dieſes frommen Auges und nahm dem holden Antlitz den Götterfunken, aus welchem die Seele ſtrömt? — Die ſchattenden Wolken treibt der Sturm über den nächtlichen Himmel dahin, und Sternſchein und Mondſchimmer breiten wieder ihr magiſches Licht über die Erde, die Sonne erwacht und bricht mit neuem roſigen Strahle durch die Dämmerung hervor, die Welt zu neuem Leben zu wecken. — Nur das Licht des Auges, einmal von Nacht umgeben, leuchtet nicht mehr, einmal erloſchen, dringt ſein Strahl nicht wieder durch den Schleier, nur aus Grabesnacht bricht er wieder hervor; Cöleſtinens Morgenroth leuchtete ihr nur jenſeits entgegen! — Ach, was das Schickſal dem Menſchen nimmt, gibt es im Kreislaufe ſeiner kurzen Tage nur ſelten wieder — ihr iſt das Auge für das ganze Leben geſchloſſen, kein Morgenroth weckt es.

Vater, ſagte die Blinde, da ihr die Taube fortgeflattert war: der Bote bleibt heut lange, und Du mußt Dein Pfeifchen rauchen, ohne die Zeitungen und Journale leſen zu können; auch iſt es ſchon lange, daß wir keine Briefe aus Kurland erhalten haben, ich bin faſt für die Eltern beſorgt.

Laß doch das ewige Sorgen um die Entfernten, unterbrach ſie die ſechzigjährige Jungfrau: haſt Du doch hier Vater und Mutter, die Dich erzogen und gebildet haben, jene gaben Dir nur das Leben.

Bei dieſen Worten ſtreckte Cöleſtine die Hand nach der Stelle, wo ſie wußte, daß ihr Pflegevater ſaß, der die Blinde wohl verſtand und ihre Hand erfaſſend an ſein Herz drückte. Ich verſtehe Dich, Cöleſtine — laß es gut ſein! liebe Tochter, ſagte er ſie ſtreichelnd, da er des Mädchens trübes Auge ſich feuchten ſah. Was ich Dir nahm, kann ich Dir nicht erſetzen, nicht das Vaterherz, und wenn das meine auch noch ſo warm für Dich ſchlägt — nicht die Mutterbruſt. —

Wer Bildung gibt, gibt mehr als Leben! unterbrach ihn die Schweſter mit Heftigkeit.

Chriſtine, erwiderte der Hausherr gleichfalls aufgeregt: von den heiligen Myſterien der Natur, von der Mutterliebe bliebſt Du fern. — Uns

beiden verſagte das Schickſal des Lebens höchſte Wonne; wir ſtehen am Ende unſerer Laufbahn allein, ich freiwillig ehe- und kinderlos — Du! — doch Cöleſtinens Händedruck erinnert mich, meinen Unmuth nicht in Worte, die Dich verwunden könnten, auszuſprechen, und dort ſehe ich den Boten den Fußſteg heraufkommen, der uns heute Neuigkeiten in Fülle und vielleicht auch einen Brief aus der Ferne bringen wird.

Die Schweſter, im ganzen Hauſe die Tante genannt, ſchien auch über die Erwartung, was der Naumburger Bote mitbrächte, des Bruders Rede vergeſſen zu haben, ging dem Keuchenden raſch entgegen, nahm ihm mit unweiblicher Heftigkeit die Pakete ab, durchflog mit raſchem Blicke die verſchiedenen Aufſchriften und gab dann dem Bruder einige Briefe, die an ihn gerichtet waren, nebſt den Zeitungen; die Journale behielt ſie für ſich.

Kein Brief aus Kurland? fragte Cöleſtine.

Keiner, liebes Kind! erwiderte der Alte, einige flüchtig durchgeleſene Briefe auf den Tiſch werfend: Gedulde Dich. — Aber hier, ſagte er jetzt, einen der Briefe genau betrachtend, deſſen Aufſchrift ihm fremd zu ſein ſchien: von wem mag dieſer ſein? Aus Frankfurt — habe ich doch dort keinen Korreſpondenten.

Oeffne ihn nur, Väterchen, dann wirſt Du es gleich wiſſen, ſagte Cöleſtine: Du machſt mich faſt neugierig.

Du haſt wohl Recht, erwiderte dieſer: der Menſch iſt ſo thörig, daß er, ſtatt das Siegel zu öffnen, nachſinnt und grübelt, er möchte gern ſeiner Forſchergabe es verdanken, nicht ſeinen Augen. Er brach bei dieſen Worten den Brief auf, während die Tante in den Zeitſchriften blätterte, Cöleſtinens geſchloſſenes Auge ſich nach dem Vater wandte und ſie neugierig lauſchte, ob er ihr nichts mittheilen würde.

Hätte ſie des Alten Antlitz ſehen können, ſo würde ſie auf ſeine Mittheilung noch geſpannter geweſen ſein, denn ſein ganzes Geſicht war bewegt als er den Brief las, und als er ihn vor ſich hinlegte, ſchaute ſein Auge freudig und doch wehmuthvoll über das Thal hinüber, wo es ſchien als wolle er ſich von dort aus der Erinnerung die ſüßen Bilder zurückführen, welche ſo lieblich ihre freundlichen Farben auf ſeinem Antlitze ſpiegelten.

Nun, Väterchen, unterbrach Cöleſtine die Stille, denn die Tante las noch immer emſig in den Journalen, und kümmerte ſich um dies Alles nicht: ſagſt Du mir nicht, von wem der Brief iſt, theilſt Du mir nichts von ſeinem Inhalt mit? Du weißt, Neugierde iſt mein Fehler, ich möchte ſo gern recht vieles hören, da ich nichts zu ſehen vermag.

Gutes Kind, ſagte der Vater, faſt unmuthig, aus ſeinen Träumen geweckt zu ſein: da iſt ein Bote aus meiner Jugendzeit zu mir gekommen, der bringt mir Freundes Gruß und die Erinnerungen an ſchön durchlebte, wenn auch nur kurze Tage. Ach, Cöleſtine! die Töne, die mir manchmal aus jener entſchwundenen Zeit herüberhallen, ſind nur ſelten

eine frohe Begebenheit begrüßende Glockentöne, öfters nur Grabgeläute meiner sparsamen Jugendfreuden, sie erinnern mich, daß ich meines Lebens Ziel verfehlt habe.

Väterchen, berühre diese Saite nicht, bat Cölestine: sie tönt traurig; auch in mir hallt sie wehmuthvoll wieder. — Hast Du nicht eine Tochter, zwar blind, aber ihr inneres Auge blickt voll Dankbarkeit und Liebe nach Dir, schlagen Dir aus der Ferne nicht Herzen voll Liebe entgegen? — Der Alte seufzte tief. — Lies mir lieber den Brief vor, fuhr das Mädchen fort: ich theile ja so gern Deinen Trübsinn, laß mich auch Theil an Deiner Freude nehmen. — Der Alte ergriff den Brief und las:

„Die Nachricht, welche mir so eben ein Freund gibt, daß der Schriftstellername Wanfried Ihnen gehört, und daß also mein und der Meinigen Lieblingsdichter wahrscheinlich derselbe ist, dem ich vor beinahe zweiunddreißig Jahren zwar nur wenige, aber so köstliche Stunden verdankte, daß deren Erinnerung zu dem Liebsten gehört, was mir aus jener Zeit übrig geblieben ist, veranlaßt mich zu diesem Schreiben. Irre ich mich, so cassiren Sie es, bin ich aber recht berichtet, so erhalte ich vielleicht eine Antwort.

Ich studirte im Jahre 1793 in Göttingen, und hatte Zutritt im Hause des Kaufmanns Weller, wo ich größtentheils meine Abende zubrachte. Eines Abends traf ich dort einen Studenten aus Leipzig, einen Kurländer mit Namen Brückner, der früher in Göttingen studirt und vor seiner Abreise ins Vaterland die Familie Weller, die auch ihn während seines frühern hiesigen Aufenthaltes freundlich aufgenommen hatte, besuchte. Seine gewinnende Gestalt machte mich auf ihn aufmerksam, sein feuriger Geist, die Poesie, die aus allen seinen Reden hervorblitzte, zogen mich an ihn. Als wir eines Abends aufbrachen, begleitete er mich in meine Wohnung. Ein junger lebendiger Dichter ohne zu lieben, ist ein Widerspruch. Bald kam die Rede auf eine gewisse Cölestine, die damals in des Dichters Herzen herrschte; das Feuer des Gastes entzündete auch den Wirth. Jener entwarf auf der Stelle ein Gedicht von vier Strophen an seine Herzenskönigin, und ich gab demselben gleichfalls sofort eine Melodie. Das Gedicht war glühend, besonders die beiden letzten Strophen, es entbehrte der Feile wohl, aber der Götterfunke erfüllte es; meine Melodie verleugnete noch weniger das Impromptü, sie schloß in der Dominante statt in der Tonica, ohne daß ich es damals merkte. — Darauf trennten wir uns, und nie habe ich wieder etwas von ihm erfahren.

Das ist die ganze Geschichte, die mein altes Blut, da ich dieses niederschreibe, noch so in Wallung bringt wie damals, wo die Rose meines Lebens noch nicht zur Hagebutte zusammen geschrumpft war.

Sind Sie nun dieser Brückner oder bist Du es! denn wir wurden ja damals auch Brüder, so sei mir nach zweiunddreißig Jahren herzlich willkommen. Geistig bist Du mir oft als Wanfried nahe gewesen, aber ich

ahnete es ja nicht, daß es nur eine Erneuerung früherer Herzensneigung war. So mag es den Leuten, die schon das Diesseit überstanden haben, jenseit zuweilen gehen, aber ob es dort nur bei dem „„Zueinanderhingezogensein““ bleiben, oder ob auch ein „„Wiedererkennen““ in aller Form möglich sein wird, that is the question! Ich zweifle. —

Doch wo gerathe ich hin! — Bist Du also derjenige? besinnst Du Dich alsdann noch Deines Gedichtes? — Jene beiden Strophen habe ich sorgsam mir im Kopfe oder vielmehr im Herzen erhalten; hier sind sie:

Wollte selbst Mutter Natur noch einmal Dich Herrliche bilden,
O es entsänk' der Griffel der mächtigen Hand!
Einmal, nur einmal erreicht selbst die alles erschaffende Mutter
Ihrer höchsten Begeisterung himmlisches Ziel.

Aber im klopfenden Herzen des ewig treu Dir Geliebten,
Steht es, Dein Bild, mit unsterblichen Zügen gemalt,
Steht es, — Geliebte, wenn einst der Engel des Todes mir winket,
Trag' ich's hinüber zur Sphäre, aus der es entsprang.

Auch meine Weise kann ich noch, obgleich ich sie nie in Noten aufgeschrieben habe, es bedurfte dessen nicht. Willst Du sie aber haben, so will ich sie getreu, ohne alle Verbesserung aufsetzen. In der Form bin ich seitdem in der Musik weiter gekommen, aber das kalte Leben hat die Flamme der Töne verlöscht, das Herz ist noch nicht Asche, aber die Stürme haben es mit Asche ausgebrannter Freuden bedeckt, seine Gluth kann darunter nicht mehr auflodern. Ein Lied wie an Emma, das nachher als das Lieblingslied von dem Munde manches deutschen Mädchens tönte, habe ich seitdem nicht mehr zu komponiren vermocht. Welchem Liede ich noch con amore Töne geben möchte, das wäre das alte Mönchlied:

Cedendum est!
parendum est
claudente aitae scena!
Est jacta sors,
me vocat mors,
vel praemium, vel poena!
Valete res,
avete spes,
sic finit cantilena!

Aber auch dies will nicht so klingen wie es soll.

Wie wäre es indessen, wenn Du Glücklicher, dem noch die Muse winkt, falls Du den Versen nicht ganz den Abschied gegeben hast, mir Etwas aus Deinem Liedervorrathe sendetest, vielleicht entzündete sich da wieder der Funke.

Von Domesticis heute nichts als daß Emma im Grabe schlummert, und mit ihr mein Glück und meine Hoffnung. Erhalte ich eine freundliche Antwort? — Aber bald, denn mir ist als sollte ich bald die Auflösung jener Frage an Ort und Stelle erfahren.

Werner.“

Der Alte hatte den Brief schweigend wieder zusammengelegt, und vor seinem Antlitze schien die Erinnerung ein heiteres Bild aufzurollen, als die Blinde leise und fast schüchtern fragte: War jene Cöleſtine —

Es war Deine Mutter! fiel der Alte ihr in die Rede.

Und warum, fragte das Mädchen, doch stockte ſie plötzlich und wurde durch einen heftigen Ausruf der Tante aufgeſchreckt, die eben das Blatt, worin ſie geleſen, auf den Tiſch warf. Nein, es iſt abſcheulich! rief dieſe: es iſt unerhört!

Was iſt Dir, Tantchen? fragte das Mädchen, ängſtlich die Arme nach ihr ſtreckend: mein Gott, was iſt Dir begegnet?

Wahrſcheinlich biſt Du wieder auf eine Rezenſion geſtoßen, ſagte der Alte, und ſo ernſt er auch geſtimmt war, konnte er ſich kaum eines Lächelns enthalten, als Tante Chriſtinchen mit gewohnter Heftigkeit das Blatt wieder ergriff, und mit ihren großen rollenden Augen es durchflog. Ich habe Dich ſo oft gewarnt, den gefährlichen Weg der Schriftſtellerei zu betreten, es iſt eine Klippe, an der die meiſten Frauen ſcheitern müſſen; Du ſtörſt Dir damit die ruhigen Stunden eines thätigen Lebens, trittſt aus dem Kreislaufe Deiner Jahre hinaus, drängſt Dich in die Jahre der Jugend zurück und fühlſt ſo das Verlaſſenſein am Ziele Deines Lebens doppelt; überdies gibſt Du Dich in die Hände der Rezenſenten, einer Raſſe Menſchen —

Vater! hat Cöleſtine.

Recht ſo, mein gutes Kind, erinn're mich nur immer wenn ich die rauhe Saite meines Innern greife, lenkte der Alte ein, ſich zu ſeiner Schweſter freundlich wendend, die durch ſeine Worte nur noch aufgeregter geworden, ihm jetzt das Blatt zuwarf: Lies nur ſelbſt, Du herzloſer Menſch, und wenn eine Deiner Schriften ſo hämiſch beurtheilt wäre —

Würde ich lachen; fiel ihr der Bruder in die Rede. Wer ſich der Oeffentlichkeit hingibt, dem muß, wenn auch nicht das Urtheil, wohl aber die Art des Urtheils ziemlich gleichgiltig ſein. Nun, laß doch hören. — Die Tante entfernte ſich; er las: Agnes, Roman von Chriſtine Wohlgemuth.

Arme Tante! unterbrach ihn Cöleſtine: Haben ſie Dein Lieblingskind arg mitgenommen, dann dauerſt Du mich wirklich. Er las weiter:

„Frauen, am wenigſten Jungfrauen, ſollten ſich die Mühe geben, den Menſchen mit ſeinem Thun und Treiben ſchildern zu wollen, denn ſie kennen ihn nicht. Statt aus der großen Welt ihre Charaktere und Begebenheiten zu nehmen, ſchöpfen ſie aus ihrem eigenen Herzen, und aus dieſem engen Borne ziehen ſie nur die Bilder hervor, welche ſie dort in einer Reihe täuſchungvoller Jahre beherbergten; mit einem Worte, in ihren Romanen ſpielen ſie die gehabten oder gehofften Begebenheiten ihres Lebens noch einmal, und der kleine Kreis, in dem ſie lebten, iſt das beſchränkte Reich ihrer Phantaſieen. Ihr Mühen iſt vergebliche Mühe; ge-

lingt es ihnen auch zuweilen, und das doch nur Auserwählten, das weibliche Herz wahr zu schildern, so müssen sie selbst hier den Schleier von den Mysterien zarter Weiblichkeit hinwegziehen und zur Verrätherin an ihrem eigenen Geschlechte werden. Den Mann aber zu schildern versteht keine, und wehe der, welche so tief in das wilde Treiben des Mannes eingedrungen wäre, um es lebendig und wahr darstellen zu können. Darum sollten doch die ehrwürdigen Jungfrauen, denn dies sind doch unsere Schriftstellerinnen meist alle, nicht ihre getäuschten Erwartungen, nicht ihre verfehlten Wünsche, nicht ihre ungestillte Sehnsucht uns in Romanen noch einmal vorlegen und verlangen, daß wir in dem öden Garten ihrer Rosenzeit mit ihnen lustwandeln sollen. Sie sollten lieber wirksam und thätig den Beruf erfüllen, zu dem die Natur sie bestimmte, als einen fremden sich eigen machen zu wollen, der so ganz außer ihrer Sphäre liegt."

Das ist doch bitter gesagt, Vater! unterbrach ihn Cölestine.

Bitter, aber wahr! meinte der Alte, und fuhr zu lesen fort:

„Vorliegender Roman kann als Beweis des eben Gesagten dienen. Alle Personen aus den früheren Erzählungen der Verfasserin finden wir in Agnes, nur unter fremden Namen, wieder; immer sind es die nemlichen Marionetten, ist es das nemliche Theater, und sie selbst, die Verfasserin greift als eine Heroine der Tugend überall wirkend ein. Ein Paar jugendliche weibliche Wesen, von ihrer Hand zu übermenschlicher Vollkommenheit ausgebildet, sentimentale Herrchen, von der Phantasie aus der Polterkammer ihres eigenen Herzens herbeigeholt, sind stets die figurirenden Hauptpersonen, überall findet man sie. Setzt man nun noch einige andere Stereotypen hinzu, läßt diese in den Kreisen des gewöhnlichen Lebens leiden, lieben und im Glanze der Tugend einhergehen, leimt man dies Alles in schlechter, inkorrekter Sprache zusammen, so hat man einen Roman der Christine Wohlgemuth, die, wenn sie auch ihre Erfahrungen theuer bezahlen mußte, uns doch nicht zumuthen sollte, unser Geld für so etwas zu verschleudern. Der Verfasserin, im Falle sie noch jung ist, woran ich jedoch zweifle, rathe ich, lieber Romane zu spielen als zu schreiben; im Falle sie aber alt ist, ihre gemachten traurigen Erfahrungen beherzigend, lieber zu schweigen."

Vater! bat Cölestine: klingle, daß Anna kommt und mich zur Tante führt, damit ich sie tröste; sie muß durch diese hämische Rezension tief gekränkt sein.

Der Vater schellte, die alte Wärterin kam und geleitete Cölestine zur Tante. Der Alte blieb allein zurück. Wohl hat Cölestine Recht, diese Kritik hämisch zu nennen, die das Geschlecht mehr trifft als den Roman! sagte er bitter: was kann man auch anderes von einem Rezensenten erwarten, da ihr Urtheil immer mehr der Person als der Sache gilt; dann durchflog er flüchtig, die vor ihm liegenden Blätter, Kat, des Freundes Brief

in der Hand, in das Gärtchen, setzte sich dort unter einen blühenden Apfelbaum, und wie er gestern den süßen Duft der Blumen und Blüthen eingeathmet hatte, so sog er jetzt, alle Reflexionen vergessend, die Erinnerungen seines früheren Jugendlebens ein. Rosig schien es und lächelnd rief er plötzlich aufspringend: und doch ist es so düster und freudenleer geworden und hat nicht gehalten, was es versprach. — Nun, ich will nicht mit dem Schicksal rechten, will die Blüthe aus jener Zeit, die es mir durch Freundes Hand bietet, dankbar annehmen, vielleicht heitert mir ein Wesen aus jenen Tagen der Hoffnung die Nacht in meinem Innern auf, und die kurze Freundschaft der Jugend gleicht der jungen Epheupflanze, die nun in späten Jahren das alte Gemäuer schirmend und innig umfängt!

Er eilte auf sein trauliches Stübchen, gedachte noch einmal jener frohen Tage, rief sich noch einmal recht lebhaft das Bild des Freundes zurück, und als dies nun so ganz vor seinem Blicke stand, ergriff er die Feder, wollte dem Freunde antworten und vermochte es nicht. Erst am andern Morgen war sein aufgeregtes Gemüth so weit beruhigt, daß er sich hinsetzen und schreiben konnte:

„Du hast mir ein freundliches Bild aus meiner Jugendzeit wieder zurückgerufen und es trat in seiner ganzen Frische vor mich hin. Willkommen, Freund, aus jenen glücklichen Tagen, wo es nicht der Jahre bedarf, um den Bund der Herzen für das ganze Leben zu schließen, wo das jugendliche offene Gemüth sich so willig dem ersten Eindrucke hingibt, und wenn es sich auch oft bitter getäuscht sah, sich doch immer wieder dem Mitgefühle traulich öffnet! Diese Zeiten sind für uns vorüber, und glücklich, daß die Erinnerung sie uns noch lebendig und glühend zurückzurufen vermag, daß wir noch in der Vergangenheit schwelgen können, wenn uns die Gegenwart auch darben läßt. Aber Gott dankt! ich darbe nicht ganz; stehe ich auch einsam, rufe ich Dir doch an der Seite meiner Pflegetochter ein so herzliches Willkommen zu, als ich Dir damals ein trauriges Lebewohl sagte.

Als ich Deinen Brief erhielt, ihn las, ergriff mich eine wohlthuende, wenn auch wehmüthige Empfindung. Als sei ich plötzlich durch ein Zauberwort in jene Tage zurückgeführt, stand Alles vor mir, Du, Emma, Cölestine, der alte Weber und ich unter Euch mit Jugendmuth und Jugendkraft. Den ganzen Tag hat mich dies Gefühl nicht verlassen, als sei ich noch ein Jüngling, als blüheten Rosen noch um mich und jene schmeichelnde Begleiterin der Jugend, die Hoffnung, ständе mir immer noch leicht geschürzt zur Seite, wie damals, wo ich mit ihr im Phantasiefluge durch das ernste Leben dahin schwebte; so war es mir während des ganzen Tages. Jetzt steht sie mir nur als zagende Freundin zur Seite, und über die Klippen des oft stürmischen Lebens führt mich nicht die kühne Phantasie hinweg; nur an meinem Schreibtische in der Ideenwelt ist sie mir geblieben, ist sie mir Erhalterin und Mutter einer Familie von acht Kindern

geworden, von denen ich keines das Meine nennen kann. Aber darum bringe ich auch jetzt ein ernsteres innigeres Opfer für das Brod, welches sie mir gibt, als damals, wo sie mir nur Blumen und Blüthen reichte.

Zwei und dreißig Jahre sind verflossen, seit wir uns nicht sahen. Wir sind alt geworden an Körper und Geist, die Flamme flackert nur noch auf, wenn von außen ein sanfter Hauch sie bewegt, aber die Gluth, welche das Innere zu verzehren drohte, ist erloschen. — Emma deckt das Grab, sie hört nicht mehr den Ton Deiner Lieder. — Möge ihre Nacht sturmlos, ihr Schlaf sanft, ihr Morgenroth freundlich sein. Cölestine lebt noch, aber fern, fern von mir.

Und wir sind noch! Drei Tage der Jugend haben über diese dahin geschwundenen Jahre ausgereicht, haben mein Herz bei dem Gedanken an Dich mit neuer Jugendkraft belebt, aber auch aus meiner Brust manchen Seufzer gepreßt. Du bist nicht glücklich, Du leidest an Gemüth oder Körper, Dein Brief ruft mir die wehmuthvolle Weise Deines Liedes an Emma zurück, Deine Schwermuth liegt drückend auf jeder Zeile Deines Briefes. — Sprich Dich aus! Der Kummer verlangt Mitgefühl und Worte zu seiner Heilung.

Wäre es denn nicht möglich, daß wir uns im drei und dreißigsten Jahre der Trennung wieder sehen könnten? Das Thal, worin mein Hüttchen steht, ist schön, des Freundes Herz voll Sehnsucht, der Weg so kurz, die Beschwerde so klein und die Freude des Wiedersehens wäre so groß. — Komm zu mir, und wir wollen nach der ersten innigen Umarmung uns von den Furchen der Zeit den Rückblick in die jugendliche Vergangenheit nicht trüben lassen, wenn wir auch statt blühender Jünglinge ernste, vom Schicksal gebeugte Männer vor uns erblicken; denn blieb doch unser Geist, unser Herz noch jung, und das ist die schöne Mitgift der Dichtkunst und der Musik, daß sie den innern Menschen jugendlich erhält trotz Zeit und Schicksal.

Ich schicke Dir einige Gedichte von mir. Große Freude würde es mir machen, wenn Eins oder das Andere Dich anspräche; aber die Melodie von „Wollte Mutter Natur noch einmal das Herrliche bilden" schicke mir ja, sie soll mir das Flöten einer Nachtigall sein, das mir durch ihre Gesänge im Winter die Tage des Frühlings zurückruft.

Nun leb' wohl. — Erfülle des Freundes sehnlichsten Wunsch, und komme bald zu uns.

Brückner."

Ob er kommen wird? sagte er nun und siegelte den Brief: Ist mir doch seit langer Zeit keine Gestalt aus vergangenen Tagen so lebendig vor meinen Blick getreten als dieser Freund meiner Jugend. — Keine Gestalt? sagte er wehmüthig: auch Cölestinens Gestalt nicht? — Er preßte die Hand auf das Herz und drückte das Tuch an die Augen. Bleibt in eurem ver-

schlossenen Kerker, ihr Boten der Wehmuth! sagte er schmerzlich: als ich Eurer bedurfte, erschient ihr nicht auf meinen Ruf, seit ich überwunden, bedarf ich Eurer nicht mehr!

Seit der Brief abgegangen war, schien der so lange schon verschwundene Geist des Frohsinnes den Alten wieder zu beleben. Er achtete die böse Laune der Tante, die seit jener Rezension ihre Feder hatte ruhen lassen, nicht im mindesten, und alle die kleinen häuslichen Begebenheiten, welche sonst seine Ruhe aus dem Gleichgewichte gebracht hatten, ließ er sorglos an sich vorübergehen. Es schien als habe der Brief des Freundes ihn so ganz in die Zeiten früherer Jugend zurückgeführt und von seinem weichen Herzen die Rinde gelöst, womit Schicksal und feindliche Menschen es umgeben hatten. Selbst so manche kleine Eigenheit, und sogar der Geiz, den man dem sonst so wohlthuenden Manne wohl zuweilen bei Kleinigkeiten mit Recht vorwerfen konnte, schien ihn verlassen zu haben. Nur für Cölestinens Leiden und Freuden hatte er noch den nemlichen Sinn, das nemliche Mitgefühl und schien noch theilnehmender gegen sie zu sein als sonst. Er schrieb von neuem an einen Bekannten nach Berlin, und bat, ihm doch ja einen berühmten Augenarzt zu schicken, die Augen Cölestinens zu untersuchen; seine Mühe wolle er ihm reichlich lohnen und trotz so manches mißglückten Versuches, der ihm die Hoffnung hätte nehmen sollen, schien sie ihn jetzt wieder zu beleben, so ganz hatte ihn der Zuruf aus jener glücklichen Zeit ermuthigt.

Je fröhlicher aber der Alte wurde, desto mißlauniger wurde Tante Christine. Gewohnt in dem Kreise ihrer Umgebungen, und selbst da wo sie in der größten Abhängigkeit lebte, und mehr geduldet als geliebt wurde, das Scepter führen zu wollen, konnte sie es nicht ertragen, daß der Ausbruch ihrer Laune an Allen unbeachtet vorüberging. Sie legte ihrem Bruder so manches in den Weg, wagte es selbst auf seinem Schreibtische die pedantische Ordnung zu stören, die er dort eingeführt hatte, gab an Cölestinens Geburttag den Dienenden Wein, ein großer Verstoß gegen den eingeführten Gebrauch und eine Sünde im Auge des Alten, der die Gottesgaben an dergleichen Menschen für verschleudert hielt, aber dem Kranken mit Freuden seinen Keller öffnete, und setzte am Mittage, da sie in der Laube in reger Freude um den kleinen Tisch saßen und der Kuchen mit den siebzehn Lichtern das Grün der dichten Laube mit sonderbarem Schimmer bestrahlte, ohne Befehl die letzte Flasche Champagner auf, welche, das Geschenk eines Buchhändlers, schon lange im Keller verwahrt wurde. Sie erstaunte nicht wenig als der Bruder sie freudig öffnete, und als ob es heute so sein müßte den Kork auffliegen ließ. Mit wahrem Genusse schlürfte er auf seines Lieblings Gesundheit den perlenden Wein, und als die Flasche geleert war, befahl er der Schwester, sechs Flaschen aus

Leipzig kommen zu laſſen, damit er mit dieſem köſtlichen Trunke den Freund bewillkommen könnte, wenn der, ſeiner Einladung folgend, den Freund in ſeiner Einſamkeit aufſuchen würde.

Auch Cöleſtine nahm Theil an des Vaters innerer Zufriedenheit und an ſeinen Hoffnungen, auch ſie ſchien ſich auf den Beſuch zu freuen, und ohne ſich Rechenſchaft geben zu können weßhalb, ſtreichelte ſie ihre Lieblingstaube in dieſen Tagen inniger noch als gewöhnlich, auch konnte ſie ihren Unmuth nur ſchwer unterdrücken, wenn die Tante über den unerwarteten Gaſt brummte, die es wahrſcheinlich blos deßhalb that, weil ſie ſein Kommen nicht veranſtaltet hatte; denn ſonſt war ihr ſelten ein Männerbeſuch ungelegen, und unter dem Vorwande, Stoff zu ihren Erzählungen zu ſammeln, ließ ſie es ſelten unverſucht, eine Intrigue mit jedem Manne einzuleiten, mochte er Morgen- oder Abendroth heißen, die Jahre kümmerten ſie wenig. Wie ein Maler die einzelnen Schönheiten der Frauen begierig auffaßt, um ſie zu einem Ganzen zu bilden und zu ſeinem Ideale formen zu können, ſo haſchte Tante Chriſtinchen nach intereſſanten Situationen, um ſie und ſich mit ihnen in ihren Romanen wiedergeben zu können. — Und bei aller dieſer Schwäche, bei allen dieſen Elementen, die ſie dem Kreiſe der Weiber verhaßt, dem der Männer läſtig machte, denn eine arrogante alte Jungfrau iſt für Frauen eine jugendliche Alte, für Männer eine widrige Erſcheinung, war die Tante nicht ohne manche gute Seite. Verſtand ward ihr ohne Vernunft, Herzensgüte ohne die Zartheit, die dem Guten erſt den Stempel der Güte aufdrückt, und hätte ſie das Ziel oder vielmehr den Zweck ihres Lebens nicht verfehlt, hätte ſie in dem Kreiſe ihrer Kinder wirken, thätig und nützlich in die Welt eingreifen können, ſo wäre der bittre Tadel, mit dem ſie jetzt ſchonunglos jeden verwundete, vielleicht nur zu einer herzlichen Warnung geworden, und die unangenehme Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſich noch jetzt in die Zirkel der Jugend drängte, dort die Seele ihrer Spiele zu ſein, wäre dann nur die Munterkeit des Alters geweſen, welche die Jugend ſo unwiderſtehlich anzieht und einen freundlichen Kreis jugendlicher Geſtalten um die Matrone bildet. So war die Eitelkeit der früheren Tage in den ſpäteren in Stolz ausgeartet und die Sucht, Schriftſtellerin zu ſein, hatte trotz ſo manchen traurigen, kränkenden Erfahrungen in dieſer neuen Laufbahn ihn nur noch vermehrt ſtatt ihn zu beugen. Wie im gewöhnlichen Leben, ſo auch im ſchriftſtelleriſchen hielt ſie jede Kränkung nicht für verdient, nur für Mangel an Berückſichtigung ihrer Verdienſte, und unzufrieden mit der ganzen Welt war ſie nur zufrieden mit ſich und Cöleſtinen, welche ſie mit überſchwenglicher, faſt zudringlicher Liebe liebte. Sie ſah das Mädchen als ihre Schöpfung an, da ſie in früherer Zeit wohl manches für ihre Bildung gethan hatte, in der Zeit aber, in welcher die Jungfrau ſich entfaltet hatte, würden die überſpannten Ideen, welche ſie ihr einzuimpfen verſuchte, das Mädchen gewiß auf Abwege gebracht haben, wenn nicht die ruhige Beſonnenheit des

Bruders sie vor diesem Gifte bewahrt hätte; doch war Cölestine nicht ganz davon frei geblieben. Erst in ihrem zwölften Jahre erblindet, hatte sie die Bilder ihres Jugendmorgens mit in die Nacht hinübergenommen, und die Phantasie des jungen Mädchens war zu rege, um sie nicht stets neu und verschönt sich zu schaffen. Was das Ohr ihr zuführte, mußte die Einbildekraft gestalten, und so kam es, daß das lebendige Mädchen tagelang in sich verschlossen saß, die verschiedenen Gestalten, welche sie in sich aufgefaßt, zu gruppiren und ihnen Formen und Handlung zu geben. Eine Menge Romane, besonders alle aus dem Englischen ins Französische übersetzte der Miß Burney, die, so tugendsam auch ihre Sprache ist, durch den gedehnten Stil und ihre Langweiligkeit der Einbildung Zeit geben, sich die Figuren auszumalen, hatten Cölestine dem Schauplatze der Welt entrückt, in welcher sie lebte, und es fehlte nicht viel, daß sie selbst die wenigen Menschen, die auf dem einsamen Landhause waren, nicht zu Gebilden dieser Romane umschuf.

Schon seit zwei Jahren hatte der Alte deßhalb ein Machtwort gesprochen, und raison et sensibilité, und alle diese englischen Gemälde des häuslichen Lebens waren aus dem Hause, freilich etwas zu spät verbannt. Da faßte die Tante, nachdem die Romane aus ihrem eigenen Leben hundertmal von ihr erzählt worden waren, den heroischen Entschluß, die Feder zu ergreifen und die Täuschungen ihres Lebens mit Variationen einem größeren Publikum vorzulegen, und so Cölestine nicht an dieser geistigen Speise darben zu lassen, die sie ihr dann mit Thränen im Auge vorlas. Cölestine, zu gut um nicht Beifall zu zollen, fand doch nicht das Interesse an Christine Wohlgemuths Dichtungen, wie an denen der englischen Miß. Sei es, daß sie überall das Bild der Tante wiederfand, sei es, daß sie sich selbst und oft in langweiligen Situationen erblickte, der Reiz der Neuheit schwand mit jeder neuen Erzählung, und wenn sie ihr Pfauentäubchen streichelte und sich ihrer stillen Ahnung überließ, trat ihr Leben, ihre Bestimmung weit lebhafter vor sie und die verborgene Sehnsucht ihrer Brust blickte lebendiger durch ihre Nacht, als wenn die Tante mit kreischender Stimme aus den Zeiten ihres verlornen Paradieses die herzzerreißenden Schilderungen vorlas, die wohl Langeweile, aber nicht Wehmuth, nicht Thränen in ihr hervorbrachten. Deßhalb legte auch der Alte dieser Lektüre kein weiteres Hinderniß in den Weg.

Er selbst — doch wie vermöchte ich ihn zu schildern, da er jetzt, sein Sammetkäppchen zurechtrückend, hastig den Tubus ergriff, um nach dem Seitenwege zu sehen, der von der Straße nach seiner Besitzung bog, und wo es ihm dünkte einen Wagen anrollen zu sehen. Er hatte sich nicht geirrt; ein Reisewagen, eine seltene Erscheinung in seiner Einsamkeit, nahte langsam über den holprigen Weg; der Gedanke: es ist der Jugendfreund! durchzuckte ihn wie ein elektrischer Funke. Er sah noch einmal hin, um gewiß zu sein, daß er sich nicht täusche, eilte dann gegen Gewohnheit die

Treppe hinunter, rief im Vorbeirauſchen der Schweſter zu: Sorge für die Küche, es kommen Fremde! und ſtürzte ſo zur Hausthüre hinaus.

Hier aber hielt er plötzlich an, ein bittres Lächeln umzog ſeinen Mund, er ſchüttelte ungläubig den Kopf und ärgerte ſich über ſeine Thorheit. Solche Freude wird mir nicht! ſagte er in ſich: überlaß dich nicht der Wonne, altes gedrücktes Herz, wer weiß, welcher läſtige Menſch mich heimſucht. — Bei dieſen Worten durchſchritt er langſam den Hof, öffnete jedoch das Thor und ſah mit gleichmüthiger Ruhe dem Lohnkutſcher zu, der ſeine müden Gäule antreibend die ſanfte Höhe hinauffuhr.

Als der Wagen näher kam, der Alte deutlich erkennen konnte, was er enthielt, ein kleines Männchen und einen in einen bunten ſchottiſchen Mantel gewickelten jungen Mann darin ſitzen ſah, brummte er vor ſich hin: Dachte ich es doch — Narren ſind es, mich zu beläſtigen, keine Freunde aus der Jugendzeit. — Er ging bei dieſen Worten durch den Hof zurück, unbekümmert was die Ankommenden davon denken konnten, trat in ſeine Jasminlaube und erwartete hier die ungebetenen Gäſte. Jetzt rollte der Wagen durch das Thor und hielt vor dem Hauſe, der Alte trat näher. Der Schlag öffnete ſich, der junge Mann im ſchottiſchen Mantel ſprang raſch heraus, und ſich wenig um den Hausherrn kümmernd, war er nur beſchäftigt, das kleine Männchen herauszuheben, das, als es den Hofrath Brückner, der ſein Käppchen gezogen und ſich nur wenig zum Willkommen geneigt hatte, lange und ſcharf mit glühendem Auge angeſehen, ausrief: Ja, Du biſt es! dann den Erſtaunten umarmte, der von der Heftigkeit des Fremden überraſcht, einen Schritt zurückgetreten war.

Brückner! rief der Fremde, indem er mit wehmüthigem Blicke nach ihm aufſah: hat denn die Zeit ſo ganz die Züge verwiſcht, daß die Erinnerung auch nicht einen Dir wieder zurückführen kann?

Der Hofrath heftete nun einen forſchenden, jedoch freundlichen Blick auf den Mann, und plötzlich als ſei es licht vor ſeinem Auge geworden, rief er aus: Er iſt's! — Du biſt's! — und nun nach zwei und dreißig Jahren der Trennung ruhte Bruſt an Bruſt, und die Herzen ſchlugen ſo glühend als in jenen Tagen, wo das gegenſeitige Geſtändniß ihrer ſtillen verborgenen Neigung den Bund der Freundſchaft geſchloſſen und das warme Jugendleben ſich in ſeiner Sprache ſo laut ausgeſprochen hatte.

Der junge Mann, der indeſſen ſeinen ſchottiſchen buntſcheckigen Mantel abgeworfen und nicht ohne Theilnahme dem Schauſpiel zugeſehen hatte, verbeugte ſich jetzt ſchweigend vor Cöleſtinens Nymphengeſtalt, die an den Eingang der Laube getreten war, ſeine Verbeugung aber nicht erwiderte. Väterchen, fragte ſie: wo biſt Du? ich höre Dich nicht. — Bei dieſem Ausruf entriß ſich der Hofrath den Armen ſeines Freundes und wandte ſich nach Cöleſtinen. Kind! rief er: der Freund aus der Jugendzeit iſt gekommen, ſieh, hier ſteht er vor Dir.

Ich freue mich ſeiner Ankunft und wenn ich ihn auch nicht ſehen

kann, heiße ich ihn doch willkommen! erwiderte das Mädchen, welchem der junge Mann näher getreten war und ihre Hand ergriffen hatte, sie zur Bewillkommnung zu küssen. Er war nicht wenig erstaunt, als er einen sanften Druck der ihrigen fühlte.

Lieber Herr, sagte sie zu ihm: es freut mich unendlich, daß ich Sie hier weiß, es rührt mich, daß Sie mir armen Mädchen mit so viel Herzlichkeit entgegen kommen und mir, als sei ich Ihnen jetzt schon lieb und werth, so innig die Hand drücken.

Cölestine, unterbrach sie der Vater: nicht mein Freund, ein junger Mann, sein Begleiter, ist es, der Dir die Hand geküßt hat und sie noch hält.

Hocherröthend zog das Mädchen rasch die Hand aus der seinen und wandte sich, über das Mißverständniß empfindlich, nach dem Hause zu.

Verlassen Sie uns nicht, bat der Freund, dem die ganze Begebenheit räthselhaft war: gönnen Sie auch mir die Freude, Sie herzlich zu begrüßen, wie es mein Sohn gethan.

Das Dein Sohn? fragte der Hofrath: Der junge Mann im scheckigen Mantel Dein Sohn?

Ja, lieber Brückner, mein einziges Kind, erwiderte jener: das ich Deiner Güte empfehle, so wie schon der Anblick dieser Jungfrau jede Empfehlung meinem Herzen überflüssig macht.

Indem der Hofrath seinen Freund mit leisen Worten von Cölestinens Blindheit unterrichtete, dieser seinen Sohn durch Zeichen darauf aufmerksam gemacht, und Theodor, der junge Mann, dem Mädchen den Arm bot, sie in das Haus zu führen, hatte Tante Christinchen mit barschem Tone der Köchin befohlen, das Essen für ungebetene Gäste einzurichten; wie und auf welche Art aber dies geschehen solle, überließ sie ihr selbst, denn um die Haushaltung sich zu bekümmern war unter ihrer Würde. Sie ordnete dagegen in aller Schnelle ihre Toilette und setzte sich, die Ankunft der Fremden erwartend, in das Wohnzimmer, wo sie überlegte, wie sie die Gäste empfangen müsse, um ihnen gleich im ersten Augenblick zu imponiren. — Sie hatte Zeit, ihre Pläne zu entwerfen, denn es währte bedeutend lange, ehe die Thür sich öffnete und der Hofrath mit den Fremden und Cölestine eintrat, den Freund nebst seinem Sohne der Schwester vorstellte, die eben nicht auf die verbindlichste Art die Begrüßung des Kriegsraths Werner erwiderte, auf den sie mit stolzem, fast spöttischem Blick herabsah und dadurch sogleich den freundlichen Alten von sich entfernte, den Sohn aber, dem ihr anmaßendes Betragen nicht entging, fest an sich bannte. Er durchschaute mit einem Blick die gute Tante, nahte sich ihr mit vieler Demuth, und da er ihr ganz geeignet schien, ihre Edukationsgabe an ihm üben zu können, denn auch sie hatte die Sucht eheloser Damen, die Bildung junger Männer zu übernehmen, so würdigte sie ihn ihrer besonderen Aufmerksamkeit und ihres Schutzes. — Theodors angenehmes Aeußere, die Bescheidenheit, mit welcher der Schalk sich der Tante

näherte, schienen ganz dem Stoffe nach geeignet, unter ihrer schaffenden Hand zum Ideale männlicher Vollkommenheit zu werden; nebenbei durchflog sie der Gedanke, daß er vielleicht der Mann sei, der trotz Cölestinens Blindheit ihr Stab und Stütze durch's Leben werden könnte.

So hatte sich in dem kleinen Kreise schnell alles gestaltet und stand sich freundlich oder feindlich gegenüber. — Zwischen der Tante und dem Kriegsrath war, wenn auch eine stumme, doch eine bestimmte Fehde ausgebrochen, und der Hofrath war mit dem Sohne seines Freundes noch gar nicht im Reinen, denn der schottische Narrenmantel, wie er ihn zu nennen beliebte, konnte er ihm nicht verzeihen, und das devote Wesen gegen die Tante, durch das er zuweilen Spott durchschimmern sah, gewann dem jungen Manne auch nicht seine Neigung. Aber zu sehr mit dem Freunde beschäftigt, kümmerte es ihn weniger, und er war froh, als er nach dem frugalen Mittagmahle den Freund auf seine Stube, dieser stillen Zelle, ein- und mit ihm die Tage ihrer ersten Bekanntschaft zurückführen konnte.

Der Kriegsrath, ein kleines hageres Männchen, dem Hygieia nicht ihre erquickende Schale gereicht hatte, sagte jetzt, als er mit seinem Freunde allein war und die lange ernste Gestalt des Hofraths vor ihm stand: Brückner! Wir sind alt geworden, die Zeit hat ihr Recht an uns geübt; erkenne ich auch alle Deine Züge wieder, die mich in jenen Tagen so sehr anzogen, finde ich doch das liebliche Lächeln um Deinen Mund nicht mehr und er zuckt jetzt selbst zum Freundesgruße schmerzhaft. Das Schicksal mag in diesen zwei und dreißig Jahren uns beide unsanft erfaßt, mit nicht immer freundlichem Gruße uns bewillkommnet haben. — Laß uns durch gegenseitige Mittheilung den Kummer erleichtern, der uns drückt, laß uns wie ein Gemälde die Jahre aufrollen, die zwischen dem Damals und dem Jetzt dahin geschwunden sind, und wie wir in jenen Tagen das verborgene Heiligthum unseres Herzens mit seiner Ahnung, seiner Sehnsucht und seiner Wonne dem Freunde aus jugendlichem Zutrauen öffneten, so wollen wir auch heute uns auf der Wallfahrt eines mühseligen Lebens begleiten, nicht uns wie damals, was wir hofften, wonach wir uns sehnten, mittheilen; nein, wie wir uns täuschten und unsere Sehnsucht ungestillt blieb, unsere Träume ein schmerzliches Erwachen störte, das wollen wir uns mittheilen.

Das wollen wir und so die Wunden wieder aufreißen! erwiderte der Hofrath, ergriff die Schelle und klingelte. Zwei Flaschen Champagner! befahl er der hereintretenden Anna.

Stimmen die zu unserm Vorsatz? fragte der Kriegsrath: Was soll dieser schäumende perlende Trank? — Unser Becher ist geleert, und wäre er auch noch bis zum Rande gefüllt, steigen doch die Perlen nicht mehr auf, höchstens noch in unsern Augen.

Mit nichten! erwiderte der Ernste: Die Thränen habe ich dem Schicksale abgekauft, sie bleiben mir fern. — Laß uns, Freund, den Wein des

Frohsinnes schlürfen, vielleicht bedürfen wir seiner zur Stärkung; die eine Flasche leeren wir, während Du berichtest, die andere gilt meinem Leben.

Dann müssen wir eilen, die Tropfen in der Ersten zu schlürfen, unterbrach ihn der Kleine, während der Hofrath Gläser und Flaschen der Dienerin abnahm und den Kork der einen lüftete. — Die Begebenheiten meines Lebens sind so wenige, es floß wie ein freundlicher Bach unter Blumen dahin, daß wir mit der Flasche eilen müssen.

Das können wir ja! sagte der Hofrath und drückte den Daumen an den weichenden Kork, der mit einem tüchtigen Knall an die Decke fuhr. Sieh das Bild jener Zeit, sagte er die Gläser füllend: immer aufwärts, unbekümmert wohin. Sieh diese Perlen, wie sie sich emporbrängen, sieh diesen Schaum, flüchtig und leicht. — Das erste Glas dem Augenblicke, wo wir uns zum Erstenmale sahen! — Sie stießen an, die Gläser waren geleert und schnell wieder gefüllt.

Erinnerst Du Dich noch recht lebhaft jenes Augenblicks? sagte jetzt Werner: Du saßest am Klavier neben Emma, Louise, die jüngere Schwester, stand hinter Dir, der Vater saß auf seinem Lehnstuhle, niemand schien den Eintretenden zu bemerken, bis mich der alte grämliche Hund knurrend begrüßte, Emma aufsprang und hoch erröthend mich als einen alten Freund des Hauses Dir vorstellte.

Und Du erröthend, mich mit scheelen mißtrauischem Blicke betrachtetest, bis ich Dir mit Herzlichkeit entgegen kam und es nur eines Händedrucks bedurfte, uns zu verstehen, fiel ihm Brückner in die Rede. Er reichte ihm auch jetzt die Hand wie damals. Nimm Dein Glas, der Wein ist verraucht wie die Kraft des alten Mannes als ich ihn auf meiner Wanderung zum Letztenmale sah, er erkannte mich nicht mehr. Friede ihm und Ruhe! — Er stürzte das Glas hinunter, Werner leerte es mit langsamen Zügen, sein Geist schien abwesend.

Trink, trink, lieber Freund! rief jetzt der Hofrath: schlürfe die trüben Erinnerungen hinunter. — Gedenke nur jenes Augenblicks, jenes Abends, wo ich in Deinem engen Stübchen mein Lied dichtete, Du es komponirtest, ich Dir mein Herz mit seinen Hoffnungen erschloß und auch Du gestandest, was ich schon längst wußte, daß Du Emma liebtest. Werner, hätte uns das Schicksal auch keinen schönen Augenblick im Leben gegeben, wir müßten doch dankbar diesen als einen köstlichen anerkennen.

Noch lebt er in mir! rief der Kriegsrath: noch fühle ich ihn. Ihr selbst nur hatte ich es noch nicht gestanden, daß ich liebte, es war das erste Geständniß an Freundes Brust ausgehaucht. — Ach, die Jugend hat der Freuden so viele, das ernste Alter deren so wenig! — Dort liegt ein erträumtes Paradies vor uns, hier ein verlorenes hinter uns, und mit siechem Körper schleichen wir nur nach einem Ziele, dem Grabe; dort hoffen wir das Verlorene wieder zu finden. — Wir hoffen es — ob mit Recht?

Kleingläubiger! rief der Hofrath, das Glas erhebend: Dem Jenseit

diesen schäumenden Becher, dem Jenseit, diesem Eden, wohin wir unser Herz, unsere Seele, unsern Geist hinüber tragen, und, so Gott will, auch unser Gemüth; diesem Eden, wo die Blumen, die hier der Sturm verwehte, schöner erblühend uns lohnen werden.

Den Todten diesen Becher! rief der Kriegsrath, ihn leerend.

Der Tod hat mir noch nichts entrissen, sagte Brückner ernst: wohl aber das Leben.

Glücklicher, unterbrach ihn Werner: dann hat Dich das Schicksal immer noch sanft gebettet. — Der Hofrath lächelte bitter. — Freund, sagte er einlenkend: beginne die Geschichte jener zwei und dreißig Jahre mir mitzutheilen, die Flasche wäre sonst geleert und wir ständen immer noch in dem freundlichen, wenn auch engen Kreise jener drei Tage.

Wenig habe ich Dir zu berichten; sagte Werner: einfach war der Weg, den ich durchschritt, freundlich und lächelnd, nur am Ende der Wallfahrt überfiel mich die Nacht. — Doch ich will lieber beginnen.

Noch ein halbes Jahr seitdem Du mich verließest, hob er an: blieb ich in Göttingen, dann zog ich nach einer vaterländischen Universität. Schmerzvoll war die Trennung von Emma, aber die eiserne Nothwendigkeit gebot, ich mußte gehorchen; treu bewahrte ich ihr Bild in meinem Herzen, und nur sie allein, nur sie hat es entflammt. Nach sieben Jahren, sie trat damals in ihr vier und zwanzigstes, hatte ich eine Anstellung, die mir Brod gab, ich zog nach Göttingen, holte sie heim, sie ward mein Weib, und ich habe achtzehn glückliche Jahre gelebt, in welchen ich alle die Töne wieder vernahm, die in der Zeit der Jugend in meinem Innern angeschlagen hatten. — Still, einförmig und doch poetisch schwand mein Leben hin, selbst die Kriegsjahre gingen kummerlos vorüber, und der Knabe, das einzige Pfand unserer Liebe, ließ uns die Erdenseligkeit ganz rein und ungetrübt empfinden. — Der Hang zur Schwärmerei, diese so gefährliche Mitgift der Natur, auf welche Du selbst mich bei Emma aufmerksam machtest, störte nicht das heitere Glück unserer Tage, es erhielt die Poesie immer lebendig, und sie verstand, sie ganz aus dem thätigen Leben zu verbannen. Nur wenn ich am Flügel saß, ihre melodische Stimme mich begleitete, oder ohne es zu ahnen, daß Dein Geist uns umschwebe, wir in Deinen Schriften lasen, da schwärmte sie mit Dir und Deinen Gebilden und riß mich aus meinem Aktenleben in die Ideenwelt zurück. — Vor acht Jahren starb sie — zu gut für diese Welt öffnete ihr der Himmel die Pforten, sie ging in ihre Heimath zurück und ließ mich allein.

Leere das Glas! unterbrach ihn der Hofrath: Auch die Todte soll leben!

Sie lebt ewig in meinem Herzen, in meiner Erinnerung, sagte Werner, mechanisch das Glas leerend. Mit ihr ging der Friede aus meinem Herzen und der Frohsinn ward zur stillen Melancholie. Mein

Instrument ließ mich seitdem nur die schwermüthigen Weisen hören, und was mich aus der Vergangenheit begrüßte, tönte mir nur wie ein trauriges Lebewohl. Der Knabe war das Einzige, was mich an die Welt fesselte, doch auch bei seinem Anblick trat mir Emma's bleiche Gestalt vor Augen und ich kann mich auch jetzt noch nicht so recht von Herzen, oder vielmehr ungetrübt seiner freuen, denn wenn ich ihn mit Wohlgefallen anblicke, tritt mir aus seinen Augen, aus jedem seiner Züge das Bild der Mutter hervor, und ihrer gedenkend beschleicht mich die Wehmuth. Die Zeit ist mir nicht zur Trösterin geworden, auf ihrem Flügel hat sie meinen Schmerz nicht entführt; er brennt noch heute wie an jenem Tage, wo man sie in die Gruft senkte, nur bei ihr ist Ruhe.

Die Flasche ist leer, sagte der Hofrath, als Werner schwieg und sein brennendes Auge hinstarrte: Deine Geschichte zu Ende, und nun soll ich beginnen?

Dir hat der Tod noch nichts genommen, Du Glücklicher! fuhr Werner aus seinem dumpfen Schweigen auf: Du kannst mir mit heiterem Sinne verkünden, was Dir das Leben gab und was noch Dein ist.

Bei diesen Worten ergriff der Alte die Klingel, schellte und befahl der Eintretenden, Cölestine heraufzuführen, dann öffnete er gleichmüthig, wie es schien, die zweite Flasche. Diese gehört meinem Leben, sprach er, als eben Cölestine eintrat, und er die Gläser füllte. Liebes gutes Kind, wendete er sich zu ihr: ich soll dem Freunde die Begebenheiten meines Lebens erzählen; ehe ich das vermag, mußte ich Dein holdes Antlitz sehen, mußtest Du auf das Wohl der Entfernten aus diesem Glase nippen, so den Wein mir heiligen und die Erinnerung mir erheitern. — Er reichte ihr das Glas, sie nippte daraus und sprach leise: Den fernen Eltern, und auch Dein Wohl, mein edler Vater, mein Wohlthäter! Bei diesen Worten sank sie an seine Brust und drückte ihn heftig an sich.

Nicht so, Cölestine, sprach der Alte verweisend: nicht diese Heftigkeit, ich bedarf Gleichmuth. — Geh' mein Kind, sagte er dann sanft, sie auf die Stirn küssend: geh' nun wieder hinunter, Du hast mir die Erinnerung in einem sanften Bilde zurückgeführt, hier bedarf ich Deiner nicht mehr. Die Dienerin leitete sie hinaus.

Der Alte setzte sich auf seinen Sessel, dem Freunde auf dem Sopha gegenüber, über welchem das Bild eines jungen Mädchens hing. Dort, sagte er, nach dem Bilde zeigend: siehst Du Cölestine, jene Cölestine, die damals in dem Herzen Deines Jugendfreundes glühte, als die Rosen unsres Lebens, wie Du mir schriebst, noch nicht zur Hagebutte eingeschrumpft waren, die noch hier ruht. Er legte die Hand auf's Herz.

Der Kriegsrath blickte mit Rührung nach dem Bilde. Je länger ich das Bild betrachte, sagte er dann: je mehr Aehnlichkeit finde ich mit Deiner Pflegetochter.

Es ist ihre Mutter! unterbrach ihn Brückner.

O, nun gestaltet sich mir Dein Leben, Dein freudeleeres Leben, armer Freund, sagte der Kriegsrath mit Theilnahme: gewaltsam riß das Schicksal die Geliebte von Deinem Herzen.

Du irrst, unterbrach ihn der Freund bitter lächelnd: setze Dich nur und höre mich an:

Ehe ich aus Kurland, meiner Heimath, nach Göttingen auf die Universität zog, hatte ich, der Sohn eines Justizbeamten auf den Gärten des Grafen M., die Tochter des alten Pfarrers unseres Ortes liebgewonnen. Wir waren zusammen aufgewachsen, ich einige Jahre älter, war ihr steter Begleiter gewesen, und in meiner Abgezogenheit, kein weibliches Wesen um mich kennend, verließ der neunzehnjährige Jüngling das vierzehnjährige Mädchen, ihr treue Freundschaft gelobend. — Die Welt mit ihrem neuen Leben schloß meinen Blicken das Heiligthum der Mysterien auf, die Poesie, aus dem Chaos meiner Empfindungen sich emporwindend, trug mich in sein Innerstes, und Cölestine ward das Ideal, das meine rege Phantasie liebend und verlangend mit den lieblichsten Farben sich schmückte. Wir hatten einen Briefwechsel verabredet, den unsre Eltern wohl nicht hindern mochten, da sie, so wie ich hernach erfuhr, uns für einander bestimmt hatten. Meine Briefe, anfangs im Tone eines liebenden Bruders, mochten wohl an Wärme gewinnen, und die Gluth, welche in meinem Innern zu glimmen begann, sich immer mehr darin aussprechen. Cölestinens Briefe waren einfach, herzlich und frei von aller Ueberspannung und Leidenschaft. Wenn die meinen von mir und den freundschaftlichen Empfindungen sprachen, berichteten die ihren nur von den Eltern und dem stillen Leben, sprachen ruhig aber tief den Schmerz über unsre Trennung aus und zeigten mir unverholen, daß seit meiner Abwesenheit die Tage ihr traurig und eintönig verflössen. Ihr Herz nach dem meinen beurtheilend, zweifelte ich keinen Augenblick, auch sie liebe mich mit gleicher Gluth. So verfloß ein Jahr; ich war in dieser süßen Gewißheit glücklich, und sonderbar, wagte in meinen Briefen doch nicht meine Empfindungen deutlich auszusprechen.

Im zweiten Jahre meiner Entfernung wurden ihre Briefe seltener, und ich glaubte darin, wenn auch nicht Kälte, doch eine gewisse Gleichgiltigkeit oder vielmehr Ruhe zu finden, die mir nicht wohlthat. Ich mochte mich hierüber gegen sie beklagt haben und erhielt eine Antwort, die mich ganz glücklich machte. Sie drückte die innigste Theilnahme für mich aus, sprach von ewiger unzertrennlicher Freundschaft, und über das Ganze schien ein so warmer Hauch gegossen, daß ich den Brief tausendmal an meine Lippen drückte. So ward unser Briefwechsel fortgesetzt, die reinste aufrichtigste Freundschaft sprach aus den ihrigen, wenn in meinen sich die Leidenschaft der Liebe aussprach. Jedoch immer nur das kindliche Bild des vierzehnjährigen Mädchens vor Augen, blieb ich befangen und scheute mich das offene Geständniß meiner Neigung zu thun, so wie sie

mir keinen Schritt entgegen kam, der mich dazu aufgemuntert hätte. Mein Vater, dem ich mich vertraute, billigte meine Liebe wie mein Betragen, und versicherte mich, daß das Mädchen schöner erblüht, stets mit inniger Theilnahme meiner gedächte, und wenn meine kränkelnde Mutter an ihrem Lager gefesselt sei, stets zu ihrer und seiner Pflege herbeieile und mit kindlicher Liebe an ihnen hinge.

In dieser Zeit, als ich meine Rückreise beginnen und meinem Glücke entgegen eilen wollte, war es, wo wir uns kennen lernten; es war eine schöne, vielleicht die schönste Zeit meines Lebens.

Als ich die Thürme meiner ländlichen Heimath in der Ferne sah, der nahe Hügel mir das väterliche Häuschen, das prächtige Schloß des Gutsherrn, die Pfarrwohnung zeigte, klopfte mir das Herz freudig, frohen Muthes schritt ich vorwärts, meiner Heimath, meinem Schicksale entgegen.

Auf der Flur des Vaterhauses trat mir eine bleiche hohe Gestalt in tiefer Trauer entgegen, ich stutzte. — Die Gestalt blickte mich mit seelenvollem Auge an, ich heftete meinen Blick auf sie. Cöleſtine! schrie ich auf, Heinrich! rief sie, und die Geliebte ruhte an meiner Brust. — So überraschte uns mein Vater, das Mädchen wand sich aus meinen Armen, Purpur überflog ihre Wangen, ich sah in dieser Gluth die Rosen jungfräulicher Schaam, und nur der Anblick des sehr gealterten Vaters konnte mein Auge von den Himmelsantlitz Cöleſtinens abziehen.

Sei mir willkommen, mein guter Sohn, begrüßte er mich: auch willkommen im Hause der Trauer. Deine Mutter findest Du nicht mehr, sie ist heimgegangen, auch Dein alter Lehrer schlummert auf dem Friedhofe, und Du siehst in Cöleſtine eine elternlose Waise. Bei diesen Worten ergriff er meine und Cöleſtinens Hand, legte sie in einander und ohne ein Wort weiter zu sagen, schloß er uns mit stummem Schmerz in seine Arme.

Was ich damals empfand, steht auch heute noch lebendig vor mir. Der Verlust meiner Mutter, der Tod meines alten geliebten Lehrers schmerzten mich tief und trübten den so froh geträumten Augenblick des Wiedersehens; aber der Gedanke: sie ist dein, sie ruht in deinen Armen, all' dein Ahnen und Sehnen hat sich verwirklicht, gestaltet, trat tröstend neben mich, so daß ich im Vollgenusse meines Glückes selbst die geliebte, mir so theure Mutter vergessen konnte und das Mädchen mit Inbrunst in meine Arme schloß. Zwar weckte das thränenfeuchte Auge Cöleſtinens mich bald aus meiner Täuschung, zwar mahnte mich ihr bleiches Antlitz, ihr Trauergewand an heilige zartere Pflichten, und das Entzücken war schnell dahin, der Schmerz verdrängte die Wonne und ich habe sie nach diesem kurzen Augenblicke nie mehr empfunden.

Perle, schäumender Wein! rief er mit Heftigkeit die Gläser füllend: perle, du Trugbild des Glückes — schäumend sprudelst du und der kommende Augenblick macht dich schaal und dein Feuer ist verraucht. Trink',

er schwindet wie das Glück! — Er stürzte den Wein hinunter, ging einigemal auf und ab, während sein Blick sich zuweilen auf das Bild heftete, dann setzte er sich wieder und fuhr mit anscheinender Ruhe fort:

Auf meines Vaters Geheiß ging ich am andern Morgen auf das Schloß zu unserm Gutsherrn, der mir immer wohl gewollt hatte; er empfing mich freundlich. Heinrich! sagte er zu mir; ich bin Ihrem Vater Dank schuldig, er dient meinem Hause seit dreißig Jahren mit uneigennütziger Treue; Sie sind mein Pathe und haben die Unterstützung, die ich Ihnen schon auf der Universität zukommen ließ, gut angewendet, Sie sollen nach den eingezogenen Erkundigungen etwas rechtes gelernt haben, mit Kenntnissen bereichert und mit reinem Herzen und Wandel in Ihre Heimath zurückgekehrt sein. — Wenn Sie die nöthige Prüfung bestehen, wenn Ihnen die Gabe der Redekunst ward, daß Sie von der Kanzel aus auf die Herzen Ihrer Anvertrauten wirken können, so freue ich mich, Ihnen die durch den Tod Ihres alten Lehrers und Freundes erledigte Stelle des hiesigen Prediger-Amtes in der Hoffnung anbieten zu können, daß Sie dann jedwede Pflicht Ihres Vorgängers übernehmen und treu erfüllen werden. Ich verstand ihn, dankte dem Manne aus dem tiefsten Grunde meines Herzens und kehrte überglücklich nach Hause zurück.

Mein Vater war von der Nachricht, die ich ihm brachte, nicht überrascht, er kannte die gütigen Absichten des Grafen gegen mich schon längst, noch weniger war es Cöleſtine, wenigstens nicht freudig, denn Thränen brachen hervor, als ich ihr es mittheilte, und sie verließ uns schnell. Ich meinte, das Andenken an ihren Vater, dessen Stelle ich einnehmen sollte, sei der Quell, schwieg, verschloß meine Wünsche noch in meinem Innern, und wollte sie nicht eher laut werden lassen, bis mein Schicksal fest gegründet und mir das Amt gewiß sei, wo ich dann mit Zuversicht um die Hand des geliebten Mädchens werben könnte.

Meine Vorbereitungen bannten mich auf das Studierzimmer. — Die kurzen Augenblicke, wo ich Cöleſtine sah, die seit ihres Vaters Tode unserem Haushalt vorstand, gingen mir mehr in Hoffnung als in Gunst vorüber, denn düstere Schwermuth drückte lastend auf dem Mädchen; wenn ich nur entfernt meine Anstellung berührte, ward ihr Schmerz um den Vater immer lauter und brach unaufhaltsam hervor. Oft wollte es mir sonderbar dünken, aber mein Vertrauen auf die Menschen war zu groß; wie sollte ich an Cöleſtine zweifeln? — So vergingen diese Tage, ich hoffte von der lindernden Zeit, reisete frohen Muthes zur Prüfung ab, überstand sie glücklich, hielt getrost meine Probepredigt und kehrte vergnügt vom Schlosse heim, wo mein Wohlthäter mir die Vocation überreicht hatte.

Ich fand Cöleſtine mit meinem Vater in der Laube unseres Gartens, er kam mir entgegen und ich empfing seinen Glückwunsch; er ließ mich mit dem Mädchen allein. — Aengstlich sah sie mich nahen; sie zitterte als

ich ihre Hand erfaßte, hohe Röthe überflog ihre immer noch bleichen Wangen. — Sie ahnete was ich ihr sagen wollte, die jungfräuliche Verlegenheit drückte sich in jeder ihrer Mienen aus, und als ich ihre Hand an mein Herz drückte, als die lang verhaltene Flamme in Worte ausbrach, als ich ihr meine Liebe gestand, um ihre Hand warb, entstürzten statt Antwort Thränen ihren Augen, und sie vermochte nicht zu reden.

Mir ward ängstlich, so hatte ich mir diesen Augenblick der Weihe nicht gedacht. Reden Sie, Cöleſtine, bat ich endlich: bestimmen Sie über mein Schicksal. — Sprechen Sie offen, bin ich Ihnen werth?

Sie sind mein edler, mein treuer, mein werther Freund! erwiderte sie schnell.

Und wollen Sie mit diesem treuen Freunde vereint durch's Leben gehen? fragte ich nach einer Pause.

Ja, ich will! sagte sie, ihre Thränen trocknend, dann trat sie vor mich und reichte mir ihre Hand. — Treu mit Ihnen durch's Leben! rief sie, sank an meine Brust und schloß mich fest an sich; so ruhte sie schweigend und hielt mich umfangen. — Ich war der Erde entrückt; doch als sie keines meiner Schmeichelworte erwiderte, ich ihr auf meiner Brust ruhendes Haupt erhob und ihr Auge geschlossen fand, da erst sah ich, daß die Lebensgeister sie verlassen hatten, daß sie ohnmächtig in meinen Armen ruhte. —

Er hielt inne, blickte nach Cöleſtinens Bild, nickte ihm freundlich zu, als ob er sagen wollte, ich zürne Dir nicht, und schien sich in Gedanken mit ihr zu unterhalten.

Von dem Tage an, fuhr er nun fort: ward sie traulicher gegen mich und heiterer. Sie ordnete mit Fleiß und Thätigkeit alles in meiner neuen Wohnung, wobei die Freigebigkeit des Grafen uns sehr zu statten kam, und als nun alles geordnet war, sie mich mit meinem Vater in das Pfarrhaus begleitete, diese stille Wohnung, die sie mir nun bald zum Paradiese umschaffen sollte, glaubte ich dem Schicksale trotzen zu können, schloß sie in meine Arme und rief: Ich bin ein glücklicher Mensch! Behalte alle deine weitere Schätze, Schicksal, was ich mein nenne, genügt mir!

Zum Erstenmal aß ich mein Brod, saß ich an meinem Tische, der Gedanke, sie, die mich in den Jahren der Abwesenheit keinen Augenblick verlassen, sie sitzt neben dir, nur noch wenige Tage und sie verläßt dich nicht mehr — dieser Gedanke beseligte mich, als ich sie unter den Linden mit dem Vater nach Hause gehen sah, mein Auge sie immer verfolgte, hoffend, sie werde sich noch einmal umsehen. — Sie blickte nicht nach mir, mit meinem Vater in ein ernstes Gespräch versunken, war sie meinem Auge entschwunden.

Fast verstimmt trat ich in meine Wohnung, doch bekümmerte mich dieser kleine Mangel an Aufmerksamkeit nicht so sehr, um mich nicht meinen Freuden und Träumen zu überlassen, als ich mit mir selbst zufrie-

den in meinem geräumigen Wohnzimmer auf- und abschritt. Meine Existenz war gegründet, meine Wünsche erfüllt, auf jenem Stuhle am Fenster war ja Cölestinens Platz, der kleine Tisch ihr Arbeittisch — überall sah ich sie und die schaffende Hand der Hausfrau. Da störte mich der Eintritt der alten Magd in meinen Träumen; sie reicht mir einen Brief, den ein Knabe gebracht. Sorglos nehme ich den Brief, sinne, von wem er wohl sein könne, öffne ihn. — Doch, sagte er, rasch aufstehend und ihn aus seinem Schreibtische holend: lies ihn selbst, den mir vielleicht Satanas schrieb, den mir aber ein Engel des Lichtes zu meinem Heil übergab. — Werner las:

Jemand, der Ihr wahres Glück will, warnt Sie, da es noch Zeit ist. Sie lieben Cölestine und glauben wieder geliebt zu werden, Sie täuschen sich. — Sie liebte einen Andern, hing schon seit Jahren mit Sehnsucht an ihm, und nur das Versprechen, welches sie ihrem sterbenden Vater gab, nur die Bitten Ihrer Mutter, verbunden mit Achtung und Freundschaft für Sie, vielleicht auch Berücksichtigung ihrer hülflosen Lage bestimmten sie, Ihnen ihre Hand ohne das Herz zu geben. Jetzt ist es noch Zeit, nach drei Tagen wäre es zu spät. —

Der Brief überraschte, erschütterte mich, fuhr der Hofrath fort: ich glaubte nun Cölestinens räthselhaftes Betragen erklärt, den Quell ihrer Thränen entdeckt zu haben, aber nach wenigen Augenblicken stand das Vertrauen wieder in mir. — Nein! rief ich: ein Mißgünstiger soll mein Glück nicht untergraben und mir das Zutrauen rauben, das ich in die Menschen setze; weg, ihr Zweifel! — Beruhigt legte ich mich um Mitternacht zu Bett, aber der Schlaf floh mich, mein Gemüth konnte sich nicht ganz besänftigen, und in dieser verhängnißvollen Nacht glaubte ich mich doch mit der Möglichkeit vertraut machen zu müssen, um auf alle Fälle gefaßt zu sein.

Am andern Morgen ging ich, den Brief in der Hand, nach meines Vaters Wohnung; Cölestine kam mir entgegen, grüßte mich freundlich, reichte mir ihren Mund zum Kusse und folgte mir sorglos in die Laube unsres Gärtchens. Hier, nach einer Betheurung meines festen Vertrauens auf ihr Herz, gab ich ihr den Brief. — Sie durchflog ihn, eine hohe Röthe überzog ihre Wangen und Thränen rollten herab, als sie mir ihn zurückgab. Daß Du mich verkennen mußt, Heinrich, sagte sie kaum ihrer Stimme mächtig: das ist es allein, was mich schmerzt. Freiwillig wollte ich Dir das Geständniß thun, doch mein Vater hielt mich ab, nun thut es dieser Brief, und mit Deiner Liebe habe ich vielleicht auch Deine Achtung verloren. Aber höre mich an, bat sie mich, der ich vor Erstaunen kaum zu athmen wagte: höre mich an, ehe Du mich verdammst.

Ja, ich liebte, liebe vielleicht noch — für Dich empfand ich Freundschaft, schwesterliche Neigung — da gab ich meinem sterbenden Vater auf seinem Todbette das Versprechen, Dir meine Hand nicht zu versagen, wenn

Du um mich würbest. Seine Neigung zu Dir, die Gewißheit, die er hatte, Du würdest ihm in seinem Amte folgen, die Sorge um sein verlassenes Kind bewogen ihn dazu; ich versprach es ihm, versprach ihm meine hoffnungslose Neigung zu bekämpfen und sie Dir zu verschweigen. — Von dem Augenblicke an, wo ich das Versprechen that, habe ich den festen Vorsatz gefaßt, Herr meiner Neigung zu werden, habe ihn nicht wiedergesehen, jedes Verhältniß mit ihm gebrochen, den heiligen Willen und die Kraft in mir gefühlt, Dir eine treue liebende Gattin zu werden, Dich glücklich zu machen, und habe auch die Hoffnung gehabt, selbst glücklich zu sein.

Und wen liebtest, wen liebst Du? fragte ich.

Den Hauslehrer des Freiherrn von F., Karl Woltermann, sprach sie bebend.

Ich schwieg. — Schön wie eine Himmlische stand das Mädchen meiner Sehnsucht vor mir. — Vertraue meinem Worte, meinem Herzen, sagte sie nach einem langen Schweigen: habe Geduld und Nachsicht mit mir, und vermag ich Dich noch glücklich zu machen, so lege Dein Glück vertrauenvoll in meine Hand, bei Gott! ich betrüge Dich nicht.

Ich warf noch einen Blick auf sie, dann nahm ich den Brief, drückte heftig ihre Hand und verließ sie. — Nach einer Stunde — doch dieser Stunde, welcher ich die Ruhe meines Lebens danke, die letzten Tropfen, Freund, und dann zum Schlusse. — Dir, frommes Herz, sprach er das Glas dem Bilde entgegenstreckend: dir den letzten freundlichen Blick meines brechenden Auges, dir den letzten Seufzer meiner Brust, wie diese Neige des perlenden Weins. Mit freundlichem Lächeln blickte er nach dem Bilde, trank und fuhr dann fort:

Nach einer Stunde kehrte ich wieder zurück, ich fand Cölestine noch auf der nemlichen Stelle in der Laube sitzen, sie trat mir mit Ruhe entgegen. — Heinrich! sprach sie, und der Geist der Wahrheit strahlte mir zuversichtlicht aus ihren offenen blauen Augen entgegen: ich habe reiflich über unser Verhältniß nachgedacht, ich glaube versichern zu können —

Cölestine! unterbrach ich sie freundlich: Ehe Du mir Dein Herz aufschließest und mich vielleicht aus einem lieblichen Traume weckst, der mich durch's ganze Leben begleiten soll, höre mich; komm, setze Dich zu mir, und denke, Du säßest an der Seite Deines treuesten Freundes. — Ich führte sie in die Laube zurück, sie setzte sich neben mich.

Du liebst. Das Deinem sterbenden Vater gegebene Wort befahl Dir, Deine Liebe zu unterdrücken, Du glaubst es zu können und täuschest Dich; Dein frommer Sinn würde Dich Deine Pflichten treu erfüllen lassen, aber das Bild des Geliebten jede Freude Deines Lebens stören. Sähest Du ihn dereinst glücklich in den Armen einer Anderen, würdest Du sie um ein Glück beneiden müssen, das Dir an meiner Brust nicht werden konnte;

sähest Du ihn unglücklich, würden Vorwürfe Dir jede Freude verbittern und Deine Heiterkeit trüben — an meiner Hand blüht Dir kein Glück. — Deßhalb müssen wir uns trennen. Wir würden beide unglücklich sein, besser ich bin es allein. — Das Mädchen senkte ihr Auge nieder, indem ich dies sprach; mochte sie mir ihre Thränen verbergen oder ihre Freude, ich weiß es nicht und wagte auch damals nicht danach zu forschen. — Da der Verlobte zurücktritt, fuhr ich fort: so muß der Freund seine Stelle einnehmen, und treu und redlich für Dich sorgen; das werde ich thun durch mein ganzes Leben und habe es jetzt schon gethan. Lebe wohl, Cölestine, sagte ich aufstehend: es gehe Dir wohl, ich scheide von Dir ohne Groll!

Ich ging zu meinem Vater und machte ihn mit dem Vorgefallenen bekannt; er war mit mir zum Erstenmal unzufrieden und suchte meinen Vorsatz wankend zu machen, doch Gott gedankt! ich blieb fest, verließ am andern Tag meine Heimath und ging nach Deutschland.

In jener Stunde, die über mein Schicksal entschied, war ich zu dem Grafen gegangen, hatte ihn mit allem bekannt gemacht, und auf die Stelle, die seine Güte mir vertraut, zu Gunsten meines Nebenbuhlers resignirt. Es bedurfte manches herzlichen warmen Wortes, bis er meine Bitte erfüllte; der edle Mann meinte, die Pflichten, die ich mit meinem Amte übernommen, wären zu heilig, um sie einer irdischen Leidenschaft opfern zu dürfen; aber ich ließ nicht nach, und da ihm der Hauslehrer des Barons von einer vortheilhaften Seite bekannt war, gab er endlich nach. Mein Nebenbuhler erhielt Amt und Geliebte.

Ich reis'te nach Leipzig, widmete mich hier ganz den Wissenschaften, und der Himmel lohnte mein Mühen. Ich trat bald in Verbindungen, die so vortheilhaft waren, daß ich auch ohne väterliche Unterstützung meine Existenz gesichert sah. Binnen Kurzem erhielt ich Nachricht, daß Cölestinens Verlobter mein Amt angetreten, sie sein Weib sei, und solltest Du es glauben, daß ich mich schon so ganz mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß ich mich über diese Nachricht herzlich freuen konnte und nicht der leiseste Unmuth, nicht die mindeste Eifersucht in mir rege wurden. Ich glaube, diese Ruhe entstand hauptsächlich daraus, daß Cölestine nie liebend in meinem Arme geruht und alles, was ich Glücklicher empfunden, nur meiner Phantasie verdankt hatte; es wurde dieser deßhalb auch leicht, die glühende Liebe in schwärmerische Freundschaft überzutragen, und, so wie Cölestine früher das Ziel meines Lebens gewesen, wurde sie jetzt sein einziger Zweck. Für sie lebte, arbeitete, sparte ich, und obgleich die Stelle, die ihr Mann bekleidete, einträglich war, fürchtete ich doch, daß Umstände eintreten könnten, wo ihr meine Unterstützung nothwendig wäre. Ich ward sparsam, fast muß ich gestehen, geizig, entzog mir Alles und es ward mir Wollust, für sie darben zu können: ich legte jeden Groschen zurück, und späterhin hat mich diese Vorsorge nicht gereut, denn eine zahlreiche Familie, Unglücksfälle, und ich glaube auch des Mannes Freude am Wohl-

leben, zerrütteten bald ihr Hauswesen und ich hatte Gelegenheit im Stillen zu helfen.

Mein Vater, der stets für Cölestine eine große Vorliebe gehabt hatte, mochte wohl um so ungerechter gegen ihren Gatten sein, denn was ich durch ihn erfuhr, war nicht geeignet, mich von ihrem Glücke zu überzeugen, aber immer hielt mich ein gewisser Stolz und die Furcht zurück, eine kaum vernarbte Wunde wieder zu öffnen. — So verstrichen sechs Jahre, als mein Vater starb; auch dies bestimmte mich nicht, meine Heimath wiederzusehen, seit zwei und dreißig Jahren ist sie mir fremd geblieben.

Und Du hast Cölestine nicht wieder gesehen?

Nein, Werner, ich möchte sie auch nicht sehen. — Meine Phantasie und dies Bild, welches der Graf malen ließ und mir schickte, erhalten sie mir immer schön und in dem Kolorit, welches sie in jenen glücklichen Tagen der Täuschung schmückte; immer schwebt noch die jugendliche Gestalt vor mir, und die blonden Locken rollen sich mit ihrem goldenen Glanze noch immer über eine glatte heitere Stirn, für mich blühen die Rosen noch auf ihren Wangen und ein ewiger Frühling breitet seine Blumenschwingen über die Geliebte meiner Jugend. Soll ich mir das Bild selbst zerstören, soll ich mir die zwei und dreißig Jahre herbeirufen, es zu zerstören, soll ich in mir die Flamme löschen, die das alte Herz noch jugendlich hält und über die Gebilde meiner Phantasie den warmen Ton haucht, der ihnen Gluth und Leben gibt? Nein, Freund, der Phantasie gehörte meine Liebe von ihrem Beginnen an, sie soll ihr bleiben bis an das Grab. Und tritt auch zuweilen die kalte Vernunft in ihre Rechte, zeigt sie mir die Matrone im Kreise ihrer sieben Kinder, die Himmelsgestalt von der Zeit zerstört, das Engelantlitz von Sorgen getrübt, so trete ich vor dies Bild, und die Phantasie, diese freundliche Bildnerin führt mir aus jener Rosenzeit Cölestine herbei, wie sie war, jugendlich und schön. — Das Bild bleibt mir und ich lasse ihm die Wirklichkeit, wie Jahre und Sorgen sie gestaltet haben.

Und diese Blinde? fragte Werner.

Ist ihr jüngstes Kind. — Als ich mich einsam fühlte, und meine Schwester, die ich zu mir nahm, ihr Edukationstalent an mir üben und es mit uns nicht so recht gehen wollte, schickte ich sie — es mögen nun wohl acht Jahre sein — nach Kurland, mir die Kleine zu holen, die ich schon ihres Namens wegen den andern Kindern vorzog. Ein Engel schien mit ihr in mein Haus zu treten, und als sie mir, indem sie aus dem Wagen sprang, mit ihren Händchen einen verwelkten Vergißmeinnicht-Strauß entgegen hielt, den mir, wie sie sagte, die Mutter schicke, war es mir, als wäre ich wieder ein Knabe geworden, und die neunjährige Cölestine reiche mir am Wiesenbache einen Strauß, wie sie so oft gethan. — Ich sah der Mutter Züge wieder, so lächelte ihr Mund, so strahlte ihr Auge — Jetzt! — Drei Jahre war ich ein glücklicher Mann; ich sah Morgens und Abends

in den Spiegel ihrer Augen, erblickte das liebliche Bild meiner Jugend in ihnen, da schloß der Himmel auch diese Pforten meines Edens, das Mädchen ward blind! —

Als die Mutter mir ihr Pfand anvertraute, war es eine liebliche Knospe, sich freudig entfaltend, fuhr er nach einer langen Pause fort: jetzt — hat der Mehlthau ihren Kelch getroffen, er entfaltet sich nicht dem Sonnenlichte. Seitdem fühle ich, daß ein grausames Schicksal mich verfolgt und mein Lebensmuth ist dahin.

Armer Freund! unterbrach ihn Werner.

Fühlst Du nun, Du Ungenügsamer, fuhr der Hofrath heftig fort: daß der Tod nicht allein die Sense führt über die Saat menschlicher Freuden? daß das Leben grausamer ist, wenn es die Halme einzeln knickt, daß sie langsam verdorren? Sieben Jahre fühltest Du Dich in Hoffnung und Sehnsucht beglückt, achtzehn Jahre genossest Du des Lebens Wonne, da schließt der Tod das Buch Deiner Freuden, legt es in das Grab, dessen Rande Du selbst schon nahe bist, und läßt Dir doch einen Sohn, der mit offenem Blicke in das Leben schauen kann, und mir — Was ich liebte, gehört nicht mein; was ich begehrte, ward mir nicht; nur durch Entsagen rettete ich die Ruhe des Herzens und ein heiteres Gemüth erkaufte ich mir nur, indem ich, treu meinem ersten Gefühle, darbte und sammelte, das sauer Erworbene mit ihnen theilend. Da sendet mir der Himmel einen Engel, der mich in das Leben meiner Jugend noch einmal zurückführt, er hält mir einen Spiegel vor, in dem ich die Geliebte wieder erblicken kann; der Engel wird blind, und das blutende Mutterherz klagt mich vielleicht an, daß ich das Anvertraute nicht mit Vaterliebe sorgsam genug bewahrte. — Ach, weißt Du keinen Augenarzt? und sollte ich ein Bettler werden und selbst blind von Hütte zu Hütte wandern müssen, dem Mitleid eine Rinde Brod abzulocken, ich gäbe ihm gern meine Habe, gibt er ihr nur das Licht der Augen wieder.

Ich kenne einen jungen Mann, sagte der Kriegsrath: er soll ein geschickter Augenarzt sein.

Trägt er auch einen bunten Mantel wie Dein Sohn? fragte der Alte rasch.

Und trüge er ihn auch, erwiderte Werner: und heilte Dein Kind, was kümmerte Dich der Mantel?

Wohl wahr! sagte Brückner: So laß ihn kommen — wo ist er?

Ganz in unserer Nähe, es ist mein Sohn! sagte der Kriegsrath.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf. — Hast Du kein Zutrauen, fuhr Werner fort: beurtheilst Du den Menschen nach seinem Aeußern? Armer Freund, wie sollte es Dir gehen mit Deinem unmodischen Kleide und Deinem ernsten, fast bittern Zug um den Mund; Niemand würde in Dir den gemüthlichen Dichter Wanfried erkennen, der so zarten Gemüthes seiner Liebe ein solches Opfer zu bringen vermochte. Habe Ver-

trauen zu meinem Sohne, er ist ein tüchtiger Arzt, und besonders als Augenarzt hat er etwas geleistet. Laß Dich nicht durch seinen Mantel und sein leichtes Wesen irre machen, sein Kopf ist hell, sein Herz ist gut, er zahlt der Zeit seinen Tribut wie Alle, und ist zuweilen ein Narr. Kehre Dich nicht daran und nimm das Wort, das ich eben aussprach, nicht streng, in der Sprache der Zeit würde es heißen: er ist ein Elegant.

Der Alte schüttelte immer mehr und mehr den Kopf, gab keine bestimmte Antwort, und schien erst nach reiflicher Ueberlegung sich entscheiden zu wollen.

Indessen die Freunde aus dem Erinnerungbecher manchen süßen, aber auch manchen bittern Tropfen geschlürft hatten, war Theodor mit der Tante und Cölestinen beschäftigt gewesen. Aufmerksam, ohne daß irgend eine Aeußerung es der Blinden hätte verrathen können, hatte er die Augen Cölestinens untersucht, und ihm schien aus ihnen noch die Hoffnung zu schimmern. Diese Theilnahme des jungen Mannes für ihren Liebling machten ihn der Tante noch werther, und die Auszeichnung, mit welcher er sie behandelte, die Artigkeiten, welche er ihr zuweilen über ihr Talent sagte, denn die Tante hatte schon in der ersten Stunde ihn mit ihrer schriftstellerischen Laufbahn bekannt gemacht, hatten sie ganz für ihn eingenommen. Die schöne Gestalt des jungen Mannes, der Geist, der sich lebhaft in ihm aussprach, der Gedanke, daß es der Sohn des Jugendfreundes ihres Bruders sei, alles dies ließ sie glauben, sie habe den Mann für Cölestine gefunden. Daß das Mädchen blind sei, schien ihr kein Hinderniß; im Gegentheil gab dies der ganzen Sache einen romantischen Ton, und sie glaubte, ein junger Mann würde sich eben so glücklich an der Seite einer blinden Gattin fühlen, als sie sich den umgekehrten Fall denken konnte, einen jungen blinden Mann noch zu beglücken, der dann blos durch ihren Verstand bezaubert, die kleinen Furchen nicht bemerken konnte, welche sie der Macht der Jahre doch einräumen mußte.

Theodor schien ganz in ihren Plan einzugehen, ohne ihn zu kennen, er war von beinahe zudringlicher Theilnahme für Cölestine, welches die Tante seinem Herzen und nicht seiner Wissenschaft beimaß, war gegen sie von besonderer Aufmerksamkeit, belobte was sie sagte, bat innig um Mittheilung ihrer Geistesprodukte, welche sie immer noch mit jungfräulicher Bescheidenheit ihm mitzutheilen zögerte und berauschte oft die gute Tante mit Schmeicheleien, die nie ihre Wirkung in dem Herzen der Eiteln verfehlten. Aber gerade das, was Tante Christinchen an dem jungen Manne entzückte, entfernte Cölestine immer mehr von ihm. Sie fand in dem Betragen gegen die Tante Spott, und seine Theilnahme für sie war ihr lästig; vielleicht hatte sie sich auch das Bild des jungen Elegant, so wie ihn der Vater ihr geschildert, noch mit zu grellen Farben ausgemalt, kurz

sie fühlte sich in Theodors Nähe nicht wohl, und als der Vater ihr sagte, daß der Sohn seines Freundes Augenarzt sei, ihre Augen untersuchen, und im Fall er noch Hoffnung habe, einen Versuch wagen wolle, schien es ihr unangenehm zu sein, sich seinen Händen anzuvertrauen.

Die Tante war außer sich; theils nahm sie wirklich warmen innigen Antheil an Cölestinen, so daß auch der kleinste Hoffnungsstrahl ihr willkommen war, theils ward der schöne romantische Traum, der so viele Intriguen und empfindsame Situationen versprach, durch den Eigensinn und die Launen des Mädchens gestört. — Ein junger Mann, der sich in eine Blinde verliebt, ein Mädchen, welches das Bild des Geliebten aus sich selbst schaffend, deßhalb mit doppelter Gluth an ihm hängt, die Heilung der Blinden durch die Hand des Geliebten, das überirdische Glück, bei dem ersten Lichtstrahle der ihre Augen trifft, in ihm ihr Ideal verschönert wieder zu erblicken, das alles gab so vielen Stoff zu einem Romane mit lebenden Figuren, und die Tante freute sich schon der Rolle, die sie darin übernahm, als daß sie nicht bei ihrer Sucht Ehen zu stiften, wenn sie auch selbst unbekränzt an Hymens Tempel vorübergehen mußte, alles dazu beigetragen hätte, den Roman, den sie selbst mit kühner Hand begonnen, auch zu enden.

Aber je mehr sie Cölestine nach dem sich vorgesteckten Ziele führen wollte, desto widerspenstiger wurde das Mädchen, und die Bemühungen der Tante, welche ihre Plane zu ertrotzen suchte, entfernten sie immer mehr und machten ihr den jungen Arzt so zuwider, daß sie endlich ihren Vater bat, keinen Versuch durch ihn machen zu lassen.

Theodor, über welchen der Hofrath Erkundigungen eingezogen und von dessen Geschicklichkeit er nur Vortheilhaftes gehört hatte, war wohl selbst an Cölestinens Widerwillen Schuld. Er konnte nicht immer eine gewisse Ironie unterdrücken, und selbst da, wo er wahr und edel fühlte, war Ton und Wort nicht ohne dieses jetzt von den Shakespear-Romanen so hoch gepriesene Talent; er fühlte wohl, daß er dadurch das Mädchen von sich entfernte und konnte doch nun nicht mehr den rechten Ton finden, durch den er das einmal Verlorene wieder gewann. Da er nun dem lieblichen Mädchen so gern geholfen hätte, aber wohl wußte, wie sehr der Arzt des Zutrauens bedarf, besonders der Augenarzt, so fiel er auf den sonderbaren Gedanken, sich dem Scheine nach ganz aus dem Spiele zu lassen. Der Vater Cölestinens sollte vorgeben, einen andern Arzt zum nemlichen Zwecke kommen zu lassen, und er wollte dann unter dessen Namen die Operation leiten, welche er nach näherer Untersuchung für möglich, wenn auch für schwierig hielt. Er machte zu diesem Behufe den Vorschlag, einen in Leipzig wohnenden Jugendfreund kommen zu lassen, der überdies ihn habe besuchen wollen, und von welchem er hoffte, daß er sich gern, des guten Zweckes wegen, zu dieser Mystifikation hergeben würde.

Nach manchen Debatten, wobei Tante Christinchen immer die Oppo-

stion bildete, reis'te Theodor ab, den Freund zu einem Besuche auf der Villa zu bewegen.

Nach einigen Tagen kam er mit ihm zurück. — Der Zufall schien zwei ganz verschiedene Wesen in Freundschaft vereinigt zu haben, denn Eduard Berg, so hieß der junge Freund, war ein ernster und wie es schien in sich verschlossener Mann, von wahrhaft männlicher Gestalt und mit würdevollen Zügen, die man hätte finster nennen können, wenn nicht zwei dunkelblaue Augen unter den langen Wimpern so sanft hervorgestrahlt hätten, als wenn durch düstere Nachtwolken das sanfte Licht zweier Sterne hervorschimmert. Theodor hatte ihn bereitwillig gefunden, die Rolle des Augenarztes zu übernehmen, denn er hielt es für Pflicht, da, wo der Zweck die Mittel heiligt, zu einem frommen Betruge die Hand zu bieten. Theodor, einige Jahre jünger, lebenslustig und lebensfroh, war an Gestalt und Gemüth ganz das Gegentheil des Freundes. — Blond, lebhaft, alles mit Feuer und Gluth erfassend, den stets beweglichen Blick nie lange auf etwas heftend, schien er das Bild des Frohsinnes zu sein, wenn jener das des Ernstes war, und doch beschattete ein Zug von Bitterkeit und Ironie den lebensfrohen Ausdruck seines Gesichtes und entfernte manches Herz von ihm. Sein munteres Wesen erwarb ihm nicht immer Freunde, nur wer wie Eduard sein Herz ganz kannte, den trieb der spöttische Zug nicht aus seiner Nähe; selbst in dem Tone seiner Stimme lag nicht das Zutrauen-Erweckende wie bei jenem.

Cölestinen ward der Fremde als der neu angekommene Arzt vorgestellt, der an Theodors Stelle ihre Augen untersuchen sollte; der Vater hatte sie schon früher sehr ernstlich gebeten, sich hier nicht auch von ihren sonderbaren Ideen und Gefühlen bestimmen zu lassen und nur die Geschicklichkeit des Arztes, nicht den Ton seiner Stimme und seine Worte zu beachten. Bei der Tante bedurfte es dieser Empfehlung nicht, denn gleich bei seinem ersten Auftreten hatte der junge Mann sich ihr werth gemacht, und sie stellte ihn sogleich über Theodor, dessen wohlgefälliges Aeußere ihr zwar gefiel, dessen muntere heitere Laune aber und sein ewig neckender Witz nicht immer ihr leicht erregtes Gemüth sanft ansprach, und es wohl öfters verwundete. Eduard Berg hingegen, dieser ernste schöne Mann, der sich ihr mit so viel Anstand und Ehrfurcht nahte, in ihr die Frau vom Hause zu erkennen und nach Würden zu achten schien, dessen schwermuthvoller Blick wahrscheinlich ohne seinen Willen so manchen befiederten Pfeil in das poetische Herz der jungfräulichen Muse sandte, dieser konnte seine Wirkung nicht verfehlen, und so wie sie vom ersten Augenblicke Theodor ihrer Gunst gewürdigt, so fühlte sie, Eduard Berg könne noch Höheres, Schöneres verdienen, und ihre Phantasie entführte sie bald in die oft so unerreichbaren Räume menschlicher Sehnsucht.

Ernst und treuherzig hatte der Hofrath den Neuangekommenen empfangen und ihn um Entschuldigung wegen der hier zu spielenden Rolle gebeten. Ein Blick, den der bekümmerte Vater auf die eben eintretende Tochter warf, ein herzlicher Druck der Hand, der alles bei diesem Spiel Unangenehme vergüten konnte, mehr aber noch der Anblick des blinden Mädchens, das mit sanfter Freundlichkeit eintrat und den Fremden begrüßte, hatten Eduard schon reichlich für jegliche Mühe belohnt, die ihm hier werden konnte.

Sie haben sich hierher bemüht, meine Augen zu untersuchen, sagte Cölestine nicht ohne Rührung sich nach der Stelle wendend, wo sie glaubte, daß er sei. Ich danke Ihnen; es ist ein Gang der Liebe, der reinsten Menschenliebe, setzte sie schnell hinzu: wenn der Arzt dem Kranken mit dem heißen Wunsche ihn zu retten naht. — Und wer des Augenlichtes beraubt auf dieser schönen Erde traurig wandelt, nur langsam Schritt vor Schritt dem Grabe und einer entfernten Morgenröthe entgegengeht, und nicht wie der Fieberkranke von dem kommenden Morgen Rettung oder Auflösung erwarten kann, dem ist der Arzt ein Engel, dessen Hand ihm zur Palme des Friedens, zum Strahl des Lichtes wird. Untersuchen Sie mein Auge, ich unterwerfe mich jedem, denn mit dem Zutrauen ist mir die Hoffnung erschienen.

Eduard schwieg, sein Auge ruhte auf dem umflorten des Mädchens, auf den lieblichen Zügen dieser der Nacht geweihten Gestalt. —

Sie sagen mir kein tröstendes Wort, fuhr Cölestine fort: können Sie mir nichts Freudiges, Hoffnungerweckendes sagen? —

Ich untersuchte Ihr Auge, begann Berg sich fassend.

Und was fanden Sie? fragte Cölestine schnell, von dem weichen sonoren Tone seiner Stimme bewegt.

Trügt mich nicht eine innere Stimme, sagte er mit Feuer: trügt mich nicht das Gefühl, das mich bei ihrem Anblick ergriff, nicht der Glaube an die Barmherzigkeit des ewigen Gottes, so wird er Ihnen das Licht Ihrer Augen wieder geben und der Himmelsstrahl von neuem in Ihnen erglühen.

Sie sprechen mit vieler Wärme und Bestimmtheit, lieber Herr, unterbrach ihn die Kranke: Ihre Worte sind tröstend; aber die innere Stimme, welche die Hoffnung weckt und das Vertrauen auf Gott haben mich nie verlassen, und dennoch blieb ich blind. — Ihr Trost kam nur aus Ihrem Herzen. — Eduard erröthete.

Soll denn der Arzt nicht auch dem Herzen sein Recht einräumen! begann er nun: Was ist seine Wissenschaft ohne die Hülfe von oben.

Also auch Ihrem prüfenden Auge ist die Hoffnung nicht entschwunden? fragte sie zutraulich.

Es sieht das Licht durch die Nacht hervorbrechen, denn könnte dies Auge geschlossen bleiben? —

Dann wäre es besser, die Nacht des Grabes deckte es für immer, unterbrach ihn Cöleſtine, die heute aufgeregter war als je, und jetzt ihre Hand nach dem Fremden ſtreckte, den ſie zu ſuchen ſchien. Zürnen Sie nicht über meine Heftigkeit, fuhr ſie fort: es ſind nur Augenblicke der Aufregung und des Unmuthes, ſonſt trage ich mein Geſchick duldſam und murre nicht; aber mit der Hoffnung kommt die Ungeduld! Ja, lieber Herr, es iſt ein trauriges Loos, im Finſtern den Weg des Lebens zu wandeln und nirgend eine heitere Ausſicht vor ſich zu ſehen. Die Tage ſchwinden dahin, und nicht Sonne-, nicht Mondlicht bezeichnen uns ihren Wechſel, und was wir empfinden, gleicht höchſtens einem freundlichen Traume, in dem uns ein dunkles Gefühl nicht verläßt. Alle liebliche Geſtalten, die uns umgaukeln, ſind nur Traumgeſtalten, Gebilde unſerer Phantaſie, die, wenn ſie uns auch noch ſo treulich begleiten, wir ſie noch ſo lieb gewonnen haben, uns treulos verlaſſen, wenn die Schwingen der Phantaſie ermatten. — Ich war zwölf Jahre alt, als ich blind wurde; nicht plötzlich, nur allmälig ſank der Schleier vor meinem Blick, anfangs traten die Gegenſtände immer ferner von mir, dann verſchmolzen die Farben in einander und ergrauten, ſpäter konnte ich die Umriſſe nicht mehr feſthalten, die Formen ſchwammen durch einander und ſelbſt das Unbewegliche wogte vor meinem Blicke. Es war ein ängſtlicher Zuſtand voll Bangigkeit und Trauer. Da erwachte ich eines Morgens, ich öffnete die Augen, es war noch Nacht, ich ſchloß ſie wieder um fortzuſchlummern; aber geſchloſſen oder geöffnet — es blieb Nacht und ich ſah der Sonne freundliches Licht nicht wieder!

Und hatten Sie ſeitdem keinen Schimmer, nicht die kleinſte Spur von Licht? fragte Eduard, kaum ſeine Rührung bergend.

Manchmal iſt es mir, als ſähe ich in der finſtern Nacht eine graue Wolke vor meinen Augen ziehen, zuweilen, jedoch nur ſelten dünkt es mich, als ſähe ich einen Schimmer, der dem hervorbrechenden Stahl der Morgenröthe gleicht, dieſem erſten Boten der Dämmerung, aber mir war er noch kein Bote des Tages, er zog trauernd vorüber, verſchwand ohne mich zu begrüßen und ließ mir nur Thränen ſtatt ſeines erquickenden Thaues zurück. — Dies ſagend, ſenkte ſie traurig ihr Haupt; Alle ſchwiegen, keiner wagte ihren Schmerz zu ſtören. — Da erhob ſie ſich plötzlich, nickte freundlich jeden begrüßen wollend, und tappte, von der Tante geleitet, nach der Thüre.

Siehſt Du den Halm, den das Leben geknickt hat, ſiehſt Du ihn dem Verwelken entgegen ſchwanken? rief der Hofrath, ſich nach dem Freunde wendend: Das iſt bitterer als Tod!

Mit Nichten: erwiderte jener: Was auf Erden wandelt, gehört noch uns und der Hoffnung, was da unten liegt, der Verweſung an.

Vater! unterbrach ihn Theodor: ich ſtimme Dir nicht bei; für ein ſolches freudeloſes Leben lieber den Tod. — Was nimmt er, als das Ge-

fühl unseres Unglücks, das Gefühl des entbehrten Glückes? Was hilft es mir, daß ich noch dem Leben angehöre, gehöre ich doch nicht den Lebenden an, denen ich eine Last, nur noch ein Reizmittel des Mitleides bin.

Theodor! fiel ihm Eduard in die Rede: Dein Herz schwieg, indem Du dies sprachst. Sollte ein Wesen wie Cölestine, herrlich ausgestattet von der Natur an Geist, Körper und Gemüth, sollte das den Lebenden nicht mehr angehören, weil es blind ist, sollte es nicht der Vaterliebe, dem Vaterherzen angehören, sollte es nicht ein Wesen finden, dem es Liebe einflößen könnte, auch ohne den Stern des Auges, aus welchem freilich der Liebe höchste Gluthen strahlen?

Ich glaube kaum! meinte Theodor: In Stunden der Aufregung könnte freilich unsere Phantasie uns so sehr täuschen, daß wir wähnten als Stab einer Blinden selig und glücklich durch diese Welt zu wandern; in den Stunden des ruhigen Nachdenkens aber würde dieser luftige Traum sehr bald verschwinden, und die Liebe, nur in der Phantasie geboren, verginge mit dieser flüchtigen. Mir z. B. ist Cölestine eine höchst interessante Erscheinung; sanftere Weiblichkeit, zartere Formen, einen zarteren Geist, der sich in einer ewig reinen Azursphäre bewegt, ein lieblicheres Bild einer Jungfrau sah ich noch nie, und der Wunsch, der heiße Wunsch, daß der Himmel meine Hand leiten, mir die Operation gelingen lassen möge, stieg noch bei keinem Falle so lebendig in mir auf als hier, denn das Licht der Augen ihr wiederzugeben wäre mir eine hohe Freude; ich stellte das Mädchen in ihrer Vollkommenheit wieder dar, und sie müßte dann alle Herzen bezaubern.

Armer Mensch! sagte Eduard stolz: Ist Dir die Sonne nicht mehr die Glühende, alles Erwärmende, weil eine Wolke sie deckt, vergissest Du die Wärme, welche sie aushaucht auch ohne zu strahlen, gedenkst Du nicht des Lichtes, das sie verbreitet, auch wenn sie verhüllt ist? Blick auf die Blinde. — Was das Auge Dir verschweigt, sagt der liebliche Mund, selbst wenn er sich Dir schließt, auf seinen Lippen ruht die Milde und sein kaum bemerkbares Lächeln drückt die Empfindungen ihres Herzens, selbst die Flammen die sie verbergen möchte, inniger und zarter aus, als wenn die Blicke manches Auges sprechend verwunden. Mußt Du Ungenügsamer alles vereint wissen, um Dich glücklich zu fühlen?

Die eintretende Tante unterbrach das Gespräch, und bemächtigte sich nach ihrer Gewohnheit schnell des Wortes, wandte sich hierbei meistens an Eduard, der, obgleich von dem vorigen Gespräche noch aufgeregt, ihr dennoch aufmerksam zuzuhören schien. Den Hofrath und seinen Freund hatte die Scene ernst gestimmt, selbst Theodors Laune war getrübt, und obgleich er alles, was Tante Christinchen sagte, durch Ja und Nein, wenigstens durch eine stumme Verbeugung beantwortete, war auch er in ernstes Nachdenken versunken, so daß niemand den Fluß der Rede unterbrach. Diese öffnete alle Truhen ihres Geistes, um die längst verborgenen Schätze auszubreiten, und wußte nach und nach das Gespräch auf Schrift-

steller und Schriftstellerinnen zu ziehen, so daß Eduard, ohne zu ahnen, daß die gute Tante selbst in diese Kategorie gehöre, unvermerkt in ihr Gespräch verwickelt wurde.

Haben Sie die Schweden vor Prag von Karoline Pichler gelesen? fragte jetzt die Tante.

Nein! erwiderte Eduard noch zerstreut.

Nicht! fuhr sie verwundert auf: nicht die Schweden vor Prag gelesen?

Nein! wiederholte der junge Mann ganz unbefangen: So sehr ich auch Karoline Pichler schätze, so sehr sie auch als Schriftstellerin eine Ausnahme von vielen ihres Geschlechts machen soll, ist es bei mir doch Grundsatz, nur wenig Romane, nie aber einen Roman von einer Dame geschrieben, zu lesen.

Die großen hervorstehenden Augen der Tante wurden bei diesen Worten noch stechender als gewöhnlich, eine flüchtige, jedoch schnell wieder verschwundene Röthe färbte ihre Wangen und ein mitleidiges Lächeln umzog ihren Mund. — Sagen Sie selbst, fuhr Eduard fort: wie kann eine Frau Kriegsbegebenheiten schildern, wie sich in das wilde Treiben des Soldatenlebens hineindenken?

Da haben Sie freilich Recht! unterbrach ihn die Tante beruhigter; denn bis zum Geschichtlichen hatte sich ihr Talent noch nicht verstiegen: Das ist kein Feld für des Weibes zarten Griffel, dies mag man der rauhen Hand des Mannes überlassen. Aber wenn wir die geheimen Falten des weiblichen Herzens öffnen, wenn wir das Weib so zart schildern, wie es wirklich ist, es wirklich durch die Labyrinthe des Schicksals führen, Begebenheiten aus dem Leben, vielleicht sogar aus dem eigenen Leben darein verweben, so die wirkliche Welt idealisirt wieder darstellen und die Jugend belehren, verdienen wir dann nicht den Kranz?

Eduard hatte, während sie sprach, die Tante mit Verwunderung angesehen. — Sollte auch sie, dachte er; doch ihr Aeußeres, eher dem Gemeinen als dem Ideale sich nähernd, ließ ihn kaum fürchten gegen die Artigkeit verstoßen zu haben, und die wenige Befangenheit, fast hätte man es bei einer Frau Dreistigkeit nennen können, mit welcher sie sprach, verbannte jede Sorge. Als daher die Tante ihn nochmals um seine Meinung bat, sagte er ganz offen: Ich tadle alle weibliche Schriftstellerei und würde jedes junge Mädchen, wäre sie schön wie ein Engel, talentvoll wie es keine gibt, fliehen, träte sie so aus dem schönen herrlichen Wirkkreise, welchen die Natur für sie bezeichnete, sähe ich sie mit jener nur aus Eitelkeit entsprungenen Liebe an den Kindern ihres Geistes hängen, wie sie mit Liebe aus der Tiefe des mütterlichen Herzens an den Kindern einer glücklichen Ehe hängen sollte. Nur denen könnte ich die neue unnatürliche Bahn verzeihen, die unverschuldet das schöne Ziel verfehlten und deßhalb ihrem Berufe nicht folgen konnten, und nun in der Phantasie wenigstens wirken und genießen

wollen, was ihnen das Schicksal versagte. So könnte ich wohl bedauern, denn es muß schrecklich sein, den Zweck des ganzen Lebens verfehlt zu haben.

Anfangs hatten die Muskeln in der Tante ewig beweglichem Antlitze krampfhaft gezuckt, bald hatte sich Unmuth, bald jenes stolze Mitleid darauf ausgedrückt, welches so oft auf dem Gesichte sich zeigt, wenn das Herz mit seinen Schwächen sich getroffen fühlt und den Stolz herbeiruft, die Demüthigung zu maskiren, zuletzt war doch das Herz ergriffen und ein bitterer Schmerz zog sich um die bebenden Lippen. Eduard, nicht sehr mit der Welt und den Menschen bekannt, entging dies zwar nicht, doch ahnete er nicht den Quell und fuhr unbefangen fort: Sie fühlen gewiß mit mir, wie beklagenswerth diese Klasse von Frauen ist. Unbefriedigte, von der Phantasie immer genährte Gluth im Herzen, ewig eine Welt vor Augen, die sie im wirklichen Leben nicht wiederfinden, ewig die Täuschung selbst noch zu vermehren, die ihnen so schadenfroh von ihrem Frühlinge bis zum Herbste folgte, stets von Eitelkeit und Ansprüchen gefoltert zu sein, die nie Befriedigung finden. — Gott bewahre jedes weibliche Herz vor dieser Stellung; er gebe ihnen lieber ein Plätzchen in der Küche als am Schreibtische, ihr ganzes Leben ist verfehlt. — Habe ich vielleicht etwas gesagt, was der Dame wehe thun konnte? fragte er jetzt besorglich, als die Tante rasch aufgesprungen war und mit sichtbarem Unmuthe das Zimmer verlassen hatte.

Theodor brach bei diesen Worten in ein helles Gelächter aus, während der alte Hofrath, sich ihm nähernd, sagte: Sie haben freilich eine Saite berührt, die meiner Schwester unangenehm sein mußte. Sie wußten wahrscheinlich nicht, daß sie selbst Schriftstellerin ist, sonst würden Sie sicher Ihre Worte mehr abgewogen haben.

Bei Gott nicht! rief Eduard: wie konnte ich es ahnen!

Nehmen Sie sich das zur Lehre, junger Mann, sagte der Alte verweisend: nie bei dem Eintritte in einen uns fremden Kreis irgend eine Saite des menschlichen Herzens rauh zu berühren, ehe man die Verhältnisse aller kennt, in deren Mitte man steht; es wird Ihnen schwer werden, es bei meiner Schwester wieder gut zu machen. —

Es wurde ihm jedoch nicht so schwer, als der Hofrath es fürchtete; denn sein offenes Geständniß, daß er die Schriftstellerin nicht in ihr geahnet, sein wirklich aufrichtiger Schmerz darüber, sein sprechendes Auge und die schwellenden Lippen, die er auf die knöcherne Hand der Tante drückte, mehr aber noch der erste Eindruck, den das vorige Gespräch nicht ganz verwischt hatte, söhnte sie vor der Hand mit ihm aus, und es ward ihm vergeben, obgleich die Tante den Stachel, der sie so tief verwundet hatte, nicht ganz aus ihrem Herzen ziehen konnte.

Es waren schon einige Tage seit Eduards Ankunft vergangen, Theodor hatte die nöthigen Instrumente kommen lassen, und da er überzeugt

war, daß Cöleſtinens Augenübel nur der graue Staar ſei, entſchloß er ſich nach einer kurzen Vorkur, die Operation zu beginnen. Ihm, dem ſcharfen Beobachter war es ſeit dem erſten Tage, wo ſein Freund die Villa betreten hatte, nicht entgangen, daß zwei Herzen zärtlich, wenn auch nicht für einander ſchlugen; denn Eduards großes dunkelblaues Auge ſah er unverwandt auf der Blinden ruhen, er glaubte es ſelbſt feucht geſehen zu haben, eine ſeltene Erſcheinung bei dieſem ernſten Manne, und Tante Chriſtine vernachläſſigte ihn ſeitdem ganz, und verſuchte, wie eine Spinne die unbedachte Fliege, den armen Eduard mit ihren Fäden zu umſpinnen.

In dem Herzen einer Schriftſtellerin übt Amor gemeiniglich ſein Recht auf eine höchſt tyranniſche Weiſe. Von der talentvollen Frau oft ſchon ſelbſt erbärmlich gemißhandelt, indem ſie den kecken muntern Knaben zu einem empfindſamen bleichen Jüngling metamorphoſirte und ihn durch Entbehren und Entſagen quälte, läßt der Rachſüchtige keine Gelegenheit vorbei, in das ſtets offene Herz ſeine jüngſten Pfeile zu ſenden, oder ſich als Mentor in das unbewachte zu ſchleichen, denn wo könnte eine Schriftſtellerin die Gelegenheit verſäumen, einen jungen Mann zu bilden, wenn er nemlich liebenswürdig iſt. Einmal nun im Beſitz eines ſolchen Herzens, läßt der ſchalkhafte Gott alle Qualen und Schmerzen aus ſeinem Köcher, ſendet ſie als milde Spende der Unglücklichen, und die Liebe einer alten poetiſchen Jungfrau hat der Wehmuth ſo viel, der Wonne ſo wenig, wie ſchon Sappho uns lehrte.

Auch Tante Chriſtine hatte ſchon oft aus dem Kelche genippt und fühlte hier von neuem der Liebe Qualen. Nicht allein, daß ſie den unfreundlichen Erguß über ihr Talent ruhig hatte ertragen und die Hand zur Verſöhnung bieten müſſen, ſie bemerkte auch, und ſolch geübtes Auge ſieht ſcharf, daß Eduards Blick oft und lange an Cöleſtinen hing und ſein Geſpräch das Mädchen mehr anzuziehen ſchien als ſie es bis jetzt noch bei irgend einem Manne an ihr beobachtet. — Sie ſtaunte, wie es möglich ſei, in ſo kurzer Zeit ſolche gegenſeitige Neigung zu erwecken, und wohl mit der Wahlverwandſchaft der Herzen unbekannt, da ihre Neigungen bisher unglücklicherweiſe immer nur einſeitig geblieben waren, und ihre eigene ſchnell aufgeloderte Flamme ganz vergeſſend, war ihr Cöleſtine ein Räthſel. — In Allem ziemlich klug, in der Liebe aber nur der Leidenſchaft, nie dem Verſtande folgend, näherte ſie ſich Theodor mehr, erpreßte bald von dem ewig Neckenden das falſche Geſtändniß, daß er Cöleſtine liebe, trieb ihn an, ſeine Bewerbung bei der Nichte fortzuſetzen und ihr Herz zu beſtürmen; auch ſprach ſie deßhalb mit ihrem Bruder, der jedoch nicht ganz in ihre Plane einſtimmen wollte, da der bunte ſchottiſche Mantel ihm noch zu ſehr im Gedächtniſſe war und er überhaupt das Einmiſchen in dergleichen nicht liebte.

Sie ſelbſt trat nun wie ein feindlicher Schatten zwiſchen Eduard und Cöleſtine, ſuchte den poetiſchen Sinn des jungen Mannes zu wecken und

spannte alle Kraft des Geistes und Gemüthes an, sich liebenswürdig zu zeigen; ihm jedoch die Kinder ihres Geistes vorzulegen, verbot ihr der Stolz, nicht einmal ihren schriftstellerischen Namen erfuhr er.

Eduard, sein Unrecht fühlend, ergriff jede Gelegenheit, es wieder gut zu machen, hörte aufmerksam zu, wenn die Tante sprach und unterdrückte seinen Unmuth, wenn sie sich zwischen ihn und das Mädchen drängte, so daß sie trotz der Unruhe, die ihr mancher Blick des Jünglings, manches herzliche Wort Cölestinens verursachte, mit innigem Wohlgefallen in seiner Nähe war und ihre Neigung von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde mächtiger wurde.

Auch in Cölestinens Brust hatte sich ein bisher noch unbekanntes Gefühl geschlichen, es war Wohlwollen zu Eduard, Freude an seiner Unterhaltung, Unmuth, wenn die Tante mit ihrem heftigen Dazwischenkommen ihr anziehendes Gespräch störte, auch fühlte sie eine Aufregung aller ihrer Empfindungen, wenn der sonore Ton seiner Stimme erschallte. Sich ihrer Gefühle selbst nicht deutlich bewußt, glaubte sie in Eduard einen ihrer entfernten Brüder wiedergefunden zu haben, der mit Herzlichkeit und inniger Empfindung zu ihr spräche; sie ahnete nicht, wenn sie in der Laube saß, ihre Taube lockte und die girrende sanft streichelte, daß ein ganz anderes Gefühl in ihr rege wurde als sonst; sie wußte sich nicht zu erklären, was sie so sonderbar bewege, wenn er zu ihr sprach oder gar seine Hand sie leitend berührte; sie wußte sich schuldlos und doch fühlte sie dann das Blut in ihre Wangen steigen als drücke sie eine Schuld, und selbst als Eduard einmal ihre Hand erfaßte, er sie leise drückte und sie den Druck unwillkürlich erwiderte, hatte diese Berührung sie wie ein elektrischer Schlag durchzuckt. Es lag etwas auf ihrem Herzen, das sie aussprechen mußte, und doch schwebte es nur so dunkel vor ihr, daß sie die Worte es auszudrücken nicht finden konnte; sie fühlte, daß sie der Theilnahme bedürfe und doch verschloß sie ihr Herz immer mehr und mehr. Der Tante sich anzuvertrauen wäre ihr unmöglich gewesen, sie hätte nur ihren beißenden Witz gegen sich gereckt, auch sagte ihr ein gewisser Instinkt, daß diese ihre Empfindung tadeln würde. Nur als ihr allmälich dies Gefühl drückend, sie in Eduards Nähe verlegen wurde, beschloß sie die geheimsten Falten ihres Herzens dem Vater aufzudecken.

Eines Nachmittags, nachdem sie schon lange gelauscht hatte, ob er sein Schläfchen beendet, schlich sie zu ihm. Sie hatte, während sie lauschte, Worte zu ihren Empfindungen gesucht und glaubte sie endlich auch gefunden zu haben; als sie jedoch eintrat, der ehrwürdige alte Mann in seinem Lehnstuhle sitzend, sie freundlich willkommen hieß, blieb sie zagend an der Thüre stehen und Muth und Wort war dahin.

Was ist Dir, Cölestine? fragte der Vater: bleibst mir so fern als ob eine Schuld Dich drückte. — Bei diesen Worten fühlte sie sich plötzlich ergriffen, eilte auf ihn zu, sank an seine Brust und weinte bitterlich. —

Cöleſtine! rief der Alte erſchrocken: faſſe Dich; was iſt Dir begegnet? ſprich!

Ach hätte ich Worte, Vater! rief ſie: hätte ich Worte, Dir zu ſagen, was in mir wogt und brennt. Bald iſt es hier wie die Wellen, wenn der Sturm die Fluthen peitſcht, bald wieder wie die Flamme, die hervorbrechen will und es doch nicht vermag. — Ach, in ſeiner Nähe iſt mir ſo ſonderbar, ſo wohl, ſo wehe, ich möchte weinen und doch aufjauchzen vor Freude, ich möchte ihn fliehen und doch feſtbannen an meinen Schritt.

Wen? fragte der Vater.

Eduard Berg! ſagte ſie nach langem Zögern, und Purpurgluth umzog ihre Wangen, die ſie an des Vaters Bruſt verbarg.

Armes Kind! rief dieſer: arme zerknickte Blume!

Arm? rief das Mädchen aus: arm? wie meinſt Du das, Vater? Ich fühle mich ſo reich, mein Herz mit Schätzen beladen, die mir aus unbekannten Zonen wurden, ich fühle mich ſo reich an überſchwenglichem Glücke — daß mir vor meinem Glücke bangt! ſetzte ſie unter tiefem Seufzer hinzu.

Cöleſtine! ſagte der Vater ſie ſtreichelnd, und in dem Tone lag die ganze Wehmuth des zerriſſenen Herzens: Arme Unglückliche! in Deiner Bruſt iſt das Schlummernde erwacht, Dir zur Qual, die Empfindungen, die Dich beſeligen, ſind Verkünder trüber Stunden, die tückiſch Deiner harren, und Deine Sehnſucht bleibt angeſtillt an ihren düſteren Pforten ſtehen, ſie bringen Dir nur welke Kränze, die nie für Dich erblühen werden.

Rede deutlicher, Vater! unterbrach ihn Cöleſtine ängſtlich: Ich ahne den Sinn Deiner Worte, doch wünſchte ich meine Ahnung trüge, darum rede deutlicher, mein guter Vater.

Du liebſt Eduard! ſagte der Alte ernſt.

Ja! fuhr das Mädchen auf, legte die Hand auf ihr klopfendes Herz, und ſagte dann leiſe: Ich glaube es ſelbſt, das Herz klopft ſtürmiſch unter meiner Hand, ich fühle meine Wange glühen, die Sehnſucht hat mich erfaßt; und meine Ruhe iſt hin. Sie ſenkte traurig ihr Haupt, der Alte legte ſeine Hände auf ſie, und den Blick nach oben gerichtet ſprach er:

Herr mein Gott! Du haſt mir viel genommen und ich habe nicht gemurrt, Du haſt die Sterne meines Lebens mit Nacht umzogen und ich habe es in Demuth ertragen und dennoch mein Auge nach Dir, mein Herr und Vater, vertrauend gewendet; Du haſt mein Herz zerriſſen und ich habe geduldet und freudig gerufen: Dein Name ſei gelobt! — Aber dies Herz laß nicht der Verzweiflung zum Raube, zerdrücke es nicht in hoffnungloſer Liebe, laß es nicht vergehen in namenloſem Schmerz! — Erhöre nur dies Gebet, das aus wunder Bruſt zu Dir aufſteigt, Du haſt mir ja in dieſem Erdenthale noch keinen Wunſch, noch keine Bitte gewährt, erhöre nur dieſe!

Das Mädchen war, während er sprach, auf ihre Kniee gesunken, hatte leise mit gebetet, und als der Vater, immer noch das brennende Auge gen Himmel gerichtet schwieg, erhob sich die Blinde. Vater! sprach sie: sorge und bange nicht für mich. Mein inneres Auge sieht schärfer, mein Vertrauen zu Gott ist größer als das Deine. Ich werde nicht untergehen in Schmerz und Gram, und müßte es so sein, so habe ich Kraft und Muth, gegen mein Schicksal zu kämpfen. — Ist es die Liebe, Vater, welche Dein blindes Kind ergriffen hat, warum soll sie ihm unheilbringend sein, führt sie auf ihren Schwingen dem Herzen nicht auch die Wonne zu? — Warum fürchtest Du nur den Schmerz? —

Armes getäuschtes Mädchen! sagte die Alte, sie innig an sich schließend: Kann eine Blinde wohl hoffen, in des Mannes sinnlichem Herzen Gegenliebe zu wecken.

Warum nicht? sagte sie unbefangen: spricht nicht auch das Herz zum Herzen, ist denn das Auge allein der Bote der Liebe und nicht auch der Ton der Stimme, das zarte innige Wort, der Druck der Hand? Wer führte sie bei mir ein, und doch hieß ich sie willkommen.

Cölestine, unterbrach sie der Alte ernst: setze Dich zu mir, höre mir aufmerksam zu — besser, ich zeige Dir den Abgrund, vor dem Du stehst als daß Du hineinstürzest und ich Dich nicht mehr retten kann. — Das Auge ist der Spiegel der Seele, die schönste Zierde des Menschen, aus ihm strömt der Funke, der das Herz entzündet, und der, wenn die Flamme erlöschen will, sie von neuem wieder anfacht. Wo das Auge in Nacht ruht, weckt die Liebe nur selten den Funken, höchstens weckt das Mitleid Theilnahme, und Du stehst vor dem Manne wie die Bettlerin, welcher der Reiche ein Almosen gibt. — Eine Blinde muß auf Liebe verzichten, nur Theilnahme kann sie erwecken, des Lebens höchste Wonne nahm ihr Gott mit der Augen Licht.

Das wäre schrecklich, Vater! fuhr das Mädchen auf: und doch glaube ich fast selbst, es ist so. Das wäre schrecklich! und so waren alle meine Träume vergebens, und mein Herz bliebe einsam, meine Sehnsucht ungestillt. — Du hast mich furchtbar geweckt, Vater! — Aber nein! vielleicht löst seine Hand die Binde vor meinen Augen, wie seine Worte die Binde von meinem Herzen lösten, vielleicht erhört Gott der Barmherzige Dein und mein Gebet, vielleicht — liebt er auch die Blinde.

Hoffe nicht, Kind, sagte der Alte verweisend.

Ach die Hoffnung, Vater! rief das Mädchen mit Gluth: die Hoffnung ist ja des Blinden einziger Stab, verließe sie mich, müßt' ich in's Grab sinken und alles wäre vorbei! — Laßt mich ruhig, vertrauensvoll meinen Weg gehen, fuhr sie gelassener fort: bricht dieses Herz, auch dann ist alles vorüber. — Sie küßte seine Hand und schlich über den wohlbekannten Gang nach ihrem Zimmer zurück. Der Engel des Friedens hatte sie noch nicht verlassen, der Sturm des Lebens hatte ihr Schifflein

noch nicht auf wogendem Meere zerschellt, sie lenkte es noch muthig dem nahenden Sturme entgegen und vertraute Gott.

Der Hausherr war mit seinen Gästen am Abend den Hügel hinab längs dem Saalufer gegangen, und Tante Christine hatte auf diesem Spaziergange, während welchem Theodor und sein Vater den alten Brückner aufzuheitern suchten, nicht unterlassen, die Gelegenheit zu benutzen, eine lange Unterredung mit Eduard anzuknüpfen. Sie hatte am Nachmittage Thränen in Cöleſtinens Augen bemerkt, und daraus geschlossen, daß dieser etwas Unangenehmes begegnet sein müsse, aber auf ihre diesfallsige Frage keine Antwort erhalten; sie schloß auf einen Zwist, vielleicht auf ein offenherziges Geständniß Eduards, das er dem Mädchen gemacht und sie damit betrübt hätte, denn ihre Eitelkeit sog aus jeder Aufmerksamkeit, aus jedem verbindlichen Worte des jungen Mannes neue Nahrung. Auch er hatte Cöleſtine mit thränendem Auge am Fenster stehen gesehen, und da sie die übrige Zeit des Tages für ihn unsichtbar geblieben war, so fühlte auch er sich beunruhigt, hoffte von der Tante einige Aufklärung, war deßhalb heute gesprächiger und zuvorkommender als je, und unterließ nichts, wodurch er glaubte ihre Redseligkeit zu reizen und das Gespräch auf Cöleſtine zu bringen. Es gelang ihm bald.

„Wie gefällt Ihnen die Blinde? fragte die Tante; doch ehe er noch antworten konnte, setzte sie schnell hinzu: Gewiß so gut als ein junges unerfahrenes Mädchen, dem jedoch der Stempel einer vortrefflichen musterhaften Erziehung aufgedrückt ist, einem Manne von so gesetztem ernsten Charakter gefallen kann. Sie betrachten sie wie eine halb aufgeblühte Blume, die ohne Duft, erst von der Zeit Fülle und Geruch erwartet, und gehen unbeachtet an ihr vorüber.

„Mit nichten, unterbrach sie Eduard rasch: Sie ist mir —

„Ein stilles Feldblümchen, das seinen Kelch geschlossen, sehnsuchtvoll das Haupt der Sonne entgegenhebt, fiel ihm die Tante in die Rede: nicht wahr? — Aber die reine Lilie, fuhr sie fort: die mit ihrem ätherischen Dufte Sinn und Herz ergreift und so prangend neben ihr steht, ihr weihen Sie Ihre Aufmerksamkeit, Ihre Theilnahme.

Fräulein! sagte Eduard, da sie jetzt inne hielt, und er, über diese Gleichnisse verlegen, nicht recht wußte, was er sagen sollte: Mein Mitleid, mein Mitgefühl der still verschlossenen, meine Bewunderung der duftend prangenden Blume.

Der Tante Gesicht verklärte sich bei diesen schmeichelhaften Worten, die sie ganz auf sich bezog, und es hätte der Abendsonne nicht bedurft, um es Eduard glühend zu zeigen. Ich freue mich, erwiderte sie verbindlich: daß Ihr Geist das Höhere liebt und das Materielle Andern überläßt.

Wie so? fragte Eduard, sie nicht verstehend.

Es war ein Augenblick, in dem ich wirklich dachte, Sie fänden Cölestine Ihrer Beachtung werth, ich fühle, daß ich mich geirrt habe und daß es jetzt ganz unnütz wäre, Ihnen zu sagen —

Was, meine Verehrungwürdige, was könnten Sie mir von Cölestine sagen? unterbrach sie Eduard.

Daß sie für den Augenarzt bestimmt ist; die Väter haben dies unter sich verabredet und ich meine Einwilligung dazu gegeben, denn bei ihrem Zustande dünkte mich ein Augenarzt der schicklichste Mann für sie. — Die Tante bemerkte bei diesen Worten nicht, wie sehr das ihr anvertraute Geheimniß ihren Zuhörer erschreckte, sie war ganz mit den wonnigsten Gefühlen beschäftigt, als Eduard in der Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung ihre Hand ergriff und sie unwillkürlich an sein Herz drückte. Ein Geständniß schwebte auf seinen Lippen, doch der zärtliche Blick, dem er begegnete, schloß sie schnell, er ließ die noch an seinem Herzen ruhende Hand los und sagte gedehnt: Also mit meinem Freunde versprochen? —

So gut als versprochen, die Väter wünschen es, der junge Mann hat es mir selbst gestanden, daß er sie liebe. Auch sie liebt ihn, überdies will ich es so, und was kann sie gegen meinen Willen, meinen Befehl.

Also Cölestine —

Wird Gott danken, einen Mann zu bekommen. Blind hat ein Mädchen nur wenig Aussichten, die sich oft den strahlenden Blicke zweier schönen Augen erst in der schönsten, vollendetsten Blüthe des Lebens darbieten.

Sie waren bei diesen Worten an ein am Abhange des Berges gelegenes Häuschen gekommen, das ein Birkenbusch umgab, welcher sich nach einer hervorspringenden nackten Felsspitze hinaufzog, von wo man das ganze Saalthal in seinem üppigsten Glanze übersehen konnte. Die Freunde und Theodor hatten hier unter dem Schatten der Bäume angehalten, und Eduard, durch die letzten Worte der Tante zu sehr beunruhigt, schien für das, was um ihn vorging keinen Sinn zu haben; Theodor bemerkte bald seine Zerstreuung. Freund! sagte er zu ihm: willst Du eine herrliche Aussicht genießen, so klimme den Berg hinauf und hast Du jene Felsspitze erreicht, wird das Thal mit seinem rauschenden Flusse vor Dir liegen. Auch brauchst Du nicht den Weg hieher zurückzugehen, durch jene Schlucht, wo die einzelnen hohen Eichen stehen, führt ein Fußpfad in gerader Richtung nach unserer freundlichen Wohnung.

Eduard, froh, sich der Einsamkeit überlassen zu können, nahm trotz der Einwendungen der Tante den Vorschlag willig an und wanderte die Höhe hinauf, während die Andern ihren Spaziergang fortsetzten, und die Tante, von Theodor unterhalten, jetzt so zerstreut war als Eduard vorhin an ihrer Seite.

Auch Cölestine hatte ihr Stübchen verlassen und saß unter dem großen

Apfelbaume im Garten. Sie sann hier über die Rede des Vaters und über ihr dunkles Schicksal nach, hoch hob sich die Brust und mancher tiefer Seufzer drang aus der engepreßten hervor. Die Stille der Natur, die Ruhe des kühlen Abends lud das bewegte Gemüth zu ernsten Betrachtungen ein. Alles schien um sie her wie ausgestorben, in dem Landhause regte sich nichts, der sanfte Abendwind, der sie mit halbverwelkten Blüthen bestreute, rauschte eintönig durch die Zweige des alten Baumes, der Quell, vom Felsen herabrieselnd, schlängelte sich nur leise murmelnd durch das Gestein, und das Summen des schwirrenden Käfers war eher geeignet die Seele des Mädchens in stille Trauer zu wiegen, als sie in ihren Träumen zu stören. Selbst das ferne Flöten einer Nachtigall berührte nur noch mehr die schon ergriffene Saite ihres Innern, und schmerzlich und traurig gingen die Bilder der Zukunft in dieser stillen Einsamkeit an ihr vorüber. Da senkte sich die Sonne hinter die Hügel, sie warf ihre letzten Strahlen herüber auf das erbleichte Gesicht des Mädchens, sie schienen hier lange zu weilen und freundlich auf die lieblichen Züge der holden Dulderin zu schauen, um deren Antlitz sie einen goldenen Schein woben, so daß man meinen konnte, die traurige bleiche Gestalt sei eine Heilige, welche irgend eines alten deutschen Meisters Hand auf Goldgrund gebildet habe.

Cölestine fühlte die Wärme ihrer Strahlen. Gehst du schon unter, freundliches Licht! rief sie schmerzvoll: Ach ich sehe dein Scheiden nicht, nicht dein Kommen, sehe dich nicht im goldenen, nicht im rosigen Gewande; für mich ist das Leben eine lange sternenlose Nacht. Wie ein irrer Wanderer schleiche ich durch sie auf dem langen freudelosen Wege hin, und was dem Pilger Freudiges begegnen kann, was dem Müden einen Stab reicht, ihn zu stützen und den Arm, ihn zu führen, Liebe und Hoffnung, sie bleiben mir fern, oder nahen mir nur zur Qual. — Die Zukunft liegt, eine finstere Welt vor mir, Nacht umgibt meine Gegenwart und aus dem Quell der Erinnerung kann ich so wenig schöpfen, daß seine Tropfen die lechzende Sehnsucht, diese lästige Begleiterin, nicht zu stillen vermögen. Der Blinden Pfad ist düster, mit ihren Augensternen verlöschen die Sterne des Glückes und ihre einzige Hoffnung bleibt der Tod! —

Sie schwieg, in Schmerz versunken saß sie mit gesenktem Haupte, eine geknickte, von Abendgluth gerbthete Lilie, die kein Morgenthau, nicht die Kühle der Nacht erquicken kann. Selbst die Wehmuth floh die Arme, nur der Schmerz blieb ihr treu. Da hörte sie plötzlich neben sich die Worte: So allein, Fräulein?

Cölestine fuhr erschrocken auf. Wer ist hier? fragte sie, aber schnell setzte sie hinzu: Ach Sie sind es gewiß, Herr Berg.

Störe ich? — Das Mädchen schwieg, Eduard wollte sich entfernen.

Bleiben Sie! bat Cölestine, aber ihre Bitte war so ängstlich, daß es Eduard auffallen mußte.

Ich störe gewiß, begann er noch einmal.

Nein! erwiderte sie nach kurzem Sinnen: Sie stören mich nicht; setzen Sie sich zu mir. — Eduard that es. — Und nun schildern Sie mir den Untergang der Sonne, den ich mir noch deutlich aus der glücklichen Zeit meines Lebens erinnern kann, und der mir auch damals schon lieber war als der Aufgang. — Nicht wahr, dort drüben hinter den Höhen, auf deren Gipfel ein Dorf liegen muß, dort senkt sie ihre Strahlen?

Eduard hatte bis jetzt noch nicht nach der Abendsonne gesehen, vor ihm ging die Morgenröthe eines neuen Lebens auf, denn sein Blick hing an Cölestinens Himmelsantlitz, und sie mußte ihre Frage noch einmal thun, ehe er sein Ja! erwiderte.

Sie scheinen keinen Wohlgefallen an dieser Scene zu haben? unterbrach das Mädchen die eingetretene Stille.

Ich sah den Wiederschein der Abendröthe auf ihrem Antlitz, erwiderte er schnell: und da dünkte sie mir schöner als dort, wo sie sich hinter die Hügel senkt. — Cölestine erröthete. — O, des Menschen Antlitz, fuhr er fort: ist das schönste Bild, schöner, lieblicher als die Morgenröthe, als die Abendgluth. Jene strahlt verschönt auf den jugendlichen Wangen, diese aus dem seelenvollen Auge zarter, milder, als wenn sie, ihre Strahlen breitend, noch einmal die bethaute Flur begrüßt und dann zur Ruhe geht. — Dieser Gedanke hatte ihn so ergriffen, daß er die Bewegung nicht bemerkte, in welche seine Worte Cölestine versetzten; ihr ganzes Gesicht drückte Wehmuth aus und ihre Lippen umzog ein schmerzvolles Lächeln.

Und ist Ihnen eine sternlose Nacht auch eine liebliche Erscheinung? fragte sie nun Eduard, dem die Deutung seiner Rede erst jetzt klar wurde.

Ich verstehe Sie, Cölestine, sagte er besonnen: Sie meinen sich und irren. — Auf Ihr Antlitz senkte sich nicht die Nacht; es ist die heilige Dämmerung, die, wenn die Sonne untergegangen, sich mit ihrem sanften Flügel über die Erde breitet, sie weckt die ahnenden Gefühle, erhebt uns zu dem Heiligen, und durch ihren Schleier sieht der Mensch in Himmelsräumen das Paradies seiner Sehnsucht offen. Nennen Sie nicht Nacht, sternlose Nacht, was Sie umgibt, nicht Nacht was man erblickt; schaut man auf Ihr geschlossenes Auge, ein reines heiliges Gemüth blickt hindurch, der Geist strahlt aus dem Geschlossenen mit flammenden Worten. Sie wallen nicht durch Nacht, Sie wallen nur in heiliger Dämmerung.

Ja, einsam und verlassen! unterbrach ihn Cölestine, doch schnell hielt sie inne, die Worte waren ihrem Herzen entschlüpft.

Einsam und verlassen? wiederholte Eduard: O, wer Ihnen Freund und Führer sein dürfte! — wer Sie begleiten dürfte durch das Leben, ohne je von Ihnen sich trennen zu müssen! — Sie weinen? wenden sich von mir? — Sind denn meine Worte für Sie nur verwundende Pfeile?

Das Mädchen erhob sich und schien sich entfernen zu wollen. —

Eduard! sagte sie, sich wieder setzend: ich kann Sie ohne meine alte Führerin nicht verlassen, rufen Sie mir Anna.

Und warum wollen Sie sich entfernen? fragte er verwundert.

Mitleid! sprach sie mit feierlichem Tone: ist ein edles Gefühl für den, der es empfindet, ein drückendes für den, der es erregt.

Cölestine! rief der junge Mann ihre Hand ergreifend, die sie ihm sanft entzog: Bei Gott, das Mitleid sprach nicht aus mir. Wer könnte Sie sehen, wer Ihren Werth empfinden und nicht den Wunsch fühlen — Er schwieg, Cölestine bebte, doch duldete sie es jetzt, daß er ihre Hand ergriff. — Ja, fuhr er fort: warum länger schweigen, warum des Herzens heißesten Wunsch nicht frei, offen und redlich aussprechen, warum Ihnen länger verbergen, daß ich Sie liebe! — Sie schweigen, kein beruhigendes Wort höre ich von Ihren Lippen, nur ein schmerzliches Lächeln sehe ich statt Antwort? — Hat denn die tückische Phantasie ein düsteres Bild von mir entworfen, daß meine Worte nur schmerzlich zu Ihrem Herzen dringen?

Eduard! sagte die Blinde mit einer Festigkeit, die ihn überraschte: Ich möchte nie gern als eine Bettlerin vor Ihnen stehen, der Ihr edles Herz ein Almosen reichte, ich möchte nie gern dem Mitleid und der Pflicht verdanken, was ich von der Liebe verlange. Sie sind Augenarzt, kamen zu meiner Heilung hierher, versuchen Sie es, ob Gottes Barmherzigkeit noch über mir waltet. Danke ich Ihnen das Licht meiner Augen, dann! — sie reichte ihm die Hand. Aber nicht die Dankbarkeit bietet Ihnen meine Hand, auch mein Herz bietet sie Ihnen! setzte sie leise hinzu.

Er drückte die dargereichte stürmisch an seine Lippen, schlang seinen Arm um das Mädchen und preßte sie innig an seine Brust.

Lassen Sie mich, bat die Blinde: es klopft und wallt zu stürmisch in mir, lassen Sie mich, noch hat der Himmel nicht über mich entschieden!

Und gelänge die Operation nicht? fragte er, sie aus seinen Armen lassend.

Dann trennen wir uns! sprach sie gefaßt.

Trennen! fuhr Eduard auf.

Ja, mein theurer Freund, sagte das Mädchen mit Engelmilde: dann muß geschieden sein. Hören Sie mich an; was ich Ihnen sage, ist bei Gott Wahrheit und aus der Tiefe meines Herzens gesprochen. Noch am heutigen Morgen glaubte ich, das Herz bedürfe nicht des Auges zum Herzen zu sprechen, auch aus dem umflorten könne der Liebe Zauber dringen, ich hoffte — sie stockte — ich hoffe noch heute, ein edler Mann könne auch ein blindes Mädchen lieben. Aber ein ernstes warnendes Wort des Vaters rief meine Vernunft zurück. — Ein edler Mann kann für ein blindes Mädchen Liebe empfinden, sagte er mir: sein edles Herz kann ihn täuschen; aber es ist nur ein Traum — ihm folgt ein schnelles, ein furchtbares Erwachen. Die Liebe hebt ihre flatternden Schwingen, und das umflorte Auge der Blin-

den kann sie mit keinem Zauberblick zurückhalten. Deßhalb, Eduard, beten Sie, daß Gott Ihre Hand leitet, die Sehende ruht liebend in Ihren Armen, der Blinden wird der redliche Freund zur Stütze den Stab nicht versagen.

Cölestine! rief Eduard.

Keine Uebereilung, mein theurer Freund; fest steht, was ich beschlossen. Ich müßte Sie nicht lieben, könnte ich Sie unglücklich machen. Ach, Eduard, blind zu sein, ist ein qualvolles Leben, und Sie verdienen, daß die Gattin es Ihnen zum freundlichen schafft.

Nein, Cölestine! rief der junge Mann, seiner nicht mehr mächtig: So wahr der Abendstern mir aufgeht und mit ihm die Hoffnung, so wahr ich Theil habe an Gottes Barmherzigkeit, auch die Blinde lasse ich nicht! — Ich verlasse Sie nicht und bin Ihr Stab; Liebe, wahre heilige Liebe spricht dies. Dein Herz, Dein frommes heiliges Gemüth, nicht die Gluth Deiner Augen hat mich ergriffen, und ich fühle, daß ich auch in Deiner Nacht meinen Himmel offen sehe. — Sprich das freundliche Ja, sprich es aus, blindes, liebliches Mädchen, sei die Meine, auch wenn ewige Nacht Dich umgibt! Er umschlang sie, preßte sie an sich, seine Lippen berührten die ihrigen. — Sprich es aus das Wort, rief er jetzt: das mich glücklich, selig macht!

Ich kann und darf es nicht, ich habe Sie zu lieb, Eduard, um Sie elend zu machen, sprach sie, sich aus seinem Arme windend, und als er den Blick verzweiflungvoll gen Himmel hob, stand die Tante vor ihnen.

Am andern Morgen, als Eduard von den Bergen herunterstieg, wohin ihn die Unruhe getrieben und sich auf einen Felsblock am Quell niedergesetzt hatte, trat, gleich einer Fee der Frau von Beaumont, die Tante vor ihn. Sie war in ein reizendes Negligee gekleidet, und was aus der Frühlingzeit noch übrig geblieben war, sorgsam hervorgehoben. Die gestrige Ueberraschung, die sie gehabt und gemacht, war zwar ohne alle weitere Erklärung geblieben, da Eduard Cölestinen sogleich den Arm geboten und sie in das Haus zurückgeführt hatte; ihr war jedoch, wie wohl allen dabei Betheiligten, eine schlaflose Nacht geworden, so daß sie schon am frühen Morgen am Fenster stand, als Eduard den Berg hinaufstieg. Dies war für sie genug, eiligst ihre Toilette zu machen, und zwar weniger eitel auf ihr Aeußeres als auf ihren Verstand, verschmähte sie doch auch diese Waffe nicht immer. Sie ging mit dem festen Vorsatz hinaus, heute, es koste was es wolle, eine Erklärung herbeizuführen und eilte mit diesem Vorsatz in einer Art verzweiflungvoller Stimmung dem vom Entzücken Trunkenen nach. Bald sah sie ihn am Quell sitzen, da wo der murmelnde ein kleines Becken bildet, und muthig steuerte sie auf ihn los. Aber je näher sie kam, desto mehr verlor sich der Muth und der feste Vorsatz ward immer schwankender.

Jeder Jungfrau, selbst einer sechszigjährigen steht ein schützender Engel zur Seite, und ehe noch Eduard sie gewahrte, zeigte ihr der Himmlische ihr Bild in dem Spiegel des Beckens und senkte damit einige kühlende Tropfen Zartheit in ihr aufgeregtes Gemüth, so daß ihr, als Eduard aufblickte, statt des festen Vorsatzes nur noch der heiße Wunsch geblieben war, ihm offen gestehen zu können, daß auch ihr Herz noch für Liebe empfänglich sei. Eduard aber, der dies zu ahnen schien, trat ihr ehrfurchtvoll entgegen, vermied jedes Gespräch, das ihr nur im mindesten Gelegenheit gegeben hätte, das gefürchtete Thema zu berühren und eilte so viel es sich thun ließ der Villa zu. In Verzweiflung folgte ihm die Tante, bei jedem Schritte faßte sie einen kühnen Entschluß, den sie aber beim folgenden wieder aufgab, und ehe sie auch nur ein Haarbreit vorgerückt war, standen sie schon auf dem Hofe, wo sie Theodor fanden. — Arme Tante, der glückliche Augenblick war verloren, er kehrte nicht wieder.

Als sie auf ihrem Zimmer allein waren, entdeckte Theodor dem Freunde sein Geheimniß, das diesem längst keines mehr gewesen war. Eduard theilte ihm die Unterredung mit Cölestinen und ihren beharrlichen Entschluß mit, wobei jener gegen seine Gewohnheit ernst blieb und endlich lebhaft ausrief: Bei Gott, ein edles Mädchen, und wahrlich Deiner werth! — Laß uns bald zur Operation schreiten, und möge dann Theilnahme und Freundschaft meine Hand leiten.

Und Du hast Hoffnung? fragte Eduard besorgt: sei offen gegen mich, verheimliche mir nichts.

Hoffnung habe ich, sie ist jedoch nur gering, erwiderte Theodor: aber tröste Dich, auch blind wird das Mädchen Dein, denn stände ihr Vorsatz auch fest wie die vaterländische Eiche, der Sturm der Liebe entwurzelt ihn und beugt ihn vor seinen festen Willen.

Nun theilte Eduard dem Freunde auch seinen Unmuth über die lästige Zudringlichkeit der Tante mit, die ihn überall verfolge und sich immer feindlich zwischen ihn und das Mädchen dränge. Dafür laß mich sorgen, beruhigte ihn Theodor lächelnd: ich kenne einen Spruch, diesen bösen Geist zu verbannen, und will ihn Dich gern lehren, deßhalb quäle Dich nicht. Es wurde nun unter beiden ein Bund gegen die arme Tante geschlossen.

Auch Cölestine stand am frühen Morgen neben dem Lehnstuhle ihres Pflegevaters, und die brennenden Wangen nebst den abgebrochenen Worten, die sie stammelte, zeigten dem Alten bald, daß sie etwas auf dem Herzen habe, was sie ihm mitzutheilen wünsche, und es gelang seiner freundlichen Gutmüthigkeit bald, ihr die Begebenheit des vergangenen Abends zu entlocken. Er konnte ihren Entschluß nicht tadeln; und obgleich er glaubte, daß nur Schwärmerei und Mitleid den ersten Funken der Liebe in Eduards Brust angefacht habe, und da er wohl wußte, daß diese selten dem Menschen treu durch das Leben zur Seite bleiben, konnte er doch ihren Vorsatz nicht ganz billigen. Zu der Operation hatte er wenig Vertrauen

und hoffte daher auch nichts; doch liebte und schätzte er Eduard, und der Gedanke, daß dieser edle ehrenwerthe Mann der Stab sein könne, an welchen seine Cöleſtine ſich ſtützend durch das Leben gehen würde, war ihm ſo beruhigend und er hatte ſich ſeit geſtern dieſen Gedanken ſo freundlich ausgeſchmückt, daß er faſt auf das Mädchen zürnen konnte, wie ſie mit ſo feſter Beharrlichkeit ihrem Glück ein ſo ungewiſſes Ziel geſteckt habe. Doch ſchwieg er hierüber, und wie Theodor, hoffte er auf der Liebe Macht.

Cöleſtine bat nun den Vater, den zur Operation beſtimmten Tag bald zu beſtimmen, gern wollte ſie ſich derſelben unterwerfen, gern die Schmerzen ertragen, denn der Gedanke, durch den Geliebten, wie ſie wähnte, geheilt zu werden, war zu ſüß, die Sehnſucht nach dem Lichte des Auges zu heiß, das Bild ihrer Phantaſie, das ſie dann verwirklicht zu ſehen hoffen konnte, zu ſchön, um nicht begierig den Tag zu erwarten, den ihr mit jeder entſchwindenden Stunde die Hoffnung immer mehr und mehr als heilbringend ſchilderte. Nach einer Verabredung mit Theodor wurde der morgende dazu beſtimmt.

Gern hatte der Vater ſeine Einwilligung dazu gegeben, denn auch ihn trieb es, die Entſcheidung herbeizuführen; aber ſchon am Nachmittage ſchien es ihn zu gereuen, und hätte Cöleſtine die Beſtimmung nicht ſchon gewußt, hätte er ihr die Urſache, weßhalb er die Operation verſchoben wünſchte, nicht verſchweigen müſſen, gern wäre er ſeinem Worte untreu geworden. So trat er heute nach gehaltener Mittagruhe verſtimmter als je in das Wohnzimmer, wo er den Kriegsrath, Theodor, Eduard und die Tante in einem lebhaften Geſpräche begriffen fand; Cöleſtine war nicht zugegen. Er ſetzte ſich, ohne das Geſpräch zu beachten, auf ſeinen gewöhnlichen Platz am Fenſter und gedachte vergangener Zeit. Aber ſo wenig er Theil an dem Geſpräche der Uebrigen nahm, ſo wenig ſchienen ſich dieſe durch ſeine Gegenwart in ihrer Unterredung, die ſehr eifrig zu ſein ſchien, ſtören zu laſſen.

Ja, fuhr Eduard fort, der eben das Wort führte, während die Tante auf ihrem Seſſel unruhig zu werden begann: die Thorheiten Anderer zu belachen, iſt ein zu angenehmes Geſchäft, als daß ich nicht bald auf den Gedanken hätte verfallen ſollen, ſtatt den Rezenſenten Stoff zu geben, ihre Galle zu leeren und ihren Beutel zu füllen, lieber ſelbſt ein Rezenſent zu werden und mir auf ſolche Weiſe manchen Spaß zu bereiten. Bei dieſen Worten horchte der Hofrath auf und ſchien von dieſem Augenblicke an Theil an dem Geſpräche zu nehmen.

Ich ward Mitarbeiter einer kritiſchen Zeitſchrift, fuhr Eduard fort: und übernahm den belletriſtiſchen Theil, der mir Gelegenheit genug gab, mein Zwergfell zu erſchüttern, und, indem ich ganze Seiten abſchrieb und

mein Urtheil ganz meiner Laune überließ, mir auf Unkosten Anderer ein ganz hübsches Sümmchen jährlich zu verdienen; denn ich muß offenherzig gestehen, die Buchhändler bezahlen den Stachel der Biene besser als ihren Honig. So habe ich erst kürzlich eine Rezension des Romans Agnes von Christine Wohlgemuth einrücken lassen —

Das ist zu arg! rief bei diesen Worten die Tante aufspringend aus. Doch, sagte sie schnell, den Schein des Gleichmuthes annehmend: fahren Sie nur fort, lassen Sie sich durch keine Rücksicht stören. — Es gehört jetzt zum Tone der jungen Welt, allen Anstand bei Seite zu setzen und das Alter zu höhnen. Das liegt aber an der sauberen Erziehung, fuhr sie mit einem scharfen Seitenblick auf den Kriegsrath fort: wo die Alten so schwach sind und der Jugend erlauben, den gehörigen Respect aus den Augen zu setzen. — Fahren Sie nur fort, mein werther Herr Rezensent, und damit Ihnen Ihre Unwissenheit nicht wieder zur faden Entschuldigung bleibe, will ich Ihnen selbst sagen, daß Christine Wohlgemuth, die unglückliche Schriftstellerin, hier in meiner Person vor Ihnen steht und sich Ihrem Witze zu Gnaden empfiehlt. Bei diesen Worten lachte sie hell auf und stürmte zur Thüre hinaus.

Die vier Männer hatten bei dieser Scene auf ganz verschiedene Weise ihr Erstaunen ausgedrückt. Eduard war wie versteinert, die Tante schien ihn überrascht, fast niedergeschmettert zu haben. Theodor, auf welchem sein Vater unmuthig blickte, konnte sich kaum des Lachens enthalten, während des Hofraths strenger, fast zorniger Blick sich auf Eduard heftete.

Wußten Sie, daß meine Schwester unter dem Namen Christine Wohlgemuth schreibt? fragte er jetzt den Staunenden, der noch immer den Blick nach der Thüre gewandt hatte.

Wahrlich nein! antwortete Eduard.

Das freut mich Ihretwegen! sagte er trocken, nahm seine Pfeife, stand auf und verließ das Zimmer.

Gewiß wieder ein Geniestreich von Dir! rief der Kriegsrath, sich zu seinem Sohne wendend, der jetzt in volles Lachen ausbrach.

Ein Brechmittel, Vater! rief dieser, noch immer lachend: ein Brechmittel für das liebesieche Herz einer alten Jungfrau; wohl bekomm es ihr!

Der Vater schüttelte unzufrieden den Kopf. Sei doch nirgend ein unberufener Arzt, sagte er verweisend: am wenigsten im Hause meines Freundes. — Er ließ die Jünglinge allein.

Theodor, sagte nun Eduard: Du hast mich zu einer Handlung verlockt, deren ich mich fast schäme. Hätte ich ahnen können, daß Christine Wohlgemuth und Tante Christine eine Person wären, nie hätte ich dieses Mittel ergriffen; es kann unangenehme Folgen für mich haben.

Verschleudre einen zärtlichen Blick an sie, Freund, und alles ist wieder gut gemacht! erwiderte Theodor immer noch scherzend.

Auch die Unart für die freundliche Aufnahme? auch das unfeine Be-

nehmen gegen Cöleſtinens Pflegemutter? unterbrach ihn Eduard. Ich glaubte, ihr Widerwille gegen alle Rezenſenten ſollte ſie, wie Du mich zu überreden ſuchteſt, von mir entfernen; daß Du aber mich verleiteſt, dieſen Namen zu nennen, war nicht freundſchaftlich, und ich geſtehe offen, daß ich Dir deßhalb ernſtlich zürne.

Zürne ſo viel Du willſt! rief Theodor: gelangſt Du nur durch mich an das Ziel Deiner Wünſche, gelingt mir nur die Operation, ſo iſt Agnes vergeſſen, wie Rezenſion und Rezenſent, alles iſt wieder in's Gleiche gebracht und alle Herzen ſind verſöhnt; denn der Spaß gibt der ehrenwerthen Chriſtine Wohlgemuth wieder Stoff zu einer Erzählung, in welcher ihre Phantaſie ſich recht lebhaft mit Dir beſchäftigen kann.

Aber der ernſte Eduard war nicht ſo leicht zu beruhigen, und er hatte Recht; denn hätte er das Geſpräch belauſcht, das die älteren Freunde ſo eben bei verſchloſſenen Thüren führten, er hätte die Sache noch ernſter genommen.

Der Kriegsrath war nemlich ſeinem Freunde gefolgt und hatte ihn in tiefem Nachdenken auf ſeinem Studierzimmer gefunden. Es ſchien, als ob alles, was der Freund ſagte, ihn nicht aufheitern, nicht aus ſeiner drückenden Schwermuth wecken könne; denn ſtarr ſah er vor ſich hin und blieb trotz aller Bemühungen Werners theilnahmlos.

Hat Dich denn der unüberlegte, wohl nicht gar feine Scherz der jungen Leute ſo tief verwundet, daß Du auf Deines Freundes Worte nicht mehr zu achten ſcheinſt? ſagte endlich der Kriegsrath faſt ungeduldig werdend: Deiner Schweſter wird es eine gute Lehre ſein, die ſie am Ende von dem Schreibtiſche zu Deiner Haushaltung zurückführen wird; laß ihr den Kampfplatz allein; mir dünkt, ſie weiß beſſer ein Streitroß als den Pegaſus zu tummeln, und mit ſo einem Paar junger Herrchen anzubinden, iſt ihr Kinderſpiel. Aergere Dich nicht über die Thorheit der Jugend, es verlohnt wahrlich nicht der Mühe. —

Freund! erwiderte der Hofrath, und ſein Geſicht drückte mehr Schmerz als Unmuth aus: Was Du von der leichten Seite betrachteſt, laſtet ſchwer auf mir; ich ſehe in der Begebenheit, über die Du lachen könnteſt, die ernſte Nemeſis, und überdies vereint ſich in heute oder morgen ſo manches, was wohl ein zerriſſenes Gemüth wie das meine niederbeugen kann. Heute, es ſind nun zwei und dreißig Jahre, grade um die nemliche Stunde, zog ich, von Cöleſtinens Mutter und meinem Vater begleitet, in die Pfarrwohnung ein und am andern Morgen verließ ich ſie wieder, verließ Geliebte und Vaterland. — Traurig geſtimmt, von banger Ahnung gequält, da auf den morgenden Tag die Operation beſtimmt ward, die das Mädchen nicht verſchieben will, erwache ich aus meiner Mittagruhe, welche

ängstliche Träume abgekürzt hatten, gehe in das Wohnzimmer, mich in Eurer Gesellschaft aufzuheitern, und da trifft mich der empfindlichste Schlag.

Ich verstehe Dich nicht! unterbrach ihn Werner.

Ich glaube es Dir wohl, fuhr der Hofrath fort: aber wenn ich Dich auf einen Zeitraum meines Lebens zurückführe, wirst Du mich gewiß verstehen. Höre: — Nach mehrern in Deutschland verlebten Jahren, wo ernste Wissenschaften mir nur kärgliches Brod verschafft hatten, kam ich auf den Einfall, zu versuchen, ob ich meine Umstände nicht durch einen andern Erwerbzweig verbessern könnte, und schrieb unter fremdem Namen, jedoch nicht unter dem, welchen ich jetzt führe, einen Roman, wobei Lafontaine mein Vorbild war. Der Versuch mißglückte, überall blickte die Bitterkeit vor, die mein Gemüth verstimmte, und der Ton meines Innern wollte nicht zu Lafontaines Sentimentalität passen. Späterhin wendete ich mich zu dem Mysticismus, der damals unsre besten Köpfe verrückte — auch er gelang mir nicht; ich konnte mir diesen Unsinn nicht ganz zu eigen machen, und die Rezensenten fielen schonungslos, wohl auch mit Recht über mich her. Dies empörte mich, einige beißende Ausdrücke reizten mich, ich forschte nach den Verfassern dieser hämischen Rezension, erfuhr ihre Namen und beschloß, Rache zu üben; selbst Schriftsteller, gaben sie mir hierzu bald Gelegenheit. Ich fiel mit wahrer Rachgier über ihre Werke her und fand schon nach dem ersten Versuche, daß nichts leichter sei als die Kritik, besonders wenn der Witz die Stelle des gründlichen Urtheils ersetzen kann. Meine Rezensionen machten Aufsehen, der Verleger des kritischen Blattes nahm mich so zu sagen in seine Dienste, und was mir die eigne Produktion nicht verschafft hatte, Geld, gaben mir die Produkte Anderer auf eine viel leichtere Weise.

Wie freute ich mich, als ich zu Cölestinens Taufe ein beträchtliches Pathengeschenk in meine Heimath schicken konnte, wie segnete ich den Einfall, meine Feder in die bittre Galle der Kritik getaucht zu haben, und nur meinen Zweck vor Augen, glaubte ich etwas Gutes zu vollführen, zumal da sich allmälig noch die Eitelkeit zugesellte, die mich glauben ließ, ich sei berufen der deutschen Literatur Schwung und Bildung zu geben. Anfangs tadelte ich nach bester Ueberzeugung mit Schonung, freute mich des Herrlichen das ich fand, und pries es mit aufrichtigem Herzen; aber da der Verleger des Blattes mir mehr scharfen Witz als Gründlichkeit empfahl, und behauptete, das Publikum wolle selbst durch die Kritik nicht belehrt, nur belustigt sein, als ich nach und nach Geschmack fand, der ernsten Sache die lächerliche Seite abzugewinnen, und ich nun wie die Bienen nach Honig, emsig nach Fehlern und Schwächen suchte und etwas Gediegenes für meine Feder gar keinen Werth mehr hatte, da gelang es mir, mein Urtheil mit Witz zu würzen und das, was belehren sollte, zur Belustigung herabzuziehen. Ich wurde ein Rezensent von Profession, im ganzen Sinne des

Wortes, anmaßend, grob, einer Schule angehörend, deren Meister mir schmeichelte, damit ich ihm statt Posaune diente, und im Vollgenusse geträumter Größe dünkte ich mich viel erhabener als die kleinen Geister, die unter Mühe und Noth ihre schweren Geburten meiner Geißel übergeben mußten. Zwar empfand mein stolzer Dünkel zuweilen auch eine kleine Demüthigung, wenn ich mich hier und da nach dem Namen meiner Kollegen, der Mitarbeiter des kritischen Blatttes, erkundigte. Da fand ich denn, daß ich mit der lieben lernenden Jugend zugleich an den Wagen der Kritik und der Belehrung gespannt war, daß hier ein ilusrreiser Knabe, dort ein eingebildeter Primaner, selbst die Aspiranten des Ladentisches meine ehrenwerthen Kollegen waren; aber auch hierüber trösteten mich die blanken Louisd'ore des Verlegers und ich sah stolz auf diese eingebildeten Pygmäen von eins bis tausend herab, wie Schillers Pegasus auf sein träges Nebengespann. — Ich rezensirte immer fort, erhielt eine gewisse Fertigkeit im Durchblättern der Bücher, wie ein praktischer Jurist im Durchblättern der Akten, lernte die Sache recht methodisch betreiben, ließ ganze Seiten abschreiben, ich selbst schrieb höchstens eine beißende Zeile darunter; so füllte ich meinen Seckel, darbte an Geistes- wie an Lebensgenuß, opferte dem leicht verdienten Gelde meinen Jugendtraum, und sah den Abgrund nicht, an welchem ich stand.

Da ereignete sich eine ganz einfache Begebenheit, die jedoch auf mich und meinen Geist nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte vor einigen Jahren einen jungen talentvollen Mann kennen gelernt, der im Begriff war, die Universität zu verlassen und durch Reisen nach Italien und Frankreich seinen Geist noch mehr auszubilden. Die Vielseitigkeit des jungen Mannes hatte mich angezogen, sein heller Blick, sein offenes, wenn auch zuweilen heftiges aber doch zartes Gemüth mir Zutrauen zu ihm gegeben, und er war vielleicht der einzige junge Mann, mit dem ich in nähere freundschaftliche Berührung trat. Er liebte die Wissenschaften, las viel und schien mir selbst Anlage, wenn auch nicht zum Dichter, doch zum Schriftsteller zu haben. So trennten wir uns; er schrieb mir zuweilen, und sein, wenn auch etwas zu blumenreicher Stil und seine lebhafte Phantasie, besonders bei Schilderungen von Naturscenen, ließen mich hoffen, in ihm dereinst einen guten vaterländischen Schriftsteller zu sehen. Der Rezensent konnte es aber demungeachtet nicht unterlassen, dem Freunde seinen Tadel über so manches mitzutheilen, und der junge Freund, dem wahrscheinlich der Tadel mißfiel, schwieg seit dieser Zeit, der Briefwechsel ward unterbrochen und das freundschaftliche Verhältniß löste sich auf.

Drei Jahre vergingen, ich hörte nichts von ihm. — Da fand ich unter den mir zur Rezension zugesandten Büchern seinen Namen; ich ergriff das Buch mit Hast, es war die Beschreibung eines Theils seiner Reise. Zum erstenmal seit langer Zeit las ich ein Buch, durchblätterte es nicht — die alte Freundschaft erwachte, ich fand es interessant, lobenswerth, und

aus meiner Feder floß, eine seltene Erscheinung, ein gerechtes lobendes Urtheil. Bald erschien mehreres von dem nemlichen Verfasser, dessen Aufenthalt mir unbekannt blieb; fast in allen Fächern versuchte sich mein junger Freund, oft mit ziemlichem Glücke, öfters noch mißglückte der Versuch, und ich überwand mich, seine Schriften bei Seite zu legen, sie nicht zu kritisiren und es andern zu überlassen, ihren Witz an ihnen zu üben. Dies begab sich in der Zeit meines höchsten kritischen Glanzes. Da fand ich nun in dem nemlichen Blatte, von welchem ich Mitarbeiter war, einige mir unbekannte Nummern mit solchem absprechenden Urtheile auftreten, daß mein Stil, den ich bis jetzt für das non plus altra kritischer Arroganz gehalten hatte, neben diesem für bescheiden gelten konnte. Ich erkundigte mich nach dem Verfasser, und erfuhr mit Erstaunen, daß es mein junger Freund war, der sich jetzt nur wenige Meilen von hier aufhielt. — Ich freue mich, ihn als meinen würdigen Kollegen auf dieser ehrenvollen Bahn begrüßen zu können, nehme meinen Wanderstab, scheue die Reise nicht, eile nach seinem Wohnorte, und meine Phantasie schmückt sich den blühenden Jüngling zum gereiften Manne aus.

Ich trete in seine Wohnung; ein kleines hageres Männchen, eine Art jugendlicher Greis empfängt mich, kaum daß ich ihn wieder erkenne, so bleich, abgezehrt, ohne Lebensmuth finde ich ihn, nur aus seinen Augen blitzt noch zuweilen ein unstetes Feuer. Er empfängt mich höflich, mit viel freundschaftlichen Worten, doch ohne Herzlichkeit, stellt mich seiner Gattin vor, leitet dann sogleich das Gespräch auf das kritische Blatt, fragt mich nach dem Honorar, das der Verleger mir gibt. — Ich beantworte ihm seine Frage, beantworte ihm mehrere, die alle einer solchen engherzigen, eigennützigen Quelle entsprangen, bemerkte mit Erstaunen die heftige unfeine Weise, mit welcher der sonst so Gemüthliche sich gegen die Gattin beträgt, sehe, wie in jedem Worte, in jedem Blicke Eigennutz, Bitterkeit und Menschenhaß sich ausspricht und erfahre zu meiner Verwunderung von ihm, daß er schon seit zwei Jahren das Geschäft eines Rezensenten betreibt, es con amore betreibt, und sein einziger Lebensgenuß jetzt noch ist, sich als den Richter fremder Talente zu denken. Mit Wehmuth scheide ich von ihm, und das traurige Bild dieses schon in seinem Frühlinge physisch und moralisch dahin sterbenden Mannes begleitet mich überall. Noch einmal gehe ich zu ihm, ich finde ihn noch aufgeregter, leidender, bitterer, seine Galle über Alles, selbst über das Heiligste ergießend, ich lese in den Augen seiner Gattin, daß nur trübe Stunden ihr Loos sind und scheide mit einem unheimlichen Gefühle von dem Manne, auf dessen Geist, auf dessen Lebensmuth ich einst so vertrauenvoll baute.

Ich eile zu seinem Arzte, einem geschickten Manne, aber einem noch bessern Menschenkenner, ich forsche nach dem Grunde des Uebels meines jugendlichen Freundes und er sagt mir lächelnd: Vielleicht vermögen Sie es leichter zu heben als ich; hindern Sie ihn Kritiken zu schreiben, führen

Sie ihn in die lebenfrohe Welt zurück, nehmen Sie ihm die Schale mit Gift, aus der er für Andere die Tropfen nimmt, für sich aber den Gifthauch, der ihn langsam aber sicher tödten wird. Das Gemüth geht in dieser menschenfeindlichen Beschäftigung unter, die nur den Splitter des Nächsten sucht, ihn zu richten, das Herz verschrumpft und die Lust wehe zu thun treibt die Galle in's Blut, der freie, thätige lebensfrohe Mensch wird zum Anatom, für den nur dann der schönste Körper noch Werth hat, wenn er Gebrechen an ihm auffinden kann. Das Lebensmark verdorrt bei dieser unglücklichen Beschäftigung, und wer Anlage zur Hypochondrie hat, wird endlich Misanthrop und wähnt, alle Welt sei ihm feind, weil er alle Welt feindlich behandelt. Reizbare Naturen sollten dies Geschäft gar nicht treiben, nur die phlegmatischen, wohlgenährten, denen der Witz keine Aufregung und Gallenausleerung verursacht, denen im Leben der Geist alles, das Herz nichts ist; nur denen hat die Natur den Beruf zum Rezensenten gegeben, die Andern gehen moralisch unter, wenn auch ihr Physisches es aushalten sollte.

Ich hatte dieser Rede ruhig zugehört, schlich nach Hause, nahm meinen Wanderstab, und dachte nicht mehr an meinen ehemaligen Freund und sein verlebtes Aussehen; ich dachte nur an mich, griff in meine Brust, prüfte mein Herz und es überlief mich kalt, als ich einen ernsten Blick in mein Inneres that. Ich sah, daß sich nach und nach eine Rinde über das Herz gezogen hatte, das sonst offen und frei dem Mitgefühle schlug; kalt war ich an den Leiden des Unglücklichen vorbeigegangen und hatte die Thränen nicht getrocknet, die ich zu bemerken vermochte. Hatte ich doch vielleicht selbst so manche aus wunden Augen gepreßt, wenn meine hämische Kritik, mein beißender Witz dem werthvollen Werke eines Familienvaters geschadet und ich ihm vielleicht das Brod entzogen hatte, auf welches seine Kinder hofften. Ruhig, gleichgiltig war ich jetzt dem parteiischen, ungerechten Richter vorübergegangen, da ich ihn sonst verachtet, verabscheut hatte, war ich doch selbst ein parteiischer Richter, dem das Recht und die Wissenschaft nichts, der Egoismus, die Spottsucht aber alles galt; und als ich nun an meinen Schreibtisch trat, war es mir als ob mein guter Engel mir wieder warnend zur Seite stehe; ich setzte mich mit thränenden Augen hin, bat Gott um Vergebung und habe seitdem keine Rezensionen mehr geschrieben.

Muthig ergriff ich nun die Feder; versuchte auf ehrenvoller Bahn mein Brod zu erwerben, und meine ehemaligen Kollegen nicht scheuend, habe ich selbst zu schaffen begonnen und Gott hat meine Arbeit gesegnet.

Und nun, fuhr er ruhiger, aber ernst fort: nun siehst Du wohl, warum mich Bergs Erklärung, er sei der Rezensent jenes unglücklichen Romans so niedergebeugt hat; das Mädchen liebt ihn, ich hoffte, und nun ist meine Hoffnung dahin, denn ehe ein Rezensent mit seinen vergifteten Fingern und seinem kalten neidischen Gemüthe, ehe ein solcher Herzloser das arme

Geschöpf unglücklich machen, ihr reines Gemüth, ihr fühlendes Herz verspotten, zerdrücken soll, eher mag sie blind bleiben und in hoffnungloser Liebe vergehen!

Mann! rief der Kriegsrath: welch ein Dämon hat Dich ergriffen. Dieser fixen Idee wegen willst Du Dein Kind unglücklich machen? — O, nicht alle Rezensenten sind bös! — Sieh meinen Theodor, die beßte Seele, das weichste Gemüth von der Welt, auch er schreibt Rezensionen.

Habe es ihm doch auf den ersten Augenblick angesehen! rief der Hofrath aus: Sein Witz, womit er Alt und Jung belästigt und das Heiligste nicht verschont, ist eine ächte Rezensententugend, schon sein Narrenmantel hätte es mir zeigen sollen.

Und wenn er nun trotz Rezensentenwitz, trotz seinem Mantel Deinem Kinde das Licht der Augen wider gibt?

Dann werde ich dem Augenarzte danken, ihn lieben — den Rezensenten hassen.

Und Eduard?

Schweig' von ihm und hilf mir lieber meines armen Kindes Herz auf das Schrecklichste vorbereiten, denn Werner, sieh, ich schwöre es noch einmal bei Gott und meinem gebrochenen Herzen, ein Rezensent, solch ein Giftpilz, erhält die Hand meiner Cölestine nimmer!

Nicht des Freundes Worte, nicht seine Bitten konnten den Störrischen zu einem andern bewegen, und als Cölestine in diesem Augenblicke eintrat, drückte er sie zwar innig an sein Herz, aber wiederholte noch einmal seinen Schwur. Das Mädchen, von dem Vorgefallenen nichts wissend, verstand ihn nicht.

Aber wohl verstand sie die innere Stimme ihres Herzens, wohl fühlte sie sich beglückt als sie am Abende wieder unter dem Apfelbaume saß und Eduard erwartete. Die Tante hatte es über sich gewonnen ihr nichts von dem Vorfalle zu sagen, sie glaubte, es sei Zeit genug, wenn morgen die Operation vorüber wäre, und aus Liebe zu Cölestinen unterdrückte sie ihr Rachegefühl; denn nimmermehr konnte sie dem Rezensenten vergeben, nimmermehr es glauben, daß Eduard es nicht gewußt habe, sie und Christine Wohlgemuth sei eine und die nemliche Person.

Mit so viel muthigem Vertrauen Cölestine auch den morgenden Tag erwartete, war sie demungeachtet in einer sehr aufgeregten Stimmung. Was so viele Aerzte als unthunlich, sogar als gefährlich betrachtet hatten, sollte die Hand ihres Geliebten vollbringen, sie zagte und hoffte, denn nie hatte die Sehnsucht sie so ergriffen als jetzt, wo das Licht der Augen ihr den Geliebten zeigen sollte, der jetzt nur noch ein Nebelbild vor ihrer Phantasie schwebte; denn nur der sanfte Ton seiner Stimme, der zarte Sinn

seiner Rede, das tiefe Gemüth, welches sich in jedem seiner Worte aussprach, waren zu ihrem Herzen gedrungen, und nun hoffte sie, sollte die männlich schöne Gestalt des Mannes, der ihr alles war, dessen liebevolle Hand sie geheilt, vor sie treten, und, wäre es möglich, die Gluth ihres Herzens noch mehr entzünden. Daß ihre geschäftige Phantasie sich täuschen könne, ahnete sie nicht, sein Bild stand so bestimmt, so deutlich vor ihr, daß sie es gar nicht für möglich hielt, daß es in der Wirklichkeit anders sein könne.

Jetzt hörte sie jemand nahen, sie lauschte, glaubte seine Tritte zu vernehmen und hatte sich nicht getäuscht; er war es, der sich mit freundlichem Gruß an ihre Seite setzte. Nicht ahnend, welch ein Hinderniß er selbst seinem Glücke in den Weg gestellt, überließ er sich vertrauenvoll der Hoffnung, und der morgende Tag erschien ihm nur als ein Tag des Heils. Auch Cöleſtine überließ sich ihren Gefühlen und schloß dem Geliebten unbefangen ihr Herz auf; sorglos blickten sie in die Zukunft, und Eduard schien sogar die Worte des geliebten Mädchens vergessen zu haben: daß sie nur sehend ihm die Hand reichen, die Seine werden könne.

Also morgen, sagte sie: morgen ist der entscheidende Tag, ich sehe ihm mit Ruhe und Vertrauen entgegen. Ich hörte zwar oft, daß fremde Aerzte meinen Vater baten, wenn sie mit ihm über mein Uebel sprachen, mir, im Fall er je eine Operation vornehmen ließe, den Tag zu verschweigen, damit ich nicht unruhig würde und mein Blut zu sehr in Wallung käme — aber es fließt ruhig durch meine Adern, und klopft auch mein Herz, so klopft es aus Freude, nicht aus Furcht; denn es ist ja die Hand meines Eduard, die mein Auge berührt, und sie kann nur beglückend für mich sein.

Cöleſtine! sagte der junge Mann: es ist schön, sich der Hoffnung zu überlassen, sich ihr überlassen zu können, aber des Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand; darum, wenn die Bemühungen des Arztes vergebens wären, würden Sie deßhalb mir mein Glück entziehen? — Würde die Blinde weniger liebend gegen mich sein als die Sehende?

Sie müßte! erwiderte das Mädchen: Eduard, täuschen Sie sich nicht; eine Blinde zu leiten ist ein trauriges Loos, sie durch das ganze Leben zu leiten ein furchtbares. — Ewig bleibt der Spiegel ihrer Seele umflort, und wenn ein anderes Mädchen mit feurig sehnsuchtvollem Auge auf Sie blickt, starrt bewußtlos Ihre Gattin vor sich hin und ihr Auge spricht nicht lebendiger, wenn es das Ihre trifft, als wenn es auf die todte Steinmasse der Adelsburg schaute. Blickt Ihr Auge in die Ferne, sieht es die Natur in der herrlichsten Pracht, folgt es der scheidenden Sonne zum fernen Bett, oder wenn ihre rosigen Strahlen der Natur freundlich den Morgengruß senden, entzückt Sie die dunkle Nacht mit ihrem aus Myriaden Sternen gewölbten Dome, und Ihr Herz strömt über, Ihr Gefühl spricht sich in Worten aus und sucht ein theilnehmendes Herz, dessen Mitgefühl die Wonne des Anblicks erhöht; dann sitzt die Gattin still trauernd neben

Ihnen, todt ist ihr Auge, unbewußt aller Schönheiten, die Sie entzücken. — Ach, Eduard, ich könnte nicht glücklich sein, Sie nicht glücklich machen, ich breitete meine Nacht über Ihr Leben; und hielte auch das Mitleid Sie an meiner Seite fest, so griffe ich doch hemmend in das Rad Ihres Glückes, und das will ich nicht. — Nimmt Gott den Schleier nicht von mir, segne ich doch die Stunde, die Sie hierher führte, danke ihm für die kurze Wonne, für die getäuschte Hoffnung und daß er mir an Ihnen einen Freund gab, der mir bleiben wird, wenn der Vater einst heimgegangen ist. — Nicht wahr, Eduard, auch dann bleiben Sie mein Freund?

Sie verkennen mich, Cölestine! rief er heftig aus: Sie trauen mir nicht Kraft, nicht Festigkeit, nicht Ueberlegung genug zu einem Schritte zu, den ich wohl bedacht, nach strenger Prüfung erst begann. Ihr Gemüth, Ihre Sanftmuth, Ihr Herz ist es, was mich anzog, und der zarte Zug jungfräulicher Sitte, der um Ihre Lippen spielt, ist es, was mich von dem ersten Augenblicke an so fest an Sie kettete; ich vermißte nicht die Gluth Ihrer Augen, nicht das Feuer, das aus ihnen strömen sollte. —

Sie täuschen sich, Eduard. — Ich kenne zwar die Welt nur wenig, aber selbst das Beispiel mir nahverwandter guter Menschen zeigt mir, daß der erste Rausch glücklicher Liebe leicht vorübergeht; nur die unglückliche Liebe soll fest halten in Treue. — Aber lassen Sie uns davon schweigen und Gott vertrauen.

Sie wollte eben aufstehen, um in das Haus zurückzugehen, als ihr Vater mit einem Briefe in der Hand zu ihr trat. Sein Auge blickte heute nicht wohlwollend wie sonst auf Eduard, er wandte sich unmuthig zu ihm. Ich bitte, sagte er: uns einen Augenblick allein zu lassen, ich wünschte mein Kind allein zu sprechen. — Eduard entfernte sich. — Cölestine! sagte nun der Alte mit bewegter Stimme: Die Stunde naht, die über Dich entscheiden soll; hast Du auch Muth, festen Muth, Dich der Operation zu unterwerfen?

Ja, Vater! erwiderte das Mädchen.

Fürchtest Du nicht die Schmerzen? fragte er weiter.

Sie sollen ja nur unbedeutend sein, antwortete sie: und wären sie auch fürchterlich, doch würde ich sie standhaft ertragen, denn an meinem Augenlichte hängt das ganze Glück meines Lebens.

Du warst doch sonst so ergeben in Dein Schicksal, Cölestine, begann nun der Vater: ertrugst Dein Leiden mit freundlicher Geduld; warum jetzt auf einmal diese ungemeine Sehnsucht nach einem Dir entrissenen Gute, woher jetzt dieser Muth, der Dir sonst gebrach?

Vater, erwiderte sie: sonst galt es nur meiner Augen Licht, jetzt meinem ganzen Lebensglück. — Die Sehende ruht in seinen Armen, an seiner Brust, der Blinden ist er verloren.

Sagte ich Dir es nicht! rief der Vater hohnlachend: Die Blinde kann nie Ansprüche an Liebe machen, und eines Rezensenten Herz —

Wessen, mein Vater? fragte Cölestine.

Sprich nur weiter! erwiderte der Alte: Also die Sehende ist seiner werth, die Blinde achtet er nicht.

Ihr seid ungerecht gegen den edlen Mann! unterbrach ihn schnell das Mädchen: Auch die Blinde liebt er und will sie heimführen als sein Weib, aber sie will ihn nicht unglücklich machen, und Eurer warnenden Worte gedenkend, werde ich nie sein Weib, so lange mir Gott das Licht meiner Augen nicht widergibt.

Der Vater stand rasch auf, steckte den Brief, den er noch in der Hand hielt, wieder ein, schien über etwas nachzudenken, dann sprach er leise vor sich hin die abgebrochenen Worte: Fast unmöglich — und doch — Gott mag entscheiden. — Er führte Cölestine zurück in das Haus.

Es war ein schöner Morgen, strahlend und heiter blickte die Frühlingssonne über die Berge hervor und weckte die Bewohner des Landhauses zu einem ernsten Tage. Kein erwachtes Auge fand sie, das nicht andachtvoll zum Himmel aufgeblickt hätte, kein Herz, das nicht mit ängstlichem, aber feierlichem Gefühle den kommenden entscheidenden Stunden entgegengeschlagen hätte. In jedem Gemüthe wogte Furcht und Hoffnung, und ernst und still versammelte sich heute die Familie in der Laube vor dem Hause zum Frühstück; Alle waren jetzt beisammen, nur Cölestine fehlte. — Die Tante, unruhiger und bewegter als irgend jemand, wollte hinaufstürmen, aber die alte Anna hielt sie zurück. — Sie betet, raunte sie ihr leise zu: stört sie nicht! Aber dennoch schlich die Tante hinauf und sah durch die nur halb angelehnte Thür. Hier erblickte sie das Mädchen auf die Kniee gesunken, leise betend; unwillkürlich faltete auch sie ihre Hände und auch ihre Gedanken wurden zum stummen Gebet. — Das Gebet dauerte lange, denn Cölestine war in heiliger Andacht versunken; endlich erhob sie sich, faßte nach der Schelle, und die Tante trat hastig ein. — Wie ist Dir, Cölestine? fragte sie ihren Liebling, und schloß sie heftig in ihre Arme: Wie ist Dir, mein Kind?

Wohl, erwiderte Cölestine: recht wohl! Das Gebet hat mich gestärkt, Gott hat es erhört.

Bist Du dessen so gewiß? fragte die Tante.

Ja, das bin ich! sagte das Mädchen mit fester Zuversicht: Mit meinem Gebete hat sich ein festes Vertrauen in mein Herz gesenkt, das mich an meinem Glücke nicht mehr zweifeln läßt. Muthig gehe ich der Stunde entgegen. Führe mich nur hinunter, Tante, daß sie mir bald schlagen kann, mein Auge wie mein Herz sehnt sich nach ihr.

Die Tante reichte ihr kopfschüttelnd den Arm. Würde auch Dein Auge geheilt, dachte sie still vor sich: wird es doch schwerlich die Wunde deines Herzens.

Als sie nun zu den Uebrigen in die Laube traten, winkte der Bruder der Tante und ging mit ihr den Fußpfad nach dem Flusse hinab. Du weißt, sagte er, als sie an der dahin rauschenden Saale standen: Du weißt, wie wenig ich sonst meine Handlungweise nach dem Rathe Anderer richte und wie gern ich meinen eignen Weg allein gehe; aber heute muß ich eine Ausnahme von meiner Regel machen, um Dich in einer sehr ernsten Sache um Rath zu fragen. Cölestine liebt den jungen Berg, er liebt das Mädchen, und selbst wenn die Operation nicht gelingen sollte, verlangt er sie zum Weibe. Ich habe etwas gegen den jungen Mann —

Ich sehr viel! unterbrach ihn die Tante höhnisch.

Aber dennoch habe ich lange mit mir gekämpft, ob das, was mir an ihm zuwider ist, wohl das Opfer fordern kann, welches Cölestine bringen soll, ob ich überhaupt Recht thue, nach meinen einseitigen Ansichten das Glück des Mädchens zu bestimmen.

Sie kann nie die Seinige werden! rief die Tante mit Heftigkeit.

Christine! sagte der Bruder ernst: am heutigen Tage, in dieser feierlichen Stunde sollte wohl die Leidenschaft in unserer Brust schweigen und unser Herz der Versöhnung sich öffnen. — Aber zur Sache, denn ich weiß doch, daß am Ende ihr Glück Dir mehr gilt als Deine gekränkte Eitelkeit. Gestern Abend erhalte ich von meinem alten Freunde, dem Doktor aus Weißenfels, der sich schon mehremal über Cölestinens Augenübel ausgesprochen und es immer für unheilbar erklärt hat, Antwort auf den Brief, den ich ihm gestern früh durch einen Boten schickte. Höre sie an:

Auf Deine Anfrage kann ich Dir vollkommene Auskunft geben. Der Augenarzt ist brav, wird aber das Unmögliche nicht möglich machen können. Der Rezensent aber ist ein eingebildeter Narr, welcher, wie alle Leute dieser Art, die als Richter des guten Geschmacks auftreten wollen, überklug ist und hinter Witz den Mangel gründlicher Kenntnisse versteckt. — Suche beide zu trennen, dem Augenarzte gib Deine Cölestine, nur muß er das Handwerk eines Rezensenten abschwören; mache dies zur unabänderlichen Bedingung.

Siehst Du, unterbrach ihn die Tante: Theodor ist der rechte Mann für Cölestinen, habe ich es nicht immer gesagt.

Und Eduard der rechte für Dich! unterbrach sie der Bruder.

Die Tante Christine that, als ob sie es nicht gehört habe. Laß sie nur erst durch ihn das Licht der Augen wieder erhalten haben, wird sie aus Dankbarkeit und Vernunft sich gewiß zu ihm neigen und der finstere Herr Rezensent wird mit leerem Seckel abziehen.

Wenn Du ihm nicht Dein Herz als milde Gabe auf den Weg reichst, fiel ihr der Bruder in die Rede: doch höre das Postscript:

Bald hätte ich vergessen, Dir zu melden, daß es verlautet, der Augenarzt sei in Leipzig mit einem jungen liebenswürdigen Mädchen versprochen, doch weiß ich hierüber nichts bestimmtes.

Das wäre fatal! rief die Tante. Der Rezensent aber —

Beruhige Dich, der Rezensent erhält sie nimmermehr, so lange er das Handwerk treibt, unterbrach sie der Bruder. Aber still jetzt, sagte er leise: dort kömmt er grade weges auf uns zu. — Die Tante eilte fort und wollte eben an Eduard vorbeirauschen, als dieser ihre Hand erfaßte und sie mit höflichen Bitten zurück zu dem Bruder führte, der ihnen entgegen kam.

Ihnen, edler Vater Cölestinens, und Ihnen, edle Pflegemutter dieses lieblichen Kindes, sagte er mit Rührung: nahe ich mich in einer verhängnißvollen Stunde, wo das Schicksal noch nicht über das holde Mädchen entschieden hat. — Es mag über sie bestimmen wie es will, ihr Auge mag mir liebend entgegen strahlen oder mir geschlossen bleiben, wenn nur ihr lieblicher Mund der Liebe Geständniß mir zulächelt; so bitte ich denn für beide Fälle um Cölestinens Hand. — Sie liebt mich, das hat sie mir gestanden, ich bin ein rechtlicher Mann, im Stande eine Frau zu ernähren, selbst eine Blinde, die mancher Sorgfalt und Hülfe bedarf; geben Sie mir Ihren Segen!

Sie wählen einen sonderbaren Zeitpunkt, um die Hand meiner Tochter zu werben! erwiderte der Alte, nur mit Mühe den Zorn seiner Schwester zurückhaltend.

Ich wählte diesen Augenblick, erwiderte Eduard: ich gestehe es, aus der kleinen Eitelkeit, Ihnen, wenn Cölestinens Augen geheilt würden, die Ueberzeugung gegeben zu haben, daß mir auch die Blinde genügt hätte.

Meine Antwort zu einer andern Stunde! erwiderte der Vater kurz, die Tante schwieg und keines von den Dreien sprach auf dem ganzen Wege zur Jasminlaube ein Wort.

Haben Sie jetzt alles bereit? fragte Cölestine Eduard, der sich schweigend an ihre Seite gesetzt hatte; Theodor winkte ihm, es zu bejahen. — So komm, Vater! bat sie, ihre Rechte nach dem Alten streckend: komm, führe Du Dein Kind hinauf, leite Du Deine Blinde auch auf diesem Wege, wie Du sie liebend durch das Leben geführt hast. — Komm, lieber Vater, und ehe er beginnt, gib mir Deinen Segen, er muß mich zu allem begleiten, was mir gelingen soll. — Zögern Sie nicht länger, Eduard, fuhr sie fort, da niemand sie unterbrach: ich bin gefaßt, vielleicht bin ich es in der kommenden Stunde weniger, darum schnell, mit Gott! Sie stand auf, streckte den Arm nach dem Vater aus, und als sie seine Hand fühlte, beugte sie Knie und Haupt. Der Alte legte die zitternde Hand auf ihre Stirn. Segne Dich Gott, mein geliebtes Kind! rief er mit Rührung, mehr vermochte er nicht zu sagen. Da erhob sich die Blinde. Nun kommt! rief sie, und als hätte der Engel der Ruhe sie mit seinem Palmenfittig angeweht, schwebte ein heiteres Lächeln um ihren Mund.

Mein Freund läßt Sie bitten, sagte nun Theodor zu den Umstehen-

TAYLOR INST. OXFOR

den: ihn mit Cöleſtine und mir allein zu laſſen, es iſt nothwendig, daß nichts die Operation ſtöre. — Sie entfernten ſich, Theodor folgte ihnen in das Nebenzimmer, Eduard hatte ihn unter dem Vorwande, für ihn noch etwas zu holen, hinausgeſchickt. — Werther Freund meines Vaters, ſagte er, ſich in Eile zu dem Hofrathe wendend: ehe ich beginne, muß ich geſtehen, daß ich mit geringer Hoffnung zur Operation ſchreite, deßhalb werde ich auch die weniger gefährliche des Niederdrucks der Staarlinſe anwenden; mißglückt ſie, ſo iſt nichts verloren, und vielleicht kann es in der Zukunft noch einer glücklicheren Hand als der meinigen gelingen. — Hoffen Sie nichts und ſein Sie auf jeden Fall gefaßt, doch vertrauen Sie mir auch, daß ich durch Ungeſchicklichkeit nichts verderben werde.

Der Hofrath reichte ihm die Hand und drückte ſie ihm zum Erſtenmal herzlich. Gehen Sie mit Gott! ſagte er, und als Theodor wieder zu der Kranken gegangen war, wandte ſich Werner mit zuverſichtlichem Tone zu ſeinem zagenden Freunde.

Hoffe nur, Freund, ſagte er: er hat ſchon manchem Auge das Himmelslicht wieder gegeben, und ich möchte faſt wetten —

Mich verfolgt das Unglück, unterbrach ihn der Hofrath: was meinem Herzen nahe ſteht, iſt einem finſtern Geſchicke geweiht.

Nach dieſen von dem angſtvollſten Schmerze erpreßten Worten blieb alles lautlos; ſelbſt die Dienſtboten, welche voll ängſtlicher Sorge heraufgekommen, theilnehmend und erwartungvoll neben ihren guten Herrn getreten waren, ſtanden traurig und niedergeſchlagen neben ihm, der die Hände gefaltet leiſe betete. Auch der Kriegsrath, ſo ſehr er dagegen kämpfte, konnte ſich eines peinigenden Gefühls nicht erwehren und drückte ſorgenvoll dem Freunde die Hand; nur die Tante ging voll Unruhe auf und ab, wollte die Herzhafte ſpielen, und die Angſt um ihre geliebte Cöleſtine hätte ihr faſt die Bruſt geſprengt. Es herrſchte eine angſtvolle Stille, die nur von der Heftigkeit der Tante zuweilen unterbrochen wurde.

Indeſſen hatte Theodor in dem Zimmer alle Vorkehrungen getroffen, die Fenſterrollen heruntergelaſſen, und nur an dem einen Fenſter, an welchem die Operation vor ſich gehen ſollte, blieb es hell. Eduard führte Cöleſtine zu dem bereitſtehenden Stuhle, und als er ſie bat ſich zu ſetzen, ſagte ſie ihm leiſe: Mir klopft doch das Herz ſtärker als ich glaubte, aber dennoch bin ich gefaßt. — Beginnen Sie nur!

Theodor fühlte ihren Puls, er fand ihn ruhiger als er gefürchtet hatte und nickte Eduard freundlich zu, ſo daß dieſer mit Vertrauen ausrief: Nun wohlan mit Gott, er führe die Hand! — Aber nun auch keine Frage mehr, nicht das leiſeſte Wort mehr! bat er Cöleſtine, und trat dann hinter ihren Stuhl, hob mit ſeiner rechten Hand das Kinn der Blinden ſanft in die Höhe, legte die andre auf ihre Stirn und zog das obere Augenlied des linken Auges herauf. Theodor faßte mit ſicherer Hand die goldene Nadel, wartete vorſichtig bis das unſtete Auge des Mädchens ſich beruhigt hatte.

drückte die Staarlinse nieder, ließ dann die Nadel noch einige Augenblicke ruhen, und bald war es vollbracht. Schnell legte er eine Compresse auf das Auge und verband es.

Mir war es eben, rief jetzt Cöleſtine: als wenn ein ſanfter Schimmer an mir vorübergezogen ſei, als ob ich Ihre Geſtalt geſehen hätte, Eduard, aber erkennen konnte ich Sie nicht. Es war ſchnell geſchehen, und ich danke Ihnen von Herzen, Ihre Hand iſt ſanft und leicht, ich habe nur wenig Schmerzen empfunden. — Haben Sie noch Hoffnung? fragte ſie dann.

Mehr als je! erwiderte Eduard, der vor ſie getreten war.

Und auch Ihnen, Herr Werner, muß ich für Ihre Theilnahme danken, fuhr das Mädchen fort: Ich that Ihnen Unrecht, als ich Sie keines Mitgefühls fähig glaubte, Ihre Hand zitterte auf meiner Stirn, und ich konnte das laute Klopfen Ihres Herzens vernehmen, als mein Kopf an ihm ruhte.

Ich bitte zu ſchweigen, bat Eduard: jedes Wort bringt Ihr Blut mehr in Wallung, und wir müſſen ſogleich zur zweiten Operation ſchreiten; bebt auch da meines Freundes Hand, und fühlen Sie das Klopfen ſeines Herzens, ſo denken Sie, nicht die Furcht, die Freude nur macht ihn beben.

Auch die Operation des andern Auges ging glücklich von Statten. Die Augen wurden verbunden, und Eduard beſchwor nun die Geliebte ſich aller Gemüthsbewegung zu enthalten, ruhig auf ihrem Seſſel ſitzen zu bleiben, den Kopf nicht zu ſenken und wo möglich theilnahmlos bei allem zu ſein.

Ich will Ihnen folgen wie ein gehorſames Kind, erwiderte ſie freundlich: will ſchweigen und nichts hören, ja ſelbſt meiner Phantaſie die Flügel binden, wenn ich es anders vermag.

Thun Sie das! erwiderte Eduard, und der ſanfte Druck ſeiner Hand mahnte ſie auch jetzt ſchon, die Bitte zu erfüllen.

Indeſſen war Theodor mit freudeglühendem Blicke in das Zimmer zu den ängſtlich Harrenden getreten. Es iſt vorüber! rief er ihnen zu: kann ich auch noch nicht beſtimmte Gewißheit bringen, daß es mir gelungen iſt, bringe ich doch die freudigſte Hoffnung. Treten Sie ein, aber zügeln Sie Ihre Gefühle, jede ſtarke Gemüthsbewegung würde unheilbringend für die Kranke ſein.

Sie traten ein. Da ſaß die liebliche Geſtalt, die doppelte Binde vor den Augen, durch welche die Hoffnung ihr entgegenſtrahlen ſollte. Sie empfing die Eintretenden mit freundlichem Lächeln und ſtreckte ihre Rechte nach ihnen, welche der Vater an ſein Herz drückte und die Tante mit Küſſen bedeckte. Nicht alſo, erinnerte Eduard: nicht dieſe ſtürmiſche Freude, Cöleſtine bedarf Ruhe, denn noch ſind wir nicht am Ziele.

Vater! rief Cöleſtine: es iſt geglückt! Ich habe ihn geſehen, ſeine Geſtalt trat mir entgegen, zwar nur trübe und die Formen ſchmolzen in einander; es war ein recht freundlicher, tröſtender Anblick. So muß es dem verirrten Wanderer ſein, wenn finſtere Nacht ſeine Schritte hemmend ihn

umgibt, er hoffnunglos aufblickt nach den Millionen Sternen, von denen keiner ihm leuchtet, und er nun hinter den dunkeln Wolken den falben Schimmer des Hesperus erblickt; er leuchtet ihm nicht, erhellt ihm nicht seinen Pfad, aber führt ihm doch die tröstende Hoffnung in die verödete Brust zurück.

Du könntest sehen! fuhr die Tante freudig auf.

Nicht sehen konnte ich, liebe Tante, erwiderte Cölestine: aber heller ward es vor meinen Augen als sonst. — Jetzt ist es wieder Nacht und die Binde drückt mich.

Reden Sie nicht weiter, Cölestine, bat Eduard, während Theodor die Binde lüftete: Ihr Blut kommt in Wallung, und die Augen könnten erhitzt werden; wenn Sie sich Ihren Phantasien überließen, würde es Ihnen schädlich sein. Hören Sie lieber unserem gleichgiltigen Gespräche zu.

Unserem gleichgiltigen Gespräche! fiel ihm die Tante in die Rede: Wer hier gleichgiltig sein, jetzt von gleichgiltigen Dingen sprechen könnte, der müßte ein Rezensentenherz haben!

Mäßigen Sie sich, Verehrte, raunte ihr der Kriegsrath Werner zu: bedenken Sie, dergleichen Worte müssen das arme Mädchen aufregen. — Die Tante antwortete mit einem spöttischen, verachtenden Blicke, aber schwieg.

Mehrere Tage waren nicht ohne Besorgnisse vergangen; Theodor glaubte die Binde abnehmen und das Auge untersuchen zu müssen, denn wie er gefürchtet, war Entzündung eingetreten. Es lag in der Stimmung Cölestinens, daß sie nicht ohne Gemüthsbewegung bleiben konnte, denn jedes Wort, jeder Ton Eduards regte sie auf. Selbst die heftige, oft vernunftlose Liebe der Tante, selbst des Vaters sanfte Freude, die er nicht immer zu unterdrücken vermochte, bewegte ihr Gemüth, und Theodor sah mit Unmuth, daß alle seine Bitten, alle seine Ermahnungen bei der allgemeinen Leidenschaftlichkeit unbeachtet blieben. Eduard allein gewann es über sich, nur so selten als möglich in ihrer Nähe zu sein, und dann auch seiner Empfindungen Herr zu bleiben.

Am Abende des dritten Tages, als die Familie noch unten beisammen saß und die Kranke schon eingeschlummert war, gestand Theodor ohne Umschweife, daß er morgen schon den Verband abnehmen und das Auge untersuchen müsse, da ihm die Entzündung bedenklich scheine. Er bat den Vater, sich auf das Unangenehmste gefaßt zu machen. — Zugleich bemerkte er, daß wahrscheinlich Cölestine bei der Abnahme der Binde würde sehen können, und da sie glaubte, Eduard sei der Arzt, so würde sie —

Das kümm're Sie nicht! fiel ihm die Tante in die Rede: Cölestine kann nur bei diesem Tausche gewinnen.

Meine Verehrte! erwiderte Theodor gegen seine Gewohnheit sehr ernst: Ob sie gewinnen könnte, mag und kann ich nicht entscheiden; nur fragt es sich, ob man schon wagen darf, die Kranke mit der Mystifikation bekannt zu machen!

Nein! sagte der Kriegsrath schnell: sie muß im Irrthum bleiben, es würde sie unangenehm berühren.

Wird sie aber der Ton meiner Stimme nicht enttäuschen? meinte Theodor.

Du mußt, so lange ihr Auge ohne Binde ist, schweigen, sagte der Vater. — Eduard sagte zu allem diesen nichts, ihm schien es wehe zu thun, daß die Geliebte von neuem getäuscht werden sollte; vielleicht fühlte sich auch seine Eitelkeit gekränkt.

Am andern Tage, als Theodor mit Cölestine allein in dem Zimmer war, in welchem ein Dämmerlicht nur wenig die Gegenstände erkennen ließ, nahm er den Verband ab. — Freudig jauchzte das Mädchen auf, sie konnte trotz dem Schmerze, den sie noch im Auge fühlte, sehen, konnte ihren Retter erkennen; aber bald verstummte die Freude, und ehe noch Theodor das Nöthige gegen die Entzündung aufgelegt hatte, war sie still geworden, und ehe noch die Binde die Augen wieder deckte, schien ihre Freude dahin.

Stürmisch drang die Tante mit Fragen in sie, ob sie schon den Arzt habe erkennen können, sie antwortete bejahend, aber ein stiller Ernst umzog ihren Mund, und seit dem Augenblicke, wo die Binde von ihr genommen gewesen, war sie still und in sich gekehrt; selbst Eduards herzliche Worte erwiderte sie zwar freundlich, aber er vermißte doch in dem Tone ihrer Rede die Wärme, welche ihn sonst so entzückte. Auch die Versicherung, daß, wenn die Entzündung gehoben sei, sie ganz wieder hergestellt werde, hörte sie ruhig an, und ihr schien das wiedergeschenkte Licht der Augen seit diesem Augenblicke den Werth verloren zu haben.

Diese Verstimmung theilte sich allen mit, am meisten litt Eduard dabei, und die Tante, die es nun nicht im mindesten mehr verbarg, daß ihr Wohlwollen gegen ihn sich in Haß verwandelt habe, suchte alles Mögliche hervor, ihn von Cölestinen entfernt zu halten, und unter dem Vorwande, daß seine Nähe, der Ton seiner Stimme sie zu sehr aufrege, vermochte sie den Vater, ihn zu ersuchen, so viel es schicklich sei, sich von ihr entfernt zu halten.

Theodor mußte jetzt öfters den Verband abnehmen, und mehrere Tage vergingen, ehe er die Entzündung heben und bis er endlich die Versicherung geben konnte, die Operation sei gelungen, die Gefahr vorüber.

Diese Worte berührten dann aber auch Alle wie ein elektrischer Schlag. — Eduard, alles um sich vergessend, ergriff stürmisch Cölestinens Hand. So steht nichts mehr meinem Glück entgegen! rief er aus: so sind Sie die Meine!

So weit sind wir noch nicht, unterbrach ihn die Tante: Sie scheinen sehr voreilig zu sein, Herr Berg, und jetzt, wo die Kranke noch aller Schonung bedarf, finde ich die Berührung dieser Saite sehr unfein. — Ueberdies, fuhr sie fort: scheint Cölestine eben nicht Ihre Wonne zu theilen, denn sie sitzt schweigend und theilnahmlos neben Ihnen.

Glauben Sie das nicht, unterbrach Cölestine die Tante: mein Herz wird ewig dankbar meinem Retter entgegenschlagen.

Nur dem Arzte schlägt Ihr Herz entgegen? fragte Eduard, dem die Worte des Mädchens wehe gethan hatten.

Ruhe, Ruhe! bat Theodor: Morgen Abend nimmst Du die Binde ab, und Amor wird unumwölkten Blickes hell sehen können, heller, deutlicher als vorher. Heute schweig, Rezensent, und Sie, meine Verehrte, sagte er, sich zu der Tante wendend: Sie haben wohl die Güte, Ihre Pfeile noch so lange im Köcher ruhen zu lassen als Cölestine die Binde trägt.

Die Tante wollte antworten, um das letzte Wort zu haben, der Bruder aber gebot gleichfalls Ruhe.

Der Hofrath hatte nicht ohne Besorgniß die Veränderung bemerkt, die seit einiger Zeit in Cölestinens Gemüthe vorgegangen war, alle Gluth schien in ihr verloschen, still, theilnahmlos blieb sie bei allem, ließ selbst die Witzeleien der Tante unbemerkt, wenn diese Eduard bei jedem Worte, das er sagte, mit bittern Bemerkungen in die Rede fiel, ja er glaubte eine gewisse Aengstlichkeit zu bemerken, wenn Eduard ihr traulich nahte, ihm schien es, als sei die Gluth der so schnell erwachten Liebe im Verlöschen, und, — sich selbst ein Räthsel, — that es ihm um des Jünglings willen wehe, obgleich es mit seinen Wünschen übereinkam, daß sie ihr Herz dem Rezensenten entziehen möge. Aber doch um das Mädchen besorgt, hatte er einige Stunden vorher, ehe die Binde abgenommen werden sollte, mit ihr gesprochen, hatte mit dem unwiderstehlichen Tone seines tief erregten Gemüthes sie zur offenen Mittheilung ihres Kummers zu bewegen gesucht, doch vergebens. — Laß mich nur ruhig meinen Weg gehen, lieber Vater, bat sie: ich selbst bin mir ein Räthsel, und wenn ich erst werde klar sehen können, dann wird es auch vielleicht in meinem Innern licht werden.

Als jedoch die feierliche Dämmerstunde nahte, wo die Binde von ihren Augen fallen und ihr Schicksal entschieden werden sollte, als schon alle Bewohner des Landhauses versammelt waren und jedem in freudiger, doch angstvoller Erwartung das Herz klopfte, Theodor sich eben anschickte die Binde zu lüften, erhob sich Cölestine plötzlich. — Eduard, bat sie: ehe Sie die Binde lüften, reichen Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich unter den Apfelbaum im Garten. Du aber, mein guter Vater, wirst

Deinem Kinde verzeihen, daß es in dieser feierlichen Stunde noch einem andern Gedanken Raum gibt als dem, Gott für seine Genesung zu danken. Kommen Sie, Eduard! sagte sie dann und verließ mit ihm das Zimmer.

Schweigend gingen sie durch den Garten bis unter den Baum, dort setzte sie sich und bat Eduard, der in einer ängstlichen Spannung war, neben ihr Platz zu nehmen.

Lieber Eduard! begann sie endlich nach langem ängstlichen Schweigen: wir sitzen hier in der nemlichen Stunde, auf der nemlichen Stelle, wo Sie mir an jenem Abende Ihre Liebe gestanden, wo Sie der Blinden das Gelübde treuer Liebe thaten, was Sie nun der Sehenden zu halten entschlossen sind. Sie haben mich durch mancherlei Bande an sich gefesselt, dem Arzte bin ich Dank, dem uneigennützigen Geliebten Liebe, treue Liebe durch das ganze Leben schuldig, beide Pflichten werde ich redlich erfüllen. Sollte ich aber, wenn die Binde gelöst ist, nicht ganz Ihren Erwartungen entsprechen, sollte ich weniger lebhaft mein Glück empfinden, als Sie glaubten, als Sie wohl erwarten konnten, sollte ich nicht ganz Ihre Hoffnungen erfüllen, so haben Sie Nachsicht mit mir. Ich trete aus der Phantasieenwelt in die wirkliche zurück, und wer weiß, ob ich mich in ihr so schnell einheimisch finden kann. —

Fürchten Sie, daß meine Persönlichkeit Ihnen mißfallen könnte? unterbrach sie Eduard.

Das nicht, erwiderte Cölestine erröthend: aber — ich wiederhole nochmals meine Bitte, sein Sie nachsichtig gegen mich, und nun, da mir der Druck Ihrer Hand die Erfüllung zusagt, zurück zu meinem Vater, der ängstlich harren wird, daß Ihre Hand die Binde von meinem Auge löse, und ist es geschehen, dann wie Gott will! — Sie erhob sich, faßte seine Hand und ging in das Haus zurück, Eduard, dem der Sinn ihrer Rede räthselhaft geblieben war, ging schweigend und sinnend an ihrer Seite.

Als sie in das Zimmer traten, wo noch alle in ängstlicher Spannung versammelt waren, sagte sie mit sanftem milden Tone: Dir, mein herzgeliebter Vater, auch Dir, liebe Tante, sagt die Blinde mit gerührtem Herzen Dank. Fünf Jahre habt Ihr mit elterlicher Sorgfalt mich geleitet und gepflegt, habt nicht über mich gemurrt und mein trauriges Schicksal mit liebendem Herzen, mit zarter Hand erleichtert. Nehmt nochmals den Dank der Blinden, die Sehende wird mit verdoppelter Liebe es gut zu machen suchen, was Ihr an ihr gethan. Und auch Du, Vater im Himmel, sagte sie dann, ihre Hände zum Gebete faltend: höre den Dank, den ich aus bewegter Brust auf zu Dir sende, daß Du mir des Lebens höchstes Glück, das Licht meiner geschlossenen Augen wieder geben willst. Laß die Ruhe des Herzens die Sehende begleiten, wie sie die Blinde erhielt in ihrer Nacht, laß mir den Muth mein Schicksal zu tragen, es werde wie Dein Wille es gebietet. — Sodann wandte sie sich zu Eduard. Jetzt nehmen Sie die

Binde ab, mag der erste Strahl, der mein geöffnetes Auge trifft, ein Strahl des Himmels sein. —

Aengstlich klopfte den Umstehenden das Herz, während Eduard die Binde löf'te. — Konnte es Täuschung sein, konnte die Hoffnung betrügen, Theodor's Versicherung voreilig sein? Dies war der ängstigende Gedanke, der alle durchzuckte. — Jetzt sank die Binde, Eduard nahm die Compresse ab, hielt, wie Theodor es ihm gesagt, die hohle Hand vor das dem Lichte entwöhnte Auge, und als er auch diese wegzog, blickten zwei seelenvolle dunkelblaue Augen starr und staunend ihn an.

Wer sind Sie? fragte das Mädchen heftig erschüttert: Sie sind nicht mein Arzt.

Malte Ihnen die Phantasie meine Züge anders? fragte Eduard bewegt: erkennen Sie Ihren Eduard nicht in ihnen?

Eduard! rief Cölestine: Sie mein Eduard! — Herz, mein treues Herz, Du hast mich nicht betrogen! — Dies sagend, sank sie an seine Brust, er schloß sie feurig in seine Arme und drückte den ersten Kuß der Weihe auf ihre bleichen Lippen.

Das ist unverschämt, Herr Rezensent! rief die Tante herzuspringend. Als sie jedoch die bleichen Wangen, das geschlossene Auge des Mädchens sah, vergaß sie schnell ihre zornige Rede; eilig stürzte sie zur Thüre hinaus, ihr Riechfläschchen zu holen, während Eduard die Ohnmächtige auf das Sopha trug.

Kaum hatte sich Cölestine erholt, als der Hofrath Eduard bat, ihm auf sein Zimmer zu folgen. — Junger Mann, redete er ihn hier an: aus Ihrem Auge, aus Ihrem ganzen Benehmen spricht etwas, das mir das Vertrauen zu Ihnen gibt, daß die Bitte eines alten Mannes, die Ruhe einer Familie Ihnen nicht gleichgiltig, Ihnen heilig sei. Heute hat der Himmel dem Mädchen das Licht der Augen wiedergeschenkt, ich sollte aufjauchzen vor Wonne, und meine Freude ist getrübt. Cölestine liebt Sie, und ich kann, ich darf diese Liebe nicht billigen, wenden Sie sich deßhalb an des Mädchens Eltern; geben diese ihren Segen, so habe ich nichts verschuldet, aber meiden Sie bis dahin Cölestine. Ich glaube, Sie besitzen Stolz genug, um nach dem, was ich Ihnen gesagt, mit schicklicher Gelegenheit sich zu entfernen. — Ich will das Mädchen an diesem Tage der Freude nicht betrüben, so traurig auch mir der Tag geworden ist, ich will ihr eingebildetes Glück nicht stören, aber sie auch nicht an den Abgrund führen. Der Einwilligung ihrer Eltern will ich meinen Willen nicht entgegensetzen, meine Einwilligung aber gebe ich nie.

Dieser Schlag traf Eduard unvorbereitet. Vater Cölestinens, sagte er ernst: was bewegt Sie mit Ihrem Herzen voll Liebe so hart zu handeln?

Ich bin keinem Menschen über meine Grundsätze Rechenschaft schuldig! erwiderte der Hofrath kalt.

Der redliche offene Mann ist es dem andern schuldig, ihm Rede zu

stehen! unterbrach ihn Eduard: Sie sind es mir schuldig zu sagen, welchen Grund Sie haben, mich der Hand Cölestinens nicht werth zu halten, ich fordere Sie auf, mir die Ursache zu nennen, die Sie ungerecht gegen mich macht.

Der Hofrath schwieg.

Sollte ich mich in Ihnen geirrt haben? fuhr Eduard fort: dann freilich thäte ich besser, ich ginge ohne Erklärung.

Wie lange treiben Sie das Handwerk schon? fragte der Alte nach langem Sinnen.

Ich verstehe Sie nicht! antwortete Eduard: diesen Ton verstehe ich überhaupt nicht.

Meine Frage hat eine wohlwollende Absicht! sagte der Hofrath.

Und wäre sie noch so wohlwollend, ich verstehe sie nicht! antwortete der Staunende.

Wie lange beschäftigen Sie sich schon mit Rezensiren? fragte nun der Hofrath.

Ich? antwortete Eduard erstaunt: Ich habe mich niemals mit der Kritik beschäftigt.

Und ließen doch eine hämische Rezension über die Agnes meiner Schwester drucken?

Herr Hofrath, sagte jetzt der junge Mann erröthend: ich habe diese Rezension nicht geschrieben, gestehe aber dennoch in dieser Sache gefehlt zu haben.

Wie kamen Sie dazu, fragte der Hofrath heftig: sich als Verfasser zu dieser Rezension zu bekennen? — Eduard zögerte mit der Antwort. — Reden Sie, sagen Sie mir alles aufrichtig, es liegt mir zu viel daran, in dieser Sache Gewißheit zu haben.

Ihre Schwester, hob endlich der junge Mann zögernd an: schien mir wohlzuwollen; dies Wohlwollen, ich gestehe meine Unbescheidenheit, wurde mir zuweilen, wenn ich neben Cölestinen saß, lästig, ich theilte dies meinem Freunde Theodor mit und er versicherte, ein untrügliches Mittel zu haben, die Tante von uns zu entfernen.

Ich verstehe, unterbrach ihn der Alte: wo der schottische Mantel sich darein mischt, da ist der Teufel mit im Spiele.

Heilte er doch Cölestinens Augen! sagte Eduard mit Wärme, fast mit Unmuth.

Sie haben Recht; mag er einen Mantel tragen, buntscheckig oder schwarz, mir kann es gleich sein. — Fahren Sie nur fort. — Doch es wird Ihnen schwer zu beichten, der Schalk, vielleicht selbst der Rezensent gab Ihnen den Rath, sich dafür auszugeben, Sie waren so unvorsichtig den Rath zu befolgen. — Nicht wahr? — Eduard bejahte es. — Nun da haben Sie freilich die Tante von sich entfernt, fuhr er fort: aber sie wird nicht ewig schmollen, gaben Sie ihr doch Stoff zu einem Romane.

Uebrigens muß ich gestehen, daß es unüberlegt von Ihnen war, aber Gott sei gedankt, daß es nur dies war. — Sie schrieben also keine Rezension?

Noch nie.

Nun dann sein Sie mir willkommen, lieber junger Mann! Er drückte den Ueberraschten mit Heftigkeit an sein Herz, und als in diesem Augenblicke der Kriegsrath eintrat, rief er ihm jubelnd entgegen: Er hat die Rezension nicht geschrieben, sein Herz ist nicht von diesem Gifte angesteckt, er ist meiner Cölestine werth! — Aber Dein Sohn —

Laß ihn schreiben was er will, Freund! unterbrach ihn Werner: Er schwingt, wie Du siehst, die Geißel nur für die Narren, die gescheuten Leute läßt er ungeneckt vorüberziehen, und ist dabei ein braver Augenarzt. — Laß ihn rezensiren so viel er will, hat er doch Cölestine geheilt.

Als der Hofrath am andern Morgen mit seinem alten Freunde am Fenster stand und mit freudig glühendem Blicke hinunter in den Garten sah, wo Eduard und Cölestine Arm in Arm zwischen den blühenden Rosenhecken wandelten und das Mädchen sich mit kindlicher Freude nach den Blumen neigte, sie für den Geliebten zu brechen, fühlte sich der Alte so glücklich, daß er im Vollgenusse seiner Freude ausrief: Sieh, Freund, sieh dies Mädchen! gestern umgab sie Nacht, heute leuchtet ihr der Liebe Stern!

Glücklicher! sagte Werner: Glücklicher! wiederhole ich auch jetzt, und in seinem Auge glänzte die Thräne der Wehmuth: Glücklicher, dem der Tod noch nichts nahm! — Du meinteſt, das Leben wäre grausam, wenn es tückisch Halm für Halm beugt. Ein sanfter Thau, ein milder Sonnenschein, und die Geknickten erheben sich und tragen noch, wenn auch spät, die stärkende Frucht. — Aber, fuhr er düster fort: was dort unten modert, erweckt nicht der Sonne Licht, nicht der sanfte Thau, es ist dem Tode verfallen, und der giebt nichts zurück.

Werner! sagte nach langem Schweigen der Hofrath, und in diesem Augenblicke barg eine Wolke die Strahlen der Morgensonne: Du weckst mich unsanft aus meinem lieblichen Traume, Du treibst eine düstere Wolke über meinen kaum erhellten Himmel, wie dort der Wind die Wolke vor die Sonne jagt. — Zerknickt sind meine Halme, und kein Thau, kein Sonnenlicht erhebt sie wieder — und ständen sie auf, die der Sturm zerknickte und trügen sie Früchte — mir würden sie nicht, ich genösse ſie nicht; dann ging ich unter! sprach er feierlich, wendete sich vom Fenster und sein Auge traf das Bild seiner Cölestine.

Lange blieb der Blick darauf geheftet, seine Seele schien bei ihr zu sein, und mit jeder Minute, die sein Geist bei ihr verweilte, wurden die düsteren Züge seines Gesichtes heiterer. — Ich möchte Dich doch noch einmal sehen,

ehe der Tod mich abruft von hier, sagte er jetzt, die Arme nach dem Bilde streckend: ich möchte doch, wenn er sich mir nahte, daß Du mir die Augen zudrücktest, und ich mein müdes Haupt an Deine Brust legen könnte, um an ihr sanft hinüberzuschlummern. — Ach, Du bist so fern und er mir vielleicht so nah! — Ja! sagte er sich zu Werner wendend: ich fühlte mich heute beim Erwachen so glücklich, ich sprang mit Muth und Lebenslust von meinem Lager auf, wollte hinunter eilen, in das geöffnete Auge meines Kindes zu schauen. Da war es, als ob eine Stimme mir zurief: Eile, die kurzen Augenblicke des Glückes zu genießen, schnell, ehe der Tod Dir sie nimmt! — Ich spottete über diese dumpfe Stimme aus meinem Innern, ich kannte ihren Unkenton schon längst und weidete mich sorglos an dem Glücke der Liebenden; da riefen mir Deine Worte jenen Ton zurück und sie mahnen mich auch jetzt wieder, denn wenn das Glück mir zu blühen scheint, so mäht der Tod gewiß die kaum entfalteten Blüthen.

Thorheit! sagte Werner unmuthig: Wie kannst Du Deinen Trübsinn und die unfreundlichen Bilder vergangener düsterer Zeit in die Tage der Freude mit hinübernehmen. Genieße, was Dir Gott beschieden, und vergiß, was er Dir nahm, sauge Dir Lebensmuth aus dem Blicke der Liebenden, und wenn Deine innere Stimme diese unglückverkündende Unke ruft, so lausche auf die Liebesworte Cölestinens und höre nicht mehr auf sie.

Nimm meine Worte ernster, unterbrach ihn der Hofrath: jede frohe Stunde zahle ich mit Tagen des Kummers.

Possen! erwiderte Werner: Sieh hinunter, sieh, wie der feurige Mann den schlanken Leib des Mädchens umfängt und sie an sich drückt, sieh den Blick ihres Auges; sollte man nicht glauben, alle Gluth, die in den Jahren der Kindheit verborgen war, ströme jetzt auf einmal aus? — Er zog bei diesen Worten den Freund an das Fenster. — Blick hinunter, Heinrich, und wenn dieser Anblick Deine trauernden Lebensgeister nicht ermuthigt, dann breche ich den Stab über Dich.

Aber des Freundes Heiterkeit, auch Cölestinens Glück ließ ihn nicht die frohe Stimmung der Andern mit genießen; selbst die Tanze theilte die allgemeine Freude, und wenn sie auch Eduard nicht ganz vergeben konnte, so war doch ein großes Hinderniß hinweggeräumt, als sie den Zusammenhang erfuhr. Doch verschwieg man ihr die eigentliche Absicht, warum es geschehen, und da eine innere Stimme in ihrem Herzen immer noch für Eduard sprach, brach ihr ganzer Unmuth gegen Theodor aus, an dessen Gleichmuth die Pfeile ihres Witzes abprallten.

Noch nie hatte der Vater mit so zitternder Hand von hier aus an Cölestinens Mutter geschrieben als jetzt, wo er sie mit dem Vorgefallenen bekannt machte, und um ihre und ihres Mannes Einwilligung zu der

Verbindung ihrer Tochter hat, noch nie war das Bild seiner Cöleſtine ſo lebhaft vor ihn getreten als heute, und die Sehnſucht nach ihr hatte ihn noch nie ſo ſehr ergriffen. Obgleich es beſchloſſen war, daß er künftig ſein Landhaus verlaſſen und mit dem jungen Ehepaare in die Stadt ziehen wollte, war es ihm doch, als ob er ſein Kind verlieren, er nach der Heimath ziehen und die Mutter dort ſeine Pflegerin ſein müßte. Dieſe Sehnſucht ließ ihn das Glück ſeines Kindes nicht rein mit empfinden, und ſelbſt Eduard, deſſen Geiſt und Gemüth ſich mit jedem Tage liebenswürdiger entfaltete, vermochte nicht, ihn durch ernſte Geſpräche von dem Blicke nach der Heimath abzuziehen.

Der Kriegsrath, eigentlich heitern Gemüthes von Natur, den nur eine gewiſſe Ueberſpannung zuweilen düſter und melancholiſch ſtimmte, war mit ihm unzufrieden, nannte ſeine Stimmung eine Undankbarkeit gegen das Schickſal, das ihm jetzt ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt habe, nannte ſogar die ſeit dreißig Jahren unterdrückte, neu erwachte Sehnſucht, die Geliebte wieder zu ſehen, eine Thorheit, und verſuchte abſichtlich, ſie ihm zu ſchildern, wie ſie jetzt wohl wirklich ſein mochte. Der Hofrath aber ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd den Kopf. Freund! ſagte er: ſtänden wir am Grabe Deiner Emma und ich würde ſie Dir ſchildern, wie ſie unten in ihrer engen Klauſe liegt, würde Dir das die Sehnſucht verſcheuchen, würdeſt Du nicht neben ihr ſchlummern wollen und würde ſie nicht in Deinen Phantaſiegebilden lieblich vor Dir ſtehen, wie in den Tagen der friſchen Jugend? Ueber die Sehnſucht des Herzens wird der Feſteſte nicht immer Meiſter, er muß ihrem ſtillen aber mächtigen Fluge folgen, und wie der Vogel nach ſeiner Heimath zieht, wenn der Herbſtwind die nahenden Stürme und den Winter ihm verkündet, ſo zieht es mich hin, da in meinem Innern ein kalter Sturm mich mahnt, daß es zu Ende geht. — Und dann, Werner, iſt noch eins, was mich betrübt und mich traurig macht. — Ich fühle jetzt mehr als je, daß ich ein Opfer, ein großes Opfer, vielleicht ein zu großes gebracht habe. Nur an zwei Menſchen hing im Leben mein Herz; an der Einen, die fern von mir lebt, hing ich mit der Gluth des friſchen Jugendlebens, an der Andern mit der ſtillen ruhigen Vaterliebe. — Was die Blinde herzliches nach der Heimath, nach dem Hauſe ihrer Eltern ſandte, war der Zoll der Natur, was ſie mir gab, die heilige Liebe des dankbaren Kindes, mir ward der ſchönſte Theil. Jetzt zieht ſie mit ihm, er nimmt meinen Theil mit ſich, und wenn ich auch folgen darf, ſo werden mir doch nur die Brocken, die das Mitleid mir läßt und die ich, ein Armer, mir von des Reichen Tiſche ſammeln muß. — Ach, allein zu ſtehen am Ende ſeiner Bahn iſt ein trauriges Loos! — Kinderlos, ohne Gattin ſteht der Mann wie ein ausgebrannter Krater, kein Herz erwärmte ſich an ſeiner Gluth, ſeine Flamme vergeudete er nutzlos, ſeine Thatkraft verlor ſich in einem zweckloſen Leben! — Wer rückt ihm das Kiſſen, daß er den letzten Lebensodem ſanft und leiſe aushauche, wer

schließt ihm die Augen zu, wenn sein Blick sich nach jenseit nur wendet — eine fremde Hand, ein theilnahmloses Herz.

Sei nicht ungerecht! unterbrach ihn Werner unmuthig: Bleibt Dir nicht Cölestine?

Sie wird ihre Pflicht erfüllen, treu erfüllen. — Aber wenn sie an meinem Lager sitzt, ist ihr Herz, ihr Gedanke bei dem Manne ihrer Liebe, wenn sie, mich pflegend das Kissen zurücklegt, ist sie ängstlich besorgt, daß sie dem gesunden kräftigen Manne die Pflege der Gattin entzieht, und nur die Pflicht hält sie an meinem Lager fest. Darum sehne ich mich so sehr nach meiner Heimath; es ist mir, als ob ich bald in die große Heimath eintreten sollte, zu der wir alle nach unserer Wallfahrt zurückkehren, da möchte ich sie doch noch einmal sehen, und am liebsten — in ihren Armen sterben.

Was willst Du nur immer von dem Tode und dem Sterben! brummte Werner: Blick fröhlich in die Zukunft. Du bist gesund, dreißig Jahre haben über Deine Sehnsucht die Stunden gerollt, und unter ihnen müßte sie nun wohl sanft schlummern und nur leise träumen, nie erwachen.

Sie schlummert nicht! erwiderte der Hofrath lebhaft: Ueberdies nagt ein Wurm an meinem Innern, ich fühle ihn und bin gefaßt; aber eins betrübt mich, wenn ich von hinnen muß. — Ich lasse Alles zurück, was mir theuer war, kein liebendes Herz tritt mir dort entgegen und ruft mir ein Willkommen zu; wie hier, so bin ich auch dort einsam und kein meinem Herzen verwandter Geist schwebt mit mir durch des Aethers Räume. — Aber nein, sagte er plötzlich: finde ich dort nicht ein Mutterherz, das für mich hier gebangt und gesorgt, finde ich nicht den Vater, der mir weniger war, aber mich dennoch liebte? — Darum mit Gott den Weg begonnen, hier bin ich überdies nichts mehr nütze.

Seine Ahnung schien ihn nicht betrogen zu haben; nach einigen Tagen wurde er unwohl, sein Geist umwölkte sich ganz. Theodor, der seinen Zustand untersuchte, konnte den Grund der Krankheit nicht erforschen, der ärztliche Freund aus Weißenfels, welcher ihn zu besuchen kam, meinte, es gebräche der Lebenslampe an Oel. So traf ihn der Brief aus Kurland, der die elterliche Zustimmung enthielt, wenn auch nicht auf dem Krankenlager, doch unwohl auf seinem Lehnstuhle, wo Theodor ihn mit wahrhafter Theilnahme pflegte; und wenn Eduard und Cölestine im Garten an einsamer Stelle saßen, die Tante sie beschlich, und an jedem Gluthworte, das ihnen entströmte, ihr immer noch glimmendes Liebelämpchen wieder anzündete, saß Theodor bei dem Kranken, der schon längst den schottischen Mantel vergessen und den jungen Mann herzlich liebgewonnen hatte.

Siehst Du wohl, sagte er dann zu dem Freunde: dort unten sitzt sie, und als sei ihr Auge nur zu seinem Anschauen geöffnet, hängt sie an ihm und vergißt mich; und die Schwester zieht hinter ihnen drein, wie die Wölfe hinter einem Heere, Beute suchend. Sie findet unten Stoff und

Situationen zu ihren Romanen, Erinnerungen aus der Vergangenheit, und darüber vergißt sie den Bruder. Siehst Du wohl, daß ich einsam bin; nur Du und Dein Theodor bleiben mir und pflegen den Eheloſen.

Sei nicht ungerecht! erwiderte Werner: gönne der ersten Liebe einen heitern ungetrübten Himmel.

Sie wiſſen, daß wir gern bei Ihnen weilen, nahm Theodor das Wort: ſie wiſſen, daß Ihnen keine Pflege gebricht, und der kleine Egoismus, ungeſtört die Thautropfen aus dem Kelche der erſten aufknospenden Roſe zu ſaugen, iſt ein verzeihliches Vorrecht der Verliebten. Auch ich habe das Glück genoſſen, dieſe Tropfen gekoſtet, und wenn ich mit Ruhe und ohne Sorgen Sie verlaſſen kann, dann eile ich, meine Geliebte zum Altare zu führen, und ſo ſehr die Sehnſucht mich auch wegzieht, hält mich doch die Pflicht des Arztes, des Freundes hier zurück.

Der Hofrath reichte ihm die Hand und drückte ſie dankbar. Junger Mann! ſagte er wohlwollend: ich hatte unter dem ſchottiſchen Mantel, hinter dem ſpöttelnden Zuge des Mundes kein ſo ernſtes Gemüth, kein ſo weiches Herz geſucht. Sie bleiben, obgleich ein geliebtes Mädchen Ihrer harret, an den Sorgenſtuhl des Kranken gebannt, und mit nichts mehr kann ich Ihnen danken als mit einem väterlichen Rathe; beherzigen Sie ihn. — Hören Sie auf Kritiker zu ſein, verlaſſen Sie den dornigen Pfad, auf welchem man, den Andern verfolgend, ſelbſt ſtrauchelt und fällt, und dabei das Edelſte im Menſchen, ſein Gemüth verliert. Verſprechen Sie mir, nicht mehr zu rezenſiren, ſchwören Sie dieſer Art Thätigkeit ab, die ſich nicht mit dem ſanften Wohlwollen des Menſchen vereinigen läßt, wobei das Herz zuſammenſchrumpft, der Geiſt nichts gewinnt und Sie der Welt nichts nützen. — Denn glauben Sie zu belehren? — Der Rezenſirte iſt zu eitel, die Wahrheiten Ihres Urtheils zu erkennen, er ſieht nur die zu ſtark gehaltenen Schatten oder achtet nur der Lichtpunkte, die Sie herausheben; das Publikum ergötzt ſich an Ihrem Witze, nicht an Ihrem gründlichen Urtheile, und artet gar die Kritik in Polemik aus, wie es leider jetzt an der Tagesordnung iſt, wird es Parteiſache, miſcht ſich Perſönlichkeit mit ein, ſo iſt es ein Hahnenkampf, woran ſich der Pöbel beluſtigt, und die Schriftſteller ſtellen ſich ſelbſt auf die Bühne eines Hanswurſttheaters, dem Publikum Stoff zum Lachen zu geben. — Würdigen Sie ſich nie ſo tief herab — drücken Sie keinen giftigen Pfeil ab auf fremdes Talent, er prallt gemeiniglich zurück und trifft Sie ſelbſt. Hören Sie die Stimme eines alten Mannes, der in ſeinem eigenen Leben, an ſeinem eigenen Herzen die traurige Erfahrung gemacht hat, und den dies faſt um die Reinheit, um die Ruhe ſeines Gemüthes gebracht hätte. Verſprechen Sie mir das, und erfüllen Sie meine Bitte, dann bin ich gewiß, Ihnen Ihre freundliche Aufmerkſamkeit gelohnt zu haben.

Theodor, mehr aus neckender Laune als aus Neigung Rezensent, gab ihm mit Freuden das Versprechen, und der Alte schien beruhigt.

Die Krankheit des Hofraths nahm, wenn auch nur langsam, doch mit jedem Tage zu und mit jedem schnellen fieberhaften Pulsschlage wurde die Sehnsucht nach Cölestinens Mutter, nach dem väterlichen Hause in ihm stärker. Könnte ich von hier, sagte er oft: so trüge mich die unaussprechliche Sehnsucht, die ich jetzt fühle, gewiß hin zu ihr nach der Heimath, so aber bin ich festgebannt und sehe sie nicht wieder! Dann blieb sein einziger Trost das Bild, das er seinem Ruhebette gegenüber aufstellen ließ und dann mit Cölestinens Zügen verglich, die ihn jetzt, seitdem er nur noch stundenlang das Bett verlassen konnte, fast nie mehr verließ.

Ich weiß nicht, sagte er eines Tages, da er das Bild und Cölestine lange mit einander verglichen hatte: mir scheint, seit Du sehend geworden, seit Du glücklich bist, die Aehnlichkeit mit Deiner Mutter weniger auffallend als sonst. Solch ein seelenvolles Auge, mit welchem Du jetzt auf Deinen Eduard blickst, erinnere ich mich bei Deiner Mutter nicht, so voll inniger Theilnahme hing es nie an dem Meinen — wie konnte es auch sein, sagte er schmerzlich: Sie liebte mich nicht! — Dies sagend, wendete er das Gesicht ab, und es dauerte lange, bis er sich wieder mittheilte.

Eines Morgens, nach einer schmerzlich durchwachten Nacht, ließ er Eduard und Cölestine zu sich rufen. Kinder, sagte er mit ruhigem Lächeln: mir ist als ob mein Sand bald verronnen, als ob mein Lämpchen bald verlöschen wird und mich mein tückisches Schicksal auch um die Freude betrügen will, Euch vereint zu sehen. Deßhalb müßt Ihr eilen, wenn mein Segen Euern Bund begleiten soll.

Vater! bat Cölestine: sieh nicht so trübe in die Zukunft, es ist keine Gefahr, gewiß noch viel sind Deiner Tage, laß uns noch hier als Verlobte an der süßen Hoffnung uns laben, beeile den Tag unseres Glückes nicht, auch mein Eduard bittet Dich darum. Gönne uns nur noch einige Tage, Du selbst sagtest mir ja, daß die Tage der Hoffnung die schönsten wären im Leben, die Tage wo alles sich rosig zeigt und der magische Schleier vor die Zukunft gebreitet ist.

Der Kranke schüttelte staunend sein müdes Haupt. Laß Dich, sagte er: nicht von unzeitigen Bedenklichkeiten abhalten, Deinem Vater die letzten Freudenblumen auf sein Grab zu legen, folge der Stimme Deines Herzens, die Dich gewiß mahnt, meinen Wunsch zu erfüllen, schicke zu meinem würdigen Freunde, dem Prediger, und heute noch.

Nein, Vater, nicht heute schon! bat das Mädchen; auch Eduard bat um Verzögerung.

Oder glaubt Ihr sonderbaren Menschen, fuhr der Alte fort: daß Ihr

mit Eurer Hochzeitfackel den Tod herbeilockt, daß das Geläute der Glocken zu Eurer Feier mir zum Grabgeläute werde? — Fürchtet das nicht, hier lauert er! sprach der Vater, die Hand auf sein nur noch leise klopfendes Herz legend: er hat die Sense schon gehoben, darum eilt.

Doch seinen ernsten Bitten setzte das Mädchen noch innigere entgegen, so daß er nachgeben mußte und der Tag der Verbindung noch weiter hinausgeschoben wurde.

Aber schon am andern Tage fühlte sich der Vater matter und kränker. Siehst Du wohl, sagte er zu seinem Freunde: daß ich dem Unglück geweiht bin, dem mir nahenden Glücke folgt der Tod; nachdem das Leben alle Halme geknickt, mäht er die letzten noch, die mir entsprießen, selbst die Freude gönnt er mir nicht, ihr Glück gegründet zu sehen. Nun wie Gott will. — Werner suchte ihn zu beruhigen, aber er schien nur noch niedergeschlagener zu sein, die Sehnsucht nach der Heimath und Cölestinen wurde stärker, je mehr er dem Grabe zuschritt.

Aber als Theodor selbst alle Hoffnung aufgab und Eduard warnte, da der Vater so matt sei, nicht länger sein Glück aufzuschieben, da das kaum noch glimmende Lämpchen schnell verlöschen könne, bestimmte Eduard Cölestine, sobald der Kranke noch einmal den Wunsch äußere, ihn zu gewähren und als dies schon am Mittage geschah, eilte ein Bote hin, den Pfarrer der benachbarten Kirche zu holen.

Er trat ein und nahte dem Lager seines lange bewährten Freundes. — Sie finden mich matt und der Auflösung nahe! sprach dieser: des Herrn Wille geschehe. In meiner sonst so genügsamen Brust drängten sich noch zuletzt so manche Wünsche, daß ich mich freue wenigstens einen noch erfüllt, diese Beide durch Sie vereinigt zu sehen. Ehe Ihr aber zu dieser heiligen Handlung schreitet, die über das ganze Glück des Lebens entscheidet, wendete er sich rasch zu den Verlobten: muß ich Euch noch ermahnen, Eure Fehler gegenseitig mit Liebe zu ertragen, Eure Schwächen schonend zu dulden. — Im Glücke zagt, im Unglücke seid standhaft, und welche Prüfung Gott auch über Euch senden mag, ertragt sie mit Demuth und Geduld. —

Du meine Cölestine, tritt näher zu mir, daß ich Dein Auge sehen, noch an Deinem Anblicke mich weiden und Dein Bild mit hinübernehmen kann. — Der Myrthenkranz kleidet Dich gut, mein geliebtes Kind, sein Grün schlingt sich sanft durch die goldenen Locken Deines Haares. — Er winkte ihr bei diesen Worten, näher zu treten und sich über ihn zu beugen. Wenn die Seele mir entflohen ist, dann drücke Du mir die Augen zu. — Das Mädchen sank weinend an seine Brust. — Ja, Du armes Kind, sagte er: wer mir nahet, ist dem Unglück geweiht, der Freudentag ist Dir zum Trauertage geworden. Aber laß den kranken Pilger, sein Stab ist gebrochen; wische die Thränen aus dem Auge, tritt hin zu dem Manne Deiner Liebe, und der heilige Bund einige Euch für immer. — Nun beginnen

Sie, werther Freund, bat er den Geistlichen: die Minuten haben rasche Flügel, und nur auf ihren Schwingen ruht noch mein Lebensodem.

Als die heilige Handlung vollendet war und die Neuvermählten neben dem Lager knieeten, er die Hände auf sie legte und mit gebrochener Stimme den Segen gesprochen hatte, schlossen sich die müden Augen, er sank ermattet zurück.

Cölestine erbebte, sie glaubte er sei verschieden, wollte über ihn stürzen; doch Theodor, der seine Hand erfaßt hatte, hielt sie ab. Er ist nur eingeschlummert, noch hebt sich die Brust, sagte er: gönnen Sie ihm, vielleicht den letzten Schlummer. — Cölestine warf noch einen angstvollen Blick auf den Schlummernden, dann verließ sie mit den Uebrigen das Zimmer, nur Theodor blieb zurück.

Sanft war der Schlaf. Die Sonne war schon untergegangen, die Nachtlampe brannte in seinem Zimmer und erhellte es mit düsterm Dämmerlichte, und er schlummerte immer noch. Endlich erwachte er, er glaubte die sanfte liebliche Stimme seiner Geliebten vernommen zu haben, schlug die Augen auf und sah eine bejahrte Frau weinend am Fuße seines Bettes stehen. Staunend erhob er sich, sein Blick ruhte fest auf ihr; plötzlich umstrahlte Wonne sein Antlitz. Kommst Du mich zu rufen? sagte er freundlich zu der Weinenden: kommst Du mir die Augen zuzudrücken? denn trotz der Falten Deiner Stirn erkenne ich Dich, meine Cölestine, wieder. Habe Dank, daß Du mir in der Todesstunde erscheinst. — Er reichte ihr die Hand, sie bedeckte sie mit Küssen, und als sie sich erhob, sich über ihn beugte und ihre Arme um ihn schlang, blickte sein Auge feurig nach ihr. Der letzte Lebensfunke flackerte auf, sein Haupt sank an ihre Brust, ein freundliches Lächeln zog sich um seine Lippen und die Seele schwebte freudig empor, denn an der Brust der Geliebten hatte sie sich vom Irdischen gelöst, an ihrer Brust war er verschieden.

Cölestine hatte der Mutter von seiner Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, geschrieben, da hatte sie Gatte und Kinder verlassen und war nach Deutschland geeilt; deßhalb auch Cölestinens Zögern mit ihrer Verbindung. An der Hand der Mutter zum Altare zu treten hatte sie gehofft, sie trat an ihrer Hand an das Grab ihres edlen Wohlthäters und netzte das blumenbepflanzte mit Thränen.

Die Belagerung von Candia.

Ein sanfter Westwind bewegte nur leise die Fluthen des im Abendroth erglühten Meeres, welches mit seinen ruhigen Wellen das Ufer der Insel Standia bespülte. Schaukelnd zogen die Fischerkähne dem nahen Gestade zu; kein Gekrächze der Möwen, kein Brausen der Brandung störte die heilige Stille, welche sich über die unabsehbare Fläche gebreitet hatte; nur von Ferne donnerte dumpf das Geschütz von Candia, welches die Türken zum vierten Mal belagerten, und ihr thätiger Bezier, Achmed Kiupergli aus 300 Feuerschlünden unaufhörlich beschoß.

Auf Standia aber, obgleich dem Schauplatz des Alles verwüstenden Krieges nahe, war es ruhig. Unbekümmert flaggten hier die Schiffe Venedigs in dem sichern Hafen; ungestört lagerten die Truppen der Republik und Malta's in den zur Vertheidigung aufgeworfenen Verschanzungen, und die Arbeiter zogen unter Gesang von den Schiffwerften in ihre Hütten ruhig heimwärts. Meister zur See war die christliche Schaar auf dieser Insel vor dem Feinde sicher, der es noch nicht einmal gewagt hatte, das feste Standia anzugreifen.

Unfern des Hafens, da wo eine Erdzunge sich in das Meer zieht, standen im Garten der reichen Wittwe Anastasia die Trümmer einer römischen Villa, deren noch kühn sich erhebende Bogen dem hier Verweilenden Schutz, und eine hohe gewölbte Fensteröffnung die herrlichste Aussicht auf das Meer und den Hafen bot. Hohe Cypressen und Palmen beschatteten dies graue Gemäuer, das vielleicht schon Jahrtausende den Stürmen und Wellen getrotzt hatte; prachtvoll blühende Oleander, freundliche Cistusrosen umgaben das versteckte Plätzchen, Jasmin schlängelte sich traulich an das alte Gemäuer empor, und Nelken, Amarillis und Hyazinthen hauchten hier, mit der Blüthe der nahen Orange vereint, ihre balsamischen Düfte durch die schweigende, sich senkende Dämmerung.

An der Fensterbrüstung saß auf weichem Polster ein griechisches Mädchen und schaute in die wogenden Fluthen. Ihr Haupt ruhte auf ihrem mit Perlen geschmückten Arm, ihr Blick war unverwandt nach dem Hafen gerichtet und schien sehnsuchtvoll etwas zu erwarten. Die Flechten ihres langen braunen Haares hingen über den golddurchwirkten Shawl herab, der einem weiten himmelblauen Gewande, welches das schöne Ebenmaß

ihrer Glieder verhüllte, statt Gürtel diente. Vor ihr auf der Brüstung lag neben einem kleinen Gebetbuche eine gebrochene Lilie und zu ihren Füßen lehnte eine Laute an dem alten Gemäuer. So saß sie in sich versunken und schien nicht auf den Donner des Geschützes zu hören, nicht das eintönige Rauschen der an's Ufer schlagenden Wellen zu vernehmen, noch den Mond zu beachten, der jetzt aus der Dämmerung leuchtend hervortrat, und sein ruhiges Antlitz in den bewegten Wogen spiegelnd, mit magischem Lichte die beginnende Nacht erhellte.

Am Eingang des gewölbten Gemäuers stand, an eine Säule sich lehnend, ein junger reich gekleideter Grieche, und so wie die Jungfrau ihren ernsten Blick über das Meer sandte, hielt er den seinen fest auf ihre herrliche Gestalt gebannt. Stille Trauer umdüsterte sein finstres, vom Mondlicht bestrahltes Antlitz, und nicht ein Seufzer, nicht die leiseste Bewegung störte die Träume der über das Meer Schauenden, die jetzt plötzlich ihre Laute erfaßte, stürmisch einige Akkorde griff, sie doch bald wieder mit Heftigkeit neben sich legend in ernstes düsteres Sinnen verfiel.

Doch nicht lange, so erhob sie sich, bog ihre hohe schlanke Gestalt über die Brüstung und sah hinüber, wo die Feuerkugeln, welche die Türken in das bedrängte Candia warfen, trotz dem Mondlicht, durch die graue Nacht wie feurige Unheil verkündende Meteore zogen. Noch seh' ich die Flotte nicht, die von Frankreichs Küsten zur Hülfe erscheinen soll! noch ist er fern! rief sie jetzt schmerzvoll. Wie oft hast du schon meinem sehnenden Auge vergebens geleuchtet! fuhr sie fort: wie oft bist du, schweigendes Licht, vor meinem Blicke mit der Hoffnung aufgegangen, du würdest mir die weißen Segel zeigen, die ihn mir zurückbringen sollen; ich harrte manche lang sich dehnende Nacht, und du gingst, ohne dich um meinen Gram zu kümmern, hinter den Bergen unter, die Morgenröthe stieg über den schneebedeckten Gipfel des Ida herauf und brachte den jungen Tag; ihn brachte sie nicht —

Hoffnung, Hoffnung! sagte sie jetzt und der Ton ihrer Stimme schmolz in Wehmuth: täusche mich nicht! ich habe mein ganzes Glück zutrauenvoll auf deine Schwingen gelegt; entführ' es nicht, bring' es mir wieder und laß mir deinen nie verwelkenden Kranz, der selbst mit Cypressen verschlungen auch jenseit fortgrünt; laß mir ihn! Alles, Alles hab' ich ja dem Manne meines Herzens geopfert, Alles, was ein stolzes, reines Gemüth nur opfern darf; die Thränen meiner Mutter habe ich hervorgerufen, habe ein treues Herz gebrochen und meine Ruhe, meinen Stolz hingegeben. — Nein, der Himmel kann mir nicht zürnen, meine Liebe, unter Schmerz und Thränen geboren, blieb rein —

Was rauschet hier? rief sie, heftig sich wendend: Wer stört mich, wenn ich aufseufze, das gepreßte Herz zu erleichtern. Ach! Ihr seid es, Nikola; sagte sie besänftigter: Seid Ihr schon wieder meinen Schritten gefolgt und auch im Mondlicht mein düstrer Schatten? Habt Ihr meine Einsamkeit

belauscht? Was konntet Ihr Freudiges vernehmen als die klagende Sehnsucht, als das Aufjauchzen erneuter Hoffnung? — Störet mich nicht in meiner Freude, in meinem Schmerz. Wenn ich eines Freundes bedarf, wird Euch meine Stimme rufen; aber stört meine Einsamkeit nicht wieder! hat sie, freundlich ihm die Hand reichend, die er nicht erfassen zu wollen schien; er sah mit düsterem, fast feindlichem Blick auf die Jungfrau.

Nikola! sagte sie, die Hand zurückziehend: Euer unversöhnliches Herz sollte Euch wenigstens aus meiner Nähe verbannen. Wenn Ihr die Hand der Freundschaft zurückweiset, was wollt Ihr noch weiteres von mir? Der Grieche beantwortete diese Frage mit einem bittern Lächeln. Euer Benehmen kränkt mich, fuhr das Mädchen fort: Ihr kennt mich, kennt meinen Stolz. — Was wollt Ihr von mir? — Ich habe Euch wehe gethan, Eurem Herzen wehe gethan, das ich achten aber nicht lieben kann. Ich habe Euch meine Freundschaft geboten; sie genügt Euch nicht, meine Theilnahme ist Euch drückend; das Mitleid, der Kummer, denn ich bei Euren Leiden fühle, ist für Euch noch eine zu schwache Buße. Wie ein finstrer Geist folgt Ihr mir bei Schmerz und Wonne; wachet heute wie ein schützender Engel über mich, und blick' ich an Euch auf, so weiß ich nicht, zuckt Ihr das gehobene Schwert gegen mich oder zu meinem Schutze, und morgen, den Dolch in der Hand, die Tücke im Auge, schleicht Ihr hinter mir, wie die Schlange sich zu dem Lager des Schlummernden windet. — Dies muß enden, Freund oder Feind müßt Ihr mir sein. Wählet, Eines oder das Andere.

Und welches von beiden wünscht Ihr? fragte der Grieche mit anscheinendem Gleichmuthe.

Daß Ihr mein Freund wäret, mein treuer Freund! erwiderte sie.

Ich will versuchen, ob ich es vermag. Ich glaube kaum! sprach er ernst: Hat der Bergstrom sich erst über Felsen brausend die Bahn gebrochen, steht es nicht mehr in seinem Willen, unter Blumen ein rieselnder Bach, dahin zu fließen. Bei diesen Worten schaute sein Auge seelenvoll auf das Mädchen, die Züge des finstern Gesichts erhellten sich — er ergriff ihre Hand. Gute Nacht, Helene! rief er mit Leidenschaft: gute Nacht! und eilte fort.

Lange sah ihm das Mädchen nach, dann seufzte sie tief auf. Ich habe ein treues Herz gebrochen, sagte sie leise, nahm ihre Laute und das Gebetbuch, warf die gebrochene Lilie in die Meeresfluth und kehrte sinnend in ihre Wohnung zurück.

Am andern Morgen stand sie wieder an der Fensterbrüstung der verfallenen Villa und schaute nach dem Hafen, wo heute ein regeres Treiben war. Wohl 30 Segel wogten auf der Rhede, die Flagge Frankreichs wehte

lustig im leisen West, Bote fuhren hin und her und nahmen die Krieger auf, die an's Land gesetzt wurden, um während der Nacht auf kleineren Schiffen in den Hafen von Candia einzulaufen. Lebensmittel aller Art, Schanzzeug, Geschütz und Munition wurde ausgeladen und nach den Vorrathhäusern oder auf andere Schiffe gebracht, und überall sah und hörte man lauten Jubel; denn die so lang erwartete Hülfflotte Frankreichs war eingetroffen und hatte am frühen Morgen auf der Rhede die Anker geworfen. Der Herzog von La Feuillade war mit 300 Edelleuten und 1000 Freiwilligen, zu denen sich 60 Ritter von Malta gesellt hatten, Candia zur Hülfe gezogen. Er und sein muthiger Haufe brannten vor Begierde, an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen.

Helene sah mit freudigem Blick dem regen Schauspiele zu. Laut klopfte ihr Herz, Hoffnung und Furcht wogte in ihrer Brust. Mit dieser schon seit einem Jahre erwarteten Flotte hatte der Chevalier d'Aubüsson wiederzukehren versprochen. Jetzt, nach so langem Harren schlug die Stunde der Entscheidung, jetzt lag ihr Schicksal unwiderruflich entschleiert, die Flotte brachte ihr Leben oder Tod. Heinrich d'Aubüsson hatte mit ganzem Herzen, mit treuer reiner Liebe an dem Mädchen gehangen, das mit männlichem Muth an seiner Seite gefochten und sich die Bewunderung der Besatzung Candia's erworben hatte. Das heilige Kreuz den Kriegern vorantragend, hatte sie sich mit ihm bei jedem Ausfall in die dichtesten Reihen der Feinde gestürzt und von dem Gott der Liebe geschützt, war sie stets unverwundet in die Stadt zurückgekehrt, wo so manche ihrer Schwestern, von Glaubensmuth getrieben, männlich für die Vaterstadt und ihre Religion auf den halb zerstörten Wällen gegen die Ungläubigen kämpften. Um Angelegenheiten mit seiner Familie zu ordnen, hatte d'Aubüsson Candia und die Geliebte unter dem Versprechen verlassen, mit der längst schon erwarteten Hülfflotte zurückzukehren und seiner heiligsten Verpflichtung getreu, Helene zum Altar zu führen.

Seit einem Jahr hatte sie auf seine Rückkehr gewartet. Briefe, die sie zuweilen von ihm erhielt, hatten ihre unaussprechliche Sehnsucht nicht stillen können; sie athmeten Liebe, heiße innige Liebe, aber auch düstere Schwermuth. Jedoch wankte Helene nicht in ihrem Glauben an die Treue des ernsten edlen d'Aubüsson; sie vertraute ihm fest, und die Erfüllung seines Wortes konnte allein die Thränen ihrer gebeugten Mutter trocknen, den Haß ihrer Verwandten tilgen. Der Augenblick, der Alles dies gestalten mußte, war gekommen, die Flaggen der Flotte, die ihn herüberbringen sollte, wehten auf der nahen Rhede, und sonderbar, so nahe ihrem Glück, bangte zum Erstenmal ihr klopfendes Herz.

Da sah sie Nikola mit raschen Schritten den Weg von dem Hafen kommen. Er eilte nach dem Gemäuer, wo er sie schon erblickt haben mochte. Sein Antlitz, als er näher kam, verkündete nichts Freudiges, denn er war heiter und lächelnd — bebend erwartete ihn Helene.

Freut Euch mit mir! rief er ihn schon aus der Ferne entgegen: Heinrich d'Aubüsson ist da, ich habe ihn gesehn, gesprochen — ich bringe Euch seinen Gruß, wenn Ihr ihn aus meinem Munde vernehmen wollt.

Freudig als habe sich der Himmel ihrem verdüsterten Blicke geöffnet, eilte das Mädchen Nikola entgegen.

Habt Ihr ihn gesprochen? fragte sie.

Ich sah ihn, wie er als wohlerfahrener Krieger beim Ausschiffen so manches anordnete; er erkannte, bewillkommte mich freundlicher als je und sagte mit flüchtiger Eile: bring' Helenen meinen Gruß!

Und weiter sagte er nichts? fragte das Mädchen aufgeregt.

Weiter nichts! erwiderte Nikola kalt: Hat doch ein Offizier bei der Ausschiffung auch zu viel zu thun und zu sorgen, wie kann er bei so ernstem Werke an die Tändeleien der Liebe denken. Er schwieg. Die Jungfrau sah sinnend vor sich nieder. Helene! unterbrach er endlich die Stille: wenn über die heiligen Mauern Arcadis ein Gewitter sich thürmt, der Donner rollt und die Blitze, diese furchtbaren Verkünder des göttlichen Zornes schlängelnd auf den Ida herniederfahren, dann knie' ich nieder und bete zu Gott; thut heute ein Gleiches, wenn auch nur der Donner des Geschützes, die Hülfflotte zu begrüßen, von den Wällen Candia's rollt. — Betet zu Gott, daß er Euch im Glauben stärke. Dies sagend verließ er die immer noch Sinnende und ging wieder dem Hafen zu.

Zu Gott soll ich beten und um Stärkung im Glauben flehn? sagte nach langem Schweigen Helene vor sich hin. Bedarf ich denn des himmlischen Beistandes so sehr, da er in meiner Nähe ist? — Was sollen diese dunklen Worte? — Was soll das freudige, fast tückische Lächeln auf Nikola's Gesicht, das bei d'Aubüssons Anblick sonst nur düster und feindlich sich zeigte? — Er hat mit ihm gesprochen, und nur einen Gruß hat er mir gesandt? — Doch was quäl' ich mich? Liegen nicht in Nikola's Charakter so viel gegen einander streitende Gefühle? Hat er sich vielleicht mit d'Aubüsson versöhnt, weil dieser wiedergekehrt ist, für den Glauben und für Candia zu streiten? —

Diese Zweifel quälten ihr aufgeregtes Gemüth, als Anastasia, ihre Mutter, durch die Myrthengänge des Gartens sich nahte. Mit kummervollem Blick trat sie zu ihr und ihr Auge ruhte besorglich auf der Tochter. Die Flotte der Franzosen ist eingelaufen, unterbrach sie endlich das Schweigen: dort flaggen ihre Schiffe; ist er mit ihnen zurückgekehrt, Helene?

Er kehrte mit ihnen zurück!

Und Dein Gesicht ist so ernst, die Hoffnung, ihn wieder zu sehn läßt Dich kalt? fragte die Mutter.

Ich erhielt die Nachricht durch Nikola, entgegnete Helene: und was mir dieser Unglücksrabe mit freudigem Blicke verkündet, ist mir stets unheilbringend gewesen; darum fürchte ich.

Und was kannst Du noch fürchten, wenn er hier ist? fragte die Mutter weiter: Als das Boot ihn von diesen Ufern nach dem Schiffe führte, als ich ihn nach den Grabusen von hinnen steuern sah, glaubte ich, ihn nie wieder zu erblicken; falsch und heuchlerisch ist das Volk der Franzosen, in der Liebe gleichen sie den Phalänen, die des Nachts von Blume zu Blume flattern, und wenn der Tag beginnt, sich in ihrer Blätterhöhle verbergen. Es ist ein wortbrüchiges Volk, einschmeichelnd und liebkosend, mit Liebe nur scherzend; haben sie die Rose entblättert, drücken sie lächelnd den Dorn in das gramvolle Herz.

Mutter! unterbrach sie staunend Helene: Ihr habt zwar immer an seiner Treue gezweifelt; aber so leidenschaftlich hörte ich Euch noch nie über das ganze Volk der Franken urtheilen, — so heftig in Worten und Geberden sah ich Euch noch nie. —

Die Mutter schwieg.

Ihr zürnt mir, daß ich Heinrich d'Aubüsson liebe; meine Neigung zu ihm hat den Thränenquell in Euch geöffnet, und mit so freundlichem Blick auch oft Euer Auge auf ihn sah, wenn er in unsere Wohnung trat, so herzlich Ihr ihm auch zuweilen entgegen kamet, untergrub unsere Liebe dennoch das Glück Eures Lebens. Das schmerzt mich; aber noch mehr Eure Verschlossenheit. Ihr sagtet mir oft selbst, daß mein ernster fester Sinn den Sohn Euch ersetze, daß Ihr Euch mit mir bei den wichtigsten Dingen berathen könntet; warum öffnet Ihr mir Euer Herz nicht in einer Angelegenheit, die mich so nahe angeht? Warum sagt Ihr mir nicht den Grund, weßhalb Ihr meine Liebe tadelt? Ich weiß wohl, daß Nikola es nicht ist, warum Ihr mir zürnt; Ihr liebt ihn nicht; Ihr fürchtet so wie ich sein verschlossenes Gemüth; Euch stößt sein finsterer Glaubenssinn zurück, der ihn das sanfte Licht der heiligen Religion im Dunkel des Wahns verlöschen läßt; Euch wäre es gleich, reichte ich ihm oder einem andern Jüngling unseres Landes meine Hand. Warum zürnt Ihr mir denn, warum trübt es Euer Glück, daß ich den edlen Mann gewählt habe, an dessen herrlicher Gestalt Euer Auge selbst mit Wohlgefallen hängt?

Bitter lächelnd schüttelte Anastasia ihr noch immer schönes Haupt.

Was soll Eure Helene an der Seite eines Candioten? fuhr das Mädchen fort: Soll sie daheim sitzen an der Spindel, während ihr Gatte mit Oel und Rosinen feilscht und ihren Werth nur nach dem schätzt, was sie ihm an Heirathgut zubrachte? — Was soll sie in einem Lande, wo die Freiheit, schon lange von St. Marcus Löwen gefesselt, nur den letzten Funken ihres Lebens, den die stolze Signoria ihr ließ, in der despotischen Hand des Muselmannes aushauchen wird? Was soll Eure Helene hier? Soll sie etwa des stolzen Beziers Harem schmücken? — Nein, Mutter, dazu fließt ein zu edles Blut in meinen Adern; ehe sie sich dieser Schande Preis gäbe, wählte die freie Griechin lieber den Tod. Nach Frankreichs Fluren, an dem Hofe des mächtigen Königs, in dem Lande des Krieg-

ruhms — dahin treibt mich die Sehnsucht, dahin führt mich mein Geliebter; da bedarf es keines Schleiers, mein Gesicht den Männern zu verbergen, keines Wächters, meine Tugend zu bewahren; dort herrscht das Weib, hier ist sie des Mannes Sklavin!

Arme Betrogene! rief die Mutter: Dort, wo das Vorurtheil des Standes den hellen Geist so sehr trübt, daß Helene, die Tochter des Kaufherrn von Candia, trotz dem, womit die Natur sie herrlich ausgestattet, wie eine Aussätzige im Kreise der stolzen Barone empfangen würde, welche den ganzen Stamm der d'Aubüsson befleckte, dort suchst Du stolzes Herz Dein Glück? Wisse Helene, was mich betrübt: Ist er treu, führt er Dich als seine Gattin heim, so hat er die Achtung der Seinen verloren; und gibt ihm auch Liebe augenblicklichen Ersatz, so schlummert doch der Ehrgeiz nur leise in des Mannes Brust und beim Erwachen übt er strenges Recht; — und opfert er Dich dem Vorurtheil, verläßt er Dich treulos, dann bist Du in Deinem Vaterlande eine Verachtete.

Mutter! rief die Jungfrau, und auf ihrem Antlitz glühte eine heilige Flamme: Sorgt nicht für mich! Die Tage des Hohns erleb' ich nicht; so werdet Ihr mein stolzes Herz nicht gebeugt sehn. Ich habe, um dem Geliebten zu zeigen, daß ich seiner werth bin, im Kampfe mein Leben freudig dem Tode geboten; glaubt Ihr, ich könne meinem Stolz nicht ein gleiches Opfer bringen? — Sorgt nicht für mich! Entschlossen wende ich meinen Blick nach dem Hafen, von wo mir mein Schicksal lächelnd oder trübe kommen muß. Bei diesen Worten wendete sie ihr Auge nach dem Wege, der von dem Hafen nach ihrer Wohnung führte, schrie plötzlich auf und stürzte aus dem Gemäuer; doch bald kehrte sie schweigend zurück, lehnte sich an eine Säule und sagte, die Hand aufs Herz pressend, leise, doch der Mutter hörbar: Ruhig, klopfe ruhig mein Herz!

Die Mutter, welche sorgvoll nun auch nach jener Gegend hin blickte, sah einen im Mantel Gehüllten den Fußsteig sich nahen. Bald erkannte sie Heinrich d'Aubüsson, der langsam und, wie es schien, in tiefen Gedanken versunken einher schritt. Fasse Dich, Helene! bat sie das wie leblos dastehende Mädchen: binde der Wonne die Schwingen, daß sie Dich in ihrem Aufflug nicht tödte. Sieh', er gönnt Dir Zeit, Dich zu sammeln; sein Schritt ist langsam und ungewiß.

Das ist nicht der eilende Flug der Liebe, sagte Helene traurig: so schleicht die Furcht. Nun, diese Stunde führe mir Wonne oder Schmerzen zu, ich werde beide muthig ertragen.

Bei diesen Worten verließ sie das Gemäuer, und ging, von der Mutter gefolgt, langsamen Schrittes dem Geliebten entgegen.

Als dieser sie erblickte, verdoppelte er seine Schritte und stand bald ihr gegenüber. Sie ruhte in seinem Arm, er fühlte das Schlagen ihres klopfenden Herzens — Helene! rief er, mit seelenvoller Theilnahme auf sie blickend: meine theure, liebe Helene, seh' ich Dich wieder? ruhst Du

wieder in meinem Arm? bist Du es auch? Ja! rief er, sein Auge forschend auf sie gerichtet: das sind die lieben Züge, das der seelenvolle Blick und dies, sagte er, ihr gescheiteltes Haar mit bebender Hand sanft von der Stirn hinweg schiebend: dies die braunen Locken. —

Mein Heinrich! rief das Mädchen, an ihm aufblickend: fließen diese Tropfen, die auf meine Stirn fielen, der Freude oder dem Schmerze? Sprich!

D'Aubüsson drückte sie stürmisch aber schweigend an seine Brust; Helene entwand sich seinen Armen. — Fließen sie der Freude oder dem Schmerze — fragte sie noch einmal.

Statt Antwort riß er den Mantel von seiner Schulter. Helene schrie laut auf, trat bebend einen Schritt zurück, starrte mit finster rollendem Auge auf den Schweigenden, ergriff dann der Mutter Hand und sagte kalt: Kommt Mutter!

D'Aubüsson hielt sie zurück. Sie wandte sich nach ihm. Ritter von Malta! sagte sie bitter: was wollt Ihr von mir? — Das weiße Kreuz auf Eurer Brust ist die unübersteigbare Kluft zwischen mir und Euch. Sie wandte ihm den Rücken und ging mit der Mutter. D'Aubüsson folgte nicht, nur sein Auge begleitete sie.

Und dennoch wird dies Kreuz uns nicht auf ewig trennen! sagte er, da sie hinter einem Jasmingebüsch seinem Auge entschwand: dennoch wirst du an meiner Brust liebend ruh'n, holdes, edles Mädchen!

Wie sonderbar, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, als er in die Trümmer der Villa eintrat: wie sonderbar waltet das Schicksal über den Sterblichen. Meine Sehnsucht nach diesem Plätzchen trauter Erinnerung war so groß, es trieb mich unaufhaltsam aus meinem Vaterlande hieher, und nun, da ich hier stehe, alle die freundlichen Bilder, die mich über das Meer begleiteten, um mich schaue, ist es mir doch so wehmüthig um das Herz, und selbst die Erinnerung bietet mir keine Freude, nur den Schmerz meines verlorenen Glückes. Es war ein schöner wonniger Traum, ein herrliches Morgenroth stieg mir auf — die Nebel haben es mir verdunkelt.

Seid mir willkommen, Herr Ritter von Malta, störte ihn eine Stimme in seinen Betrachtungen, und Nikola stand vor ihm: Ihr seid lange schon erwartet worden; aber wohl schwerlich mit diesem Kreuze auf der Brust.

Wie steht es in Candia? fragte, statt Antwort, der Malteser.

Schlecht! der tapfre Morosini steht noch, eine feste unerschütterliche Mauer hinter den zusammengeschossenen Wällen, und dieser eherne Schild der Christenheit strahlt noch in vollem Glanze dem Halbmond entgegen. Minen fliegen noch täglich auf und schleudern die Muselmänner in die Luft; Bomben zerschmettern Kirche und Häuser; ein Schutthaufen ist die Stadt. Noch glüht das Herz muthig zu ihrer Vertheidigung; noch erhebt

sich das heilige Kreuz auf den Trümmern, und Gott wird das Bollwerk der Christenheit nicht untergehen lassen.

Und was hat Euch, Nikola Conduri, aus der bedrängten Stadt geführt? Ich sah Euch doch sonst einen der Ersten auf den Wällen, einen der tapfersten Candioten im Gefecht? fragte d'Aubüsson.

Ich hatte ein wackeres Häufchen Büchsenschützen in den Bergen gesammelt, erwiderte der Grieche: habe den Ungläubigen manchen Schaden mit ihnen zugefügt, und jetzt ziehen wir, 40 an der Zahl, zur Vertheidigung der Stadt; dort werden wir uns wieder finden, Herr Ritter!

Dessen bin ich gewiß, denn Ihr seid ein wackerer, ehrenwerther Krieger; ich habe oft Euren kecken Muth bewundern müssen! sagte der Malteser, ihm herzlich die Hand reichend, die Nikola auch ergriff.

Wie ist es Helenen seit dieser Zeit ergangen? fragte d'Aubüsson ablenkend.

Sie hat, seit Euer Schiff den Hafen verließ, auch Candia verlassen. An meiner Seite hat sie nicht gefochten und meiner Schaar nicht das Kreuz vorgetragen, wie der Eurigen. Eitle Lust legte ihr das Heilige in die Hand, nicht der Glaubensmuth.

Der Ritter sah den Griechen forschend an, dessen Gesicht sich umdüstert hatte. — Ihr liebtet Helene? Mit diesen Worten weckte er den Träumenden aus seinem düstern Sinnen.

Nikola blickte wild auf; unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem Dolche in seinem Gürtel.

Meine Frage sollte kein bitteres Gefühl in Euch wecken! fuhr d'Aubüsson mit ruhigem Tone fort: Das Kreuz auf meiner Brust kann Euch Bürge sein, daß ich nicht feindlich zwischen Euch und Helene trete; ich wüßte keinen Mann, an dessen Hand ich sie lieber durch das Leben wandeln sähe als Euch.

Der Grieche, welcher, während der Ritter gesprochen, noch immer die Hand an dem Dolche, stolz auf den Malteser geschaut hatte, wandte ihm jetzt, einen verächtlichen Blick auf ihn werfend, den Rücken und verließ ihn langsamen Schrittes.

Grieche! rief ihm d'Aubüsson gebieterisch zu: ist Dir Dein Leben lieb, so steh!

Nikola stand und wandte sich. Auf welche Weise wollt Ihr mein Leben! sprach er: das Schwert in der Hand oder vor dem Richterstuhl der Venetianer, wo es dem Ritter von Malta leicht wird, gegen einen Griechen ein blutiges Urtheil zu erhalten?

Ich will, daß Du mir Rede stehst! erwiderte d'Aubüsson befehlend: Warum wandest Du mir auf solche ungeziemende, verächtliche Weise den Rücken? Ein französischer Edler duldet solches Betragen nicht ungestraft.

Seid Ihr mein Richter? erwiderte Nikola kalt: oder meint Ihr, wir Griechen wären Sklaven und Ihr wäret die strengen gebietenden Herren?

In der Sache meiner Ehre bin ich mein Richter! entgegnete d'Aubüsson: Ich halte Euch für einen freien ehrenwerthen Mann, und von einem solchen verlange ich Rechenschaft.

Ihr wollt es wissen? Nun wohlan, so hört! begann der Grieche, nachdem er einen ruhigen Augenblick benutzt hatte, sich zu fassen: Ihr waret mein glücklicher Nebenbuhler, deßhalb haßte ich Euch, obschon ich Euch sonst ehren mußte. Ihr kehrt als Malteser Ritter zurück und entsaget freiwillig einem Glück, für das ich mein Leben tausendfach geopfert hätte; ich beklage Euch deßhalb und mein Haß ist erloschen. Da bietet Ihr mir Helene, als wäre ein solcher Engel ein käufliches Gut, mit kaltem Herzen an. Soll ich den Mann ehren, der solch himmlisches Wesen schmerzlos verlassen, der Treue brechen kann, und die Verlassene ausbietet, als habe er ein Recht ihre Hand, ihr Herz zu vergeben? Ich muß Helenen entsagen, denn sie ist thörig genug, Euch zu lieben: aber bei Gott! sie bleibt die Heilige meines Lebens und nächst meinem Glauben war meine unglückliche Liebe mir das Höchste auf der Welt. Ihr tretet, dies Kreuz auf der Brust, vor die in Sehnsucht Harrende, und in dem Augenblicke, wo die Schmerzerfüllte Euch verläßt, sagt Ihr mit höhnischer Kälte: Grieche, nimm hin die Rose, die ich verschmähte, Du bist nun ihrer werth! Deßhalb verachte ich Euch — und nun nehmt Eure Rache, versöhnt mit Blut das Wort, das Eure Ehre kränkte; ein solches Wort kann nur blutig versöhnt werden; die unedle That läßt ja kein Makel zurück.

Grieche! sagte der Malteser und stand würdevoll vor dem Zornerglüthen: wäre Helene mir nicht noch jetzt das Höchste der Erde, mein Schwert streckte Dich zu Boden. Aber ich thät Unrecht — ich muß Dir verzeihen; ein edler Zorn spricht aus Dir. Beurtheile keinen Ehrenmann eher, als bis Du ihn ganz kennst, bis Du weißt, weßhalb er so und nicht anders handelt. Ich verzeihe Dir; hätte aber Blick und Worte, nicht immer könntest Du mich so besonnen finden, als in dieser ernsten Stunde. Leb' wohl, ich scheide von Dir als Freund! Er warf noch einen wehmüthigen Blick auf die Ruine, schaute noch einmal im Garten umher und ließ Nikola staunend zurück, den der ruhige Ernst, die edle Haltung des Ritters außer Fassung gebracht hatten.

Bei Gott! rief er: den hat das Kreuz duldsam gemacht. Ich verstehe ihn nicht.

Der Mond trat auch heute freundlich hinter Wolken hervor und beleuchtete ein herrliches Schauspiel. Auf 60 kleinen Schiffen war die muthige Schaar von Frankreich und Malta eingeschifft; ihnen sollten noch 40 Bote mit Kriegsmunition, Lebensmitteln und Schanzzeug aller Art folgen; vier Galeeren Venedigs, zwei von Malta und acht französische Kriegschiffe waren im Begriff die Anker zu lichten um die Transportflotte

bis unter die Kanonen der feindlichen Batterieen zu begleiten. Lauter Jubel verkündete die muthige Stimmung dieser der Ehre und dem Ruhme geweihten Schaar, und als der Signalschuß von der St. Marcusschanze tönte, wurden die Anker gelichtet, und von einem günstigen Wind getrieben, segelte die Flotte dem Hafen von Candia zu.

In einiger Entfernung folgte ihr mit emsigem Ruderschlag ein griechisches Schiff. Nicht lauter Jubel, wie auf der Flotte der Verbündeten, ernste Stille herrschte hier; kein Jauchzen, kein Gesang störte das eintönige Schlagen der Ruder, das Brausen der Wellen. Nicht von Ehrgeiz und Ruhmsucht getrieben, erfüllte ein anderer Muth die kleine Schaar, welche das Schiff nach Candia's Trümmern brachte: Glaubensmuth und Vaterlandliebe führte sie in die zerstörte Heimath zurück; nicht für ein welkes Lorberreis, nicht für den schnell verhallenden Tubaton der Fama zogen sie hin zur Vertheidigung jener schon seit zwanzig Jahren mit nur wenig kurzen Unterbrechungen belagerten Veste. Den Lorberbaum wollten sie sich wieder erkämpfen, den ihre Väter auf heimathlichen Boden gepflanzt; den Schall der Glocken, von den hohen Thürmen der heiligen Gotteshäuser, die ihre Vorfahren im frommen Glauben erbauet hatten, wollten sie als freie Männer vernehmen; den Friedhof, wo die Väter ruhten, wollten sie zur eigenen Ruhestätte sich erringen, damit sie in heimathlicher Erde bis zum Tage der Auferstehung sanft schlummern könnten. Deßhalb war ihr Sinn ernst gestimmt; sie zogen hin, für ihren zerstörten Herd zu kämpfen. Der bleiche Schein des Mondes zeigte ihnen in der Ferne nicht allein das Schlachtfeld der Ehre; nein! aus den dunklen Massen, die am fernen Horizont wie finstre zürnende Geister in der Mondnacht sich aus der Meerfluth zu heben schienen, starrten ihnen die Trümmer ihrer heimathlichen Wohnung entgegen. Jener dunkle Riese, der den feindlichen Kugeln trotzend seinen langen Schatten über den Schutthaufen warf, hatte sein Trauergeläute ertönen lassen, als die theure Gattin, als das liebende Kind der Erde wiedergegeben wurde; jetzt hallten nur seine Seufzer, wenn die ehernen Kugeln von seiner unverwundbaren Brust abprallten. An die immer deutlicher hervortretenden Massen knüpfte Jeder auf diesem Schiffe wehmüthige oder schmerzliche Erinnerungen, und wo jene Fremden in wildem Kriegsübermuthe jauchzten, füllte dumpfer Schmerz Nikola und seine Gefährten. Nur ein Herz unter ihnen hatte sich andern Gefühlen hingegeben; es klopfte laut, stürmisch und schmerzvoll, aber sein Schmerz war andrer Art. Es war der Schmerz liebegekränkter Triebe, zertrümmerter Hoffnung; es war Helenens Herz, das unter ihrem seidenen Gewande schlug, es war Helenens Auge, das thränenlos vor sich hin starrte. Sie war Nikola nach Candia gefolgt; d'Aubüsson's Herz verloren, suchte sie den Tod.

Jetzt nahte die Flotte dem Hafen. Die vorderen Schiffe zogen nun einen Theil ihrer Segel ein, um den Folgenden Zeit zum Herankommen

zu geben, damit sie wo möglich in gehöriger Ordnung in den Hafen einlaufen könnten und dem Feuer der türkischen Batterieen nicht einzeln ausgesetzt würden. Durch das Aufsteigen dreier Raketen gab der Herzog von la Feuillade der Besatzung das Zeichen seiner Ankunft, die auch auf dies Zeichen von der Seite der Bastion St. Andreä und Sabionera zum Schein einen Ausfall machte, die Aufmerksamkeit der Feinde dahin zu leiten. Die Türken jedoch, von der Ankunft der Flotte unterrichtet, die ihnen überdies das Mondlicht schon in der Ferne zeigte, waren auf ihrer Hut, das Geschütz in den Strandbatterieen, die Roste bereit, und kaum, daß sich das erste Schiff auf Schußweite nahte, begann ein furchtbares Feuer aus dem schweren Geschütz und glühende Kugeln fuhren zischend in das Meer. Die Schiffe der Verbündeten, welche sich den Batterieen gegenüber legten, um sie mit Feuer zum Schweigen zu bringen, erfüllten ihren Zweck nicht. Unbekümmert um die Kugeln, die sie sandten, richteten die Türken ihre Kanonen nur auf die Flotte, welche trotz des heftigen Feuers nur mit wenigem Verluste in den Hafen einlief. Ein einziges Schiff, mit Schanzkörben beladen, gerieth in Brand und mehrere wurden nur leicht beschädigt.

Während diesem hatte sich das griechische Schiff außer dem Bereich des Geschützes gehalten; zu gut mit der Kriegweise der Türken bekannt, kreuzte es auf offener See vor dem Hafen, und erst, als die Kriegflotte der Verbündeten ihr Feuer eingestellt und sich wieder gesammelt hatte, um nach der Rhede von Standia zurückzukehren, täuschte es die Wachsamkeit der Türken und lief, ohne beschossen zu werden, in den Hafen ein.

Die Ankunft der Verstärkung belebte von neuem den Muth der bis auf 5000 Mann geschmolzenen Besatzung. Franz Morosini, dieser letzte Held Venedigs, Generalissimus über die Land- und Seemacht der bedrängten Republik, empfing den Herzog von la Feuillade mit aufrichtiger Freude; eben so der oberste Befehlshaber der Besatzung, der Marquis de St. André Montbrun, welcher über die Ankunft seiner Landesleute nicht weniger erfreut war.

Am andern Tage, an welchem der edle Morosini Heerschau über die neuangelangten Völker hielt, klopfte sein Herz, als er diese neue Kriegschaar muthig und wohlbewaffnet auf dem öden Marktplatze aufmarschirt sah. Die Offiziere bildeten ein eigenes Regiment von 300 Mann, das der Herzog von Chateauthierry und der siebzehnjährige Graf von St. Pol anführte. Die übrigen Freiwilligen, 600 an der Zahl, worunter die meisten von Adel, führten der Marquis von Tavannes und der Graf Langeron an. Die dritte Abtheilung, wohl an 300, bestand aus den Dienern der Adeligen und war jeder andern an Körperkraft und Muth gleich zu achten; neben diesen standen die 60 Ritter von Malta mit ihren Knechten, kein großer, aber ein kriegerfahrener Haufe. Vor ihrer Front wehte die Fahne von Malta, in welcher der Großmeister aus Achtung für die französischen Edlen und um die Ritter durch die Erinnerung an die Vertheidigung von Rhodus anzufeuern, das Wappen der d'Aubüsson hatte wirken lassen. Zuletzt

schloß das wackre Häuflein Griechen, mit ihren türkischen Röhren bewaffnet, die Linie.

Jedem ein freundliches ermuthigendes Wort sagend, durchschritt der Generalissimus die Reihen; den französischen Großen schmeichelte er mit der Hoffnung auf glänzende Thaten, die er von ihnen erwartete; den Rittern von Malta dankte er, daß sie als Streiter der Kirche zur Vertheidigung herbeigeeilt; den kleinen Haufen Griechen, ihm aus so manchen früheren Kampfe meist wohlbekannt, grüßte er freundlich.

Durch dreimalige Abfeuerung des Geschützes ließ nun Morosini dem Feind die Ankunft der Verstärkung verkündigen. Achmed Kinpergli beantwortete diesen Gruß durch ein unaufhörliches Feuer aus allen Batterieen, und die Franzosen erstaunten nicht wenig, als eine Masse von Kugeln von einem ihnen bis jetzt unglaublichen Kaliber über sie hin sauf'te, zerstörend um sie einschlug, und selbst Mehrern unter ihnen, ehe sie noch den Feind gesehn, den Tod brachte. Morosini befahl nun den Anführern, ihre Untergebenen in die für sie bestimmten Quartiere, meist Casematten und Keller, zu führen, um nicht länger nutzlos dem Feuer der Feinde auf diesem Platze, wohin alles Wurfgeschütz gerichtet war, ausgesetzt zu sein; allein die Franzosen verspotteten in ihrem Uebermuthe den Rath; sie hielten es für entehrend den feindlichen Kugeln aus dem Wege zu gehen, weigerten sich zu gehorchen, blieben, bis das Feuer aufhörte, ließen 20 Todte und mehrere Verwundete auf dem Platze, und nur die Abtheilung von Malta, schon mehr an Kriegszucht gewöhnt, und die Griechen waren der Mahnung des erfahrenen Morosini gefolgt und in ihre Quartiere, nach der Bastion Sabionera, deren Vertheidigung sie übernahmen, gerückt. Erst am Mittag zogen die Franzosen auf die andere Seite der Festung und übernahmen die Vertheidigung der Bresche auf der Bastion St. Andreä und die des Hornwerks am Meere.

In der Dämmerung verließ Helene das Bollwerk der Sabionera und eilte durch die verödeten Straßen der einst so blühenden Stadt nach ihrer väterlichen Wohnung, die schon während ihrem früheren Aufenthalte in Candia von dem feindlichen Geschütz viel gelitten hatte; sie hoffte hier mit der Erinnerung ihren Schmerz bekämpfen zu können. Als sie aber auf dem Wege dahin der eingeäscherten Kirche St. Thomas vorüber ging, hallte ihr aus der verfallenen Pforte: „der Friede Gottes mit Dir!“ entgegen. Sie blickte auf und sah die ernste Gestalt des alten Papas Ambrosios an der ausgebrannten Mauer des Eingangs stehen. Sie eilte auf ihn zu und küßte ihrem alten Lehrer ehrfurchtvoll die Hand, der seine Rechte auf ihre Stirn legend feierlich sprach: Der Herr der Heerschaaren segne Dein Beginnen, Helene, und lasse Dich bald eingehen in sein himm-

lisches Haus! Dein irdisches ist zertrümmert und nur dort oben ist noch Ruhe für unsere Brüder und Schwestern, und für Dich! Sieh, mein frommes Kind, sprach er, sie auf den Friedhof führend: hier, wo die Gräber, diese sanfte Ruhestätte der müden Pilger sich erheben, ist jetzt mein Tempel, hier dien' ich Gott, und indem ich die Gefallenen unseres Glaubens hier zur Erde begleite, fühl' ich, für ihr Heil betend, immer mehr, daß das einzige sanfte Kissen für des Menschen müdes Haupt das Kissen von Staub ist, welches ihm das Grab bereitet. Mancher brave Krieger ruht hier; Mancher, der durch Schmerz und Wunden zum himmlischen Paradies eingegangen ist und dort, wo durch das Gebüsch von Rosen der Jasmin sich rankt und die weißen, mit Myrthen bekränzten Marmorsteine die Gräber bezeichnen, dort ruhen Deine Schwestern, welche im heiligen Kampfe fielen. Sechszehn Opfer hat in diesem verhängnißvollen Jahre der Tod sich aus dem blühenden Kranze der Jungfrauen gewählt, meist zarte Knospen, welche durch ihr Blut sich die Palme des ewigen Friedens errungen; nur wenige sind noch von denen übrig, welche die Waffen in der Hand nach der Märtyrkrone strebten, und wohl Dir, daß Du wieder unter sie trittst! Wohl Dir, wirst Du gleich ihnen für Deinen Glauben sterben!

Er schwieg. Helenens Auge ruhte auf den weißen Steinen, die das Opfer, welches das Grab verschloß, bezeichneten. Schlummerst auch Du hier, freundliche Melitta? rief sie: und Du, Anastasia, kühne stolze Kriegerin? Auch Du, meine sanfte Freundin Ephrosyne, holdes, liebliches Wesen? — Euphrosyne wandelt noch unter den Lebenden, unterbrach sie Ambrosios: eine heilige Blume, dem Himmel geweiht; die andern knickte der Tod. Du wirst die Freundin wieder sehen, Helene, suche ihr gleich zu werden in Demuth und Geduld, leg' ab die irdische Lust, welche Dich von dem Altare Deiner Väter lockt, lebe Deinem Glauben und stirb für ihn! Nun geh mit Gott! dort unter dem Laubdach der Myrthe werde ich ein Grab für Dich graben lassen; gebe Gott, daß ich Dich als Märtyrin dort zur Ruhe bestatten kann. Geh' hin in Frieden!

Ehrwürdiger Vater! erwiderte Helene, sich ehrfurchtvoll vor ihm neigend: grabt bald meine Gruft. Ich bin eine müde Pilgerin, sehne mich nach Ruhe und kehrte nur nach Candia zurück, sie hier zu finden. — Aber Eure mahnende Stimme stärkt den Vorsatz der Wankenden. Die Hoffnung des Lebens ist mir zerstört, die irdische Lust ward zur ewigen Qual und ich bin dem Altare meiner Väter wiedergegeben, da ich nicht an seinen Altar treten soll. Deßhalb bitte ich Euch, mein theurer Lehrer, legt Eure Hand auf mein sündiges Haupt, segnet die Sterbende, erquickt ihr schwaches Herz und grabt noch heute mein Grab.

Was willst Du beginnen? fragte der Priester: Kleinmüthige! mangelt Dir der Muth, die Bürde zu tragen, welche der Herr Dir aufgelegt? Willst Du dem Tode vorgreifen in seiner Ernte und den Halm mähen,

ehe er reif ist? In tausendfältigen Gestalten, in jeder Minute umschwirrt er Dich auf Candia's eingeäscherten Wällen; soll er Dich finden, so fürchte nicht, daß er an Dir vorüber rausche; soll seine Sense Dich verschonen, so befahl es ihm der Herr, und Dein Grab bleibt offen, bis Deine Stunde schlägt. Wage nicht, die frevelnde Hand zum Selbstmord zu heben! wer sich selbst den Tod gibt, gibt sich die Verdammniß. Wer sich dem Tode für Glauben und Vaterland weiht, weiht sich dem Paradiese.

Steh auf, fuhr er fort: kämpfe mit Heldenmuth und trage Dein Schicksal mit dem Muth einer Christin. Dies sagend, schritt er nach dem Eingange der Kirche zurück.

Helene warf noch einen Blick auf die Gräber ihrer Kampfgenossinnen, einen Blick auf die Stelle die Ambrosios zu ihrer Ruhestätte bezeichnet hatte und seufzte tief auf. So war denn das Wanken in meinem blutigen Vorsatz eine Mahnung von oben; so soll ich den Tod erwarten und dulden, bis er mir naht. — Auch hierzu gebricht mir nicht der Muth; den Schmerz kann ich ertragen, wie die Wonne. Sie verließ im Glauben gestärkt den Friedhof, und schritt der Wohnung ihrer Väter zu.

Dort fand sie Alles verwüstet; nur mühsam konnte sie über die Schutthaufen hinwegklimmen und ihr Zimmer erreichen, wo das kleine Bild der heiligen Helene, ihrer Schußpatronin, unversehrt an der alten Stelle hing. Sie nahm es herab, küßte es, wanderte dann weiter und betrat nun das Zimmer ihrer Eltern, wo so manche wehmüthige Erinnerung in ihr aufstieg, und als sie jedes Plätzchen, wohin ihr Fuß sie führen konnte, besucht hatte, verließ sie die Trümmer, setzte sich vor der Thüre auf ein herabgerolltes Quaderstück und überließ sich ihren schmerzlichen Gefühlen. Sie wollte aus der Vergangenheit schöpfen, aber diese floh wie der Schatten der vom Sturm getriebenen Wolke an ihr vorüber; nur ihr Schicksal, wie es sich jetzt gestaltete, stand fest gebannt vor ihr; ewig verwebte sich sein Bild in ihre Gedanken, und eine innere Stimme, nicht die lockende der Liebe, nicht die sanfte des Mitleides, dessen bedurfte er nicht, sprach immer noch für den Treulosen. Ihr gekränkter Stolz rief sie auf zum Entsagen, zur Rache; aber hing sie diesem Gedanken nach, dachte sie sich ihn recht lebhaft, so verschmolz er mit der Wehmuth, die ihr ganzes Wesen ergriffen hatte, und nur ein Gedanke, nur ein Wunsch blieb in ihr fest, der Wunsch zu sterben.

Nikola, der sie aufgesucht und schon lange schweigend vor ihr gestanden hatte, ohne sie in ihrem düstren Sinnen zu stören, unterbrach endlich sein Schweigen.

Ich hätte Euch männlicher geglaubt, Helene! sagte er: hätte geglaubt, Euer Stolz würde Euch über das Schicksal erheben. Laßt den Malteser

lisches Haus! Dein irdisches ist zertrümmert und nur dort oben ist noch Ruhe für unsere Brüder und Schwestern, und für Dich! Sieh, mein frommes Kind, sprach er, sie auf den Friedhof führend: hier, wo die Gräber, diese sanfte Ruhestätte der müden Pilger sich erheben, ist jetzt mein Tempel, hier dien' ich Gott, und indem ich die Gefallenen unseres Glaubens hier zur Erde begleite, fühl' ich, für ihr Heil betend, immer mehr, daß das einzige sanfte Kissen für des Menschen müdes Haupt das Kissen von Staub ist, welches ihm das Grab bereitet. Mancher brave Krieger ruht hier; Mancher, der durch Schmerz und Wunden zum himmlischen Paradies eingegangen ist und dort, wo durch das Gebüsch von Rosen der Jasmin sich rankt und die weißen, mit Myrthen bekränzten Marmorsteine die Gräber bezeichnen, dort ruhen Deine Schwestern, welche im heiligen Kampfe fielen. Sechszehn Opfer hat in diesem verhängnißvollen Jahre der Tod sich aus dem blühenden Kranze der Jungfrauen gewählt, meist zarte Knospen, welche durch ihr Blut sich die Palme des ewigen Friedens errungen; nur wenige sind noch von denen übrig, welche die Waffen in der Hand nach der Märtyrkrone strebten, und wohl Dir, daß Du wieder unter sie trittst! Wohl Dir, wirst Du gleich ihnen für Deinen Glauben sterben!

Er schwieg. Helenens Auge ruhte auf den weißen Steinen, die das Opfer, welches das Grab verschloß, bezeichneten. Schlummerst auch Du hier, freundliche Melitta? rief sie: und Du, Anastasia, kühne stolze Kriegerin? Auch Du, meine sanfte Freundin Ephrosyne, holdes, liebliches Wesen? — Euphrosyne wandelt noch unter den Lebenden, unterbrach sie Ambrosios: eine heilige Blume, dem Himmel geweiht; die andern knickte der Tod. Du wirst die Freundin wieder sehen, Helene, suche ihr gleich zu werden in Demuth und Geduld, leg' ab die irdische Lust, welche Dich von dem Altare Deiner Väter lockt, lebe Deinem Glauben und stirb für ihn! Nun geh mit Gott! dort unter dem Laubdach der Myrthe werde ich ein Grab für Dich graben lassen; gebe Gott, daß ich Dich als Märtyrin dort zur Ruhe bestatten kann. Geh' hin in Frieden!

Ehrwürdiger Vater! erwiderte Helene, sich ehrfurchtvoll vor ihm neigend: grabt bald meine Gruft. Ich bin eine müde Pilgerin, sehne mich nach Ruhe und kehrte nur nach Candia zurück, sie hier zu finden. — Aber Eure mahnende Stimme stärkt den Vorsatz der Wankenden. Die Hoffnung des Lebens ist mir zerstört, die irdische Lust ward zur ewigen Qual und ich bin dem Altare meiner Väter wiedergegeben, da ich nicht an seinen Altar treten soll. Deßhalb bitte ich Euch, mein theurer Lehrer, legt Eure Hand auf mein sündiges Haupt, segnet die Sterbende, erquickt ihr schwaches Herz und grabt noch heute mein Grab.

Was willst Du beginnen? fragte der Priester: Kleinmüthige! mangelt Dir der Muth, die Bürde zu tragen, welche der Herr Dir aufgelegt? Willst Du dem Tode vorgreifen in seiner Ernte und den Halm mähen,

ehe er reif ist? In tausendfältigen Gestalten, in jeder Minute umschwirrt er Dich auf Candia's eingeäscherten Wällen; soll er Dich finden, so fürchte nicht, daß er an Dir vorüber rausche; soll seine Sense Dich verschonen, so befahl es ihm der Herr, und Dein Grab bleibt offen, bis Deine Stunde schlägt. Wage nicht, die frevelnde Hand zum Selbstmord zu heben! wer sich selbst den Tod gibt, gibt sich die Verdammniß. Wer sich dem Tode für Glauben und Vaterland weiht, weiht sich dem Paradiese.

Steh auf, fuhr er fort: kämpfe mit Heldenmuth und trage Dein Schicksal mit dem Muth einer Christin. Dies sagend, schritt er nach dem Eingange der Kirche zurück.

Helene warf noch einen Blick auf die Gräber ihrer Kampfgenossinnen, einen Blick auf die Stelle die Ambrosios zu ihrer Ruhestätte bezeichnet hatte und seufzte tief auf. So war denn das Wanken in meinem blutigen Vorsatz eine Mahnung von oben; so soll ich den Tod erwarten und dulden, bis er mir naht. — Auch hierzu gebricht mir nicht der Muth; den Schmerz kann ich ertragen, wie die Wonne. Sie verließ im Glauben gestärkt den Friedhof, und schritt der Wohnung ihrer Väter zu.

Dort fand sie Alles verwüstet; nur mühsam konnte sie über die Schutthaufen hinwegklimmen und ihr Zimmer erreichen, wo das kleine Bild der heiligen Helene, ihrer Schußpatronin, unversehrt an der alten Stelle hing. Sie nahm es herab, küßte es, wanderte dann weiter und betrat nun das Zimmer ihrer Eltern, wo so manche wehmüthige Erinnerung in ihr aufstieg, und als sie jedes Plätzchen, wohin ihr Fuß sie führen konnte, besucht hatte, verließ sie die Trümmer, setzte sich vor der Thüre auf ein herabgerolltes Quaderstück und überließ sich ihren schmerzlichen Gefühlen. Sie wollte aus der Vergangenheit schöpfen, aber diese floh wie der Schatten der vom Sturm getriebenen Wolke an ihr vorüber; nur ihr Schicksal, wie es sich jetzt gestaltete, stand fest gebannt vor ihr; ewig verwebte sich sein Bild in ihre Gedanken, und eine innere Stimme, nicht die lockende der Liebe, nicht die sanfte des Mitleides, dessen bedurfte er nicht, sprach immer noch für den Treulosen. Ihr gekränkter Stolz rief sie auf zum Entsagen, zur Rache; aber hing sie diesem Gedanken nach, dachte sie sich ihn recht lebhaft, so verschmolz er mit der Wehmuth, die ihr ganzes Wesen ergriffen hatte, und nur ein Gedanke, nur ein Wunsch blieb in ihr fest, der Wunsch zu sterben.

Nikola, der sie aufgesucht und schon lange schweigend vor ihr gestanden hatte, ohne sie in ihrem düstren Sinnen zu stören, unterbrach endlich sein Schweigen.

Ich hätte Euch männlicher geglaubt, Helene! sagte er: hätte geglaubt, Euer Stolz würde Euch über das Schicksal erheben. Laßt den Malteser

dies feuchte Auge nicht sehen, laßt ihn den Seufzer Eurer Brust nicht hören. Vergeßt ihn, wenn Ihr es vermöget, wo nicht, so drückt den Pfeil immer tiefer in Euer Herz, daß der ewige Schmerz Euch zur Rache reize; oder ist Eure Hand zu schwach, würde sie zittern, so überlaßt sie mir.

Helene sah bei diesen Worten nach ihm auf. Nikola! sagte sie: könnte Blut mich versöhnen, so flöß' es durch meine Hand. Ueberlaß mir den Schmerz und die Rache, beide sind mein Eigenthum geworden. Besser wär' es freilich, der Tod ereilte mich, so wär' Alles vorbei.

Weßhalb wünscht Ihr Euch den Tod? unterbrach sie der Grieche: Dieser Wunsch streitet gegen unsern heiligen Glauben; in Demuth muß der Mensch sein zugetheiltes Schicksal ertragen.

In Demuth? fuhr sie heftig auf: Vermögt Ihr das?

Ja, Helene, erwiderte er mit Ruhe: hätte ich nicht in Demuth mein Schicksal getragen, hätte mich nicht die Religion an meine Pflicht gemahnt, so würde ich längst dem mir einst Verhaßten den Dolch in die Brust gestoßen und so meiner Rache das Opfer gebracht haben. Aber trieb mein stürmisch klopfendes Herz das Blut mir durch die Adern, erzeugte sich der wilde Gedanke in meiner Brust, dann nahte ich mich dem heiligen Orte, wo der Geist in frommer Andacht sich aufschwingt zum Herrn und betete; wenn ich dann den Segen des Priesters empfing und sein stärkendes Wort mich an die Worte des Erlösers erinnerte: Segnet die Euch fluchen, thut wohl, denen die Euch hassen! dann wurde mein Herz bewegt, ich konnte Euch in seinen Armen sehen, und für Euer Glück beten. Helene! fuhr er mit Rührung fort: ich bin ein sündiger Mensch, die Leidenschaft reißt mich oft auf Abwege, ich bin jähzornig, rachsüchtig und stolz; aber mein fester Glaube und mein stündlich Gebet schützen mich vor dem Bösen; sieht mein Auge nach dem Jenseit, so wird mein Haß zu Liebe, und ich bin mir auch manchen bösen Vorsatzes bewußt, blieb doch die böse That von mir fern. Haltet am Glauben, Helene, an dem reinen Glauben unserer Kirche; sie nur bestimme Euren Wandel, sie nur vermag Euch den Weg des Heils zu führen. Aber Ihr hört nicht auf meine frommen Ermahnungen! fuhr er zürnend fort: Eure Gedanken sind mir nicht auf dem Himmelswege gefolgt —

Ich war fern von hier, sagte das Mädchen, ihm freundlich die Hand reichend: ich dachte an ihn! — des Griechen Gesicht umdüsterte sich — und ich will es Euch offen gestehen, guter Nikola, er stand freundlich und liebend vor mir, ein liebliches Lächeln umzog seinen Mund, und es war mir, als ob er sagte: Auch jetzt noch bist Du mir das Höchste der Erde! — Ich kann ihn nicht hassen!

Greif' ich in meine Brust und öffne ihre geheime Pforte, nahm Nikola das Wort: so fühle ich, daß auch ich ihn nicht hassen kann. Obgleich mir der Malteser ein räthselhafter Mensch ist, dessen Benehmen ich nicht zu ergründen vermag, ist er mir doch, seit er das Kreuz trägt, lieber geworden.

Hofft für Euch von dem Kreuze nichts, Nikola! fiel ihm das Mädchen rasch und schonungslos in die Rede.

Sorgt nicht, Helene! erwiderte er schmerzvoll lächelnd: sorgt nicht, daß mich die Hoffnung bethören könnte. Ihr seht jetzt meinem liebenden Herzen ferner als je. Die Jungfrau sah bei diesen Worten verwundert nach ihm auf. Zweifelt Ihr daran? fuhr er fort: Als ich Euch glücklich wußte, da verlangte mein ungestümes ungenügsames Herz, Euer Glück zu theilen; jetzt — mir selbst ein Räthsel, nähm ich die Hand der Freundschaft von Euch an und drückte sie an meine treue Brust, wenn Ihr sie mir bötet.

Freundlich reichte ihm Helene die Hand, die er unwillkürlich an sein Herz preßte. Der Freund wird Euch treu zur Seite stehn und Euch selbst vor seiner Liebe schützen. Kommt, Helene sagte er rasch, als fürchtete er den Ausbruch seines Gefühls: kommt nach dem St. Annenkloster, dort führ' ich Euch in das bombenfeste Gewölbe, wo die Frauen Eurer harren.

Schweigend folgte sie; am Eingang des Gewölbes, wo er von ihr schied, lohnte ihm ein leiser Druck der Hand.

Helene trat nun in dies ihr wohlbekannte Gewölbe. Es war das Kellergeschoß eines griechischen Klosters, fest und durch den es bedeckenden Schutt gegen die Bomben gesichert. Morosini hatte es den Frauen einräumen lassen und es war ihnen ein Asyl, jedem Kriegsmanne verschlossen. Hoffnunglos betrat sie es wieder. Noch fand sie Alles wie sonst; am Eingang hingen noch wie vormals die Waffen ihrer Kriegsgefährtinnen, herrliche, mit Gold und Silber ausgelegte Gewehre, Säbel, schneidend aber leicht, damit des Weibes schwache Hand sie führen könne, türkische Bogen mit dem Köcher voll zackiger Pfeile, die, von den Muselmännern erbeutet, ihnen nun selbst Verderben brachten; leichte Harnische, die Brust gegen Schwert und Pfeil schützend, ohne sie zu beengen, und die Biechhauben, von starkem Draht künstlich geflochten, unter welchen sich das üppige Haar der kühnen Amazonen verbarg. Auch die männliche Kleidung, welche sie auf den Wällen trugen, hing in zierlicher Ordnung neben den Rüstungen, und schon in dieser kleinen Vorhalle konnte man die weibliche, Alles ordnende Hand erkennen.

Aber über viele der Waffen hing jetzt der traurige Cypressenkranz, statt des Kranzes von Epheu. Helene sah mit wehmüthigem Blick auf diese dem Tode geweihten Zeichen; sie blickte nach der Stelle, wo einst ihre Waffen gehangen. Noch hing in der Tiefe des Gewölbes das einfache aus Cedernholz geformte Kreuz, jetzt mit einem von Myrthe und Rosen gewundenen Kranze geschmückt. Es war dasselbe, welches sie so oft als Oriflamme vor d'Aubüssons Schaar getragen; sie beugte ihr Knie vor dem heiligen Kreuze, nahm den Kranz herab, hatte er doch seine Bedeutung verloren, und hing dann unter diesem frommen Zeichen ihr Gewehr, ihr Schwert und die Pistolen auf, welche der Geliebte bei einem Ausfall er-

heutet und ihr verehrt hatte. Es war ihr jetzt in dieser Waffenhalle, als sei sie in die Vergangenheit zurückgetreten, als wären die Tage ihrer Abwesenheit aus dem Buche der Zeit verwischt, sie eben vom Kampfe zurückgekehrt, und d'Aubüsson, nicht Nikola, habe sie bis an die Pforte des Gewölbes begleitet. Das leise Gemurmel, welches ihr durch die geschlossene Thüre entgegen tönte, rief die Erinnerung noch mehr zurück, und mit einem tiefen Seufzer, in dem sie ihren ganzen Schmerz auszuhauchen strebte, öffnete sie die Thüre und trat in das andere unterirdische Gemach. Hier bot sich ihr ein herzerhebendes Schauspiel dar. Matronen und Jungfrauen lagen vor dem ehrwürdigen Priester Ambrosios auf den Knieen, der mit herzergreifender Rede die Betenden ermuthigte, standhaft im Glauben, standhaft in seiner Vertheidigung zu sein. Was ist des Lebens Reiz, was sind die Freuden dieser Welt? sagte er bewegt: kurz sind sie und vorübergehend wie ein flüchtiger Traum, ein Augenblick in dem Kreislaufe von Jahrtausenden; aber jene Welt, in die wir dereinst hingehen werden, ist die unermeßliche Ewigkeit der Ernte für die kurze mühevolle Saat. Deßhalb, Ihr Frauen Candia's, die Ihr Euch der Vertheidigung Eurer Heimath, der Vertheidigung Eurer heiligen Tempel und der Pflege der Kranken und Verwundeten geweiht habt, wendet Euren Blick nur nach oben, säet aus das Saamenkorn! und müßtet Ihr es auch mit Eurem Blute tränken, so wird es dort oben herrliche, ewige Früchte tragen!

In Eure Mitte, fuhr er fort, seinen Blick auf die am Eingang in Anbetung niedergeknie'te Helene richtend: ist eine Schwester zurückgekehrt, welche das Kreuz, das sie sonst im Kampfe vor Euch hergetragen, zurück ließ, um in eitler Hoffnung und sinnlicher Lust die Tage zu verträumen, in welchen so manche zarte Blume aus Eurer Mitte schied, so manche unter Euch durch ihr Blut ein Opfer am Altar des Herrn brachte. Sie ist zurückgekehrt, den Schmerz in der Brust, und wohl ihr! auch die Reinheit im Herzen; ja, wohl ihr, daß sie schon hier duldet, um dort freudig eingehen zu können. Sie sei uns willkommen! Er sprach dann ein leises Gebet, theilte den Segen aus, löschte die auf dem kleinen Altar brennenden Kerzen und schied aus der Versammlung.

Freudig, als drücke sie den Geliebten an ihr Herz, stürzte jetzt eine der Jungfrauen an Helenens Brust. Hab' ich Dich wieder, theure Freundin! rief sie: bist Du wieder unter uns? Ach, ich will heute mein Lager von Matten mit Myrthen und Rosen schmücken, und Euphrosyne wird es wieder mit Dir theilen, wie sonst. Auch die andern Jungfrauen traten zu ihr. Sei uns willkommen, Helene! sprachen sie: sei uns willkommen hier und im Kampfe! Die Matronen naheten sich ihr grüßend, fragten nach ihrer Mutter und ob man auf Standia noch fernere Hülfe erwarte, waren freundlich und herzlich gegen die Neuangekommene, und die Aelteste unter ihnen, welcher eine Art von Regiment in dieser kleinen Republik

eingeräumt war, ermahnte sie, sich in die Gebräuche und Gesetze, die sie schon aus früherer Zeit kenne, wie sonst zu fügen, sich nicht unnütz in Gefahr zu stürzen, sich nicht tollkühn zu opfern; denn, schloß sie ihre Rede: Du siehst, Helene, klein ist unser Häuflein geworden, es schmilzt, wie der Schnee auf dem Ida, und für Zehen, welche der Tod hinweggerafft, schließt sich kaum Eine an uns an. Du wirst manche unter uns vermissen.

Helene war von dem herzlichen Empfange gerührt. Ach, so nahe der Todespforte öffnet sich das Herz dem Mitgefühl; so nah dem Grabe schweigt Haß und Neid, der in glücklichen Tagen so oft die Herzen trennt! Die Noth hatte Alle vereint, da nur ein Gedanke, eine Hoffnung ihnen ward und ein Schicksal sie erwartete. Aber unter Allen, die sie hier wieder fand, war doch nur ein Herz, an das sie sich innig schloß; nur Euphrosynen theilte sie sich mit, und als längst schon die Andern schlummerten, saßen die Freundinnen noch beim Schein der flackernden Lampe und Helene vergaß ihren Kummer an dem mitfühlenden Busen der Freundin.

Der folgende Tag verging in den Mauern Candia's friedlich, nur beim Hornwerk, wo der Feind die neuen Gäste bemerkte, suchte er sie zu prüfen; auf der Seite der Sabionera aber war Alles ruhig, selbst das Geschütz aus den feindlichen Batterieen schwieg. Diese Ruhe benutzte Helene, mit ihrer Freundin durch die öden verlassenen Straßen der Stadt zu wandern und das Grab ihres Vaters zu besuchen, der in der Kirche St. Andrä ruhte. Der Anblick der Trümmer dieser ehemals so blühenden Stadt konnte die Schwermuth nicht lindern, die ihre Brust beengte, das Bild der Zerstörung ihren trüben Sinn nicht aufheitern. Furchtbar, herzzerreißend war der Anblick. Nur wenig Häuser standen noch, die das Feuer, keines, das die feindlichen Kugeln verschont hatten: über Trümmer mußten sie klimmen, um durch die verschütteten Straßen zu kommen, wo kein menschliches Wesen weilte und nur die Raubvögel mit widrigem Geschrei beutesuchend in weiten Kreisen schwebten. Alle Bewohner waren auf den Wällen oder in den Kellern verborgen, und nur auf den öffentlichen Plätzen, wo die zur See eingebrachten Lebensmittel unter steter Todesgefahr feil geboten wurden, war noch einiges Leben, nur hier sah man, daß die Stadt nicht ganz entvölkert sei. Durch diese öden Trümmer gelangten Helene und Euphrosyne nach St. Andrä, auf dessen Friedhof Ambrosios die Gräber der geliebten Frauen mit Myrthen geschmückt hatte. Sie traten in das eingeäscherte Gotteshaus; rings umher traf ihr Auge Zerstörung. Der Altar war durch Kugeln zerschmettert, Gräber durch Habsucht geöffnet, und statt der hochgewölbten Kuppel wölbte sich jetzt der ewige Dom des Himmels über den öden, ihres Schmuckes beraubten Mauern. Des Vaters Grab war noch unversehrt, nicht Feindeswuth, nicht Habsucht hatten

seinen Schlummer gestört, seine Gebeine zerstreut, und Helene konnte andächtig auf dem Steine niederknieen, der seine Ruhestätte bezeichnete. Inbrünstig war heute ihr Gebet, obgleich sie ihn im Leben nicht gekannt; nur einen Wunsch schloß es ein, den Wunsch, bald an seiner Seite zu ruhn.

Sie erhob sich, warf noch einen traurigen Blick umher und seufzte tief auf. So öde mag es in meinem Herzen sein! rief sie schmerzvoll: dort wie hier ist der Blick nach oben noch der einzig erhebende. Komm, Euphrosyne, komm, laß uns zum Walle eilen, wo das Geschütz zu donnern beginnt. Sie zog die Freundin mit sich fort, und als ob der rauhe Wind, der durch die gespaltenen Mauern sauf'te, eine traurige Ahnung ihr zuführte, so schnell eilte sie aus dem Gotteshause. Aber ihr Fuß hemmte seine Eile, als sie aus der Pforte trat. — Auf der nemlichen Stelle, wo Ambrosios gestanden, sah sie den Malteser, welcher sie freundlich grüßte. Komm! rief sie der zögernden Euphrosyne zu: komm schnell von hier! Aber d'Aubüssons Stimme bannte sie fest.

Warum vor mir entfliehen, Helene? fragte er mit sanfter Stimme: warum meinen Anblick meiden? Bin ich ein Anderer geworden, seit dies Kreuz auf meine Brust geheftet ist? Glaubt Ihr, mein Herz schlage unter ihm nicht mehr Euch entgegen?

Ritter von Malta! wandte sich Helene, die bis jetzt starr vor sich hin geblickt hatte, plötzlich nach ihm: Ich will Euch Rede stehen, warum Euch vermeiden? — Wort und Schwur verhallen schnell, das rauschende Lüftchen nimmt sie mit sich fort und die Erinnerung ist eine lästige Mahnerin. Deßhalb sprecht, was wollt Ihr von mir?

Helene! nahm d'Aubüsson das Wort: der Mensch ist einer höhern Macht unterthan; sein Wille ist schwach, wenn der Himmel anders über ihn beschieden hat!

Helene lächelte bitter.

Oft muß er die Stimme des Herzens unterdrücken, oft darf er dem Wege nicht folgen, den er wählte, und das Schicksal ändert seine Bestimmung!

Und so zwang Euch das Schicksal, das Kreuz zu nehmen, mit schwerem Herzen leistetet Ihr das Gelübde; nicht wahr, so ist es? unterbrach ihn Helene: ich will Euch nur die Worte ersparen.

Freiwillig habe ich das Kreuz an meine Brust geheftet, freiwillig, in unwandelbarer Liebe zu Euch das mich bindende Gelübde gethan! erwiderte d'Aubüsson.

Ihr redet in Räthseln, Herr, nahm Euphrosyne, die bisher geschwiegen hatte, das Wort: redet deutlicher!

Ich darf nicht! war des Malteſers kurze Antwort: beurtheilt mich nicht streng, nicht ungerecht! fuhr er, sich zu Helenen wendend fort: Hat auch das Kreuz den Bund getrennt, den wir zu schließen glaubten, hat es mich auch von dem Herzen aller Frauen gerissen, so hängt mein Herz doch

noch an Euch und Ihr bleibt mir das Heiligste der Welt. Ja, Helene, sagte er mit tiefem innigen Gefühle, und in dem Tone seiner Stimme lag überzeugende Wahrheit: holdes, liebliches Wesen, Du bleibst mir ewig theuer, und ist auch die Leidenschaft der begehrenden glühenden Liebe verloschen, glüht doch eine reine heilige Flamme für Dich in meiner Brust.

Auf Helenens Antlitz hatten sich ihre Gefühle, während er sprach deutlich ausgedrückt; der finstere Ernst war allmälig in sanften Schmerz übergegangen und leise wiederholte sie vor sich: Eine heilige Flamme glüht noch in seiner Brust? Auch in der meinen! setzte sie, kaum hörbar, hinzu. — Aber plötzlich umzog Purpurröthe ihr Antlitz. Wozu die Worte? rief sie heftig: wozu noch die Blüthen des Mandelbaumes pflegen, wenn man den Stamm entwurzelte? Warum Gefühle heucheln, die man längst bekämpft hat? Was soll des Malteſers Flamme einem griechischen Mädchen? Soll sie die Gluth des Herzens erneuern, soll sie die Fackel unheiliger Liebe sein, da sie nicht Hymens Fackel wurde? Nein, frommer Ritter! Eure sanften schmeichelnden Worte glitten einst in mein Herz, Vertrauen, Hoffnung und Liebe öffneten ihnen die Pforte, jetzt, da das Vertrauen mit der Hoffnung entschwunden, ist die Liebe erstorben und die Pforte ihr geschlossen. Eure Worte sollen ein Geheimniß ahnen lassen; enthüllt es, sagt es mir offen, was Euch zum Meineid zwang, vielleicht war es eine Macht, der auch der feste, muthige Mann unterliegen mußte, dann würdet Ihr meine Achtung Euch erhalten — meine Neigung nie!

Es wird eine Zeit kommen, Helene, erwiderte d'Aubüſſon mit Zuversicht: wo Ihr mich achten, wo Ihr mich lieben werdet, wo kein Kreuz von Malta unsere Herzen trennt, daß sie nicht Brust an Brust liebend schlagen dürften. Blickt nicht mit solchem Hohne auf mich, ich verdiene solchen Blick wahrlich nicht. Ich werde Euch mit dem Ausbruch meiner Gefühle ferner nicht lästig sein, aber für Euch zu wachen, Euch zu schützen gebietet meine Pflicht, selbst wenn Ihr meiner nicht mehr freundlich gedenkt. Leb wohl, Helene! Gott mit Dir! Dies sagend verließ er sie.

Kannst Du ihn hassen? fragte Euphrosyne, als Helenens Auge thränenvoll gen Himmel blickte.

Hassen? Nein! erwiderte sie: aber wahrlich auch nicht lieben. Die Flamme in meinem Innern hat das Kreuz verlöscht. — Und doch ist es mir sonderbar in seiner Nähe, es ist mir, als ob ich ihm für die seligen Stunden, die er mir schuf, dankbar sein müßte, als ob er ein freundlicher Bote sei, der mir aus der Vergangenheit manch traulichen Gruß brächte. Aber laß uns von hinnen gehen, Euphrosyne, von hier, wo die Erinnerung mir so manchen bittersüßen Tropfen reicht. — Mein Mund sei ihm fortan verschlossen wie mein Herz; aber die That soll ihn das griechische Mädchen achten lehren, das ihm seine Ahnen zu vergessen befahlen. Das Kreuz will ich seiner Schaar vorführen, das schwarze Kreuz von Cedernholz soll mich vor seinem Angesicht dem Tod entgegen führen, wie das von

Malta das Grab meiner Liebe wurde. Komm Euphrosyne zu jenen Hügeln, wo Anastasia, wo Melitta schlummert; auf ihrem Grabe will ich alle die irdischen Wünsche niederlegen, die ich ihren Schwesterherzen so oft mittheilte.

Sie gingen durch die frischen Grabhügel hin zu den Gräbern der früh Entschlafenen, und während Helene zu Gott betete, legte die sanfte Euphrosyne eine Rose auf die grün beraseten Todtenhügel.

Der folgende Tag fand die Besatzung Candia's in voller Thätigkeit. Die ausgeschifften Schanzkörbe wurden auf die Bollwerke gebracht, mit Erde gefüllt und hierdurch die Brustwehr auf der Sabionera und der Bastion Bethlehem wieder hergestellt. Auf St Andrä, wo das Geschütz der Feinde eine bedeutende Oeffnung gemacht hatte, wurde selbst bei Tage unter dem mörderischen Feuer an der Ausbesserung der Bresche gearbeitet und mancher Franzose zahlte hier seinen kecken Muth mit dem Leben. Die Venetianer arbeiteten indessen thätig an einem Abschnitt hinter dem Hornwerk von St. Andrä, der sich vom Meere bis an die Bastion Panigra erstreckte, um sich, im Fall der Feind von dieser Seite eindränge, noch hinter diesem Bollwerk vertheidigen zu können.

Die Franzosen, bald dieser Art Krieg zu führen, überhaupt des Lebens in Candia, das zu ihrem feurigen Geiste so wenig stimmte, müde, murrten laut. Nur kriechend konnten sie nach ihrem Posten auf den Außenwerken gelangen, wo nur ein schmaler Graben, ein niederer Erdaufwurf sie noch von dem Feinde trennte. Hier mußten sie den ganzen Tag auf der Erde liegen, und wenn sie zuweilen über die zerschossene Brustwehr nach dem Feinde lugten, wies dieser den Neugierigen mit seinen Kugeln zurück. Auch sandten die Türken mehrere Arten Pfeile im Bogenschuß herüber, wodurch sie oft den sich hinter der Brustwehr sicher Glaubenden tödtlich verwundeten. Der ungestüme Muth des Franzosen, dem überdies diese Art Krieg zu führen neu war, verlangte nach einem freieren Feld, wo er Mann gegen Mann durch glänzende Waffenthat sich Ruhm erwerben konnte; hinter den Schanzkörben langweilte er sich. Auch gehörte Ausdauer und wahrer Muth dazu, um nicht in Candia zu ermüden und sich nicht von Unmuth und Ungeduld hinreißen zu lassen. Jeder Tag war ein gleichförmiger Kampf. Der Feind schonte keine Munition; Stückgießerei, Pulvermühlen hatte er hinter seinem Lager errichtet, die größten Kanonen, die je gebraucht wurden, goß er hier, Stücke, die 80 Pfund schossen, fuhr er in seinen Batterieen auf, und wenn auch die Venetianer bei ihren häufigen Ausfällen die Kanonen vernagelt oder sonst unbrauchbar gemacht hatten, wurden sie durch andre ersetzt, ausgebessert und im schlimmsten Falle umgegossen, und bald donnerten sie wieder gegen die Festung. Kein Haus,

kein Plätzchen gab Sicherheit; unaufhörlich schleuderte das Wurfgeschütz der Türken Tod und Verderben in die Stadt; hinter den Wällen tödtete ein Hagel von Steinen die sich in Sicherheit Glaubenden, und die in den Außenwerken Stehenden wurden bei Tag und Nacht von den Handgranaten geängstiget, welche der so nahe Feind in die Schanzen warf; überall mähte der Tod. Nur in den dunklen Casematten und in den zum Theil in der Stadt bombenfest gemachten Kellern war noch einiger Schutz; aber nirgend hörte man hier einen freudigen Jubel, überall war ernste Stille; von Grabe zu Grabe schritt der Fuß des Wanderers, und wo man ruhte, ruhte unter Schutt und Trümmern ein gebrochenes Menschenherz. Dreißigtausend Streiter waren schon, die Stadt vertheidigend, gefallen, hundert und zwanzigtausend hatte der Feind an ihre Eroberung gesetzt und dennoch der Festung nicht so viel Erde abgewonnen, als er zu ihren Gräbern bedurft hätte.

Morosini, dieser edle Venetianer, der mit eiserner Beharrlichkeit seit zehn Jahren zu Wasser und zu Lande die Stadt vertheidigt, war Achmed Kiupergli's würdiger Gegner. Ohne sich von einem glücklichen Erfolge hinreißen zu lassen, ohne bei den Launen des Glücks entmuthigt zu sein, setzte er dem Ungestüm des Veziers ruhige Besonnenheit, kalten Muth entgegen. Er, der sich schon oft genöthigt sah, seine Kriegsschiffe abzutakeln, um Geschütz und Mannschaft zur Vertheidigung der Wälle zu verwenden, er kannte den Werth der Menschen zu gut, um die Besatzung in nutzlosen Ausfällen aufzureiben. Wo Jener Menschen auf Menschen trieb, die Gräben mit ihren Leichnamen zu füllen, wo der Türke Tausende opferte, das Unmögliche zu erringen, opferte der Venetianer sein Pulver in den Alles zerstörenden Minen und schonte das Menschenleben. Nur, wenn es die Zerstörung eines feindlichen Werkes galt, wenn es galt den Feind auf eine Mine zu locken oder einen Hauptschlag auszuführen, dann führte er seine Krieger dem Feinde unter die Augen; dann glaubte er durch das Opfer Einzelner das Ganze retten zu müssen.

Der Herzog von la Feuillade, welchen nur Ehrsucht, nicht das allgemeine Wohl der Christenheit, nicht das Wohl seines Landes, nur eitle Ruhmsucht mit seiner Schaar nach Candia geführt hatte, wollte nur Ruhm erwerben; je kühner das Unternehmen, desto willkommener war es ihm; ob es für Candia's Wohl sei oder zu seinem Untergange, war ihm gleichviel, erhob es nur seinen Namen und den Kriegsruhm Frankreichs, denn dies war das einzige Ziel, wonach er und die muthige Jugend, die ihn begleitet hatte, strebte. Der Unmuth und die Ungeduld seiner Streitgenossen kam seinen Wünschen entgegen, sie forderten von ihm, daß er sie den Türken entgegen führe, sie verlangten einen Ausfall. Der Herzog ging zu dem Generalissimus und trug ihm seine Wünsche vor; der erfahrene Feldherr schlug ihm sein Gesuch ab. Da verlangten noch am nemlichen Tage die Anführer der französischen Truppen, den jungen siebzehnjährigen Grafen von St. Pol an ihrer Spitze, eine Unterredung mit Morosini, ihn, wie sie

meinten, zu zwingen, mit der ganzen Besatzung einen Ausfall zu wagen. Der in Schlachten ergraute Held hörte gelassen und ruhig das mit Heftigkeit vorgetragene Verlangen des jungen Kriegers an, unterbrach ihn mit keinem Worte, und blickte, während jener sprach, freundlich, fast mitleidig auf ihn nieder. Als er jedoch geendet hatte, warf er einen ernsten stolzen Blick in die Versammlung umher und sein feurig blitzendes Auge heftete sich auf die Jünglingsgestalt des französischen Edlen, der mit so kühnem, fast keckem Muthe ihn zu einer unüberlegten Waffenthat aufgefordert hatte. Graf St. Pol! begann er mit wurdevollem Ernste: ich habe mit Wohlgefallen Eure Rede vernommen; es freut mich, in Euch einen edlen Sprößling eines Geschlechtes zu sehen, dem der Ruhm stets Alles, und der Tod auf dem Bette der Ehre der wünschenswertheste war. Wie Ihr, würde Morosini, der Venetianer handeln, hätte er nöthig, nach einem Lorberreis zu haschen; aber ich bedarf dieser eitlen Zierde nicht mehr, mein Vaterland reichte mir die Bürgerkrone und meine gewonnenen Schlachten des Lorbers genug. Venedigs Heil ruht in meiner Hand, vielleicht das Heil der ganzen Christenheit; zieh' ich das Schwert, so gilt es das Leben Tausender; zieht Ihr es, nur das Eurige! — Siebentausend Brave habe ich schon zur Vertheidigung der Stadt in diesem einen Jahre opfern müssen, die Jahreszeit ist nahe, wo die Regengüsse den Feind zur Unthätigkeit zwingen. Deßhalb ist es des Opfers genug; mehr darf ich nicht auf die Schlachtbank führen, am wenigsten Venedigs Kräfte vergeuden, um den Ruhm des französischen Adels zu erheben, der hoch genug steht und Candia's Trümmer nicht zur Vermehrung seines Glanzes bedarf. Gedultet Euch, junger Mann, wartet nur noch wenige Tage, und Achmed Kiupergli wird nicht unterlassen noch einen Sturm zu wagen, ehe er die Kriegsfurie ruhen lassen muß, er wird Euch sicher Gelegenheit geben, Euren Muth zu prüfen. Auf der Bresche ist Euer Platz, da könnt Ihr dem Feinde in das wilde Auge schauen; er wird Euch wahrlich so nahe kommen, daß Ihr die Farbe seines Augapfels werdet unterscheiden können.

General! fiel ihm der ungeduldige Jüngling in die Rede: Frankreichs Adel kam nicht nach Candia, um wie der Söldner hinter dem Wall zu lauern und von der Brustwehr geschützt dem Feinde hinterlistig zu schaden; im offenen Felde, Mann gegen Mann zu kämpfen, den Feind aus seinen Laufgräben, aus den Verschanzungen, aus seinem Lager zu jagen und so Candia zu entsetzen, das war unser Zweck.

Wie stark ist Eure Schaar? fragte Morosini kalt.

Noch 300 Offiziere, 200 vom Adel und 250 Freiwillige, erwiderte der Graf.

Ein schöner Hause, fuhr Morosini fort: der wohl am Tage der Schlacht den Ausschlag geben könnte. Aber gegen 400 Feuerschlünde und 40,000 Streiter, die, gleich uns, hinter Schanzen und Brustwehr vergraben liegen, möchten sie wohl schwerlich etwas ausrichten.

Wenn Ihr uns mit der ganzen Besatzung unterstützt, dann gewiß! nahm der Herzog von Chateauthierry das Wort.

Das werd ich nicht! erwiderte Morosini: Ich bedarf meiner Venetianer und Deutschen auf der Bresche.

Nun, wenn Ihr den Muth nicht habt, uns zu folgen, rief Graf von St. Pol: so rücken wir allein aus; Ihr könnt dann von den Wällen zusehen, wie wir die Feinde aus den Laufgräben treiben.

Junger Mann, erwiderte Morosini lächelnd: handelt, wie es Euch beliebt, zieht aus, schlagt die Türken aus ihren Laufgräben, aus ihrem Lager, aus der Insel; ich werd' es Euch Dank wissen und wahrlich Euren Ruhm nicht schmälern, sondern der Erste sein, Euch mit den Lorbern zu schmücken; — aber ich bleibe dennoch mit der Besatzung zurück und kann nichts thun als — Euren Rückzug decken.

Ihr Herren, sagte er, sich jetzt zu den versammelten Franzosen wendend: Ihr seid freiwillig hierher gezogen, habt Waffen, Munition und Lebensmittel für Euch mitgebracht und fällt mithin der Festung in keiner Art zur Last; Euer König hat Euch nicht unter meine Befehle gestellt, eben so wenig die Signoria zu Venedig mir Euretwegen besondere Aufträge gegeben; Ihr seid unabhängig von meinen Befehlen, könnt thun und lassen, was Euch gefällig, wenn es nur nicht zum Nachtheil Candia's ist. Deßhalb schweig' ich zu Eurem Unternehmen und lasse Euch gewähren. Machtet Ihr einen Theil der Besatzung aus, so würde der, welcher es noch einmal wagte mich zu einer thörigen Unternehmung zwingen zu wollen, den Kopf verlieren. Dies war das letzte Wort des alten Morosini, und nun geht und thut, was Euch beliebt. Aber Schade ist es, daß solch wackerer Muth so nutzlos vergeudet werden soll. Er entließ die Versammlung.

Kaum graute der Morgen, so standen die Franzosen muthvoll und gerüstet bei dem Ausfall zwischen dem Hornwerk und St. Andrä, der Herzog von la Feuillade an der Spitze, statt eines Schwertes eine Reitpeitsche in der Hand. Chateauthierry, St. Pol, la Mothe Fenelon und mehrere hatten ihre Schutzwaffen abgelegt, um desto leichter im Verfolgen zu sein. Alles zeigte prahlende Verachtung des Feindes. Selbst Kapuziner, das Kreuz in der Hand, theilten den Uebermuth ihrer Landsleute und stellten sich an die Spitze des Haufens.

Zu den Franzosen gesellten sich die freiwilligen Ritter von Malta. Von dem Herzog von la Feuillade aufgefordert, hatten sie, gegen den Befehl Morosini's, es ihrer Ehre schuldig zu sein geglaubt, dieser Einladung zu folgen; jedoch das Regiment von Malta hatte sich geweigert, gegen des Feldherrn Befehl auszurücken. Morosini ließ die ganze Besatzung unter Waffen treten; er selbst stand an der Pforte des Ausfalls, gab mit väter-

lichem Ernste dem Herzog noch manchen guten Rath, und so wie die Franzosen hinaus stürzend den Angriff begannen, ließ er von allen Bastionen ein mörderisches Feuer auf den Feind machen, der, auf einen Angriff vorbereitet, die Heranrückenden mit Ordnung empfing.

Aber nichts hielt den stürmischen Muth der Franzosen auf; die Türken waren bald aus den Laufgräben getrieben und warfen sich hinter ihre Batterieen, wo der Bassa von Salonichi mit 2000 Mann festen Fußes die Anstürmenden erwartete; aber auch er ward geworfen, und eine Batterie von 10 dreißigpfündigen Kanonen von den Franzosen erobert, während die Malteser gegen eine Mörserbatterie anrückten und auch sie nach langem Widerstande nahmen.

Bei dem Sturme auf diese Batterie erblickte d'Aubüsson Helene, das Kreuz in der Hand und von Nikola begleitet, an der Spitze der Malteserritter. Sie waren die ersten auf der Brustwehr. Ich hoffte nicht, Euch hier zu finden! raunte er ihr in der Hitze des Gefechtes zu; sie erwiderte nichts und verfolgte den fliehenden Feind.

Jeden Schritt, den die Franzosen jetzt vorwärts thaten, mußten sie mit Blut theuer erkaufen; jeden Strauch, jeden Hügel benutzte der Feind, überall hatten sie Erdauswürfe, und nur nach der größten Anstrengung gelang es den Christen, noch einige hundert Schritt Boden zu gewinnen. Hier sammelten sie sich und stellten in geschlossenen Reihen sich auf, denn aus dem türkischen Lager rückten hinter der Höhe die Spahi hervor und weiter zurückliegende Batterieen unterhielten ein lebhaftes Feuer auf sie. Unerschütterlich hielt jedoch la Feuillade den Angriff aus; die muthige türkische Reiterei prallte an dem festen Muthe der Franzosen und Malteser ab, und ein Haufen Janitscharen, der geschlossen ihnen entgegen rückte, war nicht glücklicher; die Franzosen wichen nicht, und obgleich ihr Haufen immer mehr und mehr zusammenschmolz, behaupteten sie standhaft den errungenen Posten.

Aber von allen Seiten rückten jetzt die Türken aus dem Lager heran. Von dem Meere her zog eine Abtheilung die Höhe herauf, das Feuer aus den Batterieen des Hornwerks hielt sie nicht auf, sie suchte den Franzosen den Rückzug nach der Bastion abzuschneiden, während eine noch stärkere Abtheilung in gleicher Absicht gegen die Bastion Panigra anrückte und eine zerstreute Schar Janitscharen unter dem furchtbaren Allah Ruf sich in der Front auf die Franzosen stürzte und aus dem zusammengedrängten Haufen manchen tapfern Mann niederschoß. La Feuillade mußte sich endlich, um nicht abgeschnitten zu werden, zum Rückzug bequemen. Zwar vom Feinde von allen Seiten gedrängt, geschah er mit Ordnung, obgleich nicht ohne Verlust, und glücklich gelangten die Franzosen zu dem sardinischen Regimente, welches Morosini, sie aufzunehmen, hatte ausrücken lassen.

Die Ritter von Malta, bei dem Angriff die Letzten, hielten es ihrer Ehre gemäß, nun bei dem Rückzuge auch die Letzten zu sein und bewiesen

sich ihres Ordens würdig; mancher edle Ritter fiel von feindlicher Kugel getroffen, mancher sank, von den Säbeln der eindringenden Spahi's niedergehauen; auch d'Aubüsson fiel, von einer feindlichen Kugel am Fuße verwundet. Nikola! rief Helene, die ihn fallen sah: wenn ich Euch werth bin, rettet den Malteser, daß er nicht in die Hände der Ungläubigen falle! Schnell, als sei des Mädchens Gebot eine Stimme des Himmels, erfaßte mit starkem Arm Nikola den Verwundeten und trug ihn aus dem Getümmel, während Helene, ihm den Rücken zu decken, in ihrer Rechten das Schwert, in ihrer Linken das Kreuz, den Kampf fortsetzte. Aber auch ihr war heute ein trauriges Loos beschieden; ein Haufe anrückender Spahi's sprengte die Nachhut der Malteser auseinander, die nur zum Theil in den Laufgräben ihre Rettung fanden. Helene hatte sich zu lange verweilt und ward umzingelt. So hat Gott mein Gebet erhört! dies war ihr einziger Gedanke, als sie mit ihrem Schwert sich gegen den Angriff der Spahi's zu vertheidigen suchte; aber bald ward sie übermannt, unter Rosses Hufen sah sie den tödtlichen Streich schon auf sich geführt, als ein donnerndes Halt! ihn aufhielt. Schont sein Leben! befahl ein auf stattlichem arabischen Rosse vorbeisprengender junger Türke, der von hohem Range sein mußte, da der kampfbegierige Reiter ehrerbietig seine Befehle befolgend, den Streich aufhielt und seinen Gefangenen, selbst ohne ihn zu plündern, in's Lager führte.

Schweigend, mit still verhaltener Wuth rückten die Franzosen wieder in Candia ein. Der Herzog von la Feuillade, aus drei Wunden blutend, war der Letzte; nur wenige dieser Tollkühnen waren unverwundet, viele hatten mit dem Leben ihren kecken Muth bezahlt. Zwar waren, besonders im ersten Angriff auf die Laufgräben, wohl an 1500 der Feinde getödtet worden, aber auch kaum die Hälfte der Franzosen kehrte zurück. Die Marquis von Villamor und Tavannes und 60 Offiziere waren geblieben, der Marquis de la Mothe Fenelon hatte seinen Sohn an seiner Seite niedersäbeln gesehen und von den Freiwilligen und der andern Brigade waren 400 geblieben; auch die Malteser hatten bedeutend verloren. Trotz der gemachten Erfahrung waren der Herzog und seine Offiziere noch immer in dem unglücklichen Wahn, daß, wenn Morosini sie mit der Besatzung gehörig unterstützt hätte, sie bis in das Lager der Türken gedrungen und den vollkommensten Sieg errungen hätten. Sie waren deßhalb gegen den Generalissimus aufgebracht, murrten laut, und noch am nemlichen Abend beschlossen sie, Candia zu verlassen, wozu auch Morosini, sobald er es erfuhr, die französischen Schiffe auf Standia zur Abfahrt ausrüsten ließ. Er war froh, diese tollkühnen Menschen los zu werden, die an keine Kriegszucht gewöhnt, nur den Geist des Ungehorsams auf die aus allen Nationen zusammengesetzte Besatzung verpflanzen konnten.

Nikola, von einigen Maltesern unterstützt, war trotz des Gewühls mit dem Verwundeten glücklich durch die Pforte gekommen. Er brachte

ihn sogleich in die Casematte der Malteser, übergab ihn seinen Dienern und eilte nach St. Andrä zurück, um über Helene, die er im Gefecht zurückgelassen hatte, Erkundigungen einzuziehen. Niemand konnte ihm bestimmte Nachricht geben, Jeder war zu sehr mit sich beschäftigt gewesen, um auf den Andern zu achten. Er eilte nun nach den unterirdischen Gemächern der Frauen; dort erfuhr er von einer der Matronen, die er am Eingange fand, Helene sei noch nicht wieder zurückgekehrt. In unaussprechlicher Unruhe durchzog er alle Straßen, fragte bei jedem Haufen, bei jedem Einzelnen nach dem Griechen, der den Rittern von Malta das Kreuz vorgetragen habe; Niemand konnte ihm Kunde geben, er glaubte sie getödtet.

Mit dieser traurigen Vermuthung kehrte er zu d'Aubusson zurück, der jedoch bei der Nachricht, daß zum Begräbniß der Todten ein zweistündiger Waffenstillstand mit dem Feinde abgeschlossen sei, Nikola leicht vermochte, Helene auf dem Wahlplatze unter den Todten aufzusuchen. Aber auch hier war des Jünglings Forschen vergebens; trostlos kehrte er zurück; denn nun war er gewiß, sie sei in des Feindes Hände gefallen und ihr Schicksal fürchterlich.

Am Fuße eines mit Reben und Oliven bepflanzten Hügels, von welchem das in Trümmern liegende Kloster des heiligen Ambrosius wie ein ernstes Bild der Verwüstung auf das türkische Lager herab sah, welches sich mit asiatischer Pracht in der Ebene ausbreitete, springt ein murmelnder Bach aus einer dunkeln Felshöhle und stürzt sich nach kurzem Lauf in die rauschenden Fluthen des Meeres. In jener Zeit standen da, wo er sich aus der Höhle stürzt, vier hohe Platanen, in deren kühlendem Schatten ein prachtvolles Zelt, von mehrern andern umgeben, aufgeschlagen war. Rings um dasselbe blühten Rosen, Genista und Jasmin, und wenn auch in der ganzen Gegend kein Baum, kein Strauch mehr zu sehen war, so hatte doch hier eine schützende Hand dieses Plätzchen und den Hügel freundlich geschirmt, und Wein- und Oliven-, Mandel- und Feigenbäume standen hier in Blüthe und Frucht und belebten die öde, verwüstete Gegend. Zu diesem freundlichen schattigen Plätzchen führte der Spahi Helene und ließ sie in eines der kleineren Zelte eintreten, wo er vor dem offenen Eingange Wache hielt. Aus diesem Zelte konnte nun Helene den ganzen Theil des türkischen Lagers, der südöstlich die Stadt umgab, übersehen; deutlich konnte sie das große Zelt des Beziers unterscheiden, welches auf einem künstlich errichteten Hügel in der Mitte der Ebene unfern des Baches stand, und von tausend buntgeschmückten Zelten umgeben das Lager beherrschte. Unter lautem Jubel sah sie jetzt das während des Angriffs der Franzosen ausgerückte türkische Heer in wilder Unordnung zurückkehren; Hörner schmetterten, die großen Trommeln rasselten dumpf zu dem hellen Klange der geschlagenen Becken und die muthigen Rosse, welche nach ihren Lagern

sich drängten, wieherten, als ob sie den Jubel ihrer Reiter theilen müßten.

Dieser Anblick vermochte nicht den trüben Sinn der Gefangenen aufzuheitern. Trostlos hätte das Schicksal ihr erscheinen müssen, wenn nicht der Tod als treuer Freund ihr zur Seite gestanden und der verborgene Dolch in ihrem Gürtel ihr nicht die Gewißheit gegeben hätte, daß dieser treue Freund zu ihrer Rettung erscheinen werde, sobald sie seiner bedürfe.

Helene, von ihrem Begleiter nur wenig beachtet, warf sich jetzt nieder und hob andachtvoll ihr Kreuz, das sie ihr gelassen hatten, empor. Verzeih mir, barmherziger Gott! betete sie: verzeih, wenn die Lebensmüde, ehe du sie abrufst, zu dir heimkehrt, verzeih ihr, wenn sie zur Rettung ihrer Ehre den Dolch in das gebrochene Herz stößt, ihre Erdenqualen zu enden und rein und makellos in deinen Himmel einzugehen!

Getröstet, gestärkt erhob sie sich bei dem Eintritt des Muselmannes; sie hatte selbst ihr blutiges Loos geworfen, und obschon vor Selbstmord zurückschaudernd, war sie dennoch gewiß, daß ihre Hand im entscheidenden Augenblicke nicht zittern würde. Beruhigt, als sei es ein Freund, der ihr nahe, sahe sie jetzt den jungen Türken, welcher zu ihrem Verderben den tödtenden Streich von ihr abgewendet, mit bedeutendem Gefolge dem prachtvollen Zelte zureiten. Sklaven von allen Farben eilten herbei, sich ehrfurchtvoll vor ihrem Herrn neigend. Zwei stattliche Reiter sprangen von ihren schnaubenden Rossen, dem Gebieter Roß und Bügel zu halten; doch ehe sie sich nahen konnten, hatte sich der Behende schon aus dem Sattel geschwungen, und indem er mit der Hand den Sklaven, sich zu entfernen winkte, trat er, nur von einem Derwisch begleitet, in sein Zelt.

Helene hatte dies Alles mit Gleichmuth angesehen, setzte sich auf ein Polster und überließ sich ihren schmerzvollen Gedanken. Niemand störte sie in ihrem düstern Sinnen, Niemand kümmerte sich um sie und so konnte sie sich die geliebte Mutter, Nikola, Euphrosyne und auch den Malteser, dessen Bild ihr immer noch eine freundliche Erscheinung blieb, zurückrufen. Der sie bewachende Türke hatte sich indessen an den Eingang des Zeltes gesetzt, sah ernst vor sich nieder und schien sie weiter nicht zu beachten, auch nicht im mindesten zu sorgen, daß der Erschöpften Speis' oder Trank gereicht würde.

Sie mochte wohl zwei Stunden ihren Gedanken überlassen so gesessen haben, als ihr Wächter plötzlich aufsprang, die Arme kreuzweis über einander schlug und in dieser demüthigen Stellung einen ältlichen Mann erwartete, der ein Offizier der Timarioten (Lehnreiterei) zu sein schien und sich dem Zelte nahte. Steh auf, Christ! rief er Helenen entgegen: und folge mir!

Wäre es nur zum Tode! sagete Helene leise vor sich hin, indem sie aufstand und dem Türken folgte: dann wohl mir!

Als sie an das große prachtvolle Zelt gelangten, öffneten reich-

gekleidete junge Sklaven das äußere Gemach; sie traten ein, der Führer befahl Helenen hier zu verweilen, verließ sie einen Augenblick, kehrte jedoch schnell wieder und sagte in seinem barschen Tone: Tritt ein, wage es aber nicht, nur mit einem Schritt den Eingang zu verlassen und Dich dem Gebieter zu nähern. Ein Sklave zog jetzt den damaßenen Vorhang zurück; Helene trat ein.

Ein reichgekleideter junger Türke lag dem Eingange gegenüber auf seinem Polster, eine junge Löwin ihm zu Füßen, neben ihm stand ein Derwisch, dessen grau wollener langer, mit einem ledernen Gürtel zusammengeschnürter Rock und die mit Riemen befestigten Sandalen einen sonderbaren Kontrast mit dem reichen Anzuge des jungen Mannes machte. Der Türke sowohl als der Derwisch sahen schweigend auf Helene, welche die Augen niederschlagend in banger Erwartung vor ihnen stand.

Wie stark ist die Hülfe, die von Frankreich angekommen ist? fragte jetzt der Derwisch in griechischer Sprache.

Dies ist mir unbekannt! erwiderte Helene.

Rede die Wahrheit, Christ! sagte der Derwisch mit finsterem Blick, doch lag in dem Tone seiner Stimme Milde. Ein Lichtstrahl durchzuckte bei diesen Worten das Mädchen. Herr, sprach sie mit festem Muthe: ich danke Dir, daß Du mich erinnerst, auch im Tode der Wahrheit treu zu bleiben. Ja ich weiß es, kenne alle Kräfte der Vertheidigung meiner Vaterstadt, kenne jede Mine, jedes Geschütz; aber fern sei es von mir, am Glauben und Vaterland zum Verräther zu werden; keine Qualen, nicht der Tod können mir irgend ein Geständniß zum Verderben der bedrängten Stadt entlocken.

Der Derwisch schwieg und blickte auf den Türken, der Helene aufmerksam betrachtete und bis jetzt noch keine Sylbe gesprochen hatte; dann wendete sich der Alte wieder zu ihr und sagte lächelnd: Worte sind oft kühner als die That. He, Sklaven! — rief er auf türkisch, und von allen Seiten kamen sie herbei — nehmt den Christenhund und gebt ihm so lange Sohlenstreiche, bis sein tückisch Gemüth weich und seine Zunge gelöß't ist! Die Sklaven wollten Helene fassen, da riß sie den verborgenen Dolch aus ihrem Gewande. — Wagt es nicht mich anzurühren! rief sie, die Waffe schwingend, sie aber mehr nach der eigenen als der fremden Brust zuckend. Jedoch auf einen Wink des Türken entfernten sich die Sklaven schnell, und der Derwisch, dessen Augen durchbohrend auf Helenen ruhten, sagte freundlich: Wirf Deine Waffe weg und tritt näher!

Nein! erwiderte Helene mit heiterer Ruhe: ich lege den Dolch nicht von mir; er muß mich vor einem schmählichen Tod schützen und bleibt deshalb in meiner Hand.

So birg ihn in seine Scheide, kecker Bursche! sagte der Derwisch lachend: denn mit gezücktem Dolch ziemt es sich wahrlich nicht, daß Du vor Deinem Herrn stehst.

Ich erkenne nur einen Herrn über mir, und das ist mein Gott! rief sie feierlich, immer noch hoffend, ihr kühner Muth solle ihr den erwünschten Tod bringen; aber der Derwisch blieb gelassen, sprach kein Wort und betrachtete sie eben so aufmerksam als der junge Türke.

Unbärtiger Knabe! begann nun der Alte: verbirg Deine Waffe! Meine Warnung ist Dir zum Heil!

Eurer Warnung will ich folgen, nicht Eurem Befehl! erwiderte sie, den Dolch in die an ihrem Gürtel verborgene Scheide steckend. Aber kaum hatte sie das gethan, so fuhr der Türke plötzlich von seinem Polster auf und sagte dem Derwisch mit Heftigkeit einige Worte in türkischer Sprache.

Mustapha! unterbrach ihn der Alte verweisend; der Türke schien beruhigt, drückte ihm freundlich die Hand und setzte sich wieder auf sein Polster, das Auge aber sah unverwandt und glühend auf Helene.

Auch der Derwisch blickte forschend nach ihr; dann nahte er sich, erfaßte ihre Hand und sah ihr in's belebte Auge. Du bist ein Weib, sprach er mit sanfter Stimme: bist eine Unglückliche, unsres Mitleids bedürftig. Wohl Dir, daß Du in die Hände Mustapha's Kiupergli, des Sohnes unsres mächtigen Veziers fielst, der seinem edlen Vater an Großmuth gleicht und ein Mensch ist. Sei unbesorgt, Christin, der Derwisch Abdallah ist der Unglücklichen Vater, und lehrte seinen Zögling, ihr Bruder zu sein. Fürchte nicht den flammenden Blick, mit dem er Dich betrachtet; an die Befriedigung jedes Wunsches gewöhnt, bedarf er Zeit, Herr seiner Begierden zu werden; fürchte ihn nicht!

Dein Name, schönes Mädchen? fragte jetzt in griechischer Sprache Mustapha und erhob sich von seinem Sitz.

Helene! erwiderte sie und ihr Auge traf das brennende des Türken.

Helene! sagte dieser: bleib bei mir, gönne mir das Glück, die schönste der Houris mein nennen zu dürfen, gönne mir das Glück; schon die Himmelsterne Deiner Augen zu sehen genügt mir! Was Dein Herz verlangt, was Deine Rosenlippen wünschen, soll Dir gewährt sein!

Herr! sagte das Mädchen schnell, und ihr Auge blickte freundlich auf die herrliche Gestalt des Jünglings: so gebt mir die Freiheit oder den Tod! —

Du verlangst das Unmögliche, Christin! unterbrach sie Mustapha: die Freiheit wie der Tod, beide trennen mich von Dir —

Und so muß es doch sein, sagte Helene bewegt: ich erkenne Deine Güte, Herr! aber keine Wahl bleibt mir übrig. Wort zu halten lehrte Dich gewiß dieser alte Mann, der jetzt so zufrieden und freundlich lächelnd auf Dich blickt. Gib mir eins von beiden! —

Und gäb' ich Dir den Tod? fragte der Türke.

So würde ich Dich segnen und mein letzter Seufzer würde ein Gebet

zu dem Gott der Christen für Dich sein. Doch nein! — mein letzter Hauch wäre ja nur Er!

Wer? fragte Kiupergli gespannt.

Er, der meinem Herzen die Freiheit wieder gab und auch den Tod! sagte sie feierlich.

Ich verstehe Dich nicht, Helene! nahm Mustapha das Wort und seine Wange begann zu glühen.

Ich würde im Tode an ihn denken, der mir das Theuerste auf Erden war, nicht an Dich! erwiderte das Mädchen.

Ha! rief der Türke, und riß den Dolch mit diamantenem Griff aus seinem Gürtel. Bei diesem Ausruf sprang die Löwin, welche bisher ruhig auf dem Teppich gelegen, zähnefletschend auf, und der Derwisch „Zurück, wilde Bestie!“ rufend, trat mit finstrem Blick zwischen Helene und Mustapha. Die Löwin legte sich, dem Befehl gehorchend, wieder nieder, behielt jedoch ihren Herrn fest im Auge, welcher nach kurzem Ueberlegen mit freundlichem Blicke Helenen seinen Dolch reichte. Christin! sagte er: Du siehst wie ich noch jenem Löwen gleiche und die wilden Gewohnheiten früherer Zeit noch nicht ganz abgelegt habe. Dank Dir, Abdallah, daß Du mir wenigstens den Willen gabst, Mensch zu sein, und ich nur selten der That mich schämen darf. Nimm diesen Dolch, Helene, den ich in blindem Eifer auf Dich zuckte! Gib mir den Deinen an seiner Stelle, fuhr er fort: ich will ihn tragen zur steten Erinnerung an Dich, und wenn meine Hand ihn im Jähzorn faßt, dann werde ich, Deiner gedenkend, so sanft werden, wie Dein himmlisches Auge jetzt auf mich blickt. Nimm ihn und mit ihm die Freiheit!

Dafür segne Euch Gott! sagte Helene, seinen Dolch nehmend und ihm den ihrigen reichend: Schickt mich zurück zu den Meinen, die Sorge um mich tragen werden, und vermögt Ihr etwas über Eures Vaters Herz, so gedenket der unglücklichen Stadt mit Milde. Lebt wohl, und laßt mich ziehen!

Du darfst noch nicht von hier, Christin! sagte der Derwisch, sie zurückhaltend: Ohne des Veziers Befehl dürfte selbst sein Sohn es nicht wagen, einen Gefangenen nach der belagerten Stadt zurück zu schicken; Du mußt diese Nacht noch bei uns verweilen. Wenn der Morgen graut, wird Mustapha zu seinem Vater gehen, und der wird ihm sicher seine Bitte nicht versagen; früher läßt es sich nicht thun. Komm mit mir, fuhr er fort: Du darfst hier nicht länger weilen, komm in mein Zelt, dort bist Du sicher.

Lebt wohl, Herr! wandte sie sich zu Mustapha: Gott möge Euch Euren Edelmuth lohnen, ich werde oft mit bewegtem Herzen Eurer gedenken. Es gehe Euch wohl!

Kiupergli erwiderte kein Wort, er schien in ihren Anblick versunken. Lebe wohl! wiederholte sie im Abgehen; da folgte er ihr, ergriff ihre Hand

und sagte bewegt: Helene, siehst Du einst zur Vertheidigung Candia's auf seinen Wällen und siehst auf einer unserer Batterieen oder in den Laufgräben eine Fahne wehen, weiß wie der Schnee Deiner Stirn, siehst Du einen Kranz von Rosen, glühend wie Deine holden Wangen, an ihrer Spitze flattern, so wisse, ich stehe Dir gegenüber. Laß dann, mir zum Zeichen, Dein Tuch wehen, daß ich die tödtenden Geschosse nach einer andern Stelle richten kann und nicht fürchten muß, ich selbst zerstöre das Schönste der Erde. Vergiß es nicht und nun lebe wohl! — Sorge für sie, Abdallah! Er ging nach seinem Sitze zurück; die Löwin legte sich wieder knurrend zu seinen Füßen, und als der Derwisch aus seinem Zelt zurückgekehrt war, wo er Helenen ein sicheres Asyl bereitet hatte, fand er seinen Zögling noch immer sinnend, das Auge zu Boden gesenkt.

Der schönste Sieg ist der Sieg über sich selbst, Du hast ihn heute errungen; wohl Dir! Mit diesen Worten weckte er erst den Jüngling aus seinem stillen Traume.

Noch am heutigen Abend stand der ehrwürdige Papa Ambrosios wieder an den Säulen des zerstörten Gotteshauses und schien jemand zu erwarten. Da kamen Griechen durch die verödete Gasse, ein Jeder eine Schaufel in der Hand, auf ihn zu. Nun, kommt Ihr endlich? rief er ihnen entgegen: es wird bald Nacht sein, der Mond geht erst spät auf und die Todte sehnt sich nach Ruhe. Kommt! Er ging mit ihnen über die Ruhestätte der Schlummernden hin zu der Mauer, wo die myrthenbekränzten weißen Marmorsteine durch die Dämmerung leuchteten. Hier grabt das Grab; sprach er, ihnen eine Stelle anweisend: bei jeder Scholle Erde, die Ihr heraus werft, denkt, daß es vielleicht der Staub eines hier verwoberten Menschenherzens ist, den Ihr den Winden Preis gebt, und betet deßhalb während Eurer Arbeit ein frommes Gebet; und nun frisch an's Werk! Die Frauen warten sicher schon lange.

Die Griechen begannen nun emsig zu graben, während Ambrosios zuweilen ihnen zur Seite blieb und ein Gebet murmelte, zuweilen in stiller Betrachtung zwischen den Gräbern umherging und die vom Wind verwehten Kränze ordnete. Welch eine kurze Pilgerfahrt ist es doch von der Wiege bis zum Grabe! sagte er jetzt, die Gräber wehmüthig betrachtend: und in diesem kleinen Raume seiner Wallfahrt sollte des Menschen Zukunft für die ganze Ewigkeit liegen? — Wenn er auf diesem kurzen Wege strauchelte, wenn er fiel, so könnte er nicht wieder aufstehn in dem unermessenen Raume der Ewigkeit? — Das Grab besiegelte sein Urtheil unwiderruflich, und in des Menschen schwachen Willen, den er in dieser Zeit geübt, hätte der Barmherzige das unabänderliche Loos gelegt, ewige Verdammniß oder ewiges Heil? — Furchtbar! — Aber fort, fort, ihr Zweifel! Verhülle den Blick, forschender Geist, glaub' und hoffe in Demuth

und erwarte jenseit erst das Licht, welches diese Dunkelheit zu erhellen vermag! In diesen Betrachtungen vertieft, wandelte er zwischen den Todtenhügeln, bis das frische Grab beendet war und er einen der Männer nach der Wohnung der Frauen schicken konnte, sie zu benachrichtigen, daß das Asyl der Ruhe für die Entschlafene offen und bereit zu ihrem Empfange sei.

Nach einiger Zeit erhellte in der Ferne Fackelglanz die über einander sich thürmenden Trümmer, und Trauertöne hallten leise durch die schweigende Nacht. Immer näher kam der Zug, welcher die irdische Hülle der an ihren Wunden gestorbenen Jungfrau zur Erde begleitete, und als er bei der Gruft anlangte, senkten die Matronen die auf einem Brete liegende Leiche (Särge waren bei der Menge Todten nicht mehr zu finden), Jungfrauen schmückten sie noch mit Blumen, während die sie begleitenden Priester leise Gebete murmelten. Zieh ein in das Himmelreich, Du für den Glauben Gestorbene! rief jetzt Ambrosios: Doch vorher laß uns noch einmal Dein irdisches Antlitz sehen; dann mag es das Leichentuch bedecken, daß es nimmer des Menschen Auge erscheine! Eine Matrone nahm den Schleier von dem Antlitz der Todten, Andere beleuchteten mit brennenden Wachskerzen die Entschlafene, und die Jungfrauen blickten noch einmal auf das bleiche Gesicht der Heimgegangenen, die, eine weiße geknickte Rose, in das Leichentuch gehüllt vor ihnen lag.

Dein Gedächtniß sei ewig, Du selige, geliebte Schwester! rief dreimal Ambrosios, winkte, der Schleier deckte das bleiche Antlitz und die Jungfrauen begannen die Todtenhymne zu singen, während die Matronen den eingehüllten Leichnam in das Grab senkten.

Sie ruhte nun in ihrer Mutter Schooß. Die Hymne war beendet, und ehe die Schollen Erde sie deckten, streuten die Jungfrauen Kränze von Blumen und blühende Ranken auf die Todte, daß die Erde leicht auf ihr ruhe und ihr Schlaf sanft sei. Zuletzt warf Ambrosios einen Myrthenkranz hinab. Heil Dir, fromme Entschlafene! sprach er: Heil Dir, daß Dir der Kranz blühender Myrthe folgen kann! Wohl Dir, daß der Tod Deine Blüthe knickte, nicht das rauhe Leben. Schlummre sanft bis zum Tage der Auferstehung! Gott sei Deiner Seele ein milder Richter! Und nun, sprach er bewegt: werft die Erde hinab und übergebt sie dem Tode. Dann schüttete er eine Hand voll leichten Staubes über die Entschlafene. Die Erde ist des Herrn, sprach er hierbei: und was drinnen ist und darauf wohnet! Einige Tropfen Oel träufelte er hinab, streute aus dem Rauchfaß des neben ihm stehenden Priesters Asche in das Grab, die Jungfrauen warfen nun leichten Staub über die Blumen und die Matronen deckten sie mit Erde. Die Pforte des irdischen Lebens ward geschlossen, die Pforte des ewigen ihr geöffnet.

Der Hügel erhob sich, Rasen von Thymian und Lavendel duftend, bedeckte ihn, der weiße Marmorstein bezeichnete den Markstein des jungen

Lebens und Ambroſios bekränzte ihn. Die Frauen umkreiſ'ten das Grab, die Hymne der Auferſtehung erſcholl, und mit dem letzten verhallenden Tone heiliger Andacht zogen ſie ſchweigend und ohne Geſang heim in ihre unterirdiſche Wohnung, wo ſie über die Waffen der Gebliebenen den Cypreſſenkranz hingen.

Ambroſios ſtand noch allein an der Gruft und betete, als Nikola mit Haſt zu ihm trat. Ehrwürdiger Herr, ſagte er in Eil: ich komme hieher, Euch zu bitten, mit mir in das Gotteshaus zu treten und meine Beichte anzuhören. Ich gehe einen ernſten Gang, der mich leicht in den Augen der Welt als Verräther an meiner Vaterſtadt bezeichnen könnte; ich thue einen gewagten Schritt und bedarf vielleicht dereinſt Eures Zeugniſſes, daß edle Abſichten mich dazu beſtimmten.

Nikola, warum ſoll ich in das Haus des Herrn treten, um Deine Beichte zu vernehmen? erwiderte Ambroſios: Sein Auge ſieht und hört Dich hier und dort. Der Menſch bedarf keines Domes, das Herz zu dem Vater im Himmel zu erheben; der, den ſeine allmächtige Hand über uns gewölbt hat, der iſt der heiligſte; ein wahrhaft frommes Herz ſteht ihm nahe, wo es auch ſei.

Nun, wie Ihr wollt, erwiderte Nikola unmuthig: ich theile Euren Glauben hierin nicht, ehrwürdiger Herr —

Das weiß ich, mein Sohn; Dein Glaube iſt ein düſterer, der meine ein heiterer milder Glaube, mild, wie das Auge Gottes voll Barmherzigkeit auf uns blickt. Aber beginne, mir Dein Herz zu öffnen; ich ſehe, Du haſt Eile.

Nikola vertraute nun dem Prieſter ſein Vorhaben, bat ihn, wenn der Tod ihn in ſeinem Beginnen ereilen ſollte, für ihn zu beten und ſeine Ehre gegen jedermann zu vertheidigen.

Geh mit Gott! ſagte Ambroſios gerührt: Dein Vorhaben iſt ein frommes Werk, führe es aus. Vor Mißdeutung ſoll mein Anſehen, mein Zeugniß Dich bewahren. Er legte ſeine Hand ſegnend auf des Griechen Stirn, der ihm dankend in die Kirche eilte, vor dem zertrümmerten Altare ſich niederwarf und ein brünſtiges Gebet an Gott und den heiligen Andreas richtete. Dann eilte er nach der öſtlichen Gegend der Stadt, und wo das Meer das bedrängte Candia ſchützte, ließ er ſich an einem Seile von der Mauer herab, ſchwang ſich in einen bereit ſtehenden Nachen und ruderte unter ſtillem Gebet längs dem Ufer hin.

Von dem Wachtſchiffe bemerkt, ſtrengte er alle Kräfte an, ihm zu entgehen, zog das kleine Segel auf, warf den Kahn noch mehr dem Lande zu und achtete ſo wenig die über ihm ſauſenden Kugeln, womit das Wachtſchiff ihn anzuhalten zwingen wollte, als das ihm nachgeſandte Boot. Er gelangte glücklich unter die Kanonen der feindlichen Strandbatterieen, wo er ans Land ſtieg, von den Türken umringt und zu dem hier befehlenden Aga geführt wurde.

„Diesen bestimmte er durch die Versicherung, er habe dem Großvezier wichtige Nachrichten aus Candia mitzutheilen, ihn sogleich unter Bedeckung nach dem Lager abführen zu lassen.

Es war eine heitere Nacht; ein wolkenloser Himmel wölbte sich mit seinem dunkeln Blau und seinen Millionen Sternen über der schlummernden Erde. Feierliche Stille war dort oben in den himmlischen Gefilden, hier unten aber auf der blutgedrängten Erde schien die Ruhe verschwunden. Schaaren blutdürstiger Krieger zogen in dem Dunkel der Nacht aus dem Lager nach den Laufgräben, die Krieggenossen von dem Wahlplatz des Todes abzulösen und bis zur morgenden Dunkelheit den Pfeilen des Todes die Brust zu bieten. Hier jagten Reiter, Befehle zu bringen, dort lagerte ein Haufe um ein mattes Feuer, den schwarzen, das Auge wachhaltenden Trank zu bereiten. Dort starrte ein Anderer regungslos in das prasselnde Feuer und schien die Vorübergehenden nicht zu bemerken. Zwischen diesem Allen donnerte das Geschütz, drang der laute Ruf der Schildwachen und die helle Glocke von St. Marcus, die einzige noch in Candia und die selbst nur noch um Mitternacht oder wenn der Feind stürmte ihre dumpfen Schläge erklingen ließ. Sie mahnte Nikola, daß ein neuer Tag beginne, und bei ihren feierlichen Tönen ergriff ihn ein heiliges Grauen, ihn schauderte, sich in der ernsten Stunde der Mitternacht von Ungläubigen umgeben zu sehen, der einzige Christ unter Muselmännern zu sein, und er befahl seine Seele Gott.

So gelangte er in das Lager, welches sich regellos über die einst blühende Ebene breitete. Hier schien Alles zu ruhen, nur die Schildwachen auf den es umgebenden Verschanzungen, obgleich in fast regungloser Stellung waren wach. Die bunten Zelte mit ihren abenteuerlichen Verzierungen nahmen sich in dem Sternlichte sonderbar aus; sie erschienen in der Ferne wie wunderbare Gebilde und die an ihrer Spitze hin und her wogenden Fahnen gaben ihnen das Ansehen lebender seltsamer Gestalten. Die Stille, die überall herrschte, nur von dem Stampfen der Rosse und dem widrigen schauerlichen Tone der Schnarchenden unterbrochen, beengte die Brust, und das unverständliche leise Gespräch der Nikola begleitenden Janitscharen war auch nicht geeignet dieses Nachtbild freundlich zu gestalten. Aber von alle diesem sah und vernahm der Grieche nichts; leise Gebete murmelnd, den Blick nach oben gerichtet, sah er nur die Märtyrkrone vor sich und den Himmel offen, ihn zu empfangen.

Sie nahten jetzt dem Hügel, auf welchem des Großveziers palastähnliches Zelt stand; eine Mauer, an welche sich tausend andere Zelte lehnten, umgab den Hügel. Dieser ganze Platz, von dem übrigen Lager durch Pfähle abgesondert, worauf kleine blutrothe Fahnen flatterten, gehörte allein dem Vezier und seinem Hofstaat. Ohne Erlaubniß seines Aga durfte ihn niemand betreten, und auch Nikola mit seinen Begleitern wurden von der Wache angehalten und mußten an der Pforte harren, bis sie auf Be-

fehl des Aga eingelassen wurden, welcher sogleich den Ueberläufer zu sprechen verlangte. Ehe er jedoch in dessen Zelt geführt wurde, mußte er sich auskleiden, damit die vorsichtigen Türken sich versicherten, daß er keine Waffen bei sich führe.

Er fand bei seinem Eintreten einen jungen Mann, von mehreren Sklaven umgeben auf weichen Polstern, in einen persischen Teppich gewickelt liegen, vor dessen Lager zwei Kerzen brannten. Tritt näher, Christ! rief er dem Eintretenden in türkischer Sprache zu. Dann fragte ihn ein griechischer Sklave: Du kommst von Candia und willst unserm Herrn, dem Vezier, wichtige Dinge entdecken? — Theile sie meinem Herrn, dem Aga mit.

Nur dem Vezier darf ich sie vertrauen! erwiderte Nikola.

Sind sie von der Art, daß der Vezier sie sogleich wissen muß? fuhr der Sklave fort, nachdem er das Gesagte dem Aga verdolmetscht hatte, ohne daß dieser über die Weigerung erzürnt zu sein schien: oder hat es Zeit bis morgen?

Der Aufschub bis morgen bringt ihm keine Gefahr! antwortete Nikola.

Der Türke gab ein Zeichen und man führte ihn aus dem Zelte in ein anderes, wo ihm ein ärmliches Lager angewiesen wurde. Die Türken hielten mit gezogenem Säbel Wache davor.

Nikola warf sich auf die schmutzigen Decken, legte sein sorgenschweres Haupt auf das zerrissene Polster und schloß die Augen; aber der Schlaf floh ihn, die Morgenröthe fand ihn noch wach, und als die Muselmänner ihr Morgengebet verrichteten, betete auch er im Stillen und bat den Allmächtigen, ihm Muth zu seinem Unternehmen zu verleihen. Schon stand die Sonne hoch und noch befand er sich in dem kleinen dürftigen Zelte, niemand schien sich um ihn zu kümmern, als endlich ein Offizier der Leibwache des Beziers eintrat und ihm zu folgen befahl. Als er aus dem Zelte trat und sein Auge über das türkische Lager schweifte, welches jetzt in vollem Leben vor ihm stand, überraschte ihn ein ganz neues Schauspiel. Asiatische Pracht strahlte ihm hier entgegen, das zahllose Heer, welches jetzt eben ausrückte, den Sold zu empfangen, konnte er nur mit Bewunderung anstaunen, so wie die Menge der wiehernden Rosse, der hohen Kameele, die in einem langen Zuge von Canea mit Lebensmitteln beladen, zum Lager zogen. Er sah das zahllose Heer von Sklaven, welches zu dem Hofstaate des Beziers gehörte, die prächtige Leibwache, die den allmächtigen Stellvertreter des Großherrn umgab, der an der Spitze des Heeres das alte Schrecken muselmänniſcher Waffen erneute, während Sultan Mahomet im Serail den Lüsten fröhnte. Durch das rauschende Gewühl von Kriegern, Hofleuten und Sklaven, gelangte er an das mit seidenen Stoffen behangene Zelt, auf welchem der stolze halbe Mond im Sonnenlicht erglänzte. Nicht lange durfte er hier verweilen; er wurde durch eine

Reihe mit köstlichen Teppichen abgesonderter, von Sklaven und Hofbedienten erfüllter Gemächer in den Saal geführt, wo er den Vezier, zwei Schreiber zu seiner Rechten, einen Dollmetscher zur Linken, auf einem Polster sitzend fand.

Was ist Dein Begehr? fragte der Dollmetscher, ein Grieche aus Constantinopel, Nikola.

Was ich dem erlauchten Vezier zu berichten habe, darf ich nur seinen Ohren vertrauen! erwiderte dieser muthig.

Ohne des Dollmetschers Uebertragung abzuwarten, rief der Vezier den am Eingange stehenden Offizier, fragte ihn einiges, welches dieser, sich tief vor ihm neigend, bejahte; dann raunte er dem Dragoman einige Worte zu, der sich sogleich zu Nikola wandte.

Ist das, was Du dem Vezier, meinem Herrn, zu vertrauen hast, auch von Wichtigkeit, wie Du vorgibst? Macht es Dich der Gnade würdig, selbst mit dem mächtigen Herrn zu reden und von den Strahlen seines Feuerauges allein erwärmt zu werden? Ueberlege das wohl; denn ist Dein Vorbringen nur die gewöhnliche Kunde gewissenloser Ueberläufer, so wisse, daß Dich der Tod erwartet!

Ich bin auf ihn gefaßt! erwiderte Nikola ruhig.

Der Großvezier winkte; Alle entfernten sich, außer dem Dragoman, seinen Vertrauten; denn verstand der Vezier auch die griechische Sprache, redete er sie auch geläufig, so erlaubte seine Würde und der Stolz seiner Nation nicht, öffentlich eine andere Sprache als die Seinige zu reden.

Rede! sagte jetzt der Dragoman.

Nikola, ehe er begann, faltete seine Hände, blickte auf zu Gott, ein tiefer Seufzer stieg aus seiner beengten Brust empor, und so stand er, sich Gott übergebend, einige Augenblicke vor dem gefürchteten Kiupergli; dann sagte er mit Fassung: Herr! ich stehe vor Dir mit dem Vertrauen, daß Du, wie selbst Deine Feinde sagen, ein edler Mann, ein großmüthiger Feind bist. Ich stehe vor Dir mit dem Bewußtsein, den Tod verdient zu haben und zittre nicht; denn wisse, ich habe Dir nichts von Candia zu berichten und bin meinem Vaterlande zu treu, um ein Verräther an ihm werden zu können.

Achmed Kiupergli sah zornig auf den Griechen, den dieser Blick nicht entmuthigte; doch mochte die Kühnheit, mit welcher er vor ihm stand, den Vezier überraschen und ihm Achtung gebieten, er mäßigte seinen Zorn und unterbrach Nikola nicht, der nach kurzem Schweigen fortfuhr. Weßhalb ich es gewagt habe, vor Dir zu erscheinen, Herr, ist ein Geringes in den Augen des mächtigen Beziers, mir aber das Glück meines Lebens. Höre auf meine Worte, Herr! sei barmherzig und der Gott der Christen — er ist ja auch Dein Gott — möge auch einst barmherzig gegen Dich sein, stehst Du Rechenschaft zu geben vor seinem Throne.

Rede! rief ihm, sich vergessend, der Vezier auf Griechisch zu.

Im Gefecht des gestrigen Tages ist einer meiner Brüder in Deine Hände gefallen; gib ihn frei und nimm mich statt seiner als Sklaven!

Dich? unterbrach ihn der Vezier verwundert —

Ja, Herr, nimm mich. Er ist ein zarter Jüngling, schwach von Körper, nicht vermögend schwere Arbeit zu verrichten; ich, wie Du siehst, bin stark und rüstig, verstehe die Laute zu spielen und mein Gesang könnte Dich ergötzen. Er würde vor Schmerz vergehn; und biete meine Hände freiwillig den Ketten und Du kannst nur bei dem Tausche gewinnen.

Der Vezier sagte dem Dollmetscher einige leise Worte. Und wenn nun des Herrn Milde Dich bestrahlte, wenn er Dir das Leben schenkte, welches Deine Frechheit verwirkt hat und auch Dir die Sklavenketten gleich dem Bruder anlegen ließ?

Dann hätte ich mich in Achmed Kiupergli, dem Vezier der Muselmänner geirrt; ich hätte ihn für größer gehalten, als er ist.

Der Vezier lächelte bei diesen Worten; sein edles Gesicht sah wohlgefällig auf den Griechen, der mit ruhiger Fassung sein Schicksal erwartete.

Was bewegt Dich, für Deinen Bruder Dich opfern zu wollen? fragte der Dollmetscher weiter: Bruderliebe allein ist nicht ein so mächtiger Hebel.

Meine Pflicht, mein Glaube befahl es mir! erwiderte Nikola.

Auch bei diesen Worten umdüsterte sich Achmeds Antlitz nicht. Wer ihn, das lebhafte Auge wohlwollend auf den Griechen gerichtet, gesehen, der hätte kein Todesurtheil, er hätte Milde darin gelesen; selbst für Nikola schien die Hoffnung aufzugehen, als ein eintretender Kämmerling die Unterredung störte und der glückliche Augenblick vorüberging. — Vezier! Dein Sohn verlangt einzutreten; sagte er, in demüthiger Stellung: darf er kommen? Achmed bejahte es. Mustapha, der Anführer der Spahi, trat ein, verneigte sich ehrfurchtvoll vor dem Vater und blieb in einiger Entfernung stehen.

Hat das, was Du mir zu sagen hast, Eile? fragte der Vezier mit würdevollem Ernste und winkte dem Sohne, näher zu treten.

Herr! es betrifft ein Gesuch an Deine Großmuth, dessen Erfüllung mich beglücken würde! erwiderte der Jüngling.

So verweile! sagte der Großvezier und sprach dann leise mit dem Dollmetscher, während Mustapha unwillig auf den Griechen blickte, welcher seinen heißen Wünschen im Wege stand.

Christ! begann nun der Dollmetscher: bezeichne mir den Gefangenen; der Herr will ihn sehen, und ist dem so wie Du sagtest, so könnte es wohl sein, daß des Gebieters Milde Dich statt seiner zurückbehielt.

Nur wenig Christen sind gestern gefangen, sagte Nikola: nur Einer der Unsern. Leicht wirst Du ihn auffinden können, da er während des Kampfes ein schwarzes Kreuz statt einer Waffe trug —

Was willst Du von dem? rief Mustapha heftig; doch des Vaters

finſtrer Blick gebot ihm, zu ſchweigen. Herr! wendete ſich der Dollmetſcher zum Sohne ſeines Herrn: dieſer Grieche hatte unter dem Vorgeben, daß er eine wichtige Nachricht von Candia mitzutheilen habe, den kecken Muth, vor den mächtigen Vezier zu treten und zu bitten, ihn ſtatt ſeines geſtern gefangenen Bruders als Sklav zu behalten.

Chriſt, Du lügſt! ſagte Muſtapha ernſt: Der Gefangene, welcher, das ſchwarze Kreuz in der Hand, durch mich gerettet wurde, iſt Dein Bruder nicht, es iſt ein Weib!

So ſtehe ihr Gott bei! rief Nikola, die Hände faltend.

Iſt dem ſo? fragte der Vezier, ſich von ſeinem Polſter erhebend.

Ja, ſo iſt es! erwiderte Nikola furchtlos.

Iſt ſie Dein Weib? fragte der Dollmetſcher.

Nein!

Deine Schweſter? fragte er weiter.

Noch einmal ſagte Nikola ein ruhiges Nein!

Deine Geliebte? fragte Muſtapha, dem Dollmetſcher in die Rede fallend.

Sie liebt mich nicht, Herr! dies Glück ward mir nicht zu Theil; gleichgiltig ging ſie an mir vorüber; erwiderte Nikola und ſein Auge wurde naß.

Und was bewog Dich, für ſie Deine Freiheit zu opfern? fragte der Dollmetſcher.

Ich ſagte Dir es ſchon einmal, meine Pflicht und mein Glaube! antwortete Nikola und ein freudiges Lächeln umzog ſeinen Mund, als ſähe er ſchon die Märtyrkrone vor ſich ſchweben.

Man führe ihn ab und werfe ihn in Ketten! befahl der Vezier, und als die Henker kamen und die eiſernen Bande um ſeine Hand legten, ſah der Grieche mitleidvoll auf den Vezier. Ich habe Dich für größer gehalten, Achmed Kiupergli, als Du biſt; ſagte er ſtolz und folgte mit heiterem Blick den Trabanten. Auch der Dragoman verließ das Gemach.

Beim Propheten! rief der Vezier, der ſtaunend dem Griechen nachgeblickt hatte: der Chriſt verdient meine Bewunderung. — Sahſt Du die Gefangene? fragte er hierauf den Sohn.

Ja, Herr, ich ſah ſie.

Iſt ſie ſchön?

Trotz der männlichen Kleidung, die ſie trug, iſt keine Houri des Paradieſes ihr zu vergleichen; erwiderte Muſtapha mit Wärme: ihr Auge feurig wie die Sterne der Nacht, ihr Mund purpurn wie der Kelch einer duftenden Roſe, die Wange dem Pfirſich gleich, welche der Sonne Strahlen geröthet —

Des Vaters ernſter Blick unterbrach die feurigen Worte des Jünglings. Und was willſt Du mit Deiner Sklavin beginnen? fragte er, den Sohn feſt in's Auge faſſend.

Sie war es, die mich so früh zu Dir herführte, Herr. Erlaube, daß ich sie nach Candia zu den Ihrigen zurücksende.

War Abdallah in Deiner Nähe, als Du das Mädchen sahst? fragte der Vezier.

Er war zugegen und nahm sie in seinen Schutz; sie ist noch in seinem Zelte; erwiderte Mustapha.

Das konnte ich ahnen, sagte Achmed lächelnd: Gib Befehl, daß der Derwisch sie herbringe, jedoch nicht in männlicher Tracht; das reichste Frauengewand soll sie schmücken. Geh, mein Sohn! — Er reichte ihm die Hand, sein Auge ruhte wohlgefällig auf dem edlen Jünglinge.

In einer Sänfte, dem Auge der Männer verborgen, langte am Mittag Helene, vom Derwisch Abdallah begleitet, bei dem Zelte des Großveziers an. Aus dem Gemache war jedermann entfernt; nur Achmed und Mustapha erwarteten sie hier, die dicht verschleiert, mit dem köstlichsten Anzug einer Türkin bekleidet eintrat. Stolz war ihr Schritt, ihr Haupt frei und erhoben; so nahte sie dem Manne, vor dessen Zorn drei Welttheile erzitterten.

Hebe Deinen Schleier, Christin! befahl der Vezier, nachdem er lange mit Wohlgefallen ihre edle Gestalt betrachtet hatte. Helene zögerte einen Augenblick, dann warf sie den Schleier zurück und mit Ehrfurcht gebietendem Blick sah sie auf Achmed Kiupergli, der erstaunt und wohl gegen seinen Willen seine Bewunderung nicht ganz unterdrücken konnte. Er wandte jedoch schnell sein Auge forschend auf Mustapha, der im Anschauen Helenens versunken, sie mit glühendem Blicke betrachtete.

Helene schwieg; auch Mustapha schien bei ihrem Anblicke verstummt zu sein; der Vezier sah bald auf das Mädchen, bald auf seinen Sohn; der Derwisch beobachtete nur diesen.

Mustapha, begann endlich der Großvezier: wie könnte ich Deinen Muth, den Du an dem gestrigen Tage so herrlich bewiesen, besser belohnen, als wenn ich Dir die Gefangene als Sklavin überlasse; ich glaube, nur die männliche Kleidung konnte Dich zu einem thörigen Entsagen bestimmen, jetzt siehst Du sie im vollen Glanze ihrer Schönheit.

Mustapha nahte sich bei diesen Worten Helenen. Bleib bei mir, schönes Mädchen! bat er: nicht meine Sklavin, sei meine Herrin!

Statt Antwort warf Helene einen finstern bedeutsamen Blick auf den mit Diamanten gezierten Dolch Mustapha's, den sie in ihrem Gürtel trug. Mustapha verstand die Antwort, und glühend vor Verlangen und Scham trat er zurück. Ich danke Dir, mein Herr und Vater, wandte er sich dann nach kurzem Sinnen, während dem sein Auge dem Auge Abdallah's begegnete, zu Achmed: ich weiß Deine Gnade zu schätzen, Herr! Aber ganz ihrer

werth zu sein, erlaube mir, daß ich die Griechin nach Candia zurückſenden darf.

Es ſei Dir erlaubt! ſagte der Vezier: Du aber, ſchöne Chriſtin, laß Deinen Schleier ſinken und verbirg uns Dein Antlitz; leicht könnte die Gluth Deiner Augen die Flamme von Neuem in Muſtapha's Herzen entzünden. Der Schleier ſank, Muſtapha ſeufzte tief auf, als ſeine Sonne unterging. Wer ſich ſelbſt zu beherrſchen weiß, verdient dereinſt Herr über Andere zu ſein, ſagte der Vezier, ſich zu ſeinem Sohne wendend: ich bin ſtolz auf Dich, Muſtapha, und danke Dir, Abdallah, daß Du den wilden Löwen gebändigt haſt. Er rief hierauf einen Kämmerling, gab ihm leiſe ſeine Befehle, und während der Derwiſch ſich mit Helenen beſchäftigte, führte die Leibwache Nikola wieder herein.

Grieche, ſagte der Vezier ernſt: was Ihr Chriſten groß nennt, weiß ich nicht, ich kenne die Wage nicht, mit der Ihr des Menſchen Werth abwägt, doch will ich verſuchen, ob ich Dir edel erſcheinen kann. Nehmt ihm die Ketten ab! befahl er: Du biſt frei; kehre zu den Deinen zurück, und damit Du ſiehſt, wie großmüthig ich bin, nimm dies Weib von mir zum Geſchenk; führe ſie heim; ſie ſei Dein Eigenthum.

Staunend ſah Nikola auf die verſchleierte Geſtalt; dann wandte er ſich ſchnell zu dem Großvezier, neigte ſich vor ihm und ſagte mit bewegter Stimme: Ich erkenne Deine Güte, Deine Großmuth, Herr; aber ſie beglückt mich nicht. Willſt Du, daß ich, ein Feind Deines Glaubens Deinen Edelmuth preiſen ſoll, ſo behalte dies Weib und laß mir meine Feſſeln; nur ſie gib frei, oder gib ihr, der reinen makelloſen Jungfrau und auch mir den Tod!

Thor! nahm der Derwiſch das Wort: hebe erſt den Schleier von ihrem Antlitz, ſchau ihr in's Auge und, beim Propheten ſchwör' ich, Du biſt von ihrer Schönheit entzückt und ſinkſt dem Stellvertreter des Padiſchah dankbar zu Füßen.

Und wäre ſie ſchön wie eine Himmliſche, wäre ſie das Vollkommenſte der Erde, mein Herz blieb kalt! rief Nikola begeiſtert.

Hebe den Schleier, Chriſtin! befahl der Vezier. Der Schleier hob ſich, und mit dem Ausruf: Helene! ſtürzte Nikola auf ſie zu; doch plötzlich hielt er an, wendete ſich zum Vezier. Herr! rief er, ſein Knie vor ihm beugend: nur vor Gott und den Heiligen habe ich mein Knie gebeugt, noch nie vor einem Menſchen; aber der gütige Vater im Himmel wird es mir vergeben, daß ich vom Gefühl durchdrungen Dir dieſe Huldigung des Dankes bringe!

Beugſt Du das Knie nur vor Deinem Gott, ſagte der Vezier mit Milde: ſo erhebe Dich; auch ich bin nur ein Menſch und verlange nicht göttliche Anbetung.

Nikola erhob ſich, ſein Blick traf Helene, deren Antlitz der Schleier wieder bedeckte; er ſollte die Gluth ihrer Wangen verbergen, denn Nikola's

Heldenmuth und die hingebende Liebe, die er ſo eben ausgeſprochen, hatten ſie tief erſchüttert, obgleich ſie nicht wußte, wie und weßhalb er in's türkiſche Lager gekommen ſei.

Als der Vezier dem Derwiſch befahl, die Griechen zur Barke zu begleiten, trat Helene zu Muſtapha. Ich habe in Deinem Zelte ein theures Pfand zurücklaſſen müſſen! ſagte ſie: Das ſchwarze Kreuz, welches ich bei dem Ausfalle trug; laß es mir zurückgeben.

Du wirſt es in dem Boote finden, beruhigte ſie der Derwiſch, während Muſtapha ihr freundlich: Lebewohl! ſagte.

Herr! fuhr Helene fort: Du haſt ſo edel an mir gehandelt; ſprich, wie könnte ich Dir dankbar ſein?

Vergiß meine Bitte nicht, erwiderte Muſtapha: und gedenke mein!

Ich werde Deiner ſtets eingedenk ſein; verſicherte Helene: aber haſt Du ſonſt keinen Wunſch?

Nur zwei ruhen in meiner Bruſt, und beide kannſt Du nicht erfüllen; ſagte der junge Türke.

Und dieſe ſind? fragte ſchnell der Vezier.

Dir dereinſt an Werth und Würde zu gleichen, mein edler Vater, und wenn Allah mir den Todesengel ſendet, daß er mich, das Schwert in der Hand, vom Schlachtfeld abrufen möge.

Gott iſt gnädig! ſagte Helene: er wird Deine Bitte erhören. Sie neigte ſich vor dem Vezier und verließ, von Abdallah begleitet, das Zelt.

Auf dem Wege nach dem Meere fragte Abdallah den Griechen: Wußte der Venetianer Moroſini, daß Du hieher in unſer Lager gehen würdeſt?

Nein! erwiderte dieſer: Ich unterrichtete ihn nicht von meinem Vorhaben, er hätte mich daran gehindert.

Und willſt Du in Candia einem ſichern Tod entgegen gehn? fragte er weiter: noch iſt es Zeit. —

Die Reinheit meiner Abſicht ſchützt mich, erwiderte Nikola: dorthin führt mich meine Pflicht.

Du kennſt den unerſchütterlichen Venetianer ſchlecht, ſprach der Derwiſch, bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er freundlich: Ziehe nur hin! Der Herr wird Dich ſchützen.

Unter freundlichem Geſpräche gelangten ſie an's Meer, wo ſie zwei griechiſche Sklaven und mehrere köſtliche Zeuge auf einem bereitſtehenden Boote fanden. Der Vezier ſchenkt als Beweis, wie ſehr er Deinen Muth ehret, den beiden Sklaven die Freiheit, ſprach jetzt der Derwiſch: Dir, Helene, ſendet Muſtapha dies Geſchenk. Lebt wohl und bleibt demüthig im Glück, wie Ihr ſtandhaft im Unglück waret! Der wackere Alte verließ ſie, das Boot ſtach in die See, und Helenen wollte es dünken als ob ſie längs dem Strande des Meeres die edle Geſtalt Muſtapha's auf ſeinem Räuberroſſe dahin jagen ſähe.

Ein starker Westwind trieb die Barke pfeilschnell über die Wogen; kaum bedurfte es der Ruder, ihren Lauf zu beeilen. Helene saß neben dem Steuer, das Nikola lenkte, beide schwiegen. Laßt uns nach Standia schiffen, sagte sie, endlich das Schweigen brechend: Ihr kennt den eisernen Sinn Morosini's, kennt die Strenge der venetianischen Gesetze, geht Euch ihnen nicht Preis.

Sie würden doch nur mich treffen, Helene, erwiderte Nikola: deßhalb kümmert Euch nicht.

Freund, treuer Freund, sagte Helene mit tiefer Rührung: verkennt Ihr so mein Herz? Glaubt Nikola, ich bliebe kalt bei seiner Alles mir opfernden Liebe? Glaubt Ihr, ich fühle nicht den Werth eines Herzens wie das Eurige? — Wendet den Blick nicht von mir, schaut freundlich mir in's Auge.

Ihr waret auch ohne mich gerettet, antwortete Nikola: und frei, wie mir der Derwisch, während wir nach dem Meere gingen, sagte; Mustapha hatte schon über Euer Schicksal entschieden, ehe noch mein Wille zur That wurde. Warum dankt Ihr mir? An ihm fandet Ihr einen Gönner und Beschützer; ihm gebührt allein der Dank, ihm Eures Herzens Ergießung.

Ich werde den Jüngling ehren so lange ich bin! erwiderte Helene mit Feuer: Er handelte edel an mir, Ihr, Nikola, handeltet groß; er entsagte einem tyrannischen Recht, Ihr weihtet Euch uneigennützig der Sklaverei, dem Tode. Für ihn schlägt mein dankbares Herz, — für Euch — sie stockte —

Und für mich? fragte Nikola mit einem Tone, in welchem sich die Stimmung seines Gemüthes ganz ausdrückte.

Nikola! antwortete Helene nach kurzem Sinnen! In meinem Herzen steht Euer Bild als das edelste der Welt; in meinem Herzen ruht der Wunsch, Euch danken zu können mit Wort und That; aber verzeiht mir mein offenes Geständniß: Der Freundschaft reine Flamme fühl' ich wohl, doch nicht der Liebe Gluth. Verlangt mein Leben, ich gebe es willig für Euch; verlangt mein irdisches Glück, freudig opfere ich es Euch. Aber das Herz mit seiner Sehnsucht und seinen Träumen ist einer geheimen Macht unterthan, die es launisch beherrscht. Ueberlaßt es der Zeit, nehmt den Kranz von Epheu statt des von Myrthen aus Helenens Hand und das Geständniß, daß ich keinen Mann auf Erden, selbst den Malteser nicht, setzte sie leise hinzu: so hoch achte als Euch.

Ein bittres Lächeln umzog Nikola's Mund, er wendete das Steuer. Also nach Standia wollt Ihr? sagte er schmerzvoll: Euer Wille geschehe! Er warf das Segel herum, gab den Ruderern seine Befehle, ergriff das Steuer wieder und schwieg. Helene war niedergeschlagen und in sich verschlossen.

Schon lag Candia hinter ihnen, der Hafen von Standia war nicht mehr fern, als Nikola plötzlich das Schweigen brach. Wollt Ihr in dieser

unheiligen Kleidung auf christlichem Boden landen? Oder gefällt Euch dieses mit Pelz verbrämte Gewand, dieser Turban so wohl, daß Ihr ihn nicht ablegen könnt? Wahrlich! begegneten uns Schiffe, man glaubte, ich habe Euch aus des Großveziers Harem geraubt; denn Helene, die Tochter der edlen Wittwe Anastasia, suchte man nicht unter solchem Gewande. Nehmt meinen Mantel, werft ihn um, hüllt Euer Antlitz in den dreifachen Schleier. Ich weiß zwar nicht, fuhr er fort, ihr seinen Mantel reichend: ob Ihr so bereitwillig seid, meine Bitten zu gewähren, als Ihr scheint die Bitte Mustapha's erfüllen zu wollen; aber ich ersuche Euch, denn wenn Ihr in dieser Kleidung mir gegenüber sitzt, schwinden alle frommen Gedanken und ich habe noch nicht zu Gott mein dankbares Gebet erheben können, daß er Euch der Gefahr entrissen hat. Helene warf den Mantel um, bedeckte ihr Antlitz mit dem Schleier und verbarg mit ihm eine Thräne, die ihr Nikola's bittere Worte erpreßt hatten. Nikola begann nun ein leises Gebet zu murmeln. Als er es geendet hatte, fragte er die Griechen, welche emsig ruderten, von welcher Insel sie wären und erfuhr, daß sie Candioten und von Spina longa seien. Sie wären, erzählten sie, auf einem Kauffahrer gefangen in das Lager der Türken geführt und dort in schmählicher Sklaverei gehalten worden. Erst am heutigen Morgen hätten sie unvermuthet ihre Freiheit erhalten. Nikola erkundigte sich noch nach Manchem, ihre Verhältnisse betreffend, und als sie jetzt in der kleinen Bucht an dem Garten Anastasia's landeten, überließ er ihnen die Barke, um nach ihrer Heimath zurückzukehren.

Als Helene, das Kreuz in der Hand, die Trümmer der alten römischen Villa betrat, stellte sie das Heilige vor sich auf, sank auf ihre Kniee und dankte Gott für ihre wunderbare Errettung. So manche heiße Bitte stieg in ihrem Gebete auf; auch Nikola's gedachte sie und flehte zu Gott, daß er ihr Herz zu dem edlen finstern Manne wenden möge, damit sie ihm das Einzige reiche, womit sie ihm lohnen könne. Gestärkt erhob sie sich, bot Nikola herzlich die Hand, der mit keinem Laute ihr Gebet unterbrochen und düster auf sie geblickt hatte, jetzt aber die Dargebotene leidenschaftlich ergriff. Helene! rief er feierlich: Ihr habt eben zu Gott Euer Gebet erhoben. Brachtet Ihr dem barmherzigen Vater im Himmel Euren Dank oder flehtet Ihr um Vergebung Eurer Sünden?

Helene warf den Schleier zurück und ihr dunkles Auge heftete sich stolz und strafend auf den Griechen, der ihrem Blicke forschend begegnete. Ich will Euren Augen vertrauen, fuhr er fort: aber ehe ich Euch in die Arme Eurer Mutter zurückführe und mich dort von Euch trenne, muß mein gepreßtes Herz noch eine Frage an Euch thun: welche Bitte solltet Ihr dem Sohne des Beziers erfüllen?

Dies muß ich Euch verschweigen, Nikola, antwortete das Mädchen und eine leichte Röthe überflog ihr Antlitz.

Jede Verbindung mit dem Feinde ist ein Verbrechen, Helene, sagte

der Grieche ernst: was im Dunkel verborgen bleiben muß, was das Licht scheut, gehört zu dem Bösen —

Kümmert Euch deßhalb nicht, edler Freund. Seine Bitte betraf nur mich.

Nur Euch? wiederholte er bitter lächelnd: So kommt! Denn was Ihr Mustapha noch zu erfüllen versprochen habt, gehört wohl nicht für mein Ohr.

Nikola! unterbrach ihn die Jungfrau gekränkt: solch argen Verdacht glaubte ich nicht in Eurem Herzen zu finden; kommt! Dies sagend eilte sie nach der Wohnung ihrer Mutter, Nikola folgte ihr.

Anastasia, von der Gefangenschaft ihrer Tochter benachrichtigt, hatte sie schon verloren geglaubt. Desto größer war ihr Erstaunen, ihre Freude, als sie Helene an Nikola's Seite eintreten sah. Im ersten Augenblicke des Wiedersehens bemerkte sie die fremde Kleidung nicht, später aber mußte ihr Helene das Räthsel lösen, weshalb sie in dies reiche Gewand gekleidet sei, und nun bewunderte Anastasia die kostbare Perlenschnur welche Helenens Hals schmückte, die Juwelen welche von dem Griff des Dolches und dem Gürtel ihr entgegen blitzten, und die weibliche Eitelkeit, konnte selbst in diesem feierlichen Augenblicke ihre Freude hierüber nicht unterdrücken. Finster sah Nikola dem Allen zu; ohne Lebewohl zu sagen, entfernte er sich in das kleine Häuschen zurück, welches in glücklichern Zeiten sein Vater in einer Limonien-Pflanzung auf der Insel gebaut hatte, und das Nikola, seit Helene Candia verlassen, oft bewohnt hatte.

Hier traf ihn schon am andern Abend ein Befehl Morosini's, sogleich nach Candia zu kommen. Die Eile, mit welcher der ihm den Befehl überbringende Offizier ihn ersuchte, schleunig ihm Folge zu leisten, einige päbstliche Soldaten, welche er in der Nähe seiner Wohnung erblickte, ließen ihn nicht mehr zweifeln, daß er ein Gefangener sei. Er ordnete noch Einiges an, dann folgte er dem Offizier an den Bord einer Galeasse, die noch am Abend nach Candia segeln sollte. Wie groß war sein Erstaunen als er Helene in der Cajüte fand, die ihm heute in der kriegerischen Tracht der Candioten ungleich reizender erschien als in der prachtvollen einer Türkin; nur der mit Juwelen ausgelegte Dolch, den sie in ihrem Gürtel trug, schlug seine Freude nieder und erweckte ihm trübe Erinnerungen. Was führt Euch hierher, Helene? fragte er sie düster: Kehrt Ihr zur Vertheidigung in die Mauern Candia's zurück oder um als Wärterin an dem Siechbette des Verwundeten zu weilen?

Keines von beiden! erwiderte sie ernst: Ihr wurdet in unserer Wohnung gesucht; ich erfuhr, daß Ihr zu dem Generalissimus beordert wäret, leicht konnte ich die Ursache errathen, und so war es meine Pflicht, Euch zu begleiten, denn nur ich allein kann für Euch zeugen.

Ich danke Euch, Helene! erwiderte er, und zum Erstenmale seit langer Zeit war der Ausdruck seines Gesichts reine, ungetrübte Heiterkeit. Auch Helene schien sorglos; sie ahnete wohl Gefahr, aber der gerechten Sache vertrauend zweifelte sie keinen Augenblick, daß die edle That Nikola's, welche selbst dem Bezier Achtung eingeflößt hatte, die nemliche Wirkung bei einem christlichen Heerführer nicht verfehlen könne. Sie freute sich überdies, vielleicht eine Gelegenheit zu finden, einen kleinen Theil ihrer Schuld an Nikola abtragen zu können, die ihr zwar nicht drückend, aber eine ewige lästige Mahnerin war. Vielleicht — wer erforscht das weibliche Herz in seiner ganzen Tiefe — zog sie auch der Malteser nach Candia's Mauern zurück.

Der Offizier, welchem, wie es schien, die Bewachung Nikola's anvertraut war, mischte sich jetzt in ihr Gespräch und suchte diesen auszuforschen, weßhalb er zum General geführt werden solle; der Grieche antwortete unbestimmt. Helene schwieg bei den Fragen des Zudringlichen und so gelangten sie, obgleich mit ungünstigem Winde, dem Hafen Candia's immer näher. Plötzlich störte ein lautes Getöse ihre Unterredung, das Meer schien aufgeregt, die Wellen brauf'ten, rauschend fuhr es an ihnen vorüber; sie eilten auf das Verdeck, und hier sahen sie sich von einer Menge vorbeisegelnder Schiffe umgeben. Was ist das? fragte Nikola staunend. Es sind die Franzosen, welche Candia verlassen! erwiderte der Offizier: Nach der Lehre, welche ihnen die Türken beim letzten Ausfalle gegeben, ist ihr prahlender Muth gesunken; die Helden, welche allein das feindliche Lager stürmen wollten, haben sich schnell eingeschifft und davon gemacht. Glückliche Reise, Ihr Prahlhänse! rief der Venetianer ihnen zu: möget Ihr in den Wellen den Tod finden, dem Ihr hier zu entfliehen sucht!

Nikola und Helene wurden durch diese Nachricht traurig gestimmt. Die Hülfe, welche er so sehnlich zur Rettung seines armen Vaterlandes erwartet, hatte nun nach wenigen Tagen die bedrängte Stadt muthlos wieder verlassen; in Helenen erweckte die vorüberseglende Flotte lebhaft den Gedanken an Heinrich d'Aubüsson; sie glaubte, auch er habe trotz seiner Wunde sich eingeschifft und sie sehe ihn nie wieder. Sie fragte sich zwar, warum ihr schwankendes Herz immer noch an dem Treulosen hange; aber das Herz glaubte ihn nicht treulos, es blieb sein steter Vertheidiger.

Die Thränen der ersten Liebe verwischen das Bild des Geliebten nur schwer, nur unter ewigen Schmerzen reißt es sich allmälig los, doch selten ganz; eine freundliche Rückerinnerung bleibt noch immer an diese Tage der Wonne zurück und geht mit uns in das ernstere Leben über. Auch Helene konnte die sanfte Rührung, welche sie bei dem Gedanken an ihn empfand, nicht unterdrücken; sie hätte ihn so gern vergessen, hätte so gern ihre Neigung auf den Mann übergetragen, der so lange schon ihr mit Liebe zugethan, sich zu ihrer Rettung freudig der Sklaverei, dem Tode geweiht hatte; aber sie vermochte Beides nicht. Zu fest stand d'Aubüssons Bild in ihrem Innern,

zu sehr stieß sie die heftige Leidenschaft, der finstere Glaube Nikola's von ihm ab. Von solchen widerstreitenden Empfindungen gequält sah sie das rauchende Candia aus der Morgendämmerung vor ihrem Blicke aufsteigen, sie hörte den furchtbaren Donner der Kanonen, womit der Feind während der ganzen Nacht und auch jetzt noch die bedrängte Stadt geängstigt, und die wenigen Häuser, die noch auf dem Platze der St. Marcuskirche unversehrt gestanden, in Brand geschossen hatte. Diesen traurigen Anblick im Auge nahten sie dem Hafen und liefen mit günstigem Winde, obgleich von den türkischen Strandbatterieen beschossen, glücklich ein.

Der Offizier führte nun Nikola sogleich zum Generalissimus, den sie auf dem Hornwerke am Meere in voller Thätigkeit fanden. Er verließ, sobald er sie kommen sah, den Wall, trat in die Casematte, welche er hier zu seiner Wohnung hatte einrichten lassen und befahl Nikola, ihm zu folgen; der Offizier aber blieb mit Helenen am Eingange zurück.

Grieche! redete ihn Morosini mit dem Stolz und der Würde eines venetianischen Nobile an: Du hast es gewagt, Candia heimlich auf einem Fahrzeuge zu verlassen und in das feindliche Lager zu gehen: Weißt Du, welche Strafe Dich erwartet?

Nach dem Gesetze der Tod! erwiderte Nikola furchtlos.

Und dies kennend, sprich, was bewog Dich zu diesem frevelhaften Unternehmen?

Ich weiß nicht, Herr! ob Ihr das, was ich Euch sagen könnte, verstehen werdet; antwortete Nikola: mich trieb ein menschliches Gefühl, und Ihr, Herr, müßt in Eurer Stellung oft dies Gefühl gegen Eure bessere Ueberzeugung verleugnen. — Eine Griechin, die nemliche, welche bei allen Ausfällen den Soldaten das Kreuz vorträgt, Helene Panos, ward bei dem letzten Ausfalle gefangen; sie zu retten, statt ihrer die Ketten zu tragen oder für sie zu sterben, wagte ich das kecke Unternehmen. Dies Herr ist — bei meinem Gott sei es geschworen! — die lautere Wahrheit. — Ihr schüttelt zweifelnd Euer edles Haupt? Ich glaube wohl, daß Ihr es nicht zu verstehen vermögt, wie man einem theuern Wesen solch Opfer bringen kann; Ihr lebt nur für Euer Vaterland. Wohl Euch, daß Ihr dafür leben, sterben könnt! setzte er ernst hinzu: Und was vermöchtet Ihr nicht für das Geliebte zu opfern? — Er schwieg. Morosini war nachdenkend geworden. — Auch habe ich dem Papa Ambrosios, Euch als ein würdiger Priester bekannt, mein Vorhaben vertraut, fuhr der Grieche fort: damit, im Fall ich mit dem Leben zahlte, mein guter Name gerettet und ich nicht für einen elenden Verräther gehalten würde.

Ruft mir den Priester Ambrosios! befahl Morosini. Und nun berichte mir, wandte er sich wieder zu Nikola: was Du im türkischen Lager gesehen und wie Du dort aufgenommen wurdest; nur durch die Mittheilung wichtiger Nachrichten kannst Du die Strafe Deines Vergehens mildern.

Herr! erwiderte Nikola: könnte ich Euch Wichtiges berichten, so hätte

ich es schon zum Besten Candia's und die Religion beföhle mir, Alles zu nutzen, womit ich den Ungläubigen schaden könnte; so aber weiß ich Euch nur wenig zu sagen. Ich landete an den Strandbatterieen des westlichen Ufers: dort fand ich, so wie in den Laufgräben und auf den Basteien Alles wachsam und munter; ich begegnete der Ablösung, die gegen St. Andrä und das Hornwerk zog; es mochten wohl an 2000 Mann sein. Im Lager lag Alles in tiefer Ruhe; hätten 1000 Entschlossne in der Stille landen können, wären sie rasch eingebrochen, sie hätten ein furchtbares Blutbad unter den Ungläubigen angerichtet.

Und der Großvezier? fragte Morosini von Neuem.

Ist ein Mann in seiner vollen Kraft, von schönem männlichen Ansehen, mild und freundlich; er hat edel an mir gehandelt.

Und wodurch wecktest Du seinen Edelmuth?

Gott mag sein Herz gelenkt haben; ich weiß es nicht zu enthüllen. Mein Freimuth gefiel ihm, er schien meine kühne That wohlwollend zu beurtheilen. Einen Augenblick nur, als er erfuhr, daß ich ihn hintergangen und der Gefangene ein Mädchen sei, ward er zornig; jedoch schien ihn Mustapha, sein Sohn, und ein alter Derwisch, der viel bei ihm zu gelten scheint, besänftiget zu haben.

Ich kenne den Derwisch; sagte Morosini: es ist ein seltener Mann. — Du sahst den Sohn des Veziers, schildere mir ihn.

Befragt deßhalb Helene Panos; sie ward von ihm gefangen, hielt sich bei ihm auf und ward dann von ihm freigegeben; erwiderte Nikola.

Ohne Lösegeld? fragte mit zweideutigem Tone der General.

Nikola schwieg; Purpurröthe überflog sein Gesicht.

Ist sie mit Dir von Standia herübergekommen?

Sie ist mir hierher gefolgt, erwiderte Nikola: ich glaube, sie weilt noch am Eingange. Morosini befahl, die Griechin einzuführen.

Helene trat ein. Ihr waret von Mustapha Kiupergli gefangen und längere Zeit um ihn, fragte der General, ohne von des Mädchens holdem Antlitz überrascht zu sein.

Nicht eine Stunde befand ich mich in seiner Nähe, erwiderte Helene: ich folgte dem Derwisch Abdallah in sein Zelt.

Gleicht der Sohn dem Vater, ist es ein kriegerischer Mann? fragte Morosini weiter.

Ich sah ihn zuerst im Kampfgewühl. Es ist ein schöner, edler Jüngling, dem ich meine Bewunderung zollen muß. In der Brust dieses Muselmannes schlägt ein menschlich Herz, das oft in der Brust des Christen bei kalter Größe untergeht. — Morosini fühlte den Sinn dieser Rede, sein Gesicht umdüsterte sich. Was hast Du von dem türkischen Heere gesehen? fragte er weiter.

Eine unabsehbare Menge Zelte, Roß und Mann in unzähliger Anzahl sah ich vor mir; doch schien mir viel unnützer Troß darunter zu sein.

Indem sie dies sagte, trat Ambrosios ein. Ich habe Euch rufen lassen, begann nun Morosini, sich, jedoch ohne besondere Aufmerksamkeit nach ihm wendend: Zeugniß für diesen Griechen abzulegen; er beruft sich in seiner Vertheidigung auf das, was er Euch vertraute.

Seine Absicht war edel, Herr, erwiderte Ambrosios: so edel, daß das strenge Kriegsgesetz entehrt würde, wolltet Ihr es hierauf anwenden.

Die Anwendung überlaßt mir, Papa! unterbrach ihn Morosini kalt. Ich danke Euch für Eure Mühe! fuhr er fort, nur wenig das Haupt neigend: Ihr seid entlassen. — Dir, Nikola, wandte er sich nun zu diesem; Dir schenk' ich das verwirkte Leben; ich will die Absicht wägen, nicht die That. Enthalte Dich künftig jeder Gemeinschaft mit dem Feinde: einmal nur laß ich Gnade für Recht ergehn. Geh auf Deinen Dir angewiesnen Platz und bezeige Dich dort als einen muthigen Streiter, als einen gläubigen Christen.

Du aber, Helene Panos, vergiß des Türken Edelmuth und seine jugendlich schöne Gestalt. Des Weibes Herz wird oft von dem Auge verlockt. Schweife mit Deinen Gedanken nicht über die Wälle der Stadt, nicht nach dem feindlichen Lager; Du möchtest vielleicht mein Herz nicht so weich und edel gestimmt finden als das Herz des Türken. Ich warne Dich!

Wofür, General? sagte Helene, stolz auf Morosini blickend.

Statt Antwort winkte er, daß sie sich entfernen sollten. Helene verweilte, sie schien die Antwort auf ihre Frage zu erwarten. Morosini wollte es wahrscheinlich nicht bemerken, er ließ sie stehen und entfernte sich.

Die Milde des sonst so strengen Generals hatte einen ganz andern Grund als Berücksichtigung der edlen Absicht Nikola's. In der nemlichen Stunde, in welcher der Großvezier die Griechen zurückgeschickt, hatte er auf Abdallahs Bitte einen jungen gefangenen Venetianer, für dessen Freilassung der General, wiewohl vergebens, schon mehrmals ein bedeutendes Lösegeld geboten, unter der Bedingung frei gegeben, daß Morosini Nikola begnadige. Auch ließ er ihm mehrere Vorschläge, die Uebergabe der Stadt betreffend, durch den Venetianer machen, der das Versprechen geben mußte, im Fall der General in Hinsicht Nikola's des Veziers Wünsche nicht erfüllte, sich wieder als Gefangener zu stellen.

So wenig Morosini die Vorschläge wegen der Uebergabe berücksichtigte, so sehr war ihm doch an der Freiheit seines Neffen gelegen, um nicht gern einem Manne zu verzeihen, der nur in guter Absicht gefehlt und dessen Verbrechen ohne Folgen geblieben war. Er ließ Nikola nur von Standia abholen, um vielleicht von ihm irgend eine wichtige Nachricht aus dem türkischen Lager zu erhalten. Was ihm aber dieser sowohl als Helene berichtete, hatte für ihn keinen sonderlichen Werth; jedoch mißtrauisch wie er war und wie er es bei den vielen Verräthereien auch Ursache hatte zu sein, glaubte er auf Helene ein wachsames Auge haben zu müssen; ihm war Mustapha's uneigennütziger Edelmuth unglaublich, der nächtliche Aufenthalt im Lager,

die reiche prachtvolle türkische Kleidung, von der ihm schon seine Kundschafter in Candia Nachricht gegeben hatten, des Beziers großmüthiges Benehmen gegen Nikola, alles dies ließ ihn glauben, Helene habe ihre Freiheit theuer erkauft, und die Wärme, mit der sie von Mustapha gesprochen, blieb ihm verdächtig; er umstellte sie mit Spionen.

Während Helene in die Wohnung der Frauen eintrat, ihr Kreuz neben ihren Waffen wieder aufhängend, mit tiefer Rührung Gott für ihre Errettung dankte und sie von Allen mit wahrer aufrichtiger Freude empfangen wurde, hatte Nikola den Malteser aufgesucht. Er fand ihn noch in der Casematte der Bastion Sabionera an seiner Wunde niederliegend, jedoch außer Gefahr. Die Ritter von Malta, ihrer Bestimmung getreu, waren den Franzosen nicht gefolgt, und zur Vertheidigung Candia's zurück geblieben; um so weniger hatte d'Aubüsson die Stadt verlassen, da er wegen Helenens Schicksal in peinlicher Ungewißheit und Sorge, die Ankunft seines Vaters mit der von Ludwig dem Vierzehnten den Venetianern versprochenen Hülfe erwartete.

Der Marquis d'Aubüsson hatte schon früher in Candia, während der ersten Belagerung dieser Stadt, unter Moncenigo heldenmüthig gefochten und war erst nach mancher empfangenen Wunde nach Frankreich zurückgekehrt. Durch das Zureden seines Freundes, des Herzogs von Navailles bestimmt, welcher das französische Hülfscorps befehligte, wollte er noch einmal und an der Seite seines Sohnes auf Candias Mauern fechten. Vielleicht bewog ihn auch noch ein anderer Grund, sich dem muthigen Kriegerhaufen anzuschließen und in seinem reiferen Alter noch einmal hier das Schwert für seinen Glauben zu ziehen.

Die Nachricht, daß Helene gerettet sei, gab dem Malteser neues Leben; mit herzlicher Rührung dankte er Nikola, bewunderte seine edle That, und als lebe nur ihr Bild in seinem Herzen, so glühend, alle Rücksicht vergessend, drückte er den Griechen an sein Herz, der über diesen leidenschaftlichen Ausbruch der Freude den Malteser verwundert anstaunte.

Herr! sagte er endlich: erkläret mir Euer Benehmen. Freiwillig, wie Ihr sagtet, nahmt Ihr das Kreuz, das Euch von Helenen für immer trennt und doch scheint Euer Herz nur für sie zu schlagen, Euer Gebet nur für sie aufzusteigen? Sagt mir, was fesselt Euch noch an das Mädchen, nachdem Ihr selbst die Bande gelöst habt? Welcher Zauber hält Euch noch an ihr fest, da Ihr Euch doch selbst aus ihrem Zauberkreise gebannt habt? Löst mir diesen Widerspruch!

Nikola! erwiderte d'Aubüsson, und sein düsteres Auge verrieth, daß eine traurig tönende Saite in seinem Innern berührt worden war: meine Liebe zu Helenen fließt jetzt aus einer andern Quelle; einst war sie ein Waldbach, sich über Felsen herab zu ihren Füßen stürzend; jetzt fließt sie

still murmelnd dahin. Seit ich ihr entsagen mußte, ist der Sturm der Leidenschaft vorüber und nur ein linder West spielt noch um mein Herz und führt es auf seinen sanften Schwingen zu ihr. Ich kann mit ruhigem Blicke es sehen, daß Ihr Euch um ihr Herz bewerbt; es würde mich freuen, jetzt doppelt freuen, wenn Ihr des Mädchens Liebe gewönnet. Ihr habt Euch ein Recht auf sie erworben; ich gönne Euch Euer Glück.

Ritter! rief der Grieche lebhaft: könnt Ihr mir es gönnen, dann habt Ihr Helene nie geliebt!

Laßt uns davon schweigen, Nikola! fiel ihm d'Aubüsson unmuthig in die Rede: Sie war meine erste, sie ist meine letzte Liebe. Deßhalb nahm ich das Kreuz. Aber berührt diese Saite nicht mehr, Nikola! sucht ihr Herz Euch zu gewinnen.

Nikola schüttelte bedenklich den Kopf. Seinem stürmischen leidenschaftlichen Gemüthe war die ruhige duldsame Liebe des Ritters undenkbar. Ihm war die Liebe das Feuer eines Vulkans, das unaufhaltsam hervorbrechend Alles was sich ihm entgegenstemmt zerstört. Nur sein gläubiges Gemüth hatte ihm den Dolch aus der Hand gewunden, den er schon so oft auf d'Aubüsson gezückt hatte; seine Liebe zu Helenen, die ohne Lohn Alles andre opfern konnte, war doch nicht edel genug, sich selbst zu opfern; einmal ihr Herz sein nennend, wäre es ihm ein Heiligthum gewesen, das er nur mit seinem Leben gelassen hätte. Der Gleichmuth, welchen der Malteser bei dem offenen Geständniß, Helene sei ihm noch theuer, bewies, entwürdigte in seinen Augen den Mann, und die Achtung, die er sonst für den heldenmüthigen Jüngling gehabt, begann zu schwinden.

In dieser Zeit traf die freudige Nachricht in Candia ein, daß die französische Hülfe wirklich im Einschiffen begriffen und im Anfang des Maimonats zu erwarten sei. Morosini verdoppelte nun seine Thätigkeit, er ließ Tag und Nacht an der Herstellung der Werke und Brustwehren arbeiten, ließ alles wieder in Stand gesetzte Geschütz auffahren, von der Seite St. Andrä neue Minengänge anlegen, und hoffte nun, nachdem er mehrere Schiffe in Standia abgetakelt und die Mannschaft nach Candia gezogen hatte, bis zur Ankunft der französischen Hülfe dem Feinde widerstehen zu können. Die Verwundeten und Kranken wurden nach Standia geschickt, wohin Helene, welche die Aufsicht hierbei übernommen hatte, folgte. Nikola erhielt den Auftrag, so viel Eingeborne als möglich in dem Gebirge, wohin sie sich vor der Grausamkeit der Türken geflüchtet hatten, für die Republik zu werben.

D'Aubüsson zog nun mit Nikola, welcher ihm sein Landhaus auf dem Limonienhügel eingeräumt hatte, nach Standia; Helene folgte erst am andern Tage, und so war der Malteser wieder ganz in ihrer Nähe: denn am Fuße des Hügels lag ja die Wohnung der Wittwe Anastasia.

Nur ungern war Helene, ihre Pflicht erfüllend, nach Standia geschifft; ihr Gefühl sträubte sich gegen den Gedanken, der Malteser könne

glauben, sie sei ihm gefolgt. Sie vermied seine Nähe, schien sich absichtlich die wenigen Tage, welche Nikola auf der Insel verweilte, diesem zu nähern, überließ die Wartung des ohnehin nun weniger Pflege Bedürftigen einer der andern Frauen und lebte ganz ihrer sich aufgebürdeten Pflicht.

Aber wenn sie am Abend aus den für die Kranken und Verwundeten eingerichteten Wohnungen heimkehrte, sie ihren Schleier zurückwerfen und nun unverhüllt frei athmen konnte, in dem Garten am Meere saß und ihr Auge das Lämpchen auf dem Hügel durch die Dunkelheit schimmern sah, da hob der Seufzer ihre gepreßte Brust und unwillkürlich waren ihre Gedanken bei ihm. Was half ihr der Unmuth, welchen der Stolz herbeirief, was das bittre Gefühl: Er ist für Dich unwiederbringlich verloren, er selbst zerriß das Band! — Sein freundliches Bild winkte zu lieblich, der sanfte Ton seiner Stimme, den die Phantasie ihr zuführte, lockte so süß, sie konnte nicht widerstehen, ihr Auge blieb nach dem Hügel, nach dem Häuschen, nach ihm gerichtet.

Acht Tage waren in diesem Kampfe der Sehnsucht und des Stolzes vergangen. Nikola hatte alle nöthige Vorkehrungen zu seiner Ueberfahrt nach der Insel gemacht, hatte einen Vertrauten vorausgesandt, die in den Höhlen der Berge Zerstreuten zu sammeln und ihnen das Kloster Arkadi am Fuße des Ida zum Sammelplatz bestimmt. Die raubgierige Hand der Türken war bis dahin nicht gedrungen, oder sie hatten es vielleicht bis jetzt aus der politischen Rücksicht verschont, die Griechen, durch Achtung ihres heiligsten Andachtortes für sich zugewinnen, da die Venetianer in blindem Glaubenseifer nicht immer die nöthigen Rücksichten nahmen, die Griechen in ihrem Kultus störten und sie oft durch eben nicht christliche Mittel zu Proseliten machen wollten.

Am Abend vor seiner Abfahrt ging er zu Helenen, ihr Lebewohl zu sagen. Trotz der Freundlichkeit, mit der sie ihm seit ihrem Aufenthalte in dem türkischen Lager entgegen gekommen war, trotz der herzlichen Theilnahme, welche sie ihm seitdem gezeigt, fühlte er doch zu gut, daß Liebe an alle dem keinen Theil habe. Ihre Freundlichkeit, ihr herzliches Nahen war berechnet, es floß nicht aus dem sprudelnden Feuerquell, der aus des Herzens Tiefe hervorbricht; es war ein Trunk, den das Mitleid, die Dankbarkeit in wohlberechnetem Maße ihm gab. Er fühlte es nur zu gut, daß er hoffnunglos liebe, und dieser Gedanke, obgleich er ihn vom Anbeginn begleitet, war ihm jetzt schmerzhafter als damals, wo die Hoffnung an dem Arme des Malteſers Helenen noch geleuchtet hatte. Damals hatten ihn die Qualen der Eifersucht gefoltert; von seiner Liebe zu ihr hingezogen, von ihrer stolzen Kälte abgestoßen, waren seine Gefühle von wildem Schmerze zerrissen und er stets zwischen Liebe und Rache schwankend. Jetzt that ihm ihr schwesterliches Nahen nicht wohl, es beruhigte zwar das stürmische Herz, besänftigte den Ausbruch wilder Leidenschaft und lös'te den Schmerz in Wehmuth auf, aber er fühlte sich dennoch nicht

glücklicher. Mit seinem Leben, mit seiner Freiheit hatte er sie erringen wollen, den Tod für sie hatte er gesucht, aber nicht Tod, nicht Liebe war ihm geworden, nur Dankbarkeit und Theilnahme. Um diesen quälenden Zustand zu enden, war er fest entschlossen, aus ihrem Zauberkreise zu treten.

Er ging deßhalb an diesem Abende zu ihr und fand sie in ihrem Garten sinnend sitzen. Helene! sagte er ohne Bitterkeit: mein Schicksal oder Eure Zaubermacht, gleichviel, hatte mich in Euren Kreis festgebannt und ich konnte nicht widerstehen. Ich habe um Eure Liebe geworben, gerungen; ich habe gegen die Meine muthig gekämpft und aus keinem Kampfe bin ich als Sieger hervorgetreten. Ich wurde Euch lästig — unterbrecht mich nicht, bat er sie: laßt mich enden — durch meine Bewerbungen lästig, und jetzt bin ich es doppelt, da ich vielleicht einen kleinen Anspruch auf Eure Dankbarkeit habe, die dem Menschen stets eine lästige Mahnerin ist. — Ich fühle dies und es schmerzt mich, daß ich nicht in die ruhige Stellung eines Freundes treten, denn meine Leidenschaft reißt mich fort; sie will Euch Alles oder Nichts sein. — Diesen qualvollen Zustand zu enden komm ich, Euch Lebewohl zu sagen, und gewaltsam mich von Euch losreißend, hoffe ich mein zerrissenes Herz zu heilen. In Eurer Nähe gibt mir selbst die Zeit keinen Balsam, wohl aber drückt jeder Eurer Blicke den Pfeil tiefer in meine Brust. Kann ich in der Ferne Euer schützender Engel sein, so werde ich Euch zur Seite stehen und für Euch gern meine Brust, mein Leben bieten.

Und auch Ihr wollt mich verlassen? sagte Helene bewegt.

Was kann ich Euch auf Eurer Lebensbahn sein? unterbrach er sie mit Bitterkeit: ein Stab, auf den Ihr Euch in Gefahren stützt, um ihn wegzuwerfen wenn sie vorüber sind! —

Ihr macht mir unsere Trennung nicht schwer, Nikola; erwiderte Helene, von diesem Gleichniß gereizt: ich hätte gewünscht, daß, wenn es getrennt sein sollte, ich dem edlen Mann, der mir wahrlich mehr ist als ein Stab in der Noth, ein herzliches Lebewohl hätte sagen können.

Was ich zu sein begehre, werde ich Euch nie sein können; darum, fuhr er schnell fort: ist es gut daß ich scheide. Lebt wohl, Helene! Er entriß ihr stürmisch eine Rose, welche sie in ihrer Hand hielt und eilte davon

Auch der Freund verläßt mich! rief sie, ihm nachblickend: Nun, so stehe ich allein und kann nur noch auf mich selbst vertrauen. Ach! schwiege dies Herz, und mein stolzer Sinn könnte fesselios seine Flügel schwingen, dann wär mir wohl!

Aber trotz diesem Wunsche blickte ihr Auge sehnsuchtvoll nach dem Hause auf dem Hügel und ein Seufzer hob sich im Wehen des Abendwindes zu ihm auf.

Wochen waren vorüber, und Helene hatte den Malteſer noch nicht geſehen; der Verwundeten und Kranken wurden immer weniger, die meiſten waren geheilt wieder nach Candia zurückgekehrt, wo von Achmed Kiupergli, des eingetretenen Regens wegen, die Stadt weniger beunruhigt und kein Hauptangriff gemacht worden war. Nikola's Sendung war erfüllt; er hatte 60 wackere Schützen zur See nach Candia geführt und Moroſini, den hohen Muth des jungen Griechen ehrend, ernannte ihn zum Hauptmann über die 300 Candioten, welche freiwillig und ohne Sold in Candia dienten. Aber immer noch erwartete man die Ankunft der Hülfflotte vergebens. Unvorhergeſehene Hinderniſſe, auch wohl die ſchwankende Politik Frankreichs hatte bis jetzt das Einſchiffen der Truppen in Toulon verhindert; die Regenzeit nahte ihrem Ende und dann mußte Moroſini die verdoppelte Thätigkeit des Beziers erwarten, dem eine den Venetianern entſchlüpfte Flotte Verſtärkung an Truppen und Munition in den Hafen von Canea zugeführt hatte.

Auch d'Aubuſſons Wunde war geheilt, nur konnte er den Fuß noch nicht ganz gebrauchen, und kaum vermochte er, von ſeinem Diener geleitet und auf einen feſten Stab geſtützt, eine kleine Strecke zu gehen. Helenens Zurückziehen hatte ihm wehe gethan; er konnte ihr deßhalb zwar nicht zürnen, aber eben ſo wenig erlaubte ihm das Zartgefühl, ſeinen Wunſch ſie zu ſehen, laut werden laſſen.

Eines Abends ſaß Helene, wie ſie faſt täglich zu thun pflegte, unter den Bogen der verfallenen Villa. Ein ſtarker Nordwind trieb die Wellen an das Geſtade, und feierlich hallte das Brauſen der Wogen durch die Stille des Abends; kein Donner des Geſchützes unterbrach dieſes eintönige Toſen, und der Mond beleuchtete mit ſeinem Strahlenglanze den ſpritzenden Schaum der Wellen und färbte ihn golden. Helene ſah in die wogende Fluth, wo die Welle die Welle verſchlang, wie die nahende Minute die entfliehende verſchlingt, jetzt thürmten ſie ſich auf, jetzt ſanken ſie in den finſtern Abgrund hinab, wo kein Mondlicht ihren Schaum mehr vergoldete und der Sturm ſie nicht mehr peitſchend den Sternen entgegen trieb. O, wie gleichen doch unſere Schmerzen und unſere Freuden den Wellen, wenn der Sturm des Schickſals ſie erfaßt! ſeufzte das Mädchen: Der Schmerz gleicht der bewegten Woge, die Freude ihrem Schaum. Aufwärts ſpritzt ſie ihre vom Mondlicht vergoldeten Perlen; aber der Schmerz, dieſe dunkelrollende Woge wälzt ſich bis zur Tiefe des Herzens, wie die Welle zur Tiefe des Meeres und wogt gleich ihr noch lange, wenn auch ſchon der Spiegel der Fluth längſt beruhigt iſt. Traurig war ihr das Bild, traurig das bleiche Mondlicht, das wie mit ſilbergewirktem Schleier die ſchlummernde Natur bedeckte; ſie wandte ihr Antlitz von dem brauſenden Meere und ſah nach dem Hügel hinauf, wo heute kein Lämpchen das Fenſter erhellte.

Schläfſt Du ſchon? ſagte ſie leiſe vor ſich hin: Träumſt Du? O dann

mögen Deine Träume freundlicher sein als mein Wachen, und die Bilder welche mich umschweben, Dir mehr Ruhe und Kühlung zuwehen als mir! Während sie so dachte, traf ihr Blick eine fremde Erscheinung. Sie sah zwei Schattengestalten durch die mäandrischen Gänge des Gartens nahen. Jetzt traten sie aus dem Gebüsche hervor, jetzt verschwanden sie hinter der Weinlaube, um dort, wo die hohe Cypresse über den einfachen, nur von einem Kreuze bezeichneten Todtenhügel ihre langen Schatten warf, wieder hervor zu treten.

Die Gestalten hielten unter der Cypresse an, schienen an dem Grabhügel zu verweilen und schritten dann langsam dem Oleandergebüsche zu, das sie bald wieder Helenens Auge verbarg, die mit stillem Grauen sie hatte nahen sehen. Das Dunkel der einbrechenden Nacht, das bleiche Mondlicht, die düstern Bilder, womit ihre Phantasie sich beschäftigte, alles dieses hatte sie aufgeregt und ließ ihr die Schattengestalten in übernatürlicher Größe geisterhaft erscheinen. Jetzt traten sie aus dem Gebüsche hervor; deutlicher gestalteten sie sich Helenens starr blickendem Auge, sie erkannte zwei Männer, erkannte — doch was sie sah, beruhigte nicht ihr wallendes Blut, ließ das Herz nicht schwächer klopfen, die Brust nicht freier athmen — denn es war der Malteser mit seinem Diener, der ihr entgegen wankte. Bei seinem Anblick wollte sie fliehen, aber sie vermochte es nicht, ihr Fuß war fest gebannt, sie mußte, die Hand auf ihr stürmisch klopfendes Herz gedrückt, ihn zitternd erwarten. Noch nie hatte bei seinem Anblicke solch Gefühl sie durchbebt, noch nie war die Brust ihr so beengt als jetzt, da er, eine bleiche Gestalt, schwankend ihr nahte.

So hat das Glück mich doch nicht ganz verlassen! sagte er bewegt, sich an die Säule des Gewölbes lehnend, während sein Diener sich entfernte: So finde ich Euch hier, Helene, und sehe Euch nach langer Zeit doch endlich wieder.

Setzt Euch auf dies Polster, Herr! bat Helene, von dem schwachen hülflosen Zustand des Jünglings ergriffen, und nur seine bleiche Leichengestalt stand vor ihr; das Mitleid ließ sie alles Andere vergessen. Sie unterstützte ihn, hielt ihn sorgsam, bis er auf das schwellende Polster sich niedergelassen, und als er dankend ihre Hand an sein Herz drückte, sein mattes Auge freundlich an ihr aufsah, vermochte sie nicht länger die Thränen, nicht länger die Stimme des Herzens zurück zu halten. Wie konntet Ihr mich so treulos verlassen! rief sie, von Schmerz und Wehmuth durchdrungen; aber schnell faßte sie sich, eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, preßte die Thränen zurück, trat an das Bogenfenster und blickte auf die schäumenden Wellen hinaus.

Auch in d'Aubüssons Brust wogte es stürmisch wie auf dem bewegten Meere. Helenens Worte hatten ihn tief ergriffen, der erste Vorwurf, den sie ausgesprochen, hatte alle schmerzlich tönenden Saiten berührt; der Anblick der leidenden Gestalt des Mädchens, die gegen ihre Empfindungen

kämpfend sich von ihm wegwandte, erschütterte ihn. — Nein! rief er: vergib meinem schwachen Herzen, Vater! vergib, wenn ich nicht länger schuldvoll vor dieser Reinen stehen, nicht länger ihre Thränen ungetrocknet lassen kann. Helene! rief er, da sie sich bei diesem lauten Ausruf nach ihm gewandt hatte: Helene, höre mich! Ich will schuldlos vor Dir stehen, rein wie ein Cherub des Himmels, mich in Deine Arme werfen. Komm, setze Dich zu mir und höre mich! Komm, liebe, innig geliebte Helene, komm an die Seite Deines Heinrich, den seine Wunde festhält, daß er nicht in Deine Arme eilen, an Deine Brust sinken kann!

Stauneud, und doch von seinen Worten ergriffen, wollte das Mädchen ihm nahen als er die Hand nach ihr streckte. Helene! bat er: ehe mein Mund die Pforte des Herzens öffnet, versprich mir, daß das was Du hören wirst, in Dir verschlossen bleibe, bis mein Vater Deinem Munde die Bande löset.

Von welchem furchtbaren Geheimniß wollt Ihr den Schleier ziehen? fragte das Mädchen und zog den schon aufgehobenen Fuß wieder zurück. Schweigt lieber! mir ahnet zwar nichts von Eurem Geheimniß, aber ich sehe dennoch mit Grauen Eure Lippen sich öffnen. Schweigt, Ritter! ich will den Groll aus meinem Herzen bannen und nur den Schmerz dort beherbergen, ich will glauben, daß Gott es Euch befahl, mich zu verlassen; ich will mich trösten, aber schweigt nur!

Nein, Helene! ich kann nicht länger mich selbst vor Dir verbergen; ich muß reden. Komm, setze Dich neben Heinrich d'Aubüsson, komm zu mir! bat er freundlich und überredend, so daß Helene, wie von unsichtbarer Macht gezogen, sich neben ihn setzen mußte. Rücke näher zu mir, Geliebte, daß mein Arm Dich umfangen kann! fuhr er herzlich fort, und ihrer selbst unbewußt gehorchte sie, obwohl zitternd, gleich einem folgsamen Kinde.

Ich bin gefaßt! sprach sie jetzt, da sein Auge voll heiliger Liebe auf ihr ruhte, seine Hand die ihrige nach dem klopfenden Herzen führte. Sprecht, aber laßt meine Hand! — Ihr habt sie verschmäht! setzte sie leise hinzu: Sagt mir, mit wenigen Worten, was Euch bewog, das unglückvolle Kreuz an Eure Brust zu heften, warum Helene Euch nicht Alles sein darf. — Eure Worte sollen in meiner Brust verschlossen bleiben!

Helene! rief er, seinen Arm um sie schlingend: theure, liebe Schwester! Holdes Kind meines Vaters!

Das Mädchen sprang auf. Was redet Ihr, Heinrich d'Aubüsson? rief sie und ihr Auge glühte: Ich Eure Schwester?

Ja! erwiderte der Ritter freudig, daß das lastende Geheimniß sich endlich losgerissen habe: Du bist meine Schwester, nur die Bande des Blutes trennten uns. Jeder Gluth der Liebe war fortan mein Herz verschlossen. Nur Dir zu leben hatte ich geschworen, Helene; diesen Schwur treu zu halten, heftete ich das Kreuz an meine Brust; denn Frauenliebe

soll fortan mein Herz nicht mehr beglücken; mir gnüge die Liebe meiner Schwester!

Helene hatte, während er sprach, starr vor sich hingeblickt; eine neue Welt, aber eine düstre, freudenleere lag vor ihr geöffnet. Und Du theilst meine Freude nicht? Du sinkst nicht in Deines Bruders Arm? rief er ihr zu: Dein Auge ist auf den kalten Marmor geheftet, nicht auf Deines Bruders freudig erglühenden Blick?

Statt Antwort stürzten helle Thränen aus des Mädchens Auge. Hin! rief sie: nun ist Alles hin, jede Hoffnung, auch die fernste verloren! Die Blume der Liebe geknickt: Selbst Gott kann ihr nicht mehr zurufen: Erstehe!

Schwester! bat d'Aubüsson: geliebte Schwester, verscheuche diesen Gedanken! Freue Dich mit mir, und drücke den Schuldlosen, drücke Deinen Bruder an Dein Herz!

Die Treue konnte, ein Phönix, aus ihrer Asche erstehen, fuhr sie in sich gekehrt fort: Dispensation konnte der Ritter von Malta noch hoffen; noch glomm ein mattes Flämmchen, mir zu dem einzigen Lebensziel zu leuchten; der Bruder hat es ausgelöscht, und keine Macht der Erde, keine Macht des Himmels vermag es wieder anzuzünden. Nun ist Alles vorbei! Darum schweig mit Deinem vergeblichen Klopfen, Herz! Warum suchtest du auch auf Erden deinen Himmel?

Heinrich! begann sie jetzt, und ihr thränenschweres Auge ruhte auf dem bittenden Blicke d'Aubüssons: verzeiht, wenn ich, obschon Euren Worten glaubend, mich nicht freuen kann. Mein Stolz allein fühlt sich bei Eurer Nachricht wohl, obschon auch er gekränkt ist; aber ich fühle es nun tief, wie wenig seine Stimme das Flöten der Liebe zu übertönen vermag. Ich kann mich des Bruders nicht so ganz erfreuen, der mir einst mehr war. Ach, d'Aubüsson! wer Eure Liebe je empfunden, wer Euer Bild in seinem Herzen trug, den heilt nicht Bruderliebe, nicht Freundschaft die Wunde, die ihm solch bittere Täuschung schlug. — Ich fühle mich nicht beglückt! Einen Bruder habe ich gewonnen und den Geliebten verloren, ein Vater ist mir geworden und für ihn die Mutter mir genommen!

Anastasia bleibt Dir ja Mutter! besänftigte sie d'Aubüsson.

Deckt einen Schleier über sie — bergt die Vergangenheit mit ihm! unterbrach Helene d'Aubüsson schnell: Es wäre besser, ich hätte nie das Schreckliche erfahren! Sie lehnte sich, dies sagend, an das umrankte Gemäuer und blickte düster in die sturmbewegte Fluth.

So hab' ich mir den Augenblick nicht gedacht, Helene! sagte d'Aubüsson traurig: den Augenblick, wo ich Dich zum Erstenmal als Schwester begrüßen würde. Als ich dem Vater meine Liebe zu Dir vertraute, als er nach manchen Fragen endlich mir sagte, daß die Geliebte meines Herzens sein Kind sei, drang auch in mein Auge unwillkürlich eine Thräne, aber sie rollte nicht herab. Der Gedanke, Helene bleibt meinem Herzen nahe,

der Gedanke, Dich zu schützen, für Dich sorgen zu können, bleibt ja noch meine theuerste Pflicht, — Du bleibst mir das Einzige, das Höchste der Erde; — dieser Gedanke preßte die Thräne zurück, ich heftete mit frommer Liebe das Kreuz an meine Brust, und Du standest auch als Schwester in meinem Herzen herrlich und einzig. — Aber der Bruder ist Dir ein Fremdling geworden; mit dem Schicksal zürnend stehst Du kalt an seiner Seite. War Dir denn d'Aubüsson Alles? Dein Heinrich nichts?

Bei diesen Worten warf sich Helene stürmisch in des Bruders Arm; aber als ihre glühenden Lippen die seinen berührten, riß sie sich mit Heftigkeit los. Gönne mir Zeit, Heinrich, sagte sie bebend: ich kann mich noch nicht mit unserm Verhältniß befreunden, es mir zu eigen machen. Deine Lippen brennen, und noch strömt ihre Gluth durch meine Adern; das darf nicht sein. Gönne mir Zeit, mein Bruder, und zürne mir nicht!

D'Aubüsson reichte ihr freundlich die Hand. Auch mir war es zuweilen, sowie Du eben sagtest, wenn mein Blick an Deinem holden Auge hing; auch mir mischt dann die Erinnerung manch seligen Augenblick zurück und mir wurde es so weh um das Herz, dachte ich, daß Du mir nur Schwester sein könntest; aber die Religion gebietet, über die Vergangenheit den Schleier zu werfen, jener Zeit und ihrer Verirrungen nicht mehr zu denken, und den ernsteren Gang Hand in Hand durch's Leben zu gehen. Er erhob sich bei diesen Worten, und als ihn Helene hierbei unterstützte, ihr Arm sich um ihn schlang, ihr Auge seinen ruhigen frommen Blick traf, lehnte sie ihr Haupt an seine Brust und preßte ihn mit Heftigkeit an die ihrige.

Wer schleicht da draußen? rief jetzt d'Aubüsson einer durch das Gebüsch vorübereilenden Gestalt zu. Nur ein höhnisches Lachen schallte ihm statt der Antwort entgegen, und als Helene hinausstürzte, sah sie einen im Mantel Verhüllten in ein bereit stehendes Boot springen, und rasch vom Ufer abstoßend, trotz den tobenden Wellen dem Hafen zu rudern.

Wer könnte das sein? fragte d'Aubüsson, als sie in das Gemäuer zurückkehrte: Wer könnte hier absichtlos in dieser nächtlichen Stunde verweilt haben und wie ein Tollkühner sich im elenden Boote den Wellen Preis geben?

Sollte es Nikola gewesen sein? meinte Helene.

Er wäre näher gekommen, hätte uns nicht vermieden und solch teuflisches Lachen kam nicht aus dem Munde des edlen Jünglings! entgegnete der Malteser.

Du kennst ihn nicht! unterbrach ihn Helene: In diesem Manne kämpft ein Engel mit einem finstern Geiste, der oft in dem Augenblicke der Leidenschaft ihn beherrscht. Aufbrausend, rachgierig, des Augenblicks Sklav, ist er bei ruhigem Besinnen der edelste Mensch. Sein frommer, wenn auch düsterer Glaube erhebt ihn zu dem Höchsten; was ihm die Religion befiehlt, erfüllt er, das Opfer, welches sie von ihm fordert, bringt

er, gleich Abraham auf Moria, mit demüthigem Glauben, und nur durch sie bändigt er die Wuth seiner Leidenschaft. War er es, der uns hier Arm in Arm sah, so griff seine Hand sicher nach dem Schwerte, sein Glaube hielt ihn zurück, seine Eifersucht preßte ihm jedoch das höhnische Lachen aus, was er vielleicht jetzt schon bereut.

Er steht edler vor mir als Du ihn schilderst, nahm jetzt Heinrich das Wort: und es sollte mir wehe thun, gliche ihm Dein Bild. Ich hoffte, seine treue Anhänglichkeit, seine edle Aufopferung sollte ihn Deinem Herzen näher gebracht haben als Deine Worte mich vermuthen lassen.

Verstehe ich Dich recht! rief Helene außer sich.

Ich will Dein Glück! fiel ihr d'Aubüsson in die Rede: engherzige Selbstsucht ist mir fremd; dem Schwesterherzen gönne ich mit Freuden ein Glück, dem ich freiwillig entsagte. —

Und könntest Du mich in den Armen eines andern Mannes sehen? fragte Helene mit Leidenschaft.

Wärest Du glücklich, ja! erwiderte er. Doch, fuhr er nach kurzem Sinnen fort: wenn ich einen tiefen Blick in mein Herz thue, so glaube ich fast, ich könnte es nur unter Thränen. Doch laß uns davon schweigen, laß uns die Freude ungetrübt genießen, uns, wenn auch nur als Bruder und Schwester lieben zu dürfen. Morgen um die nemliche Stunde suche ich Dich wieder an dieser lieben Stelle auf und Du sollst hören, wie Alles sich begab. Er fühlte, daß Helene zu aufgeregt sei, um heute das Schicksal ihrer Mutter zu erfahren, er rief deßhalb den Diener; von ihm gestützt, von Helenen, die schweigend an seiner Seite ging, begleitet, kehrte er, seines Geheimnisses zwar entbunden, doch nicht mit beruhigterem Herzen heim. Helenens leidenschaftliches Benehmen hatte ihn nicht freudig gestimmt.

Am andern Abend fand er die Schwester unter den Trümmern am Meere schon seiner harren. Hier äußerte ihm Helene den Wunsch, bald nach Candia zurückkehren zu können, da ihr der Aufenthalt bei ihrer Mutter nun drückend zu werden beginne. Sie war heute beruhigter, schien sich mit ihrem neuen Verhältnisse vertrauter gemacht zu haben, war herzlich gegen den Malteser und hörte aufmerksam zu, als er sie mit den früheren Begebenheiten bekannt machte.

Der Marquis d'Aubüsson, erzählte er ihr: war mit mehreren Freiwilligen zu der ersten Belagerung von Candia gezogen. Nach der Seeschlacht von Foschia auf Candia gelandet, hatte er hier unter Morosini tapfer gefochten und ward verwundet nach Standia gebracht, wo Anastasia in der Blüthe ihrer Schönheit auf dem Landhause ihres Vaters wohnte. D'Aubüssons edle männliche Gestalt verfehlte nicht, auf das junge unver-

fahrene Mädchen Eindruck zu machen; die schöne Griechin entflammte die Begierden des Franzosen; von Leidenschaft hingerissen, vergaß er die Pflicht des edlen Mannes, verschwieg dem liebenden Mädchen, daß in Paris eine Gattin seiner Rückkehr harre, und das heiligste Versprechen verlockte die Arme, sich ihm ganz hinzugeben.

Eines Abends, als sie seiner in den Trümmern der nemlichen Villa am Meere harrte, wo auch Helene so oft Arm in Arm mit dem Geliebten gesessen, kam, statt d'Aubüsson, sein Diener und brachte ihr einen Brief, der sie von ihrem Schicksal unterrichtete und ihr Gold statt Liebe bot. Im tiefsten Gefühl ihres Schmerzes entdeckte sie sich ihrer sie zärtlich liebenden Mutter. Die besonnene Frau sandte sie unter irgend einem Vorwande zu einer Freundin nach Sizilien; dort gab Anastasia Helenen das Leben, ließ das Kind zurück und reichte gleich nach ihrer Ankunft einem Manne die Hand, den sie, ohne ihn zu lieben, ohne ihn zu täuschen, wählte und für den ihr reiches Erbe mehr Werth hatte als ihre Ehre. Eine Vertraute wurde nun nach Sizilien gesandt, Helene von dort zurück zu holen, und ehe sie vor den Altar trat, schrieb sie noch einmal an d'Aubüsson, meldete ihm die Geburt seiner Tochter, meldete ihm, daß sie einem Manne blos deßhalb die Hand reiche, weil er der Unglücklichen Vater zu sein versprochen. Die Briefe, welche sie späterhin von ihm erhielt, schickte sie unerbrochen zurück. D'Aubüssons Vater hatte nichts wieder von der Tochter vernommen, und während der Unruhen, welche Frankreich zur Zeit der Fronde bewegten, hatte er sie ganz vergessen. Des Sohnes Liebe rief ihm erst die Begebenheit seiner früheren Jugend wieder zurück, der Name Helene, der Name Anastasia, die Schilderung des Landhauses, die Beschreibung der Trümmer am Meere erfüllten den Marquis mit Schauder und nur des Sohnes Versicherung seiner reinen heiligen Liebe wälzte die Centnerlast von seiner Brust, ließ die rächende Nemesis, deren Flügel er schon über sich rauschen zu hören glaubte, vorüberziehn und ihn dem Sohne die Schuld seiner Jugend gestehen.

Und wie konnte die Mutter eine strafbare Leidenschaft keimen und sich entfalten sehen? unterbrach Helene d'Aubüssons Erzählung: Wie konnte sie, trotz ihrer Warnung, trotz ihrem Widerwillen gegen Dich es wagen, uns auf diesem furchtbaren Wege wandeln zu lassen? Vertraute sie auch meinem Herzen, meinem Stolze, wozu konnte dies Alles führen? — Zur Verzweiflung! sagte sie düster vor sich hin: zu der furchtbarsten Verzweiflung!

Wollte sie, der Tochter reinem Gemüth vertrauend, an dem Sohne rächen, was der Vater gefehlt? sagte d'Aubüsson ernst: Sollte die Liebe in mir entflammen, um sie mit dem furchtbaren Wort: Sie ist Deine Schwester! tödtlich zu löschen?

Wollte sie auch ihr Kind elend machen? fiel ihm Helene heftig in die Rede: Ja, Heinrich, laß uns schnell von hier! Die Verwundeten sind ge-

heilt, der Mutter Anblick thut meinem Herzen wehe; besser, ich stehe auf Candia's Wall als ihr zur Seite. Es wurde nun beschlossen, sobald d'Arbüsson ganz wieder hergestellt sei — und dies erwartete er in wenigen Tagen, — nach Candia zurückzukehren.

Auch Anastasia hinderte die Tochter in ihrem Vorhaben nicht, und da der Ernst und der düstere Unmuth, mit welchem Helenens Auge ihr jetzt begegnete, die sorgenvollen Tage der Wittwe nur noch trüber schufen, so legte sie ihr keine weiteren Hindernisse in den Weg.

Bis zur nahen Rückkehr fand der Malteser jeden Abend Helene auf ihrem Lieblingplätzchen am Meere; aber die Schwester blieb in scheuer Entfernung; auch er konnte seine Empfindungen nicht immer zu der gelassenen Zärtlichkeit des Bruders stimmen, und er fühlte, daß sie ihm zuweilen mehr sei als sie ihm sein durfte. Die vergangenen seligen Stunden führte oft noch die Täuschung herbei und die Bande der Verwandtschaft, welche statt zu einen, sie getrennt hatten, wurden durch diese Zusammenkünfte nicht fester geknüpft.

Endlich nahte der Tag, wo sie die Insel verließen. Mit abstoßender Kälte trennte sich Helene von ihrer Mutter, der sie noch eher ihre Geburt, als die Nachsicht vergeben konnte, mit welcher sie ihre Liebe zu d'Anbüsson sich hatte entfalten lassen, und der die Ursache nicht ahnenden Mutter schien dies Benehmen tief zu schmerzen.

In Candia fanden sie manches verändert. Die Malteser hatten ihren Posten auf der Sabionera verlassen und vertheidigten jetzt die zum Theil wieder hergestellte Bresche auf St. Andreä, die Griechen standen auf dem äußersten Posten, auf dem Außenwerke Panigra. Die Türken, welche sich während der Regenzeit ziemlich ruhig verhalten und die Stadt nur wenig beschossen hatten, machten nun, da die Witterung es erlaubte, von Neuem Anstalten wie im vergangenen Jahr, hauptsächlich von den beiden Seiten des Meeres anzugreifen. Bei mehreren auf einander folgenden Angriffen hatte Helene schon einigemal die weiße Fahne Mustapha's, den Rosenkranz an ihrer Spitze, flattern gesehen, nie aber das Zeichen erwidert; ihr Stolz hatte es nicht erlaubt, die Gefahr von sich ab und auf andere zu wenden, und so mochte Mustapha sich über den Zufall freuen, der ihn nie der holden Griechin entgegen stellte. Nikola, seit ihrer Rückkehr nach Candia still und düster, vermied Helene; begegnete er ihr, so grüßte er sie, aber sein finstrer Blick wich ihr aus und nur ein Mal, als er Helene an der Kirche St. Thomä traf und sie ihn mit wahrer Herzlichkeit fragte, warum er sie vermeide, war er bewegt, sein Auge blickte schmerzvoll auf sie, doch bald rollte es wild. Was wird Euch das kümmern? sagte er mit Bitterkeit: In des Malteser's Arm, an seiner Seite,

wo Ihr jetzt so oft im Sternschimmer der Nacht auf den Trümmern Candia's lustwandelt, bedürft Ihr meiner nicht und ich wär' Euch nur ein lästiger Mahner. Schreckt Euch das weiße Kreuz nicht an seiner Brust, würde es mein finsterer Blick noch weniger thun. Diese Worte gaben Helenen die Gewißheit, Nikola sei es gewesen, der an jenem Abend sie belauscht und in dem Boote die Insel verlassen habe. Einmal noch, als sie auf der halb zerschossenen Schanze standen und auf der ihnen gegenüber stehenden feindlichen Mörser-Batterie die weiße Fahne mit den Rosen wehte, begann Nikola, indem er seinen Blick auf sie heftete: Seht nur, Helene, dort jene Fahne! Auch bei den ernsten Türken muß es Fante geben, die das Zeichen blutigen Kampfes mit Blumen schmücken. Ihr belächelt das zwar nicht, gleich mir; ich sah Euer Auge nachdenkend auf dem sonderbaren Zeichen ruhen; kennt Ihr vielleicht seine Bedeutung? Helene erröthete und schwieg. Nikola's forschender Blick, mit dem er sie jetzt betrachtete, ließ sie fürchten, er errathe den, der die Fahne aufgepflanzt.

Auch gegen d'Aubüsson war Nikola ernst und einsilbig; so sehr er früher mit ihm versöhnt zu sein geschienen, so abstoßend war er jetzt gegen den Malteser, obgleich dieser sich ihm mit Herzlichkeit nahte, da er ihn für würdig hielt, sich die Hand Helenens zu gewinnen. Aber der finstere Argwohn, den er an jenem Abende auf Standia gefaßt, — denn er war es, der die Trümmer umschlichen — hatte einen furchtbaren Kampf in ihm erweckt; Liebe und Eifersucht zerrissen sein Herz; die Achtung für das Mädchen seiner begeisterten Liebe war verloren, und hätte nicht Ambrosios, der sein Zutrauen besaß, ihn durch warnende Worte von jeder leidenschaftlichen Handlung abgehalten, nur Blut hätte die Erinnerung an jenen Abend verwischen können. Er hatte sie früher oft in den Armen des Geliebten belauscht; dann fühlte er wohl einen Dolchstich in dem glühenden Herzen, aber das schmerzliche Gefühl hatte das holde Bild der Geliebten nicht entstellt, sie blieb ihm, die Glorie um das Haupt, seiner Anbetung würdig; als er sie aber in den Armen des Malteser-Ritters sah, glaubte er den Nimbus verloschen, und doch konnte der Unglückliche die sich selbst Entweihende nicht aus seinen Gedanken, nicht aus seinem Herzen entfernen; er blieb auch jetzt noch in ihren Zauberkreis gebannt.

Noch immer hoffte Morosini vergebens auf die Ankunft der französischen Flotte. Schon einige Mal hatten ihm von Toulon kommende Schiffe die Nachricht gebracht, sie sei zum Auslaufen bereit, und immer fand er sich getäuscht. Seine Hülfsmittel schwanden mit jedem Tage, die Besatzung wurde schwächer, Venedig war nicht mehr im Stande neue Kriegsvölker zu schicken, es verließ ihn Alles, nur nicht der Muth und die

Hoffnung, obgleich er seit mehreren Wochen ohne alle Nachricht vom festen Lande war. — Achmed Kiupergli hingegen, vielleicht besser über die Hülfsflotte unterrichtet als der Venetianer selbst, verdoppelte die Mittel des Angriffs, und alle Vorbereitungen im türkischen Lager deuteten am Abend des 18. Juni auf einen neuen Sturm, und schon an diesem Tage donnerte das Geschütz aus mehreren Batterien, die Bastion St. Andrä beschießend, und legte eine weite Bresche.

Helene, welche heute die Wache auf der Schanze Panigra gehabt und erst am Abend abgelöst worden war, hatte während des ganzen Tages die Vorbereitungen zum nahen Sturme gesehen. Eine trübe Ahnung ergriff sie, indem sie in der Dämmerung hin nach St. Andrä blickte, wo die Fahne von Malta im Abendwind flatterte; sie bangte für den Bruder, da sie den Angriff dorthin vermuthen mußte und ihre Gedanken waren nur bei ihm. So ging sie langsamen Schrittes in ihre dunkle Wohnung, wo eine unbeschreibliche Beklemmung sie doch bald wieder in's Freie trieb. Sie durchwandelte jetzt die öden Straßen, und ihr Inneres war von den streitenden Empfindungen bewegt, die ihr Herz jedesmal beunruhigten, gedachte sie seiner. Ihr Weg führte sie an der Kirche von St. Andrä vorbei, es zog sie in das Gotteshaus, wo sie vor dem Altare sich niederwarf und betete. Aber das Gebet stärkte sie nicht, das nahe Grab ihres vermeinten Vaters zog sie von dem Heiligen ab. Sie erhob sich und ging nach dem einfachen Stein, an dem sie so oft andachtvoll gekniet hatte. Dir, Dir da unten Schlummernden, sagte sie finster auf die Grabstätte blickend: Dir danke ich also nicht mein freudeloses Leben? An Deiner Gruft hat mein kindlich Herz sich vergebens nach der Vaterbrust gesehnt, an der ich nie ruhte? So war das Klopfen meines Herzens, dieses laute Wogen meiner Brust, das kindliche Gefühl, was mich zu Dir hinab zog nur Täuschung, und nur der Gatte meiner Mutter schlummert da unten, und sein Geist, dessen leisen Hauch ich so oft zu fühlen wähnte, hat nie die Tochter segnend berührt? Alles war Täuschung in meinem kurzen Leben, von der ersten Thräne, die ich weinte, bis zur letzten, die auf des Geliebten Wange fiel?

Helene! weckte sie eine ernste Stimme aus ihrem Sinnen; sie blickte auf, Ambrosios stand vor ihr. Helene! verlaß das Grab des Vaters und folge mir zu einem andern! sprach er. Schweigend folgte sie; der Anblick des frommen Mannes war ihr beruhigend, obgleich sein Auge finster und nicht so freundlich auf sie blickte, wie sonst. Er verließ den öden Tempel, trat auf den Friedhof und schritt zwischen den Gräbern hindurch. Sein Weg ging nach der Ruhestätte der für ihren Glauben gefallenen Jungfrauen, wo er sie an ein offenes Grab führte. Blick' hinab, Helene! sagte er feierlich: es ist Dein Grab! — Du siehst, es steht bereit, Dich zu empfangen. Vielleicht morgen schon hallt Dir die Todtenhymne, und sie senken Dich hinab und die Blumen und die kalte Erde decken Dich. Aber wenn

sie Dich auch deckt, wird in Ambrosios Hand der Myrthenkranz noch ruhen, den er nicht in Dein Grab senken durfte.

Nicht? rief Helene, aus ihrem Todestraum geweckt: Nicht?

Der Reinen nur folgt dieses zarte Sinnbild und umgibt gleich einer Glorie das Haupt der Entschlafenen! antwortete der Priester: Ihr aber, die in sündlicher Lust an des Mannes Busen ruhte, ihr folgt er nicht, sie für jenes Leben zu schmücken. — Du schweigst? blickst stolz lächelnd auf mich, Helene? — Die an des Malteſers Brust des Lebens Seligkeit sucht, hat die ewige verscherzt!

Ambrosios! sagte jetzt die Zürnende, und ein bitteres, kein stolzes Lächeln umzog ihren lieblichen Mund: Wähnt Ihr wirklich so hell in des Menschen Zukunft, in das Innerste seines Herzens blicken zu können, daß der Hauch Eurer Rede den reinen Glanz um das Haupt einer edlen Jungfrau verlöschen könnte? O jammervolle Weisheit kurzsichtiger Menschen, welche dem matten Auge vertrauen, dessen Sehkraft kaum so weit reicht als der Pfeil meines Bogens. Wisse es, Priester! nicht sündliche Lust lockte mich an den Busen des Malteſers, schmerzliche Lust ist es, die mich in seine Arme führt; der Kuß, der nur flüchtig wie ein Zephyrhauch seine Lippen berühren darf, führt nicht die Wonne in mein zerrissenes Herz, führt mich nicht in ein Eden irdischen Glücks; er führt mich in mein verlorenes Paradies! Wisse, kalter Priester, der Du mit eisiger Hand das Grab der Lebenden öffnest und als furchtbarer Mahner die Todtenhymnen der noch Wachenden anstimmen läßt, wisse, wisse! — doch unter dem Siegel der Beichte — der Malteſer ist mein Bruder! — Und nun könnt Ihr immer den Myrthenkranz in mein Grab werfen, sagte sie sanft: und den Segen über mich sprechen, wenn ich dort unten ruhen werde. Möge es bald sein!

Der Malteſer Euer Bruder? rief Ambrosios erstaunt: Wie wäre das möglich?

Fragt nicht weiter, glaubt meinem Worte! erwiderte sie stolz: Auch mich hat dies Wort erschüttert, wahrlich noch tiefer als Euch.

Helene! sprach der Greis mit Rührung: ich habe lange gezaudert, das Wehe über Dich zu rufen; unter allen Blumen dieses irdischen, nun zerstörten Paradieses erschienst Du mir immer als die herrlichste, wenn auch nicht die zarteste Blume. Deinem reinen stolzen Sinn vertraut' ich viel, Du warst mir die liebste Deiner Schwestern; ich folgte sorgsam und mit Vaterliebe Deinen Schritten, und mit gebrochenem Herzen sah ich Dich am Abgrund stehen und weinte der Gefallenen eine Thräne. Doch der Herr sei gepriesen! meine Thränen waren vergebens, die Glorie umstrahlt noch mein liebstes Kind, sie ist meiner Liebe noch werth. —

Ihr senkt die Myrthe in meine Gruft, sagte sie bewegt: nicht wahr, Ambrosios? Und wenn die Erde über mich rollt, der Hügel mich deckt, die Hymne der Auferstehung mich weckt, dann kann ich rein und heilig

aufschweben und hintreten vor Gottes Thron, und sprechen: Ich stehe, eine Reine, Herr, vor Dir! — — Aber nein! sagte sie schaudernd und blickte hinunter in das offene Grab: Stolzes Herz, das kannst Du nicht! Nicht mit Schwesterliebe lieb' ich ihn, meine Sinne verwirren sich oft, ich wähne den Geliebten in meine Arme zu schließen — ihm klopft das Herz — ach! ich bin ein sündhaftes Wesen! Dies sagend sank sie an das Grab auf ihre Kniee nieder, streckte die Arme empor und betete: Herr, löse den Zwiespalt in meinem Innern, sende mir einen Deiner barmherzigen Engel, mich zu leiten, träufle einen Tropfen aus der Schale Deiner Barmherzigkeit in mein zerrissenes Gemüth, daß es heile — oder bette mich bald sanft in diese stille Klause, die ihre dunklen Arme nach mir streckt und ihre kalte Brust mir zur Ruhestätte bietet; gib mir Ruhe im Leben oder Ruhe im Grabe!

Amen! sprach Ambrosios: steh auf und gehe heim! Bald wirst Du sie finden! Er legte die Hand auf ihre glühende Stirn: Der Herr segne Dich! sprach er, die Knieende verlassend.

Noch immer blickte Helene in die offene Gruft; eine unaussprechliche Sehnsucht zog sie hinab, ihre Gedanken waren fromme Todesgedanken, ihre Phantasie schwebte nur auf seinen dunkeln Flügeln; da schien ihrem starren Blicke in dem dunklen Grabe ein Leben zu beginnen, die Erde schien sich zu regen, zu gestalten und aus dem Chaos wirrer Bilder trat ihr eigenes hervor — bleich, verhüllt, das schwarze Kreuz von Ebenholz in ihrer Hand, die Lilie an ihrer Brust. Durch die dunkeln Locken schlängelte sich Myrthe und Rose, kein Schleier deckte ihr Antlitz, das Auge war nicht von milder Schwesterhand geschlossen; regungslos doch freundlich starrte es sie an. Da sah sie Blumen niedersinken; — stimmt an die Todeshymne! hörte sie neben sich rufen, doch nicht der Todtengesang, die Hymne der Auferstehung erscholl, und langsam, geisterhaft erhob sich die dem Grab Entsteigende und immer näher und näher kam sie der Lebenden, die laut aufschreiend über Gräber stürzend davon eilte, als verfolge sie ihr eigenes Todtenbild. Erst auf dem Marktplatze hielt sie in ihrem Laufe an; bedeckte die starrenden Augen mit ihren zitternden Händen und ein tiefer Seufzer rang sich aus wogender Brust. Fort, fort! rief sie: ihr gaukelnden, selbstgeschaffenen Bilder! trübt mir nicht den klaren Sinn! Es war nur Trug, Trug meiner regellosen Phantasie! Zurück an das Grab, um noch einmal hinab zu schauen, mich zu enttäuschen. Aber nein! rief sie, den schon gehobenen Fuß wieder zurückziehend: frevle nicht, versuche nicht die Geister, wecke die Schlummernden nicht! — gehe zur Ruhe und bete in Demuth zu Gott! Dies sagend ging sie in ihre unterirdische Wohnung zurück.

Kaum graute der Morgen, so weckte auch schon Kanonendonner die Besatzung. Mit hellem Tone rief der Schall der Glocke von St. Marcus die Streiter zum Walle; die Trommeln rasselten, die Karthaunen brüllten und sausend und pfeifend flogen die Kugeln über die Häupter der nach ihren Posten Eilenden. Ihnen kam dieser Ruf nicht unerwartet; denn gerüstet und das Gewehr in der Hand waren sie seiner gewärtig gewesen. Auch auf dem Walle traf der Feind die Vertheidiger nicht unvorbereitet; sie schlugen hier mit muthiger Zuversicht den ersten Angriff auf das Ravelin Bethlehem zurück und hielten es, bis ein venetianisches Regiment ihnen zu Hülfe kam. Die ganze Besatzung stand bald auf seinen Posten, alle Frauen waren geschäftig; Kranke und Verwundete, wenn sie es nur irgend vermochten, eilten auf den Wall; es galt ja heute Freiheit und Leben. Morosini war überall und hielt Alles zu einem allgemeinen Sturme bereit. Die Constabler standen, den günstigen Augenblick erwartend, bei dem Geschütz, Munition wurde herbeigeschafft, neben die Musketen pflanzten die Vertheidiger ihre Piken, die Stürmenden von der Brustwehr zu vertreiben; in großen Kesseln sotten die Frauen das schäumende Oel, indeß die Männer die Handgranaten zurecht legten und ihre Lunten abklopften. Morosini nahm seinen Posten bei den Maltesern auf der Bastion St. Andrä, und obgleich sich hier anfangs nur wenig vom Feinde zeigte, so war er doch gewiß, daß der Hauptangriff von dieser Seite geschehen würde.

Aber die Türken zeigten sich hier nicht, sie stürzten sich mit neuer Wuth auf das schon einmal angegriffene Ravelin. Vierzig Kanonen beschossen es, und während die Janitscharen, jeder eine Faschine vor sich tragend, das Glacis stürmten, den bedeckten Weg nahmen und unter Allahgeschrei bis an den Graben vordrangen, feuerten Andere einzeln zerstreut auf die Constabler. Aber die Venetianer, welche das Werk vertheidigten, gaben ihnen nicht Zeit, sich in dem Graben festzusetzen; das Fort Panigra feuerte mit Traubenschüssen in des Feindes linke, das Fort St. Nikola in seine rechte Seite; die Türken zogen sich zurück.

Im Augenblicke des Rückzuges wogte eine dichte Masse Muselmänner die Höhe vom Meere herauf, die während der Nacht St. Andrä gegenüber errichteten, bis jetzt noch verdeckt gewesenen Batterieen wurden sichtbar; ein mörderisches Feuer begann auf die kaum hergestellte Bastion und brachte das venetianische Geschütz bald zum Schweigen. Hundert türkische Geschütze donnerten nun von dieser Seite, bald war die in der Nacht theilweis hergestellte Bresche wieder geöffnet und die asiatischen Völker, von den Janitscharen gefolgt, rückten an.

Auch auf die ganze Linie von St. Nikola bis an's Meer und von der Sabionera bis an das Hornwerk von St. Maria begann nun der feindliche Angriff. Fünfhundert Geschütze schleuderten auf beiden Seiten Tod und Verderben. Vor der Sabionera flogen zwei Minen auf, welches hier

das Eindringen der Feinde für den Augenblick vereitelte, die sich jetzt zum Hauptangriff gegen St. Andrä rüsteten. Da ließ Morosini die Fahne von St. Marcus auf der Bresche aufpflanzen, neben ihr steckten die Malteser die des Ordens auf und zu gleicher Zeit wehten von allen Bastionen die Fahnen der Krieger, welche sie vertheidigten. Auch stand das heilige Kreuz auf jeder Schanze und neben der Fahne der Candioten pflanzte Helene das ihrige auf.

Mit kühnem Muthe rückten die Türken gegen die Bresche an, das Regiment von Malta vertheidigte sie; die freiwilligen Ritter, 80 an der Zahl, standen dicht geschlossen zur Unterstützung hinter ihnen. Morosini hatte, ehe die Janitscharen auf Schußweite angerückt waren, den in der Bresche Stehenden befohlen, sich hinter dem kleinen Aufwurfe gegen die feindlichen Kugeln zu schützen; jetzt aber, da die Muselmänner sich dem von dem eingestürzten Werke halb verschütteten Graben näherten und sie durch den Feind selbst gegen die Wirkung des Geschützes gedeckt waren, erhoben sich die Malteser und begrüßten die unter Allahruf Heranstürmenden mit ihren Kugeln. Das Feuer des Hornwerks und aus dem Ravelin Panigra, welches die Anrückenden in die Seite faßte, riß ganze Reihen nieder, das in die Bresche selbst gebrachte Feldgeschütz mähte in dem dichten Haufen der Feinde und ein wohlgeordnetes Musketenfeuer streckte sie zu Hunderten hin. Aber nicht der Tod ihrer Kampfgenossen, nicht der Weheruf der neben ihnen verwundet Hingestürzten hemmte die Wuth des Angriffs. Schon hatten sie sich im Graben festgesetzt, schon legten sie Sturmleitern an und rückten gegen die offene Bresche, schon gab Morosini im Stillen an das rückwärts in dem Abschnitt stehende Regiment Befehl, Alles zum Empfange der Fliehenden und zum Empfange des Feindes bereit zu halten, als die Janitscharen, ihren Aga an der Spitze, gegen die Malteser drangen. Ueber die Leichen ihrer Brüder bahnten sie sich den blutigen Weg, von den Leichnamen der Ihrigen geschützt feuerten sie das tödtende Geschoß ab; jetzt warfen sie die schweren Feuerröhre über die Schultern, zogen die Säbel, drangen vorwärts, drangen ein, der Kampf Mann gegen Mann begann, das Regiment von Malta wich. Da hob Godefroy Langeron die Fahne der Ritter hoch empor. Mir nach! rief er, und die geharnischte Schaar drang, das Schwert in der Hand vorwärts, hinter ihnen sammelten sich die Weichenden, die Türken stutzten, die Ritter drangen mit den Ihrigen unaufhaltsam vor, die Bresche war wieder gewonnen, der Feind in den Graben zurückgeworfen.

Auch hier konnten sich die Muselmänner nicht lange halten. Von allen Seiten beschossen, wichen sie bis an den Einschnitt, den sie in der Eile St. Andrä gegenüber gemacht hatten. Aber Achmed Kiupergli, auf diesem Punkte selbst gegenwärtig, ließ frische Truppen anrücken und befahl noch einmal zu stürmen. Leichter wurde es jetzt den Muselmännern, denn die Menge der Todten ward ihnen zum schützenden Wall; die Menge

der Gefallenen füllte den Graben aus, und leicht konnten sie über sie weg sich der Bresche nahen. Noch einmal griffen sie hier, den Säbel in der Faust die Malteser an, trieben Alles vor sich her und drangen immer weiter vor; nur noch die Ritter von Malta standen eine eherne Mauer; doch waren sie bald umringt, der edle Venetianer Grimaldi, welcher auf St. Andrä befehligte, sank an ihrer Spitze, sie schienen verloren, — da kam im Sturmschritt Graf Königsmark mit dem Lüneburgischen Regimente, das er von dem Hornwerk St. Maria durch die Stadt geführt, noch zur glücklichen Stunde an. Die Piken gefällt, drangen die dichtgeschlossenen Reihen der Deutschen vor, machten die brave Schaar von Malta frei, stürzten sich mit den Rittern in den Graben, trieben den Feind heraus, trieben ihn bis über die eingerissenen Pallisaden und kehrten siegreich auf St. Andrä zurück. Dreitausend Türken, fünfhundert Christen deckten den Wahlplatz; jedoch hatte sich der Feind dicht an dem Graben festgesetzt und behauptete sich auch hier.

Während der Feind auf St. Andrä stürmte, machte er fast auf alle Bastionen mehr oder minder heftige Angriffe. Die Erde zitterte, die dunkeln Gewitterwolken theilten sich und machten den Wolken von Pulverdampf, die sich wogend über die verwüstete Stadt breiteten, Platz. Gegen das Außenwerk Panigra wandte sich nun die Wuth des Feindes, bald sah dies schon einmal fast zerstörte, zum Theil noch rasirte Werk einem Schutthaufen ähnlich, eine Bresche, wohl an 50 Schritt breit, lockte den Feind zum muthigen Angriff, Albaneser rückten an; die Türken stürmten, der Kampf begann.

Morosini konnte der kleinen Schaar Candioten, die noch die Trümmer des Außenwerks vertheidigten, nur 200 Venetianer zur Hülfe schicken; sie kamen noch zeitig genug, um mit diesem braven Haufen den Lorbeer zu theilen, den sie sich durch ihren Tod errungen wollten. Angefeuert durch die Gegenwart und den Heldenmuth ihrer Frauen, welche Pfeile und Steine auf die Stürmenden schleuderten, siedendes Oel auf sie herabgossen und brennende Pechkränze unter die dichten im Graben sich zusammendrängenden Haufen warfen, belebte sie ein hoher Muth, sie drängten sich um Helenens Kreuz, das auf der Bresche aufgepflanzt war, und dieses heldenmüthig vertheidigend, sanken die meisten von feindlichen Kugeln getroffen. Zwei Stunden dauerte hier der Kampf mit abwechselndem Glück, während Kuppergli zum Drittenmal St. Andrä, wiewohl vergebens stürmte, und eine Abtheilung gegen die Bastion Bethlehem rückte. Nicht mehr von diesen beiden Bastionen beschossen, drangen nun die Muselmänner, den Säbel in der Faust, gegen Panigra; der Widerstand war nur gering, die Bresche ward erstürmt, der Wall erstiegen, der Rest der tapfern Vertheidiger mußte sich nach dem Hauptwalle zurückziehn.

Morosini befahl sogleich, den Feind durch das Geschütz des Hauptwalls zu beschießen und ihn zu verhindern, sich auf Panigra festzusetzen;

aber mit unglaublicher Schnelligkeit gruben sich die Türken ein und achteten nicht des Verlustes an Menschen; es war ihnen zu viel werth, so nahe dem Walle festen Fuß gefaßt zu haben. Da befahl Morosini, daß das Werk in die Luft gesprengt werden sollte; aber die Mine war nicht gefüllt, der Ingenieur, dem dieser Theil der Vertheidigung aufgetragen, war zum Verräther geworden und während des Gefechtes zum Feinde übergegangen; doch zum Heil Candia's hatte ihm eine Kugel den verdienten Lohn des Verraths gegeben.

Die Türken begannen sogleich ihre Laufgräben bis zu dem eroberten Werke vorzuschieben und ließen Geschütz herbeiführen. Morosini sah nun wohl, daß er sie wieder aus diesem Posten werfen müsse, es koste was es wolle. Zu besonnen, um sich von dem Augenblicke hinreißen zu lassen und das Blut der braven Besatzung unnütz zu opfern, befahl er in der Stille, die Kammern der Mine, welche unter dem Werke war, gehörig zu füllen, und verschob noch die Ausführung seines Vorhabens, bis die eben heranziehenden Türken die Besatzung der Schanze verstärkt, damit beim Auffliegen ihr Verlust größer sei.

In der den Hauptwall vertheidigenden Bastion stand das Häuflein der Griechen, kaum noch hundert streitfähige Männer, die auf dem Außenwerke Panigra dem Schwerte der Muselmänner entronnen waren und blickten finster hinüber nach der verlassenen Schanze, wo die Häupter der Ihrigen auf Piken gesteckt sie zur Rache aufriefen. Nikola's Auge ruhte zornglühend auf dem grausigen, die Menschlichkeit entehrendem Schauspiele. Jubelt, jubelt nur, Ihr Ungläubigen! rief er mit Ingrimm: bald wird Euch der Lohn Eurer Gräuel, bald ist die Mine gefüllt, und Ihr fliegt auf zur Ehre Gottes und Eure Gebeine werden umher gestreut, wie Ihr jetzt den Gebeinen unserer Brüder gethan. Blick' hin, Helene! raunte er dann der Trauernden zu, die ihr Kreuz, diese heilige Oriflamme den Feinden hatte überlassen müssen: blick' hin! Wo das Kreuz, das heilige Zeichen der Christen stand, weht jetzt die weiße Fahne mit dem halben Monde und den flatternden Rosen daran; mich dünkt, es sendet mit diesem Liebeszeichen ein Muselmann freundlichen Gruß. Helene blickte auf, sah Mustapha's Fahne, doch ein Ausruf des Schmerzes an ihrer Seite zog ihren Blick von dem Friedenszeichen ab nach Euphrosynen, die verwundet neben ihr niedersank. Ein feindlicher Pfeil hatte sie getroffen.

Zieh den Pfeil aus der Wunde, und führe mich von hier, Helene! bat Euphrosyne: Führe mich aus dem Kriegsgetümmel hinweg, die Wunde schmerzt! Eine der Frauen leitete sie mit Helenen von dem Schauplatz des Todes; doch ehe diese das Bollwerk verließ, blickte sie noch einmal hinüber nach der verlassenen Schanze, wo Mustapha's Fahne flatterte.

Ihr Herz schlug heftig: Er ist dort! war der Gedanke, welcher, während die Verwundete in die verfallene Hütte gebracht wurde, sie ängstigend durchzuckte. Er steht auf seinem Grabe! nur noch wenige Augenblicke und

es öffnet sich, ihn zu verschlingen — und ich kann ihn nicht retten! — Undankbare! rief ihr eine innere Stimme zu, — und sie klang ihr wie die Stimme des Erbarmens: willst Du den edlen Jüngling verderben sehen, ohne ihn zu retten? — Undank ist das schwärzeste Laster engherziger Seelen.

Sorgt für Euphrosyne, bat sie jetzt die sie begleitende Griechin, eilte aus der Hütte, nahm ihren Griffel, riß ein Blatt aus dem kleinen Gebetbuch, welches sie stets bei sich trug und schrieb darauf: Rette Dich, Mustapha, eile hinweg — sonst bist Du verloren! Dies Blättchen in der Hand verbergend eilte sie, von Angst beflügelt, nach der Bastion. Schon sah sie den Grafen von Waldeck, die Explosion erwartend, mit den deutschen Truppen zum Ausfall bereit stehen, hörte durch die Reihen, das dumpfe Gemurmel: Nur noch wenige Augenblicke — bald — jetzt! Sie stürzte auf die Bastion, trat auf den vorspringenden Winkel, drückte sich hinter einen Schanzkorb, ergriff einen Pfeil, band unbemerkt, wie sie glaubte, den Zettel daran und schoß ihn hinüber.

Seid Ihr heute so blutgierig gestimmt, Helene, rief ihr Nikola zu; daß Ihr selbst die verwundete Freundin verlaßt, um auf den Kampfplatz zurückzukehren, und den wie mir schien schwer befiederten Pfeil dem Feinde hinüber zu senden?

Nikola! rief die Erschrockene — doch in diesem Augenblicke theilte ein furchtbarer Schlag die Luft, starr blickte das Mädchen hin nach der Wolke von Staub und Pulverdampf, welche das gräßliche Schauspiel verbarg. Regungslos schaute sie auf diese furchtbare Todesstätte, die sich jetzt, während die Deutschen durch den Ausfall hervorbrachen, die Griechen ihnen folgten, unverhüllt ihrem Auge zeigte. Die Schanze schien ein großes weites Grab, das kaum die Menge der Unglücklichen, denen es den Tod gegeben, zu fassen vermochte; Panigra war heute zum Zweitenmal ein Erntefeld des Todes geworden. Verstümmelte Leichname, Kanonen, Steine und Gebälk lagen im grausigen Vereine über einander; selbst die im Gefecht Gebliebenen, selbst diese Todten hatte noch einmal die furchtbare Hand der Zerstörung erfaßt und sie verstümmelt nach allen Winden verstreut. Ueber diese Stätte der Verwüstung drangen nun die Deutschen, geschlossen, dicht an einander gedrängt vor, den Blick nicht auf die Todten gerichtet, über welche sie kampfmuthig schritten, ihn nur nach dem fliehenden Feinde wendend, der von Schrecken ergriffen hinter dem Schutze der eigenen Batterieen seine Rettung suchte. Den ernsten Deutschen folgte nun der ungeregelte Haufe der Griechen; rachbegierig brachen sie hervor; doch die lockende Beute, die noch zuckenden Feinde gaben ihnen hier ein Erntefeld; sie zerstreuten sich auf der Wahlstatt, plünderten die Todten und fanden besonders an Waffen eine reiche Beute. Auch Nikola fand unter Schutt und Trümmern, was er suchte, die weiße Fahne und weit von ihr geschleudert den Rosenzweig, der an ihr gesteckt hatte.

Die Deutschen waren indeß rasch vor-, ein venetianisches Regiment ihnen nachgerückt; die Türken flohen aus den Laufgräben; es bedurfte des Häufleins Griechen nicht, die Fliehenden bis in ihre Verschanzungen auf der Höhe zu treiben, die Mörserbatterie zu erobern und niederzureißen. Nikola jedoch, das Wohl Candia's, trotz der düstern Stimmung in seinem Innern, stets vor Augen, sammelte die Seinen, feuerte sie zur Arbeit an, ließ sie die durch die Explosion versenkten Kanonen ausgraben und mit den von Morosini in der Eil geschickten Schanzarbeitern eine Brustwehr aufwerfen, um wenigstens in Etwas das Annähern des Feindes verhindern zu können.

Helene hatte indessen von dem Walle mit klopfendem Herzen dem Allem zugesehen. Armer Mustapha! seufzte sie, als sie Nikola auf einer zertrümmerten Lavette, die Fahne im Arm, den Zweig blühender Rosen in der Hand, sinnend sitzen sah: So konnte mein Pfeil Dich nicht retten, ich Deinem Edelmuthe nicht lohnen! Fahr' hin in der Blüthe Deiner Jahre, Du edler Muselmann! Hat doch der Himmel Einen Deiner Wünsche Dir gewährt; der Tod traf Dich, das Schwert in der Hand; Gott sei Dir ein gnädiger Richter, wie Du es mir warest! Sie verließ dann den Wall mit betrübtem Herzen. Mustapha's Tod war ihr schmerzlich. Nicht Neigung, nicht Erinnerung an den schönen Jüngling, nicht Erinnerung an das Auge voll Liebe, mit dem er auf sie geblickt, nur Dankbarkeit erweckte das Mitgefühl in ihrer Brust; denn des Malteſers Bild stand ja einzig in ihrem Herzen, und schon der Gruß von ihm, den einer seiner Diener, welchen er zur Erkundigung nach ihr abgesandt, ihr mit der Nachricht brachte, er sei unverwundet, linderte ihren Schmerz über Mustapha's trauriges Schicksal. Sie eilte nun hinunter zu ihrer geliebten Euphrosyne, fand sie nicht mehr und ging nach ihrer unterirdischen Wohnung. Schweigend hing sie hier die Waffen an gewohnter Stelle auf; unwillkürlich drang eine Thräne in ihr Auge, da sie die Stelle, wo das Kreuz gehangen, leer sah. Das Heilige hab' ich verloren! rief sie: In die Hände der Ungläubigen ist es gefallen! Aber Gottlob! ihre Hand wird es nicht entweihen, es wird mit ihnen aufgeflogen und so zertrümmert sein! Durch diesen Gedanken getröstet eilte sie zu der verwundeten Freundin.

Indessen hatten sich die Türken von ihrem ersten Schrecke erholt. Mehrere Haufen Janitscharen und Spahi's rückten aus dem Lager dem Grafen von Waldeck entgegen. Morosini, welcher von St. André dies beobachten konnte, schickte ihm schnell Befehl, sich zurückzuziehen. Langsam, mit ruhiger Besonnenheit, 600 Gefangene mit sich führend, zog sich der deutsche Held auf das venetianische Regiment, welches in der Gegend der genommenen Mörser-Batterie zu seiner Unterstützung aufgestellt war, zurück. Von den Türken verfolgt erreichte er nur mit wenigem Verluste diesen Rückhalt. Aber eine feindliche Kugel ereilte hier den deutschen Helden, der, wie so mancher seiner braven Landesleute, in der Vertheidigung

Candias fiel. Die Truppen, den Leichnam ihres Führers in ihrer Mitte, zogen, von ihrem Siege nicht trunken, in dumpfer Stille der Stadt zu; sie hatten ihn ja mit dem Leben ihres tapfern Generals erkaufen müssen.

Als die Deutschen und Venetianer ihren Rückzug begannen, sammelte Nikola seinen bei der Arbeit zerstreuten Haufen, ließ ihn das Gewehr ergreifen, und so erwartete er für alle Fälle gerüstet den Feind. Die Fahne in der Hand, überschaute er noch einmal die Trümmer der in die Luft gesprengten Schanze, beobachtete die noch stehenden Ueberreste, und sein kriegerischer Geist dachte nur an den Bericht, welchen er dem General über das zerstörte Werk zu machen habe, als er Etwas auf einem noch verschont gebliebenen Theile des Walles gewahrte; er eilte hin und fand —

Die Deutschen waren an ihm vorüber gezogen, die Venetianer ihnen gefolgt, er hatte sie nicht bemerkt; die Standröhre der Griechen hinter dem Aufwurf verjagten donnernd die einzeln sich heranschleichenden Türken; er beachtete es nicht; den Blick gen Himmel gehoben stand er da, sein Antlitz sprach die Verzweiflung aus, die sein Inneres zerriß. Kapitano! störte ihn der Zuruf eines alten Griechen: Deutsche und Italiener gehen zurück, sollen wir noch einmal diese blutige Wahlstatt behaupten? Das Geschütz donnert von den Wällen; die Türken rücken mit Macht an, einen Roßschweif, eine weiße Fahne in ihrer Mitte.

Eine weiße Fahne! rief Nikola, stürzte zu den Seinen und pflanzte auf den niedern Aufwurf die erbeutete Fahne auf. Steht, Griechen! rief er mit donnernder Stimme: und wie am Morgen um das verlorene Kreuz, so drängt Euch um diese Fahne der Muselmänner, die wir erbeutet! Von ihrem Führer angefeuert hielten die Griechen muthig Stand, die Türken rückten jedoch nicht weiter gegen sie vor; auch sie schienen des Blutvergießens müde zu sein. Morosini schickte am Abend einige Compagnieen Sardinier, sie abzulösen, und mit der Fahne in der Hand und seiner Beute rückte Nikola mit den Griechen wieder in die Festung ein.

Ueber die Todten und Verstümmelten, den Geiern eine sichere Beute, rauschte der Sturm; kein Stern, kein Mondlicht drang durch das Dunkel der Nacht und leuchtete den Arbeitern, die an der Bresche auf St. Andrä und an der Herstellung von Panigra thätig waren. Nur auf dem Friedhofe, der Ruhestätte der im Kampfe gebliebenen Griechen, leuchtete ein einsames Licht denen, welche die Gräber für die Wenigen gruben, die des Freundes Arm, damit sie nicht in die Hände der Ungläubigen fielen, bei dem Rückzuge von der Panigra in die Stadt getragen hatte. Es waren deren nicht viele, die meisten ruhten mit dem Feinde in dem weiten Grabe der Panigra oder lagen noch den Thieren zum Raube. Nicht der rauhe Sturm, nicht die Mühen des Tages hielten die frommen Männer ab, rast-

los zu graben; sie durchwühlten andachtvoll den Schooß der Erde, und jeder Blick, den sie um sich warfen, konnte ihnen ihre eigene sich öffnende Ruhestätte bezeichnen.

Auch in der zerstörten Kirche ward die Dunkelheit der Nacht erhellt; zwei Kerzen brannten auf dem halb zerschmetterten Altare, zwei Leuchter standen neben den Flackernden, welche der Sturm zu verlöschen drohte und auf den Stufen kniete Ambrosios, für die Seelen der Gebliebenen sein Gebet auf zu Gott steigen zu lassen. Ein Priester dieses heiligen Tempels, den Lebenden ein Vorbild der Frömmigkeit und Tugend, legte er jetzt die Todten zur Ruhe und begleitete mit seinem Gebete die sich aufschwingende Seele zur himmlischen Wohnung. Andachtvoll, von dem Fall so vieler seiner Freunde niedergebeugt, erhob er aus schmerzerfüllter Brust sein Gebet zu Gott und seine Seele stand vor dem Vater der Milde, die Gebliebenen seiner Barmherzigkeit empfehlend, als rasche Tritte ihn in seiner Andacht störten. Er erhob, wandte sich und sah die Gestalt eines Mannes eiligst nahen, dessen Haar wild im Sturmwinde flatterte und dessen Rechte, einen Pfeil emporhaltend, sich schon aus der Ferne nach ihm streckte. Er erkannte bald Nikola. Sein Auge leuchtete ihm wild entgegen, auf seinem Gesichte sprach sich die Verzweiflung in grellen Zügen aus.

Was wollt Ihr hier? fragte er würdevoll, doch einen Schritt vor der wilden Gestalt Nikola's zurückbebend: Was wollt Ihr hier, den Pfeil in der zitternden Hand, die Verzweiflung im Blick? Hier, wo die Liebe nur waltet und die Barmherzigkeit?

Ich will zu Gott reden! rief der Grieche: Will von ihm Licht fordern in der Finsterniß, die mich umgibt, Ruhe fordern für mein zerrissenes Herz und Trost, wo kein Trost mehr sein kann. Er, der Herr, der seinen Sturmwind sandte, mit seinen Flügeln mein sträubendes Haar zu umrauschen, er mag mir den Zweifel lösen, der meine Seele mit qualvollen Banden umstrickt hat! Zu ihm will ich flehen, mich niederwerfen vor seinem Altare in diesem Gotteshause, wo schon so oft meine Kniee sich wund gelegen und ich zu ihm aufgerufen habe; auch jetzt soll er mein Geschrei vernehmen und mir antworten.

Christ! bist Du bei Sinnen? zürnte der Greis: Wagst Du zu heiliger Stätte zu frevelu? Wagst Du, Wurm des Staubes, den Allmächtigen zwingen zu wollen, die Finsterniß Deiner Seele zu erhellen?

Ich dürste nach Licht, wie der Verirrte in Arabiens Sandwüste nach dem erquickenden Trunk, rief der Verzweifelnde: Hier, hier brennt es, Ambrosios, hier flammt es, und doch ist es Nacht! —

Beuge in Demuth Dein Haupt, Nikola, sprach Ambrosios; kniee nieder, erhebe Dein Herz im Gebet, und vielleicht sendet der barmherzige Vater einen Strahl in die verdüsterte Seele. Kniee nieder in Demuth! So nur kannst Du dem Herrn nahen.

Nikola kniete auf die Marmorstufen nieder, streckte, die Hände fal-

tend, den Pfeil hoch empor, sein Auge sah starr gen Himmel, jede Muskel seines Körpers war gespannt, seine Lippen bewegten sich, sprachen jedoch nur wenige abgebrochene Worte aus. Ambrosios betrachtete unverwandt den Betenden, schmerzvoll ruhte sein Auge auf dem Leidenschaftlichen. Kann denn der Glaube, kann die milde Christusreligion so stürmend sich zu ihrem Vater wenden? dachte er: Kann der Wahn des Menschen so weit abwärts führen, daß er das Licht von oben sich zu ertrotzen glaubt? — Kann die Verzweiflung ein Herz so zerreißen?

Noch schien Nikola zu beten; aber plötzlich fuhr er auf. Mir wird kein Licht! Je mehr ich bete, desto finsterer wird es mir, desto mehr Zweifel steigen in mir auf. — Ambrosios! fuhr er nach kurzem Nachdenken fort: Ihr seid ein Diener des Herrn, ein Verkünder seines Wortes. An Euch wende ich mich, da Gott mich nicht würdigt, sich mir kund zu thun; hört, was ich sagen werde, hebt Euer Herz zu Gott, daß Eure Antwort mir seinen Willen verkünde. Hört!

Diesen Pfeil schoß Helene nach Panigra, als es die Türken besetzt hatten. — Dieser Zettel warnt Mustapha, der seine Gegenwart durch eine weiße Fahne ihr kund that. — Ließ ihn Gott in seine Hände gelangen, so flog die Schanze auf, und nur die Leichname der Unsrigen riß sie mit empor. — Ich fand ihn, und nun hört! hört! — Das Mädchen, das ich liebte, das ich noch liebe, hier und dort ewig lieben werde, ist zur Verrätherin an ihrer Vaterstadt, an ihrem Glauben, ist in der Ungläubigen Händen das Verderben Candia's geworden. — Darf sie leben oder muß sie sterben? — Entscheidet!

Ambrosios las den an dem Pfeile gehefteten Zettel, seine Hand bebte; Nikola's Worte hatten ihn erschüttert, mehr noch die Verzweiflung, mit welcher er sie gesprochen. Sein Auge sah flehend gen Himmel, als ob auch er dort den Strahl suche, der ihn erleuchten solle. Ich kann an der Menschheit nicht verzweifeln, Nikola! sprach er endlich: Mitleid und Dankbarkeit, nicht Verrath schrieben diesen Brief. — Der Herr ist barmherzig, auch der Christ soll es sein.

So dachte auch ich in dem Augenblicke besänftigter Leidenschaft; sprach Nikola und schien beruhigter: gedachte ich aber, daß zwischen ihr und ihm ein Verständniß sein müsse — wie konnte sie sonst wissen, daß er auf Panigra sei; — erinnerte ich mich, daß ich oft diese Fahne, das Zeichen des Verraths, gesehen und der Feind dann immer von diesem Punkte aus am wüthendsten seine Feuer donnern, seinen Angriff beginnen ließ, dann sank mein Glaube an die Menschheit; der schöne Jüngling stand vor mir, ich gedachte der Nacht, in der ich Thor, während sie bei ihm war, mich dem Verderben weihte, — gedachte des Lebewohl, das sie ihm nachrief, und meine Sinne umdüsterten sich, es trieb mich, als würde ich von Dämonen gegeißelt, über die öden Trümmer der Stadt —

Euch trieb die Eifersucht! unterbrach ihn Ambrosios zürnend: Das

ist der Dämon, der Euch mit seiner Schlangengeißel jagte — und noch treibt —

Und nun, fuhr Nikola kalt und finster fort: gedachte ich, daß ein Menschenleben ein gar kleines Opfer auf dem Altare des Herrn ist, daß zu seiner Ehre das vergossene Blut als Weihrauch aufdampft —

Mensch! Christ! unterbrach ihn Ambrosios.

Gestern sanken 100 der Unsern, — ein türkisches Geschoß, nur um ein Haar breit anders gerichtet — und auch Helene sank! — Was ist es denn nun Furchtbares, wenn sie zum Heil des Glaubens durch meine Hand fällt? Ist sie schuldig, so empfängt sie den verdienten Lohn, ereilt mein Dolch sie schuldlos, so geht sie als Märtyrin ein in das ewige Paradies. — Ich allein muß büßen, kann zwar die Krone des Glaubens erringen, indem ich mein Liebstes auf Erden der Kirche opfere; doch auch die ewige Verdammniß, indem ich freventlich das Richteramt übernahm. — Ja, Ambrosios, für sie habe ich Sklavenketten tragen, mich dem Tode weihen wollen; auch meine Seligkeit wage ich für ihr ewiges Heil! Denn Blut versöhnt die That der Schuldbelasteten; Blut reicht der Schuldlosen die Märtyrkrone.

Ambrosios sah starr vor Entsetzen auf den Mann, den noch vor Augenblicken wilde Leidenschaft gejagt und der jetzt mit kalter Ruhe, das Opfermesser in der Hand, dem Glauben voll Lieb' und Milde ein blutiges Opfer zu bringen vor ihm stand. — Christ! rief er endlich: Sohn einer Kirche, welche Lieb' und Duldung predigt, strebe nach dem Vorbilde Deines göttlichen Lehrers, der seinen Feinden am Kreuze vergab, — wirf, wirf den blutigen Dolch hinweg! reiße den blutdürstigen Gedanken aus Deiner Seele und vergib ihr die Schuld, wie Gott dereinst Dir die Deine vergeben mag. Geh heim, zerbrich den Pfeil, zerreiß' das warnende Blatt, öffne Dein Herz der Barmherzigkeit, damit Gott auch Dir barmherzig sei. Wirf Dich nieder vor ihm, flehe um Kraft zum Guten, und wehe! wehe Dir hier und dort, befleckst Du Deine mit Blut! — Ich verlasse Dich, Unglücklicher! sprach er mit Würde, die Stufen des Altars hinanschreitend: So möge die unheilige Flamme Deines Glaubenswahns verlöschen, wie ich diese heiligen Kerzen auslösche, und Du fortan nicht mehr in Finsterniß wandeln, wie ich Dich in Finsterniß zurücklasse. Er ergriff die letzte noch brennende Leuchte. Der Herr sei mit Dir! sprach er und schritt durch das zerstörte Gotteshaus.

Da stand der Unglückliche! der Sturmwind, welcher durch die zertrümmerten Fenster braus'te, rollte die morschen Steine prasselnd zu seinen Füßen, trieb das wild hangende Haar flatternd in die Höhe und rauschte mit seinen schlagenden Flügeln zornig an ihm vorüber. Ferner Donner rollte durch die Stille der Nacht, zuweilen erhellte das Leuchten eines Blitzes das Dunkel, und die Eule, durch die zackige Flamme aufgeschreckt, verließ ihr Nest, suchte Schutz in dem Tempel und kreischte ihren widrigen Nachtruf durch des Sturmes Geheul. Der Regen schoß strömend herab,

kein Mantel schützte den Leichtbekleideten, der mit dem Trotze der Verzweiflung unbeweglich an den Stufen des Altars stand und die Elemente zu verspotten schien.

Stürmt nur, stürmt! sagte er dumpf vor sich: rausche nur Wilder, mit Deinen Flügeln! Du bist nur schwach gegen den Sturm in meinem Innern! Rolle nur Donner, immer lauter! Du übertäubst doch die Stimmen nicht, die mir bald sanft, bald grausig zurufen und mich schwanken lassen zwischen Liebe und Haß! —

Beten kann ich nicht! rief er plötzlich: beten nicht in der Stunde des Zweifels! Das ist schrecklich! — Ach, sie war meines Lebens einziger Stern, meines Lebens einzige Blume! und ich soll sie entblättern? — Muß ich nicht! rief er aus: Muß ich sie nicht von der Schande, Candia nicht vom Untergange, meines Glaubens Tempel nicht vor Entweihung retten? — Fort, fort von hier!

Von diesen widerstreitenden Gefühlen zerrissen, schritt er durch die Nacht ohne Ruhe und Rast über die Trümmer der Vaterstadt. Langsamer ward jedoch sein Schritt, er rastete selbst zuweilen, wenn sein Herz ihr holdes Bild ihm vorhielt, wie es dort so lange geruhet; wenn Ambrosios Worte wie milde Friedensboten in seinem Innern wiedertönten und er der holden Rose gedachte, die er zerknicken sollte, dann weilte sein Schritt, dann hing die Hand erschlafft herab und sein Blick flehte den Himmel um einen festen, unwandelbaren Entschluß. — Zeigte ihm aber seine erhitzte Einbildekraft Mustapha im Glanze der Schönheit und Jugend, dann trieb es ihn mit dämonischer Gewalt, dann erinnerten ihn die Trümmer, über welche sein unstäter Fuß klimmte, an die zerstörte Vaterstadt, dann riefen ihn die verfallenen Mauern der heiligen Tempel auf, den Verrath zu rächen. Von Vaterlandliebe getrieben, von Glaubenswahn gejagt, von Lieb' und Menschlichkeit zurückgehalten, durchschritt er unter Sturm und Wetter die öden Straßen, bis er am Hafen vor der Pforte des noch von Kugeln verschonten Klosters des heiligen Basilios plötzlich still stand.

Hier soll mir des Herrn Stimme erschallen! sagte er, heftig die Klingel ziehend: Hier mein Schicksal entschieden werden! — Nach langem Harren öffnete endlich der Pförtner. Woher noch so spät, lieber Herr? fragte er, Nikola beleuchtend: Mein Gott! Ihr seid ja ganz durchnäßt, Euer Haar triest, tretet ein in die Pforte und sagt mir, was Euch so spät noch hieher führt?

Bringt mich zu dem Abt, frommer Bruder! ich habe dringend mit ihm zu sprechen! erwiderte Nikola.

Wolltet Ihr nicht lieber erst in meine Zelle gehen? sagte gutmüthig der Pförtner; Ihr scheint aufgeregt, das Wetter, der Sturm und der Donner haben Seel' und Körper erschüttert; verweilt nur einen Augenblick, ich hole einen Becher Wein und melde Euch dann dem ehrwürdigen

Abte, der überdies jetzt mit den Priestern und Brüdern in dem Betsaale versammelt ist, während des Unwetters die Psalmen zu singen.

Da finde ich sie ja beisammen, gerade so wie ich sie wünsche; unterbrach ihn Nikola: es wird doch Einer unter ihnen sein, der so frommen gläubigen Herzens ist, daß Gott sich ihm offenbare. Geh' nur voran, ich folge Dir. Der Bruder zögerte; das wildrollende Auge, die furchtbare Gestalt, das vom Regen durchnäßte herabhangende Haar, der Pfeil in der Hand, — alles dies ließ ihn fürchten, der Grieche habe Böses im Sinne. Macht fort! rief Nikola ungeduldig: ich habe Eile, muß wieder von hinnen, ehe der Tag graut; gebt mir die Kerze, ich kenne den Weg. Er streckte die Hand nach ihr, doch der Bruder trat ernst zurück. Ziemt es einem Laien, so in das Haus frommer Diener des Herrn zu treten und die sündige Hand nach der geweihten Kerze auszustrecken? Demüthig tretet ein und ehrt das Klostergewand, das mich vor frevelnder Hand schützt!

Diese Worte riefen Nikola zur Besinnung zurück; er beugte seine Knie vor dem Mönch, obgleich er nur Bruder, nicht Priester war und küßte das heilige Gewand. Geht voran, frommer Bruder! bat er: ich werde folgen, aber schnell, denn ich habe Eile!

Der Bruder Pförtner schritt durch die spitzgewölbte Halle dem Betsaale zu; aber so sehr auch Nikola Eile zu haben schien, so sehr er auch den Mönch antrieb, seine Schritte zu verdoppeln, so verweilte er doch bei jedem Heiligenbilde, neigte sich davor und verrichtete sein Gebet. Endlich standen sie vor der Thüre des Betsaals. Der Pförtner ging hinein, dem Abt des Fremden Ankunft zu melden, während Nikola draußen seiner Rückkehr harrte. Die Worte des Mönchs, die häufigen Gebete, selbst das Harren hatte sein Blut gekühlt, der Zwiespalt in seinem Innern war auf seinem Antlitz weniger sichtbar und er im Ganzen ruhiger geworden, als die Thüre sich öffnete und er eintrat.

In dem hohen gewölbten, nur schwach erleuchteten Saale sah er die ehrwürdigen Priester auf der einen, die frommen Brüder auf der andern Seite stehen. Vor einem kleinen schmucklosen Altare stand der Abt; ein Priester das Rauchfaß haltend, neben ihm.

Verweilt am Eingange! raunte der Pförtner Nikola zu, der auch mit andächtigem Herzen sich niederwarf. Jetzt begann der Priester den Altar zu beräuchern, während dem der Abt betete: Laßt uns in Frieden den Herrn anrufen! Die Priester sangen im Chor: Herr, erbarme dich! Der Abt sprach: Um den Frieden von oben bitten wir! Das Chor wiederholte sein: Herr, erbarme dich!

Um deinen Schutz für diese Stadt und alle gläubigen Christen flehen wir! begann der Abt von neuem: Erbarme dich unser, Herr, wie wir uns der Unglücklichen erbarmen wollen. Amen! fiel das Chor ein und die Priester sangen das: Heilig, heilig, heilig ist der Gott des Erbarmens!

Das Gebet, der Mönche Gesang, das Chor: Erbarme dich, Herr! hatten Nikola tief erschüttert; milder gestimmt schritt er vor.

Tritt näher, Nikola Conduri! sprach jetzt der Abt, während die Brüder den Raum, welcher den Altar von den Sitzen der Priester trennte, schlossen. Was führt Dich in dieser stürmischen Nacht noch in unsre stillen Mauern? Was bewegt Dein Gemüth so heftig, Du gläubiger Sohn der Kirche?

Ehrwürdiger Vater! begann Nikola, sein Knie beugend: ich komme zu Euch, Euren Rath zu vernehmen. Hört mich an!

Rede, mein Sohn! Wir hören auf Dich.

Eine der Jungfrauen, welche zur Vertheidigung des Glaubens die Waffen ergriffen haben, begann Nikola mit fester Stimme: ward gefangen, in's türkische Lager geführt und dort freigegeben. Der sie frei gab, knüpfte durch mancherlei Zeichen eine Verbindung mit ihr, so daß sie wußte, er stand auf der vom Feinde genommenen Schanze Panigra, die eben durch eine Mine gesprengt werden sollte. Da schießt sie diesen Pfeil, an welchem eine Warnung geheftet war, hinüber zu dem Feinde; der Pfeil fiel in meine Hand; ich entdeckte die Verrätherin —

Du meinst Helene Panos, die Geliebte des Ritters d'Aubüsson? unterbrach ihn Abt Gregor.

Nikola erschrak. Fahr fort! befahl der Abt.

Darf hier Mitleid walten, frommer Herr? Oder muß der Tod die Verrätherin an Glauben und Vaterland treffen? sprach Nikola.

Und welches ist Deine Meinung? fragte der Abt.

Mein Wille ist gebunden; erwiderte der Grieche: von streitenden Leidenschaften zerrissen, weiß er nicht, wohin er sich wenden soll; Engel und Dämonen streiten in mir *für* sie, *wider* sie. —

Und die thörige Liebe gewinnt in dem Herzen den Sieg? unterbrach ihn der Abt: Ich bin unterrichtet.

Eure Meinung, ehrwürdiger Vater! bat Nikola, ungeduldig werdend und ohne auf des Abts verwundende Rede weiteres zu antworten.

Väter des Glaubens! wandte sich dieser zu den Priestern: Habt Ihr vernommen, was Nikola Conduri gesagt?

Wir haben! erwiderten sie.

Sprecht Eure Meinung aus im Namen des Herrn, dessen heilige Stimme im Donner über uns erschallt. Darf Vergebung Helenen Panos werden oder soll es der Tod?

Der Tod! hallte es dumpf im hohen Gewölbe wieder.

Nikola erbebte. Wer Gemeinschaft hat mit den Ungläubigen, seinen Gott, seine heilige Kirche vergißt und das Heil der Christenheit schnöder Lust oder schnödem Gewinnste opfert, den trifft der Bann und sein Leben ist dem Tode verfallen! sprach der Abt feierlich.

Ein tiefer Seufzer rang sich aus Nikola's Brust, sein Auge sah auf

gen Himmel. Ich vernehme Deine Stimme, Herr! sprach er, sein Haupt beugend: Ich vernehme sie, wenn ich auch vor ihr erbeben muß! Er zog den Dolch aus seinem Gürtel. Ehrwürdiger Abt, weihet ihn zu dem frommen Werke; meine Hand selbst soll es ausführen!

Nein, mein Sohn! sagte der Abt, den Dolch zurückweisend: wo Blut fließt, da bleibe die Hand des Priesters fern. Segen darf sie geben, nicht den Tod. Auch würde eine schnelle That dem Volke wenig zur Erleuchtung nützen; es würde an ihrem Grabe um sie jammern und Euch fluchen. Ein schneller Tod würde ihr die Zeit zur Buße rauben und ihr die Pforten des Paradieses verschließen. Uebergebt sie dem weltlichen Arm, dann geht die Sache ihren ruhigen Weg; Ihr habt Eure Pflicht erfüllt, Eure Hand bleibt rein und unser Wort ward nicht zur That. Uebergebt sie Morosini; der Venetianer weiß das Recht vom Unrecht mit strenger blutiger Wage zu scheiden.

Starr blickte Nikola vor sich nieder. Er hatte sich entschlossen geglaubt, zum Heil der Kirche, zu ihrem Heil den Dolch ihr in die Brust stoßen zu können. Er hatte geglaubt, ein schneller Tod rette sie vor der Schande und reiche ihr die Palme des Friedens; aber als ein gemeiner Ankläger sie bei Morosini anzugeben, davor schauderte er, ihn graute vor dem Gedanken, sie dem Henkerbeil zu überliefern, und wie es ihm eine fromme Handlung dünkte, Helene durch seine Hand sterben zu lassen, so schien es ihm ein entehrendes irdisches Beginnen, sie des Verraths anzuklagen.

Während er noch sinnend und zweifelnd stand, hatten die Priester und Brüder sich entfernt, Abt Gregor allein war bei ihm geblieben.

Mein Sohn! sagte dieser: Du hast den Willen des Herrn durch uns vernommen. Geh', vollführe, was er Dir gebot! —

Kein Erbarmen? fragte Nikola.

Was ist dem Wohl von Tausenden, dem Wohl der Kirche ein Opferlamm? erwiderte der Priester: Hüte Dich, daß Dein thöriges Zweifeln Dich nicht selbst mit Schuld belaste. — Führe ihn zurück! befahl er dem Pförtner: Der Herr mit Euch! Dies sagend warf er noch einen ernsten Blick auf Nikola und verließ ihn.

Kommt, Bruder Pförtner! sprach der Grieche und folgte ihm durch den Bogengang, die heiligen Bilder nicht beachtend, an denen er, ohne vor ihnen nieder zu knieen, vorüber ging; seine Seele war bei Gott.

Als der Bruder die Pforte öffnete und Nikola das Kloster verlassen wollte, hielt ihn der Mönch zurück. Herr! sprach er: ich bin ein armer Klosterbruder, aber nicht um alle Schätze der Erde, nicht um den Stuhl des Patriarchen, nicht um des Himmels Seligkeit möchte ich Euren Weg gehen! — Bedenket Eure Seele! Gott ist ein gnädiger Gott und sei es auch Euch! Er schloß die Pforte hinter ihm.

Langsam, mit ungewissem Schritte, unbewußt, wohin es ihn führen werde, irrte Nikola durch die öden, menschenleeren Straßen längs dem Meeresufer hin. Hier setzte er sich auf die Trümmer eines eingeschossenen Thurmes, der sonst den Venetianern zum Gefängniß gedient hatte und überdachte noch einmal seine schreckvolle Lage. Seit er das furchtbare „den Tod!" aus dem Munde der Priester vernommen, hatte ihn vor dem Gedanken, Helenen den Tod zu geben, geschaudert, und selbst des Abts Worte, obgleich von dem Munde eines Priesters gesprochen, waren nicht in sein Innerstes gedrungen. Nur der Chor und sein ergreifendes: Herr, erbarme dich! tönte noch in seinem Ohr. So von neuen Zweifeln gequält, doch beruhigter, saß er sein Auge gen Himmel gerichtet.

Das Wetter war vorüber, der Sturm schwieg, die Meereswogen schlugen nicht mehr brausend an das Felsufer, am fernen östlichen Horizonte hob sich aus der dunklen Meeresfluth der röthliche Schimmer des Tages; es dämmerte. Immer heller und heller ward es und die Morgensonne stieg erglühend aus dem Meer und verkündete, ihre Strahlen breitend, den jungen Tag.

Unverwandt war Nikola's Auge gen Osten gerichtet, mit den Strahlen des Lichts schien auch in ihm das Dunkel verschwunden. Sonne! herrliches, ewiges Pfand göttlicher Milde! rief er: wie bist du so schön! Leben, freundliches Leben, wie bist du so lieblich! Tod, furchtbarer Bote eines langen Schlummers, wie bist du so ernst! — Weckst du das Erbarmen in meiner zerrissenen Brust, freundliches Licht? rufst du mir ihr Bild zurück, du sanft säuselndes Morgenlüftchen? Ach, wehe mir Kühlung zu! in mir glüht es! —

Sein Auge vermochte nicht mehr die Strahlen der immer höher steigenden Sonne zu ertragen, es senkte und wandte sich von ihr ab nach den Trümmern der Stadt. Da sah er Ambrosios, einen Chorknaben hinter sich, langsam vorüber ziehn. Sein frommes Antlitz erglänzte in dem Leuchten der Morgenröthe, der ihm folgende Knabe erschien ihm in seinem weißen Gewande wie der Engel einer. Nikola's Auge sah mit sanfter Rührung der ehrwürdigen Gestalt des Priesters nach. Dein Weg ist gottgefällig! rief er: Deine Worte sind Worte des Friedens; ihnen will ich folgen, sie mögen mich vom Abgrunde retten! Sie riefen mir Erbarmen und Milde zu; die Stimme Jener sang: „Erbarmen!" und sprach das furchtbare: „den Tod!"

Er erhob sich und stand lange in sich gekehrt; unwillkürlich zerknickte er, während er sann, den Pfeil, zerriß das unglückvolle Blatt und streute es umher. Ha! rief er dann plötzlich: So kann ich sie retten und meine Pflicht erfüllen; so fällt sie nicht als Opfer, und ist sie schuldig, kann ihre Schuld nicht dem Glauben, nicht Candia Unheil bringen und mein Gewissen ist rein. Fort, fort! Hin zu ihr, daß schnelle Flucht sie rette, ehe Gregor

sie als Sühnopfer verlangt! Er verließ die Trümmer und eilte nach Helenens Wohnung.

Aber kaum hatte er einige Straßen durcheilt, als er in der Ferne einen Haufen Soldaten, einen Gefangenen in ihrer Mitte führend, erblickte. Sie kamen näher; der Gefangene war Helene! Starr, bewußtlos, wie vom Donner gerührt stand er. Als sie jedoch in seine Nähe kam, ihr Blick ihn freundlich begrüßte, da strömte Leben und Bewußtsein wieder durch Adern und Nerven. Wohin führt man Euch, Helene? fragte er, vor der Antwort zitternd.

Zu Morosini, erwiderte sie gelassen.

Zu ihm! rief Nikola außer sich.

Tröstet Euch, mein treuer Freund! sagte sie mit Engelmilde: Gott und ein reines Gewissen begleiten mich.

Treuer Freund! rief er zermalmt: Ich? Euer treuer Freund? — Und Ihr vertraut Eurem reinen Gewissen? Abt Gregor! Abt Gregor! — Dies im Ausbruch der höchsten Leidenschaft sagend, eilte er fort. — Wie die zornige Löwin, dem Jäger die Jungen abjagend, so jach, so wild, so unaufhaltsam stürzte er durch die öden Gassen hin nach der Casematte von St. Andrä. Vergebens wollte ihn die Schildwache aufhalten, vergebens ratzen ihm die Diener entgegen, er stürmte hindurch, riß die Thüre des Gemaches auf und trat vor den erstaunten Morosini.

Was ist Euer Begehr, Hauptmann? Was habt Ihr mir Wichtiges zu sagen, daß Ihr zu dieser Stunde, mit diesem Ungestüm, in dieser Kleidung zu mir tretet?

Nikola vermochte kein Wort hervorzubringen; die Brust war ihm beengt, der Athem stockte, sein Arm streckte sich regunglos nach einem schwarzen Kreuze, das er sogleich als das Kreuz Helenens erkannt hatte.

Was soll dies Benehmen, Hauptmann? fuhr Morosini auf: Wohl könnt Ihr bei dem Anblick dieses Kreuzes staunen; aber davon hernach! — Was führt Euch hieher?

Herr! begann Nikola, und ein tiefer Seufzer öffnete die Pforte seiner Rede: ich trete ein Schuldiger vor Euch. Blinde, thörige Eifersucht trieb mich, eine Unschuldige anzuklagen. — Was ich dem Abt Gregor von dem Pfeile und der Warnung sagte, war erdichtet.

Morosini sah dem Griechen einen Augenblick scharf in's Auge, dann sprach er gleichgiltig: Wiederholt, was Ihr dem Abt sagtet, damit ich urtheilen kann, ob Ihr die Wahrheit redet.

Helene Panos stehe in Verbindung mit Mustapha Kiupergli, dem Sohne des Veziers, so sagte ich ihm; erwiderte Nikola mit Hast: sie habe, den Türken zu retten, einen Pfeil mit einem warnenden Zettel nach Panigra geschossen; aber alles ist erlogen!

Noch immer ruhte Morosini's Blick fest auf Nikola, der furchtlos vor ihm stand. Dies Alles ist erlogen? fragte der General.

Alles! erwiderte Nikola kalt.

So müßt Ihr ein ehrloser Mann sein! fuhr Morosini auf, und Nikola erbleichte, seine Hand ballte sich krampfhaft. Oder ein Wahnsinniger, fuhr der General fort: der ein Mädchen zu retten, sein Leben zwiefach wagt und dann seine Ehre daran setzt, sie zu verderben.

Nikola stand, von seinem innern Bewußtsein gehoben, schweigend und stolz vor seinem Feldherrn.

Und doch, fuhr dieser fort: da Ihr sie eines Einverständnisses mit Mustapha Kiupergli beschuldigt habt, muß wenigstens der Schein gegen sie gewesen sein —

Excellenza! trat ein Diener ein: so eben bringt man die verhaftete Griechin.

Man führe sie herein! befahl der General.

Helene trat von einem Offizier begleitet ein.

Kennst Du dies Kreuz, Helene Panos? fragte Morosini, nach dem schwarzen Kreuze zeigend.

Es ist das meine! erwiderte die Jungfrau mit freudeglühtem Auge.

Du verloreſt es gestern, als die Feinde das Außenwerk Panigra erstürmten?

Ich hatte es auf der Bresche aufgepflanzt, hatte mein Gewehr zur Vertheidigung ergriffen, der Feind drang ein, wir mußten weichen. —

Weißt Du, wie es in meine Hände kam? sagte Morosini, sie scharf beobachtend.

Fand man es auf der zerstörten Schanze? Schützt der Himmel das Heilige? fragte Helene lebhaft.

Ein Sardinier brachte es mir, dem es Mustapha Kiupergli, der Sohn des Veziers, mit diesem Zettel anvertraute, Beides Dir zu bringen. Der Sardinier nahm die Zechinen und seine Freiheit, und brachte mir das Kreuz. — Leſet, Hauptmann Conduri, leſet der Jungfrau vor, was der Türke ihr in zierlichem Griechisch schreibt.

Bebend nahm Nikola das Blatt und las: „Das Kreuz, welches ich als das Deine erkenne, schöne Helene, hat mich gerettet; denn indem ich es von der Breſche trug, es zu verwahren, flog die Mine auf und ich war geborgen. Ich danke Dir mein Leben, und Niemand sage ich dieſen Dank so gern als Dir, liebliche Blume Edens. Da ich weiß, welchen Werth Ihr Christen auf das Zeichen des Kreuzes legt, weiß, wie theuer es Dir war, so sende ich es Dir zurück. — Gedenke meiner. Mustapha.“

Gott gedankt! rief Helene, während Nikola im furchtbaren Kampfe vor sich nieder sah: daß ich meine Schuld bezahlt und das blinde Werkzeug seiner Rettung geworden bin! Gott gedankt, daß er lebt!

Wahnsinnige! rief Morosini zornig: das wagst Du in meiner Gegenwart auszusprechen. Wagst über die Rettung des bitterſten Feindes unſers

Glaubens zu triumphiren, mit dem Du in geheimen Verständnisse wareſt, dem Du Nachricht gabſt von Allem?

Das that ich nicht, Herr! erwiderte Helene ſtolz.

Schoſſeſt Du nicht den Pfeil mit der Warnung nach Panigra? unterbrach er ſie ſchnell.

Ja! erwiderte ſie furchtlos.

Nein, Herr! glaubt es der Wahnſinnigen nicht! rief Nikola hervortretend: Von einer unglücklichen Leidenſchaft für den Malteſer-Ritter d'Aubuſſon zerriſſen, ſucht ſie den Tod auf dem Wall, in den Laufgräben, auf dem Blutgerüſte — ihr gleichviel — ſie will den Tod! Darum glaubt ihr nicht.

Und Du, jetzt ihr warmer Vertheidiger? Weßhalb warſt Du ihr Ankläger bei den Mönchen von St. Baſil? unterbrach ihn Moroſini.

Nikola! Ihr mein Ankläger? rief Helene erbebend.

Thörige Leidenſchaft, Wahnſinn der Eiferſucht trieb mich zu dieſer Unthat. Bei Gott und allen Heiligen! Sie iſt unſchuldig! rief Nikola außer ſich.

Das ſchmerzt mehr als die Bande, die mir der kalte Moroſini anlegen wird! ſeufzte Helene: Glaubt ihm nicht. Ich ſchoß den Pfeil hinüber, den Mann zu retten, der edelmüthig an mir gehandelt, dem ein menſchlich Herz in ſeiner Bruſt ſchlägt. Steh' ich auch als Schuldige vor Eurem Richterſtuhl, wird doch der Richter da oben die menſchliche Abſicht dereinſt auf die Wagſchale legen und mich frei ſprechen.

O ihr Mönche, ihr Mönche! rief Nikola heftig: konntet ihr das Licht des Tages nicht erwarten, um die Unglückliche in den Kerker zu führen?

Ihr irrt, Hauptmann! unterbrach ihn Moroſini: Nicht die Mönche von St. Baſil, Ihr allein habt mich mit einer Sache bekannt gemacht, die ich nicht ahnete, die jedoch meinen Verdacht nur noch mehr rechtfertigt.

Schickſal, Schickſal! rief der Grieche: So mußte ich doch nach langem Kampfe ihr Verderber ſein! Der Engel, den der Herr ſandte, ſchritt ohne zu ſchirmen an ihr vorüber!

Excellenza! trat ein Offizier ein: ſo eben vernahm man die 13 Signalſchüſſe von Standia.

Führt die Gefangene in den Thurm des Lazareths, den Hauptmann Conduri auf die Wache der Baſtion Bethlehem! befahl der General: ich werde über beide weiter beſtimmen.

Die verabredeten Signale verkündeten die Ankunft der ſchon lang erwarteten franzöſiſchen Flotte auf Standia. Achmed Kiupergli war von ihrer Abfahrt von Toulon beſſer als der Venetianer unterrichtet, hatte den Sturm noch vor ihrer Ankunft unternommen, da er wußte, daß Moroſini,

auf das Aeußerste gebracht, nur noch eine schwache Besatzung in Candia hatte. Aber an der Ausdauer und dem Muthe der Vertheidiger war seine Hoffnung gescheitert und seine Flotte zu entfernt und auch zu schwach, um sich der französischen entgegen stellen zu können. Er vernahm daher mit Unmuth ihre Ankunft auf der Rhede von Standia.

Desto freudiger stimmte diese Nachricht den heldenmüthigen Morosini. Sechstausend kriegerfahrene Soldaten sollten sich mit ihm vereinigen, und, obgleich durch das Unternehmen des Herzogs von la Feuillade und seiner Freiwilligen gegen die französische Hülfe mißtrauisch, hoffte er doch, Ludwig der Vierzehnte würde jetzt der Eitelkeit ein Opfer gebracht und das kleine Heer unter seine Befehle gestellt haben.

In dieser Hoffnung bestieg er eine bereit liegende Galeere, und da der Wind günstig war, segelte er, trotz dem feindlichen Feuer, aus dem Hafen nach Standia, wo er die ganze Flotte auf der dortigen Rhede vor Anker fand. Funfzehn Linienschiffe, vierzehn Galeeren, sieben und zwanzig Transportschiffe, die er hier sah, gaben ihm ein herrliches Schauspiel. Der Herzog von Beaufort, Enkel Heinrichs des Vierten und der schönen Gabriele, befehligte die Flotte, der Herzog von Navailles das Heer, welches aus zweihundert freiwilligen Offizieren, fünfhundert Mann der königlichen Garde zu Fuß, viertausend siebenhundert Mann Fußvolk und die Reiterei aus zweihundert Mousquetairs und dreihundert vier und zwanzig leicht Berittenen bestand.

Unter dem Donner der Kanonen empfingen mit allen nur möglichen Ehrenbezeigungen die Herzöge von Beaufort und Navailles den venetianischen General auf dem Admiralschiff Royal Louis. Als aber nach der ersten Bewillkommung Morosini ihre Mitwirkung zur Befreiung Candia's berührte und ihnen seinen Plan mittheilte, sah er zu seinem Erstaunen, daß auch der Herzog von Navailles sich ihm nicht untergeordnet glaubte, und, wie die Ersten, mehr ihren Ehrgeiz als das Wohl Candia's vor Augen hatten. Er that ihnen den Vorschlag, auf der Seite von Canea eine Diversion zu machen, wodurch ein Theil des türkischen Heeres von Candia abgezogen würde, während er, verstärkt durch 2000 Mann, welche ihm die zweite Abtheilung der in einigen Tagen zu erwartenden Hülfflotte zuführen sollte, einen Ausfall auf das geschwächte Belagerungheer machen, die feindlichen Werke zerstören und so den Feind von Candia's Mauern verjagen wollte.

Der Herzog von Navailles war nicht dieser Meinung; er glaubte dann keine Abtheilung, sondern das ganze feindliche Heer auf sich zu ziehen und fürchtete, daß der geringste Nachtheil, welche sie erlitten, die Soldaten entmuthigen würde; er hielt es für zweckmäßiger, aus Candia einen gemeinsamen Ausfall zu machen, und nicht durch das unglückliche Unternehmen des Herzogs von la Feuillade belehrt, glaubte er das französische Heer auch im Nothfall allein stark genug, Candia zu entsetzen. Vergebens stellte

ihm Morosini vor, wie viel schwieriger es sei, den Feind aus seinen Verschanzungen zu vertreiben als ihn im freien Felde zu schlagen; vergebens führte er das Beispiel des Herzogs von la Feuillade an; nichts beugte den störrischen Charakter des Herzogs, welcher ein Heer von 6000 Franzosen für unüberwindlich und Candia schon durch seine Ankunft für gerettet hielt. Selbst dem Wunsche Morosini's, daß er sich doch vorher mit dem Marquis de St. André Montbrün, dem Befehlhaber der Besatzung besprechen möchte, wich er aus. Es blieb dem beharrlichen Venetianer daher nichts übrig, als unverrichteter Sache wieder nach Candia zu schiffen, die nöthigen Anstalten zum Empfange seiner eigensinnigen Gäste zu machen und den Admiral zu bewegen, noch in der Nacht nach Candia zu segeln. Auch hierin hätte er bald bei dem Herzoge von Beaufort Widerstand gefunden, der es für schimpflich hielt, daß ein Enkel Heinrichs des Vierten in der Dunkelheit der Nacht, gleich einem Feigen, sich dem feindlichen Feuer entziehen und in die Festung schleichen sollte, und nur erst auf die Vorstellung des Herzogs von Navailles, daß das Einlaufen bei Tage unnützer Weise zu viel Menschen kosten würde, gab er nach. Die Mousquetairs aber, diese stolzen Trabanten Ludwigs des Vierzehnten, waren nicht zu bewegen, mit den Uebrigen in der Nacht nach Candia zu schiffen; sie bestanden darauf, am Tage in den Hafen einzulaufen, und das Glück war ihnen so günstig, daß ihr Uebermuth nicht bestraft und sie ohne bedeutenden Verlust gleich den Uebrigen in Candia ankamen.

Morosini kehrte mit traurigem Herzen nach der Stadt zurück. Er sah voraus, daß diese Hülfsmacht eben so nutzlos für Candia und Venedigs Wohl sein würde als der kleine Haufe Freiwilliger des Herzogs von la Feuillade es gewesen war. Diese erste Zusammenkunft zeigte ihm schon, wie wenig er von einem hoffärtigen, tollkühnen Manne, wie der Herzog von Beaufort, der als ein solcher sich in jeder Lage seines Lebens gezeigt hatte, zu erwarten habe. Er mußte Alles von dem Eigensinn und dem Stolze des Herzogs von Navailles befürchten, und trat verstimmt, wenn auch nicht entmuthigt mit dem festen Vorsatz an das Land, wie Jener nur den Ruhm Frankreichs, nur das Wohl der Republik vor Augen zu haben, und von dieser Hülfsmacht so viel Nutzen für Candia zu ziehen als es ihm nur möglich sei.

Mißmuthig trat er in seine Casematte. Die vielen Ueberläufer, worunter mehrere Offiziere, die sein Zutrauen gehabt und welche dem Feinde seine geheimsten Pläne, die wichtigsten Arbeiten verrathen, hatten ihn mißtrauisch gemacht. Nichts konnte in der Festung vorgehen, so wußte es der Vezier, und der sonst so offene biedere Mann glaubte sich daher von Verräthern umgeben und traute niemand mehr. Er hielt es schon seit lange für Pflicht, die Milde aus seinem Herzen zu verbannen; mit äußerster Strenge bestrafte er deßhalb die kleinsten Vergehungen, besonders jede Gemeinschaft mit dem Feinde, und selbst die Schildwache, welche mit einem

ihr oft so nahen feindlichen Posten gesprochen, hätte das Leben verwirkt. Wie viel mehr mußte ihm Helenens verrätherisch scheinendes Betragen erzürnen. Sein fester, selten zu erschütternder Vorsatz war daher, hier ein Beispiel der Strenge zu geben.

Noch am nemlichen Abend, als er eben mit den nöthigen Befehlen zum Empfange der Franzosen beschäftigt war, kamen die griechischen Frauen und baten um Gehör. Er konnte es ihnen nicht gut versagen. Sie traten, die ehrwürdigen Matronen an ihrer Spitze ein, und in ihrer Mitte wankte, bleich und leidend, Euphrosyne, welche, trotz dem daß sie noch schwer an ihren Wunden darnieder lag, sich in einer Sänfte hatte hintragen lassen.

Die Aelteste der Matronen nahm das Wort und bat im Namen Aller, ihre Kriegsgefährtin Helene Panos zu begnadigen. Sie hat gefehlt, sagte die würdige Frau: das strenge Kriegsgesetz muß sie verdammen; dürfen aber Frauen nach diesem harten gerichtet werden? Darf man die zarteren Gefühle ihres Herzens mit dieser unerbitterlich strengen Wage wägen? Hier, diese Verwundete, fuhr sie fort, auf Euphrosyne zeigend: welche, indem sie vor Euch die Freundin zu vertheidigen steht, ihren Edelmuth mit ihrem Leben bezahlen kann, wird Euch die Versicherung geben, daß kein verrätherisches Einverständniß zwischen Helenen und dem Feinde obwaltete. —

Ja, Herr, wankte, von ihrer Freundin unterstützt, Euphrosyne aus der Mitte der Frauen hervor: meiner Brust hat sie den leisesten Gedanken vertraut. Mustapha Kiupergli hatte ihr gesagt, daß eine weiße Fahne mit flatternden Rosen ihr seine Nähe kund thun solle, sie möge ihm dann ein Zeichen geben, damit er den Angriff und das Geschütz von dem Punkte wenden könne, wo er sie wüßte. Sie hat oft die Fahne wehen gesehen, nie aber ein Zeichen gegeben. —

Und warum benachrichtigte sie mich nicht davon, daß ich auf diesen Punkt alles Geschütz gegen den Sohn des Beziers richten und durch seinen Tod dem Vater die Lust zur Eroberung Candia's benehmen konnte? fuhr Morosini auf: Dies Schweigen allein macht sie schon straffällig.

Hätte sie den Mann, der so edel an ihr handelte, verrathen können, so wäre sie nicht werth gewesen eine griechische Jungfrau zu sein! erwiderte Euphrosyne und sank ermattet in die Arme ihrer Schwestern.

Seid mild, Herr! baten die Frauen: Bedenkt die Absicht, nicht die That!

Zu lange, unterbrach Morosini die wiederholten Bitten der Griechinnen: habe ich die Milde unter Euch walten lassen. Verrath folgt auf Verrath; deßhalb muß ich ein warnendes Beispiel geben. Die Kräfte der Republik werden nutzlos für Euch verwendet, Millionen verschleudert, Ströme Blutes für Eure Freiheit vergossen, und nun tritt selbst die Ver-

rätherei aus Eurer Mitte hervor und lohnt mit Undank die Gnade der erlauchten Republik!

Excellenza! nahm die Aelteste der Matronen das Wort: Nicht für Helene sprech' ich noch; nur im Namen meines Vaterlandes rede ich jetzt zu Euch. Für unsere Freiheit, sagt Ihr, verschleudere Venedig seine Millionen, sende es seine Söldner, ihr mit Zechinen erkauftes Blut zu verspritzen? Stehen wir denn als freie Menschen vor der Signoria dieser stolzen Stadt? Haben wir denn Theil an der Pracht von St. Marcus, an dem Glanze, an dem Ruhme, an den Reichthümern Venedigs? Sind unsere Kirchen uns geblieben, die Sitten der Väter geehrt worden und verwalten unsere Männer das Richteramt über uns? Vor dem Richterstuhle Eures stolzen Adels stehen die Nachkommen griechischer Kaiser, und der Candiot hat auf der Wagschale Eurer Gerechtigkeit nur das halbe Gewicht eines Venetianers! Ja, Excellenza, mit dem türkischen Joche wechseln wir nur die Fesseln! Denn wahrlich! die, so uns Euer Adel, Eure Pfaffen angelegt, drücken schwer und lasten bitter auf uns, wenn sie auch vielleicht nicht so laut klirren als die Sklavenketten der Muselmänner. Für unsere Freiheit, Excellenza, erspare das stolze Venedig seine Millionen und seine Söldner; es vergeudet seine Kraft für ein Ding, das schon lange nicht mehr war!

Morosini hatte mit keinem Worte die Rede der Matrone unterbrochen. In seinem Innern mochte wohl die Stimme seines edlen Gefühls die kühne Rede vertheidigen, der Repräsentant der Republik aber mußte dieser Stimme Schweigen gebieten. Ich freue mich Eurer Offenheit; erwiderte er fast mit Geringschätzung: könnte ich glauben, daß Eure, für solch Alter besonders unziemlichen Worte die Meinung aller Candioten wären, würde ich meine Maßregeln darnach nehmen, so aber habe ich Mitleid mit Eurem unzeitigen Eifer und gebe Euch nur die Warnung mit auf den Weg, künftig vorsichtiger als Ihr eben gethan, Eure Worte zu wägen. Er winkte, daß sie abtreten sollten.

So ist denn für Helene Panos nichts zu hoffen? fragte die nemliche Matrone, ohne sich durch Morosini's finstren Blick entmuthigen zu lassen.

Sie ist dem Gesetze verfallen! erwiderte er kalt.

Hilft kein Bitten, kein Flehen, kein Erbarmen? fragte die Matrone noch einmal, und in dem Tone ihrer Stimme lag Drohung.

Bei dem Eide, den ich der Republik leistete, bei der Ehre meines Geschlechts, — erwiderte Morosini, und der Unerschütterliche stand wie das finstre Schicksal vor den bebenden Frauen — bei dem Wohl der Republik schwöre ich, daß die Schuldige dem Gesetz und nie der Gnade anheim fallen wird.

Amen! sprach die Matrone feierlich. Dort oben, Venetianer, dort sehen wir uns wieder! Sie wandte ihm den Rücken und ging.

Herr! bat Euphrosyne: Ich bin dem Grabe, wo die Wahrheit dem

Sterbenden zur Seite steht, so nahe. Hört mich! — Helene ist keines Verraths, keiner Verbindung mit dem Feinde schuldig; so wahr Gott mir gnädig sein möge, vor dessen Richterstuhl ich nun bald stehen werde, so wahr ist sie unschuldig!

Es bleibt bei dem, was ich gesagt, erwiderte der General mit Ruhe, jedoch schien er bewegt. Ich ehre es, fuhr er fort: daß Ihr Gnade für Helene Panos erfleht. Aber ich darf nicht handeln, wie mein Herz es vielleicht gern thäte; auf mir lasten schwere Pflichten. — Mißkennt mich nicht, haltet Euch ruhig und zwingt mich nicht zur Strenge. Gehabt Euch wohl! Mit diesen Worten entließ er sie.

In den Zimmern des halb zerstörten Palastes Grimaldi saß am andern Morgen der Marquis d'Aubüsson mit seinem Sohne. Schon am vergangenen Tage hatte der Malteser Helenens Schicksal erfahren, und war, da er Morosini abwesend fand, nach dem Thurme des Lazareths geeilt; der Kerkermeister hatte ihm aber den Eingang verweigert. Eben so war es ihm nicht gestattet worden, ohne Erlaubniß des Generals mit Nikola zu sprechen, und er mußte sich bis zu dessen Rückkehr gedulden. Auch am frühen Morgen war er bei dem General, den er mit Anordnungen wegen der in der Nacht gelandeten Hülfsvölker beschäftigt fand, nicht vorgelassen worden, und von qualvoller Angst getrieben, hatte er in der Wohnung des Herzogs von Navailles, wo der Vater sein Quartier genommen, diesen, der in der Nacht schon von Helenens Schicksal unterrichtet wurde, aufgesucht.

Der Vater war gefaßter als der Sohn. Obgleich er sich auf den Augenblick gefreut hatte, wo er sein Kind in die Arme schließen würde, sah er doch nicht in solche unglückvolle Zukunft, wie der Malteser. Der Fürsprache des Herzogs, über den er alles vermochte, gewiß, zweifelte er nicht, daß der Wunsch des französischen Feldherrn schon allein hinreichend sei, der Tochter die Freiheit zu geben, und nur die Art und Weise, wie er sich für sie interessiren sollte, quälte ihn, da er sie hier nicht öffentlich als seine Tochter anerkennen wollte.

Heinrich d'Aubüsson hingegen, Morisini's unerschütterlichen Charakter besser kennend und von dem vergeblichen Versuche der giechischen Frauen unterrichtet, fürchtete Alles und beschwor seinen Vater, den Herzog von Navailles noch heute zu bewegen, sich bei Morosini für Helene zu verwenden.

Nur erst wenn meine Worte vergeblich sind, nur bis ich selbst das Letzte versucht habe, ford're ich fremde Hülfe auf, erwiderte der stolze Mann: überdies ist es erst an Dir, mit dem General zu reden.

Indem er dies sagte, vernahmen sie ein Geräusch und laute Stimmen

vor der Thüre, die plötzlich aufgerissen wurde. Anastasia stürzte herein. Herr! rief sie, vor den Marquis sich niederwerfend: die Angst des Mutterherzens führt mich zu Euch, zu Euren Füßen. Rettet mein Kind, rettet Helene!

Heinrich d'Aubüsson hatte schnell die Knieende umfaßt, sie aufzuheben, der Marquis aber stand ernst und kalt vor der Unglücklichen, heftete einen durchdringenden Blick auf sie und fragte: Wer seid Ihr?

Das könnt Ihr mich fragen? erwiderte sie stolz, und es schien, als hätten die Worte d'Aubüsson's ihre Heftigkeit plötzlich in Kälte verwandelt. — Das könnt Ihr mich fragen?

Es ist die Mutter Eures Kindes, Helenens Mutter, welche Euch auffordert, Eure Tochter zu retten! fiel ihr der Sohn erröthend in's Wort, während Anastasia ihn verwundert, dann plötzlich freudig anblickte.

Hätte ich Euch doch kaum wieder erkannt, Anastasia, sagte, nach langem Schweigen, der Marquis und ein schwacher Zug von Theilnahme drückte sich auf seinem ernsten Antlitz aus.

Nicht? mich nicht wieder erkannt? sagte die Griechin erröthend: Ja wohl! Neunzehn Jahre ziehen nicht spurlos an uns vorüber und wo der Gram am Herzen nagt, welkt die Blüthe schnell. Es mochte, trotz den düstern Gedanken, in diesem Augenblicke die Erinnerung die Tage der ersten Liebe herbei gerufen haben, denn ihr Auge ruhte sanft und freundlich auf dem Marquis, der diesen Blick zu verstehen schien. Herr! unterbrach Anastasia die Stille: laßt die Vergangenheit an uns vorüber schweben! Heftet nur Euer Auge auf den heutigen unglücklichen Tag, rettet mein Kind! — — Rettet das Eure! setzte sie mit bebendem Tone hinzu. Wenn nicht alles menschliche Gefühl in Eurer Brust erstorben ist, so eilt zu Morosini! Seine Hand zögert nicht lange, das Schwert der Gerechtigkeit zu führen, zaudert Ihr bis morgen, so ist Helene verloren!

Ich werde meine Pflicht gegen Euer Kind erfüllen, erwiderte der Marquis. — Aber setzt Euch! — Ihr scheint angegriffen. Reich' ihr einen Stuhl, Heinrich! Der Malteser brachte der Witwe einen Sessel, welche ermattet darauf hinsank.

Fürchtet nicht! sagte Heinrich mit dem sanften Tone seiner Stimme: Fürchtet nicht, Anastasia! Er wird väterlich für seine Tochter sorgen.

Für *seine* Tochter sorgen? rief die Griechin auffahrend. — Doch, setzte sie schnell hinzu: er wird ja die Stimme der Natur hören.

Das werde ich! unterbrach sie der Marquis: Mein Sohn wird sogleich zu dem General gehen; ist sein Bitten vergebens, werden meine Drohungen wirken; und sollten auch diese fruchtlos sein, wird der Herzog befehlen.

Auf diese Weise rettet Ihr Helene nicht; sagte die Witwe kopfschüttelnd: durch Drohung macht Ihr Morosini's eisernen Sinn nur noch unbeugsamer, und in Candia hat nur er allein zu befehlen.

Der Marquis lächelte und antwortete hierauf nicht; der Malteser aber tröstete sie und versprach sogleich, zu dem Feldherrn zu gehen. —

Der Herr segne Euer Unternehmen! rief Anastasia dem Ritter nach, als er sich, noch einmal zu Morosini zu gehen, entfernte. Sie blieb nun mit dem Manne ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe allein.

Als der Malteser sich der Caserne von St. Andrä näherte, fand er am Walle eine Menge Soldaten und Volk versammelt, so daß er sich kaum durch die dichten Haufen der Neugierigen drängen konnte. Auf seine Frage, was das bedeute, erfuhr er, daß ein Türke in ganz zerlumpter Kleidung mit verbundenen Augen so eben zu dem General gebracht worden sei. D'Aubüsson, der nach der Beschreibung sogleich in ihm den Derwisch Abdallah vermuthete, eilte, ihn noch ehe er zu Morosini eingeführt würde zu treffen, kam jedoch zu spät und mußte zum Zweitenmal auf einen günstigeren Augenblick warten.

Morosini war über die Nachricht, daß ein türkischer Parlementair vor den äußern Posten halte und eingelassen zu werden verlange, nicht wenig erstaunt, da er heute, wo die aus Frankreich gelandete Hülfe ihn eben nicht zum Unterhandeln geneigt machte, es nicht erwarten konnte, daß der Vezier einen Parlementair zu ihm schicke. Er befahl jedoch, ihn einzulassen, und erstaunte noch mehr, als der Derwisch zu ihm kam.

Der Gott aller Völker, redete ihn der Muselmann an: lasse seine Sonne freundlich über Dich leuchten, edler Feldherr der Christen, und schenke Dir die Erfüllung Deiner bescheidenen Wünsche! Mein Herr, der mächtige Vezier, Achmed Kiupergli, sendet mich zu Dir, seinem ehrenwerthen Feinde, und mit mir seinen Gruß.

Ich danke Deinem Vezier, dessen Geist ich ehre und schätze und den ich lieben könnte, ständ' er nicht als Feind mir gegenüber, erwiderte der General.

Des Menschen Herz muß auch dem Feinde offen stehen! sagte Abdallah.

Das sprach der Derwisch, nicht der Abgesandte des Großveziers; unterbrach ihn Morosini: aber ehe Du mir Deine Sendung kund thust, sag' mir, Derwisch, warum wählte Dich Dein Herr schon wieder zum Abgesandten bei mir? Einmal trafst Du mich zur See, als Du wegen der Gefangenen zu mir geschickt wurdest; heute trifft Du mich hier zu Lande. Sollst Du meinen Völkern ein Bild der asiatischen Pracht Eures Lagers sein, wo des Veziers Zelt mehr Raum umfaßt, als Ihr uns hier zu Wohnungen übrig gelassen habt? Soll es mich ehren oder soll es Spott sein, als wär' ich eines andern Unterhändlers nicht werth?

Der Derwisch sah lächelnd auf den Venetianer. Siehst Du auf das

Kleid und nicht auf den Mann, so hätte Dir freilich der Bezier einen seiner Thürsteher senden können, die in Seide und Pelzwerk gehüllt sind; so aber nimm mit mir vorlieb und laß Dir von mir das Räthsel lösen. Wo blos Staatskunst der Zweck der Sendung ist, da bleibt Abdallah fern, wo aber das Herz mit im Spiele ist, da schickt mich der Bezier gern.

Nun, so bin ich auf Deine Sendung neugierig! rief Morosini: Sprich, Abdallah!

Der Bezier hat erfahren, daß Du gestern ein griechisches Mädchen hast verhaften lassen, weil sie, seinen Sohn zu retten, einen Pfeil in die erstürmte Schanze geschossen hat.

Hat Dein Bezier so schnelle Kunde von dem, was hier vorgeht? fragte Morosini entrüstet.

Wie Du siehst! erwiderte der Derwisch. Hier hast Du ein Verzeichniß des gelandeten Kriegsvolkes, sprach er, ein Blatt hervorziehend: hier das Verzeichniß, wer sie befehligt, — Deinen Namen wirst Du nicht darauf finden. Elend und Noth auf der einen, Gold auf der andern Seite, werben leicht Verräther. Du siehst, auch ohne der Griechin Pfeil haben wir genaue Nachricht.

So wie ich sehe! fiel ihm Morosini in die Rede: Doch fahre in Deinem Auftrage fort. Verrätherei beugt meinen Muth nicht, und durch Deine Mittheilung, mein guter Derwisch, bist Du Deinem Ziele nicht ein Haarbreit näher gerückt.

Der Bezier, fuhr der Derwisch fort: die wohlmeinende Absicht der Griechin berücksichtigend, läßt Dich bitten, ihr die Freiheit zu schenken; er erkauft sie mit zehn Christen, hohen oder niederen Standes, die Du unter den Gefangenen wählen kannst. Er bietet Dir überdies, vielleicht das Unbezahlbare, seine Freundschaft.

Morosini wurde nachdenkend. — Du hast sicher schon vernommen, redete Abdallah weiter: daß diese Griechin gefangen war, hast erfahren, daß der Sohn des Beziers innigen Antheil an dem Mädchen nahm. — Er ist die Ursache, daß Achmed Kiupergli mich sendet. — — Morosini! begann der Derwisch, nachdem er lange schweigend vor dem Nachdenkenden gestanden: der Bezier wird Deine Bereitwilligkeit, ihm gefällig zu sein, nie vergessen, und Du weißt, wieviel er vermag. Es ist Deine Pflicht, selbst gegen Venedig, in dieser Kleinigkeit Deinen strengen Sinn zu beugen!

Derwisch! nahm jetzt der Venetianer das Wort: Glaube mir, auch mein Herz macht mich geneigt, des Beziers Bitte zu willfahren; auch mich dauert das Mädchen, da ich überzeugt bin, sie fehlte nur aus edler Absicht. Aber, von Verräthern, von Spionen umringt, verlangt da das Wohl meiner Republik nicht, daß ich ein warnendes Beispiel gebe?

Liegt es Dir nur an einem warnenden Beispiele, Freund, sprach der Türke lächelnd: so will ich Dir Zwei für die Eine nennen, an denen Du

es üben kannst und die es, beim Mahomed! an Dir verdient haben. Laß sie aufhängen und gib das Mädchen frei!

Ich handle nicht mit Menschenleben! erwiderte Morosini stolz: verlange die Namen der Verräther nicht zu wissen, denn, mein guter Derwisch, mit aller Eurer Kunde seid Ihr doch noch nicht weit auf Candia's Wällen vorgerückt. — Aber, lassen wir das! Sag' Deinem Vezier, den ich wahrlich als Staatsmann, Krieger und Mensch ehre, daß es mich schmerzt, seine Wünsche nicht erfüllen zu können; mich bindet ein Eid.

Schwurst Du bei Deinem Gott oder seinem Propheten? fiel ihm der Derwisch in die Rede.

Ich schwur bei meiner Ehre! erwiderte Morosini: und dieses ist des Edeln höchster Schwur!

Christ! fuhr der Derwisch, sich vergessend auf: Stellst Du Deine Ehre höher als Gott, so bedaure ich Dich. Zehn edle Christen hält Dein Schwur in Sklaverei, ein edles Mädchen übergibt er dem Henkerbeil, weil es menschlich, dankbar fühlte! Es gäbe Deiner Ehre höhern Glanz, Deinen Schwur zu brechen als ihn zu halten und grausam zu sein! Wort und Schwur sind dem Muselmanne heilig; aber er gibt sein Wort nur, er schwört nur bei seinem Gott und dessen Propheten zum Heil seiner Nebenmenschen, nicht zu ihrem Verderben! Bindet Dich Dein Schwur unabänderlich?

Unabänderlich! erwiderte Morosini kalt.

Nun dann, so will der Derwisch, nicht deinet-, der Menschheit wegen eine Warnung Dir zurücklassen, die aus meinem Herzen, nicht aus dem Munde des Veziers kam, denn er konnte Deine Weigerung nicht erwarten. — Darfst Du die Griechin nicht begnadigen, so schone wenigstens ihres Lebens. Ich könnte Dir nicht dafür stehen, daß in dem Augenblicke, wo Achmed Kiupergli das Unmenschliche erführe, der Löwe zum Tiger würde und der Griechin ein Opfer brächte, das blutig um Rache gegen Dich schreien würde. Der Morgenländer ist feuriger, rachgieriger Natur; ich warne Dich!

Für das Blut, welches ich vergieße, Derwisch, sagte Morosini mit edlem Vertrauen: werde ich dereinst meinem Richter Rechenschaft geben; das Blut, welches die Grausamkeit des Veziers vergießen würde, dafür stehe er dereinst Rede; was kümmert das mich? Und überdies mag wohl der Tod eine größere Wohlthat sein als Eure Fesseln.

Da könntest Du wohl Recht haben! sagte der Türke vor sich hin: Und so wäre denn des Derwisch Sendung beendet, und er sollte nun wohl in's Lager zurückkehren, dort einen Kaftan umzuhängen, den Turban aufzusetzen, um im Staatskleide vor Dir zu erscheinen; denn was ich Dir noch zu sagen habe, betrifft den Großvezier der hohen Pforte und den Feldherrn Venedigs. — Oder erlaubst Du dem Manne im groben Gewande zu sprechen?

Rede nur, Abdallah! erwiderte der General: Du bist mir auch in Lumpen ein ehrenwerther Mann.

Dich zur Uebergabe aufzufordern, begann der Derwisch: wäre in diesem Augenblicke thörig, wo 6000 Mann, tüchtige Krieger des meineidigen Frankreich, zu Deiner Hülfe gelandet und noch eine zweite Hülfe nicht fern ist. Aber mein Herz befahl mir, Dir zu sagen: Er sei gewiß, daß die französischen Hülfsvölker, deren brausender Muth ohne Ausdauer und leicht nach dem ersten unglücklichen Unternehmen verraucht ist, Dich, gleich der frühern Hülfe verlassen werden, ihr Beispiel würde dann die andern christlichen Völker mit sich fortreißen und Du würdest mit der kleinen Schaar Venedigs allein zur Vertheidigung der Wälle zurückbleiben und nur noch Rettung in Dir und Deiner Beharrlichkeit finden. Dir blieb dann nichts übrig als Dich unter Candia's Trümmern zu begraben. Du sollst, so sprach der Vezier, einen edlen Sieger an Achmed finden, der, den Heldenmuth des Kriegers an Dir ehrend, Dir nicht den seit Jahren erworbenen Ruhm entreißen wird. An Candia's Fall hängt des Veziers Leben und Glück; er muß hier einziehen oder untergehen; an Candia's Erhaltung hängt nicht das Deine, nicht das Deiner Republik; einen Steinhaufen könntest Du ihr erhalten, der Venedigs Kräfte verzehrt; aber kämpfe mit noch höherem Muthe, was hilft es Dir, früh oder spät wird doch der halbe Mond von dem Marcusthurme Candia's wehen. Handle so menschlich und edel, Morosini, wie Du ein tapferer Kriegsheld bist, und sei überzeugt, Achmed Kiupergli wird an Edelmuthe Dir gleichen. Nun leb' wohl! Zu meiner Bitte für das Leben der Griechin füge ich noch die Bitte Mustapha Kiupergli bei; berücksichtige sie, er vermag viel bei seinem Vater und ist ein edler Jüngling; aber es kostet mir Mühe, seinen wilden Sinn zu bändigen; seine Mutter war arabischen Geblüts. Leb' wohl!

Verweile einen Augenblick! bat Morosini, schellte und gab dem eintretenden Diener einen Befehl: Verweile nur einen Augenblick Abdallah!

Wahrlich! sagte dieser, in dem von Kerzen erhellten gewölbten Zimmer umherschauend: ist doch hier in Deiner Wohnung nichts Glänzendes als die blitzenden Tropfen, die gleich Juwelen an den feuchten Wänden funkeln! Dieser Aufenthalt paßte eher für den Derwisch Abdallah als für den edlen Venetianer Morosini. Fürwahr, Du bist genügsam.

Muß ich nicht? erwiderte der Feldherr lächelnd: und wahrlich! könnte ich diese öde Wohnung so lang' ich athme die meine nennen, ich vertauschte sie nicht mit meinem Pallaste in Venedig. —

Ein Offizier trat mit einer Fahne ein. Abdallah! sprach Morosini mit Würde: Mustapha Kiupergli sandte der Griechin das Kreuz, dieses den Christen so heilige Sinnbild, zurück. Hier, nimm dafür seine Fahne, die wir auf den Trümmern der Schanze Panigra fanden; grüße den edlen Jüngling von mir und lebe wohl!

Der Derwisch reichte ihm die Hand, welche Morosini freundlich drückte, nahm die Fahne, verließ das Zimmer und ward mit verbundenen Augen, von einer zahllosen Menge begleitet, an die türkischen Posten zurückgebracht.

Der heutige Tag war dazu bestimmt, den Feldherrn mit Bitten für Helenens Freiheit zu belästigen. Gleich nachdem der Derwisch ihn verlassen hatte, trat der Malteser ein und trug dem General sein Gesuch vor. Was das Mitgefühl, was die Leidenschaft sagen kann, verschwendete er an dem festen Sinne des Venetianers, der nicht ohne Bitterkeit das Verhältniß berührte, in welchem er das Mädchen zu dem Ritter von Malta zu stehen glaubte. Auch unterließ er aus besondern Gründen nicht, dem Ritter soviel es ihm nur dünkte, von Abdallah's Sendung und Mustapha Kuprogli's Theilnahme zu sagen, entschuldigte sich mit dem gethanen Schwur, und d'Aubusson mußte, an Helenens Rettung auf diesem Wege verzweifelnd, ihn verlassen.

Mit größerem Vertrauen trat späterhin der Marquis vor ihn. Die Stunden, in welchen er mit Anastasia allein geblieben, hatten manche freundliche Erinnerung zurückgeführt, sein kaltes Herz nicht ohne Rührung gelassen und die Vaterpflicht trieb ihn jetzt mehr als der Stolz zu Morosini.

Ich bin der Marquis d'Aubusson, der Freund des Herzogs von Navailles! so gab er sich dem venetianischen Heerführer kund: und komme mit einem Gesuche zu euch, Excellenza! —

Seid mir willkommen, Herr Marquis, erwiderte Morosini: auch wenn Ihr nicht des Herzogs Freund wäret; schon um Eures edlen Sohnes willen, der manchem blutigen Kampfe unter Candia's Mauern beigewohnt hat. Seid mir willkommen!

Und der sich gewiß seines Namens würdig gezeigt hat, fiel ihm der Marquis stolz in die Rede.

Dies zu erwähnen bedurfte es wohl nicht; sagte Morosini und in seinem Tone lag wenig Verbindliches: doch dürfte ich Euch bitten, mir Eure Wünsche mitzutheilen?

Ich komme zu Euch, Excellenza! begann der Marquis anmaßend: Euch um Helene Panos Freiheit zu bitten. Ihr habt zwar schon meinem Sohne seinen Wunsch versagt, ich hoffe jedoch, Ihr werdet dem Vater gefälliger sein.

Wie könnte ich? erwiderte Morosini entschuldigend: Wie könnte ich Euren Wunsch erfüllen, da ich ihn Eurem ehrenwerthen Sohne versagen mußte? Denn wahrlich! läg' es in meiner Macht, so hätte ich mit Freuden die Bitte des Malteser-Ritters d'Aubusson gewährt.

Wüßtet Ihr, welchen Antheil ich an dem Mädchen nehme! fuhr der Marquis gemäßigter fort.

Das kann ich freilich nicht errathen, erwiderte Morosini: das Mädchen war, wie ich vernahm, Eures Sohnes Geliebte, ist es trotz des Malteser-Kreuzes noch, und ich sollte meinen, der Antheil, den Ihr an dem Mädchen nehmt, könne nur allgemeines Mitleid mit der Unglücklichen sein, und dies theile ich mit Euch. —

Excellenza! sagte der Marquis, über diese Bemerkung empfindlich geworden: und was hält Euch denn ab, wenn Euer Mitleid für das Mädchen spricht?

Ich gab mein Wort, durch sie dem verrätherischen Geiste der Besatzung ein Beispiel zu geben, sagte Morosini: und Ihr wißt, Marquis, wie fest das Wort den Mann bindet. Deßhalb muß ich Euer Gesuch abschlagen.

Es bindet fest, ja ja, General! rief d'Aubüsson heftig: Und weil es so fest bindet, weil es unwiderruflich ist, so schwöre auch ich: ich rette das Mädchen, und sollte Candia darüber zu Grunde gehn!

Stolz, fast verächtlich blickte Morosini, ohne zu antworten, auf den Franzosen.

Doch ehe ich zu diesem Mittel schreite, fuhr dieser, durch des Generals Stillschweigen gereizt, immer heftiger werdend fort: ford're ich Genugthuung wegen des verächtlichen Blickes, mit dem Ihr meine Rede beantwortet. Bestimmt Zeit, Ort und Waffe.

Die Waffe ist mir gleich, zu Pferd oder zu Fuß, erwiderte Morosini kalt: der Ort sei Novarra in Piemont, den Franzosen aus früherer Zeit wohl bekannt, er liegt ziemlich auf halbem Wege von Venedig nach Paris; Ihr habt vielleicht nur etwas weiter. — Die Zeit? — Wenn die Republik Venedig mich des Commando's entlassen hat und mich keine andern Pflichten abhalten, meine Ehre gegen fremde Anmaßung zu schützen. Jetzt hat mein Leben einen höhern Preis als es gegen das Eurige einzusetzen.

Aufschub sucht nur der Feige! rief d'Aubüsson, durch des Venetianers Kälte außer sich.

Marquis! erwiderte Morosini immer noch gelassen: Wer aus so vielen Schlachten als Sieger ging, der lächelt stolz, wenn man seinen Muth bezweifelt. — Bis hieher, Marquis d'Aubüsson, sprach der venetianische Nobile mit Euch. — Jetzt aber redet der Generalissimus: Noch ein Wort, noch ein beleidigendes Wort und ich lasse Euch verhaften, Euch zu Eurem Feldherrn führen und fordere Genugthuung im Namen der Republik Venedig, deren Stellvertreter ich bin.

Und die ein zorniger Blick meines Königs erzittern macht und der ich spotte! erwiderte der Marquis höhnend, die Hand an den Griff seines Degens legend.

Morosini erfaßte bei dieser drohenden Bewegung ruhig die Klingel, schellte und befahl dem eintretenden Diener: Ein Offizier und Wache!

General! rief d'Aubüsson entrüstet: bringt mich nicht auf's Aeußerste.

Thut, was Euch beliebt! — Nehmt dieſem Herrn den Degen ab! befahl er dem Eintretenden.

Der Marquis war unſchlüſſig; endlich reichte er dem Offizier ſeinen Degen, Moroſini befahl, ihn ohne Aufſehen in eine andere Caſematte zu bringen und meldete den ihm höchſt unangenehmen Vorfall dem Herzoge von Navailles, dem er des Marquis Degen mit der Bitte überſandte, den Marquis abholen zu laſſen und nach ſeinem Gutdünken mit ihm zu verfahren, jedoch die Genugthuung nicht zu vergeſſen, welche er im Namen ſeiner Republik fordern müſſe.

Dem Herzoge war dieſer Vorfall, der ſo leicht die Beſatzung gegen einander waffnen konnte, unangenehm; er eilte ſchnell zu d'Aubüſſon, holte ihn ſelbſt ab, unterrichtete ſich von dem Hergange der Sache und konnte nicht umhin, den Freund wegen ſeines heftigen unvorſichtigen Betragens zu tadeln. Erſt nach langem Ueberreden vermochte er ihn, Moroſini wenigſtens über das, was die Republik Venedig betraf, ſeine Entſchuldigung zu machen.

Der Herzog begleitete ihn. Der ſtolze Franzoſe ſagte dem Venetianer einige entſchuldigende Worte, ſetzte aber ſchnell hinzu: Dies, was ich Euch ſagte, galt nur Eurer erlauchten Republik und ihrem Repräſentanten; dem Venetianer Moroſini wird zu ſeiner Zeit der Marquis d'Aubüſſon zu begegnen wiſſen.

Moroſini verbeugte ſich höflich ſtatt Antwort, entſchuldigte ſich gegen den Herzog, daß ihn ſeine Würde ſo zu handeln gezwungen, und wollte das Geſpräch auf andere Dinge leiten, als der Herzog dieſen Augenblick für den paſſendſten hielt, mit dem General über die gefangene Griechin zu ſprechen. Aber auch er hatte die Kränkung, ſich vergeblich für ſie verwendet zu haben, und ſo ſchieden die Feldherren nicht in dem beſten Vernehmen; d'Aubüſſon kehrte, Rache im Herzen, zurück.

Helene ſaß indeſſen im Thurme des Lazareths. Auf Befehl des Generals, welcher die Verwendung des Beziers und die Warnung des Derwiſches nicht ganz unberückſichtiget ließ, ward ſie aus einem finſtern Kerker in ein freundliches, jedoch wohlverwahrtes Zimmer gebracht, welches die Ausſicht auf das Meer hatte. Mit männlichem Muthe ihre Lage überdenkend, erwartete ſie mit Ruhe ihr Schickſal. Ihr Gemüth war zerriſſen, ſie fühlte ſich als Schweſter d'Aubüſſon's unglücklicher, als da ſie noch wähnte, er habe ſie treulos verlaſſen; der Tod allein konnte ja nur den Knoten löſen, der ſich um ihr Herz gelegt hatte, und ſie erbebte nicht vor ihm; auch die Sehnſucht nach ihrem Vater rief den Wunſch zum Leben nicht in ihr zurück. Es durchſchauerte ſie ein ſonderbares Gefühl, dachte ſie an ihn, der ihr das Leben gegeben, ſie ganz vergeſſen und ihre Mutter

elend gemacht hatte. Sie konnte ihn nicht lieben, er war ihr fremd, fremder noch durch ihre Liebe zum Malteser geworden. In diesen düstern Gedanken versunken saß sie, als die Kerkerthüre sich öffnete und ein ernster Mann, einen weiten Mantel um seine Schultern geschlagen, eintrat, an der Thüre stehen blieb und sie forschend anblickte. Helene hatte sich bei seinem Eintreten von ihrem Sitze erhoben; der Mann kam jetzt näher. Unglückliche! sagt Dir Dein Herz nicht, wer vor Dir steht? fragte er mit rauher Stimme die Erschrockene, die ihn beweglos betrachtete.

Kommt Ihr, mich zum Gericht zu holen, so findet Ihr mich bereit; erwiderte sie endlich gefaßt.

Helene! rief er, und der Irrthum der Gefangenen schien ihn erschüttert zu haben: Schweigt Dein Herz, sagt es der Tochter nichts?

Ihr, rief das Mädchen zu seinen Füßen stürzend: Ihr, der Marquis d'Aubüsson, mein Vater?

Der Marquis hob sie auf, das Vatergefühl überwand den Stolz, er drückte sie an seine Brust, küßte ihre Stirn und betrachtete mit Wohlgefallen die lieblichen Züge des Mädchens, in welchen er die Züge der jugendlichen Anastasia wieder zu erblicken glaubte. Sein Herz war bewegt, er liebkos'te sie, streichelte ihre Wangen, nannte sie seine Tochter, seine liebe Helene; sie aber ruhte, den Blick forschend auf ihn gerichtet, schweigend in seinen Armen; eine scheue Furcht schien sie von ihm zu entfernen, die ernsten Züge des Marquis sie zurückzuhalten, die Stimme ihres Herzens laut werden zu lassen, welche, wenn auch nur leise sie mahnte, dem Vater mit kindlichem Gemüthe entgegen zu kommen.

Der Marquis fühlte wohl, daß Helene ihn nicht mit dem Feuer inniger Liebe umfing, wie er es erwartet hatte; er errieth jedoch nicht den Grund ihrer Zurückhaltung. Scheue Dich nicht, meine Tochter, sagte er freundlich, fast gnädig zu ihr: schmiege Dich nur innig an die Brust, welche der Stern des heiligen Michael ziert, scheue Dich nicht vor ungewohnter Größe, Helene! sieh in mir nur Deinen Vater!

Glaubt Ihr, Herr! erwiderte das Mädchen, sich seinen Armen entziehend: Euer Glanz, Euer Stand halte mich fern von Euch? Die Jahre, welche zwischen meiner Geburt und dem Jetzt dahin gerollt sind, ohne daß Ihr in den Millionen Sekunden nur in einer der Tochter gedacht, die Jahre, in denen ich an eines fremden Mannes Grab mein kindliches Herz ausgeschüttet, meine heißen Thränen geweint habe, diese treten zwischen mich und Euch und entfremden mich, und der Gedanke an meine unglückliche Mutter läßt diesen heiligen Augenblick kalt an mir vorübergehen. Verzeiht mir, Herr! und zürnt mir nicht, daß ich Euch meine Gefühle offen darlege. Hättet Ihr mich in Eurer Heimath, an dem Hofe Eures Königs erzogen, würde ich vielleicht der Wahrheit weniger treu, mich zu verstellen gelernt haben; auf Candia's Flur geboren, blieb mir der Stolz und die Wahrheit.

Dem Marquis flößte Helenens, obgleich abstoßendes Benehmen wider Willen Achtung ein, er wurde verlegen und fühlte wie verdient der Vorwurf ihn traf, sein Kind so lange vergessen zu haben. Er drückte ihr statt Antwort freundlich die Hand, öffnete die Thür und Anastasia trat mit Heinrich d'Aubüsson ein. Helene war überrascht, sie vergaß in diesem Augenblicke der Mutter Schuld, sank in ihre Arme und ruhete lang' an des Bruders Brust. Der Marquis sah den lebhaften Ausbruch ihres Gefühls nicht ohne Schmerz.

Nach manchem Worte der Liebe und des Trostes fragte plötzlich Helene: Wie geht es Nikola? — Frage nicht nach ihm! unterbrach sie der Marquis ernst: Dieser Nichtswürdige, allein an Deinem Unglück schuld, ist wieder auf freien Fuß gesetzt; aber er soll meiner Rache nicht entgehn!

Wenn er fehlte, Vater, bat Helene: so verzeiht ihm; seine Leidenschaft, nicht sein Herz führte ihn irre. Er hat viel für mich gewagt, geopfert, und ich habe ihm nichts gelohnet. Verzeiht ihm!

Dem Nichtswürdigen? dem elenden Griechen? rief der Marquis; Doch das ist Nebensache. Fasse Muth, meine Tochter! Die Strenge des Gesetzes ereilt Dich nicht, dafür schützt Dich das französische Heer, das in Candia's Mauern die Macht hat, die Pforten dieses elenden Gefängnisses zu sprengen.

Vater! rief Helene: In mir wallt griechisches Blut; das französische hat mich achtzehn Jahre verläugnet und verläugnet sich auch jetzt in mir. Mir ist die Erhaltung Candia's heilig, und führte ich den Zwiespalt unter seine Vertheidiger, dann wehe mir! — Anastasiens Blick erheiterte sich. — Ueberlaßt es Gott, er wird seinen Engel senden, mich zu schützen, und wenn es sein Wille ist, so wird die Pforte sich mir öffnen, ohne daß Gewalt und Zwietracht ihre Riegel sprengt.

Nun wir werden es schon veranstalten, wie es uns gut dünkt, sagte der Marquis, schien mit der Aeußerung seiner Tochter unzufrieden, überließ es dem Sohne sie zu trösten, und versank in Nachdenken. Nach kurzem Lebewohl verließ er bald darauf mit dem Malteser und Anastasien das Gefängniß. Helene war durch seine Gegenwart in keine freudige Stimmung versetzt worden, sie fühlte sich hülfloser als je; des Vaters stolzes, kaltes Wesen stieß sie zurück; gegen die Mutter war sie ihres frühern Benehmens wegen unzufrieden, obgleich eine innere Stimme sie zu vertheidigen suchte, und mit dem eigenen Herzen, das für Heinrich d'Aubüsson noch immer laut und heftig klopfte, zürnte sie, auch mit ihm, dessen Auge von einem Feuer erglühte, das sie erschrecken mußte. In dieser Stimmung empfing sie den venetianischen Offizier, der ihr ankündigte, daß Morgen das Kriegsgericht über sie zu sprechen sich versammeln würde.

Aber ein unvorhergesehenes Ereigniß schob die Versammlung des Kriegsrechts noch hinaus. Der Herzog von Navailles, ganz in dem Geiste seines Vorgängers handelnd, war von gleicher Eitelkeit und Ruhmsucht

gespornt und überdies noch durch d'Aubüsson gereizt, und verlangte von Morosini einen allgemeinen Ausfall, mit Einem Schlage Alles zu enden. Auch hier, wie bei dem Herzoge von la Feuillade war jeder Einwurf vergebens. Morosini konnte ihn nicht einmal bewegen, die zweite Abtheilung seines Heeres abzuwarten, und nur vier Tage Aufschub war Alles, was er bewirken konnte. Der 25. Juni wurde zu dem Tage des Ausfalls bestimmt und das Kriegsgericht bis dahin aufgeschoben.

Wie in jener Nacht der Verzweiflung die gegen einander kämpfenden Empfindungen Nikola von Straße zu Straße, von Kirche zu Kloster jagten, so begleitete ihn heute nur eine Empfindung, nur ein Gedanke, das Gefühl, daß er Helene unglücklich gemacht habe, der Gedanke, wie er sie retten könne. Am Abend war er seiner Haft entlassen worden, und ohne nach seiner Wohnung zu gehen, ohne einen seiner Freunde zu sprechen, schritt er über die jetzt nicht mehr so menschenleeren Straßen, ging mit kaltem Grauen an dem Kloster des heiligen Basil vorüber und sah in der Ferne die Trümmer der Kirche St. Andrä, ohne daß seine Sehnsucht ihn dorthin gezogen hätte. Der feste Wille, Helene zu retten oder mit ihr unterzugehen, ruhte in seiner Brust. Seit sie im Kerker schmachtete, erschien sie ihm als eine Märtyrin der Tugend, die erloschene Glorie sah er wieder um ihr Haupt, und mit klarem ungetrübten Blick, mit ruhigem Herzen konnte er auf jene Stunde zurücksehen wo Mustapha Kiupergli ihr Lebewohl gesagt und sie an seine Bitte erinnert hatte. Mit solch scheuer Ehrfurcht stand kein Türke vor seinem Opfer, solchen Edelmuth konnte nur die Achtung erwecken, nur die Reine konnte für den Muselmann, der sich freiwillig von ihr trennte, noch Werth haben. Aber Helenens Verhältniß zu dem Malteser störte zuweilen das reine Bild und trübte den Glanz, den es um sie verbreitete; dennoch stand sie wie eine Heilige vor ihm und er fühlte tief, daß sie edel, wenn auch unrecht gehandelt hatte als sie den Pfeil nach Panigra schoß. Der Glaube, der mit wildem Eifer ihm den Dolch in die Hand gedrückt, ein Opferlamm zu schlachten, befahl ihm jetzt, mit der sanften Stimme des Erbarmens, die reine Jungfrau zu retten, und er fühlte, daß sein Wille nicht des furchtbaren Befehls der Mönche von St. Basil, nicht Ambrosios duldsamer Worte bedurfte, die Stimme von Oben glaubte er laut in sich zu vernehmen. Mit diesem Gefühl, seinen Geist nur auf die Mittel ihrer Befreiung gerichtet, kam er an den Thurm des Lazareths. Finster schaute dieser dunkle Riese über die Trümmer, sich wenig um das bleiche Sternlicht kümmernd, das seine rauhen moosbewachsenen Steine beleuchtete. Ausgelöscht waren die Lampen, dunkel die Luken, nur unten in des Wächters finsterer Zelle und oben, wo der Schlaf einen Unglücklichen fliehen mochte, glomm ein Lämpchen. Unver-

wandt sah Nikola hinauf. Wär' es Dein Lämpchen, Helene, was da oben nur noch schwach flimmert; wärest Du noch wach, Du herrliche Blume meines rauhen Lebens? dachte er und sein Auge konnte sich nicht von jenem bleichen Lichte wenden. Weder die Todtenstille, noch die Glocke von St. Marcus, welche eben mit ihren dumpfen Schlägen die Stunde der Mitternacht verkündete, noch das eintönige Brausen des Meeres zog seine Gedanken ab. Ruhig, mit heitrem Blick, als sei er der Rettung gewiß, sah er hinauf, und der Gedanke, daß das Licht einem andern Unglücklichen leuchten könne, stieg nicht einmal in ihm auf. — Jetzt wandte er sein Auge von jenem vergitterten Fensterchen, seine Hand fuhr rasch in die Tasche, ließ zählend einen Haufen Zechinen durchrollen, und muthigen Herzens klopfte er dann an des Kerkermeisters Fenster. Es wurde geöffnet, ein alter Mann mit dunklem Barte lugte finsteren Blickes heraus. Was wollt Ihr? rief er mürrisch.

Oeffne die Pforte! laß mich in Deine Zelle, nimm dafür diese Zechine und wenn Du mich eingelassen, so höre mich einen Augenblick an! Du erhältst dafür noch zwei, und bist Du vernünftig, außer diesen noch drei. Aber mache schnell! Dies sagend reichte er ihm die versprochene Zechine. Der Alte mochte sie wohl bei Licht näher untersucht haben, denn er hatte sich vom Fenster entfernt und kam nach einiger Zeit wieder. Gedulbet Euch einen Augenblick! sprach er dann und bald hörte Nikola die Riegel rasseln. Die Pforte öffnete sich und er trat in das kleine Zimmer des Wächters. Hier saß ein starker Bursche von wildem unfreundlichen Ansehen auf einer Bank, sein Auge schien eben so unverwandt den Griechen anzublicken als der kalabresische Hund, der knurrend zwischen seinen Füßen lag und Nikola nicht aus den Augen ließ.

Nun redet! sagte der alte Kerkermeister: Scheuet Euch nicht vor dem Burschen, er ist mein Sohn, und was ich hören darf, kann auch er hören.

Wie Ihr meint! erwiderte Nikola und zählte zwei Zechinen auf: In diesem Thurme sitzt die Griechin Helene Panos. Oeffnet mir ihren Kerker, laßt mich nur einen Augenblick mit ihr allein und drei andre Zechinen sind Euer.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf und schien ungewiß; doch als der Sohn die zwei auf den Tisch geworfene Zechinen gierig betrachtet hatte, nahm er, ohne seine nachlässige Stellung zu ändern, das Wort. Wenn der Herr sich der Durchsuchung unterwerfen will, so daß wir gewiß sind, er steckt der Gefangenen kein tödtendes Instrument zu, und zu den dreien, die er Euch versprach, noch zwei für mich zulegen will, könnten wir wohl das Geld verdienen. Durften der französische Herr und der von Malta zu ihr, warum nicht auch ein Grieche? Wollt Ihr Euch untersuchen lassen und mir noch zwei geben?

Gern! erwiderte Nikola.. Bald war der Handel geschlossen, der Kerkermeister machte sich mit seinem Sohne bereit, ihn die schmale Wendel-

treppe hinauf zu führen. Die Thüren rasselten auf, Nikola trat ein. In ihrem Anschauen versunken, blieb er an der Thüre stehen, sein Auge unverwandt auf Helene gerichtet.

Auch ihr, Nikola? sagte sie verwundert: Seid mir willkommen! Sie schlug das Gebetbuch zu, in welchem sie eben gelesen, und streckte ihm die Hand entgegen. Der Grieche trat zögernd näher, ergriff die Dargereichte, beugte Knie und Haupt und blieb so schweigend vor ihr stehen. Was Ihr an mir gethan, mein unglücklicher Freund, ist Euch schon lange vergeben, sprach das Mädchen mit Engelmilde: Eure Leidenschaft übertäubte nur auf Augenblicke Euer Herz, Euch mangelte das hohe Vertrauen zu mir, Ihr fehltet, weil Ihr ein leidenschaftlicher Mensch seid. Aber vergeßt um dieses kleinen Fehls willen nicht, wie edel Ihr früher an mir gehandelt. Jenes hab' ich vergessen, dieses nicht.

Ich danke Euch, Helene, für diesen beruhigenden Trost, er erhebt meine gebeugte Seele wieder! sagte er gerührt, hob das gesenkte Haupt und ein Blick voll Liebe traf das Mädchen. Helene! fuhr er freudig fort: fasset Muth! Ich rette Euch, und sprächen sie zehn Todesurtheile über Euch, ich rette Euch, vertrauet mir! — Es ist ja meine Pflicht und ich übe sie mit Freuden!

Guter Nikola! erwiderte Helene: Thut keinen Schritt, Euch zum Verderben. Mein Vater, mein Bruder werden schon Alles versuchen, was möglich ist. Ich hoffe. —

Euer Vater? Euer Bruder? rief der Grieche erstaunt.

Ja, Euch darf ich es vertrauen; sagte das Mädchen: ich weiß, wenn Helene es wünscht, so ist Euer Mund verschlossen. Der Marquis d'Aubüsson ist mein Vater, der Malteser mein Bruder!

Gott sei gelobt! rief er entzückt: So steht Ihr, eine Heilige vor mir und kein Flecken trübt die Glorie um Euer Haupt.

Herr! rief von außen der Kerkermeister: Die Augenblicke sind längst vorüber.

Nur noch einen! rief ihm Nikola zu: Ich wiege ihn Dir mit einer Zechine auf. — Fürchtet nicht, wendete er sich zu Helenen: daß das Entzücken, als ich vernahm der Malteser sei Euer Bruder, der Hoffnung angehört, es gehört nur Euch! — Ich hoffe nichts! Aber hofft auch Ihr nicht auf die Hülfe Eures Vaters. Oft ist des Menschen Wille stärker als seine Macht, und auf gewöhnlichen Wegen seid Ihr nicht zu retten, nicht durch Bitten, nicht durch Drohungen. Die That allein, die kühne verwegene That, sie nur kann Rettung bringen und sie ward nicht Jedermanns Theil. Lebt wohl! Dies sagend eilte er fort.

Als er vorhin, nach dem Schimmer des Lämpchens aufblickend, an dem Thurme gestanden, hatte sein Herz ruhig geklopft; unruhig klopfte es jetzt, da er noch einen Blick hinauf warf und dann dem Meeresufer entlang an dem Pallaste Grimaldi vorüber ging. Also frei ihr Herz, frei

ihre Hand! sagte er still vor sich hin. — Aber nein! rief er laut: hoffe nichts! — Hoffnungslos sie zu retten sei Deine Wollust! Uneigennützig das Leben für sie zu wagen, Deine Seligkeit! Von diesem Gefühl durchdrungen, führte ihn sein Fuß auch heute wieder nach den Trümmern des alten Thurmes; hier setzte er sich und seine Träume verlockten ihn in liebliche freudeglühende Gefilde; aber sie waren nur kurz. Hoffe nichts, stürmisches Herz! sagte er dann und band mit diesem Zauberworte die Schwingen seiner aufstrebenden Phantasie.

Der Morgen traf ihn noch auf den Trümmern; mit seinem Glanz ging ihm ein neues Leben auf, mild und rosig, wie die Strahlen der neuen Morgenröthe. Sein Herz klopfte laut aber nicht stürmisch, sein Morgengebet war feurig aber in Demuth. Er glaubte der Hoffnung entsagt zu haben, und sie stand doch mehr als je ihm zur Seite.

Mitternacht war vorüber, der Tag der Entscheidung nahte, die französischen Regimenter versammelten sich auf den ihnen angewiesenen Plätzen. In möglichster Stille rückten sie durch die Werke und lagerten sich auf platter Erde zwischen dem Fort Demetrius und den feindlichen Laufgräben, das Signal zum Angriff erwartend. Längs dem Meere waren die Deutschen unter Graf Königsmark aufgestellt, den Angriff der Franzosen zu decken. Die italienischen Truppen, die von Malta und die griechischen Regimenter und Freiwilligen blieben zur Vertheidigung der Wälle in der Stadt zurück.

Als der Morgen zu grauen begann, gaben drei Kanonenschüsse vom Fort Demetrius das längst ersehnte Signal. 400 Mann und 50 Grenadiere, so die Vorhut bildeten, ungeduldig, sich mit dem Feinde zu messen, warfen sich auf die Deutschen, welche sie in der Dämmerung nicht erkannten, und ehe sie den Irrthum bemerkten, weckte das hier stattfindende Feuern die Türken aus ihrer Ruhe. Die Unordnung, welche in dem christlichen Heere durch dieses Versehen entstanden war, wurde jedoch bald wieder gehoben. Der Graf Dampierre griff an der Spitze der 3 Schwadronen Reiterei rasch den sich sammelnden Feind an, die Regimenter St. Ballier, Lothringen und Bretagne stürzten sich in die Laufgräben, während der Herzog von Beaufort mit 1500 Seesoldaten an der Seite der Sabionera landete, um dem Feinde die Strandbatterieen wegzunehmen. Die Türken wichen auf allen Seiten, der kühne Muth der Franzosen trieb sie vor sich her, und schon waren über Tausend unter dem Schwerte und von den Kugeln der Christen gefallen, ehe die Fliehenden sich wieder auf der Höhe sammeln konnten. Hier griff sie der Herzog von Navailles in Person an, trieb sie, während die Strandbatterieen genommen und zwei Redouten von den Regimentern Conti, Harcourt und Rohan erstürmt wurden,

zurück, und es schien als ob der heutige Tag den Muth der Christen krönen und Candia befreien sollte. Die Türken setzten sich noch einmal; noch einmal wurden sie geschlagen und flohen hinter die Verschanzungen, welche ihr Lager deckten. Zwar schickte der Großvezier einen Haufen Spahis zu Hülfe, 4000 Janitscharen folgten, aber diese heranziehende Verstärkung nicht achtend, rückten die Franzosen immer weiter vor und schienen die so allgemein unter ihnen verbreitete Furcht vor Minen ganz zurückgelassen zu haben; unbekümmert durchzogen sie das Schlachtfeld und besetzten die genommenen Verschanzungen.

Der Herzog von Navailles, nun mit den gelandeten Seesoldaten vereinigt, war eben im Begriff seine Schlachtlinie zu bilden und die Ankunft der unter dem Marquis de Castellane nachrückenden Regimenter Montpesat, Lignieres und Vendome abzuwarten, als plötzlich in einer der feindlichen, von der französischen Nachhut besetzten Redouten das Pulver und die dort aufgehäuften Granaden Feuer fingen und in die Luft flogen. Der Knall dieser Explosion ließ die Franzosen glauben, eine feindliche Mine sei aufgeflogen und sie ständen auf einem unterminirten Felde; das Geschrei: Gare la mine! *) verbreitete sich durch das ganze Heer, die Besatzung aus den Redouten floh, die unter Castellane anrückenden Regimenter folgten diesem Beispiel, kehrten um, der Feind, dies erblickend, sammelte sich und griff den Herzog an; die türkische Reiterei jagte heran, stürzte sich auf die Fliehenden, hieb Alles vor sich nieder und vollendete die Unordnung. Auch die Regimenter, welche der Herzog anführte, und die königliche Garde, selbst die stolzen Mousquetairs wandten bei diesem Anblicke dem Feinde den Rücken und flohen der Stadt zu; die anrückenden Janitscharen vollendeten das panische Schrecken, welcher das kleine Heer ergriffen hatte. Der Herzog von Navailles mußte der allgemeinen Flucht folgen, er schlug sich an der Spitze von 150 Offizieren glücklich durch. Nicht so glücklich war der Enkel Heinrichs des Vierten; schwer verwundet fiel der Herzog von Beaufort in die Hände der Feinde.

Die Anführer hatten Alles gethan, ihre Soldaten zum Stehen zu bewegen, aber Bitten und Drohungen waren vergebens, Alles stürzte in regellosen Haufen dem Walle zu, und wäre der Graf Königsmark nicht mit den deutschen Truppen vorgerückt und hätte sich dem stürmischen Anlaufe der Feinde entgegen geworfen, das ganze Heer wäre unter den Säbeln der Türken gefallen. So bezahlten sie ihre Kühnheit nur mit 1500 der Ihrigen, mit dem größten Theil ihrer Führer und der Blüthe ihres Adels, der seiner Ehre eingedenk nur Schritt vor Schritt gewichen war. Nach am nemlichen Tage ward ihnen das herzzerreißende Schauspiel, die Köpfe des Herzogs von Beaufort und sämmtlicher Gefangenen auf Piken gesteckt zur Schau um die Stadt tragen zu sehen.

*) Wahrt Euch vor der Mine.

Dieſes unglückliche Gefecht beſtimmte Moroſini zu einem andern Benehmen gegen die Franzoſen. Er ſah, daß ohne Kriegszucht die Hülfsvölker der Stadt mehr eine Laſt als eine Hülfe waren, und die Niedergeſchlagenheit der Franzoſen benutzend, war er feſt entſchloſſen, ſie unter ſeinen beſtimmten Befehl zu bringen. Er kränkte zwar nach dieſem Unfall ihre Eitelkeit nicht, lobte ihren Muth, maß die Schuld dem Zufalle bei, der das Pulver hatte in die Luft fliegen laſſen, entſchuldigte ſie mit der Unkunde in dieſer Art Krieg zu führen und beugte den Stolz des Herzogs jetzt weniger mit Worten als am andern Tage durch die That. Er beorderte in der nemlichen Nacht 500 waffenfähige Griechen und eben ſo viel Slavonier von der Beſatzung, und ließ bei Anbruch des Tages, in Gegenwart des Herzogs von Navailles, unter Montbrün einen Ausfall machen, den Feind aus einer am vergangenen Tage der Schanze Panigra gegenüber errichteten Batterie zu vertreiben. Es glückte, die Schanze ward genommen, das Geſchütz vernagelt, der Feind aus den Laufgräben vertrieben und die Griechen und Slavonier brachten, das grauſame Verfahren der Türken von geſtern zu vergelten, 500 Köpfe der Feinde mit zurück, die auf St. Andrä aufgepflanzt wurden.

Seht, gnädiger Herr! ſagte bei dieſer Gelegenheit Moroſini zu dem Herzog: wir kennen den Feind und ſeine Art zu fechten; wären die Braven nur 300 Schritt weiter vorgerückt, hätten ſie ſich nur wenige Zeit länger aufgehalten und ihren Sieg weiter verfolgt, ſo war er ihnen entriſſen oder wenigſtens wär' er theuer erkauft worden. Ihr werdet mir daher verzeihen, wenn ich künftig allein die Anordnung machen werde; ich bin es meiner Republik, bin es ſelbſt Eurem Herrn, dem Könige ſchuldig. Nur Einer kann befehlen und dieſer Eine bin ich.

Der Herzog fuhr bei dieſen Worten zornig auf.

Es hängt von Euch ab, meinen Befehlen nicht zu gehorchen, erwiderte Moroſini mit Ruhe: dann aber muß ich Euch bitten, Candia zu verlaſſen, denn Ihr nützet mir nichts.

Der Herzog verließ Moroſini entrüſtet. Sein beſſerer Sinn mußte ihm zwar ſagen, der ſtolze Venetianer habe Recht, Einer nur müſſe befehlen, aber ſein Stolz empörte ſich gegen den Gedanken, unter dem Commando eines venetianiſchen Nobile zu ſtehen. Der Maquis d'Aubüſſon ſchürte die Flamme noch mehr an, und auf ſeinen Rath wurde beſchloſſen, die 2000 Mann der zweiten Abtheilung nicht in Candia ſondern in Standia landen zu laſſen, um ſich für jeden Augenblick der Flotte verſichern zu können, jede thätige Mitwirkung zur Vertheidigung Candia's aber ſo viel als möglich abzulehnen.

Am folgenden Morgen stand Helene stolz und muthig vor Gericht. Man sah an der Verhandlung, an der Stimmung der Richter, daß sie zur Milde geneigt und von dem Feldherrn nicht zur Strenge aufgefordert waren; aber trotz dem sprach das Gesetz zu deutlich den Tod. Mit blutendem Herzen, mit Thränen im Blick unterzeichneten die Richter das Todesurtheil und Morosini bestätigte es; der andere Tag wurde zur Vollziehung bestimmt.

Nicht der Marquis noch der Malteser verwendeten sich bei dem harten Morosini für Helene; auch Nikola schwieg, vermied den Malteser, der ihn schon in seiner Casematte aufgesucht hatte, und er allein, der Unglücklichste unter Allen, glaubte sich sicherer Hoffnung überlassen zu können. Er war am Morgen, gleich nachdem das Gericht gehalten worden war, zu dem Kerkermeister gegangen, hatte diesem und dem Sohne vorgestellt, wie nahe die Uebergabe der Stadt sei, wie leicht sie durch Sturm übergehen könne; er hatte Beiden mit grellen Farben das Schicksal, das sie dann erwartete, geschildert, hatte ihr Mitleid, ihre Menschlichkeit zu erregen gesucht und den Sohn endlich durch ein Versprechen von 100 Zechinen vermocht, den noch wankenden Vater zu überreden, ihm am Abend die Pforte von Helenens Gefängniß zu öffnen. Zugleich war ihnen freigestellt, ob beide mit ihm fliehen wollten, und für diesen Fall hatte Nikola noch 50 Zechinen zugesichert — oder ob man dem Unternehmen den Schein einer Gewaltthat geben, und deßhalb Vater und Sohn knebeln und sie so der Schuld entziehen wollte. Der Vater, den einige Zechinen und mehrere Flaschen Wein endlich bestimmten, war für Letzteres, der Sohn für Ersteres, und dieser schwur auf das Kruzifix, Wort zu halten; die zehnte Stunde des Abends ward zur Ausführung bestimmt.

Aber schon am Nachmittage wurde es dem Alten leid. Gewissensbisse, Furcht vor Strafe stiegen in ihm auf, und die schon erhaltenen Zechinen brannten ihm wie Feuer in der Tasche. Ohne dem Sohne sein Vorhaben zu vertrauen, übergab er diesem die Obhut des Gefängnisses und eilte zu Morosini, den er im Geheim zu sprechen verlangte. Hier verrieth er den unglücklichen Nikola und berichtete dem General den zur Rettung Helenens entworfenen Plan. Morosini hörte ihm aufmerksam zu und gab ihm dann den Bescheid, ohne Weigern die Pforte des Thurmes und Helenens Gefängniß zu öffnen, sich knebeln zu lassen und nur ruhig den Ausgang abzuwarten, Soldaten sollten schon in der Nähe sein. Der General wollte die meuterischen Griechen auf der That betreffen, um an ihnen ein warnendes Beispiel geben zu können. Die ihm von Nikola versprochenen hundert Zechinen ließ ihm Morosini sogleich auszahlen und entließ ihn unter Androhung des tiefsten Stillschweigens.

Kaum hatte dieser ihn verlassen, als man dem General einen Abgesandten des Veziers vorführte.

Dich habe ich heute erwartet, Derwisch! rief ihm der Venetianer bei

seinem Eintreten entgegen: Du mußtest mich es ja wissen lassen, daß Eure Kundschafter Euch von Helenens Todesurtheil unterrichtet hatten. Ihr scheint einen großen Werth auf Eure Nachrichten zu legen und dennoch will ich Dir Deine Sendung erleichtern. Sag' Deinem Bezier, Morosini würde in dieser Sache so handeln, wie Achmed Kiupergli an seiner Stelle gethan. — Gib ihm diese Versicherung!

So begnadigst Du das Mädchen? fragte der Derwisch.

Nein! erwiderte Morosini kalt.

Dann irrst Du, Christ, sagte nach kurzem Schweigen Abdallah: wenn Du glaubst, Kiupergli würde so wie Du gehandelt haben. Doch Christ und Muselmann sind verschieden im Glauben und in der Tugend. Der Bezier bietet Dir für das Mädchen die Leichen der im letzten Treffen gebliebenen Christen zum feierlichen Begräbniß; ihre Köpfe will er nicht nach Konstantinopel schicken, sondern Dir zurück geben, und er weiß, daß mancher edle Franzose, selbst der Enkel eines Königs unter ihnen ist.

Gut! sagte Morosini lächelnd: den Vorschlag nehme ich an. Dein Bezier soll das Mädchen, ihren Leichnam nemlich, mit ihrem Kopfe obendrein, haben, aber erst, wenn er vom Rumpf getrennt ist; als Zugabe mögen Euch noch die Fünfhundert werden, die auf St. Andrä aufgepfahlt sind.

Du jammerst mich, Morosini, unterbrach ihn der Derwisch, und die zerlumpte Gestalt sah verächtlich auf den stolzen Venetianer, der nicht durch Wort, nicht durch Blick aus seinem Gleichmuth gebracht wurde. Du dauerst mich, Christ, fuhr er fort: daß Du bei kaltem Blute mit dem vom Rumpfe zu trennenden Haupte einer unglücklichen noch Lebenden Scherz treiben kannst; wir treiben nur dies grausame Spiel mit den Todten. Lehrte Dein Meister solche Tugend üben, dann wundert es mich freilich nicht, daß der Sieg Eurem Glauben nicht folgt. Und nun, setzte er finster hinzu: ist es mir leid, Dir ein Wort des Friedens bieten zu müssen, Dir, dem ich lieber Krieg und Verderben bringen möchte. Mein Herr, der Bezier, dessen Prophezeihung zum Theil schon im letzten Gefechte eingetroffen ist, läßt Dich vor den Franzosen warnen; die heute ausgelaufene Galeasse, die wir absichtlich mit keinem Kanonenschuß begrüßten, bringt der sich nahenden Flotte den Befehl, die Regimenter auf Standia zu landen. Warum? kannst Du leicht errathen. Deßhalb läßt der Bezier —

Laßt nur, Derwisch, unterbrach ihn Morosini: ich verlange Deine Friedensbotschaft nicht weiter zu vernehmen. An der Spitze einer Besatzung von 10000 Mann darf und werde ich keinen Vorschlag anhören; darum spare Deine Rede. — Aber, Muselmann, was Du mir vorhin zu sagen die Kühnheit hattest, tönt noch vor meinem Ohr. Ich schwieg, ich störte Deinen Eifer nicht. Wisse, Du Mann der Wüste, Du Mann im groben wollenen Gewande, mit dem edlen biedern Herzen, Morosini ist Christ, Mensch und Feldherr, weiß jede Pflicht zu erfüllen, die diese von

ihm heischen und belächelt Deine Weisheit, kluger Derwisch, die etwas voreilig ist! — Grüß den Vezier von mir und gehab' Dich wohl!

Ruhig, als ob das Bewußtsein einer edlen That ihn über den Muselmann erhöbe, neigte er stolz sein Haupt zum Abschied, und als der Derwisch noch sprechen wollte, sagte er ernst: Geh! es waren Deiner Worte schon zu viel!

Von mehreren Seiten kamen nun dem Feldherrn beunruhigende Nachrichten; der Eine berichtete ihm, daß es in den Quartieren der Franzosen lebhaft sei und die Heerführer schon seit dem Nachmittag und jetzt noch bei dem Herzoge von Navailles versammelt wären. Sie werden zechen, erwiderte Morosini gelassen: wer wollte ihnen die Freude stören! Der Andere berichtete, die Casematte der Griechen sei jedem verschlossen, es müsse Geheimes darin vorgehen, auch hätten die Weiber Drohungen ausgestoßen, die auf Gewalt zu Helenens Befreiung deuteten; auf dem Friedhofe von St. Andrä, wie auch auf abgelegenen Straßen, hätten sich mehrere bewaffnete Griechen sehen lassen. Sie werden für die Seelen ihrer Kriegsgefährten beten, erwiderte er lächelnd: stört sie nicht in ihrer Andacht. — Jetzt wurde ihm auch der Pater Ambrosios gemeldet.

Gnädiger Herr, sprach er: ich komme, ein Diener Gottes, Euch im Namen des Erbarmens um Mitleid zu flehen. Nicht allein das Leben der Unglücklichen habt Ihr zu bedenken; es könnte Ihr Blut auf Euch zurückfallen und Candia darüber zu Grunde gehen.

Ihr meint, die Griechen und Franzosen könnten sie mit bewaffneter Hand befreien und so die Furie der Zwietracht in Candia's Mauern losgelassen werden? erwiderte Morosini: Glaubt doch das nicht, alter Mann! Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo um eines Weibes willen Troja fiel, und wär' es so, sind meine Maßregeln schon darnach genommen.

Wißt Ihr, Herr — doch das erfuhr ich unter dem Siegel der Beichte — ich muß es verschweigen.

Ihr wollt mir sagen, daß Helene die Tochter des Marquis d'Aubüsson ist? Das wußte ich längst; unterbrach ihn der General.

Und konntet —

Geht zu der Unglücklichen, bereitet sie zum Tode! Dieser schriftliche Befehl verschafft Euch Einlaß. Ihren Leib will ich vertreten, das Heil ihrer Seele mag ich nicht auf mein Gewissen laden; ich übergebe es Euch.

So möge Euch Gott mit gleicher blutiger Wage richten, rief Ambrosios in heiligem Eifer: wie Ihr die Unglückliche richtet.

Amen! sprach Morosini: Und nun, Priester, raube mir nicht die kostbare Zeit. Geh! Ambrosios verließ ihn, die Thräne im Auge, den Fluch auf der Lippe.

Es mochte um die neunte Stunde des verhängnißvollen Abends sein, als Ambrosius in Helenens Kerker trat. Er fand sie betend. Der Friede Gottes mit Dir, Unglückliche! sprach er: Der Friede Gottes stärke Dich und erhebe Dich über Dein Schicksal!

Kommt Ihr, mich in das lange schon bereitete Grab zu geleiten, frommer Vater? sprach sie, ihm entgegen tretend: Wollt Ihr mir die letzten Augenblicke versüßen und mich in meiner Todesstunde im Glauben stärken? Dank Euch, mein werther Lehrer! Dank Euch, Ambrosius, daß Ihr meiner gedachtet! Die Reise ist lang, der Weg ist schwer. Ich sehnte mich so oft nach ihm, aber da ich ihn betreten soll, zagt mein Fuß, und wenn ich ihn auch nicht fürchte, klopft doch bebend mein Herz, da ich ihn so nahe vor mir sehe.

Helene! sprach der würdige Priester: Nutze die kurzen Augenblicke, welche Dir noch übrig sind, Dein Herz reuig zu Deinem Gott zu wenden. Beichte in Demuth, fleh' um Vergebung Deiner Schuld, denn kein Erdengeborener steht rein vor dem Engel des Lichts. Ach! es könnte Deine Schuld Dir unbewußt sich vergrößern —

Die, so mir unbewußt ist, schreibt die ewige Milde nicht in mein Schuldbuch, unterbrach ihn das Mädchen mit Ruhe, kniete vor ihm und legte die Hand kreuzend über ihre Brust. Herr, mein Gott! sprach sie, und ihr Auge blickte nach dem sternbekränzten Himmel: Für das, warum ich den Tod leide, bedarf ich Deiner Vergebung nicht; Du sahst mein Herz, und keine Schuld stand darin geschrieben. Vergib aber Deinem Kinde, wo es unwissend fehlte. Vergib mir, daß ich dem Mann, der für mich duldete und litt, der vielleicht sein Blut nutzlos für mich verspritzen wird, nicht mit Liebe lohnen konnte. Ich habe Unrecht an ihm gehandelt, ich scheide undankbar von ihm, und es ist die einzige Schuld, die — doch nein! auch mein stolzes Gemüth zieht mich reuevoll nieder und ich flehe Dich um einen milden Spruch, daß ich mich höher stellte als Andere, da ich, eine niedere Magd, nur in Demuth hätte wandeln sollen.

Der Herr sei barmherzig und gnädig! sagte Ambrosius: Er sende den Engel des Todes über Dich, daß er freundlich in Dein Antlitz schaue und Deine Seele zum sanften Schlummer auf seine Flügel bis zum Tage der Auferstehung hebe! Er schwieg, legte segnend seine zitternde Hand auf ihre glühende Stirn und blickte, Thränen im Auge, auf das zum Tode bereitete Opfer herab. Hast Du keinen Wunsch mehr, Helene, keinen Feind, dem Du vergeben könntest? Hast Du Nikola seinen Wahnsinn verziehen? fragte er dann.

Das hab' ich, mein Vater, erwiderte sie: ihn riß hoffnungslose Liebe, die Eifersucht und sein finsterer Glaube hin; in seinem Herzen aber stand mein Bild unverändert. Ihr habt Recht, es war ein Augenblick des Wahnsinns und ich zürne ihm deßhalb nicht, vielmehr — nie fühlte ich mich so zu ihm hingezogen als jetzt, da ich an der Pforte des Todes stehe; denn

nur seine Liebe, seine treue, unwandelbare Liebe war der Quell seiner Schuld. Sagt ihm, Vater, daß ich in dieser Stunde freundlich seiner gedacht; sucht ihn auf, aber schnell! Bittet ihn, daß er keinen Schritt für mich wage. Gelingt es der mächtigen Hand meines Vaters, meines Bruders nicht, mich zu retten, wie könnte es ihm gelingen? Er würde, ein nutzloses Opfer, fallen!

Traurig war das Lebewohl, das Ambrosios Helenen, dieser lieblichen Blume, die sich unter den Flügeln des über sie rauschenden Sturmes nicht beugte, aus wehmuthsvollem Herzen sagte. Vater, sprach sie mit fester Stimme: trauert nicht um mich. Wie ich gelebt, werde ich auch sterben, werde dem Henker muthigen Blicks meinen Nacken bieten. Und nicht wahr, frommer Mann! Ihr legt mich dann in das offene Grab und werft den Myrthenkranz in die Gruft, daß er das Haupt der Todten schmücke?

Schon eine Andere bewohnt es; Euphrosyne schlummert dort; sagte Ambrosios tief erschüttert; er vermochte nicht Weiteres zu sagen, preßte heftig ihre Hand, warf noch einen Blick gen Himmel und als er sich nach der Thüre wandte, sich zu entfernen, wurde sie plötzlich aufgerissen und Nikola stürzte herein. Kommt, kommt, Helene! rief er mit Hast: Folgt mir! der Weg ist frei, nur schnell!

Nikola! unterbrach ihn Ambrosios: Euer Unternehmen scheitert an Moroſini's Wachsamkeit. Er ist von Allem unterrichtet.

Und wär' er es, was könnte die Flucht ihr schaden? Sie ist dem Tode geweiht. Er ereile sie nun auf der Flucht oder auf dem Blutgerüste; sie hat nichts mehr zu verlieren.

Aber Ihr, Nikola? Ihr fallt? ein Opfer, und für mich! sagte Helene gerührt.

O! fiel ich für Euch, stürb' ich mit Euch! so wäre meines Lebens höchster, einziger Wunsch erfüllt! rief er begeistert: Der Tod wäre meines Lebens schönster Augenblick! Aber nein! Ihr müßt leben! — Solch Herrliches darf nicht untergehen durch Henkers Hand!

Laßt mich hier! bat Helene: wagt es nicht!

Wagen? rief Nikola, und sein Auge sah feurig, glühend auf das Mädchen: Ich muß! Verzeihe mir, Heilige! wenn meine kühne Hand Dich berührt! Dies sagend umfaßte er sie mit kräftigem Arme und trug sie die schmale Wendeltreppe hinab. Sie sträubte sich nicht. Habt Ihr gethan, wie ich befohlen, sind sie geknebelt? rief er einigen Griechen zu, die unten seiner warteten.

Alles geschehen, wie Ihr es wünschtet! erwiderten diese.

So kommt, meine Freunde! Sie eilten hinaus. Noch trug er Helene mehrere hundert Schritte, dann setzte er seine süße Bürde nieder. Eilt, eilt, Helene! rief er, ihre Hand erfassend: Folgt mir vertrauensvoll!

Ich folge Euch, erwiderte sie, warf ihr kurzes Schwert und ihr Ge-

wahr, das die Griechen vorsorglich mitgebracht hatten, über die Schulter, und schritt, von Nikola und den Andern begleitet, durch menschenleere Straßen dem westlichen Theile des Walles zu.

Aber das Quartier der Stadt am Meere, wo die französischen Befehlhaber wohnten und in dessen Nähe der Thurm des Lazarethes lag, war in diesem Augenblicke nicht so menschenleer als der westliche Theil der Stadt. Um die zehnte Stunde versammelten sich hier, in dem Hofe des Pallastes Grimaldi, die Grenadiere der königlichen Garde und die Regimenter Vendome und Rosan: dreißig freiwillige Offiziere erwarteten ihren Anführer, den Marquis d'Aubüsson, der auch von seinem Sohne begleitet bald erschien. Die Offiziere und Grenadiere setzten sich in Marsch; das Regiment Vendome folgte in einzelnen Abtheilungen, das von Rosan aber blieb in dem Hofe des Pallastes in Reih und Glied zurück.

Mit möglichster Stille rückte d'Aubüsson nach dem Thurme des Lazarethes. Zu seinem Erstaunen fand er die eiserne Pforte offen, und Unglück ahnend trat er ein. Nun kommt Ihr endlich, mich von meinen Banden zu befreien? rief ihm der geknebelte Kerkermeister entgegen: Der General ließ uns lange warten, das ist sonst seine Sache nicht.

Nieder mit ihnen! befahl der Marquis: Nieder mit den venetianischen Henkerknechten! Zwei Grenadiere stießen die Unglücklichen nieder und gaben ihnen den Lohn des doppelten Verrathes, während der Malteser mit seinen jugendlichen Gefährten die Wendeltreppe hinauf nach dem Kerker Helenens stürzte. Offen war auch hier die Thür — der Kerker leer — Helene verschwunden!

Sinnlos stürzte der Malteser hinunter. Wo ist sie, wo ist die Griechin? rief er, die Sterbenden rüttelnd. Der Sohn schwieg, ihm hatten drei Stiche das Herz durchbohrt, er hatte schon geendet. Der Vater aber gab noch Zeichen des Lebens. Wo ist die Griechin, Unglücklicher? rief der Malteser. — Morosini! röchelte der Alte und verschied.

Morosini! wiederholte der Marquis, während der Malteser starr auf die Leichen blickte, als ob er noch auf ihren Athem, auf ihre Antwort lausche: Morosini, also Du! — Nun hier habt Ihr wohl keine Bleikammern wie in Venedig, aber doch manches unterirdische Gewölbe, wo der Tod heimlich seine Beute faßt und ein stilles Grab den Mantel über die Gräuelthat wirft. Du sollst mir Rechenschaft geben, blutige Rechenschaft! Er ließ, als er seinen Zorn gebändigt, das ganze Gebäude durchsuchen, nirgend fand man eine Spur, niemand konnte Nachricht geben. Aber, rief er plötzlich: nur vor Kurzem kann erst die That vollführt sein. Mir nach! vielleicht ergreifen wir sie! Er befahl den Offizieren sich mit ihren Abtheilungen durch alle Quartiere der Stadt zu zerstreuen und Helene aufzusuchen; er selbst eilte, von seinem Sohne und 100 Mann der königlichen

Garde begleitet, durch die Straßen. — Das Schicksal leitete seine Schritte.

Während dies am Thurme des Lazareths geschah, war Nikola mit Helenen und seinen Begleitern auf den Theil des Hauptwalles gekommen, dessen Vertheidigung den Griechen anvertrauet war. Wohin wollt Ihr mich führen? fragte hier Helene ihren Retter.

Zu Menschen! erwiderte Nikola bewegt: Ihr wundert Euch, Helene, daß ich Euch dorthin führen will? — Die Finsterniß meines Glaubens ist erhellt, mein Vertrauen zu Euch steht fest. Wo Rettung für Euch ist, sei es im Lager der Türken oder im Bethaus der Christen, dahin führe ich Euch — dort finden wir edle Menschen, hier fliehen wir kalte, engherzige Seelen. Alles ist angeordnet, kommt! hin nach dem Außenwerk und dann in's türkische Lager!

Ich folge Euch nicht, Nikola! erwiderte sie ernst: Dorthin nicht! Eher den Tod als zu den Ungläubigen! — War Euer Glaube so schwach, fuhr sie fort, da er schweigend und staunend sie anblickte: war dieser finstere Glaube so schwach, daß er die Tempel seiner Väter verlassen und zu den Ungläubigen sich wenden kann? War es so düster in Eurem Gemüthe, daß Ihr um irdisches Glück das himmlische hingeben könnt? Dorthin führt der Weg zur Verdammniß, und Morosini hätte ein Recht, uns als Verräther zu brandmarken! In's türkische Lager folgt Euch Helene nicht, sonst überall!

Nikola war von ihren Worten ergriffen. Starr heftete sich sein Auge auf den Boden, er schien über einen Entschluß zu brüten. Plötzlich fuhr er auf. Kameraden! rief er den Griechen zu: Seid Ihr entschlossen, Helene Panos zu retten, so folgt mir an das Ufer! Des ersten Schiffes, der ersten Barke bemächtigen wir uns, sei es mit List oder Gewalt, und dann, wohin Gott es mir gebietet!

Wir folgen Dir! riefen die Griechen.

So kommt, Helene, zögert keinen Augenblick! Sie reichte ihm freundlich die Hand und folgte ihm nach dem Meere, wo man sie für einen bewaffneten Haufen, der die Runde ging, ansah und sie nirgend aufhielt. Bald fanden sie unfern des Hafens ein kleines Boot; ein Schiffer lag darin, wahrscheinlich in der Absicht, am Morgen zum Fischfang auszuziehen, denn er hatte Lebensmittel auf mehrere Tage bei sich. Die Griechen bemächtigten sich des Fahrzeuges und knebelten den Schiffer. Schon hatte Helene es bestiegen, schon löst'te es Nikola von dem Tau, womit es am Ufer befestigt war, als der Marquis mit seinen Begleitern hinter den Trümmern eines alten Thurmes hervorbrach und sie gewahrend auf die Griechen eindrang.

Kaum hatte Nikola die Bewaffneten erblickt, als sein erster Gedanke war, das Tau zu zerhauen und mit Helenen die offne See zu gewinnen; aber das Tau war zu stark, es widerstand den Säbelhieben. — Da rief er Helenen zu, sich im Fahrzeuge zu verbergen, sammelte seine Gefährten um

sich und erwartete nun festen Fußes die Heranstürmenden, welche er für Venetianer hielt. D'Aubüsson erkannte Helene, die aus dem Schiffe an's Land sprang, erkannte gleich darauf Nikola. Wuth verblendete ihn, er zog sein Pistol, und ehe der Sohn ihn erreichen konnte, drückte er dicht vor dem Unglücklichen, der unerschrocken den Angriff erwartete, das Pistol ab und mit zerschmetterter Brust sank Nikola nieder. Der Malteser eilte herbei. Zurück, zurück! rief er den anrückenden Franzosen zu: wir stehen auf Freunde! Haltet ein mit dem Blutvergießen, mein Vater! bat er diesen: Ihr trefft der Tochter Herz. Er bog sich zu Nikola und hob ihn mit kräftigem Arme empor. Armer Unglücklicher! rief er, im Gefühl des aufrichtigsten Schmerzes. Ja, armer Unglücklicher! wiederholte Helene neben dem Verwundeten niederknieend: mußtest Du doch für mich Dein Leben lassen?

Gelobt sei Gott, der es so fügte! sprach Nikola mit schwacher Stimme: Gelobt sei Gott, der Euch, Helene, in die rettende Hand Eures Vaters gab. — Euch Marquis — dank' ich — Ihr habt — meinen heißesten Wunsch erfüllt.

Der Marquis stand, das losgedrückte Pistol noch in der Hand, zermalmt vor dem Blutenden; wo er auch hinblickte, überall traf er ein Bild des Jammers. Sein Opfer lag, bleich wie das die traurige Scene beleuchtende Mondlicht vor ihm. Der Malteser, nur mit Nikola beschäftigt, den ein Wundarzt verband, blickte in stummen Schmerz auf den Unglücklichen, dessen Hand Helene, neben ihm knieend, an ihre wogende Brust drückte. Sein stolzes Herz brach, er nahte sich ihr, wollte sie aufrichten, sie in seine Arme schließen, Helene aber wies, mit ernstem Blick ihn abwehrend, auf den Verwundeten. Er schläft, sagte sie mit herzzerreißendem Tone: um nie wieder zu erwachen! Laßt mich bei ihm, der für mich in den Tod ging — naht ihm nicht! Die ernsten Krieger, welche jetzt in friedlicher Eintracht um dieses Bild der Trauer standen, sahen nicht ohne Rührung auf die Leidende, welche nur den Odem des Schlummernden zu belauschen schien und aus dem Auge des Arztes Trost oder Vernichtung zu lesen suchte.

Tödtlich ist die Wunde nicht, sprach dieser endlich: aber gefährlich. Das Leben hängt nur noch an einem zarten Faden, seine kräftige Jugend allein gibt uns Hoffnung zur Rettung —

Erhöre Gott mein Gebet! brach jetzt Helene die drückende Stille: Schenke ihm das Leben, damit ich seine überschwengliche Liebe zu lohnen vermag. Barmherziger, erhöre mein Gebet!

Erhöre es nicht! sprach leise der Verwundete, ohne sein Auge zu öffnen: Nimm mich auf zu Dir! —

Eine heilige Stille folgte diesen geisterhaft gesprochenen Worten des Sterbenden. Das dumpfe Brausen des Meeres, das Schlagen der schäumenden Wellen, das Rauschen des Nachtwindes, der ferne Glockenton von St. Marcus, welcher die Mitternacht verkündete, unterbrach allein — aber

desto schauerlicher die Stille, es schien, der Tod rausche auf des Sturmes Flügeln über das Meer einher, seine Beute zu fassen; aber ihm ward die Macht genommen. Helene, von Schmerz überwältigt, beugte sich über den Sterbenden, ihm die letzte Gabe zur langen Pilgerfahrt zu reichen, und als ihre Lippen die seinen berührten, sprach er wie im Traume: Weckst Du mich, Helene, zu neuer Prüfung, zu neuem Schmerz? Weckst Du mich, tönende Glocke, die mich so oft zum Gebete rief, zum neuen Leben? — O laßt mich schlummern, laßt mich hinüber gehen, wo allein mein Herz die Ruhe findet! Dies sagend, schlug er das matte Auge auf, sein Blick traf Helene. — Ja! ja! sprach er lächelnd: mir ahnete es immer, daß Du mein guter Engel sein würdest, mir die Augen zuzudrücken, mich hinüber zu geleiten! — Helene schloß ihn in ihre Arme. Halte die fliehende Seele nicht auf, Holde! bat er: Dein Zauberwort hat mehr Kraft als der Tod, es bindet sie fest an diese Hülle; laß sie aufschweben zum Licht, denn hier unten bleibt es für mich doch Nacht.

Gönnt ihm Ruhe, Ihr tödtet ihn! sagte der Wundarzt, als Nikola ermattet in des Malteſers Arme zurücksank: Gönnt ihm Ruhe! Laßt ihn von hier bringen, gnädiger Herr! bat er den Marquis.

Darf er nach Standia gebracht werden? fragte dieser.

Ich glaube, erwiderte der Wundarzt: die Bewegung des Schiffes wird ihm nicht schaden, und dort hat er mehr Ruhe als hier.

Nun, so bringt ihn auf ein Boot unserer Flotte, das mag ihn nach Standia führen! befahl der Marquis: Hier könnte ich ihn überdies weniger gegen Morosini schützen als dort, wo unsere Flotte im Hafen liegt. Ihr, Wundarzt, begleitet und sorgt für ihn; Du aber, Helene, folgst mir in den Palaſt Grimaldi, dort bist Du sicher. —

Helene schien nicht auf seine Worte gehört zu haben, denn als man Nikola nach dem Boote trug, folgte sie schweigend. Helene! rief der Vater, ihre Hand erfassend: Wohin willst Du?

Mit ihm nach Standia! sagte sie ruhig.

Das verbietet die Sitte — folge mir!

Euch? — Habt Ihr schon für mich geblutet, wie er? sprach sie kalt: Ihm gehöre ich an, er hat ein schweres Recht an mir erworben! Ich werde ihn pflegen, und wenn ich es vermag ihm sein Leben, seinen Tod versüßen!

Helene! bat der Marquis, von Zorn wie von Rührung gleich erschüttert: Folge mir! Höre nur die Stimme Deines kindlichen Herzens!

Sie schweigt! unterbrach sie ihn, ihre Hand der seinen entziehend, und folgte nun mit eilenden Schritten den Griechen, welche den Verwundeten in das Boot trugen. Heinrich d'Aubüſſon stürzte sich in die Arme des Vaters, der ihr nacheilen wollte und hielt ihn zurück. Laßt sie mit ihm ziehen, Vater! bat er: sie erfüllt eine heilige Pflicht; hindert sie nicht!

Nun wohl, sagte der Marquis nach kurzem Bedenken: so mag sie ihm

folgen; aber auch Du begleite sie, daß der Anstand nicht verletzt werde. Sorge dort für ihre Sicherheit.

Das Boot schwamm mit Nikola, Helenen und dem Malteser ungehindert dahin, — und als der Verwundete sein Auge aufschlug, sah er sich in der Wohnung der Witwe Anastasia und an seinem Lager die weinende Helene.

Obgleich der Verdacht des Marquis, daß Morosini in der Stille seine Tochter aus ihrem Gefängnisse zum Tode habe führen lassen, ihm jetzt sattsam als ungegründet erscheinen mußte, war er doch zu sehr gegen den Venetianer gereizt, um ihm zu verzeihen, und die Gewißheit, welche er zu haben glaubte, daß Morosini seiner Rache gegen ihn durch Helenens Tod ein blutiges Opfer hätte bringen wollen, bestimmte ihn auch jetzt noch, des stolzen Nobile Untergang zu beschließen.

In der am folgenden Morgen gehaltenen Versammlung des französischen Adels suchte er die, ohnehin durch Morosini's würdevolles, ihnen stolz dünkendes Benehmen erbitterten Gemüther noch mehr aufzubringen, und es gelang ihm auch, sie zu dem einmüthigen Beschluß zu vermögen, den Herzog von Navailles zu bitten, sich mit dem Heere wieder einzuschiffen, und nach Frankreich zurück zu kehren. Der Marquis übernahm es, ihn dazu zu bewegen und begab sich sogleich zu ihm. Aber soviel Einfluß er auch auf den Herzog von Navailles hatte, konnte er diesen doch zu keinem raschen Entschluß vermögen; der Herzog fürchtete, und mit Recht, die Ungnade seines Königs, zog es vor unthätig zu bleiben und dem Minister Louvois einen Bericht zu machen, der die Hülfe, welche Frankreich gesendet, als ganz nutzlos schilderte. Indessen wollte er noch mit der Flotte einen Angriff auf das türkische Lager wagen, um, bei etwaigem Verluste, dem Könige, welchem die Marine so sehr am Herzen lag, die ganze Unternehmung verhaßt zu machen. D'Aubüsson selbst hatte diesen Plan entworfen, da er den Herzog nicht zur Einschiffung zu bereden vermochte.

An dem nemlichen Tage war auch nach manchen ausgestandenen Stürmen die zweite Abtheilung der Hülfflotte in Standia gelandet, hatte die Truppen dort ausgeschifft und bereitete sich, gleich der schon im Hafen vor Anker liegenden Flotte, zum Angriff des türkischen Lagers. Die Truppen landeten auf der Insel, lagerten unter Zelten oder in den wenigen Landhäusern der Einwohner, und nur die Wohnung der Witwe Anastasia blieb von den fremden Gästen verschont, da Nikola hier verwundet lag.

Dieser genas von Tag zu Tage immer mehr und mehr, das junge kräftige Leben kämpfte muthig gegen den Tod, Helenens Sorgfalt, die Liebe, die sie jetzt dem Kranken zeigte, wirkten wohlthätig auf ihn, und obgleich der Wundarzt sein Haupt noch bedenklich schüttelte, trat doch mit jedem Tage die Hoffnung ermuthigender neben das Krankenlager und der Tod mußte seine gewiß geglaubte Beute wieder fahren lassen.

An dem Siechbette drang mancher Seufzer aus vielfach bewegter Brust. War Helenens Auge auf den Verwundeten gerichtet, der nur in ihrem Blick seine Lebenshoffnung fand, gedachte sie, was dieser bleiche leidende Mann für sie gethan, welch hohe unauslöschbare Liebe in dieser kaum noch athmenden Brust für sie glühe, so trat ein leises Gebet auf ihre Lippen, und der Vorsatz, Liebe mit Liebe zu lohnen, faßte feste Wurzel. Traf aber der Blick das Auge des Malteſers, welches wehmuthvoll auf der Thräne ruhte, die unwillkürlich über ihre Wange herabgerollt war, dann fühlte sie eine ängstliche Beklemmung, sie konnte das Bild des Bruders nicht festhalten, der Malteſer und sein Kreuz waren verschwunden und Heinrich d'Aubuſſon, wie er in den Tagen glücklicher Täuschung in ihren Armen geruht hatte, stand vor ihr, lockend und lieblich. Dann wandte sie sich zürnend ab, und bat Gott dieser frevelnden Gebilde wegen um Vergebung. Anaſtaſia, die Mutter, saß traurig neben ihr, das Auge auf sie gerichtet; eine Thräne drängte sich wohl zuweilen hervor, aber blickte sie auf den Malteſer, so vermochte sie nicht, eine Wallung zu unterdrücken, welche das Blut auf ihre Wangen trieb. Nur Nikola fühlte sich ganz glücklich. — Und muß ich auch sterben, sagte er eines Abends, als Helene allein an seinem Lager saß: so sterbe ich mit Freuden; es ist ja für Euch, die Ihr mir noch den schönsten Kranz des Lebens mit auf die Pilgerreise gebt, den Kranz aus Rosen und Myrthe gewunden und mit der Thräne des Mitgefühls befeuchtet. Ja, Helene, ich bin ein glücklicher Mensch! — Hier am Markſtein kämpft das Leben mit dem Tode, wer auch den Sieg erringt, er beglückt mich. Hier weiß ich, verläſſest Du mich nicht mehr, dorthin folgt mir Dein Dank, Deine Sehnsucht und mein Bewußtsein. Möge nun Gott nach seiner Weisheit über mich beſchließen.

Ja, erwiderte das Mädchen — die Abwesenheit des Malteſers gab ihr Muth, das Wort auszusprechen: Ja, Nikola! Dir sei fortan mein Leben geweiht — kann meine Liebe die Deine lohnen, so nimm diese Hand zum Pfande meiner unverbrüchlichen Treue — ganz gehört Dir nun mein Herz, nur dem Bruder gönne sein Theil! sprach sie erröthend und zürne der Thräne nicht, welche Erinnerung mir zuweilen erpreſſen könnte.

Leise drückte Nikola die dargereichte Hand an seine bleichen Lippen. Nun sterb' ich gern, nun ich dies Liebeswort aus Deinem Munde vernahm! sagte er, kaum seiner mächtig, sank ermattet auf sein Lager zurück und schloß die Augen. — Sein ganzes Wesen war ergriffen, die Wonne hatte ihn zu beiß durchschauert, so daß der eben hereintretende Wundarzt, welcher seinen Puls unterſuchte, für ihn fürchtete und Helene bat, in des Kranken Gegenwart jede zu lebhafte Gemüthsbewegung soviel als möglich zu unterdrücken.

Muß ich denn immer ihm wehe thun! seufzte sie: auch wenn ich sein Herz erfreuen will? Sie blickte noch einmal nach dem Schlummernden, den ein freundlicher Traum beglücken mußte, denn ein heiteres Lächeln verklärte

sein Antlitz — Schlaf wohl! sprach sie leise: möge Dein Erwachen so heiter, wie Dein Schlaf sanft sein! — Sie ging traurig gestimmt hinaus in den Garten nach der ihr so lieb gewordenen Trümmer am Meere, um sich hier ihren Gefühlen zu überlassen. Mit freudigem Herzen, mit fester Zuversicht, mit wahrer Liebe hatte sie Nikola ihre Hand gereicht, aber ganz rein, ganz ungetrübt fühlte sie ihr Glück nicht. Sie mußte sich von so Manchem trennen, mußte so lang genährter Wonne ein schmerzliches Lebewohl sagen, und wie die junge Gattin sich weinend an der Mutter Brust wirft, an der sie so oft liebend geruht, wie sie nur unter Thränen sich von der Heimath, von dem Vaterhaus, von den Gespielen ihrer Jugend trennt, um dem geliebten Gatten folgend in eine neue Freudenwelt einzutreten, so konnte sich Helene auch nur unter Thränen von dem Traume ihrer ersten Liebe losreißen, und obgleich es das Schicksal schon gewaltsam gethan, so war es ihr doch als wär' es heute erst, wo sie die Worte der Trennung aussgesprochen hätte. Lebt wohl, lebt wohl! ihr schönen Tage, ihr Tage unaussprechlicher Wonne! rief sie: Nur einmal könnt ihr in solch herrlichem Glanze dem Menschen erscheinen, nur einmal wecken die Strahlen einer kaum geahneten Aurora das schlummernde Herz der Jungfrau aus seinen lieblichen Träumen. Weg, weg, ihr verführerischen, sündhaften Bilder einer unheiligen Liebe! Weg, ihr Freuden, die mich mit Grauen erfüllen! — Und doch — kann ich selbst an des edlen Mannes Brust — Heinrich d'Aubüsson vergessen? —

Das sollst Du auch nicht, Helene! unterbrach des Malteſers Stimme ihr Selbstgespräch: Du darfst den Bruder nicht vergessen, dem Du das Höchste der Welt, die Friedenspalme seines Lebens bist. Reich' dem edlen Griechen Deine Hand, sei in seiner Liebe beglückt, und wenn Ihr Euch auch nur in ruhigen Stunden, wo der Wonnekelch geleert ist, in stillen sanften Augenblicken der Vergangenheit erinnert, dann gedenkt meiner mit Liebe! — Halte die Thräne nicht zurück, Helene! sie nimmt mir den Muth, nimmt mir das Vertrauen auf mich selbst. Laß uns immer mit Wehmuth der Vergangenheit gedenken, aber auch dankbar gegen die Vorsehung sein, die uns vom Abgrund zurückhielt, und unsre Liebe trennend uns wieder in Liebe vereinte. Laß uns den festen Vorsatz fassen, zu vergessen, was war und uns nur an dem zu erfreuen, was ist!

Schweigend reichte ihm Helene die Hand, sie zürnte mit sich, daß sie die lachende Stimme in ihrer Brust nicht ganz unterdrücken konnte. — Sie wollte vergessen und vermochte es nicht.

Der Minister Louvois hatte dem Herzog auf seinen Bericht wegen Candia endlich eine zweideutige Antwort ertheilt. Der König, schrieb er ihm: sei über das Gefecht vom 25. Juni ungehalten; es wäre daher gut,

wenn der Herzog durch irgend ein glänzendes Unternehmen zu Wasser oder Lande den üblen Eindruck verwischen könnte, jedoch möchte er nicht Alles auf's Spiel setzen. Uebrigens müsse es dem Herzog anheimgestellt bleiben, ob er Candia zu erhalten glaube oder ob er es für verloren halte, in letzterem Falle müsse man es freilich verlassen. Kaum daß der Herzog dieses Schreiben gelesen, als sein Plan schnell gereift war. Er schien seit diesem Augenblicke ganz von der von Morosini längst gewünschten Thätigkeit beseelt, bot, im Fall der General einen Ausfall wagen wollte, die ganze französische Flotte zur Unterstützung an, und bemerkte nur, daß es wohl gerathener sei, hierbei den Franzosen die Vertheidigung der Werke zu überlassen und mit den übrigen Truppen den Ausfall zu machen, da die italienischen und deutschen Regimenter weit mehr an diese Art Kriegführung gewöhnt wären.

Der schlaue Morosini durchschaute leicht des Herzogs Plan. Gelang der Ausfall, so eignete sich der Herzog einen Theil der Ehre zu und zog dennoch ab; Morosini hatte die Regimenter, auf welche er sich allein noch verlassen konnte, geschwächt, und ihm blieb nach dem Abzuge der Franzosen nichts übrig als die Flotte abzutakeln, mit dem Schiffsvolk die Besatzung zu verstärken und so die Flotte und die Herrschaft zur See Preis zu geben oder die Stadt dem Feinde zu räumen. Mißglückte der Ausfall, so konnte der Herzog Candia für verloren halten und hatte dann einen richtigen Beweggrund zu seinem Abzug. Er ging daher den Vorschlag nur unter der Bedingung ein, wenn der Herzog die 2000 Mann, welche auf Standia lagerten, nach Candia zöge und bei dem Ausfalle ganz zu seiner Verfügung stelle.

Fast hätte er den Herzog für sich gewonnen, der zwar auf nichts ganz einging, sich jedoch Bedenkzeit ausbat aber leicht von d'Aubüsson umgestimmt wurde, welcher nur seine Rache gegen Morosini vor Augen, den verwundbarsten Fleck zu treffen hoffte, diesem Edlen wehe zu thun. Er sollte Candia und mit dem Fall dieser Feste seinen Kriegerruhm verlieren. Unausgesetzt versuchte er daher, den Herzog zur Einschiffung zu bereden. Das Schreiben Louvois bot ihm Scheingründe genug, der Herzog langweilte sich überdies in Candia und gab ihm desto williger Gehör; nur wollte er nicht ohne irgend eine Waffenthat abziehen. Es wurde nun beschlossen, die französische Flotte gegen den Strand rücken und das feindliche Lager beschießen zu lassen, wenn auch Morosini den Ausfall unterließe. Der 24. Juli ward zu diesem Unternehmen bestimmt.

An diesem Tage bot sich dem Auge an der Küste Candia's ein herrliches Schauspiel dar. Siebzehn Linienschiffe und achtzehn Galeeren zogen mit vollen Segeln von Standia her, legten sich dem Lager des Großveziers gegenüber und begannen aus 1800 Geschützen ein mörderisches Feuer, während Morosini, jedoch nur zum Schein und mit weniger Kraft, auch wenigen Erfolge, einen Ausfall machte. Die Türken, wahr

scheinlich schon von Allem im Voraus benachrichtiget, boten den hervorbrechenden Kriegern überall die Stirn, hatten in ihren meist in Felsen gehauenen Strandbatterieen Roste mit glühenden Kugeln bereit und erwiderten mit ihrem an Kaliber, wenn auch nicht an Zahl überlegenen Geschütze das schlecht unterhaltene Feuer der Franzosen. Vom Morgen bis gegen Abend dauerte dieses nutzlose Beschießen, welches den Türken nur wenig schadete und nur einen kleinen Theil ihres Lagers zerstörte. Gegen Abend aber, als der Vendome, ein französisches Linienschiff von 64 Kanonen, durch glühende Kugeln in Brand gesetzt, aufflog, kehrte die Flotte, nachdem sie 1200 Todte verloren hatte, unverrichteter Sache wieder nach Standia zurück.

Gern hätte der Herzog, welchem Morosini's an diesem Tage bewiesenes zweideutiges Benehmen leicht einen Grund geben konnte, Candia zu verlassen, gleich jetzt die Einschiffung befohlen, wenn nicht die Schiffe durch das feindliche Feuer so beschädigt gewesen wären, daß sie einer nothwendigen Ausbesserung bedurft hätten. Diese desto eifriger zu betreiben, sandte der Herzog den Marquis d'Aubüsson mit ausgedehnter Vollmacht nach Standia.

Die Ankunft des Marquis störte gewissermaßen den stillen Frieden, der nach jenem Abend in dem Landhause der Witwe waltete. Nikola hatte sich mit jedem Tage mehr und mehr erholt, so daß er jetzt schon zuweilen sein Lager verlassen und sich an den warmen Strahlen der Sonne erquicken konnte und Helene freute sich, daß sie unter ihrer Pflege und Sorgfalt diesen zerschmetterten Baum wieder aufblühen sah. Der Arzt theilte ihre Hoffnungen nicht. — Die Lunge ist verletzt, vertraute er dem Malteser: das Leben kann ich ihm zwar erhalten, aber nur ein sieches, kraftloses; mich dauert die Jungfrau. Der Malteser bat ihn, seine Vermuthung ja Helenen zu verschweigen und ihr den süßen Traum nicht zu stören, nur fürchtete er, daß der Vater ihre Hoffnung mit einem Worte zertrümmern möchte. Aber der Marquis, welcher Nikola's Wohnung mit seinem Sohne bezog, mochte sein Unrecht gegen den Mann, der sein Leben daran gewagt hatte, ihm die Tochter zu retten, wohl erkennen. Er entschuldigte sich bei Nikola, bezeigte ihm sein Beileid, versicherte ihn seiner Dankbarkeit, und dieser, weit entfernt den Marquis wegen seiner unüberlegten That zu hassen, freute sich, dem Vater seiner Helene Freundliches erwidern zu können.

Der Malteser machte nun, da ihm die Stimmung des Vaters so günstig schien, diesen mit Helenens Entschluß in Rücksicht Nikola's bekannt. Der Marquis hörte ihn ruhig an. Ich finde es natürlich, sagte er dann, als sein Sohn sich mit Lebhaftigkeit für Helene verwendet hatte: daß die überspannte Leidenschaft Deiner Schwester so handelt, daß sie Dankbarkeit für Liebe hält. — Was will sie aber mit dem siechen Manne, der nach dem Ausspruche des Wundarztes nie wieder ganz genesen kann?

Der Malteser sah den Vater staunend an. Du scheinst Dich über meine Aeußerung zu verwundern, Heinrich! fuhr er fort: Ich glaube wohl, daß Du selbst so handeln und einer siechen Verlobten Deine Hand reichen würdest, ohne die kurze Dauer Deiner Täuschung, ohne den Glanz Deines Hauses zu beachten; aber mir, dem Vater, dem die Leidenschaft nicht den klaren Verstand umnebelt, mir sei es vergönnt. —

Ihr wollt Euch ihren Wünschen widersetzen? unterbrach ihn der Malteser: Wollt den edlen Mann —

Gemach, mein Sohn, fiel ihm der Marquis einlenkend in die Rede: wer spricht davon? — meine Wünsche sind noch nicht die That. Findet sie an des Griechen verwundeter Brust einen stärkern Magnet als an der Brust des Vaters, so geschehe ihr Wille. Auch dann werde ich väterlich für sie sorgen!

Wie dank' ich Euch für dieses tröstende Wort! rief der Malteser, in die Arme des Vaters sinkend: Ich war es gewiß, Euer edles Herz würde die Hoffnung, die ich nährte, nicht trügen.

Mit freudigem Herzen eilte er nun zu Helenen, ihr die frohe Kunde zu bringen. Diese dankte ihm zwar für seine Bemühung, doch war dieser Dank nicht herzlich. Ihr schien es wehe zu thun, daß Heinrich d'Aubüsson so eifrig ihre Verbindung mit Nikola betrieb, auch konnte sie sich mit dem Verhältniß zu ihrem Vater, wie es die Pflicht befahl, nicht befreunden, er blieb ihr stets ein fremder, ein stolzer Mann, von dem sie sich mehr abgestoßen als angezogen fühlte. Sie verheimlichte dies dem Malteser nicht, der ihr fast darüber gezürnt hätte.

In dieser Zeit war wohl Anastasia die Einzige, die traurig und niedergeschlagen umher ging. War auch Helene ernst und nicht heiter, entlockte ihr die bevorstehende Trennung von ihrem Heinrich auch manche Thräne, so fühlte sie sich doch in der Erfüllung ihrer heiligsten Pflichten beglückt, und das sanfte Benehmen Nikola's, der durch die Gewißheit seines Glücks ganz umgestaltet war und den sie jetzt wahrhaft liebte, ließ sie keinen trüben Blick in die Zukunft thun. Seine Liebe wie sein Gebet war sanft und nicht mehr stürmisch, er fühlte innige Freundschaft für den Malteser, den er oft im Stillen beklagte, wenn er dessen Blick sehnsuchtvoll auf Helenen ruhen sah, er tröstete die Geliebte, wenn er eine Thräne in ihrem Auge belauschte. Verbirg sie nicht, sagte er dann sanft: weine nur immer um ihn — ist er von hinnen gezogen, so heilt die Zeit auch diese Wunde und wir sind ganz glücklich.

Der Arzt aber freute sich dieser Stimmung des Kranken nicht so ganz, er hielt sie für Abspannung und mochte wohl Recht haben, denn so wie Nikola theilnehmender, inniger wurde, schien die Lebensflamme immer matter zu glimmen; je reizbarer sein Gemüth war, desto leidender ward sein Körper.

Das Verhältniß des Marquis zu Anastasia war von seiner Seite kalte

abgemessene Höflichkeit, von der ihrigen fast feindliche Zurückgezogenheit, und man sah deutlich, daß etwas sie beunruhige und daß sie Mißtrauen in den Marquis setze. Gegen den Malteser blieb sie ernst, gegen Helene aber strömte die Gluth ihrer Liebe aus wie noch nie. Sie schien den Tag zu fürchten, an welchem die französische Flotte die Anker lichten würde, und sich dennoch auf ihn zu freuen.

Der Marquis betrieb indessen mit beispielloser Thätigkeit die Instandsetzung der Schiffe und Alles was zur Abfahrt nöthig war, und endlich konnte er nach Candia schiffen und dem Herzog von Navailles melden, daß alle Fahrzeuge segelfertig seien und es nur seines Befehles zur Abfahrt bedürfe.

Der Herzog kündete nun Morosini an, daß er sich unverzüglich einschiffen werde, und so wenig diese Nachricht den Venetianer unvorbereitet traf, wendete er doch noch alle Ueberredemittel an, den Herzog zu bewegen, erst den bestimmten Befehl seines Königs abzuwarten; aber nichts änderte den einmal gefaßten Entschluß. Nun so zieht, wohin es Euch beliebt! sagte Morosini aufgebracht: Verantwortet Euer Benehmen vor Gott, Eurem König und der Nachwelt, die uns richten wird!

Von dem Augenblicke an legte er auch dem Herzog nicht das mindeste Hinderniß mehr in den Weg; zu Allem bereitwillig, was nur zur Beschleunigung der Abfahrt dienen konnte, handelte er wie ein Wirth, der seinen Gast los zu werden strebt. Den 20. August war Alles in Stand und eine gehörige Anzahl kleiner Fahrzeuge zum Einschiffen der Truppen bereit; den andern Tag sollten die Franzosen Candia verlassen.

Der Herzog war mit dem Marquis seinem Heere vorangeeilt und einen Tag früher nach Standia übergeschifft. Ein Schreiben des Großveziers, das ihn zu einer Unterhandlung einlud, hatte ihn dazu vermocht. Kiupergli machte ihm darin den Vorschlag, daß er Abgesandte nach Standia senden wolle, um mit ihm so Manches, die Gefangenen und die Verhältnisse Frankreichs mit der hohen Pforte betreffend, zu besprechen. Er lud ihn ein, ein Fahrzeug auf die Rhede vor Candia zu senden, um die Abgesandten, welche sich dort auf einem türkischen Schiffe einfinden würden, aufzunehmen; zu ihrer Sicherheit aber verlangte er sechs französische Edle von den bedeutendsten Geschlechtern als Geißel, und zu diesem Allen von Morosini sicheres Geleit, damit die Venetianer nicht, wie sie wohl zuweilen zu thun pflegten, einen heimtückischen Streich, selbst gegen des Herzogs Willen ausführen möchten. Den Herzog verdroß diese Vorsicht; als er jedoch bedachte, daß sie wohl mehr dem Venetianer als ihm gelte, und er wohl wußte, wie viel seinem Könige an der Wiederherstellung eines guten Vernehmens mit der hohen Pforte gelegen sei, so ging er zu Morosini und trug ihm die Sache vor. Dieser, solche Vorsichtmaßregeln des Beziers nicht gewohnt, erstaunte und suchte mehr darin, als wohl darin

Der Malteſer ſah den Vater ſtaunend an. Du ſcheinſt Dich über meine Aeußerung zu verwundern, Heinrich! fuhr er fort: Ich glaube wohl, daß Du ſelbſt ſo handeln und einer ſiechen Verlobten Deine Hand reichen würdeſt, ohne die kurze Dauer Deiner Täuſchung, ohne den Glanz Deines Hauſes zu beachten; aber mir, dem Vater, dem die Leidenſchaft nicht den klaren Verſtand umnebelt, mir ſei es vergönnt. —

Ihr wollt Euch ihren Wünſchen widerſetzen? unterbrach ihn der Malteſer: Wollt den edlen Mann —

Gemach, mein Sohn, fiel ihm der Marquis einlenkend in die Rede: wer ſpricht davon? — meine Wünſche ſind noch nicht die That. Findet ſie an des Griechen verwundeter Bruſt einen ſtärkern Magnet als an der Bruſt des Vaters, ſo geſchehe ihr Wille. Auch dann werde ich väterlich für ſie ſorgen!

Wie dank' ich Euch für dieſes tröſtende Wort! rief der Malteſer, in die Arme des Vaters ſinkend: Ich war es gewiß, Euer edles Herz würde die Hoffnung, die ich nährte, nicht trügen.

Mit freudigem Herzen eilte er nun zu Helenen, ihr die frohe Kunde zu bringen. Dieſe dankte ihm zwar für ſeine Bemühung, doch war dieſer Dank nicht herzlich. Ihr ſchien es wehe zu thun, daß Heinrich d'Aubuſſon ſo eifrig ihre Verbindung mit Nikola betrieb, auch konnte ſie ſich mit dem Verhältniß zu ihrem Vater, wie es die Pflicht befahl, nicht befreunden, er blieb ihr ſtets ein fremder, ein ſtolzer Mann, von dem ſie ſich mehr abgeſtoßen als angezogen fühlte. Sie verheimlichte dies dem Malteſer nicht, der ihr faſt darüber gezürnt hätte.

In dieſer Zeit war wohl Anaſtaſia die Einzige, die traurig und niedergeſchlagen umher ging. War auch Helene ernſt und nicht heiter, entlockte ihr die bevorſtehende Trennung von ihrem Heinrich auch manche Thräne, ſo fühlte ſie ſich doch in der Erfüllung ihrer heiligſten Pflichten beglückt, und das ſanfte Benehmen Nikola's, der durch die Gewißheit ſeines Glücks ganz umgeſtaltet war und den ſie jetzt wahrhaft liebte, ließ ſie keinen trüben Blick in die Zukunft thun. Seine Liebe wie ſein Gebet war ſanft und nicht mehr ſtürmiſch, er fühlte innige Freundſchaft für den Malteſer, den er oft im Stillen beklagte, wenn er deſſen Blick ſehnſuchtvoll auf Helenen ruhen ſah, er tröſtete die Geliebte, wenn er eine Thräne in ihrem Auge belauſchte. Verbirg ſie nicht, ſagte er dann ſanft; weine nur immer um ihn — iſt er von hinnen gezogen, ſo heilt die Zeit auch dieſe Wunde und wir ſind ganz glücklich.

Der Arzt aber freute ſich dieſer Stimmung des Kranken nicht ſo ganz, er hielt ſie für Abſpannung und mochte wohl Recht haben, denn ſo wie Nikola theilnehmender, inniger wurde, ſchien die Lebensflamme immer matter zu glimmen; je reizbarer ſein Gemüth war, deſto leidender ward ſein Körper.

Das Verhältniß des Marquis zu Anaſtaſia war von ſeiner Seite kalte,

abgemessene Höflichkeit, von der ihrigen fast feindliche Zurückgezogenheit, und man sah deutlich, daß etwas sie beunruhige und daß sie Mißtrauen in den Marquis setze. Gegen den Malteser blieb sie ernst, gegen Helene aber strömte die Gluth ihrer Liebe aus wie noch nie. Sie schien den Tag zu fürchten, an welchem die französische Flotte die Anker lichten würde, und sich dennoch auf ihn zu freuen.

Der Marquis betrieb indessen mit beispielloser Thätigkeit die Instandsetzung der Schiffe und Alles was zur Abfahrt nöthig war, und endlich konnte er nach Candia schiffen und dem Herzog von Navailles melden, daß alle Fahrzeuge segelfertig seien und es nur seines Befehles zur Abfahrt bedürfe.

Der Herzog kündete nun Morosini an, daß er sich unverzüglich einschiffen werde, und so wenig diese Nachricht den Venetianer unvorbereitet traf, wendete er doch noch alle Ueberredemittel an, den Herzog zu bewegen, erst den bestimmten Befehl seines Königs abzuwarten; aber nichts änderte den einmal gefaßten Entschluß. Nun so zieht, wohin es Euch beliebt! sagte Morosini aufgebracht: Verantwortet Euer Benehmen vor Gott, Eurem König und der Nachwelt, die uns richten wird!

Von dem Augenblicke an legte er auch dem Herzog nicht das mindeste Hinderniß mehr in den Weg; zu Allem bereitwillig, was nur zur Beschleunigung der Abfahrt dienen konnte, handelte er wie ein Wirth, der seinen Gast los zu werden strebt. Den 20. August war Alles in Stand und eine gehörige Anzahl kleiner Fahrzeuge zum Einschiffen der Truppen bereit; den andern Tag sollten die Franzosen Candia verlassen.

Der Herzog war mit dem Marquis seinem Heere vorangeeilt und einen Tag früher nach Standia übergeschifft. Ein Schreiben des Großveziers, das ihn zu einer Unterhandlung einlud, hatte ihn dazu vermocht. Kiupergli machte ihm darin den Vorschlag, daß er Abgesandte nach Standia senden wolle, um mit ihm so Manches, die Gefangenen und die Verhältnisse Frankreichs mit der hohen Pforte betreffend, zu besprechen. Er lud ihn ein, ein Fahrzeug auf die Rhede vor Candia zu senden, um die Abgesandten, welche sich dort auf einem türkischen Schiffe einfinden würden, aufzunehmen; zu ihrer Sicherheit aber verlangte er sechs französische Edle von den bedeutendsten Geschlechtern als Geißel, und zu diesem Allen von Morosini sicheres Geleit, damit die Venetianer nicht, wie sie wohl zuweilen zu thun pflegten, einen heimtückischen Streich, selbst gegen des Herzogs Willen ausführen möchten. Den Herzog verdroß diese Vorsicht; als er jedoch bedachte, daß sie wohl mehr dem Venetianer als ihm gelte, und er wohl wußte, wie viel seinem Könige an der Wiederherstellung eines guten Vernehmens mit der hohen Pforte gelegen sei, so ging er zu Morosini und trug ihm die Sache vor. Dieser, solche Vorsichtmaßregeln des Beziers nicht gewohnt, erstaunte und suchte mehr darin, als wohl darin

liegen mochte, ſtellte jedoch endlich, da nichts Schlimmeres als der ſchon auf den andern Tag beſtimmte Abzug der Franzoſen daraus folgen könnte, für die türkiſchen Abgeſandten den Geleitbrief aus.

Der Herzog hatte zu ihrem Empfange am Strande des Meeres mit aller nur möglichen Pracht ein großes Zelt aufſchlagen laſſen, alle Offiziere ſeines Heeres waren um ihn verſammelt, alle franzöſiſchen Schiffe flaggten; die Venetianer aber und die von Malta blieben ruhig und nahmen keinen Theil an den Ehrenbezeigungen. Die Abtheilung der Franzoſen, welche ſchon auf Standia lagerte, ward in langen Reihen aufgeſtellt und das Geſchütz am Strande aufgefahren. Als das Schiff, auf welchem die Abgeſandten ſich befanden, auf der Rhede vor Anker ging und dieſe unter Kanonendonner landeten, erſtaunte der Herzog und fühlte ſeinen Stolz nicht wenig beleidigt, als er den ärmlich gekleideten Derwiſch, begleitet von zwei jungen Türken, die ſich auch nicht durch beſondere Pracht auszeichneten, auf ſich zukommen ſah. Faſt hätte ſein Hochmuth ihn verleitet, ihnen den Rücken zu kehren; doch bedachte er noch zur rechten Zeit, welch wichtiger Mann der Derwiſch im Rathe des Beziers ſei und wie viel er bei ſeinem Könige zu verantworten habe, wenn er ſo plötzlich und auf ſo beleidigende Art die Unterhandlung abbräche; er zügelte daher ſeinen Unmuth, lud den Derwiſch in das Zelt und empfing hier von ihm des Großveziers Schreiben. Kaum hatte er es geleſen, als er ſeine Offiziere ſich zu entfernen bat und mit dem Derwiſch und deſſen Dollmetſcher allein in dem Zelte zurück blieb. Was hier verhandelt wurde, iſt der Mit- und Nachwelt ein Geheimniß geblieben, nur ein Reſultat ergab ſich am andern Tage, wo alle gefangene Franzoſen nach Standia ohne Ranzion ausgeliefert wurden.

Indeß der Herzog die Verhandlungen im Geheim betrieb, ſaß der Malteſer mit Nikola und Helenen in einer Roſenlaube, wo die nahe Trennung ein trauriges Geſpräch herbeigeführt hatte. Da ſah d'Aubuſſon zwei Türken, von einem griechiſchen Sklaven und einem franzöſiſchen Offizier begleitet, auf ſie zukommen. — Der Offizier blieb jetzt mit dem einen Türken und dem Sklaven zurück, während der andere mit raſchen Schritten auf die offene Laube zuging.

Als dieſer näher kam, überflog eine hohe Röthe Helene. — Es iſt Muſtapha, ſagte ſie halb leiſe zu Nikola: beruhige Dich, mein Freund! — Dieſer erbleichte, doch faßte er ſich ſchnell. — Geh', ihn zu empfangen! bat er ſie: der edle Jüngling verdient, daß wir ihn herzlich willkommen heißen. Als Helene zögerte, ging der Malteſer ihm entgegen und führte ihn ein.

Ich komme, ſo redete Muſtapha Kiupergli, um deſſentwillen der Bezier wohl die Vorſichtmaßregeln getroffen hatte, das Mädchen an: Dich, Helene, Perle der Jungfrauen, zu begrüßen. Ich komme allein — Ab-

dallah ist in dem Zelte bei dem Herzog der Franken zurückgeblieben — Dir zu zeigen, schöne Christin, daß der wilde Mustapha, nach Deinen Himmelsternen blickend, auch ohne seinen alten Lehrer ehrfurchtvoll vor Dir stehen kann. Sei mir willkommen als Verlobte dieses Mannes! Auch Du, edler Christ, wandte er sich zu Nikola: der, beim Propheten! sich diese Auserwählte mit seinem Blut und mit vollem Rechte errungen, Dir dankt Mustapha, daß Du, sie retten zu wollen, Dich opfertest. Zwar hast Du die Herrliche nicht, wie Du vielleicht wähnst, dem schmählichen Tod entrissen, doch bleibt Deine That gleich edel; Du konntest nicht ahnen, daß der tapfere Morosini Dich freudigen Herzens mit Deiner schönen Beute entfliehen, das Boot zu Deiner Flucht bereit stellen und den Wachtschiffen befehlen ließ, Dich ungehindert segeln zu lassen.

Ich kam hieher, fuhr er fort: für Dich, tapfrer Grieche, bei dem schönen Mädchen zu werben; ich komme zu spät! — Nun, so ist es besser! — Bleibt auf der Insel, der Vezier wird Euch schützen, wo Ihr auch seid, nur hier in Candia vermag er es jetzt nicht. Aber geht nicht nach Candia zurück, der edle Morosini würde streng gegen Euch verfahren müssen.

Du, der das Kreuz von Malta trägt, sagte er dann, sich zu Heinrich d'Aubüsson wendend: Dich bedaure ich, daß Du der Bruder dieser Auserwählten bist. Schwesterliebe ist schön, Frauenliebe viel herrlicher! Ich bin Dir trotz Deines Kreuzes, das ich sonst als ein Rechtgläubiger hasse und verfolge, von Herzen gewogen. Unterließest Du dereinst Deinem Schicksal, und Kinvergli, mein Vater, kann Dir nützen, so wende Dich an mich, Du wirst um dieser Herrlichen willen einen Freund an Mustapha finden.

Nun habe ich Dich noch einmal gesehn, sprach er tief bewegt: lieblichste der Houris dieses Erdenparadieses, mich noch einmal an Deinem Anblick geweidet und so der stürmischen Mahnung meines Herzens genügt. Nun fühl' ich, daß der Augenblick der Trennung nahen muß, daß ich nicht länger in Dein holdes Auge blicken darf, wenn ich mit ganz reinem Bewußtsein vor meinen alten Lehrer treten will. Nimm diesen Ring, Helene, Du, wackerer Grieche dies Schwert, und Du, Malteser meinen Handschlag; nun lebt wohl! Vor Mustapha decke für immer ein Schleier Dein liebliches holdes Angesicht. Leb wohl!

Er warf noch einen flammenden Blick auf die Erröthende, verließ dann schnell die Laube und eilte zu seiner Begleitung zurück.

Führe mich hinaus unter die Cypresse, welche den kleinen, mit frischen Blumen geschmückten Hügel so traulich beschattet, bat Nikola Helene, die Mustapha immer noch freundlich nachblickte: mir wird es so beklommen, so ängstlich in der Laube, des Türken Gegenwart hat so manche Erinnerung, so manches Gefühl in mir aufgeregt, daß mich eine sonderbare Unruhe ergreift, die ich mir nicht zu deuten weiß. Leite mich dorthin auf die Rasenbank bei dem duftenden Oleander.

Helene reichte ihm den Arm und führte ihn, von dem Malteser unterstützt, zu seinem Lieblingsplätzchen. Hier bat er d'Aubüsson, ihn mit der Geliebten allein zu lassen, und als dieser sich entfernt hatte, sagte er, des Mädchens Hand in seine zitternde pressend: Helene! als der Türke vor Dir stand, Dich eine Perle der Jungfrauen, Dich die schönste der Frauen des Erdenparadieses nannte, aus seinem Auge die Flammen glühender Liebe schlugen, und ich gedachte, daß er der Gefangenen freiwillig entsagen, Dich dem Geliebten zurücksenden konnte, da erschien mir der Jüngling so edel, so groß und ich so klein neben ihm, der ich, ein schwacher, elender Mensch, die Hand nach der Perle der Jungfrauen ausstrecke, die zu erfassen ich nicht würdig bin. Höre mich, Helene! bat er innig und sein ganzes Inneres sprach sich in diesen Worten aus: Ist es Mitleid, ist es Dankbarkeit, was Dich mir zuführt, so halte ein, zög're mir zu nahen und prüfe Dich erst; mir gnügte es, aber Dich kann nur überschwengliche Liebe in eigener Brust beglücken. Ich hätte Dich nur gerettet, um Dich elend zu machen — und das will ich nicht! —

Nikola! begann das Mädchen, aber schnell unterbrach er sie. Prüfe Dich erst, ehe Du mir Dein Herz zeigst. — Wie es auch sei, ich werde mich glücklich fühlen. Wenn heute Abend der Wind kühlend durch diese Cypresse rauscht und mit den Blumen des Hügels spielt, die Abendsonne sich in die Fluthen taucht, die Dämmerung ihren Schleier breitet und Du mein bleiches Antlitz nicht mehr sehen kannst, dann sprich und thue mir kund, was Dein Herz Dir vertraute. — Jetzt nicht — jetzt bin ich zu ermattet, der Schlaf drückt schwer auf meine Augen und will sie schließen. Wenn ich erwache, bricht vielleicht schon die Dämmerung an. —

Sein Haupt sank bei diesen Worten an Helenen nieder, die über das was er gesprochen sinnend, den Schlummer des Müden sorgsam bewachte.

Während Nikola, von seinem Engel bewacht, sanft schlummerte, kehrte der Marquis aus dem Lager zurück und trat in die Wohnung Anastasiens, bei welcher er seinen Sohn fand. Bald führte das Gespräch sie auf die nahe Abreise, und den sonst so ernsten, kalten d'Aubüsson schien der Gedanke an Trennung von diesem Schauplatz seiner frühern Liebe weich zu stimmen. Ich habe Euch wehe gethan, Anastasia, sagte er bewegt: ich fühle mein Unrecht und hoffe, Euer sanftes Gemüth wird mir vergeben. Ja, bei Gott! es schmerzt mich, Euch verlassen zu müssen, Euch wehe gethan zu haben, Euch vielleicht noch wehe zu thun. Dies sagend übermannte ihn das Gefühl, und zum Erstenmal, seit er sie treulos verlassen, schloß er sie an seine Brust.

Anastasia entzog sich seiner Umarmung, doch schien sie ihm deßhalb nicht zu zürnen; ihr Mund wollte freundlich lächeln, er vermochte es nicht; Schmerz umzog ihn, die Thräne drang in ihr Auge, das immer finsterer auf den Marquis blickte. Kommt, Marquis d'Aubüsson, kommt Ritter

von Malta! sprach sie feierlich, trat zwischen Beide, und gleich einem finstern Geiste führt sie die Männer hinaus in den Garten. Kommt, Marquis, wiederholte sie hier: kommt zu Eurem Kinde, damit Ihr mir nicht noch einmal wehe thut!

Verwundert sahen Beide auf Anastasia, die schweigend durch den Garten schritt. Ueber ihr ganzes Wesen war feierlicher Ernst gebreitet, keiner wagte nach der Ursache dieser Stimmung zu fragen. Jetzt traten sie aus dem Myrthengebüsch und gingen längs der hochgewölbten Weinlaube. Kommt! rief sie noch einmal und schritt hastig der hohen majestätischen Cypresse zu, welche den grünen blumengeschmückten Hügel beschattete.

Hier, unter diesem Hügel, Marquis d'Aubüsson, sprach sie: findet Ihr Eure Tochter! Jene, welche dort ihren heiter lächelnden Geliebten verlassend auf uns zutritt, ist mein Kind aber nicht das Eurige.

Von diesen Worten erschüttert, stand der Marquis, sein Auge nur auf den Grabhügel geheftet. Der Malteser aber auf die Jungfrau zustürzend, rief freudig ihr entgegen: Helene! meine Helene! Auch sie, welche der Mutter Worte vernommen, eilte auf ihn zu und sank mit dem Ausruf: mein Heinrich, mein Geliebter! an seine Brust. Da trat die Mutter zürnend zwischen sie. Das ist der Malteser Ritter d'Aubüsson, Dir fremd und nicht Dein Bruder! sprach sie ernst: Diese ist Nikola Conduri's Verlobte, und so seid Ihr getrennt, wie ich es wünschte! — Und nun sei Euch vergeben! sagte sie mit sanfter Stimme zu dem Marquis, der noch immer den Blick auf den Hügel gerichtet, an Allem keinen Theil genommen hatte.

Leblos, als habe ein Blitzstrahl sie getrennt, standen der Malteser und Helene von einander geschieden. Es ist vorüber! sagte diese, ihm die Hand reichend, die er fest in der seinen hielt. Lebt wohl! Sie eilte als trieb sie die Schuld zu Nikola, und sank mit einem Schrei an dem Rasensitze nieder.

Anastasia und der Malteser eilten hin, d'Aubüsson aber blieb an dem Grabhügel seines Kindes, nichts um sich beachtend, zurück.

Das bleiche Haupt auf die kalte Brust gesenkt, das Auge starr und gebrochen, lag Nikola an den Rasensitz gelehnt. Ein schmerzvolles Lächeln schien noch um die bleichen Lippen zu zucken, der Gram die matte Lampe gelöscht; der Schmerz den Tod herbeigerufen zu haben. Was er vernommen, was er erblickt, hatte sein edles Herz gebrochen.

Am andern Morgen verkündete Kanonendonner die Einschiffung der französischen Regimenter auf den Schiffen der ersten Abtheilung; am Abend sollte die zweite folgen, mit welcher der Marquis Standia zu verlassen gedachte. Durch die Begebenheit des vergangenen Tages tief erschüttert, überließ er Andern die hierzu nöthigen Geschäfte und wallfahrte

nach dem Grabhügel seines Kindes. Er hatte es nicht gekannt, wohl selten nur an das Unglückliche mit wahrer Liebe gedacht, das Vatergefühl war in der Entfernung und in seinem bewegten Leben untergegangen und somit war auch das, was er jetzt an diesem Hügel empfand, nicht allein der Vaterschmerz, es war wohl mehr das Gefühl einer tiefen Schuld, es waren die Schlangenbisse eines erwachten Gewissens. Candia hatte er aus Rache an den Rand des Verderbens gebracht, und für wen? Für Helene! und was war sie ihm? — Blickte er in die Zukunft, gedachte er der Leidenschaft, mit welcher sein Sohn, trotz dem Schmerze, der ihn bei Nikola's Anblick ergriffen, auf die Griechin schaute, dachte er, daß sie wohl noch auf die Ahnentafel der d'Aubüsson einen Makel werfen könne, so fühlte er, daß er das Opfer sich selbst zum Verderben gebracht und Nemesis ihn schon jetzt ereile. Aber so ganz war das menschliche Gefühl nicht von ihm gewichen, daß der Schmerz, dem er überall begegnete, ihn fühllos hätte lassen sollen und er ihn eben jetzt nicht mit empfunden hätte, als Anastasia langsam und niedergebeugt nach dem Grabhügel zuschritt.

Die Stunde des Scheidens naht, sagte sie; eine Thräne im Blick: vielleicht für mich auch bald die Stunde der Trennung von der Heimath und diesem Grabe. Ich komme, da es wohl das Letztemal ist, daß wir uns auf dieser Welt sehen, Euch mit betrübtem aber aufrichtigem Herzen zu sagen, daß ich Euch verziehen habe, damit wir in jener Welt uns freundlich begegnen mögen. Aber da Ihr nach dem, was ich gethan, leicht glauben könntet, Rache hätte mich geleitet, da doch nur das Mutterherz gehandelt hat, so wißt: Nur die Angst um mein Kind ließ mich bei unserer ersten Zusammenkunft in Candia Euren selbst gefaßten Irrthum, Helene sei Eure Tochter, bestätigen, und ich ergriff den letzten Halm, an dem ich ihr Leben retten zu können glaubte. Meine Klugheit wurde zu Schanden, ohne sie wäre der edle Nikola nicht geopfert, mein Kind gerettet und würde wahrscheinlich in seinen Armen ihre thörige Leidenschaft, die jetzt selbst über seinem Grabe mit aller Kraft hervorbricht, vergessen haben. Ohne Euren liebloſen Vorsatz, Herr Marquis, mir bei Eurer Abfahrt die Tochter mit Gewalt zu rauben, und sie so dem unglücklichen Griechen, der sie mit seinem Blute theuer sich erkauft hatte, zu entreißen, ohne diesen, verzeiht mir, nicht edlen Entschluß, den ich, als Ihr Eurem Diener die nöthigen Befehle dazu gabt, aus Eurem Munde vernahm, hätte ich Euch hier den Irrthum nicht benommen; erst in der Ferne sollet Ihr erfahren, daß Helene Euer Kind nicht sei. So aber mußte ich das Geheimniß jetzt schon enthüllen und Euch zeigen, daß Ihr kein Recht auf Helene hattet; Nikola ward das Opfer. — Ihr seht, Marquis d'Aubüsson, der Schuld des Menschen folgt die Strafe wenn auch schleichend aber sicher nach; trennten ihn auch Meere und Welten von dem Schauplatze der That, wagte auch sein stolzer Geist Alles, ihr zu entgehen, die Vergelterin ereilt ihn, wo er auch sei! — und uns? — sie hat uns ereilt, sie wird uns noch ferner er-

eilen, und Euer Sohn, meine Tochter, werden beide die Schuld ihrer Eltern büßen! — Dieser Gedanke mochte sie schmerzlich bewegen, sie hielt in ihrer Rede an. — D'Aubüsson, sagte sie dann und blickte bittend an ihm auf: vergebt mir; auch ich bin schuldig — wie es auch komme, handelt menschlich gegen Helene! — Dies meine letzte Bitte. Reicht mir über dem Grabe unseres Kindes die Hand zur Bestätigung, daß Ihr sie erfüllen wollt; dieser Handschlag versöhne Alles, das Vergangene wie das Zukünftige!

Der Marquis reichte ihr die Hand, unwillkürlich drückte sie sie leise an ihr Herz, ihr Auge sah noch einmal auf nach dem Manne ihrer ersten Liebe. Lebt wohl! rief sie dann und verließ ihn schnell, um ihn nie wieder zu sehen.

Am Abend, wo die letzte Abtheilung der französischen Flotte mit vollen Segeln von der Rhede von Standia nach Frankreichs Küste zurück fuhr, und von den fremden Schiffen nur noch die Galeeren des Papstes und die von Malta im Hafen flaggten, saß Helene bei dem Schein einer brennenden Fackel in den Trümmern am Meere. In dem Gewande der Trauer, einen Myrthenkranz in das Haar geflochten, blickte sie regunglos vor sich hin und schien den Malteser, welcher dicht hinter ihr stand, nicht zu beachten. Ihr Auge war auf ein offenes Grab dicht neben ihrem Sitze am Bogenfenster geheftet, und wie an jenem Abend auf dem Kirchhofe St. Andrä, so starr sah sie in das dunkle Grab. Heinrich d'Aubüsson, fragte sie endlich sich erhebend: wann segelt Ihr von hier? — Er antwortete nicht, sein Herz war zu beklommen. — Wann segelt Ihr von hier? fragte sie noch einmal.

In drei Tagen, erwiderte er nun mit Feuer: dann ziehe ich nach Rom, der heilige Vater wird mir Dispensation nicht versagen, ich kehre zurück —

Seht Ihr dort die Fackeln sich nahen? unterbrach ihn mit feierlichem Tone Helene: Hört Ihr das Gemurmel der Betenden? — Er kommt! — Sie trat an den Eingang der Trümmer, faltete ihre Hände und schien mit Fassung den Fackelzug zu erwarten. Plötzlich hob sie die Hände gen Himmel. Vergib mir meine Schuld, barmherziger Gott! rief sie von Schmerz durchdrungen aus und ihre Kniee wankten.

Der Trauerzug hatte jetzt die Trümmer erreicht. Jünglinge trugen den Sarg, der Zug war nur klein, und schwach die Hymne, die den Todten zur Ruhe begleitete, aber vor dem mit Cypressen bekränzten Sarge schritt der würdige Priester Ambrosios in feierlicher Andacht einher. Er hatte das Schicksal des Jünglings erfahren, und war gekommen, dem Todten den Segen, der Lebenden das Urtheil zu sprechen.

Ohne auf Helene, ohne auf den Malteser zu blicken, trat er ein, der Sarg wurde niedergesetzt, Ambrosios ließ ihn öffnen, trat zu dem Todten

nach dem Grabhügel seines Kindes. Er hatte es nicht gekannt, wohl selten nur an das Unglückliche mit wahrer Liebe gedacht, das Vatergefühl war in der Entfernung und in seinem bewegten Leben untergegangen und somit war auch das, was er jetzt an diesem Hügel empfand, nicht allein der Vaterschmerz, es war wohl mehr das Gefühl einer tiefen Schuld, es waren die Schlangenbisse eines erwachten Gewissens. Candia hatte er aus Rache an den Rand des Verderbens gebracht, und für wen? Für Helene! und was war sie ihm? — Blickte er in die Zukunft, gedachte er der Leidenschaft, mit welcher sein Sohn, trotz dem Schmerze, der ihn bei Nikola's Anblick ergriffen, auf die Griechin schaute, dachte er, daß sie wohl noch auf die Ahnentafel der d'Aubiſſon einen Makel werfen könne, so fühlte er, daß er das Opfer sich selbst zum Verderben gebracht und Nemesis ihn schon jetzt ereile. Aber so ganz war das menschliche Gefühl nicht von ihm gewichen, daß der Schmerz, dem er überall begegnete, ihn fühllos hätte lassen sollen und er ihn eben jetzt nicht mit empfunden hätte, als Anastasia langsam und niedergebeugt nach dem Grabhügel zuschritt.

Die Stunde des Scheidens naht, sagte sie, eine Thräne im Blick: vielleicht für mich auch bald die Stunde der Trennung von der Heimath und diesem Grabe. Ich komme, da es wohl das Letztemal ist, daß wir uns auf dieser Welt sehen, Euch mit betrübtem aber aufrichtigem Herzen zu sagen, daß ich Euch verziehen habe, damit wir in jener Welt uns freundlich begegnen mögen. Aber da Ihr nach dem, was ich gethan, leicht glauben könntet, Rache hätte mich geleitet, da doch nur das Mutterherz gehandelt hat, so wißt: Nur die Angst um mein Kind ließ mich bei unserer ersten Zusammenkunft in Candia Euren selbst gefaßten Irrthum, Helene sei Eure Tochter, bestätigen, und ich ergriff den letzten Halm, an dem ich ihr Leben retten zu können glaubte. Meine Klugheit wurde zu Schanden, ohne sie wäre der edle Nikola nicht geopfert, mein Kind gerettet und würde wahrscheinlich in seinen Armen ihre thörige Leidenschaft, die jetzt selbst über seinem Grabe mit aller Kraft hervorbricht, vergessen haben. Ohne Euren liebloſen Vorsatz, Herr Marquis, mir bei Eurer Abfahrt die Tochter mit Gewalt zu rauben, und sie so dem unglücklichen Griechen, der sie mit seinem Blute theuer sich erkauft hatte, zu entreißen, ohne diesen, verzeiht mir, nicht edlen Entschluß, den ich, als Ihr Eurem Diener die nöthigen Befehle dazu gabt, aus Eurem Munde vernahm, hätte ich Euch hier den Irrthum nicht benommen; erst in der Ferne sollte Ihr erfahren, daß Helene Euer Kind nicht sei. So aber mußte ich das Geheimniß jetzt schon enthüllen und Euch zeigen, daß Ihr kein Recht auf Helene hattet; Nikola ward das Opfer. — Ihr seht, Marquis d'Aubiſſon, der Schuld des Menschen folgt die Strafe wenn auch schleichend aber sicher nach; trennten ihn auch Meere und Welten von dem Schauplatze der That, wagte auch sein stolzer Geist Alles, ihr zu entgehen, die Vergelterin ereilt ihn, wo er auch sei! — und uns? — sie hat uns ereilt, sie wird uns noch ferner er-

eilen, und Euer Sohn, meine Tochter, werden beide die Schuld ihrer Eltern büßen! — Dieser Gedanke mochte sie schmerzlich bewegen, sie hielt in ihrer Rede an. — D'Aubüsson, sagte sie dann und blickte bittend an ihm auf: vergebt mir; auch ich bin schuldig — wie es auch komme, handelt menschlich gegen Helene! — Dies meine letzte Bitte. Reicht mir über dem Grabe unseres Kindes die Hand zur Bestätigung, daß Ihr sie erfüllen wollt; dieser Handschlag versöhne Alles, das Vergangene wie das Zukünftige!

Der Marquis reichte ihr die Hand, unwillkürlich drückte sie sie leise an ihr Herz, ihr Auge sah noch einmal auf nach dem Manne ihrer ersten Liebe. Lebt wohl! rief sie dann und verließ ihn schnell, um ihn nie wieder zu sehen.

Am Abend, wo die letzte Abtheilung der französischen Flotte mit vollen Segeln von der Rhede von Standia nach Frankreichs Küste zurück fuhr, und von den fremden Schiffen nur noch die Galeeren des Papstes und die von Malta im Hafen flaggten, saß Helene bei dem Schein einer brennenden Fackel in den Trümmern am Meere. In dem Gewande der Trauer, einen Myrthenkranz in das Haar geflochten, blickte sie regunglos vor sich hin und schien den Malteser, welcher dicht hinter ihr stand, nicht zu beachten. Ihr Auge war auf ein offenes Grab dicht neben ihrem Sitze am Bogenfenster geheftet, und wie an jenem Abend auf dem Kirchhofe St. André, so starr sah sie in das dunkle Grab. Heinrich d'Aubüsson, fragte sie endlich sich erhebend: wann segelt Ihr von hier? — Er antwortete nicht, sein Herz war zu beklommen. — Wann segelt Ihr von hier? fragte sie noch einmal.

In drei Tagen, erwiderte er nun mit Feuer: dann ziehe ich nach Rom, der heilige Vater wird mir Dispensation nicht versagen, ich kehre zurück —

Seht Ihr dort die Fackeln sich nahen? unterbrach ihn mit feierlichem Tone Helene: Hört Ihr das Gemurmel der Betenden? — Er kommt! — Sie trat an den Eingang der Trümmer, faltete ihre Hände und schien mit Fassung den Fackelzug zu erwarten. Plötzlich hob sie die Hände gen Himmel. Vergib mir meine Schuld, barmherziger Gott! rief sie von Schmerz durchdrungen aus und ihre Kniee wankten.

Der Trauerzug hatte jetzt die Trümmer erreicht. Jünglinge trugen den Sarg, der Zug war nur klein, und schwach die Hymne, die den Todten zur Ruhe begleitete, aber vor dem mit Cypressen bekränzten Sarge schritt der würdige Priester Ambrosios in feierlicher Andacht einher. Er hatte das Schicksal des Jünglings erfahren, und war gekommen, dem Todten den Segen, der Lebenden das Urtheil zu sprechen.

Ohne auf Helene, ohne auf den Malteser zu blicken, trat er ein, der Sarg wurde niedergesetzt, Ambrosios ließ ihn öffnen, trat zu dem Todten

und sprach den Segen über ihn. Friede sei mit Dir, dem hier der Friede nicht ward. Schwinge Dich auf, edler Märtyrer! Gott wird Dein Herz erkennen, das Menschen Dir brachen. Schwinge Dich auf, Glücklicher! denn wohl dem, den das Bewußtsein edler That hinüber geleitet. — Wehe denen, die schuldbelastet zurückbleiben.

Da trat Helene an den Sarg. — Schlaf wohl, Nikola! sprach sie leise: dort sehen wir uns wieder! Dies sagend nahm sie den Myrthenkranz aus ihren Locken und bog ihn um seine kalte Stirn. — Du versteh'st mein Opfer, sprach sie, küßte seine Lippen und drückte seine kalte Hand an ihr Herz. — Schließt den Sarg! befahl sie: und senkt ihn in die Gruft!

Und als der Sarg sich senkte, die Grabeshymne ihn begleitete, rollte keine Thräne aus Helenens Auge ihm nach. — Heiter, als schwebe sie mit ihm auf, blickte sie zu dem gestirnten Himmel empor, und als die Hymne der Auferstehung verhallt war, die Anwesenden sich schweigend entfernten, Ambrosios und der Malteser allein zurückblieben, trat sie würdevoll zu dem Priester. Ehrwürdiger Vater, sprach sie: Ihr seid gekommen, über den Todten Segen, über die Lebende ein strenges Urtheil zu sprechen. — Der Segen gnüge Euch, das Urtheil sprach schon Gott. — Ich schlang den Kranz von Myrthen um seine Schläfe, und damit habe ich auch im Tode mich mit ihm verbunden und ihm Alles geopfert.

Heinrich d'Aubüsson! wandte sie sich zu diesem: Schuldbeladen stehe ich an diesem Grabe. Wo die dunkle Vergeltung waltet, welken alle Blüthen der Liebe, wo die Schuld die Hochzeitfackel trägt, leuchtet kein Glück, wo der Friede des Herzens zerstört ist, flieht die Ruhe für immer. — Dieses Grab trennt uns auf ewig, die Sichel des Todes, welche den schwachen Halm seines Lebens mähte, traf auch die Blume unserer Liebe, sie ist gebrochen wie sein Herz — wie das meine. — Lebt wohl! Ehrt Ihr die Unglückliche noch, habt Ihr Mitleid mit der Schuldbelasteten, so macht Ihr den Abschied nicht schwer! — Ihr seht, keine Thräne entrollt meinem Auge, ihr Quell ist mit ihm versiegt; seid Mann, sprecht ein ernstes Lebewohl! — Dort oben erwartet uns ein schönes Wiedersehen!

Helene! rief der Malteser.

Ritter von Malta! unterbrach ihn der Priester: Denkt an Gott, an Eure Pflicht — an ihr gebrochenes Herz!

So lebe wohl! rief Heinrich d'Anbüsson: Lebe wohl, Du meines Lebens Stern. Gott stärke Dich und ende bald mit mir! — Dies sagend stürzte er hinaus.

Der Herr segne Dich! sprach nun Ambrosios, die Hand auf die Knieende legend, welche in stillem Gebet ihren Schmerz zu übertäuben suchte: Er erhalte Dich im gläubigen Vertrauen und gebe Dir Muth und Kraft, mit Ergebung zu tragen, bis er Dich abruft in das Land des Friedens.

Amen! sprach die Gebeugte: Gott sei barmherzig!

Schon am andern Morgen, nachdem auch die päpstlichen Galeeren und die von Malta die Rhede von Standia verlassen hatten, donnerte das Geschütz wieder unaufhaltsam vor der bedrängten Stadt, wo Morosini kaum 3000 Streiter zur Vertheidigung geblieben waren, denn mit den Franzosen hatten alle Hülftruppen Candia verlassen, und nur noch die deutschen und italienischen Regimenter, welche im Solde der Republik standen, waren, ihrem Eide treu, bei ihm geblieben. Mit diesem kleinen Haufen stand der unerschütterliche Held unentmuthigt auf den Trümmern der zerstörten Werke; er fühlte wenig Hoffnung mehr, aber immer noch den alten Muth. In den drei ersten Tagen gingen alle Außenwerke verloren, selbst einen Theil der Bastion St. Andrä hatte der Feind genommen und sich dort eingegraben. Da erschien am Abend dieses blutigen Tages der Derwisch. Du siehst, tapferer Kriegsheld, redete er Morosini an: daß mein Herr, der Vezier, sein Versprechen hält. Er sendet mich, Dir einen ehrenvollen Vergleich anzubieten, er achtet Deinen Muth und will nicht das Häuflein Deiner braven Soldaten dem Schwerte opfern, denn, noch ein ernstlicher Sturm, und Candia ist genommen! — Sprich Deine Wünsche aus oder bist Du auch jetzt noch unbeugsam, wie immer?

Freund Derwisch! erwiderte Morosini, und ein großer, für einen Venetianer ein kühner Gedanke, durchzuckte seine Seele: Ich bleibe auch heute mir gleich. Candia übergebe ich nicht durch Vertrag, nur mit meiner Republik in Frieden mag Dein Vezier einziehn oder es stürmend mit dem Blute Tausender gewinnen! Dies mein unabänderlicher Entschluß! — Der Derwisch lächelte. — Wisse, Abdallah, hätten mich jene eitlen unbeständigen Franzosen nicht zweimal schändlich verlassen, hätten sie ausgeharrt wie die braven Deutschen, ich stände vor Canea, nicht Ihr vor dieser Stadt!

Thor! sagte der Derwisch unwillig: Warum bandest Du auch das Schicksal Candia's an Dein im Zorn gegebenes Wort? Jener Pfeil, den Helene Panos hinüberschoß, nahm das Glück der belagerten Stadt in seinem Fluge mit sich fort. Ohne des alten d'Aubüsson Rache wehten die Lilien Frankreichs noch auf Euren Wällen.

Morosini schwieg.

Achmed Kiupergli ehrt Dich, er achtet die Kraftanstrengung Deiner Republik; ich hoffe, Ihr scheidet als Freunde. Ich gehe, und als Friedensboten siehst Du mich bald wieder.

Schon am dritten Tage nach dieser Unterredung hörte der Kanonendonner vor Candia auf. Am 7. September des Jahres 1669 ward ein ehrenvoller Friede zwischen Kiupergli und dem venetianischen General geschlossen. Morosini mit der Besatzung und allen Einwohnern durfte frei abziehen oder bleiben, und alles Hab' und Gut, den Kriegsvorrath und 140 Kanonen mitnehmen. Grabusa, Spina longa und Suda, diese drei Hafen Candia's blieben, wie alle Eroberungen in Bosnien und Dal-

matien, der Republik. Dafür übergab Morosini einen Schutthaufen, der 20 Jahre den Osmanen widerstanden hatte. Am 24. des nemlichen Monats zog Achmed in Candia ein. Er war ein so edler Sieger als er ein furchtbarer Feind gewesen war; denn außer daß er die Bedingungen treu erfüllte, gestattete er Morosini zu der bestimmten Frist zur Einschiffung noch sechs Tage mehr, und schenkte ihm, seinen Muth zu ehren, vier der schönsten metallenen Geschütze. Sie schieden wie zwei edle Feinde, sich gegenseitig hoch achtend. Für Anastasia und ihre Tochter sorgte Mustapha als thätiger Freund, der Vezier als freigebiger Gebieter, sie blieben unter seinem besondern Schutze auf Standia; aber weder er noch sein Sohn sahen Helene wieder, Mustapha ehrte ihren Schmerz, nur der Derwisch besuchte sie zuweilen. Durch ihn erfuhren sie nach kurzer Zeit, daß Heinrich d'Aubüsson, im Kampf für seinen Glauben, gefallen sei.

Auch er war ihr nun vorangegangen. Das Leben hielt sie lange mit festen Armen umschlungen und spottete ihrer Sehnsucht ihnen zu folgen. Oft saß sie noch an Nikola's Grabe, blickte hinaus auf das stürmische Meer, das die Hülle Heinrich d'Aubüssons verschlungen, und wie dunkle Nebelgeister schwebten die Bilder der Erinnerung an ihr vorüber. Der einzige Begleiter aus jener schönen, sturmbewegten Zeit, war ihr der Schmerz.

Zwei und zwanzig Jahre waren seit Candia's Fall verflossen, als eines Tages ein Greis, auf seinen Stab gestützt, dem Landhause der Witwe Anastasia zuschritt, wo Helene mit ihrer Mutter in stiller Einsamkeit im Garten saß. Der Alte, ein Pilger, welchen Helene als er näher kam sogleich für den Derwisch Abdallah erkannte, trat in ihre Mitte. Gott und der Prophet mit Euch! rief er ihnen zu: Ich bringe Euch, Helene, den Abschiedgruß Mustapha Kiupergli's; er sank, wie er es gewünscht, auf dem Bette der Ehre in der Schlacht von Salankemen. Ihr habt einen edlen Beschützer an dem mächtigen Vezier, ich einen treuen Freund verloren; nun wand're ich in meine Wüste zurück und scheide von der Welt. Da wollte ich Dich noch einmal sehen, Du holder Stern meines Mustapha, und komme zu Dir, Helene, in Deine flammenden Augen zu schauen. — Sie leuchten nicht mehr wie zwei strahlende Sonnen, aber immer noch wie zwei freundliche Sterne in trüber Nacht. Gebe Dir Gott einen sanften Tod! Dies sagend reichte er ihr die Hand und schritt dem Meere zu, wo sein Boot ihn erwartete. Als er, von den Frauen begleitet, an den Trümmern vorüber ging, trat er dort ein; sein Auge schaute auf Nikola's Grab. Hier ruhet ein edles Herz! sprach er: Wohl dem, der in Frieden zu Allah geht!

Auch Helenens Herz fand bald die Ruhe im Grabe. Sanft war ihr Tod — heiter möge ihre Auferstehung sein!

Vergeltung.

Novelle.

Die Sonne begann zu sinken und warf ihre Glutstrahlen auf die schäumenden Wellen eines Waldstroms, der über herabgerissene Felsstücke brausend dahin tobte, als ein einsamer Wanderer den Felsen hinauf nach einem Hüttchen klimmte, welches die deckende Baumrinde nur wenig gegen Wetter und Sturm schützen mochte. Es war ein Mann von seinem Ansehen, gut gekleidet, und in den Jahren, wo der Ernst des Lebens den leichten, alles überspringenden Frohsinn meist schon verdrängt hat. Mühsam stieg er die Stufen hinauf, ruhte oftmals aus, blickte in der Gegend umher, und dann umzog zuweilen ein freundliches Lächeln sein ernstes Gesicht.

Jetzt hatte er das Hüttchen erreicht, welches auf einem Vorsprunge des Felsens weit über dem sich hier scharf herumbiegenden Thal einsam stand. Er trat ein, eilte nach einer Luke, aus der man die andere Seite des Thales übersehen konnte, und blieb in Anschaun versunken stehen. Die Aussicht bot einen herrlichen Anblick. Der brausende Strom, in welchem das Flößholz von Fels- zu Felsstück herabstürzend unaufhaltsam mit fortgerissen wurde; die hohen Felswände, auf deren Gipfel die majestätischen Tannen im Abendwinde schwankten; die heimziehende, unten im Thale mit ihrem Geläute die Stille des Abends feierlich unterbrechende Heerde; das freundliche Landhaus, welches in der Ferne, da wo der Fluß durch Felsen in anderer Richtung sich Bahn gebrochen hatte, auf einem mit Obstbäumen bepflanzten Hügel stand; der Kirchthurm, der hinter dem Hügel hervorblickend seine golden glühende Spitze zeigte, alles dieses von dem Purpurlicht der Abendsonne beleuchtet, mußte das fühlende Herz ergreifen.

Auch der Wanderer schien von diesem herrlichen Anblick entzückt; sein Auge sah unverwandt über das Thal und eine Thräne drängte sich hervor.

Heimath! Heimath! rief er aus und streckte die Arme der Gegend zu, wo die Spitze des Thurmes im Abendgold erglühte: Wiege froher Kindheit, du führst dem Lebensmüden alle Erinnerung freundlich wieder vor, du führst ihn an den Busen der Vergangenheit zurück, und wenn auch die einst geliebten Herzen schon lange unter dem Hügel ruhn, wenn auch kein freundliches Auge mehr liebend uns winkt, wie in den Tagen der Jugend, und statt der Wonne der Kummer nun das eigene trübt, so stehen doch so manche Freunde noch unverändert, begrüßend um uns. Jene Felsen, jener

Thurm, dies Landhaus, das Hüttchen, Alles, Alles ruft mir freundlich: Willkommen! zu.

Sei auch mir willkommen nach dreißig mühevoll durchlebten Jahren! sei dem Eltern- und Heimathlosen gegrüßt, freundliches Land, wo dem verwaist'ten Knaben ein fühlendes Herz, ein schützendes Dach ward, als er in dieser Hütte ausgesetzt einen Erbarmer fand, der mit väterlicher Liebe für ihn sorgte. Auch heute dir noch Dank, edler Mann, der sich des Hülflosen annahm und ihn an seiner Brust zum Menschen bildete!

Wehmüthig blickte er hinüber, wo unsern der goldenen Spitze der Edle schlummerte, trat dann von der Luke hinweg und blickte in der Hütte umher. Sein Auge schien etwas unter der Menge von Inschriften, welche die Bretterwand bedeckten, zu suchen. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht. Hast du mir auch dies gelassen, du sonst Alles zerstörende Zeit? sagte er, sein Auge auf einige an der Wand geschriebene Zeilen heftend: ich danke dir! Sein Blick ruhte lange auf den ihm wohlbekannten Zügen; dann las er:

„So muß ich wirklich scheiden, scheiden von dir, du liebes Hüttchen, das Grab meines Wohlthäters verlassen, und auch sie, die mit ihrem kindlich frommen Herzen an mir hing? — Nun, so sei es, so lebe wohl Alles, was mir theuer und werth war im Leben! Dich, du kleine Hütte, möge der Ahorn vor dem Nordsturm schützen; das Grab möge der grüne Rasen decken, wenn meine Blumen auch längst schon verwelkt sind; und sie, die so liebend an mir hing, für sie, guter Gott, sende einen deiner Engel, ihr frommes Herz zu bewahren! Und ich? — ob ich wohl je an diese Stelle zurückkehren werde? —"

Ich bin zurückgekehrt, sagte er ernst: heute sind es dreißig Jahre, als ich dieses stille Plätzchen verließ, und ich bin zurückgekehrt, versöhnt, den Frieden im Herzen, die Ruhe in der Brust, ein glücklicher Mann, wäre es einst am Ural-Gebirge hier so leer geblieben, hier, wo es so stürmisch klopfte, als ich dieses Lebewohl niederschrieb. Nun, das Schicksal will sein Recht haben, fuhr er freudigen Antlitzes fort und nahm die Hand von dem klopfenden Herzen: Alles kann der Mensch nicht verlangen, und mir ward dennoch viel.

Noch einmal blickte er in der Hütte umher, nahm seinen Knotenstock und wanderte den Berg hinunter.

Als er in das Wiesenthal trat, wurde es ihm beklommener. Oben hatte ihn die frische Abendluft erquickt, hier unten drückte die Schwüle eines heranziehenden Gewitters schwer auf ihn, und er verdoppelte deßhalb seine Schritte, um das nahe Dörfchen zu erreichen; als er sich aber einer schlanken Buche nahte, welche einsam gleich einem Hüter des Thales am Strome stand, hielt sein rascher Fuß an, und an ihr aufblickend, rief er freudig aus: Wie stattlich bist du emporgeschossen, du alter Bekannter aus meiner Knabenzeit! Kaum daß deine jugendliche Krone mir Schat-

ten gewähren konnte, wenn die Abendglut auf diesem Steinsitze unsre Wangen röthete, und jetzt — hoch strebt dein Gipfel den Wolken entgegen; dein dunkles Laubdach, unter welchem die Sänger des Himmels ihren Gesang erheben, breitet sich aus und wölbt sich wie eine heilige Kuppel. Wie herrlich, wie kühn hast du dich in den dreißig Jahren emporgehoben, und ich? Kräftig wie du, ging ich von hier, wie du strebte ich aufwärts, entfaltete mich und gehe jetzt schon wieder rückwärts dem Verdorren entgegen; kein Zweig breitet sich aus, kein Laubdach wölbt sich über mich; ich bin ein blätterloser Stamm.

Dieser Gedanke mußte ihn wehmüthig ergriffen haben, denn ohne den herrlichen Baum noch einmal zu betrachten, ohne das Auge nach der sinkenden Sonne zu richten, die sich flammenglühend hinter die Basalt-Felsen senkte, wanderte er dem am obstumpflanzten Hügel freundlich vor ihm liegenden Dörfchen zu.

Je näher er seinem Ziele kam, je deutlicher die strohbedeckten Hütten vor ihn traten, desto lebhafter ward der Ausdruck seines Gesichtes. Schwermuth wich der Theilnahme, und bald schien ihm jeder Baum, jedes Häuschen, jeder grüßende Bewohner seiner Beachtung werth, und er glaubte, in Jedem einen alten Bekannten zu finden.

So schritt er der Pfarrwohnung zu, welche auf der Höhe mit ihrem kleinen Blumengärtchen eine freundliche Aussicht in's Thal gewährte. Die Kirche mit ihrem hohen, spitzen Thurm, klein aber freundlich, lag hinter ihr und seitwärts der Friedhof mit seinen grauen Steinen und den grünen Ruhehügeln; dahin wollte der Wanderer seine Wallfahrt richten. Als er jedoch an der Pfarrwohnung vorüber ging, hielt ihn ein überraschender Anblick fest.

Unter einer hoch sich wölbenden, schattigen Linde, die ihren Blüthenduft weit umher verbreitete, sah er einen alten Mann im Sorgenstuhl ruhen, dem ein junges, funfzehnjähriges Mädchen gegenüber saß, bei deren Anblick das Blut ihm unwillkürlich auf die Wangen trat. Der Alte, ein Greis mit Silberhaar, sah heiter und ruhig vor sich auf einen Hund, den er streichelte; das Mädchen strickte und sah zuweilen ängstlich nach dem immer mehr sich nahenden Gewitter auf. Der Tisch war gedeckt; Milch, Erdbeeren, Butter und Brod standen darauf, und einige leere Stühle zeigten, daß außer den beiden noch mehr Tischgenossen erwartet wurden.

Der Fremde blieb lange unbeachtet und hatte während dem sein Auge unverwandt auf die jugendliche Gestalt des Mädchens gerichtet, als der Hund ihn bemerken mußte, aufsprang und bellend seine Gegenwart verrieth. Das Mädchen und der Alte sahen auf und erwiderten freundlich den Gruß des sich Nahenden.

Verzeihen Sie, wenn ich so unbescheiden bin, zu Ihnen zu treten; agte dieser: ich bin ein Reisender, der dies schöne Thal besuchen wollte,

deßhalb seinen Reisewagen nach der Residenz vorausschickte und jetzt durch das nahende Gewitter verhindert wird, seinen Weg zu verfolgen.

Nehmen Sie Platz sagte der Alte, während das Mädchen ihm einen Stuhl anbot: warten Sie das Gewitter bei uns ab, und hält es zu lange an, so daß Sie heute nicht mehr in die Residenz kommen können, so bitte ich, ein Nachtlager bei uns anzunehmen. — Erneſtine! wandt' er sich zu dem Mädchen: geh hinein und sage Deiner Mutter, daß ein Gast angekommen sei.

Sie sind der Pfarrer dieses Orts? fragte der Fremde, als das Mädchen sich entfernt hatte.

Ich war es, erwiderte der Alte: habe jedoch seit einiger Zeit das Amt meinem Schwiegersohn übergeben und lebe nun in stiller Ruhe die wenigen Tage, welche mir Gott noch beschert. So manche Leiden stumpften den Geist ab, wenn auch der Körper trotz meiner Jahre noch kräftig blieb; da glaubte ich es meiner Gemeinde schuldig zu sein, ihr einen auch am Geiste tüchtigen Seelsorger zu geben, und ich habe ihn mit Gott gefunden. Nur dreimal im Jahre besteige ich noch die Kanzel, einmal am heiligen Pfingstfest, wo ich mein Amt antrat, dann am ersten Advent, wo mir Gott mein gutes Weib nahm, zur Ergebung in mein Schicksal, und endlich am ersten Christtage zur Buße — an dem Tage prüfte mich Gott hart, und ich bestand die Prüfung nicht; deßhalb wende ich mich jedesmal an diesem Tage an den Vermittler, der uns da geboren ward.

Ehe noch der Fremde um nähern Aufschluß über das Gesagte bitten konnte, trat eine schon bejahrte, aber immer noch schöne Frau aus dem Hause, und einen forschenden Blick auf den Fremden werfend, verneigte sie sich und hieß ihn willkommen. Auch der Fremde sah sie aufmerksam an, vergaß den Gruß zu erwidern und schien bei ihrem Anblick ganz in Erinnerung versunken.

Meine Tochter! unterbrach der Greis die eingetretene Stille: die Gattin meines Nachfolgers im Amte. Bei diesen Worten schien der Fremde sich wieder zu fassen; er trat auf sie zu, bat um Verzeihung, daß er des herannahenden Gewitters wegen sie belästigen müsse, und als hierauf ihr Gatte ebenfalls herbeikam, setzte sich die Familie an den Tisch zu ihrem frugalen Mahle; jedoch verließ eine gewisse Unruhe den Fremden nicht ganz; sein Auge war bald auf die Frau gerichtet, welche unbefangen die Pflichten der Hausfrau übte, bald auf das junge Mädchen, welcher die Aufmerksamkeit, die er der Mutter schenkte, nicht entgangen zu sein schien.

Das Gewitter hatte sich indessen verzogen, und erst nach der freundlichen Einladung, trotz dem die Wanderung nicht von neuem zu beginnen und die Nacht bei ihnen zu bleiben, fragte der Alte seinen Gast um Namen und Stand.

Ich heiße Schröder, erwiderte dieser: bin ein Deutscher, aus Franken gebürtig, und habe seit mehreren Jahren in Rußland gelebt. Die

Sehnsucht nach meinem Vaterlande ward mit jedem Jahre stärker und bewog mich endlich, meine dortigen Besitzungen zu verkaufen, und den Herbst, so wie den Winter meines Lebens in meiner Heimath zuzubringen. Ich hatte von den schönen Gegenden dieses Landes gehört; dies Thal war mir besonders gerühmt worden, und so konnte ich der Versuchung, es zu durchwandern, nicht widerstehen, und es freut mich um so mehr, daß ich es gethan, da ich hierdurch die Gelegenheit gehabt habe, eine mir so liebe Bekanntschaft zu machen. So schön ich auch dies Thal finde, so scheint es mir doch sehr einsam, fuhr er nach einer Pause fort: und ich könnte Ihnen wohl wünschen, daß Sie in jenem freundlichen Landhause auf der Höhe eine gesellige Familie gefunden hätten. Wem gehört es?

Dem Geheimen Finanzrath Wagner, erwiderte rasch der Prediger, welcher bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte.

Hat der Besitzer Familie? fragte der Fremde weiter.

Zwei Töchter, erwiderte jener.

Da wünsch' ich Ihnen Glück, sagte der Fremde: Ein freundschaftlicher Umgang erhöht selbst in dem Kreise der schönsten Häuslichkeit das stille Glück. Ist Ihre eigene Familie groß?

Ich habe nur dieses *eine* Kind und diese Enkelin, antwortete der Greis, und sein Gesicht umdüsterte sich.

Nur ein Kind? fragte der Fremde, und die Verwunderung, womit er die Frage that, mußte Allen auffallend sein und keiner beantwortete sie; auch wiederholte er sie nicht und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände.

So verging der Abend. Der Fremde wurde der Familie immer werther; auch er schien sich in ihrem Kreise wohler zu fühlen und so trennte man sich, sicher gegenseitig mit einander zufrieden.

Am andern Morgen nahm der Fremde erst spät seinen Knotenstock, empfahl sich der freundlichen Familie, versprach während seines Aufenthalts in der Residenz noch einmal zu kommen und verbat sich alle Begleitung. Als er an dem nahen Friedhof vorbei ging, konnte er der Sehnsucht nicht widerstehen. Er öffnete die Gatterthür, schritt nach einer in der Mitte des Kirchhofs stehenden Linde, welche ein Grabmal beschattete, faltete die Hände und sprach ein leises Gebet, brach dann einen Zweig des grünen Baumes und wanderte weiter. Der ihm sehr wohl bekannte Weg führte durch die nicht unbeträchtlichen Anlagen, welche das Landhaus umgaben. Er trat durch das offene Portal und schaute freudigen Blickes durch die hohe Kastanien-Allee, welche nach der Wohnung führte. Seine Jugend trat freundlich vor ihn; so manches Plätzchen, an dem er vorüberging, führte ihm eine liebe Erinnerung zurück; Manches fand er nicht wieder oder fand es ganz verändert, und wenn auch schöner, that es ihm doch weh.

Am schmerzlichsten fühlte er sich bei dem Anblick des Landhauses selbst

ergriffen. Statt des einfachen Hauses mit seinen beiden Erkern und dem bretternen Thürmchen, von dem ihn so oft der goldene Zeiger zum Heimgang gemahnt, sah er jetzt eine in italienischem Style gebaute prachtvolle Villa, statt des grünen, mit Linden umgebenen freien Platzes, dem Tummelplatz seiner kindlichen Spiele, statt des kleinen, umzäunten Hühnerhofes, fand er den großen Raum mit eisernen Gittern umgeben, mit gelbem Sande bestreut und die schattigen Linden nicht mehr. Wo grüne Fliederhecken den Hofraum einschlossen, sah er jetzt zwei geschmackvolle Hallen, welche dem Anschein nach zu Wagen-Remisen und Pferdeställen dienten. Nichts war mehr wie er es verlassen; Alles verändert, Alles umgestaltet. Er setzte sich traurig auf eine Bank, und sah wehmuthvoll nach dem schönen Gebäude hin. Der Segen, den mein Wohlthäter hier zurückließ, muß gute Früchte getragen haben, rief er endlich aus: der Reichthum muß mit dem Ueberfluß hier eingekehrt sein, denn es ist wahrlich ein köstliches Gebäude, welches ich hier vor mir sehe; aber mir doch nicht so lieb und werth, wie das kleine alte Häuschen, das einst hier stand und in dem mir so manche freundliche Erinnerung geworden wäre. Es scheint zwar immer noch dasselbe zu sein; das Thürmchen ist nur herabgerissen und statt des einfachen Kleides, mit dem es zwischen den grünen Linden anspruchslos hervorblickte, hat man ihm das Prunk-Gewand einer florentinischen Villa übergeworfen. Pfui! — die Menschen vergehen, warum sollten ihre Wohnungen sich nicht auch verändern. — Aber, fuhr er fort, als er sich von seinem Rasensitz erhob: sollte auch des alten Vaters Lieblingsplätzchen, die dichte Jasminlaube, zerstört sein, wo wir uns zum Morgengebet um ihn versammelten und er am Abend so gern mit seinem Sohne saß, mit mir sprach und die untergehende Sonne ihn so oft an seinen Heimgang erinnerte? Mit ängstlichem Herzen ging er zwischen den Blumenbeeten, welche das Haus umgaben, hindurch, sah schüchtern nach dem Ort hin, wo die stille Laube einst gestanden und fand sie nicht mehr; statt ihrer erhob sich auf der nemlichen Stelle ein kleiner, offener Tempel, in welchem er ein junges, einfach gekleidetes Mädchen sitzen sah, die aufmerksam in einem Buche las. Beim Anblick dieser ruhigen, im Lesen vertieften Gestalt wurde der Schmerz, seine liebe Laube nicht wieder zu sehen, auf angenehme Weise gemildert. Er trat unwillkürlich einige Schritte näher, hielt aber schnell wieder an, und wäre doch des theuren Plätzchens, wohl auch des Mädchens wegen, so gern in den stillen Tempel eingetreten, wenn ihn nicht die Schicklichkeit davon abgehalten hätte. Sich jedoch sogleich zu entfernen, wie er wohl gesollt, war ihm unmöglich, sein Blick mußte noch länger auf dem Mädchen ruhn; es war ihm, als ob sie ihm schon durch diesen seinen Lieblingsort werth und theuer würde. Er trat, sie besser beobachten zu können, hinter ein kleines Gebüsch, und als sie nachdenkend die Augen aufschlug, er ihr Gesicht sehen konnte, das eben nicht schön zu nennen war, fühlte er sich doch von einem ihm bisher unbekannten Zauber festgebannt.

Das Mädchen legte jetzt das Buch weg, warf noch einen Blick in das schöne Thal, welches man von hier aus ganz übersehen konnte, verließ den Tempel und schritt geraden Weges auf ihn zu. Er sah sich genöthigt, aus seinem Versteck hervorzutreten und sie zu begrüßen; sie erwiderte den Gruß höflich, schritt, ohne weiter auf ihn zu achten, an ihm vorüber dem Hause zu und verschwand.

Lange noch stand der Wanderer auf der nemlichen Stelle; dann wandte er sich plötzlich, ging, ohne durch irgend Etwas, selbst nicht durch Rückerinnerungen aufgehalten zu werden, durch den übrigen Theil des Parks und eilte mit rascheren Schritten als gewöhnlich der Residenz zu.

Es war bald Mittag, als er im Gasthause in den für ihn bereiteten Zimmern anlangte. Freundlich nahm ihm die schon bejahrte Wirthschafterin, welche so manche Jahre in Siberien treu bei ihm ausgehalten und ihm jetzt nach Deutschland, ihrem Vaterlande, gefolgt war, Hut und Stock ab, und warf, wenn auch ihr Mund schwieg, doch so forschende Blicke auf ihn, die ihm deutlich zeigen mußten, eine Frage schwebe auf ihren Lippen. Auch der alte Christoph, der einzige Diener, den er aus dem Norden mitgebracht, schwieg und sah seinen Herrn, wenn auch nicht forschend, doch theilnehmend an.

Dieser warf sich in einen Lehnstuhl, kümmerte sich wenig um Beide, und sah nachdenkend vor sich hin, während jene erwartungsvoll vor ihm standen. Endlich brach er das Schweigen. Christoph, sagte er: sorge für einen Wagen, modern und elegant, für vier Pferde, eine Troschke und eine Chaise. Sie, liebe Wilhelmine, wandte er sich zu der Wirthschafterin: sehen sich nach einer Wohnung um; ich werde vor der Hand in dieser Stadt bleiben.

Bei diesen Worten leuchtete die Freude aus dem Gesicht der treuen Wirthschafterin. So wünschte ich Sie immer zu sehen, sagte der Fremde: diesen Ausdruck Ihres Gesichts lieb' ich, er drückt die wahren Empfindungen Ihres Herzens aus. —

Ist man denn immer Herr seiner Gefühle, unterbrach sie ihn: kann man immer freundlich sein?

Man sollte es doch immer! erwiderte er, ihr die Hand gutmüthig reichend: doch jetzt zu unserm Geschäft. Die Wohnung muß geräumig, elegant möblirt und so sein, daß ich Gesellschaft, viel Gesellschaft bei mir sehen kann, und für einen Koch und das weibliche Personal werden Sie sorgen, Christoph für das männliche.

Und wie stark soll das sein?

Ein Kutscher, ein Reitknecht und einen Tagedieb von Bedienten, befahl der Fremde: Du wirst zum Kammerdiener erhoben, und ich heiße nach

wie vor Herr Schröder. Christoph, der seine Ordre erhalten hatte, entfernte sich; Wilhelmine aber zauderte immer noch zu gehen und blieb harrend aber schweigend vor dem Herrn stehen. Lange jedoch vermochte sie nicht, das, was sie in ihrem Innern drängte, zurückzuhalten. Waren Sie dort? fragte sie nach langem Kampfe.

Schröder nickte bejahend.

Lebt er noch?

Er nickte wieder.

Ach warum reden Sie nicht, warum geben Sie meinem bedrängten Herzen nicht Trost? rief sie traurig und fast ungeduldig.

Suchen Sie ihn in sich selbst, erwiderte er ernst: finden Sie ihn nicht dort, so erwarten Sie ihn von der Zeit; ich glaube, Sie dürfen ihr vertrauen.

Gelobt sei Gott! rief sie und ergriff leidenschaftlich seine Hand, sie an ihre Lippen zu drücken; er aber entzog sie unmuthig.

Haben denn die Jahre noch nicht das wallende Blut beruhigt, hat das ernste Schicksal noch nicht seine Gewalt an Ihnen geübt?

Kalter Mann! sagte sie nicht ohne Heftigkeit: danken Sie Gott, daß er Ihnen die Ruhe, das eisige Blut gab, leidenschaftlos an Allem vorüberzugehen, kalt Alles an sich vorübergehen zu lassen; aber verdammen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, an dem die Zeit ihre Kraft verlor, und dem dreißig eintönige Jahre doch nicht die Saite des Herzens eintönig zu stimmen vermochten. Auch Ihre Stunde kann schlagen, auch Ihre Ruhe kann aus dem Gleichgewicht fallen, und dann erst werden Sie fühlen, wie wehe Sie der Unglücklichen thaten.

Das wollt' ich nicht, fiel er bewegt ihr in die Rede: Wilhelmine, das wollte ich nicht! — Warnen wollte ich, da Sie mit Ihrer Reizbarkeit der Gefahr so nahe sind; dämpfen wollt' ich die Glut, aber wahrlich Ihrem Herzen nicht wehe thun. Er reichte ihr die Hand; sie drückte sie an ihr Herz und entfernte sich schnell.

Ohne Jemand zu fragen, ohne nähere Erkundigung einzuziehen, durchstrich sie gedankenvoll die Stadt, eine Wohnung, wie der Herr befohlen, aufzusuchen; doch bald hatte sie den Zweck ihres Herumirrens vergessen; schon waren ihre Gedanken bei ganz andern Gegenständen, als sie zufällig an einem schönen Gebäude die Anzeige angeheftet fand, daß hier das zweite Stockwerk zu vermiethen sei. Sie wurde hierdurch aus ihren Träumereien geweckt; das Haus schien ihr passend. Sie trat ein; ein Bedienter führte sie in die unbewohnten Zimmer, die sie höchst geschmackvoll und ganz den Wünschen und Bedürfnissen Herrn Schröders gemäß fand, erkundigte sich noch nach Manchem und bat dann den Diener, sie zum Besitzer des Hauses zu führen, um das Nöthige wegen der Miethe mit ihm zu verabreden.

Sie wurde durch mehre elegant eingerichtete Zimmer zu der Frau vom

Hause geführt und fand hier eine Dame ungefähr von ihrem Alter in höchst geschmackvollem Negligee, ein kleines Windspiel neben sich, nachlässig auf einem Sopha sitzen. Sie haben die oberen Zimmer besehen? fragte die Dame nach einer kalten Begrüßung.

Ja, Madam!

Sind sie nach Ihrem Geschmack?

Vollkommen!

Das freut mich!

Dürfte ich Sie um den Preis bitten? fragte die Wirthschafterin. Die Dame nannte ihn; Wilhelmine fand ihn übertrieben hoch und sagte dies ganz unbefangen; die Besitzerin des Hauses schien darüber entrüstet.

Ich bin keine Kaufmannsfrau und lasse nicht mit mir handeln! fuhr sie auf. Wissen Sie, Madam, sagte sie dann, sich langsam und mit affektirter Würde erhebend: ich bin die Geheime Finanzräthin Wagner.

Bei diesen Worten färbten sich Wilhelminens Wangen purpurn, sie stutzte, warf einen durchdringenden Blick auf die Dame, und sagte dann in gewisser Art verlegen: Verzeihen Sie! wenn ich mir es reiflich überlege, so hatte ich unrecht; ich gebe mit Vergnügen, was Sie gefordert, und mein Herr wird es gewiß genehmigen.

Und wer ist Ihr Herr? fragte die Finanzräthin besänftigt.

Herr Schröder, aus Franken gebürtig, der sich längere Zeit in Rußland aufhielt.

Verheirathet?

Nein, Madam, noch ledig.

Jung — alt?

Eine Thorheit zu begehen, zu alt, aber noch jung genug, einer Neigung fähig zu sein, erwiderte Wilhelmine.

So? meinte die Dame, und überflog die Gestalt der Fremden mit einem höhnisch forschenden Blick: so? — nun glaub' ich von Allem unterrichtet zu sein.

Ich glaube kaum, erwiderte die hoch Erröthete. Ueber das Nähere wird der Herr selbst mit Ihnen reden. Dies sagend, verbeugte sie sich mit Würde, warf einen stolzen Blick auf die Dame und entfernte sich.

Haben Sie eine Wohnung gefunden? rief Schröder der Hereintretenden entgegen, die ihren Hut hastig abnahm und in großer Gemüthsbewegung zu sein schien. —

Ich habe eine sehr passende gefunden! antwortete sie und schritt dabei heftig im Zimmer auf und ab.

Was ist Ihnen begegnet, fragte er theilnehmend: Sie sind außer sich, Ihr Auge glüht, ich fürchte —

Ich habe das zweite Stock in dem Hause des Geheimen Finanzrath Waguers gemiethet. —

Wilhelmine! rief Schröder erschrocken: Sie —

Ich — unterbrach sie ihn und ihr ganzes Wesen schien verändert: ja ich habe dort Ihren, meinen Wohnplatz aufgeschlagen. — Ist es nicht die passendste Wohnung für uns? erreichen Sie nicht dort so ganz Ihren Zweck? — oder fürchten Sie für mich? — O guter, edler Mann, fürchten Sie nicht! — Der gute Engel trug, seit Sie mich leiten, noch immer den Sieg über den bösen in mir davon; selbst heute, als ich sie sah. Ich glaube, so ist es am beßten; dem Uebel recht in der Nähe tobt der Schmerz am leichtesten aus. Ueberdies sehe ich es als eine Schickung des Himmels an, der mich vor diese Wohnung führte und mich dort eintreten ließ.

Schröder schüttelte bedenklich den Kopf, doch dünkte es ihm fast selbst eine Schickung des Himmels. Nun so sei's! sagte er gefaßt: früher oder später muß der Knoten sich lösen.

Auch habe ich schon eine Menge Einkäufe im Möbelmagazin gemacht, begann sie weiter: doch fürchte ich, das von Ihnen zur Einrichtung bestimmte Geld wird hierzu nicht reichen.

Das wäre mir unlieb, unterbrach er sie ernst. —

Sie müssen hier glänzend auftreten, nicht mehr, aber auch nicht weniger thun, als Ihre Lage es erlaubt! fuhr sie leidenschaftlich fort.

Schröder lächelte. Die weibliche Eitelkeit, sprach er warnend: spielt Ihnen einen Streich, Wilhelmine! Hüten Sie sich! —

Nein, Herr Schröder! rief sie, und ihr Gesicht umdüsterte sich: Eitelkeit ist nicht der Quell, aus dem meine Wünsche entspringen, Rache ist es.

Er sah finster auf sie, stand auf, wandte ihr den Rücken und wollte gehen. Ja, Rache! rief sie, und ihr großes, dunkles Auge ruhte starr auf dem Mann, der jetzt mitleidvoll auf sie herabsah.

Der gute Engel trägt in Ihnen nicht immer den Sieg davon! sagte er dann bewegt, nahm seinen Hut und verließ sie, um das Weitere wegen seiner neuen Wohnung in Ordnung zu bringen.

Er fand hier Niemand zu Hause; der Herr sei mit dem Fräulein schon seit einigen Tagen auf dem Gute, so wurde ihm berichtet, und Madam sei ihm gleich nach Tische gefolgt; erst in einigen Tagen kämen sie wieder.

Schröder kehrte bei dieser Nachricht nach dem Gasthofe zurück, ergriff seinen Knotenstock und sagte dem alten Christoph nur die wenigen Worte: Ich gehe auf Wanderung! verließ das Haus und nahm den Weg, den er erst am Morgen gekommen war. Ehe die Sonne sich hinter die Berge senkte, war er wieder in den Anlagen des Landhauses.

Als er die Familie schon aus der Ferne im Tempel um den Theetisch sitzen sah, hielt er, neben einem Ahorn sich sammelnd, seine raschen Schritte an. Mit ruhigem Herzen hatte er den Weg zurückgelegt, mit klopfendem stand er hier, und die Erinnerung hielt ihn wie gebannt. Vorwärts, vor-

wärts! murmelte er dann vor sich hin: schweig, du klopfendes Herz! — Sollte ein Augenblick das Mühen von so vielen Jahren unnütz machen? Nein, nein! Der Friede Gottes hat mich in Siberiens Steppen begleitet, der Friede Gottes begleite mich auch in meine Heimath.

Dies sagend schritt er dem Tempel zu, wo die Familie ihn schon bemerkt, und das junge Mädchen schon geäußert hatte, ihn heute früh im Park gesehen zu haben. Man hatte hierauf einen Bedienten dem ganz einfach gekleideten Fremden entgegengeschickt, um sich durch ihn eines vielleicht lästigen Gastes zu entledigen.

Wen suchen Sie? mein Herr! fragte ihn der in prachtvoller Livree gekleidete, ziemlich freche Diener.

Den Geheimen Finanzrath Wagner, erwiderte Schröder freundlich.

Wenn Ihre Geschäfte nicht sehr pressant sind, fuhr der Dienstfertige rasch, aber eben nicht in verbindlichem Tone fort: so kommen Sie dem Herrn zu einer sehr ungelegenen Stunde.

Meinen Sie? sagte Schröder und setzte unbekümmert seinen Weg fort, trat in den Tempel, neigte sich flüchtig vor den Frauen, doch als er den Finanzrath begrüßen wollte und ihn hierbei fest in's Auge faßte, das bleiche, tief gefurchte Gesicht des sonst so schönen Mannes sah, auf dem sich jetzt alle Leidenschaften so scharf ausdrückten, stockte er in seiner Rede; unwillkürlich streckte er die Hand, wie zum Gruß, nach ihm, der verwundert, mit dem Ausruf: Mein Herr! einen Schritt zurücktrat.

Entschuldigen Sie, sagte in diesem Augenblick der Fremde, welcher durch das kalte: mein Herr! schnell seine Fassung wieder erhalten hatte: entschuldigen Sie, daß ich Sie noch so spät störe; ich bin der Kaufmann Schröder aus Rußland, für den das obere Stockwerk Ihres Hauses gemiethet worden ist, und komme, das Nöthige selbst mit Ihnen zu verabreden; da ich gern auch das kleinste Geschäft bestimmt abgemacht sehe und die Wohnung bald zu beziehen wünsche, so eilte ich hier her.

Ist Ihnen der Preis nicht zu hoch? fiel ihm der Finanzrath in die Rede, nachdem er den einfachen Rock, das blautuchene Käppchen und den Knotenstock des Fremden forschend betrachtet hatte.

Wäre er mir zu hoch, erwiderte Schröder lächelnd: so hätte ich mich nicht zu Ihnen hierher bemüht.

Man ersuchte ihn nun nach manchem fragenden Blick, den Mann und Frau sich zugeworfen hatten, Platz zu nehmen und Thee mit ihnen zu trinken. Er nahm die Einladung an, und hatte, während die Frau vom Hause die Unterhaltung fast ausschließend führte, Gelegenheit, die Familie, in deren Hause er wenigstens ein Jahr verleben wollte, genauer zu beobachten. Der Finanzrath war ein Mann von einigen fünfzigen, groß und schlank; sein Gesicht wäre auch jetzt noch schön zu nennen gewesen, wäre nicht der Blick seines so lebhaften Auges unstet, der schön ge-

formte Mund immer zum sarkastischen Lächeln verzerrt gewesen und hätte nicht auf dem Ganzen das Gepräge eines Wüstlings gelegen.

Seine Gattin war wohl zehn, ihrem Anzug und dem frischen Kolorit ihrer Wangen nach, wohl an dreißig Jahre jünger als er. Nach dem neuesten Geschmack äußerst sorgfältig gekleidet, hätten ihre anmuthvolle Figur und die noch immer schönen Züge ihres Gesichts gefallen müssen, wenn nicht eine gewisse Steifheit die Grazie verdrängt, und ein anmaßendes Wesen, das sich in jeder Miene, in jedem Wort aussprach, den wohlthuenden Eindruck verwischt hätte, den das Ganze dieser noch schönen Frau erregen mußte.

Die älteste Tochter, Euphrosine, war ganz das Ebenbild ihrer Mutter; eine nymphenhafte und doch volle Figur; ein ausdrucksvolles Gesicht, das durch die blühenden Farben einer blendenden Haut noch reizender wurde; große, dunkelblaue, schwärmerische Augen, welche tiefes Gemüth, Geist und Seele aussprachen; eine Fülle blonder Locken, die sich um die offne Stirn kräuselten, war ihre Mitgift. Jedes Auge mußte mit Wohlgefallen auf diesem Mädchen ruhn, das die Natur in einer poetischen Laune zu einem Ideal geformt zu haben schien, und doch weilte das Auge eben so gern und vielleicht noch länger auf Mariens, der jüngeren Schwester anspruchloser Gestalt, deren braune Augen sanft unter den kastanienbraunen Locken hervorblickten, deren Lilienhaut nur von einem matten Rosenschimmer angehaucht schien und deren Gesicht nur dann schön zu nennen war, wenn Verlegenheit, und dies geschah oft es mit Rosenglut überzog; ihre Gestalt war schlank, im zartesten Ebenmaße, und wenn man in Euphrosine eine vollendete Grazie fand, schien Marie ein einfaches Hirtenmädchen zu sein; wenn man in die Locken jener ein Diadem flechten mochte, so hätte man gern um das braune Haar dieser Lieblichen einen Kranz einfacher Feldblumen gewunden.

Der Fremde sah, so weit es ihm die Redseligkeit der Mutter erlaubte, mit Wohlgefallen auf Beide. — Wäre er ein Maler gewesen, so würde sein Pinsel Euphrosinens Züge auf die Leinwand wieder gegeben haben; wäre ihm die Gabe der Dichtkunst geworden, Marie hätte seine Phantasie entflammt; denn es lag für ihn in dem reinen, anspruchlosen Wesen dieses Mädchens ein stiller Zauber, der den sonst so kalten, besonnenen Mann mit magischer Gewalt anzog. — Redete ihn Euphrosine an, so fühlte er sich verlegen; sprach Marie einige Worte, wenn auch nicht zu ihm, so that es ihm wohl, ihre Stimme zu hören. Die Zeit verging ihm im Anschauen dieser beiden lieblichen Gestalten unbemerkt und erst als die Sonne schon längst untergegangen war, fiel es ihm ein, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Um zu Fuße noch die Residenz zu erreichen, war es zu spät, doch hoffte er in dem gastlichen Pfarrhause eine freundliche Aufnahme zu finden; aber hier kam ihm die Höflichkeit des Finanzrathes zuvor, der ihn einlud, die Nacht bei ihnen zu bleiben und ihn unter keiner Bedingung gehen lassen

wollte. Da er keinen Grund hatte, die Einladung auszuschlagen, folgte er der Familie in das Landhaus.

Hier fand er Alles auf das geschmackvollste eingerichtet. Der untere Saal, in den er geführt wurde, war, obgleich er zum Wohnzimmer diente, fast prachtvoll möblirt. Ein schöner Flügel stand auf der einen Seite einem gestickten Sopha gegenüber, über welchem das Bild der Mutter aus ihrer Frühlingszeit in kostbarem Rahmen hing. In der einen Ecke des Saals stand eine Pedalharfe, in der andern der Käfig eines Papageien; an dem Fenster zur Rechten der Arbeittisch der Mutter, über welchem auf einem modisch gearbeiteten Gestell eine Menge unnützer Kleinigkeiten standen, die in jetziger Zeit, wie sonst die chinesischen Pagoden, das Zimmer einer eleganten Frau schmücken müssen. In dem Fenster zur Linken standen die Arbeittische der beiden Töchter, wo auf dem einen Jean Paul's Titan aufgeschlagen war, und auf dem Fenster daneben mehrere Bücher, alle in kleinem Format und elegantem Einband unordentlich durch einander lagen; auf dem andern aber stand ein Stickrahm mit einer angefangenen Arbeit, und auf dem Fenster lag ein einziges, etwas großes Buch. —

Nehmen Sie Platz! sagte die Mutter, sich auf das Sopha werfend, indem sie auf einen daneben stehenden Stuhl zeigte: Sind Sie Liebhaber von Musik?

Schröder bejahte es.

Euphrosine! rief die Mutter: sing' eine kleine Arie.

Gehorsam schwebte die Grazie nach dem Flügel, während der Vater sich entfernte.

Euphrosine begann, nachdem sie einige Zeit phantasirt hatte, mit einer großen, italienischen Arie, und trug sie mit schöner, volltönender Stimme und wahrer Virtuosität vor. Sie war in dem Vortrag Rossinischer Musik Meisterin, und man fühlte leicht, daß sie wahrhaft Künstlerin sei. Kaum hatte sie die erste Arie beendet, als sie unaufgefordert eine zweite, schwierigere mit noch mehr Kunstfertigkeit vortrug, und eben so eine dritte. — Schröder war entzückt; ohne Kenner zu sein, liebte er Musik leidenschaftlich, getraute sich aber nie, seine Schwäche wohl kennend, ein bestimmtes Urtheil in seinem Innern auszusprechen; deßhalb glaubte er auch noch nie etwas Vollkommeneres als Euphrosinens volltönende Stimme gehört zu haben, obgleich ihm während ihres Gesangs gedünkt hatte, nicht jede der in ihm aufgeregten Empfindungen sei ganz befriedigt worden. Er verschloß diese Bemerkung weislich in sich, drückte laut und mit Wärme seine Bewunderung aus und nahte sich dann Marien mit der Frage: ob sie nicht auch musikalisch sei.

Ehe noch die Erröthende hierauf antworten konnte, nahm die Mutter das Wort. Die Kleine spielt, doch nur wenig die Harfe und singt auch zuweilen; doch müssen Sie sie nicht nach ihrer Schwester hören. Die Talente sind nicht immer gleich vertheilt.

Obgleich verlegen, glaubte doch der Fremde, um Marien nicht wehe zu thun, mit seinen Bitten nicht einhalten zu dürfen. Er bat daher inständigst, sie möge die Harfe ergreifen und ihn auch ihre Stimme hören lassen. Die Mutter fügte seinen Bitten einen trockenen Befehl zu, und Marie nahm die Harfe und begann mit sichtbarer Verlegenheit das Gebet aus dem Freischütz zu singen.

Als sie die Harfe ergriffen, hatte sie den leichten Florshawl, den sie bisher umgehabt, abgelegt, und Schröder bemerkte jetzt einen wunderlieblichen Arm, und die Hand, die früher im Garten der Handschuh bedeckt hatte, erschien, in die goldenen Saiten greifend, so blendend schön, daß Arm und Hand ganz seine Aufmerksamkeit fesselten, und er anfangs nur wenig die leise, bebende Stimme beachtete, mit der sie das Lied vortrug. Als jedoch dieser erste Eindruck vorüberging, er auch auf den Gesang zu lauschen begann, und ihre Stimme, wenn auch nicht mit der Euphrosinens zu vergleichen, mehr Haltung bekam, mußte er sich gestehen, daß, wenn die volltönende Silberstimme der Künstlerin ihn entzückt, die reine Melodie, der einfache aber seelenvolle Gesang Mariens sein Herz sonderbar bewege.

Die Mutter schien dies nicht mit Wohlgefallen zu bemerken, denn als die Musik beendet war und die Töchter sich entfernt hatten, begann sie das Gespräch sogleich auf sie zu lenken. Der Himmel hat doch seine Gaben wunderbar vertheilt, sprach sie: meine beiden Töchter haben von mir eine gleich sorgfältige Erziehung genossen, beide sind von gleichen Meistern, nach gleichem Plane unterrichtet und auf beide hat es so verschieden gewirkt. Sie werden schon in der kurzen Zeit bemerkt haben, wie sehr sie in Talenten verschieden sind. Euphrosine hat von Jugend auf Alles mit Leben und Lust aufgefaßt und sich zu eigen gemacht, wenn Marie nur gezwungen ihren Geist und ihre Anlagen langsam bildete. Jene ist Künstlerin fast in jedem Fach, wo diese kaum mittelmäßige Dilettantin ist. Euphrosine ist im Malen so weit vorgeschritten, wie in der Musik. Sehen Sie, dies Bild von mir hat sie copirt, und die Copie steht dem Original nicht nach; auch ist sie Dichterin und glänzt in manchem Almanach unter fremden Namen; alle weiblichen Arbeiten, das heißt die eleganten, macht sie in einer Vollkommenheit, die Sie überraschen wird.

Und die häuslichen? fiel ihr Schröder etwas unbeholfen in die Rede.

Wie können Sie so sonderbar fragen? erwiderte die glückliche Mutter: um die häuslichen Arbeiten, welche man der dienenden Klasse überläßt, kann sich doch ein so hochgebildetes Mädchen nicht bekümmern.

Und die Hausfrau? unterbrach der Ungeschickte die Mutter noch einmal.

Hoffentlich, erwiderte sie mit aufgeregtem Stolz: wird meine Tochter keine Partie machen, wo sie nöthig hat, sich so tief herabzustimmen, um sich um die gewöhnliche Haushaltung bekümmern zu müssen. Versteht

sie in ihrem Hause einen gebildeten Kreis um sich zu sammeln, versteht sie diesen Kreis angenehm zu unterhalten und hier auf geistreiche Weise die Wirthin zu machen, so muß der Mann zufrieden und stolz sein, einen solchen Juwel zu besitzen und gerne kleine Opfer dafür bringen. Ueberlaß er es dem Koch, für seinen Magen, der Haushälterin, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, sorgt doch die Frau für seinen Geist und für seine höhere Bildung, die so oft bei den Männern in ihrem todten Geschäftleben untergeht.

Schröder sah die Dame verwundert an; er hatte, selbst in Siberiens Einöde, seinen Geist immer mit der Zeit fortschreiten lassen und seinen natürlichen Anlagen den höchsten Grad von Bildung zu geben gesucht. Er war daher gewiß mit der Zeit fortgeschritten und wußte wahrhaft geistige Bildung zu schätzen; aber diese Erziehungs-Theorie war ihm neu, und seine freimüthige Offenheit verhehlte es der Dame nicht, daß er hier nicht im mindesten mit ihr einverstanden sei. Die gute Frau lächelte, und meinte, in Rußlands Steppen hätte man wohl andere Begriffe von Lebensbestimmung und Lebensgenuß als in dem aufgeklärten Deutschland, und bei näherer Bekanntschaft mit ihrer Familie hoffe sie ihn bald eines Besseren belehrt zu haben. Er verneigte sich schweigend, zweifelte jedoch in seinem Innern an dieser Umgestaltung.

Während dieser Zeit hatte Schröder, von der Gegenwart so unvermerkt angezogen, ganz der Erinnerung entsagt, und nicht einmal der Gartensaal, in dem er sich befand, obgleich er sich ganz verändert, hatte ihn zu ihr zurückgeführt; doch jetzt, wo die Unterhaltung zu stocken begann und kurz darauf ein Bedienter die Finanzräthin abrief, trat sie in ihre Rechte, und er konnte sich, jedoch nur mit Mühe den alten Saal mit seinen in Oel gemalten Landschaften auf den Tapeten und seinen Plafond mit den vier Engeln, die vier Jahreszeiten vorstellend, denken. Aber allmälig trat die Vergangenheit lebhaft vor ihn, und Alles erschien ihm wieder, wie in jenen Zeiten glücklicher Kindheit; die hohen, gepolsterten Stühle, der Lehnstuhl, der da, wo jetzt der Armsessel der Mutter mit bunt gestickten Chinesen prangte, sonst in stiller Einfachheit stand, die große Londner Pendeluhr, welche den Platz der elegant gezierten Etagere einnahm, der breite Schrank mit Tassen und Gläsern, welcher die Wand fast ausgefüllt hatte, und an welcher jetzt der Wiener Flügel stand. Auch der mit schmalem, vergoldeten Rande und seinen Rostflecken ihm wohl erinnerliche Spiegel, in welchem er so oft seine zerstörte Frisur geordnet, und an dessen Stelle ein großer trumeau ihm nun sein ganzes Konterfei zeigte; dies Alles trat, ihn freundlich begrüßend, ihm entgegen. Aber am wehmüthigsten wurde er ergriffen, als er ein ihm so Theures vermißte. Wo jetzt die Frau vom Hause in ihren jugendlichen Reizen prangte, hing sonst ein großes Familiengemälde, auf welchem sein Wohlthäter mit seiner Gattin unter einer Linde sitzend, gebildet war. Der sechsjährige Sohn

schmiegte sich an der Mutter Schooß, und unter einem Rosengebüsche saß, von der Gruppe entfernt, ein dreijähriger Knabe und hielt den nur mit ihrem Kinde Beschäftigten eine wilde Rose entgegen. Dieser einsam sitzende Knabe war er. Oft, wenn er dies Bild betrachtete, hatte es ihn geschmerzt, daß ihn der Maler so fern von Vater- und Mutterbrust, ihn auf ein so einsames Plätzchen gesetzt hatte, wo niemand den Verlassenen beachtete. Jetzt, obgleich das Bild nicht mehr vor seinen Augen stand, mußte er sich doch sagen, daß der Maler auch hier der Wahrheit treu geblieben war; denn hatte ihn nicht das Schicksal fern von Vater und Mutter, selbst fern von jener ihm wohlbekannten Linde und dem Rosengebüsch geführt? war er nicht ein einsamer, verlassener Pilger gewesen, der seine Wallfahrt allein beginnend immer nur Andern Rosen brechend, nie eine Rose von lieber Hand empfangen hatte? Ach, mitten in dem Kreise eines regen Lebens, mitten in dem gastfreien Hause seiner durchlebten Kindheit fühlte sich der gereifte, ernste Mann so einsam, so verlassen, und der Gedanke durchschauerte ihn: Du stehst allein. Nicht Vater, nicht Mutter, nichts, was den Menschen kettet, ward dir; keine Gattin, keine Schwester oder Bruder, die Natur hat dir nichts gereicht als dein verlassenes Dasein; Dankbarkeit allein bindet ein zerrissenes Gemüth und einen treuen Diener an dich, und ohne sie, wovon der Eine dich nicht versteht, die Andere dein theilnehmendes Herz mit ihren bittern Klagen oft verstimmt, ständest du bei deinen mühsam erworbenen Schätzen ein Bettler, allein da.

Diese Betrachtung hatte ihn ernst gestimmt, er schritt unmuthig im Zimmer auf und ab, blieb dann vor Mariens Nähtisch stehen, heftete gedankenlos das Auge auf ihre Stickerei und ergriff mechanisch das in dem Fenster liegende Buch, schlug es auf und war angenehm überrascht, die Stunden der Andacht, die er wohl nicht in diesem Hause anzutreffen hoffte, hier und eben hier zu finden. Ein freudiger Gedanke stieg plötzlich in ihm auf; doch der Finanzrath, welcher so eben eintrat und ihn mit höflicher Freundlichkeit einlud, ihm in's Speisezimmer zu folgen, verscheuchte schnell den Gedanken wieder, und Schröder erfaßte nur mit Widerwillen die Hand, welche jener ihm darbot.

Sie traten in das Eßzimmer, wo sie die Frauen schon versammelt fanden. Dem Fremden ward der Platz zwischen der Finanzräthin und Euphrosinen; Marie saß ihm gegenüber, und so sehr auch Mutter und Tochter sich bemühten, die Unterhaltung zu beleben, so sehr sich auch der Finanzrath bestrebte, durch mancherlei Fragen über die nähern Verhältnisse seines Gastes sich zu unterrichten, blieb dieser dennoch zerstreut, antwortete einsylbig und selbst Mariens Blick, dem er zuweilen begegnete, konnte ihn nicht festhalten. Hatte er doch in diesem Zimmer so manche Jahre seiner Kindheit verlebt. Auf der nemlichen Stelle, wo er jetzt saß, hatte er aufmerksam den Unterricht des Greises genossen, der ihn am vergangenen Abend so freundlich aufgenommen; hier war der erste Grund

seines Wissens, der erste Grund der ernsten, religiösen Gefühle gelegt, die ihn durch das ganze Leben so tröstend begleitet hatten. Der Wandschrank, aus welchem jetzt der Bediente allerhand Bedürfnisse holte, hatte seine Bücher und seine Spielsachen verschlossen, und so war ihm die Thüre oft die Pforte seines kindlichen Himmels und seiner Hölle gewesen. Allmälig verloren sich jedoch diese Bilder aus der Jugendzeit. Die am Tisch eingetretene Stille, die lächelnden Gesichter, welche er um sich sah, mahnten ihn an die Schicklichkeit; er nahm mehr Theil am Gespräch und war nun über den Geist erstaunt, den Euphrosine entfaltete und wobei sich zugleich ein tiefes Gemüth aussprach, während die Mutter Alles nur von der äußern, glänzenden Seite auffaßte. Marie nahm nur wenigen Theil an der Unterhaltung; der Vater schien mit seinen Gedanken abwesend, und nur, als die Mutter wie zufällig ihm sagte, daß die Chaise ihr zu mißfallen beginne und er in Kurzem eine neue anschaffen müsse, nickte er bejahend, aber sein Gesicht verzog sich zu einem widrig ironischen Lächeln.

Die Tafel wurde bald aufgehoben; ein Bedienter leuchtete dem Gast auf sein Zimmer, das er, nach langem Sinnen, für die Obstkammer erkannte, die früher so oft seine Sehnsucht erweckt hatte; und nachdem er am andern Morgen den einstweilen ausgefertigten Miethkontrakt unterschrieben, verließ er das Landhaus, besuchte noch jedes Plätzchen in den Anlagen, ohne daß irgend eine der Frauen weder in dem Garten, noch in dem Hause vor ihm sichtbar geworden wäre.

Aber seinen Wanderstab weiter zu setzen, ohne die gastfreundliche Pfarrwohnung zu betreten, war ihm unmöglich. Er eilte hin, ward von der lieblichen Ernestine freundlich empfangen und eingeführt. Man nahm ihn heute schon wie einen alten Bekannten auf, und da er nur kurze Zeit verweilte, entließ man ihn mit dem Versprechen, bald und auf längere Zeit wieder zu kommen. Ernestine begleitete ihn bis in das Thal hinab, und er schien sich ihrer Begleitung zu freuen.

Sonderbar, sagte er vor sich hin, als er auf einer Rasenbank unter einer Linde verweilte, und noch einmal nach dem Dörfchen zurückblickte: diesen Baum habe ich so jung gekannt, kaum daß er seine Aeste zum Schatten für den Knaben ausbreiten konnte; jetzt ist er hoch emporgewachsen, und mir um so lieber und theurer; die Jahre haben ihm sein Plätzchen in meinem Herzen nicht genommen. Und sie, an der ich so innig hing, meine erste, meine einzige Neigung, sie läßt mich kalt; wir stehen uns gegenüber, sehen uns unbefangen in's Auge, sie erkennt mich nicht, und ihr Herz wie das meinige, bleibt stumm. Haben denn die Sinne eine so mächtige Gewalt über den Menschen, daß sie allein unsere Neigung bestimmen? Zerstört die Zeit mit der Schönheit auch die Gefühle des Herzens? — Doch nur, sprach er beruhigt: nur dann, wenn Trennung jeden Faden zerriß und die Freundschaft nicht wie der Phönix aus der Asche verglühter Liebe erstehen konnte. Aber warum ruft mir die fünfzehnjäh-

rige Erneſtine weit lebhafter jene Tage zurück als die geſchäftige Hausfrau, die nur Augen für ihren Gatten, nur ein Herz für ihn hat? Er ſprang von ſeinem Raſenſitz auf, und mit ſich ſelbſt unzufrieden eilte er der Reſidenz zu.

Hier fand er Alles in Thätigkeit. Ohne ſeine oder des Hausherrn Rückkehr abzuwarten, hatte die Wirthſchafterin ſchon den größten Theil der erkauften Möbeln in die neue Wohnung ſchaffen laſſen. Tiſchler, Tapezierer waren dort in Bewegung; der volle Beutel und die thätige Hand Wilhelminens, wohl mehr noch die Begierde, hier ihren Wohnſitz aufzuſchlagen, trieb ſie an, keinen Augenblick ungenützt vorübergehen zu laſſen, und trotz Herrn Schröders Kopfſchütteln ging doch die Sache ſo raſch vorwärts, daß er ſchon in einigen Tagen und ſelbſt noch ehe der Eigenthümer mit ſeiner Familie von ſeinem Landſitz zurückgekehrt war, einziehen konnte.

Wilhelmine hatte bei dieſer Einrichtung die von Schröder dazu beſtimmte Summe bei weitem überſchritten. Er hatte als wohlhabend auftreten wollen; jetzt zeigte er ſich der Welt als einen reichen Mann. Als er die Zimmer durchſchritt, das koſtbare Porzellan, die Menge Silber ſah, welches hier aufgehäuft und ſo geordnet war, daß es recht in die Augen fallen mußte, konnte er ſeine Unzufriedenheit nicht verbergen, und meinte, der Grund, weßhalb ſie das Geld an dergleichen unnützen Dingen verſchwendet habe, ſei kein edler Grund und er bezahle ihre Thorheiten nur ungern; denn blos um den Hausherrn an Pracht zu übertreffen, habe ſie hier Summen verſchleudert, die ihre ſtrenge Wirthlichkeit ſonſt kaum auszuſprechen gewagt hätte.

Statt einer lebhaften Widerrede, an die der gute Herr nur zu gewöhnt war, nahm ihn Wilhelmine bei der Hand. Alles haben Sie geſehen, lieber Herr! ſagte ſie freundlich: nur Ihr Arbeitzimmer, an dem ich Sie abſichtlich vorbeigeführt habe, ſahen Sie noch nicht. Kommen Sie, vielleicht ſöhnt Sie das wieder mit mir aus. Sie öffnete eine Tapetenthür und führte ihn in ein mit lauter altmodiſchen Möbeln ausgeſchmücktes Zimmer. Staunend ſah er ſich plötzlich in eine neue Welt verſetzt; herzlich drückte er ihre Hand und ſein Auge ſah unverwandt nach dem — über dem graupliſchenen Kanapee hängenden Gemälde und dem verlaſſenen Knaben bei dem Roſengebüſche. Jedes Geräth, welches er hier fand, war ihm ein alter Bekannter: des Vaters Schreibtiſch, der Mutter Sorgenſtuhl, ſelbſt der kleine Tiſch, deſſen Schublade einſt ſeine kindiſchen Schätze verwahrt hatte, fand er hier wieder.

Hier iſt es mir wohl, Wilhelmine! ſagte er, ſich auf den Lehnſtuhl niederlaſſend: für dieſe Freude danke ich Ihnen herzlich und Alles iſt Ihnen vergeben; aber ſagen Sie mir nur, wie kommen Sie zu dieſen — für mich unbezahlbaren Schätzen? —

Der Kammerdiener des Finanzraths, mit dem ich bald bekannt wurde, erwiderte sie: öffnete mir dies Eldorado, indem er mir auf dem Hausboden eine alte Rumpelkammer aufschloß; ich wählte das Beßte aus und schmückte Ihnen damit das Zimmer; nun gewiß, durch dieses Eine die Pracht der andern verdunkelt zu haben. Aber, fragte sie, indem sie sich neben ihrem Herrn einen Stuhl zurecht schob, klüglich den günstigen Augenblick benutzend: wie fanden Sie die Familie? Erzählen Sie mir, ich bitte, lieber Herr, erzählen Sie mir von der Dame, den Töchtern, und — auch von ihm.

Schröder, dessen Auge noch immer von einem theuren Gegenstand zum andern umherschweifte, bedurfte einer nochmaligen Erinnerung, um die Bitte seiner Wirthschafterin zu erfüllen. Endlich glaubte er doch, ihr diesen kleinen Dank schuldig zu sein. Die Dame, wie Sie sie nennen, begann er: kennen Sie schon; sie scheint mir eine Frau von Welt, herzlos und eitel, und trotz ihrem Verstand eine Thörin zu sein. Euphrosine die älteste Tochter, ist schön, sehr schön, geistreich, talentvoll, nicht ohne Tiefe des Gemüths und gewiß auch nicht ohne Herzensgüte. —

Nun dann, so hätten Sie gefunden, unterbrach ihn Wilhelmine rasch —

Sie irren, erwiderte er lächelnd: wäre ich auch ein Thor, in Ihre Lieblingidee einzugehen, so würde es Euphrosine nie sein. — Alle ihre guten Eigenschaften sind überspannt, ihr Gefühl überreizt, ihre Talente mehr Kinder der Eitelkeit als des Geschmacks. Sie interessirt mich als ein schönes Bild, als eine Geistreiche, fast zu Gebildete; aber bewahre Gott jeden schlichten Mann, der eine Frau für sich und nicht eine zu seiner Gefährtin verlangt, die nur für die Welt und nicht für ihn lebt, solch eine an Geist und Gemüth Ueberbildete zu wählen. Sie schwebt mit allen empfindsamen Narren in höhern Sphären, während der arme Tropf auf seinen gesunden Beinen, ohne daß ihm ein Flügelpaar wurde, einsam auf der Erde zurückbleibt. Nein, Wilhelmine! fuhr er fort, und der Ton seiner Stimme ward herzlicher: da würde ich, wenn mich die Thorheit, meinen ungebundenen Verhältnissen zu entsagen, erfassen sollte, mein Auge lieber auf die weniger schöne, weniger talentvolle, weniger überbildete Marie werfen. Schon in dem Namen liegt für mich, wie Sie wohl wissen, so wie in dieses Mädchens anspruchloser, zarter Weiblichkeit ein gewisser Zauber, der, wäre mein Herz noch der Liebe fähig, mich vielleicht fesseln könnte.

Lieber Herr! sagte Wilhelmine, den Stuhl näher rückend, indem sie seine Hand zutraulich erfaßte: es ist so betrübt, seinen Lebenszweck verfehlt zu haben. Oft reißt uns das Schicksal mit sich fort und wir müssen folgen, müssen allein und verlassen die mühevolle Wanderung beenden, und dies traurige Loos wird unserm Geschlecht so oft; dann höhnt man uns über unser Verlassensein, und weiß oft nicht, welch Opfer wir brach-

ten, wie hart das Schicksal gegen uns war und wie ungerecht die Menschen sind, die uns verspotten. Wir sollen im Leben unsere Empfindungen unterdrücken, sollen harren, bis der Mann unsers Herzens sich naht, und jeder Schritt, den wir, vielleicht nur einen Augenblick zu früh ihm entgegen thun, führt die Verdammniß über uns. Aber auch ihre Männer steht einsam; mitten in eurer Freiheit und eurem thätigen Wirken, fehlt euch das Beglückendste der Welt; auch ihr irrt zwecklos dem Ende eurer Wanderung entgegen. Lieber Herr! Sie sind das einzige Wesen, an dem mein armes, zerrissenes Herz mit Liebe und Dankbarkeit hängt; Sie glücklich zu sehen, ist mein einziger, mein sehnlichster Wunsch. Fassen Sie Muth! Wählen Sie sich ein Mädchen Ihrer werth; beginnen Sie ein neues Leben; lassen Sie die romantische Idee, die Sie durch Ihr ganzes Leben begleitet hat, fahren, und hätte sie sich in Ihrem Lebensplan so tief gewurzelt, daß sie unvertilgbar ist, so wählen Sie unter den beiden Töchtern des Hauses. — Sie schütteln bedenklich den Kopf — Edler Mann, von Gott an Geist und Gemüth, an Geld und Gut so reich begabt, den der Friede eines guten Gewissens treu durch's Leben begleitet und der in den Augen der Welt so glücklich, so beneidenswerth steht — in meinen Augen sind Sie doch nur ein armer Bettler, der nichts hat, was sein ist, den ein alter Diener, der bald heimgehen wird, mühsam pflegt, und dem eine Unglückliche, welche der Friede des Herzens nicht durch das qualvolle Leben begleitet, seine Tage mit ihren Thränen verbittert, deren zerrissene Saite ihres Gemüths nur die Melodie seines Lebens verstummen kann, und die am Ende doch das einzige menschliche Wesen ist, das ihn versteht. — Ach! suchen Sie sich eine Gefährtin; ketten Sie Ihr Herz an ein wahres Gut; lassen Sie der Erinnerung ihr stilles Recht, aber räumen Sie ihr nicht das Recht ein, über ihr Schicksal zu gebieten.

Sie irren, Wilhelmine! ich sah sie und blieb ruhiger als ich geglaubt.

Sehen Sie! unterbrach sie ihn heftig: habe ich nicht Recht? Die Phantasie ist eine lügenhafte Gauklerin; ihre Farben sind die Farben des Regenbogens; je näher man ihnen kommt, um sie zu betrachten, desto schneller sind sie verschwunden. — Die Erinnerung verliert in der Nähe ihren Zauber. — Aber, fuhr sie plötzlich in einem ganz andern Tone fort und ihr ganzes Wesen war bewegt: ist sie unverheirathet? pflegt sie den Vater? lebt sie im Vaterhaus?

Die letzten Worte vermochte sie kaum auszusprechen. Sie ist Gattin, ist Mutter! antwortete Schröder. Mit freudigem Blick sah bei diesen Worten Wilhelmine gen Himmel, dann brachen plötzlich Thränen hervor, und sie stürzte hinaus.

Armes, zerrissenes Gemüth! sagte er, sich der Thränen kaum erwehrend: arme Unglückliche, wann wird dir der Friede des Herzens werden! — — Hier? — nein! und doch — wenn hier der Gram dein Herz ganz gebrochen hat, dann wird dir der ewige Friede zu Theil, und wohl dir!

— denn nur im Grabe ist für dich Ruhe. Sein Auge auf das Bild, auf den verlassenen Knaben heftend, saß er noch lange, düstern Gedanken sich überlassend, ehe er aufstand, dies ihm so werthe Zimmer zu verlassen. Wilhelmine trat ihm entgegen. — Sie haben mir so manches mitgetheilt, sprach sie ruhig und heiter scheinen wollend: und doch sagten Sie mir nichts von ihm? —

Wollen Sie auch diesen Kelch noch leeren? erwiderte er theilnehmend.

Füllen Sie ihn und reichen Sie ihn mir! sagte sie zitternd.

Wir Beide sind zu bewegt, sprach er besänftigend: ein andermal, Wilhelmine!

Herr — bat die Aufgeregte; er aber verließ das Zimmer und ließ sie allein.

Am andern Tage kehrte die Familie des Finanzraths wieder in die Residenz zurück. Die Nachricht über die prachtvolle Einrichtung spannte die Neugierde der Mutter zu sehr, als daß sie länger auf dem Lande hätte bleiben können, und seit ihrer Ankunft war ihr einziger Kummer nur der, wie sie eine schickliche Gelegenheit finden möchte, ihre Neugierde zu befriedigen.

Sie fand sie bald. Kaum waren einige Stunden vergangen, als sich die Wirthschafterin bei ihr melden ließ und sie um Verzeihung bat, daß sie ohne ihre Erlaubniß blos auf die Versicherung des Kammerdieners, daß sie es nicht ungnädig aufnehmen würde, die alten Möbeln heruntergeräumt und ein Zimmer damit eingerichtet habe. Mein Herr, fuhr sie fort: hat die Sonderbarkeit, sein Wohnzimmer gern altfränkisch und einfach zu sehen, wenn er auch sonst dem neuen Geschmack und der Pracht huldigt; ich bitte daher, nur den Preis für diese alten Sachen zu bestimmen und meine Freiheit nicht ungütig aufzunehmen.

Die Finanzräthin, zuvorkommender als gewöhnlich gegen Personen unter ihrem Stande, bat, sich deßhalb keine Sorge zu machen und versicherte, daß es sie sehr freue, Gelegenheit zu haben, ihrem neuen Miethmanne gefällig zu sein. Nur, meinte sie, könne sie nicht begreifen, wie sie das alte, unbrauchbare Geräthe zur Einrichtung hätte anwenden können.

Wollen Sie sich selbst davon überzeugen und sich hinauf bemühen, nahm Wilhelmine schnell das Wort: so bitte ich, mir zu folgen; der Herr ist ausgegangen und so können Sie Alles ungestört besehen.

Dies kam der Dame sehr gelegen; sie rief ihre Töchter und folgte der Wirthschafterin, die nun, so viel als sich schicklicher Weise thun ließ, alle Kostbarkeiten zeigte, und selbst ein Kästchen mit Juwelen, die sie von ihrem Herrn in Verwahrung hatte, den neugierigen Blicken der Frauen nicht

vorenthalten konnte. Jedoch schien sie mehr auf den Eindruck zu achten, den der Anblick dieser eleganten Zimmer und besonders der Schmuck auf die beiden Töchter machte, welche sie unverwandt im Auge behaltend, mit Wohlgefallen betrachtete.

Wie gefällt Dir die Einrichtung? Euphrosine! fragte die Mutter auf französisch, welches jedoch Wilhelmine recht gut verstand.

Ueber meine Erwartung, antwortete die Tochter in derselben Sprache: Alles zeigt Geschmack und großen Reichthum.

Berücksichtige dies, mein Kind, und schärfe Deine Pfeile! sagte die Mutter lächelnd.

Mutter! bat Euphrosine fast zürnend und wandte sich zu ihrer Schwester, die an einem nach dem Hofe gehenden Fenster in Gedanken vertieft stand. Marie! raunte sie ihr zu: die Mutter beobachtet Dich.

Die Schwester erschrak, verließ erröthend das Fenster und trat zu der Mutter, welche mit der Wirthschafterin in lebhaftem Gespräch begriffen war, das sie jedoch bald beendete, und nachdem sie Alles genau betrachtet, sich wieder entfernte.

Ich habe Beide gesehen! kam Wilhelmine dem Zurückkehrenden entgegen: sie sind schön; Euphrosine trüge bei mir den Preis davon, obgleich ich die Jüngere auch anziehend finde. Aber in Mariens Augen liegt etwas Verstecktes, das ich noch nicht recht enträthseln kann.

Wie wäre das möglich! unterbrach sie Schröder: dies offene, klare Auge, in dem das Gemüth sich so deutlich ausspricht —

Konnte meinem Blicke doch nicht begegnen, behauptete Wilhelmine: das Mädchen trägt ein Geheimniß in sich, welches ihr vielleicht selbst noch dunkel ist.

Suchen Sie es zu erforschen! fiel ihr Schröder hastig in die Rede. Sie sah ihn bei diesen so rasch gesprochenen Worten staunend an und schwieg.

Der Geheime Finanzrath wünscht Ihnen seine Aufwartung zu machen, berichtete in diesem Augenblick der eintretende Diener und riß wahrscheinlich seinen Herrn aus einer Verlegenheit, der „er wird mir willkommen sein" antwortete und sich dann schnell nach Wilhelminen wandte, die bleich wie der Tod, sich krampfhaft an eine Stuhllehne stützte. Wollen Sie uns nicht verlassen? fragte er sie.

Ich bleibe! Einmal muß es sein, so sei es jetzt! erwiderte sie als die Thüre sich öffnete und der Finanzrath eintrat. Starr war Wilhelminens Auge auf ihn gerichtet; Purpurröthe überflog ihr bleiches Gesicht, als er auch sie begrüßte und Schröder'n fragte: Wer ist die Dame, welche ich die Ehre habe, vor mir zu sehen?

Meine Wirthschafterin, erwiderte dieser, den Rath scharf beobachtend, der gleichfalls sein Auge lange auf Wilhelminen ruhen ließ, die, ohne seine Verbeugung zu erwidern, schnell sich wandte und das Zimmer verließ.

Eine sonderbare Frau! nahm der Finanzrath das Wort: Sie heftet ihr Auge starr, ja feindlich auf mich, erwidert meine Verbeugung nicht, und verläßt das Zimmer so plötzlich und auf so auffallende Art. Eine sonderbare Erscheinung! — und zugleich ist es mir, als ob ich diese Züge schon irgendwo gesehen hätte.

Wohl möglich! sagte Schröder kalt: sie ist viel gereis't, wer weiß, wo Sie ihr einmal begegnet sind —

Aus welchem Lande ist sie gebürtig? fragte der Rath.

Sie ist eine Deutsche; das Unglück hat sie verfolgt und trieb sie zu mir nach Siberien, antwortete der Fremde.

Das Schicksal ist oft gegen Frauen ungalant, sagte der Rath mit Ironie. —

Und wir sind oft gegen sie ungerecht, erwiderte Schröder, diese Worte stark betonend; doch bald brach er dies Gespräch ab, und es entspann sich zwischen Beiden ein diesem ganz verschiedenes.

Ihr Landhaus hat eine der schönsten Lagen, die ich noch je gesehen, begann Schröder: Alles, was die Natur nur Reizendes dem Auge zu bieten hat, verlieh sie dem Thal, über welches Ihre Villa so stolz blickt. — Wie beneide ich Sie! Ich sollte meinen, der Besitzer eines solchen irdischen Paradieses müßte glücklich sein.

Der Rath schwieg und schrieb mit seinem Fischbeinstöckchen Zahlen auf den getäfelten Boden.

Ihnen gab der Himmel viel, fuhr Schröder fort, ohne auf die Stimmung seines Hauswirths zu achten: eine reizende Gattin, wo Ihnen Gegenwart und Vergangenheit einen immer noch duftenden Kranz winden; herrliche Kinder, bei deren Aufblühen sich Ihnen eine lachende Zukunft entfalten muß.

Sie scheinen Dichter zu sein, nahm der Rath das Wort, aber ein bitteres Lächeln verzog hierbei seinen Mund.

Ihre Stellung im Lande gibt Ihnen Rang und Ehre, fuhr Schröder fort, ohne etwas über den Dichter zu erwidern: der Reichthum, der Sie überall umgibt, bietet Ihnen jeden Lebensgenuß, und Sie entbehren nichts, was das Leben wünschenswerth macht. — Der Rath seufzte. —

Haben Sie noch Geschwister? Auch dies zähle ich zu dem Glück des Lebens.

Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, erwiderte der Rath.

Auf jenem Bilde, welches durch Ihre Güte hier aufgehängt wurde, und das, so wie ich vernahm, Ihre Eltern und Sie selbst als Knaben vorstellt, sitzt dort noch ein anderer, abgesondert, und streckt Ihnen eine Rose entgegen; ich glaubte, es wäre Ihr Bruder.

Nein, sagte der Rath trocken.

Wer ist der Knabe? sein Gesicht ist mir so anziehend; es liegt so viel Gutmüthigkeit darin.

Ein ausgesetztes, von meinem Vater auf einem Spaziergang in einer Hütte gefundenes Kind. Des Vaters Milde nahm ihn auf und er beging die Thorheit, ihn mit mir erziehen zu lassen.

Wenigstens eine edle Thorheit, unterbrach ihn Schröder: doch ich bitte, fahren sie fort; das Schicksal des armen Findlings erregt meine Theilnahme.

Der Knabe wuchs heran, fuhr der Rath augenscheinlich mit Unmuth fort: und ward der Liebling meines Vaters, der in ihm große Talente zu erblicken glaubte. Er ließ ihn mehre Jahre in der nah gelegenen Stadt den Bergbau lernen, und als mein Vater starb und der junge zwanzigjährige Fant eine Liebelei mit der Tochter des hiesigen Pfarrers angesponnen hatte, entfernte ich ihn, gab ihm einige tausend Thaler und Empfehlschreiben mit —

Da haben Sie sehr edel an dem jungen Manne gehandelt, unterbrach ihn Schröder, sichtbar aufgeregt und seine Wangen glühten: doch was war sein ferneres Schicksal?

Er soll in einer nahgelegenen Handelstadt das ihm zu seinem Fortkommen mitgegebene Geld verspielt und sich dann weiter gebettelt haben; und seitdem hat der Undankbare nichts von sich hören lassen.

Der Undankbare! wiederholte Schröder. Sind Sie aber auch von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugt? begann er nach kurzem Schweigen von Neuem.

Ich habe meine Nachricht aus sicherer Quelle! erwiderte der Rath.

Es ist doch sonderbar, fuhr Jener fort, und der Rath begann unruhig zu werden.

In meiner Jugend bin ich auf einen ähnlichen Fall gestoßen. In Petersburg lernte ich einen jungen Mann, aus Schlesien oder Sachsen gebürtig, kennen, der gleichfalls ausgesetzt und in einer Familie freundlich aufgenommen worden war. Die Gleichheit der Verhältnisse Beider noch zu vermehren, hatte er wie Jener, den Bergbau gelernt, war nach dem Tode seines Wohlthäters, von dessen Erben ohne Ursache aus dem Hause gestoßen und nur mit dem Sparpfennig, der ihm geblieben, hatte er die Wanderung antreten müssen. Wie edel haben Sie gegen jenem Hartherzigen gehandelt!

Wie hieß der junge Mann? fragte der Rath zerstreut.

Ernst Vaterlos hatte ihn sein Wohlthäter taufen lassen.

Hohe Röthe überzog des Fragers Gesicht. Was ist aus ihm geworden? fuhr er fort.

Er starb im Hospital im tiefsten Elend. Ich erfuhr sein Schicksal zu spät, um zu helfen, denn ich kam erst in dem Augenblicke seines Verscheidens.

Gott gelobt! rief der Rath aufspringend.

Gott gelobt! sagen Sie? fragte Schröder, sich gleichfalls von seinem

Sitze erhebend: wofür können Sie hier Gott danken? — daß ein edles Gemüth zu Grunde gegangen? daß ein sanftes Herz bis zur Verzweiflung getrieben in seiner Todesstunde zu Gott beten konnte, er möge seinen Verfolger strafen, ihn zum Bettler machen und gleich ihm in Verzweiflung untergehen lassen?

Schrecklich! schrecklich! rief der Rath.

Herr Finanzrath! unterbrach Schröder diese unwillkürlichen Ausrufungen: Sie scheinen in großer Bewegung zu sein und nehmen viel Theil an dem Schicksal des Unglücklichen.

Sollte ich nicht? fuhr der Rath, sich fassend: sollte ich so fühllos sein, daß mich der Tod eines edeln Jünglings nicht rührte?

Schröder erwiderte hierauf nichts; aber sein Blick sah ernst und durchbohrend auf den falschen Mitleidigen, der das Auge niederschlagend trotz seiner Gewandtheit die Verlegenheit nicht verbergen konnte, in die ihn dieser Blick versetzte. Er stammelte noch einige Worte und entfernte sich unter einem schicklichen Vorwand.

Vater! Vater! rief nun Schröder, die Arme nach dem Bilde streckend: armer Vater! schwebte dein Geist in diesem Augenblicke um uns, wie schmerzhaft müßte dir diese Stunde sein.

Wochen waren vergangen: und Schröder hatte sich immer mehr seinen Hausgenossen, diese sich ihm genähert. Sein Koch hatte schon oft Gelegenheit gehabt, seine Meisterschaft in dieser edeln Kunst zu beweisen; schon oft war der Hausgenosse bei den Soirées der Finanzräthin zugegen gewesen, hatte dort die eleganten Herren und Frauen kennen gelernt, und war in mehre schöngeistige Zirkel eingeladen worden. Einem Manne, der Koch und Equipage hält, fehlt es nie an Geist, noch weniger an Einladungen, und er hatte schon nach wenigen Wochen so viel Visiten-Charten erhalten und zurückgesendet, daß Wilhelmine nicht zu befürchten hatte, das schöne Porzellan werde ungebraucht im Schranke stehen bleiben.

Der gute Mann, nicht an diese Lebensart gewöhnt, befand sich anfangs nicht wohl dabei. Es dauerte einige Zeit, ehe er sich in dieser Gesellschaft heimisch finden konnte; denn hatte er auch bei seinem ernsten Geschäft nie unterlassen, seine geistigen Anlagen, besonders seinen poetischen Sinn durch Lesen auszubilden; war er selbst in Tobolsk mit der neueren Literatur seines Vaterlandes bekannt und befreundet geblieben, so hatte ihm doch die Abgeschiedenheit von jeder geistigen Unterhaltung die Leichtigkeit genommen, sich im Tone der Welt über ernste Gegenstände mitzutheilen und über nichts viel zu sprechen. Er verstand nur, die Poesie aus der Tiefe des Herzens zu schöpfen, und behandelte sie wie eine Heilige, der man nur reines Herzens nahen dürfe, nicht wie eine leichtsinnige Dirne, die sich jedem hingibt, der es der Mühe werth hält, mit ihr zu buhlen.

Anfangs erstaunte er über die Menge der Dichter, welche er in einem solchen Zirkel versammelt fand; er lauschte auf jedes Wort und war untröstlich, daß er den tiefen Sinn nicht auffinden konnte, der doch in ihren Dichtungen liegen mußte, bis er endlich fand, daß er so wenig wie die Verfasser selbst den Sinn der schönklingenden Worte verstand. Er tröstete sich nun, schloß sich an die wenigen gediegenen Männer an, und sah wohl ein, daß man auch hier wie überall die Spreu von dem Waizen sichten müsse.

In solchen Zirkeln glänzte Euphrosine ganz besonders; sie war die Königin dieser Gesellschaften. Ihr klarer Verstand, ihr tiefes Gemüth, welches sie gern zur Schau trug, fanden hier Gelegenheit sich auszusprechen; dabei war ihr sittliches Betragen tadellos, selbst der Neid hatte nicht gewagt auf sie Gift zu spritzen; denn nur geistig durften sich ihr die Männer nahen, nur in geistiger Berührung schienen sie für sie Werth zu haben, und auch die Männer selbst traten in so scheuer Ehrfurcht zurück, daß man hätte meinen sollen, sie ständen vor einer Himmlischen.

Aber Schröders ruhiger, ernster Blick, der oft den Mangel an Kenntniß der geselligen Welt ersetzt, sah bald klar durch dieses Spiel. Nicht Gleichmuth gegen das Geschlecht ließ Euphrosine so kalt, so zurückhaltend sein; nur der Werth, den sie auf sich selbst legte, nur die überspannten Forderungen von geistiger Bildung, welche sie mehr in spekulativem als praktischen Verstande suchend an die Männer machte; nur der unglückliche Wahn, schon hier auf Erden in einem irdischen Himmel wandeln zu wollen, in welchen sie ein Engel des Lichts einführen müsse; auch wohl der Widerwille gegen Alles, was Wirthlichkeit betraf, ließen sie so kalt gegen das männliche Geschlecht sein, und unter den Tausenden, die ihr genaht, nicht einen Würdigen finden.

Auch die Männer, welche sie, und mit Unrecht für herzlos hielten, blieben in scheuer Entfernung, bewunderten die Himmelsgestalt, waren von den Talenten bezaubert, von ihrem Geiste hingerissen; keiner aber wagte, um die Hand eines Mädchens zu werben, das selten auf Erden, immer nur in höhern Regionen wandelte, und jeder fürchtete, hätte er auch das Glück gehabt, diese Rahel heimzuführen, ein Gut, mehr für den Salon als für die Kinderstube, mehr für die Welt als für den engen Kreis der Häuslichkeit gewonnen zu haben.

Auch Schröder gehörte zu den einseitigen Alltagmenschen, die, wenn sie sich für dies Leben eine Gefährtin wählen wollen, so stumpf und so egoistisch sind, eine für sich zu wählen, die als thätige Hausfrau ihrer Wirthschaft vorsteht und den oft sauren Erwerb des Mannes, wenn auch nicht leichtsinnig vergeudet, doch nicht durch Nachlässigkeit verschleudert. Ihn dauerte das Mädchen, und er beschloß, den undankbaren, nie gelingenden Versuch zu machen, diesen überspannten Geist, dies überreizte Gemüth wieder in ein ruhiges Gleichgewicht zurückzuführen. Nicht Ei-

gennutz, nur Gutmüthigkeit bestimmte ihn hierzu; denn für sich wollte er nicht handeln, und hätte er gewagt sich ein Hüttchen zu bauen, so wäre es wohl eher Mariens Herz gewesen, in welchem er sich angesiedelt hätte.

Den Morgen nach einer Soiree, wo sattsam gesungen und gelesen, wo durch geistige Spiele die Eitelkeit Einiger genährt, die Eitelkeit Vieler getränkt worden, wo stundenlange Gedichte vorgelesen und der Langweile so viel Zeit gegönnt war als dem Genuß, fand Schröder die beiden Schwestern in dem Zimmer der Mutter allein, und glaubte, es sei die rechte, glückliche Stunde, seinen Vorsatz auszuführen, da gemeiniglich die Phantasie am Morgen am zahmsten ist und ihre Schwingen am gebundensten sind. Er wußte mit ziemlicher Feinheit das Gespräch auf Lebensglück und Lebensansichten zu führen, sprach mit Wärme und Herzlichkeit besonders von der schönen, zarten Bestimmung des Weibes als Gattin und Mutter, und meinte, daß eine Mutter, von ihren Kindern umgeben, ihm immer das Bild einer Madonna vorführte, welche im Kreise der Engel gen Himmel schwebe.

Marie schwieg und schien nachdenkend; Euphrosine lächelte hierbei so sonderbar, daß Schröder aus diesem Lächeln den Eindruck, den seine wohlgemeinten Worte auf das Mädchen gemacht hatten, nicht deuten konnte. Halb war es gutmüthig, halb ironisch; doch bald erklärte sich Euphrosine selbst. Lieber Herr Schröder! begann sie und ihr Gesicht wurde ernst, der Ton ihrer Stimme bedeutsam, und je länger sie sprach, desto feierlicher ward der Ausdruck, der sich zuletzt bis zum Entzücken steigerte: Sie führen mich in die ernste Wirklichkeit des Lebens, in eine Stellung, worin die Männer uns nur zu gern sehen, in die Küche und Kinderstube; in diesen engen Kreis bannen sie das Weib, damit es nicht mit kühnem Fluge den ihrigen überhole. Das Weib soll in ihren Augen nur Körper sein, der Geist nur unter ihrer Leitung sich höchstens bis zu einem Pleyel'schen Rondo und zu einer Schiller'schen Ballade erheben. Die Küche soll unser Tempel, der Heerd unser Altar sein; und wenn die Kinder mit ihrem Geschrei den Herrn der Schöpfung nicht belästigen, die Wäsche recht weiß, das Essen recht schmackhaft ist, dann haben wir in ihren Augen die Bestimmung unsers Lebens erfüllt und haben die Hoffnung, in das ewige Paradies einzugehen, wo hoffentlich kein Kindergeschrei zu hören, keine Wäsche zu ordnen und kein Mittagmahl zu bereiten sein wird.

Für diese Welt, Herr Schröder! mögen Sie recht haben, fuhr sie fort, sich mit mehr Traulichkeit nach ihm wendend: aber soll diese nur eine Vorbereitung zu jener sein, sollen wir dort ernten, was wir hier gesäet, so haben wir unsere wahre Bestimmung verfehlt. Das Irdische bleibt zurück, nur die Seele geht mit hinüber, nur die Bildung des Geistes weis't uns dort die Stufe an, auf der wir unter den Erwählten stehen werden. Je vollkommener, talentvoller wir uns hier bilden, desto

vollkommener werden wir dort in die paradiesische Welt eingehen, wo die Stufen der Glückseligkeit so verschieden sind.

Fräulein! unterbrach sie der Gutmüthige, und Wehmuth sprach aus seinem Blick, aus jedem Worte: Hoffen Sie, daß Ihre Talente Ihnen dort am Throne des Höchsten, Allwissenden, einen Platz anweisen werden? bei ihm, dem unser Wissen so erbärmlich, dem unsere Weisheit Knabenthorheit dünken muß? Hoffen Sie, durch die Töne Ihres Gesanges, durch den Reichthum Ihrer Dichtungen, wie einst Orpheus den Orkus, die Pforten des Paradieses zu öffnen? — Sie irren! — wie unglücklich wären die Armen, denen ihr Stand solche Bildung versagte, die nichts mit hinüber zu nehmen haben als ein duldendes Herz und eine Verschreibung auf die Entbehrungen, welche ihnen hier wurden! Treten Sie dereinst hin reinen Herzens, reinen Gewissens, in der vollen Ueberzeugung, Ihre Pflichten erfüllt zu haben; wenden Sie bescheiden den Blick nach Ihrem Richter, und die Pforte des Paradieses wird ihnen geöffnet und der Herr ruft sein frommes Kind zu seiner Rechten.

Zarte Weiblichkeit, fuhr er mit Rührung fort und sein Auge traf eine Thräne in Mariens Auge: zarte Weiblichkeit schafft sich ihr Paradies im Herzen; in ihrem reinen Gemüthe findet sie für das Irdische den Trost, für das Himmlische die Ahnung. Wenn der eitle Geist zweifelnd umher irrt, immer forschend nach oben strebt und im angestrengtesten Fluge doch niemals die Pforte des Jenseit erreicht und sie geöffnet sieht, folgt das Herz gläubig seiner Ahnung, schwebt leise himmelwärts, und fühlt endlich, daß es ja seinen Himmel auf Erden schon in sich trug und es keiner neuen, paradiesischen Welt, keines geistigen Zaubers bedarf, in das Reich der Seligen einzugehen. Im Gemüthe, nicht in Kenntnissen liegt die Bürge für unser Jenseit. „Laßt die Kindlein zu mir kommen!" sprach der göttliche Lehrer; er verlangte die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht.

O glauben Sie mir, Euphrosine! sagte er, in der Wärme des Gesprächs ihre Hand erfassend: In unserem Herzen tragen wir unser Schuldbuch hinüber. Was wir empfanden, wie wir handelten, dies weis't uns den Platz dort oben an, nicht wie wir sprachen, schrieben und dachten. Ein reines Gemüth gleicht einer Lilie, in deren Kelche die Morgenröthe ihre ersten, rosigen Strahlen senkt, und so die irdische Unschuld mit dem Himmelstrahle belebt; ein reines Gemüth findet die Pforte des Paradieses immer offen.

Euphrosine schien von dem Gesagten ergriffen; ihre Hand ruhte noch in der Hand des edlen Mannes, der mit so viel Wärme zu ihr gesprochen. Marie hatte die Augen gesenkt, wahrscheinlich eine Thräne zu verbergen. So saßen die drei in stiller Rührung, als Euphrosine rasch ihre Hand aus der seinigen zog, aufstand, einen Augenblick nachdachte, dann ruhig zu ihm sagte: Sie sollen meine Antwort hierüber schriftlich haben! und sich entfernte.

Schröder befand sich nun mit Marie allein. Ihr Schweigen, ihre Thränen, die Theilnahme, welche sie unverholen ausdrückte, hatten ihm das Mädchen noch werther gemacht. Er fühlte sich sonderbar bewegt, sah daß sie wahrscheinlich durch das vorige Gespräch gleichfalls aufgeregt war, und es wurde ihm in ihrer Gegenwart ängstlich. Er hatte nemlich gestern auf dem Platz, wo sie zu sitzen pflegte, Schillers Gedichte aufgeschlagen und die Stelle: O daß sie ewig grünend bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe! unterstrichen gefunden. Dies war ihm auffallend gewesen; er hatte sich Wilhelminens Argwohn, daß Marie ein Geheimniß verberge, erinnert, und dies hatte ihn zu ernstem Nachdenken und zu einem tiefen Blick in sein eignes Herz geführt. Hier hatte er nun gesehen, daß das Mädchen ihm nicht gleichgiltig sei, und er in seinen reiferen Jahren der Macht der Liebe, welcher er so lange widerstanden, unterliegen könne, und überdies war es ihm klar, daß in Mariens Herzen die erste Liebe nicht für ihn sich eingeschlichen habe. Sein ruhiger, klarer Geist sagte ihm daher, daß er vorsichtig und auf seiner Hut sein müsse; und obgleich ihn das sprechende Auge des Mädchens heute besonders anzog und jedes Wort, das sie sagte, ihm deutlich zeigte, sie theile seine Ansichten über die Bestimmung des Weibes, sie fühle mit ihm gleichgesinnt, so gewann doch seine Vernunft die Oberhand. Er entfernte sich und verschloß wohl Manches, was er ihr gern vertraut hätte, in seiner Brust.

Lieber Herr! sagte Wilhelmine, eiligst in die Stube tretend! wissen Sie es schon, daß er auf dem Bankerott steht? Schulden über Schulden sollen ihn drücken und keine Rettung mehr für ihn sein.

Für wen? fragte Schröder.

Nun, wen könnte ich meinen als den Finanzrath, entgegnete sie.

Freuen Sie sich darüber? unterbrach er sie, sie scharf anblickend.

Freuen? erwiderte sie erröthend: ja und nein! doch lassen wir das! Auch Sie freuen sich, denn nun glauben Sie Ihren Lebenszweck erreicht.

Ich freue mich nicht seines, wenn auch selbst verschuldeten Unglücks, das ich schon lange kannte, erwiderte Schröder: so selbstsüchtig bin ich nicht, ihm Böses zu gönnen, wenn er es auch um mich verdiente.

Sie sind zu gut, lieber Herr! Ihr Gemüth ist zu versöhnlich.

Wünschen Sie nicht auch ein versöhnliches Herz zu finden, das Ihnen vergeben möchte? sagte er ernst: Wollen Sie dem Einen nicht reichen, was Sie von dem Andern erwarten? Ich könnte Ihnen zürnen, Wilhelmine! wüßte ich nicht, daß die Leidenschaft Ihr sonst so gutes Herz zuweilen auf Abwege führt.

Sie schwieg eine Weile, dann setzte sie sich neben ihn und begann von Neuem: Euphrosine gefällt Ihnen nicht; Marie gewinnt bei Ihnen mit jedem Tage mehr und mehr. Fassen Sie ein Herz, heirathen Sie das

Mädchen, nehmen Sie die Schwester zu sich und überlassen Sie ihn und seine thörigte Frau ihrem Schicksal.

Wilhelmine! sagte Schröder ernst: kennen Sie mich so wenig? Glauben Sie, daß ich, der ich immer nur das Ziel vor Augen, Böses mit Gutem zu vergelten, dreißig Jahre mühevoll gearbeitet hätte, um in dem Augenblick, wo ich es erreicht habe, umzukehren und mir ein anderes zu setzen? Nein, armes Weib! so sehr konnte mich Leidenschaft nicht verlocken. Aber sagen Sie mir, lenkte er ein: was macht Ihnen die Mädchen so theuer, weßhalb strömt Ihre Liebe so mütterlich über die Kinder, da Sie die Eltern hassen?

Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen und erstickte die Antwort.

Sie sind mir unbegreiflich! fuhr er fort.

Der Frauen Herz ist den Männern immer ein Räthsel, erwiderte Wilhelmine endlich: Sie verstehen es nicht. Ach, lieber Herr! Sie haben eine Saite in mir berührt, die unter des Schicksals rauher Hand sprang; doch auch gesprungen gibt sie noch einen Ton, aber einen Klageton von sich, wie die Aeolsharfe, wenn der Sturm durch ihre Saiten rauscht. Sollte ich die Kinder nicht lieben, sollte ich seine Kinder nicht lieben? Lockt doch die Glucke die Küchlein um sich, und nimmt, wenn sie vergebens die ihrigen lockt, das fremde unter ihre schützenden Flügel; und mir sollten die Kinder nicht am Herzen liegen, ich nicht Mutterſorge für sie im Herzen tragen? Sind sie doch —

Halten Sie ein! unterbrach er sie; reißen Sie die kaum vernarbten Wunden nicht von Neuem auf! Reißen Sie das stille Asyl des Friedens nicht wieder ein, welches das wiedergefundene Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit Sie bauen ließ!

Wilhelmine stand bei diesen Worten auf, ergriff seine Hand, und wollte sie küssen; er aber zog sie an sich und drückte den Kuß des Mitleids auf ihre Stirn.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Finanzrath trat ein. Verzeihen Sie, werther Freund! sagte er lächelnd: daß ich unangemeldet und vielleicht zur ungelegenen Zeit komme; ich fand keinen Bedienten im Vorsaal, schritt durch die Reihen von Zimmern, hörte Sie hier reden, und da ich mit Ihnen zu sprechen habe, trat ich ein. —

Wilhelmine, noch über die Stellung verlegen, in welcher der Finanzrath sie getroffen hatte, entfernte sich, von Scham und Zorn erglüht.

Ich bin ganz zu Ihrem Befehl, begann jetzt Schröder, nicht im Mindesten wegen der Ueberraschung verlegen: was steht zu Ihrem Dienst?

Erstens meine nochmalige Entschuldigung, daß ich so zur Unzeit eintrat, sagte der Finanzrath.

Hat nichts zu sagen, erwiderte Schröder gleichgiltig

Ihre Wirthschafterin muß einmal sehr schön gewesen sein; man sieht noch unverkennbar die Spuren. —

Meinen Sie? sagte Schröder, einen bedeutsamen Blick auf den Rath werfend: Vielleicht könnten Sie hiervon besser urtheilen als ich selbst.

Wie wäre das möglich? erwiderte dieser, und das höhnische Lächeln verzerrte wieder sein Gesicht.

Lassen wir das! fiel ihm Schröder in die Rede: zur Sache! Was ist Ihr Begehr?

Mir ist eine Geldpost ausgeblieben; meine Frau wünscht einen neuen Wagen, neue Pferde. In einigen Tagen ist ihr Geburtfest, ich wollte sie damit anbinden; und da ich heute Morgen zufällig den Diener des Banquier Herz mit 1000 Friedrichsd'or zu Ihnen hinaufgehen sah, so ersuche ich Sie, mit mir zu theilen und mir nur auf einige Wochen gegen Wechsel 500 zu leihen. Sie werden mir diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen.

Und doch! erwiderte Schröder trocken.

Sie schlagen mir diese Bagatelle ab? fuhr der Rath, sich vergessend auf: Verzeihen Sie, das finde ich ungefällig, sehr ungefällig!

Wohl möglich!

Und welchen Grund können Sie dazu haben?

Mehr als Einen! sagte der Ruhige: Erstens weiß ich es aus Erfahrung, daß das sicherste Mittel, seine Freunde von sich zu entfernen, das ist, ihnen Geld zu leihen. Zweitens kann einem Manne von dem Vermögen, welches Sie dem Anschein nach haben, der Kredit bei Sattler, Stellmacher und Pferdehändler nicht fehlen, mithin bedürfen Sie meiner nicht; und drittens — doch die beiden ersten Gründe sind schon hinreichend, lassen Sie mich den dritten zurückbehalten.

Ich bitte, fiel ihm der Rath mit erzwungener Freundlichkeit und äußerst empfindlich in die Rede: ich bitte, fahren Sie nur fort, sagen Sie mir auch den dritten Grund. Ihre geistreichen Bemerkungen sind zu interessant, um der Mittheilung entzogen zu werden.

Wie Sie befehlen! nahm Schröder ganz ruhig das Wort: Weil ich drittens weiß, daß Ihre Vermögensumstände zerrüttet sind.

Mein Herr! fuhr der Rath in zornigem, drohenden Tone auf.

Heute früh ließ mir eben der Banquier Herz einen Wechsel von Ihnen auf 500 Louisd'or für 300 anbieten, sagte Schröder, ohne sich durch des Raths drohende Stellung aus seiner Ruhe bringen zu lassen: und zu dergleichen Geschäften nimmt, wie Sie wohl selbst wissen werden, ein Banquier nie seine Zuflucht, wenn es nicht mit ihm oder mit dem Aussteller des Wechses schlecht steht. — Zugleich benachrichtige ich Sie, daß er nach drei Tagen, wie der Wechsel verfallen ist, klagbar werden wird.

Ein unangenehmer, mich in Verlegenheit setzender Vorfall! sagte der Rath, und Zorn und Anmaßung waren verschwunden: Ja, ich muß es gestehen, ich bin durch Unvorsichtigkeit in eine augenblickliche Geldverlegenheit gerathen; aber, da Sie wissen, wie solch eine Sache so leicht den

Mädchen; nehmen Sie die Schwester zu sich und überlassen Sie ihn und seine thörigte Frau ihrem Schicksal.

Wilhelmine! sagte Schröder ernst: kennen Sie mich so wenig? Glauben Sie, daß ich, der ich immer nur das Ziel vor Augen, Böses mit Gutem zu vergelten, dreißig Jahre mühevoll gearbeitet hätte, um in dem Augenblick, wo ich es erreicht habe, umzukehren und mir ein anderes zu setzen? Nein, armes Weib! so sehr konnte mich Leidenschaft nicht verlocken. Aber sagen Sie mir, lenkte er ein: was macht Ihnen die Mädchen so theuer, weßhalb strömt Ihre Liebe so mütterlich über die Kinder, da Sie die Eltern hassen?

Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen und erstickte die Antwort.

Sie sind mir unbegreiflich! fuhr er fort.

Der Frauen Herz ist den Männern immer ein Räthsel, erwiderte Wilhelmine endlich: Sie verstehen es nicht. Ach, lieber Herr! Sie haben eine Saite in mir berührt, die unter des Schicksals rauher Hand sprang; doch auch gesprungen gibt sie noch einen Ton, aber einen Klageton von sich, wie die Aeolsharfe, wenn der Sturm durch ihre Saiten rauscht. Sollte ich die Kinder nicht lieben, sollte ich seine Kinder nicht lieben? Lockt doch die Glucke die Küchlein um sich, und nimmt, wenn sie vergebens die ihrigen lockt, das fremde unter ihre schützenden Flügel; und mir sollten die Kinder nicht am Herzen liegen, ich nicht Mutterſorge für sie im Herzen tragen? Sind sie doch —

Halten Sie ein! unterbrach er sie; reißen Sie die kaum vernarbten Wunden nicht von Neuem auf! Reißen Sie das stille Asyl des Friedens nicht wieder ein, welches das wiedergefundene Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit Sie bauen ließ!

Wilhelmine stand bei diesen Worten auf, ergriff seine Hand, und wollte sie küssen; er aber zog sie an sich und drückte den Kuß des Mitleids auf ihre Stirn.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Finanzrath trat ein. Verzeihen Sie, werther Freund! sagte er lächelnd: daß ich unangemeldet und vielleicht zur ungelegenen Zeit komme; ich fand keinen Bedienten im Vorsaal, schritt durch die Reihen von Zimmern, hörte Sie hier reden, und da ich mit Ihnen zu sprechen habe, trat ich ein. —

Wilhelmine, noch über die Stellung verlegen, in welcher der Finanzrath sie getroffen hatte, entfernte sich, von Scham und Zorn erglüht.

Ich bin ganz zu Ihrem Befehl, begann jetzt Schröder, nicht im Mindesten wegen der Ueberraschung verlegen: was steht zu Ihrem Dienst?

Erstens meine nochmalige Entschuldigung, daß ich so zur Unzeit eintrat, sagte der Finanzrath.

Hat nichts zu sagen, erwiderte Schröder gleichgiltig

Ihre Wirthschafterin muß einmal sehr schön gewesen sein; man sieht noch unverkennbar die Spuren. —

Meinen Sie? sagte Schröder, einen bedeutsamen Blick auf den Rath werfend: Vielleicht könnten Sie hiervon besser urtheilen als ich selbst.

Wie wäre das möglich? erwiderte dieser, und das höhnische Lächeln verzerrte wieder sein Gesicht.

Lassen wir das! fiel ihm Schröder in die Rede: zur Sache! Was ist Ihr Begehr?

Mir ist eine Geldpost ausgeblieben; meine Frau wünscht einen neuen Wagen, neue Pferde. In einigen Tagen ist ihr Geburtsfest, ich wollte sie damit anbinden; und da ich heute Morgen zufällig den Diener des Banquier Herz mit 1000 Friedrichsd'or zu Ihnen hinaufgehen sah, so ersuche ich Sie, mit mir zu theilen und mir nur auf einige Wochen gegen Wechsel 500 zu leihen. Sie werden mir diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen.

Und doch! erwiderte Schröder trocken.

Sie schlagen mir diese Bagatelle ab? fuhr der Rath, sich vergessend auf: Verzeihen Sie, das finde ich ungefällig, sehr ungefällig!

Wohl möglich!

Und welchen Grund können Sie dazu haben?

Mehr als Einen! sagte der Ruhige: Erstens weiß ich es aus Erfahrung, daß das sicherste Mittel, seine Freunde von sich zu entfernen, das ist, ihnen Geld zu leihen. Zweitens kann einem Manne von dem Vermögen, welches Sie dem Anschein nach haben, der Kredit bei Sattler, Stellmacher und Pferdehändler nicht fehlen, mithin bedürfen Sie meiner nicht; und drittens — doch die beiden ersten Gründe sind schon hinreichend, lassen Sie mich den dritten zurückbehalten.

Ich bitte, fiel ihm der Rath mit erzwungener Freundlichkeit und äußerst empfindlich in die Rede: ich bitte, fahren Sie nur fort, sagen Sie mir auch den dritten Grund. Ihre geistreichen Bemerkungen sind zu interessant, um der Mittheilung entzogen zu werden.

Wie Sie befehlen! nahm Schröder ganz ruhig das Wort: Weil ich drittens weiß, daß Ihre Vermögensumstände zerrüttet sind.

Mein Herr! fuhr der Rath in zornigem, drohenden Tone auf.

Heute früh ließ mir eben der Banquier Herz einen Wechsel von Ihnen auf 500 Louisd'or für 300 anbieten, sagte Schröder, ohne sich durch des Raths drohende Stellung aus seiner Ruhe bringen zu lassen: und zu dergleichen Geschäften nimmt, wie Sie wohl selbst wissen werden, ein Banquier nie seine Zuflucht, wenn es nicht mit ihm oder mit dem Aussteller des Wechsels schlecht steht. — Zugleich benachrichtige ich Sie, daß er nach drei Tagen, wie der Wechsel verfallen ist, klagbar werden wird.

Ein unangenehmer, mich in Verlegenheit setzender Vorfall! sagte der Rath, und Zorn und Anmaßung waren verschwunden: Ja, ich muß es gestehen, ich bin durch Unvorsichtigkeit in eine augenblickliche Geldverlegenheit gerathen; aber, da Sie wissen, wie solch eine Sache so leicht den

Kredit eines ehrlichen Mannes ruiniren kann, so hoffe ich um desto mehr von Ihnen, daß Sie mich aus dieser Verlegenheit reißen werden.

Ein Mann in Ihrer Lage, Herr Rath! ein Staatsdiener bedarf keines Kredits; der nützt nur dem Kaufmann. Ordnung, Sparsamkeit reichen aus, Ihnen den Kredit eines redlichen Mannes zu geben; mehr bedürfen Sie nicht. Uebrigens gestehe ich, daß ich Ihnen willig mit dieser Kleinigkeit dienen würde, hätten Sie nicht eigene Mittel sich für den Augenblick Geld zu schaffen. Schicken Sie nur einen Theil des Schmuckes Ihrer Frau auf das Leihhaus und Sie haben das Nöthige.

Der Schmuck ist das Eigenthum meiner Frau! fiel ihm der Rath in die Rede.

Und sollte Ihre Frau Ihnen nicht willig das Opfer bringen?

Ich fürchte, nein!

Und Sie verlangen von mir ein solches Opfer? —

Sie entbehren dadurch nichts, erwiderte der Rath: ob das Geld in Ihrem Schreibtische liegt, oder mir nützt, kann Ihnen gleich sein, sind Sie nur der Wiederbezahlung gewiß: aber meine Frau könnte während der ganzen Zeit nicht in Gesellschaft gehen, müßte zu Hause bleiben, sich langweilen, und ich hätte die böseste Laune von der Welt zu ertragen.

Ist der Anstand, der Geist, mit welchem Ihre Gattin in Gesellschaft tritt, nicht Schmucks genug? sagte Schröder: bedarf es solches Tandes, um zu glänzen? bedarf es überhaupt des Glanzes?

Sie kennen die Welt noch wenig, lieber Freund! erwiderte der Rath zutraulich scheinend: Der äußere Schimmer macht Alles. Mit den Juwelen verlöre meine Frau ihre Gesellschaft; ich meine Freunde, meinen Kredit, meinen Einfluß. Sehen Sie, so hängt eines an dem andern.

Armer, bedauernswürdiger Mann, dessen Existenz an dem Schmucke seines Weibes hängt! rief Schröder, und es lag kein Hohn in diesem Ausruf: Armer Mann, dessen Lebensglück nur von dem Schimmer einiger Brillanten Glanz erhält und mit diesen vergeht! Sehen Sie auf Ihre Kinder, sehen Sie auf diesen wahren, herrlichen Schmuck, treten Sie mit Stolz an ihrer Seite in die Welt, und Sie müssen sich reich dünken und wären Sie ein Bettler.

Werther Freund! unterbrach ihn der Rath, über das Abschweifen von dem eigentlichen Thema ungeduldig werdend: was nützen mir die Töchter? In der Gesellschaft sind sie, und besonders Euphrosine, wohl ein Glanzpunkt; sind aber die Lichter erst ausgelöscht, so treten die Sorgen um sie hervor, und der zum nächsten Ball nothwendige Putz, die Marquen, welche morgen Tanzmeister, Klavier- und Singlehrer, selbst der unglückliche Kandidat, der sie das Versemachen lehren soll, bringen, ließen mich gewiß oft nicht schlafen, wäre ich dergleichen nicht schon zu gewohnt. Selbst für die Zukunft ist keine Aussicht für sie. Die Aelteste verlangt zu viel, keiner ist ihr recht. Der eine Bewerber stellt Mozart

über Rossini, und er war von diesem Augenblick an ein geschmackloser Mensch. Der zweite, ein reicher Gutsbesitzer, sollte den Tempelherrn in Nathan dem Weisen lesen; er las schlecht und war nun ein ungebildeter Landjunker. Ein braver, junger Offizier, ein angesehener Mann am Hofe, warb um sie; er gefiel ihr, aber aus Caprice sollte er erst auf dem Hofball bei dem Cotillon das Jawort erhalten. Der Arme kann wegen seiner Blessur, die er bei Leipzig erhielt, nicht tanzen, und erhält einen Korb. Jetzt schwärmt ein junger, reisender Schriftsteller um sie, den meine Frau wider meinen Willen in's Haus gezogen hat. Diese jungen Herren amüsiren sich, essen und trinken und lassen sich es bei einem wohl sein, und damit wir ihnen auch noch obendrein die Reisekosten bezahlen, schildern sie mit poetischer Frechheit ihre Reise-Abenteuer und porträtiren dann zur schuldigen Danksagung für Gastfreundschaft mit eben nicht feinen Farben uns Thoren, die sie aufnahmen. Meine zweite Tochter, Marie, ist zu einfach; um sie kümmert sich keiner und sie versteht es nicht, Männer zu fesseln. Aber wir kommen ganz von der Hauptsache ab; wollen Sie also die Güte haben? — Nach meinem offenen Geständniß, das nur ein Freund dem andern thun kann, können Sie meiner Freundschaft gewiß sein und so hoffe ich —

Hoffen Sie nichts, Herr Rath! unterbrach ihn Schröder: Ich bin in meinen Entschlüssen zu fest, um mich durch Ihre Worte wankend machen zu lassen. Wüßte ich, daß die verlangten 500 Friedrichsd'or Sie aus einer wirklichen Verlegenheit rissen, so würde ich keinen Anstand nehmen, die Schuld jenes Knaben dort auf dem Bilde zu bezahlen, den Sie, wie Sie mir sagten, mit Tausenden und so mancher Empfehlung seinem Glück entgegengeschickt haben. Aber heute lös'ten Sie Ihren Wechsel mit diesem Gelde ein, und in acht Tagen käme der alte Joel mit einem andern von 400 Louisd'or, und Sie wären um nichts gebessert und immer noch in gleicher Lage.

Sie kennen meine Verhältnisse sehr genau, sagte der Rath, noch ungewiß, ob er mit Stolz oder Demuth antworten sollte: Sie mischen sich, wie es scheint, absichtlich in meine Angelegenheiten, ohne jedoch den Willen zu haben, sie freundschaftlich zu ordnen; Sie bieten mir Ermahnungen statt Geld; ohne das letztere sind erstere ganz am unrechten Ort und, ich gestehe, mir lästig.

So behalte ich sie für mich, antwortete Schröder trocken: es thut mir leid, daß ein guter Rath, oft mehr werth als Gold, von Ihnen zurückgewiesen wird. —

Der Rath bedachte sich hierauf einen Augenblick. Mein Herr! ich habe die Ehre mich zu empfehlen, sagte er dann stolz, stand auf, verneigte sich, und verließ das Zimmer.

Am andern Tage wurde Schröder von seinem Hauswirth zu einem großen Mittagmahl eingeladen. Mit Unmuth ging er hinunter, denn solch ein Leichtsinn erschien ihm fürchterlich. Er fand dort die ausgesuchteste Bekanntschaft und die Tafel mit so vielem Ueberfluß besetzt, daß es ihm unmöglich dünkte, wie ein Mann, der erst gestern in solcher Verlegenheit gewesen war, ihn um ein Anlehen anzusprechen, heute ein so verschwenderisches Mahl geben konnte. Aber auch fast eben so sehr fiel ihm der Platz auf, den er heute einnehmen mußte. Sonst war ihm immer der Ehrenplatz neben der Frau vom Hause zu Theil geworden; heute saß er am untern Ende des Tisches zwischen Marie und einem jungen Sekretär, den der Rath oft in Privat-Angelegenheiten zu gebrauchen pflegte. So wenig er sich auch um das Ceremonielle kümmerte, mußte es ihm doch nach der gestrigen Unterredung auffallend sein, daß man ihm heute so weit unten, auch daß man ihm neben Marie seinen Platz angewiesen hatte, die heute besonders still und zurückhaltend war. Anfangs hielt es Schröder für eine absichtliche Zurücksetzung und belächelte es; als ihm jedoch während des Mahls Mariens Betragen, noch mehr aber die beobachtenden Blicke der Mutter auffielen, glaubte er heller zu sehen und sein etwas mißtrauisches Gemüth war auf seiner Hut. Er versuchte nun mehre Saiten in dem Mädchen zu berühren, und glaubte so mehr Licht zu bekommen, doch alle blieben tonlos, und Marie ward sichtbar verlegen, aber um so schöner, da heute ein zartes Roth ihre Lilienwangen überzog.

So still das Mädchen war, so heiter und aufgeweckt war ihre Schwester an der Seite eben des reisenden Schriftstellers, dessen der Vater am vergangenen Tage mißfällig erwähnt hatte. Sie war ganz Ohr, wenn er sprach, schien das Feuer, mit welchem er sich ausdrückte, zu theilen und man sah es beiden an, daß der Lachs und die Fasane, die sie mechanisch verzehrten, unbemerkt ihre irdische Wanderung vollbrachten, während sie in höhern Sphären schwebten. Der Dichter war ein schön gebauter, ansehnlicher Mann, mit tief liegenden, sprechenden Augen, sein Gesicht war blaß, diese Lieblingfarbe der Frauen bei jungen Männern, welche sie doch so oft täuscht; sein Ganzes war zum Gefallen geschaffen und schien auch Euphrosinens stolzem Sinne zu genügen. Er sang schön; seine Dichtungen, oft zu sehr rohe Natur, waren doch zuweilen ächte Poesie; diese Welt war ihm der Kerker der gefesselten Psyche, und nur in dem von keinem Licht menschlicher Weisheit erhellten Jenseit strahlten ihm Myriaden Sonnen. Nur aus Euphrosinens schönem dunkelblauen Auge schien ihm auch hier schon eine Sonne zu leuchten, und dann verzieh ihm die Geschmeichelte gern seinen irdischen Flug.

Obgleich mit sich selbst und seiner Nachbarin sattsam beschäftigt, hatte Schröder dennoch mit Theilnahme Euphrosine betrachtet; er glaubte, sie an einem Abgrunde stehen zu sehen, und nahm sich vor, auch hier Freund und Warner zu sein. Aber bald, als er nach aufgehobener Tafel sich zu-

fällig allein mit Marien auf dem Balkon befand, vergaß er sie und ihren Dichter; er sah nur das Mädchen, deren dunkles Auge er feucht zu sehen glaubte. — Was ist Ihnen? Fräulein! sprach er mit Theilnahme: irr' ich nicht, so lastet ein Kummer auf Ihnen; theilen Sie mir ihn mit; Mitgefühl allein heilet die Wunden. Fassen Sie die Ueberzeugung, daß wahre väterliche Neigung mich diese Bitte thun läßt; schließen Sie mir Ihr Herz auf!

Marie schwieg erröthend, doch sah man es ihr an, daß ihr das Schweigen schwer wurde und sie sich gern mitgetheilt hätte.

Marie, fuhr Schröder noch traulicher fort: Sie lieben! — Bei diesen Worten erbebte das Mädchen; auch er fühlte ein leises Zittern durch seine Nerven. War es Hoffnung, war es Furcht, er wußte es nicht. Auch die Thräne im Auge des Mädchens, auch der seelenvolle, innige Blick, mit dem sie in diesem entscheidenden Augenblick nach ihm aufsah, löste ihm das Räthsel nicht; auch in diesem Blick konnte Furcht und Hoffnung zugleich Bestätigung finden.

Sie schweigen? wollen dem Freunde Ihr Herz nicht öffnen? fuhr er fort: Sie thun Unrecht. Die erste Liebe, und das ist sie gewiß in Ihrer jungfräulichen Brust, bedarf eines Freundes. Wie Blüthe auf Blüthe von der Morgensonne geküßt, den Kelch öffnend sich entfaltet, so erschließt sich an jedem Tage das jugendliche Herz immer mehr, wie eine lieblich duftende Blume, wenn die Frühlingssonne der ersten Liebe es erwärmt. Dann bedarf es des Freundes, das Erschlossene sorgsam zu wahren.

Aber auch ihrem Verwelken gleicht des Menschen Herz; sagte jetzt Marie feierlich: der Sturm nimmt ein welkes Blatt nach dem andern auf seine Schwingen, und die Blume war. Die Stürme des Lebens ergreifen das Herz mit seiner Liebe und streuen die Blüthen umher; das hoffnungslose Herz beugt sich vor dem Sturm wie die blätterlose Blume, und beide sind gebrochen. Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen als sie ihn verließ.

Da stand er nun, so manchen qualvollen Gefühlen überlassen, Gefühlen, die ihm bisher fremd geblieben waren. Marie erschien ihm in diesem Augenblick in ganz anderem Licht, von einem Glanz umgeben, der seine Augen blendete, seinen klaren Blick umwölkte.

Er, der sonst so ruhig jedem Schicksal entgegen gegangen, der besonnen handelnd, nie der Leidenschaft Sklave gewesen war, sah jetzt ängstlich, beklommen und ungewiß in die Zukunft, und nur das war ihm gewiß, daß er Neigung zu Marien fühlte. Aber die Ungewißheit über ihr Herz erregte einen Zwiespalt in seinem Innern, dessen er nicht Meister werden konnte. Daß sie liebe, hatte sie ihm offenbart; aber ob sie ihn, ob sie einen Andern liebte, wie konnte er dies Räthsel lösen, wie sich Licht in diesem Dunkel verschaffen?

Er eilte nach seinem Zimmer. Hier rückte er seinen Lehnstuhl dem

Familienbilde gegenüber, und sah unverwandt, als ob sie den Zweifel in seinem Innern lösen könnten, auf den alten Vater, auf die liebreiche Mutter, und je länger er auf die ihm so theuren Züge sah, desto lebendiger wurden sie. Die todten Farben erhielten Glut und Leben, und es war ihm als ob sich um den Mund Beider ein Lächeln zöge, als ob ihr Auge ihm freundlich begegne, ihr Haupt ihm traulich zunickte. Ja! rief er aus, und bemerkte die eintretende Wilhelmine nicht: theure Entschlafene, ich verstehe Euch, ich ehre Euren Willen, er bestimme mich!

Das gebe Gott! unterbrach Wilhelmine sein Selbstgespräch. Er fuhr erschrocken auf. Ja, lieber Herr, sprach sie gerührt: gebe Gott, daß Sie einen Entschluß zu Ihrem Heil fassen mögen! Wählen Sie Marie; ich habe sie Beide vom Garten aus auf dem Balkon stehen gesehen, und wahrlich! in des Mädchens Auge sprach sich deutlich die Liebe zu Ihnen aus.

Glauben Sie das? unterbrach sie Schröder, und der Unmuth über die Störung war verschwunden; Freude glänzte in seinem Blick.

Ich glaube es und bin es fast überzeugt. Das Mädchen spricht nur mit Liebe von Ihnen und mit einer Wärme, die nur aus dem Herzen kommen kann. Sie ist still und gut; die Leute im Hause lieben sie, und das ist immer ein gutes Zeichen. Auch scheint sie keinen Gefallen an dem thörigen Leben in ihrer Eltern Hause zu finden und ist anspruchlos und bescheiden. Zaudern Sie nicht lange; wer weiß, was in der folgenden Stunde geschieht, und das unbewachte Herz eines Mädchens ist oft dem Augenblick hingegeben und dann wäre es für Sie zu spät!

Statt Antwort drückte ihr Schröder die Hand.

Ich verstehe Sie, fuhr Wilhelmine fort: Sie sind bestimmt, und scheuen sich es auszusprechen. Ich will nicht weiter in Sie dringen, weiß ich doch, daß der Himmel Ihr Herz gelenkt hat. Aber wissen Sie schon, fuhr sie nach einer Pause fort: daß man im Hause spricht, er werde in diesen Tagen Wechselarrest bekommen? Helfen Sie ihm nicht gleich; lassen Sie sich nicht von Ihrer Weichheit überraschen, von seinen Worten überlisten; lassen Sie ihn sein Unglück fühlen, tief fühlen: lassen Sie ihn elend werden, wie ich es war, sonst hoffen Sie auf keine Besserung.

Ruhig, Wilhelmine! sagte Schröder: ruhig, und wenn Sie mir gefällig sein wollen, so schweigen Sie über ihn, es schmerzt mich, Ihretwegen, wenn Sie diese Saite berühren.

Ruhig soll ich sein, gelassen soll ich bleiben? rief sie aufgeregt: Verlangen Sie von der Löwin, der man ihr Junges raubte, daß sie ruhig in ihrer Höhle liege? verlangen Sie von mir, daß die Ruhe mich in diesem Hause begleiten soll? Alle schlummernden Gefühle sind erwacht; Alles, was die Vernunft, was Ihr Beispiel gezähmt hatte, bricht wild aus mir hervor. Ich bin ein Aschenhaufe, in dem alle Freuden, alle Lebensfunken verzehrt, verglimmt sind; nur einer, der Funke der Rache schlummerte nur. Er ist erwacht, und die Erinnerung blies ihn zur Flamme.

Hab' ich es um Sie verdient? Wilhelmine! unterbrach sie Schröder mit strafendem Tone: daß Sie mir meine Bitte nicht gewähren, da mir ein ruhiges Gemüth jetzt so nothwendig ist?

Ob Sie das um mich verdient haben? edler Mann! rief die Aufgeregte, durch seine Worte tief erschüttert: Mehr, tausendmal mehr; den Himmel haben Sie um mich verdient, denn Sie entrissen mich der Hölle. Als ich Ihnen, der Verzweiflung Preis gegeben, vor den Thoren jener Stadt begegnete, Sie die Unglückliche freundlich aufnahmen, ihr Trost zusprachen, das Verlorene zu finden suchten, Ihren kleinen Verdienst, den letzten Bissen mit mir theilten, nicht den Spott der Welt achteten, mich treu auf meinem Krankenlager pflegten, und lieber die Wohlthaten jenes strengen Mannes und jede Hoffnung auf Glück aufgaben als die verlassene Unglückliche; da, Herr! haben Sie mich mit Banden an sich gefesselt, die mich tausendmal fester binden als die Wohlthaten, welche ich in guter Zeit von Ihnen empfing, als der Ueberfluß, den Sie mit der Ausgestoßenen theilten. Ihnen ist mein Leben, meine Seele verschrieben, die Sie vom Verderben retteten, — Ihnen bin ich leibeigen bis zum Tode! — Darum will ich schweigen und seinen Namen nicht mehr vor Ihnen nennen! fuhr sie beruhigter fort: ich will die Glut in meiner Brust verschließen; sie mag mich verzehren, wenn ich nur meinen Freund, meinen Wohlthäter nicht kränke.

Thun Sie das, Wilhelmine! sagte Schröder, der Erschöpften einen Stuhl reichend: vergessen Sie das Unabänderliche, und wenn Sie Ihr Abendgebet beginnen, so bitten Sie Gott um ein versöhnliches Herz.

Amen! sprach sie: Ihr Wille geschehe!

Der Banquier Herz, mit welchem Schröder bedeutende Geschäfte machte, hatte ihn gleich bei seiner Ankunft von den zerrütteten Vermögensumständen des Finanzrathes unterrichtet; und da der Gutmüthige geäußert hatte, daß er gern, ihm wieder aufzuhelfen, mit einwirken wolle, rieth ihm der ehrliche Banquier ab und warnte ihn, es nicht eher zu thun, bis er die Verhältnisse ganz genau kenne. Wären es blos Privatschulden, meinte er: so wäre Rettung möglich. Der Finanzrath ist schon, trotz dem, daß ihn das Publikum noch für einen reichen Mann hält, in die Hände der gemeinen Wucherer gefallen, wo man dann mit baarem Gelde die Wechsel und Verschreibungen wohlfeil einkaufen könnte, da von ihnen wohl schwerlich mehr als das Drittheil baar ausgezahlt worden ist; aber ich fürchte, der schlimmste Punkt sind die dem Rath anvertrauten Mündel-Gelder. Der Ruf, welchen dieser Mann in früherer Zeit genoß, ließ Manchen das Vermögen seiner zurückgelassenen Kinder in seine Hände legen. Mit diesem Gelde wucherte er, spekulirte, trotz dem Verbot, daß kein Staatsbeamter dergleichen Geschäfte treiben sollte, auf Staatspapiere, gewann

bedeutende Summen, glaubte dies müsse immer so gehen und richtete seinen überdies schon glänzenden Haushalt von Jahr zu Jahr immer auf größern Fuß ein. In neuern Zeiten erlitt er bedeutende Verluste. Der frühere Gewinn war verprasst, und so ging das fremde und eigne Vermögen verloren. Bis Sie hier nicht ganz klar sehen, rathe ich, die Hand aus dem Spiele zu lassen. Pupillen-Gelder müssen baar und gänzlich ersetzt werden, und ich fürchte, es sind bedeutende Summen.

Schröder sah dies ein und folgte dem Rath des Wechslers, ließ jedoch durch ihn unter der Hand die fälligen Wechsel einkaufen, um jedem öffentlichen Aufsehen vorzubeugen und Zeit zu gewinnen, die Verhältnisse klarer zu durchschauen. Das gestrige Mittagmahl hatte in so mancher Beziehung einen traurigen Eindruck auf ihn gemacht; er sah, daß der Rath leichtsinnig genug sei, ein verzweifeltes Spiel bis an's Ende zu treiben, und fühlte wohl, daß Wilhelmine recht habe, daß nur das Unglück und Elend ihn bessern könne. Sein Herz, so sehr der Theilnahme und fremden Leiden offen, trieb ihn an zu helfen, und nur mit Mühe konnte die Vernunft ihn zurückhalten.

Einige Tage darauf saß er in seinem Zimmer, ordnete seine Papiere und Rechnungen und übersah mit einer Art Wohlbehagen den Zustand seines bedeutenden Vermögens, das durch so manche glückliche Umstände erworben, durch Fleiß und Sparsamkeit bis zu dieser Bedeutung angewachsen war. Aber mitten in diesen freudigen Betrachtungen umdüsterte sich sein Himmel. „Für wen hast du gearbeitet und dir die Freuden einer genußreichen Jugend entzogen?" Dieser Gedanke trübte den frohen Blick in die Vergangenheit und Marie trat hierbei unvermerkt vor seine Seele. Sie war seit der Unterredung auf dem Balkon ihm oft schüchtern ausgewichen, aber auch zuweilen, wenn Verhältnisse oder das Gespräch es herbeiführten, zutraulicher gewesen als sonst. Wilhelmine hatte dies zwar als Symptome einer schüchternen Neigung angesehen; der Bescheidene aber meinte, ein zwanzigjähriges Mädchen könne schwerlich eine Neigung zu einem Mann von achtundvierzig Jahren fassen, dem außer einem noch rüstigen Körper alle glänzenden Eigenschaften, die vielleicht noch ein Mädchen unter solchen Verhältnissen fesseln könnten, ganz abgingen. So lag ihm seit jenem Tage das Herz des Mädchens noch nicht offener als damals, und er schwebte immer noch zwischen Furcht und Hoffen. Hätte Marie nur unter den vielen jungen Männern, die in ihrer Eltern Hause Zutritt hatten, einen ausgezeichnet, so würde er schnell jeder Hoffnung entsagt und sicher so viel Gewalt über sich gehabt haben, eine Neigung, ehe sie zur Leidenschaft werden konnte, in ihrem Keime zu unterdrücken.

Freundlich trat auch jetzt Mariens Bild vor ihn und die Hoffnung stand ihr lächelnd zur Seite; die Phantasie wob einen so schönen Kranz von Bildern um sie, daß Schröder die Augen schloß, mit süßer Begierde diesen Bildern nachhing und vor der Enttäuschung bebte. Süß sind solche

Stunden, wo der Mensch das, was ihm das Schicksal entbehren läßt, in wachen Träumen genießt, und bitter ist dann jede Störung. Auch Schröder rief unmuthig: Herein! als es jetzt leise an seine Thüre klopfte, sie sich öffnete und Marie herein trat, die sich schüchtern umsah, dann einige Schritte auf den Erstaunten zuging, und plötzlich, als er sich ihr nahte, stehen blieb.

Schröder, von ihrem Besuch überrascht, erschrak vor ihrem Aussehen. Bleich, wie ein Geist, das Auge verweint, um den Mund den Ausdruck tiefen Schmerzes, stand sie bebend vor ihm und vermochte nicht zu sprechen. Er bot ihr einen Sessel, hat sie, sich zu fassen, und fragte nach der ihm unbegreiflichen Ursache, welche sie hierher geführt. Sie schwieg auf alle seine Fragen; nur erst, als ein tiefer Seufzer sich aus ihrer Brust gerungen hatte, schien ihr die Kraft zu reden wieder geworden zu sein.

Ich glaube, es muß meinen Eltern ein Unglück begegnet sein; sagte sie, und die Angst raubte ihr auch jetzt noch fast die Sprache: meine Mutter ist, von irgend einer traurigen Nachricht tief erschüttert, unwohl; meine Schwester sitzt weinend an ihrem Bett; der Vater verließ, als ich eintrat, in heftigster Bewegung das Zimmer, und da ich ihm folgte, verschloß er sich in dem seinen. Meine Mutter beantwortete mir keine Frage, meine Schwester schweigt; dies Alles beunruhigt mich so sehr und mein Herz ist so gepreßt, daß ich nicht weinen kann, und eine unbeschreibliche Angst mich zu Ihnen, dem Einzigen, zu dem ich Vertrauen habe, hintrieb. Kommen Sie hinunter zu den Eltern, rathen, helfen Sie, seien Sie ihr Freund, wie Sie der meinige zu sein scheinen.

Ich folge Ihnen! sagte Schröder, vor dem das Geheimniß entschleiert lag: oder besser, ich gehe allein, bleiben Sie zurück!

Um keinen Preis! rief das Mädchen: nie könnte ich in dieser Ungewißheit entfernt von den Meinen hier bleiben! Sie sprang bei diesen Worten auf, und eilte nach der Thür, welche in demselben Augenblick aufgerissen wurde, und durch die Wilhelmine mit Heftigkeit hereintrat. Jetzt ist es Zeit, die höchste Zeit, Herr! rief sie: eilen Sie zur Rettung! Jetzt bitte ich Sie selbst, retten Sie ihn!

Ich wend' es! erwiderte Schröder und eilte fort; Marie folgte ihm.

Er nahm seinen Weg nach dem Zimmer des Raths, und fand es verschlossen; er klopfte an, aber trotz des Geräusches, das man darin vernahm, ließ sich keine Stimme hören. Schröder bat, eingelassen zu werden; Alles blieb still. — Kommen Sie durch jenes Vorzimmer; von da geht eine Tapetenthür in die Stube des Vaters, flüsterte ihm Marie zu: kommen Sie! Sie zog ihn mit sich fort, aber auch hier fanden sie die Thür verschlossen.

Um Gotteswillen! bat sie leise: stoßen Sie die Thüre ein; mir ahnet das Fürchterlichste.

Schröder zauderte. Da sank sie ihm um den Hals, preßte ihre Lippen heftig auf die Seinen. Mann, rette! rief sie verzweifelnd; ein Stoß von Schröders kräftiger Faust öffnete die Thür.

Marie stürzte hinein, hin zu des Vaters Füßen, der an seinem Schreibtisch saß und schrieb.

Was wollen Sie hier? fuhr er, sich gegen Schröder wendend, auf, ohne die Tochter, die noch immer seine Kniee umfaßt hielt, zu beachten.

Retten, wenn Rettung möglich ist! erwiderte dieser.

Den Retter fand ich schon ohne Sie, sagte der Rath, und sein Auge zeigte auf ein Paar Pistolen, die neben ihm auf einem Tischchen lagen.

Fräulein! bat jetzt Schröder und schellte: Fräulein, gehen Sie hinüber zur Mutter! Was wir zu reden haben, tangt nicht für Sie; ich bitte, gehen Sie!

Begleite Er meine Tochter zu meiner Frau! befahl der Rath dem eintretenden Kammerdiener. Marie sank an des Vaters Brust, preßte ihn mit Heftigkeit an sich und gehorchte dann. Der Rath folgte ihr und verschloß die Thüre des vordern Zimmers hinter ihr.

Herr Schröder! begann er nun mit stolzer Kälte, die fast an stumpfe Gleichgültigkeit grenzte: Sie mischen sich unberufen in meine häuslichen Angelegenheiten, und haben die Dreistigkeit, mit Gewalt in mein Zimmer zu dringen; wer gab Ihnen ein Recht dazu?

Menschlichkeit, Herr Rath! erwiderte er gelassen: der Zustand Ihrer Familie, die Bitten Ihrer Tochter; und was ich hier gefunden, sagt mir, daß ich recht that.

Und was wollen Sie hier? fuhr der Rath in gleich stolzem Tone fort.

Ich wiederhole es Ihnen, antwortete Schröder, ohne sich durch das anmaßende Betragen irren zu lassen: retten, wenn Rettung möglich ist.

Herr! sagte der Rath, und die Verzweiflung sprach aus ihm: Wohlgemeinter Rath, noch so hoch im Werth angeschlagen, hilft mir nicht; deßhalb sparen Sie Ihre Lehren, die für eine bußfertige Brüdergemeinde, nicht für mich und meine Lage passen. Wem 500 Friedrichsd'or ein zu großes Opfer waren, dessen Hülfe hat keinen Werth für mich.

Wo 500 Friedrichsd'or nicht retten, verschleudere ich sie nicht! erwiderte Schröder: Wo Rettung möglich ist, sind mir 5000 kein zu großes Opfer.

Der Finanzrath blickte ihn starr an.

Vertrauen Sie meinen Worten, Herr Rath! fuhr Schröder fort: seien Sie offenherzig gegen mich, unterrichten Sie mich von Allem.

Wollen Sie mit mir scherzen, sagte nach einigem Sinnen der Stolze: so treiben Sie ein gewagtes Spiel mit einem Verzweifelnden. Nun erklären Sie sich deutlicher!

Mein Wort ist das Wort eines ehrlichen Mannes, erwiderte Schröder: Sie können ihm vertrauen. — Ist Rettung möglich, übersteigt es nicht meine Kräfte, so rette ich.

Das Gesicht des Finanzraths erheiterte sich bei diesen Worten; die er-

zwungene Freundlichkeit, welche die Gewohnheit auf das Gesicht der Leute von Welt so leicht prägen kann, wenn auch ihr Herz von Kummer zerrissen ist, nahm die Stelle des finstern, stolzen, verzweifelnden Blickes ein; der gewandte Weltmann stand wieder vor dem edlen, schlichten Manne, und sein Geist, nicht von Bewunderung der edlen That ergriffen, sann schon in diesem Augenblick nach, wie er den meisten Vortheil aus der Gutmüthigkeit dieses Thoren ziehen könne.

5000 Louisd'ors retten mich für den Augenblick, begann er nun in dem Tone eines Rechnenden: 32,000 Rthlr. ist die Summe, die ich noch heute auf dem Justizamte deponiren muß. 5000 Louisd'or betragen ungefähr 28,000 Rthlr. — Dieser Ring und einiges andere Geschmeide deckt das Uebrige. — Aber dann habe ich nur wenig gerettet. —

Viel, Herr! unterbrach ihn Schröder unmuthig: Sie retten Ihren ehrlichen Namen, wenden den Fluch der Unmündigen von sich ab und retten Ihr Gewissen. —

Was hilft mir das? Morgen strömen die Juden herbei, an die ich für 18000 Rthlr. Wechsel ausgestellt, und lassen mich festsetzen; ich bin der Schande Preis gegeben, meines Amtes entsetzt.

Die Wechsel sind schon in meiner Hand. Mit 8000 Rthlr. kaufte sie der brave Herz für mich an sich; auch dieses ist beseitigt.

Auf meinem Hause stehen 20,000 Rthlr. hypothecirt, auf meiner Villa 6000 Rthlr. — Außerdem bin ich noch 19000 Rthlr. auf Verschreibungen, und noch so manche Rechnungen an Handwerksleute schuldig.

Verkaufen Sie Villa und Haus!

Nie! rief der Rath heftig.

Erstere gewährt Ihnen keinen Ertrag, fuhr Schröder fort, ohne das Nie! zu beachten: Letzteres ist ungefähr 30,000 Rthlr. werth. Ich übernehme beide mit den Schulden, zahle die auf 19,000 Rthlr. sich belaufenden Verschreibungen, zahle heute die 32,000 Rthlr. Depositengelder, und wir quittiren uns gegenseitig, daß keiner dem andern etwas schuldig ist. Mit dem, was Sie aus Ihrem überflüssigen Mobiliar, aus Ihrem Geschmeide und dem Schmuck Ihrer Frau lösen, zahlen Sie Kaufleute und Handwerker, und leben, wenn auch eingeschränkt als ein sorgenfreier Mann.

Nimmermehr verkaufe ich Haus und Villa, erwiderte der Rath mit trotzigem Tone: wollen Sie helfen, so helfen Sie ganz!

So stoßen Sie meine Hand zurück und meine Bemühung ist vergebens, sagte Schröder, verachtungsvoll auf den Elenden blickend.

Ich will thun, was in meinen Kräften steht; begann endlich der Rath nach einigem Nachdenken: ich will Sie in aller Form Rechtens in Besitz des Hauses und der Villa setzen, jedoch unter der Bedingung, daß dies vor der Welt ein Geheimniß bleiben muß, und Sie sich reversiren, mich, so lange ich lebe, auf der Villa schalten und walten und das Parterre und

die erste Etage dieses Hauses bewohnen zu lassen; auch verpflichten Sie sich, die schuldigen Rechnungen gleichfalls zu bezahlen.

Nein! entgegnete Schröder kalt.

Es trat nun eine Stille ein, welche der Rath endlich unterbrach. Von den Rechnungen will ich durch diesen Ring und andere Kleinigkeiten 4000 Rthlr. bezahlen; der Rest von ungefähr 5000 Rthlr. muß Ihnen aber zur Last fallen, und von meinen Besitzungen trenne ich mich auf keinen Fall.

Herr! erwiderte Schröder, und auch jetzt verließen ihn Ruhe und Gleichmuth nicht: Sie müssen in Ihrem Leben schon auf manchen Thoren gestoßen sein, der sich für sie aufgeopfert hat, sonst wäre mir Ihr Betragen unerklärbar. Ich erbiete mich, für Sie 85,000 Rthlr. zu zahlen, nehme dafür kaum die Hälfte des Werths in Dingen an, wo das Bedeutendste für mich nicht im Mindesten wünschenswerth ist, und Sie schreiben mir Bedingungen vor, als sei ich der Bedrängte.

Der ruhige, gleichmüthige Ton, mit dem Schröder dies sagte, schien seine Wirkung nicht ganz zu verfehlen. Mein Herr, erwiderte der Finanzrath mit weniger Anmaßung: sein Sie billig! Ich lebte bisher in der großen Welt, machte eines der ersten Häuser der Residenz, stehe in Konnexionen, aus denen man sich nicht so leicht herausreißen kann; meine Frau findet in dem Leben der großen Welt ihr einziges Glück; meine Töchter würden alle Aussichten zu einer glänzenden Partie verlieren. Wie können Sie mir zumuthen, daß ich dies Alles aufgeben und mich zum gemeinen, bürgerlichen Leben herabwürdigen sollte? Lieber sterben als solch elendes Leben führen.

Schröder war durch diese Rede tief empört und schwieg.

Wollen Sie als Freund meines Hauses mir helfen, so helfen Sie ganz. Dies ist der einzige Weg, meinen Kredit zu erhalten und mir dadurch Gelegenheit zu verschaffen, meine Schuld an Sie abzutragen.

Wollen Sie meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, nicht in der Art, wie ich Sie Ihnen vorschlug, annehmen, erwiderte Schröder, zwar in seinem Innern entrüstet, aber dem Aeußern nach gleichgültig: so muß ich Sie Ihrem Schicksal überlassen. Mein Mitgefühl hat Grenzen; Sie haben ihm ein nahes Ziel gesteckt.

Sie wollen mich also der Verzweiflung überlassen! rief der Rath aufspringend und von Neuem trotzig werdend: Können Sie das, nun so hätten Sie mich ruhig mein Vorhaben ausführen lassen sollen; jetzt wäre es vorüber. — Sie schweigen; — ein Menschenleben zu retten ist Ihnen nichts; denn wahrlich! ehe ich mit Schande belastet lebe, eher jag' ich mir die Kugel durch's Hirn, wenn meine Lage in zwei Stunden nicht eine andere ist.

Um ein Menschenleben zu retten, thät ich viel, erwiderte Schröder, und die Milde eines Engels umschwebte ihn: das Ihrige zu retten —

Doch ich überschreite die Grenzen meines Rechts. Ich kann nichts mehr für Sie thun, fuhr er, von dem Augenblick ergriffen fort: als Ihren Blick nach dem Jenseit zu führen. Dort oben wohnt ein Gott der Liebe und Milde; aber auch ein gerechter, strenger Richter. Denken Sie, daß, so wie die That vollbracht ist, Sie vor seinem Richterstuhl stehen! Nun leben Sie wohl! —

Der Finanzrath hielt ihn zurück. Herr! sagte er erschüttert: Sie haben mich an eine furchtbare Stunde, vor der ich schaudern muß, erinnert. Aber wüßten Sie, wie schwer es ist, öffentlich seine Thorheit zu bekennen, ganz aus einem gewohnten, glänzenden Leben zu treten, überhaupt einen Rückschritt zu thun, Sie würden nachsichtiger mit mir sein.

Das Alles habe ich wohl überlegt, entgegnete der edle Mann: aber eben weil ich fühlte, wie schwer es ist, sich von solchen lockenden Gewohnheiten loszureißen, wie schwer es ist, vor der Welt durch vernünftiges Betragen seine Thorheit wieder gut zu machen, eben weil ich es weiß, daß Sie die Kraft nicht zu solch edlem Entschlusse haben, muß ich Sie zwingen, den äußern Flitter abzulegen, dieses Haus und jene kostspielige Villa zu verkaufen und in die Stellung zurückzutreten, die Ihnen Ihre Verhältnisse anweisen.

Zwingen müssen Sie mich? Nun, so leben Sie wohl! sagte der Rath, kurz abbrechend: Sie mögen vielleicht Recht haben bei Ihren Grundsätzen, auch ich habe bei den meinigen Recht. Er wandte ihm den Rücken, schloß das Zimmer auf, und als Schröder ihn verlassen hatte, riegelte er hinter ihm zu.

In seine Stube zurückgekehrt, fand dieser Wilhelmine in der größten Gemüthsbewegung. Sie kam ihm entgegen, zog ihn mit sich in ein entlegenes Zimmer. Wie steht es? fragte sie unruhig, den Ausdruck seines Gesichtes beobachtend: lese ich recht auf Ihrer Stirn, so ist er verloren! — Dacht' ich's doch gleich, die Summen würden Ihre Kräfte übersteigen.

Das nicht, Wilhelmine! erwiderte er: aber seine Thorheit überstieg meine Erwartung. Ich fand ihn im Begriff —

Sich das Leben zu nehmen! unterbrach sie ihn, und eine hohe Röthe überflog ihr bleiches Gesicht: Aber fahren Sie nur fort.

Ich bot ihm meine Hülfe an; er ergriff meine rettende Hand nur unter stolzen, anmaßenden Bedingungen, nur wenn ich ihn ganz in seiner glänzenden Lage wie bisher erhalten wollte, nur wenn er das begonnene Leben in seiner ganzen Thorheit fortführen könnte.

Und was thaten Sie?

Ich verweigerte es! Nicht daß mir das Opfer von meiner Seite zu groß erschienen wäre! nein! nur weil ich fühlte, daß es sündlich sei, der Thorheit und den Lüsten auf diesem Wege zu fröhnen. Ich will mein

Lebensziel, dem Elenden Böses mit Gutem zu vergelten, aufopfern, will von dem Gelde ein Armenhaus für arme, ohne ihre Schuld zurückgekommene Handwerker stiften, und der Verewigte wird mich dafür segnen.

Und was wird aus ihm? fragte Wilhelmine, immer stiller und ruhiger werdend.

Er steht in Gottes Hand! Beharrt er bei seinem Entschluß, was ich fast bezweifle, — ein Selbstmörder.

Furchtbar lächelnd starrte Wilhelmine auf den Boden. — Vergeltung! rief sie, am ganzen Körper zitternd, dumpf vor sich hin: Vergeltung! du bist eine sichere Botin; du lenkst die Pfeile, welche die Verzweiflung im Fluche abdrückte, wenn auch erst nach Jahren, aber gewiß an's Ziel; du ereilst den Sichersten! Als ich auf meinen Knieen jammernd vor ihm lag, die Arme nach ihm streckte, er mich von sich stieß, mir jede Hülfe, jeden Trost versagte, da bat ich, an jedem irdischen Glück, selbst an meiner Seligkeit verzweifelnd, Gott, ihn zu strafen, ihn gleich mir ein Bettler, der Verzweiflung preis zu geben. Gott hat mein Gebet erhört; er steht vor dem furchtbaren Abgrunde, wo ich stand, als er mich von sich stieß, und seiner Seele wird sich kein Retter nahen, wie der meinigen.

Schweigen Sie! unterbrach Schröder ihr furchtbares Gemurmel: beten Sie lieber zu Gott, daß er sein Herz zum Besten lenke.

Beten kann ich jetzt nicht, erwiderte sie dumpf: beten für ihn, kann ich nicht — und doch, denke ich mir sein zerschmettertes Hirn, denke ich mir, daß meine Bitte Sie vielleicht gerührt, meine Verzweiflung Sie zur Rettung bewogen hätte, dann schaudert es mich, dann dünkt mir, ich sei sein Todesengel. — Nein! nein! rief sie bewegt: sein Bild ist noch nicht ganz aus meinem Herzen gerissen; die Kinder, seine Kinder sind mir theuer; ach! sie hätten ja die meinen sein können. — Retten Sie ihn! rief sie heftig aufspringend: Sie retten eine Seele vom Verderben.

Indem sie dies in der höchsten Leidenschaft sprach, trat ein Diener des Rathes ein, und bat Schröder, eiligst hinunter zu der Finanzräthin zu kommen.

Die Rache ist dem Mitleid, ist der frühern Neigung gewichen! sprach jetzt Wilhelmine, ihren Herrn begleitend: Thun Sie, was Sie vor Gott und Ihrem Herzen verantworten können. Ich will indessen versuchen, ob ich zu beten vermag.

Schröder trat in das Zimmer der Finanzräthin und fand sie auf einem Ruhebett liegen; ihre beiden Töchter entfernten sich bei seinem Eintritt. Nehmen Sie Platz: redete sie ihn an: Ich bin so eben von meinem unglücklichen Manne gekommen, der mir das, was zwischen Ihnen vorgefallen, mitgetheilt hat. Sie haben als edler Mann gehandelt und wollen viel für uns thun. Meinen innigsten Dank dafür! aber verzeihen Sie meiner Offen-

heit. Sie wollen meinen Mann vom Verderben, doch nicht von der Schande retten. In des Mannes Bruſt iſt Stolz und Ehrgefühl oft ſo innig in einander verwebt, daß es ſich nicht trennen läßt, und ſo iſt es bei ihm. Ein Schickſal, das ihn vielleicht in den Augen jedes Edeln adeln, in den Augen der Welt aber ihm ſeine ganze Stellung nehmen und dem Spott preis geben würde, könnte er nicht ertragen, und ich muß es Ihnen geſtehen, ich bin es gewiß, daß er es nicht ertragen wird.

Und dies können Sie mir mit ſo vieler Ruhe ſagen? unterbrach ſie Schröder: Ich ſollte glauben, die Ahnung allein, wie vielmehr die Ueberzeugung, müßte Sie keinen Augenblick auf dieſem Ruhebett dulden, müßte ſie zur Verzweiflung bringen.

Meines Mannes Entſchluß erſchreckt mich nicht, ſagte ſie pathetiſch: denn er iſt auch der meinige. —

Lag in der Betonung oder in der Geſtikulation der Dame vielleicht etwas zu viel Theatraliſches, oder führte das natürliche Mißtrauen den Mitleidigen endlich auf die rechte Spur, er blieb bei dieſer Kraft-Aeußerung ganz ruhig. Könnten auch Sie ſo unrecht, ſo ganz gegen die Satzungen unſrer Religion handeln, ſagte er mit Herzlichkeit: ſo kann ich Ihnen nur noch den Troſt geben, daß ich Ihre und Ihres Gatten vernachläſſigte Pflichten übernehmen und väterlich für Ihre Kinder ſorgen werden.

Die Räthin war von dieſer wohl unerwarteten Antwort nicht im Mindeſten überraſcht. Sie lächelte und zog die Glocke.

Ruf' Sie meine jüngſte Tochter! befahl ſie der eintretenden Zoſe.

Herr Schröder! wandte ſie ſich nun zu ihm, den dieſer Tauſch der Waffen in nicht geringe Verlegenheit ſetzte: Sie haben bisher Marie ausgezeichnet; täuſcht mich mein weiblicher Scharfblick nicht, ſo lieben Sie meine Tochter. Wie könnte es Ihnen nun gleichgiltig ſein, Ihre Schwiegereltern dem Spott der Welt preis gegeben zu ſehen? Könnten Sie Liebe von einem Mädchen erwarten, das Ihnen, wenn es auch mit Unrecht geſchähe, die Schuld an dem Unglück ihrer Eltern aufbürden würde?

Marie trat in dieſem Augenblicke ein.

Tritt näher, mein Kind! ſprach ſie, noch ehe der Beſtürzte ihr auf eine ſo ſonderbare Anrede etwas erwidern konnte: Du biſt von den unglücklichen Verhältniſſen Deines Vaters unterrichtet. Ohne ſchleunige Hülfe ſind wir verloren, und nur dieſer edle Mann kann uns retten. Er liebt Dich. In Deiner Hand liegt daher das Schickſal Deiner Eltern; knüpfe ihn durch Deine Hand feſt an uns und —

Mutter! rief die Erbleichende, und ihre Kniee wankten.

Fräulein, nahm Schröder, ſie mit ſeinem Arm unterſtützend, ſchnell das Wort: keine Antwort zu dieſer Stunde! Sie möchte auch ausfallen, wie ſie wollte, ſo würde ſie mich nicht beſtimmen, meinen Entſchluß zu ändern und Sie vielleicht in Verlegenheit ſetzen. Könnte ich je um Ihre

Hand werben, wäre dies wahrlich nicht der Augenblick, den ich dazu wählen würde.

Das war ich von Ihnen überzeugt, lispelte Marie, doch so leise, daß es die Mutter nicht verstehen konnte, die ihr nun, sich zu entfernen, ein Zeichen gab.

Madame! wandte sich jetzt Schröder zu der Mutter, nachdem er Marie bis an die Thüre begleitet hatte: nach dieser Scene, die zu berechnet und zu wenig schonend für mich und Ihre achtungwerthe Tochter war, bleibt mir nichts übrig als mich zu entfernen. Sie sehen, fuhr er mit ruhigem Ernste fort: daß alle Pfeile an meiner Brust abprallen und jedes Ihrer Worte mich nur noch mehr in meinem Vorsatz bestärkt. Jeder Augenblick ist kostbar; die Stunde naht, wo Ihr Gemahl die Pupillengelder zahlen soll, und es bedarf von meiner Seite noch mehrer Vorkehrungen bei dem Banquier, ich bitte daher, mit Ihrem Gatten die Sache reiflich zu überlegen. Ich werde, Ihren Entschluß zu vernehmen, zu Hause bleiben. Leben Sie wohl! Ohne ihre Antwort abzuwarten, entfernte er sich.

Aengstlich hatte Wilhelmine indessen seine Rückkehr erwartet. Er fand sie still und gefaßt; nur als er sie von dem, was bei der Mutter, Mariens wegen vorgefallen war, unterrichtete, wurde sie lebhaft und zürnte mit ihm, daß er des Mädchens Antwort nicht abgewartet, sondern sich selbst alle Hoffnung abgeschnitten habe.

Will ich denn Hoffnung nähren? sagte er unwillig: kennen Sie denn mein Herz besser als ich selbst? Mariens Lippen preßten sich auf die meinen, sie ruhte in meinem Arm und mein Blut rann deßhalb nicht schneller.

Täuschen Sie sich nicht, lieber Herr! unterbrach ihn Wilhelmine: Sie lieben — doch, wie kann ich von solchen Dingen sprechen, da mich die qualvollste Angst keinen Augenblick ruhen läßt! Bei dem leisesten Geräusch glaube ich, die furchtbare That sei geschehen.

Fürchten Sie nichts, beruhigte er sie: wer so pathetisch vom Selbstmord spricht, sogar damit droht und mit solch ernster Sache Kinderspiel treibt, hat selten den Muth, die That zu begehen. Mir liegt jetzt der ganze Plan deutlich vor Augen; warten Sie nur mit Ruhe das Ende der kommenden Stunde ab.

Aber Wilhelminen war es unmöglich; ohne Ruhe und Rast trieb es sie aus einem Zimmer in das andere, und so verlebte sie eine qualvolle Stunde. Sehen Sie? sagte Schröder: eine Stunde ist schon verronnen und die blutige That noch nicht vollbracht — und irr' ich nicht, so höre ich Tritte; er ist's!

Ja, er ist's! rief sie bebend und eilte fort.

Schröder hatte nicht geirrt; es war der Rath, der in sein Arbeitzimmer trat.

Die Thränen meiner Kinder, auch Ihre ernste Vermahnung, begann er: haben mich und meine Gattin endlich nach manchem schweren Kampfe bewogen, in Ihren Vorschlag einzugehen und Ihr Anerbieten, so schwer es uns auch wird, anzunehmen. Der Notar ist bestellt, er wird gleich hier sein, die Dokumente über den Kauf auszufertigen; ich bitte, nun auch von Ihrer Seite die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Dies soll sogleich geschehen! erwiderte Schröder höflich, obgleich ihm die Art, wie ihm der Rath seinen Entschluß bekannt machte, empfindlich war. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, schrieb ein kurzes Billet, klingelte und gab es dem eintretenden Bedienten mit den Worten: Zum Banquier Herz.

Herr Rath! wandte er sich jetzt zu diesem: Sie können, so bald der Kauf-Contrakt des Hauses in gehöriger Ordnung ausgefertigt und unterzeichnet ist, bei dem Banquier über 32,000 Rthlr. verfügen, somit erfährt niemand, daß Sie die Ihnen anvertrauten Gelder anderweitig und für sich gebraucht haben. Ihre Wechsel sind, wie Sie wissen, in meinen Händen. Nach abgeschlossenem Kauf-Contrakt der Villa tausche ich sie nebst den Obligationen, die ich mir anzugeben bitte, gegen den Contrakt aus und unser Geschäft ist dann beendet. Bis Michaeli bleiben Sie im Hause wohnen, dann aber muß ich bitten, sich eine andere Wohnung zu wählen; die Villa aber wird mir sogleich abgetreten.

Sie machen Ihre Bedingungen immer lästiger! fiel ihm der Rath in die Rede.

Sehen Sie hierin nur den Geschäftsmann und sonst nichts weiter, erwiderte Schröder: doch bald hätte ich noch Eines vergessen. Die Möbeln dieses Zimmers, selbst jenes Gemälde, sind noch die Ihrigen. Ihre Gattin hatte die Gefälligkeit, sie mir zum Gebrauch zu überlassen, und ich mache es zur unerlaßlichen Bedingung, daß sie mit diesem Hause mein Eigenthum werden.

Wäre keine Ihrer Bedingungen drückender als diese, so hätte ich in alle mit Freuden eingewilligt, meinte der Rath.

So wäre nun Alles unter uns abgemacht, sagte Schröder.

Alles! erwiderte der Rath, der für seinen Wohlthäter keinen Dank, kein herzliches Wort hatte. Dies mußte der Edle tief fühlen; aber die Freude, ihn gerettet, endlich sein — so lange sich vorgesteckes Ziel erreicht zu haben, war zu groß, sie glänzte zu hell auf seinem Angesicht, als daß ihm Unmuth und Verachtung diesen schönen Augenblick hätten trüben sollen. Den Blick unverwandt mit dem tröstenden Gedanken auf das Bild gerichtet: „ich war für die Wohlthaten, welche mir diese Edeln erzeigten, dankbar," kümmerte er sich wenig um den Finanzrath, der ihn unmuthig beobachtete und eine Gelegenheit suchte, seinen Unmuth aus-

zulassen. Er trat deßhalb zu dem in Erinnerung Versunkenen. Herr Schröder! begann er: Sie haben heute solch treffliche Acquisition gemacht, das eleganteste Haus der Residenz, die schönste Villa der Gegend für ein Spottgeld erhandelt. Sagen Sie mir nur, was kann dies alte, schlecht gemalte Bild, was können die wurmstichigen, schon seit undenklicher Zeit auf dem Boden liegenden Möbeln für Werth für Sie haben?

Inhalt und Ton brachten Schröder aus seinem Gleichmuth. Dank, wahrhaften Dank hatte er von dem Manne nicht erwartet; aber diese Frechheit empörte ihn. Herr Finanzrath! sagte er, mit Heftigkeit seine Hand ergreifend: Sie irren, wenn Sie glauben, daß dies Bild, diese Möbeln keinen Werth für mich haben. Auf diesem Lehnstuhl saß einst eine würdige Frau, eine nur zu schwache Mutter; an jenem Tisch arbeitete ein edler Mann, ein treuer Bürger, ein guter Gatte und Vater. Beide sind auf diesem Gemälde abgebildet. Der Knabe, der sich an sie schmiegt, sind Sie, und jener Verlassene, den Sie nie Ernst, immer nur, ihn zu kränken Vaterlos nannten, den Sie später ohne Tausende, ohne Empfehlbriefe mitleidlos aus dem Hause seines Wohlthäters stießen, der bin ich!

Sie? rief überrascht der Rath: Sie sind Ernst Vaterlos?

Der bin ich, erwiderte Schröder: wünsche aber, daß Sie in mir nur den Fremden, nicht den Gespielen Ihrer Jugend erkennen mögen, denn nach dem, wie ich Sie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt — doch — lenkte er schnell ein: Sie sehen, ich habe nicht Böses mit Bösem vergolten. Ohne Ihren edlen Vater wäre ich vielleicht dem Tode oder einem Findelhause anheimgefallen; deßhalb sind Sie mir nichts schuldig, und wenn ich Ihnen auch nicht das Kapital zurückzahle, welches Sie mir auf meine Wanderung mitgegeben zu haben meinen, so zahle ich doch nun die Zinsen eines Kapitals, welches mir Ihre Eltern durch ihre Erziehung zurückließen. Sie sind mir daher keinen Dank schuldig. Ihre Härte gegen mich sei Ihnen verziehen, und somit wäre nun erst Alles unter uns abgemacht. Gebe Gott, daß Sie mit allen Menschen so ganz, so rein Ihre Abrechnung berichtigt hätten als mit mir!

Beschämt wagte der Rath jetzt nicht aufzublicken. Er stand mit gesenkten Augen vor dem Manne, der die Schuld an seinen Eltern auf so edle Weise an ihn abgetragen hatte. So verhärtet sein Gemüth auch war, so selten er auch an den unglücklichen Jüngling gedacht hatte, den er, trotz der Bitte des Vaters, trotz des Versprechens, das er dem Sterbenden feierlich gelobt, hartherzig ohne allen Grund verstieß, so hatte doch jede Erinnerung an ihn die Furcht in ihm erweckt, er werde einst zurückkehren und sich rächen. Nun war er zurückgekehrt und seine Rache war, ihn vom Verderben zu retten. Er kämpfte lange gegen die Bewunderung, welche ihm des Mannes Edelmuth einflößte; aber er kämpfte vergebens. Der schwache, noch nicht ganz erloschene edle Funke in ihm erwachte; er ergriff

Schröders Hand. Ich danke Dir, Ernst! rief er, ihm um den Hals fallend: Du hast edel an mir gehandelt; ich erkenne, ich fühle es.

Schröder, in diesem Augenblick allen Groll, alles Geschehene vergessend, kam ihm herzlich entgegen und freute sich, daß, wenn auch vielleicht nur auf Augenblicke, doch der edle Sinn des Vaters, das weiche Gemüth der Mutter den Sohn nicht ganz verlassen habe. Er drückte ihn mit aufrichtig herzlichem Gefühl an seine Brust, und inniger als selbst in den Jahren der Kindheit ruhten beide Arm in Arm.

Herr Rath! unterbrach endlich Schröder die stumme Ergießung dieses Augenblicks: ich habe meine Gründe, Sie zu bitten, unser früheres Verhältniß Jedermann zu verschweigen; es würde Sie nur in mancher Hinsicht in Verlegenheit setzen, besonders Ihrer Gattin gegenüber, die dem wohlhabenden Manne wohl eher Dank schuldig sein möchte als dem Fündling.

Dem Rath kam dieser Wunsch sehr gelegen; willig versprach er, ihn zu erfüllen, und so trennten sich beide nach mancher herzlichen Umarmung versöhnt und in Frieden.

Kaum aber war die leidenschaftliche Aufwallung in Schröders Herzen durch ruhiges Nachdenken wieder ins Gleichgewicht gebracht, als er sich die Frage that, ob des Raths Benehmen aufrichtig und nicht erkünstelt gewesen sei. Eine so schnelle Umänderung in dem Charakter eines so herzlosen Mannes schien dem Mißtrauischen fast unglaublich; doch irrte er diesmal. Der Rath hatte das edle Benehmen Schröders tief empfunden, eben weil er gefühlt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, so zu handeln; eben weil er stets für Ernsts Rückkehr gefürchtet und er Schröders Bereitwilligkeit nur auf Rechnung seiner ihm nicht unbemerkt gebliebenen Neigung zu Marien gesetzt hatte, war ihm der edle Grund doppelt überraschend und Bewunderung erweckend. Ueberdies in aufgeregter Stimmung brach die von dem Weltleben über sein Herz gezogene eisige Rinde, vielleicht jetzt zum erstenmal.

Am andern Tage übergab die Räthin mit Thränen im Auge ihrem Gatten all ihren Schmuck von Werth. Als ob sie sich für ewig von ihren geliebten Kindern trennen sollte, so schmerzhaft war ihr der Abschied von diesen glänzenden Genossen ihrer Triumphe, ohne die keine Welt, keine Freude mehr für sie war. Sie erklärte ihrem Manne ganz bestimmt, sie würde nun in keine Gesellschaft mehr gehen, sich von Allem zurückziehen und still für sich zu Hause bleiben, denn ohne Juwelen wäre die Welt für sie todt und sie wolle nirgend mehr erscheinen. So sehr dieser Entschluß mit dem erst kürzlich gefaßten des Mannes übereinstimmte, mußte dieser doch in eine fürchterliche Zukunft sehen; denn die angenehme, Alles erheiternde Laune der Gattin, die selbst noch in der Zeit des Verblühens

einen Kreis von Verehrern um sie gebildet hatte, traf man nur in Gesellschaft, im Hause selten, und dem Mann mußte hier die üble Laune am lästigsten werden.

Euphrosine war bei der Nachricht der unglücklichen Katastrophe in Verzweiflung gerathen, und als sie durch die Mutter erfuhr, daß wahrscheinlich Marie durch ihr linkisches Benehmen die Ursache sei, daß Herr Schröder nicht noch mehr geopfert, nicht so viel geopfert habe, daß sie die alte Lebweise hätten fortführen können, ließ sie ihren Thränen und ihrem Unmuth über die Schwester freien Lauf. Aber bald tröstete sie das Gefühl ihres eigenen Werthes, tröstete sie der Gedanke, daß ihr Geliebter sie heimführen und himmlische Liebe ihr Ersatz für die irdischen Entbehrungen geben würde; sie hatte jetzt nur noch Thränen für ihre Eltern; für sich glaubte sie den Quell versiegt.

Aber so ganz ohne Aufsehen mochte die Sache mit den Pupillengeldern und dem Verkauf des Hauses und der Villa doch wohl nicht gegangen sein; denn nach einigen Tagen strömten Rechnungen von Kaufmann, Handwerker und Pastetenbäcker herbei, und mit ihnen kam durch die Stadtpost ein niedliches Briefchen an Euphrosine, in welchem der Dichter um die ihr geliehenen Bücher bat und ein Abschiedgedicht sandte, worin er sich über den Schmerz plötzlicher Trennung und über das grausame Schicksal, das ihn von hinnen trieb, mit dem seligen Wiedersehen jenseit tröstete. Sie legte das zierliche Briefchen mit der Anweisung auf Jenseit schweigend auf den Tisch, unterdrückte die sich hervorpressende Thräne, packte die Bücher zusammen und schickte sie dem reisenden Poeten, ohne ein Lebewohl beizufügen, zurück.

Sie, die so oft Körbe ausgetheilt, hatte jetzt in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre den ersten, der sie zugleich aus ihren Himmelsträumen erweckte und sie zurück in ihre irdische Heimath führte, erhalten. Der Schleier zerriß, der ihren klaren Blick bisher umnebelt; die eingeschränkten Vermögensumstände, in welchen sich ihre Eltern von jetzt an befanden, da sie nun von des Vaters Gehalt allein leben mußten, ließen sie fühlen, daß ein thätiges Mitwirken, eine strenge Wirthlichkeit nöthig sei und nicht allein der Geist Nahrung, daß auch der Körper seinen Theil verlange. Sie sah jetzt wohl etwas spät ein, daß der Mensch, in welcher Lage des Lebens er auch sei, wenn er sich nicht ganz zu der Klasse der nur verzehrenden Tagediebe rechnen dürfe, thätig in das Leben eingreifen müsse, und der Fall nun eingetreten sei, wo das Wissen, einer Wirthschaft tüchtig vorzustehen, weit dem Talent vorzuziehen sei, Lord Byron und Shakspeare im Original zu lesen, den Text Rossini'scher Musik, um ihn mit Ausdruck singen zu können, zu verstehen, obgleich der Tonkünstler selbst ihn wahrscheinlich nicht verstanden hat, und in dem lieben Vaterlande, in Gesellschaften und selbst im Hause schön französisch und schlecht deutsch zu sprechen. Diese Wahrnehmungen öffneten den Quell ihrer Thränen von Neuem und sie flossen jetzt den verlornen Jahren, dem verfehlten Lebenszweck.

Marie hingegen begleitete seit jenem Tage ein stiller Gram. Sie sah ihre Eltern leiden, und ohne zu forschen, ob verdient oder unverdient, theilte sie ihren Kummer von Herzen. Daß sie vom Ueberfluß zum Nothwendigen zurückgeführt war, betrübte sie nicht, für sie hatte der eitle Stolz sein Füllhorn umsonst ausgeschüttet. Sie hatte nie begierig nach diesem Tand gehascht, und ihr Auge näßte sich nicht als der Koch das Haus verließ, die Küchenmagd seine Stelle provisorisch einnehmen mußte und die Mutter ihr die Schlüssel der Speisekammer, die sonst in der Hand einer nun verabschiedeten Wirthschafterin gewesen waren, mit den bittern Worten gab: Sorge von heute an für die Küche; dort bist Du an Deiner Stelle! Marie versprach das Mögliche zu thun, und trat mit dem besten Willen, auch mit der Hoffnung, es werde gehen, ein Amt an, von dem sie nicht die mindeste Kenntniß hatte.

Schröders Betragen während dieser ganzen Zeit hatte sie tiefgerührt. Sie wußte nicht, was ihn in ihrem Herzen höher stelle, seine edle Aufopferung für ihre Eltern, die sie ihrem ganzen Werthe nach erkannte oder sein zartes Benehmen gegen sie, als die Mutter sie dem edlen Mann fast aufdrang und sie zum Köder gebrauchen wollte, an dem sie ihn fing. Auch hatte er sich ihr seitdem nur bescheiden aber herzlich genaht.

Wilhelmine, trotz der Gemüthsbewegung, in welcher sie sich befand, nur Schröders Glück vor Augen, hatte Alles gethan, das Mädchen von seiner Liebe zu überzeugen, und wenn die Arme zuweilen zu ihr kam, sich irgend in einer wirthschaftlichen Angelegenheit Raths zu erholen, wußte sie immer auf ihn und seine glänzende Lage zurückzukommen und Gelegenheit zu finden, sich mit Wärme über sein edles Herz auszusprechen.

Auch ohne Wilhelminens Betheuerung war Marie davon überzeugt. Der edle Mann stand Tag und Nacht vor ihrer Seele, und der Gedanke, sie könne ihn vielleicht beglücken, lohnen, ward ihr, wie sie sich auch anfangs dagegen sträubte, ein so lieber Gedanke, daß er sie nicht mehr verließ.

In dieser Stimmung traf sie Schröder unvermuthet in den Anlagen der Villa, wohin sie mit ihrer Mutter gefahren war, den Rest ihrer Sachen, da er ihnen das ganze Mobiliar abgekauft hatte, nach der Stadt zu schaffen. Sie saß, ein Körbchen Blumen auf dem Schoos, und band einen Strauß. Beide erschraken, Beiden war es unerwartet, sich hier zu treffen. Schröder hatte schon mit Sonnenaufgang seine Wallfahrt nach dem Hüttchen auf dem Felsen begonnen und wußte daher nichts von ihrem Hiersein. Es war heute sein Geburttag, oder vielmehr der Tag, an welchem sein Wohlthäter ihn in jener Hütte gefunden und der bisher als solcher gefeiert worden; deßhalb war er schon so früh nach dem Hüttchen gewallfahrtet, dort dem Gott der Barmherzigkeit seinen Dank zu zollen. Marie glaubte ihn in der Stadt, und flocht die Blumen zu einem Strauß, ihn damit bei ihrer Rückkehr zu überraschen, denn Wilhelmine hatte ihr die Feier dieses Tages ver-

rathen. Beide trafen ſich daher feierlich geſtimmt; er hatte an ſeinen Wohlthäter, ſie an ihn gedacht.

Schröder ſetzte ſich zu ihr — Verzeihen Sie, ſagte Marie: daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, mir dieſe Blumen pflücken ließ; mir war es als hätte ich noch ein Recht an meine ehemaligen Pflegbefohlenen, und um ſo mehr, da ich dieſen Strauß für Sie band. Nehmen Sie, ihn an dieſem frohen Tage freundlich aus meiner Hand. Sehen Sie nicht auf die kleine Gabe, nur auf das Herz, welches ſie Ihnen reicht. Sie bot ihm die Blumen, er nahm ſie, ſah lang in des Mädchens Auge, das endlich den Blick vor dem ſeinen ſenkte, und preßte ihre Hand an ſeine Lippen. Ich danke Ihnen, Marie! ſprach er und eilte fort.

Wohin? — warum mich ſo eilig verlaſſen! rief die Erſtaunte: Iſt Ihnen der Tag zu werth, mir eine Minute ſeiner Stunden zu ſchenken? Schröder kehrte bei dieſem Nachruf zurück; ſie ging ihm entgegen. Nehmen Sie mit dieſen Blumen, ſagte ſie bewegt: meinen innigen, meinen herzlichen Dank für das, was Sie an meinen Eltern thaten. Nur mein Auge ſprach ihn bis jetzt aus; mögen es nun dieſe Blumen thun!

Schweigen Sie! bat Schröder: ob ich den Dank ganz verdiene, glaube ich kaum. Aber ja! fuhr er plötzlich auf; ich will ihn ganz, ganz von der guten Marie verdienen. Kommen Sie, liebes holdes Mädchen, ſetzen Sie ſich zu mir und hören Sie mich an. Er führte die Erröthete auf den Raſenſitz zurück, ſetzte ſich neben ſie, und den Blick nur auf die Blumen gerichtet, welche er gedankenlos zerpflückte, begann er: Sie lieben! Dies geſtanden Sie mir, wenn auch nicht mit klaren Worten, doch deutlich genug, daß ich es wiſſen konnte. Sie verſchließen Ihre Neigung in Ihrer Bruſt, und ich habe den Gegenſtand, der Ihnen werth iſt, noch nicht erforſchen können. Deßhalb fürchte ich faſt, ſein Stand, ſeine Verhältniſſe oder ſonſt etwas machen ihn Ihrer nicht würdig. —

Sie irren! fiel ihm das Mädchen raſch in's Wort.

Laſſen Sie mich enden, Marie! bat Schröder: Sei es auch, wie es ſei, ſo ſollen Sie einen thätigen väterlichen Freund an mir finden. Iſt er arm, ſorge ich für Ihre Exiſtenz; iſt er unter Ihrem Stande, vermag ich vielleicht ihm emporzuhelfen; nur wenn er als Menſch Ihrer nicht werth iſt, dann warne ich als Freund, ſtemme mich gegen Ihre Leidenſchaft und rette einen Engel vom Verderben. Reden Sie, ſein Sie offen gegen mich! Ich will wahrlich Ihr Vertrauen verdienen, will nur Ihr Glück! Er hatte dies mit ſo viel Wärme, faſt leidenſchaftlich geſprochen und nicht die hervorbrechende Thräne zurückzuhalten vermocht, ſo daß Marie wohl fühlen mußte, das, was er geſagt, ſei der Tiefe ſeines Herzens entſprungen.

Lange blickte ſie ihn ſchweigend an, und der Kampf, den ſie in ihrem Innern zu kämpfen ſchien, mußte kein ſchmerzhafter ſein, denn ihr Auge ruhte mit Himmelsklarheit auf ihm. Herr Schröder! begann ſie endlich:

hat Ihnen das, was Sie mir eben gesagt, keine Ueberwindung, keine Aufopferung gekostet?

Keine, die mir nicht durch den Gedanken, Sie glücklich zu wissen, vergütet, doppelt vergütet worden ist, erwiderte er.

Sind Sie denn auch gewiß, das, was mich glücklich machen würde, zu kennen?

Ich glaub' es!

Mich beglückte stets das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben; doppelt beglückte es mich, wenn mir dies leicht ward, sagte sie ernst: und glauben Sie nicht, daß Dankbarkeit die erste, süßeste Pflicht des Herzens ist und daß die Achtung für einen edlen Mann ihm gegenüber auszusprechen, selbst für die Jungfrau süß ist, sollte sich auch ihr Zartgefühl dagegen sträuben? —

Sie beschämen mich, Marie! unterbrach er sie erröthend.

Werther, mir theurer Mann! fuhr sie mit Wärme fort: Ihre Bescheidenheit heißt Sie schweigen. Ich kenne Ihr Wünsche, Sie haben sie schon oft, sich selbst unbewußt ausgesprochen, und Wilhelmine hat mich ganz damit bekannt gemacht; deßhalb halte ich es für Pflicht, dem Manne, der, als meine Mutter das Glück meiner Eltern in meine Hand legte, sie nicht ergriff, da die Tochter sie ihm hätte reichen müssen, der ahnend, eine geheime Neigung ruhe in meiner Brust, freiwillig entsagt und sich für mich opfern will, dem Mann offen entgegen zu kommen und ihm zu sagen, daß mein dankbares Herz ihm keinen Wunsch versagen könnte.

Marie! rief Schröder, vor Freude erbebend: darf ich hoffen —

Den Unglücklichen verläßt diese treue Freundin nicht, wie sollte sie den Glücklichen verlassen?

Schröder war überrascht; noch konnte er sein Glück nicht fassen. Sinnend blickte er vor sich nieder; endlich sprach er, sich feierlich zu dem Mädchen wendend: Marie! Dieser Augenblick entscheidet über unser ganzes Leben; darum müssen, dürfen wir nur besonnen unserm Herzen folgen, nur mit Bedacht die Pforte der Zukunft uns öffnen. Sein Sie ganz wahr, nicht allein gegen mich, auch gegen sich; täuschen Sie sich nicht selbst. Oft erscheint uns in dem Augenblick der Ueberspannung ein Opfer so schön, so leicht, welches wir hernach unser ganzes Leben hindurch bereuen. Das reine, heilige Feuer der Dankbarkeit wärmt nicht für immer; bald erlischt es, und dann bindet nur noch die Pflicht, wo die Liebe fesseln sollte. Der Dankbarkeit verdanke ich gern Ihre Freundschaft; Ihr Herz möchte ich nur aus der Hand der Liebe empfangen.

Ja, edler Mann, das können Sie! erwiderte sie mit Feuer: Die Neigung, aus hoher Achtung entsprungen, nicht die Dankbarkeit allein reicht Ihnen meine Hand.

Und bricht kein Herz, das Sie mir geopfert? fragte er feierlich.

Keines!

Nun dann, Marie! sprach er mit tiefer Rührung: so will ich ein Glück erfassen, das ich nicht glaubte mir zu eigen machen zu können; so will ich Ihnen Alles geloben, was ich vermag: treue Liebe bis zum Grabe, treue Freundschaft in Freud und Noth. Und so weih' ich mich Ihnen denn mit Hand und Mund, mit der festen Ueberzeugung, daß jene Edlen, die vor achtundvierzig Jahren den ausgesetzten Knaben an diesem Tage, vielleicht auf dieser Stelle an ihr Herz drückten, segnend über ihm und ihrer Enkelin schweben werden. Und nun, liebe Marie, theure Gefährtin meiner künftigen Erdenwallfahrt! muß ich dankend mein Gebet zu Gott erheben; in Freud' und Schmerz muß es aufsteigen, also auch jetzt! — Er faltete die Hände; auf den Schwingen der Andacht stieg sein leises Dankgebet gen Himmel, und als er geendet, fand er Marie am Rasensitz knieend, ihr Herz zu Gott erhebend. Er störte sie nicht, und als sie sich erhob, in seine Arme sank, er die herabgerollte Thräne von ihrer Wange küßte, war der unzertrennliche Bund für das Leben geschlossen.

Mariens Eltern gaben freudigen Herzens noch am nemlichen Abend ihre Einwilligung. Euphrosine weinte im Stillen eine Thräne und war mit sich nicht ganz einig, aus welchem Quell sie entsprang; Wilhelmine aber sank bei dieser Nachricht ihrem Herrn stürmisch um den Hals. Nun gehe es mit mir, wie Gott will! rief sie aus: weiß ich doch meinen Wohlthäter glücklich, steht er doch nicht mehr verlassen und einsam, gleich einem Palmbaum in der Wüste, unter dessen Schatten nur Andere sich erquicken, wenn ihn selbst die Strahlen der Sonne versengen.

Aber nun, lieber Herr! da Sie so glücklich sind, gönnen Sie auch der armen Wilhelmine, daß sie aus dem Freudenkelche trinke, wenn er auch an ihren Lippen zum Wermuthbecher würde; lassen Sie mich hinaus! Sie sehen, mein Blut lernt mit den entschwundenen Tagen nicht ruhiger fließen und mein zerrissenes Herz kann nur die Buße, nie die Zeit heilen. —

Fühlen Sie Kraft genug in sich, zu schweigen, fragte sie Schröder ernst: Das leiseste Wort, und sein Herz könnte brechen.

Ich glaube, die Kraft zu haben; Gott wird mich stärken, erwiderte sie mit Ruhe.

Nun, dann wollen wir schon morgen hinaus, so schwer ich mich auch jetzt von hier trenne, sagte er bewegt: Gott gebe Ihnen Muth und Stärke!

Am andern Tage saßen beide in der Troschke und fuhren nach dem Pfarrhause. Schröder, der schon früher die Bewohner von so manchen Sonderbarkeiten seiner Wirthschafterin, besonders von ihrem heftigen, leidenschaftlichen Wesen unterrichtet hatte, glaubte, den Bitten Wilhelminens und auch dem Wunsch der Familie des Pfarrers nachgeben und sie dort einführen zu dürfen.

Aber je näher sie dem Orte kamen, desto aufgeregter wurde Wilhelmine, und als sie den Kirchthurm erblickte und nun heftig zu zittern begann, gereute ihn sein Vorsatz und er wollte wieder umlenken lassen; doch sie bat, sie beschwor ihn und so fuhren sie endlich vor der Pfarrwohnung vor.

Auch heute empfing sie die freundliche Erneſtine. — Marie! rief Wilhelmine heftig, sprang aus dem Wagen, drückte die Erschrockene krampfhaft an ihre Brust, und nur das Zureden ihres Herrn und die ernste Bewillkommnung des Pfarrers gaben ihr die Fassung wieder, so daß sie dessen Gattin, welche ihr im Haus entgegen kam, mit Anstand begrüßen und eine Entschuldigung stammeln konnte. Schröder schien nun absichtlich den Eintritt in das Zimmer durch allerlei Fragen aufzuhalten; aber statt daß Wilhelmine sich dadurch beruhigen sollte, wurde sie nur noch ängstlicher.

Endlich öffnete der Pfarrer die Thür. Ihr gegenüber saß der freundliche Greis auf seinem Lehnstuhl; neben ihm stand der junge Sekretär, welchen Schröder schon aus dem Hause des Finanzraths kannte. Willkommen! rief der würdige Alte den Eintretenden entgegen. Aber Wilhelmine achtete dieses Willkommens nicht; sie blieb zitternd, Erneſtinens Hand, die sie erfaßt hatte, krampfhaft drückend an der offnen Thüre stehen. Der Greis gewahrte sie in dieser Stellung, und sich dessen erinnernd, was Schröder ihm über ihre Stimmung gesagt, neigte er sich und sprach, sie zu beruhigen: Sein auch Sie mir willkommen; treten Sie ein in das Haus des Friedens; der Friede Gottes möge Sie begleiten. Bei diesen Worten schlich Wilhelmine geisterbleich auf den Alten zu, und als sie sich dem Sessel nahte, sank sie langsam auf die Kniee und verbarg ihr gesenktes Haupt in dem Schoos des Greises.

Alle waren erschrocken; der Alte wollte aufstehen, Wilhelmine aber hielt seine Kniee umfaßt und zog ihn zurück. Schröder hatte Besonnenheit genug, Erneſtine und den jungen Mann aus dem Zimmer zu führen und sie zu bitten, sich entfernt zu halten.

Als er wieder eintrat, lag die Unglückliche noch zu des Alten Füßen. Der Pfarrer und seine Gattin versuchten sie aufzuheben. Lassen Sie mich! rief sie, den Pfarrer abwehrend: laß mich, Marie, hier ist mein Platz! und jetzt Haupt und Blick zu dem Greise erhebend, rang sich aus der Tiefe ihrer gepreßten Brust das Wort: Vater! hervor.

Wilhelmine! rief die Pfarrerin und riß sie an sich: Schwester, liebe, unglückliche Schwester! und während sie die Arme liebkos'te und die halb Ohnmächtige an ihrer Brust ruhte, hatte sich der Vater erhoben, entblöß'te sein greises Haupt, faltete die Hände, und das Auge himmelwärts hebend, sprach er in feierlichem Tone: Vater der Barmherzigkeit, erleuchte mich, daß ich in diesem furchtbaren Augenblick gerecht handle; gib mir Kraft, menschlich zu richten, da der Zorn mein Herz bewegt. Das Verlorne ist in die Heimath zurückgekehrt. Wilhelmine! wandt' er sich nach kurzem

Schweigen zu der Bebenden; sei mir gegrüßt in Deinem Vaterhaus, wenn auch nicht willkommen! Ich habe Dir nie geflucht, und die Thränen, die ich um Dich vergossen, der Gram, der diese Locken vor der Zeit weiß gebleicht, sind Dir vergeben; tritt ein zu mir in meine Wohnung. Gott segne Dich und Dein Kind!

Mein Kind! rief die Unglückliche und sank ohnmächtig nieder. Auf Schröders Wink entfernte man sie; er blieb mit dem Vater allein.

Hat Gott das Kind zu sich genommen? begann nun der Greis.

Schröder schwieg. — Wohl ihm! Was in Sünden geboren ward, gehört dem Tode und nicht dem Leben an. Der Herr ist gerecht! —

Alter Mann, fiel ihm Schröder in die Rede: freveln Sie nicht! Ob Gott es zu sich genommen oder nicht, weiß nur er! —

Wie meinen Sie das? fragte der Alte erschrocken.

Lassen Sie mich schweigen! bat Schröder.

Reden Sie! sprach der Greis: füllen Sie den Becher bis zum Rande, ich will ihn standhaft leeren. — Reden Sie! besser, das Herz bricht und es ist vorbei, als sich langsam quälend zu enden. Ich bitte, reden Sie! ich fühle mich in diesem furchtbaren Augenblick so stark und kräftig, wie ich mich seit langer Zeit nicht fühlte; ich glaube, ich könnte das Schrecklichste ertragen.

Werther, theurer Mann! nahm nach kurzem Sinnen Schröder das Wort: hören Sie mich an, aber schenken Sie dann Ihrer Tochter Ihr Mitleid und fluchen Sie ihr nicht!

Ich höre! sagte der Alte mit dumpfem Gleichmuth, setzte sich wieder nieder und lauschte, die Hände gefaltet.

Die Unglückliche floh aus dem väterlichen Hause zu ihrem Verführer, begann Schröder: er verstieß sie. Da trieb es sie, ihre Schande zu bergen, fort; fern, fern von der Heimath wollte sie fliehen, aber ihr Schicksal übereilte sie. In einem nahen Walde ward sie Mutter. Sie drückte das Schmerzenskind an ihre Brust, schlummert, von der Natur überwältigt ein, erwacht, findet ihr Kind nicht, findet es nimmer!

Du strafst furchtbar, barmherziger Gott! sprach der Alte feierlich: vergib ihr, wie ich ihr vergebe. Du hast sie mir zurückgesendet; ich nehme sie auf an meine Vaterbrust, ich schließe sie wieder in mein Vaterherz, denn Gott ist ja dem Sünder gnädig, warum sollten es Menschen, warum sollte es ein Vater nicht sein!

Sie irrte nun, ihr Kind suchend, im Walde umher, berichtete Schröder weiter: und die Verzweiflung trieb sie rastlos fort. So traf ich sie vor der nur einige Stunden von hier liegenden Stadt; ich nahm sie mit mir, seit dreißig Jahren ist sie meine treue Hausgenossin, hat manches Leid, manche Freude mit mir getheilt und ist mir, dies Zeugniß kann ich ihr vor Gott geben, eine treue Freundin gewesen, welche durch gottgefälligen Wandel die Reu ihres Fehlers bewährt hat.

Ich danke Ihnen! sprach der Greis gerührt: Sie haben mein Kind in Ihr Haus aufgenommen und ihr dreißig Jahre wohlgethan. Der Herr wolle es Ihnen durch eine treue Lebensgefährtin lohnen! Ich vermag es nicht.

Er hat mich schon belohnt, nahm Schröder schnell die Gelegenheit wahr, den Alten von Wilhelmine abzulenken: ich habe sie in Marie Wagner gefunden.

So hat Gott Ihnen einen sanften Engel gesandt, der Sie mit seiner Palme in den Stunden der Schwüle fächeln und Ihnen in Ihrem Alter eine treue Stütze sein wird.

Auch Wilhelminen eine treue Freundin! sagte Schröder, unbedachter Weise, nur an seine Marie denkend.

Ach die Arme! wie konnt' ich sie nur einen Augenblick verlassen! rief der Vater aufspringend; ich muß zu ihr, muß zu meinem Kinde, ihr Trost zu bringen.

Schröder konnte ihn nicht zurückhalten und folgte ihm. Sie fanden Wilhelmine im Bette; ihre Schwester saß zu ihren Füßen; Erneſtine, auf welche ſie mit Wohlgefallen ihre Blicke heftete, hatte eine ihrer Hände an die Lippen gedrückt; der Sekretär stand in der Ferne. Der Vater nahte sich ihr. Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen! So sprach ich als ich Dich Unglückliche unter den Todten glaubte, der Name des Herrn sei gelobt, der Dich mir wieder gegeben hat! Beruhige Dich, mein Kind! Freudig drückte der Vater den verlornen Sohn an sein Herz, freudig schließe ich mein verlornes Kind in meine Arme. — Ich weiß Alles, Wilhelmine! fuhr er fort, als sie ihn unterbrechen wollte: dieser edle Mann hat mir schon Alles erzählt, ihm hast Du viel zu danken.

Alles, Alles hab' ich ihm zu danken, Vater! sprach sie bewegt: er hat mich vom Verderben gerettet, den heiligen Frieden wieder in meine Brust zurückgeführt und mich die Tugend üben gelehrt, welche Sie ihm so fest eingeprägt.

Ich? fragte der Alte erstaunt.

— Kennen Sie ihn nicht mehr? — Ach, Herr! nicht diesen ernsten, finstern Blick, ich muß es offenbaren — Kennen Sie Ernst Vaterlos nicht mehr, Vater!

Gerechter Gott! rief die Pfarrerin erbleichend, während der Alte seinen ehemaligen Schüler herzlich umarmte und Erneſtine neugierig herbeitrat, ihn, von dem sie so Manches gehört, recht genau zu betrachten.

Sein Sie mir willkommen, Ernst! trat jetzt die Pfarrerin, von ihrer Ueberraschung wieder erholt, zu ihm: sein Sie mir nach dreißigjähriger Trennung willkommen! Wir haben uns beide in dieser Zeit wohl sehr verändert und mit uns so manches Andere. Ich bin verblüht, und Sie haben sich männlich entfaltet. Erneſtine! sagte sie nun, ihre Wehmuth

zu unterdrücken: rufe den Vater, er wird sich mit mir freuen, Sie zu sehen, den ich so oft beweint, den er so oft betrauert hat.

Erneſtine ging und kam bald mit ihrem Vater zurück, der sich von Herzen freute, den Jugendfreund seiner Gattin zu sehen.

So wie nach einem Sturm die aufgeregten Wellen sich allmälig beruhigen, bis der klare blaue Himmel sich freundlich und versöhnt in der Fläche spiegelt, so war es auch jetzt in dem Hause des würdigen Pfarrers, wo Jeder die trüben Bilder der Vergangenheit entschleiert hatte und in der versöhnenden Gegenwart beglückt einen reinen Himmel in sich fühlte. Vergnügt, wie über ein gelungen vollendetes Werk, sah der Greis auf seinen wackern Zögling, mit Vaterliebe auf sein wiedergefundenes Kind. Schröder, so wollen wir ihn immer noch nennen, verplauderte schon eine Stunde mit der Pfarrerin, und wie eines lieben, erheiternden Spieles aus der Kinderzeit erinnerten sie sich der Tage ihrer unschuldigen Liebe, die wie ein freundlicher Morgentraum, den sie auch wachend noch fortgeträumt, nun verschwunden war. Ihr Gatte kam dem Jugendgespielen seiner Marie mit Herzlichkeit entgegen. Oft hatte das zufriedene, glückliche Ehepaar von ihm gesprochen, und der Gattin Liebe zu ihm war dem Manne kein Geheimniß geblieben; selbst der Sekretär und Erneſtine schienen sich heute recht glücklich zu fühlen. Dem gefallenen Engel waren durch des Vaters Milde die Himmelspforten wieder geöffnet. Wilhelmine fühlte dies ganz, und was jahrelanger Kampf nicht vermocht, das Herz, das Gemüth zu beruhigen, war diesem einen Tage gelungen; sie schien heiter und beruhigt. Laßt mich einen Augenblick mit meinem Herrn allein! bat sie jetzt, die eingetretene Stille unterbrechend: ich habe ihm so Manches zu sagen, ihm, der mir dreißig Jahre Herr und Freund war, muß ich die innerſten Gefühle meines Herzens vertrauen. — Man erfüllte sogleich ihren Wunsch und ließ sie allein.

Herr! sagte sie: da ich mich so glücklich fühle, möchte ich es auch gern ganz sein: deßhalb gewähren Sie mir zweierlei, warum ich Sie jetzt bitte: Erlauben Sie erſtens, daß ich in meinen frühern Verhältnissen ferner in Ihrem Hause bleibe. Ich kann Ihrer künftigen Frau durch Rath und That nützlich sein und mein beruhigtes Gemüth wird Ihnen nicht mehr durch Heftigkeit und Klagen beschwerlich fallen; ich habe ja nur noch einen Wunsch, eine Sehnsucht, die mich seit heute stärker als je erfaßt, denn der Mensch ist ein ungenügsames Wesen, und dieſer Eine kann nur jenseit erfüllt werden.

Und welche Sehnsucht? fragte er.

Die Sehnsucht nach meinem Kinde! sprach sie mit heitrer Ruhe: Sehen Sie, lieber Herr! keine Thräne, keine Klage erpreßt sie mir; mein Lebensschiff schwimmt fortan auf stillem Meere, die Stürme sind vorüber und der Hafen der Ruhe ist so nahe. Darum laſſen Sie mich meine kurze Fahrt an Ihrer Seite beenden!

Und zieht es Sie nicht in das Vaterhaus zurück? fragte er.

Nein! erwiderte sie und ihre Stimme zitterte: dort wandelt meine Schwester, eine Reine; und ich! — Nein, hier würde ich mich beengt, niedergebeugt fühlen. Wenn der Vater zu seiner Gemeinde vermahnend spräche, würden es mir Donnerworte sein; wenn meine Schwester ihre Tochter warnte, würde ich glauben, es sei mir ein bittrer Vorwurf. Heute drückt man schonend die Wiedergefundene an die Brust und freut sich ihrer Rückkehr, morgen vielleicht würde man die Gefallene nur noch aus Mitleid dulden. Lassen Sie mich in Ihrem Hause, wo mir das Vertrauen zu Gott wieder wurde, auch das Vertrauen zu den Menschen erlangen.

Wie Sie es wünschen; Wilhelmine! beruhigte er sie.

Dann, sprach sie stockend: gehen Sie zu ihm, zu dem Finanzrath mein' ich, sagen Sie ihm, daß die Verstoßene mit ihm unter einem Dache wohnt und daß sie ihm vergebe. Ich habe versöhnende Herzen gefunden, auch er soll ein versöhnendes in mir finden. Machen Sie ihn mit dem Schicksal seines Kindes bekannt; er wird sich freuen, daß Gott sich des Unglücklichen erbarmte, für das er kein Erbarmen hatte, und sagen Sie ihm, wenn er noch irgend einen Funken Mitleid für mich fühle, solle er mich meiden, nie mich anreden und fern von mir beiben. Er hat sich von mir losgerissen; ich habe ihm vergeben, aber kein Band der Freundschaft, nicht einmal das des Wohlwollens kann uns vereinen!

Sie schwieg bei diesen Worten, und sank erschöpft zurück. Lieber Herr! sprach sie, als er ihr die Kissen höher rückte, mit leiser Stimme und sehr bewegt: Die Ruhe ist meinem Geiste, doch nicht meinem Herzen geworden. Die Schuld begleitet den Menschen bis zum Grabe, wenn sie auch endlich nur noch leise mahnt. Ich bitte, lassen Sie mich noch heute nach der Stadt bringen; hier vernehm' ich ihren Schreckensruf zu laut.

Keine Bitte der Ihrigen konnte sie zum Bleiben bewegen. So matt sie war, fuhr sie doch am Abend in die Residenz zurück, wohin Erneſtine sie begleitete.

Sie erholte sich bald, und so fehlte nichts an dem häuslichen Glück Aller; denn Schröder hatte, um seinen Verlobungtag, den die Eltern gegen seinen und Mariens Wunsch feierlich begehen wollten, nicht zu trüben, seinem künftigen Schwiegervater über Wilhelminens Schicksal noch keine Aufklärung gegeben. Die Familie des Pfarrers hatte zu schweigen versprochen, und so ging Alles mit frohen Herzen diesem Tage entgegen. Denn nun konnte der Rath in seiner eleganten Wohnung bleiben, die Villa stand zu seiner Verfügung, und obgleich Euphrosine, seit kurzem durch so Manches mehr auf das Irdische zurückgeführt, nicht so ganz zufrieden war, daß ihre jüngere Schwester heirathete, so öffnete

sich ihr doch wieder durch die Verhältnisse ihres Schwagers eine Art irdischen Paradieses. Schröder und Marie waren glücklich; aus Beiden strömte die Wonne zwar nicht rauschend hervor, denn ein Händedruck, ein Blick, worin der Himmel lag, genügte ihnen, und die Ruhe, mit welcher sie ihr Glück genossen, konnte für so Manchen, der das Stillleben eines frommen Gemüthes nicht kannte, wohl auffallend sein. Schröder zagte, ob er auch ganz im Stande sei, einem Herzen, wie das Herz Mariens, zu genügen; seine Bescheidenheit ließ ihn seinen Werth nicht fühlen. Marie war stets gleichmüthig und einer jener ruhigen Charaktere gewesen, die bei Freud' und Leid sich zu mäßigen wissen. Ihre Ruhe, ihr Ernst, selbst ihre zuweilen verweinten Augen fielen Schröder nicht weiter auf, und wenn auch hier und da sein Mißtrauen rege werden wollte, unterdrückte er es schnell; denn ihm schien es natürlich, daß die Jungfrau von rechtem Nachdenken, von rein sittlichem Gefühl nur mit zagendem, bedächtigen Schritt ihren neuen Verhältnissen und einer ihr neuen Welt entgegen gehen könne.

Am Vorabend des Verlobungtages saß das Brautpaar in einer Jasminlaube der Villa, wo das Fest gefeiert werden sollte. Beide waren ernst; sie hatten über die Zukunft gesprochen, und statt sich von ihrer Einrichtung und dem Zirkel zu unterhalten, den sie um sich bilden wollten, hatten sie von ihren gegenseitigen Pflichten, von der Duldung ihrer Fehler gesprochen, sich treu gelobt, ihre Schwächen gegenseitig zu ertragen und das künftige Leben ernst betrachtet. Sie waren daher feierlich gestimmt. Die sinkende Sonne, das Scheiden des Tages verkündend, des letzten, an dem sie ungebunden und frei sich eine Welt nach ihren eigenen Wünschen schaffen konnten, mahnte sie an das Untergehen jeder Freude, jedes irdischen Glückes; da ergriff Schröder die Hand seiner Geliebten. Ich muß Dir doch einen Fehler nennen, liebe Marie, den ich mir selbst so gern verschweigen möchte und der mit meinem Charakter in so sonderbarem Widerspruch steht. Ich bin mißtrauisch. Entstand es aus meinen früheren Verhältnissen oder hat so manche spätere traurige Erfahrung es erst aufgeregt, ich weiß es nicht; nur so viel weiß ich, daß ich vergebens gegen diesen Dämon gekämpft und ihn noch nicht ganz habe besiegen können. Ich glaube zwar nicht, liebe Marie, daß er bei Dir je laut werden würde; sollte es aber sein, so schließe dadurch nicht auf mein Herz, nicht auf mein Zutrauen; ich weiß, Du zeigst Dich offen vor mir, Du verwahrst kein Geheimniß vor Deinem Ernst; rein, wie ein ungetrübter Spiegel ist Deine Seele, und Deine Liebe zu mir entsprang aus der Tiefe eines ungetheilten Herzens. Darum laß Dich, wenn dieser Dämon erwachen sollte, nicht irren; vertraue meinem Herzen!

Ein Geräusch, unfern der Laube störte ihn in seiner Rede. Es kommt jemand! Komm, liebe Marie! sprach er. Sie standen auf, und wollten eben aus der Laube treten, als der Sekretär vor ihnen stand.

Verzeihen Sie — ich suchte — sagte er verlegen.

Wen suchten Sie? fragte Schröder schnell. Ohne zu antworten, entfernte er sich eiligst.

Marie! begann jetzt Schröder erschrocken: was ist Dir? Du zitterst, Deine Kniee wanken, komm, setze Dich! — Wie konnte Dich der Anblick dieses Mannes so erschrecken? Rede, beruhige mich!

Statt Antwort sank Marie an seine Brust und weinte bitterlich. Rede, ich bitte Dich! bat Schröder, die Geliebte heftig an seine Brust drückend: Rede! — Sie schwieg. — Es lastet ein Geheimniß auf Dir; entdecke es mir und stieß' es mich auch aus meinem Himmel. Besser jetzt als später!

Zürne mir nicht, begann nun Marie, ihr Haupt von seiner Brust erhebend: zürne mir nicht, lieber Ernst! — Was kann das schwache Herz gegen den Eindruck, für den es empfänglich war.

Du brachtest der Dankbarkeit die Liebe zum Opfer, unterbrach er sie nicht ohne Heftigkeit und sein Auge erglühte.

Ja und nein! erwiderte sie gelassen: Höre mich, aber höre mich ruhig an, unterbrich mich nicht, störe mit Deinem ernsten Blick nicht mein Vertrauen zu Dir. Er nickte ihr freundlich zu; sie begann:

Ich sah in meiner Eltern Hause den jungen Mann zuweilen, der mich eben jetzt so erschreckte und mir ein Geständniß entlockt, das ich mir selbst kaum zu gestehen wagte. Sein Aeußeres gefiel mir gleich Anfangs; späterhin fiel mir sein bescheidenes, ernstes Wesen auf, das so ganz mit dem Betragen der übrigen Männer, die unser Haus besuchten, in Widerspruch war. Ich mußte ihn achten; ich fühlte, daß nur ein anspruchloses, still bescheidenes Mädchen einem solchen Manne gefallen könne, und ich bemühte mich, zu werden wie ich glaubte sein zu müssen, um seinem Herzen theuer zu werden. Der Stolz meiner Eltern, die Aussicht auf reiche Partieen für uns, worüber sie nur zu oft in unserer Gegenwart sprachen, selbst die öftere, vielleicht meinetwegen gethane Aeußerung meines Vaters, einem Mann in den Verhältnissen des Sekretärs würde er nie die Hand seiner Tochter geben, zeigten mir, daß meine keimende Neigung hoffnunglos und ich eine Thörin sei, sie länger zu nähren. Ich verbarg meine Empfindungen tief in meiner Brust; ich glaubte, saß ich nachdenkend bei der Arbeit, daß es dem festen Willen leicht werden würde, die nur keimenden, von keiner Gegenliebe genährten Empfindungen zu unterdrücken. Ich irrte; jeder Augenblick, wo ich ihn sah, machte mein Mühen fruchtlos; er blieb mir werth und theuer, und mir seine Achtung zu erwerben, der Zweck meines Lebens. Ich vermochte nichts über meine Empfindungen, als daß ich sie in mir verschließen, sie ihm und der Welt verbergen konnte; und trotz dem, daß er mich augenscheinlich meiner Schwester vorzog, daß er mir Wohlwollen, und ich könnte fast sagen, Verehrung zeigte, schwieg mein Mund, und ich kann Dir mit offener Stirn versichern, nicht ein Blick, nicht ein Wort hat ihm mein Herz verrathen.

Sie hielt inne; er sah mitleidvoll, doch nicht zürnend auf sie. Fahr' nur fort, Marie! bat er: fahr fort!

Du kamst in unser Haus, warst freundlich gegen mich, zogst die zurückgesetzte der begünstigten Schwester vor, und es that mir wohl, ein Herz zu finden, welches das meine zu verstehen schien. Worte und Blicke zeigten mir späterhin, daß ich Dir werth sei und ich begann, euch Beide zu vergleichen. Hier sprach die Vernunft, und das Herz widersprach nicht, aber schwieg; dort sprach das Herz und die Vernunft tadelte. — Ach, verzeih' meinem Geständniß, unterbrach sie sich: aber ich will mich Dir ganz zeigen, wie ich war, wie ich bin.

Thu' das, Marie! sagte er, sich beruhigend: es ist besser für uns Beide.

In dieser Zeit, wo Wilhelminens unvorsichtige Aeußerungen mir über Deine Neigung zu mir keinen Zweifel mehr ließen, wurde ich zu meiner Mutter gerufen, die mir unumwunden sagte, daß Du eine schickliche Partie für mich seist, mir Lehren gab, wie ich Dich noch mehr fesseln und Dich zu einer Erklärung bringen sollte. Mir selbst noch jetzt nicht klar, stand Dein Bild von diesem Augenblicke an trüber vor mir, sein Bild lebendiger. Du erschienst mir nur als der reiche Mann, er, der mich nicht begehrt hatte, als der Unglückliche, Verlassene. Dein ruhig freundliches Betragen, die Achtung, die ich Dir nicht versagen konnte, vielleicht das Romantische, was in der Sache lag und zu dem sich jedes Mädchen so gern neigt, ließ mich den Entschluß fassen, Dich zum Vertrauten meiner stillen Neigung zu machen und Dich um Deinen Rath, Deine Leitung zu bitten. Erinnerst Du Dich noch der Scene auf dem Balkon? Hier wollte ich Dir mein Herz öffnen, als ich plötzlich bemerkte, daß Du mich nicht verstandest; ich fürchtete, Du selbst könntest aus meiner Annäherung Hoffnung schöpfen und schwieg.

Sie hielt zagend inne, da sie ein schmerzhaftes Lächeln seinen Mund umziehen sah.

Fahre nur fort, Marie! sagte er freundlich: laß Dich durch nichts stören!

Gleich darauf, begann sie weiter: trat die unglückliche Katastrophe ein. Dein edles Benehmen, als meine Mutter mich Dir gewissermaßen antrug, erregte meine Bewunderung; ich sagte mir im Stillen, daß jedes tugendhafte Mädchen an Deiner Hand einer frohen Zukunft entgegen gehen müsse; ich fühlte von dem Augenblick an die Thorheit meines Herzens, und der Entschluß stand fest, wenn Du Dein Glück in meinem Besitze fändest, die Deine zu werden. Daß Du meine Eltern vom Verderben retteteſt, bestärkte mich noch mehr; zu der Achtung gesellte sich die Dankbarkeit; die tausend Beweise Deiner stillen, sich aufopfernden Liebe erweckten Gegenliebe, und mit freudigem Herzen führte ich ja selbst den entscheidenden Augenblick herbei.

Aber ganz wurde ich auch seitdem bei seinem Anblick nicht Herr meiner Empfindungen! fuhr sie erröthend fort, und ihre Stimme sank: Schon oft wollte ich Dich bitten, nach unserer Verheirathung von hier zu ziehn, oft Dir meine Schwäche entdecken; aber immer fürchtete ich, Deinen Frieden zu stören und Dich glauben zu machen, ich habe Dir mit meiner Hand ein Opfer gebracht; und so ist es nicht, bei Gott nicht! —

Heute, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort: erregte Dein Gespräch, das Geständniß Deines Mißtrauens, den Willen in mir, Dir noch heute, da Du noch frei bist und kein feierliches Versprechen Dich bindet, mein Herz aufzuschließen, als durch das Geräusch unser Gespräch abgebrochen wurde und sein Anblick mich so tief erschütterte. —

Haben also nicht Wort, nicht Blick ihm Deine Gefühle verrathen? fragte jetzt Schröder.

Keines, bei meiner Seligkeit! —

Schwöre nicht! unterbrach er sie schnell: oft verräth unwillkürlich ein Blick, was das Herz noch so fest zu verwahren glaubt und ich traue Deinen Worten zu gut, liebe Marie! als eines Schwurs zu bedürfen. Aber sage mir offen, glaubst Du, daß er Neigung für Dich fühlt?

Warum diese Frage? sagte sie ängstlich.

Ich thue sie nur aus guter Absicht, erwiderte er schnell: deßhalb beantworte sie mir.

Ich glaube überzeugt sein zu können, sagte sie nun hocherröthend: daß er mich achtet, mir wohl will, mich aber nicht liebt.

Woher glaubst Du das? fragte er weiter.

Das weibliche Herz fühlt dies nur zu gut, sagte sie stockend: es ist der sicherste, untrügliche Bürge.

Schröder stand jetzt vor ihr; sein Auge ruhte theilnehmend auf dem schönen Mädchen, welchem das, ihr Zartgefühl so sehr verletzende Geständniß Rosengluth auf ihre Wangen gehaucht hatte. Marie! sprach er dann, und der Ausdruck seines Gesichts sagte deutlich, daß er mit sich einig, ein Entschluß gefaßt sei: Marie! ich wollte nur Dein Glück; wie ich auch handeln werde, habe ich doch nur dies vor Augen. Dein Geständniß hat Deinen Werth in meinen Augen noch erhöht, denn wer seine Empfindungen so fest, so beharrlich in seine Brust verschließen kann, an dem können Leidenschaften keine feindliche Gewalt üben. Ich bedarf nur einen Augenblick der stillen Einsamkeit, um meine Gedanken zu ordnen, dann kehr' ich wieder zu Dir zurück. Er umarmte sie. Leb' wohl, Marie, Du meine liebe, gute Tochter! sprach er dann herzlich und verließ sie.

Meine liebe, gute Tochter! wiederholte sie kopfschüttelnd: so sprach er, und nicht meine liebe, gute Marie! Das erschreckt mich. Ich ahne — doch nein! wie könnte er glauben, daß jetzt noch, da ich seine Verlobte bin, mein Herz an jenem Manne hängen, meine Sehnsucht nach ihm verlangen könnte? Wie könnte er glauben, daß ich nach einem andern Glücke strebte

als nach dem, welches mich an seiner Seite erwartet? Ich glaube fast, es wäre besser gewesen, ich hätte geschwiegen! — Fort, hin zu ihm! Ehe die Sonne sich ganz hinter jene Berge senkt, muß er überzeugt sein, daß für mich nur an seiner Seite die Blume der Liebe blüht; fort! — Sie eilte aus der Laube, ihn aufzusuchen.

Aber wo er war, suchte sie ihn nicht. Er wollte nach der Pfarrwohnung; doch ehe er hingelangte, fand er bei der alten Linde sein Ziel, den Sekretär, der Jemand zu erwarten schien, sich deßhalb auf die Bank gesetzt hatte und seine Gedanken in den Sand niederschrieb. Schröder, heute gegen seine Gewohnheit heftig und leidenschaftlich, eilte auf ihn zu, und die gewohnte Besonnenheit in diesem Augenblick vergessend, rief er heftig: Herr Sekretär! gut, daß ich Sie hier finde, ein Wort!

Der Mann, vielleicht aus süßen Träumen geweckt, erschrak; doch ehe er sich besinnen konnte, fuhr Schröder fort: Ruht eine Neigung in Ihrem Herzen? Sein Sie offen; Ihr Glück, das Glück des Mädchens, vielleicht auch das meinige hängt davon ab.

Einen Augenblick war der Sekretär überrascht; dann erwiderte er mit freudig glühendem Blick: Wußte ich doch, daß Sie Theil an unserm Schicksal nehmen würden. Ja, ich liebe, schon seit einigen Jahren liebe ich das Mädchen; heute wollte ich mich Ihnen vertrauen, so hatten wir uns verabredet, aber bei Ihrem Anblick in der Laube verlor ich den Muth.

Verlieren Sie ihn nicht! sagte Schröder, und ein schmerzliches Lächeln umzog seinen Mund: vertrauen Sie mir! — Vielleicht schon morgen auf meinen Verlobungtag — doch! gehen Sie zu ihr, trösten, beruhigen Sie sie. Morgen früh erwarte ich Sie! Er eilte fort und ließ den Glücklichen freudetrunken zurück.

Verabredet hatten sie sich, sagte Schröder, als er, um den Vater aufzusuchen der Villa zuging: verabredet war Alles. Nun — doch nein, mein armes Herz! verliere den Glauben an die Menschen nicht; die Guten sind selten, aber doch noch auf dem Erdenraum. In dieser aufgeregten Stimmung trat er in das Zimmer des Raths, den er an einem Schreibtisch sitzend fand, wo er die morgende Tafel aufgezeichnet hatte, um jedem aus der Gesellschaft den gehörigen Platz zu geben. Er war in dieses wichtige Geschäft so vertieft, daß er Schröders Hereintreten kaum bemerkte. Helfen Sie mir, Herr Sohn! rief er als er ihn gewahrte: sagen Sie mir, wohin ich meinen alten, tauben Onkel placiren soll; meine Frau will ihn nicht neben sich, obgleich dies sein Platz wäre. Die Tante —

Lassen Sie das ruhen bis auf andre Zeit, Herr Rath! unterbrach ihn Schröder: es hat nicht solche Eile, da ich eben mit der Bitte zu Ihnen komme, den Verlobungtag aufzuschieben.

Mein Gott! weßhalb? fragte der Rath erschrocken.

Ich habe Gründe, welche die Erfüllung meines Wunsches nothwendig machen.

Und die sind? fragte der Rath empfindlich.

Erlauben Sie, daß ich sie für mich behalten darf.

Betreffen sie meine Tochter?

Ja und nein! erwiderte Schröder.

Der Rath, ohne weiter in ihn zu dringen, klingelte und sagte dann dem alten Diener Schröders, der eben hereintrat: Haben Sie die Güte, die Frau Räthin zu bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen. Sie werden verzeihen, Herr Sohn, wandte er sich dann zu Schröder: daß ich meine Frau rufen lasse; vor ihr darf Ihr mir so auffallendes Benehmen kein Geheimniß bleiben, und die Mutter hat wohl ein Recht —

In diesem Augenblick trat die Finanzräthin herein. Mein Kind! sagte der Rath mit Unmuth: Herr Schröder wünscht den Tag der Verlobung aufzuschieben; die Gründe, weßhalb? findet er für gut zu verschweigen.

Auf wie lange wünschen Sie es? fragte die Räthin mit Ruhe.

Auf unbestimmte Zeit! erwiderte er: so lange, bis ich meine Anordnungen getroffen.

Alles ist bereit; die Verwandten, die Freunde sind geladen, es würde, es müßte Aufsehen erregen und meine Tochter kompromittiren. Sind Ihre Gründe nicht wichtig, so muß ich bitten, Ihren Wunsch aufzugeben; sind sie wichtig, sie mir mitzutheilen.

Haben Sie das Zutrauen zu mir, erwiderte Schröder ausweichend: daß ich nichts thun werde, was Ihrer Tochter nachtheilig sein könnte.

Ich glaube als Mutter das Recht zu haben, nach dem Grund einer Sache zu fragen, die für mein Kind nur nachtheilig sein kann! sagte die Räthin mit höflichem, aber bestimmten Tone: Sie sind ein zu offener, redlich denkender Mann, als daß Sie, unsre Verhältnisse berücksichtigend, bei einer so wichtigen Sache verlangen könnten, uns sollte Ihre Versicherung genügen und wir bei Ihrem Schweigen beruhigt sein. Ich fordre Sie als Mutter auf, zu reden, oder mir es nicht verargen, wenn ich Zweifel in die Redlichkeit Ihrer Absichten setze.

Schröder lächelte bei diesen heftig ausgesprochenen Worten. — Nun dann, haben Sie kein Zutrauen zu mir, so muß ich wohl sprechen. Marie liebt, liebte schon lange einen jungen, ihrer würdigen Mann.

Nicht möglich! unterbrach ihn die Mutter.

Sie glaubte, fuhr Schröder, ohne die Unterbrechung zu beachten fort: es Ihnen, sich selbst schuldig zu sein, diese Liebe zu unterdrücken; es ward ihr jedoch nur möglich, sie zu verbergen. Dankbarkeit, vielleicht auch Achtung für mich bestimmten sie, mir ihre Hand in dem Wahne zu reichen, sie sei Herrin ihrer Gefühle. Ein Zufall verrieth mir ihr Herz. —

Sie irren! fiel ihm die Mutter in die Rede, während der Vater immer gespannter wurde: Ihre Eifersucht ließ Sie Dinge sehen —

Ich sah nichts, erwiderte er gelassen: was ich weiß, sagte mir Marie selbst.

TAYLOR INST. OX

als nach dem, welches mich an seiner Seite erwartet? Ich glaube fast, es wäre besser gewesen, ich hätte geschwiegen! — Fort, hin zu ihm! Ehe die Sonne sich ganz hinter jene Berge senkt, muß er überzeugt sein, daß für mich nur an seiner Seite die Blume der Liebe blüht; fort! — Sie eilte aus der Laube, ihn aufzusuchen.

Aber wo er war, suchte sie ihn nicht. Er wollte nach der Pfarrwohnung; doch ehe er hingelangte, fand er bei der alten Linde sein Ziel, den Sekretär, der Jemand zu erwarten schien, sich deßhalb auf die Bank gesetzt hatte und seine Gedanken in den Sand niederschrieb. Schröder, heute gegen seine Gewohnheit heftig und leidenschaftlich, eilte auf ihn zu, und die gewohnte Besonnenheit in diesem Augenblick vergessend, rief er heftig: Herr Sekretär! gut, daß ich Sie hier finde, ein Wort!

Der Mann, vielleicht aus süßen Träumen geweckt, erschrak; doch ehe er sich besinnen konnte, fuhr Schröder fort: Ruht eine Neigung in Ihrem Herzen? Sein Sie offen; Ihr Glück, das Glück des Mädchens, vielleicht auch das meinige hängt davon ab.

Einen Augenblick war der Sekretär überrascht; dann erwiderte er mit freudig glühendem Blick: Wußte ich doch, daß Sie Theil an unserm Schicksal nehmen würden. Ja, ich liebe, schon seit einigen Jahren liebe ich das Mädchen; heute wollte ich mich Ihnen vertrauen, so hatten wir uns verabredet, aber bei Ihrem Anblick in der Laube verlor ich den Muth.

Verlieren Sie ihn nicht! sagte Schröder, und ein schmerzliches Lächeln umzog seinen Mund: vertrauen Sie mir! — Vielleicht schon morgen auf meinen Verlobungtag — doch! gehen Sie zu ihr, trösten, beruhigen Sie sie. Morgen früh erwarte ich Sie! Er eilte fort und ließ den Glücklichen freudetrunken zurück.

Verabredet hatten sie sich, sagte Schröder, als er, um den Vater aufzusuchen der Villa zuging: verabredet war Alles. Nun — doch nein, mein armes Herz! verliere den Glauben an die Menschen nicht; die Guten sind selten, aber doch noch auf dem Erdenraum. In dieser aufgeregten Stimmung trat er in das Zimmer des Raths, den er an einem Schreibtisch sitzend fand, wo er die morgende Tafel aufgezeichnet hatte, um jedem aus der Gesellschaft den gehörigen Platz zu geben. Er war in dieses wichtige Geschäft so vertieft, daß er Schröders Hereintreten kaum bemerkte. Helfen Sie mir, Herr Sohn! rief er als er ihn gewahrte: sagen Sie mir, wohin ich meinen alten, tauben Onkel placiren soll; meine Frau will ihn nicht neben sich, obgleich dies sein Platz wäre. Die Tante —

Lassen Sie das ruhen bis auf andre Zeit, Herr Rath! unterbrach ihn Schröder: es hat nicht solche Eile, da ich eben mit der Bitte zu Ihnen komme, den Verlobungtag aufzuschieben.

Mein Gott! weßhalb? fragte der Rath erschrocken.

Ich habe Gründe, welche die Erfüllung meines Wunsches nothwendig machen.

Und die sind? fragte der Rath empfindlich.

Erlauben Sie, daß ich sie für mich behalten darf.

Betreffen sie meine Tochter?

Ja und nein! erwiderte Schröder.

Der Rath, ohne weiter in ihn zu dringen, klingelte und sagte dann dem alten Diener Schröders, der eben hereintrat: Haben Sie die Güte, die Frau Räthin zu bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen. Sie werden verzeihen, Herr Sohn, wandte er sich dann zu Schröder: daß ich meine Frau rufen lasse; vor ihr darf Ihr mir so auffallendes Benehmen kein Geheimniß bleiben, und die Mutter hat wohl ein Recht —

In diesem Augenblick trat die Finanzräthin herein. Mein Kind! sagte der Rath mit Unmuth: Herr Schröder wünscht den Tag der Verlobung aufzuschieben; die Gründe, weßhalb? findet er für gut zu verschweigen.

Auf wie lange wünschen Sie es? fragte die Räthin mit Ruhe.

Auf unbestimmte Zeit! erwiderte er: so lange, bis ich meine Anordnungen getroffen.

Alles ist bereit; die Verwandten, die Freunde sind geladen, es würde, es müßte Aufsehen erregen und meine Tochter kompromittiren. Sind Ihre Gründe nicht wichtig, so muß ich bitten, Ihren Wunsch aufzugeben; sind sie wichtig, sie mir mitzutheilen.

Haben Sie das Zutrauen zu mir, erwiderte Schröder ausweichend: daß ich nichts thun werde, was Ihrer Tochter nachtheilig sein könnte.

Ich glaube als Mutter das Recht zu haben, nach dem Grund einer Sache zu fragen, die für mein Kind nur nachtheilig sein kann! sagte die Räthin mit höflichem, aber bestimmten Tone: Sie sind ein zu offener, redlich denkender Mann, als daß Sie, unsre Verhältnisse berücksichtigend, bei einer so wichtigen Sache verlangen könnten, uns sollte Ihre Versicherung genügen und wir bei Ihrem Schweigen beruhigt sein. Ich fordre Sie als Mutter auf, zu reden, oder mir es nicht verargen, wenn ich Zweifel in die Redlichkeit Ihrer Absichten setze.

Schröder lächelte bei diesen heftig ausgesprochenen Worten. — Nun dann, haben Sie kein Zutrauen zu mir, so muß ich wohl sprechen. Marie liebt, liebte schon lange einen jungen, ihrer würdigen Mann.

Nicht möglich! unterbrach ihn die Mutter.

Sie glaubte, fuhr Schröder, ohne die Unterbrechung zu beachten fort: es Ihnen, sich selbst schuldig zu sein, diese Liebe zu unterdrücken; es ward ihr jedoch nur möglich, sie zu verbergen. Dankbarkeit, vielleicht auch Achtung für mich bestimmten sie, mir ihre Hand in dem Wahne zu reichen, sie sei Herrin ihrer Gefühle. Ein Zufall verrieth mir ihr Herz. —

Sie irren! fiel ihm die Mutter in die Rede, während der Vater immer gespannter wurde: Ihre Eifersucht ließ Sie Dinge sehen —

Ich sah nichts, erwiderte er gelassen: was ich weiß, sagte mir Marie selbst.

TAYLOR INST. OXF

Die Elende! fuhr die Mutter auf.

Hören Sie mich ruhig an, ehe Sie verdammen! bat Schröder, und fuhr dann fort: Ich warb um Ihrer Tochter Hand, weil ich dadurch ihr, weil ich mein Glück zu begründen hoffte. Beides könnte ich nun unter diesen Umständen nur erreichen, wenn ich die Verbindung auflöse.

Herr Schröder! rief die Mutter heftig.

Ich nehme Marie, fuhr er fort: an Kindesstatt an, und Sie, werthe Eltern meines Pflegkindes, versagen ihr die Einwilligung zu der Heirath mit dem jungen Manne nicht. Für diesen Fall gebe ich Ihnen das Haus in der Residenz ohne Kaufpreis zurück, und Marien wird dereinst mein ganzes Vermögen.

Dieser Vorschlag schien der Mutter nicht ganz zu mißfallen; sie gab es ihm und ihrem Manne deutlich zu verstehen.

Ehe wir uns erklären, nahm jetzt der Vater das Wort, dem Schröders Vorschlag bei weitem nicht so angenehm dünkte als der Mutter: so müssen wir doch erst wissen, wen Marie liebt. Ich gestehe offen, daß ich unter allen jungen Männern keinen kenne, zu dem mein Kind irgend eine Neigung gezeigt hätte.

Sie liebt den Sekretär Wald, den Sie, Herr Rath! zu achten, zu schätzen scheinen. Das Gesicht der Mutter verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. Den Sekretär? sagte sie spöttisch: eine wünschenswerthe Partie!

Liebe Frau! unterbrach sie ihr Gatte, der bleich wie der Tod sich an den Sessel hielt: ich habe über diese Angelegenheit mit dem Herrn allein zu reden; verlaß uns einen Augenblick!

Weßhalb? fragte sie aufgeregt: Soll ich keine Stimme haben, wenn es das Schicksal meines Kindes betrifft?

Der Sekretär Wald wird nicht Dein Schwiegersohn, dessen kannst Du gewiß sein; aber geh! sagte er dann in barschem Ton. So selten die Räthin diesen Ton vernahm, so wußte sie doch, wie nachdrücklich und unwiderruflich er war; sie gehorchte und ging.

Herr Schröder! nahm jetzt der Rath das Wort: Ich glaube, mein Benehmen wird Ihnen seit einiger Zeit gezeigt haben, daß sich seit der Zerrüttung meiner Vermögensumstände meine Lebensansichten in Manchem geändert, so geändert haben, daß ich einen jungen Mann, den ich liebe und schätze, und wenn er auch nur ein Sekretär ist, nicht zu schlecht zum Gatten meines Kindes halte, besonders da sie meine Tochter adoptiren, und so ihr Glück gründen wollen; auch gestehe ich, würde Ihr freigebiges Anerbieten, mich wieder in den Besitz meines Hauses zu setzen, so viel Reiz für mich haben, daß ich, wenn mich nicht wichtige Gründe daran hinderten, gern meine Einwilligung geben würde. So aber bestimmt mich ein Etwas, das ich mit bestem Willen nicht umgehen kann, ein Etwas, das nicht aus meinen Lebensansichten, nicht aus meinem Willen entspringt: Ich muß mich feierlich gegen diese Partie erklären!

Und können Sie so wenig das Glück Ihres Kindes beachten? sagte Schröder mit Unmuth: Ich opfere mein Glück für das Wohl Mariens, und Sie —

Liebt er meine Tochter oder ist es nur eine thörige Neigung von ihrer Seite? fragte der Rath.

Schon seit mehren Jahren bestehet dies heimliche Verhältniß.

Gerechter Gott! rief der Rath —

Was erschüttert Sie so sehr? fragte Schröder erstaunt.

Ist das Ihr unabänderlicher Wille, die Verbindung mit meiner Tochter aufzulösen? begann nach reiflichem Nachdenken der Rath.

Da ich ihr Glück nur dadurch befestigen kann, ja! erwiderte Jener.

So muß ich Marie noch morgen entfernen! sagte der Rath finster. Ich muß, Herr! rief er in einer Art Verzweiflung, als Schröder, ihn zu besänftigen, den Aufgebrachten unterbrechen wollte. Kein Wort weiter! Jedes prallt an der eisernen Nothwendigkeit ab und ist mithin überflüssig!

So muß auch ich meine Maßregeln treffen! sagte Schröder, der durch die Heftigkeit des Raths seine Ruhe wieder gewonnen hatte und ging.

Er eilte nach Wilhelminens Zimmer, und unterrichtete diese von dem Vorgefallenen. So schmerzhaft es ihr auch war, so viel Thränen es ihr auch kostete, das schöne Gebäude ihrer Hoffnungen auf einmal zertrümmert zu sehen, so glaubte sie doch selbst, daß er unter diesen Umständen Marien entsagen müsse. Daß er sie aber an Kindesstatt annehmen und ihr auf diese Art sein ganzes Vermögen zuwenden wolle, tadelte sie. Denken Sie doch auch an die arme Euphrosine, denken Sie an Ernestine, die wohl, ihrer Mutter wegen ein Plätzchen in Ihrem Herzen haben sollte. Aber er antwortete nicht hierauf, sondern überraschte sie durch eine sonderbare Bitte.

Sie wissen, begann er: daß ich bisher Ihren Wunsch, den Rath von Allem zu unterrichten, noch nicht erfüllt habe. Jetzt bitte ich, es selbst zu thun.

Ich? fuhr Wilhelmine heftig auf; doch sagte sie schnell und beruhigter: Fahren Sie nur fort, lieber Herr!

Gehen Sie zu ihm, erschüttern Sie ihn, rühren Sie sein Herz, und zum Preis der Versöhnung und Ihrer Verschwiegenheit verlangen Sie seine Einwilligung. Ich weiß, wie schwer Ihnen der Schritt werden wird; Sie wissen aber auch, wie schmerzlich es mir sein würde, Schuld an Mariens Unglück zu sein, welche durch diesen Vorfall die Liebe ihrer Eltern, die Achtung der Welt verlieren würde. Habe ich Ihnen je Gutes gethan, fuhr er fort, da er sie ungewiß sah: so haben Sie jetzt Gelegenheit, mir Alles zu lohnen.

Die Elende! fuhr die Mutter auf.

Hören Sie mich ruhig an, ehe Sie verdammen! bat Schröder, und fuhr dann fort: Ich warb um Ihrer Tochter Hand, weil ich dadurch ihr, weil ich mein Glück zu begründen hoffte. Beides könnte ich nun unter diesen Umständen nur erreichen, wenn ich die Verbindung auflöse.

Herr Schröder! rief die Mutter heftig.

Ich nehme Marie, fuhr er fort: an Kindesstatt an, und Sie, werthe Eltern meines Pflegkindes, versagen ihr die Einwilligung zu der Heirath mit dem jungen Manne nicht. Für diesen Fall gebe ich Ihnen das Haus in der Residenz ohne Kaufpreis zurück, und Marien wird dereinst mein ganzes Vermögen.

Dieser Vorschlag schien der Mutter nicht ganz zu mißfallen; sie gab es ihm und ihrem Manne deutlich zu verstehen.

Ehe wir uns erklären, nahm jetzt der Vater das Wort, dem Schröders Vorschlag bei weitem nicht so angenehm dünkte als der Mutter: so müssen wir doch erst wissen, wen Marie liebt. Ich gestehe offen, daß ich unter allen jungen Männern keinen kenne, zu dem mein Kind irgend eine Neigung gezeigt hätte.

Sie liebt den Sekretär Wald, den Sie, Herr Rath! zu achten, zu schätzen scheinen. Das Gesicht der Mutter verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. Den Sekretär? sagte sie spöttisch: eine wünschenswerthe Partie!

Liebe Frau! unterbrach sie ihr Gatte, der bleich wie der Tod sich an den Sessel hielt: ich habe über diese Angelegenheit mit dem Herrn allein zu reden; verlaß uns einen Augenblick!

Weßhalb? fragte sie aufgeregt: Soll ich keine Stimme haben, wenn es das Schicksal meines Kindes betrifft?

Der Sekretär Wald wird nicht Dein Schwiegersohn, dessen kannst Du gewiß sein; aber geh! sagte er dann in barschem Ton. So selten die Räthin diesen Ton vernahm, so wußte sie doch, wie nachdrücklich und unwiderruflich er war; sie gehorchte und ging.

Herr Schröder! nahm jetzt der Rath das Wort: Ich glaube, mein Benehmen wird Ihnen seit einiger Zeit gezeigt haben, daß sich seit der Zerrüttung meiner Vermögensumstände meine Lebensansichten in Manchem geändert, so geändert haben, daß ich einen jungen Mann, den ich liebe und schätze, und wenn er auch nur ein Sekretär ist, nicht zu schlecht zum Gatten meines Kindes halte, besonders da sie meine Tochter adoptiren, und so ihr Glück gründen wollen; auch gestehe ich, würde Ihr freigebiges Anerbieten, mich wieder in den Besitz meines Hauses zu setzen, so viel Reiz für mich haben, daß ich, wenn mich nicht wichtige Gründe daran hinderten, gern meine Einwilligung geben würde. So aber bestimmt mich ein Etwas, das ich mit bestem Willen nicht umgehen kann, ein Etwas, das nicht aus meinen Lebensansichten, nicht aus meinem Willen entspringt: Ich muß mich feierlich gegen diese Partie erklären!

Und können Sie so wenig das Glück Ihres Kindes beachten? sagte Schröder mit Unmuth: Ich opfere mein Glück für das Wohl Mariens, und Sie —

Liebt er meine Tochter oder ist es nur eine thörige Neigung von ihrer Seite? fragte der Rath.

Schon seit mehren Jahren bestehet dies heimliche Verhältniß.

Gerechter Gott! rief der Rath —

Was erschüttert Sie so sehr? fragte Schröder erstaunt.

Ist das Ihr unabänderlicher Wille, die Verbindung mit meiner Tochter aufzulösen? begann nach reiflichem Nachdenken der Rath.

Da ich ihr Glück nur dadurch befestigen kann, ja! erwiderte Jener.

So muß ich Marie noch morgen entfernen! sagte der Rath finster. Ich muß, Herr! rief er in einer Art Verzweiflung, als Schröder, ihn zu besänftigen, den Aufgebrachten unterbrechen wollte. Kein Wort weiter! Jedes prallt an der eisernen Nothwendigkeit ab und ist mithin überflüssig!

So muß auch ich meine Maßregeln treffen! sagte Schröder, der durch die Heftigkeit des Raths seine Ruhe wieder gewonnen hatte und ging.

Er eilte nach Wilhelminens Zimmer, und unterrichtete diese von dem Vorgefallenen. So schmerzhaft es ihr auch war, so viel Thränen es ihr auch kostete, das schöne Gebäude ihrer Hoffnungen auf einmal zertrümmert zu sehen, so glaubte sie doch selbst, daß er unter diesen Umständen Marien entsagen müsse. Daß er sie aber an Kindesstatt annehmen und ihr auf diese Art sein ganzes Vermögen zuwenden wolle, tadelte sie. Denken Sie doch auch an die arme Euphrosine, denken Sie an Erneſtine, die wohl, ihrer Mutter wegen ein Plätzchen in Ihrem Herzen haben sollte. Aber er antwortete nicht hierauf, sondern überraschte sie durch eine sonderbare Bitte.

Sie wissen, begann er: daß ich bisher Ihren Wunsch, den Rath von Allem zu unterrichten, noch nicht erfüllt habe. Jetzt bitte ich, es selbst zu thun.

Ich? fuhr Wilhelmine heftig auf; doch sagte sie schnell und beruhigter: Fahren Sie nur fort, lieber Herr!

Gehen Sie zu ihm, erschüttern Sie ihn, rühren Sie sein Herz, und zum Preis der Versöhnung und Ihrer Verschwiegenheit verlangen Sie seine Einwilligung. Ich weiß, wie schwer Ihnen der Schritt werden wird; Sie wissen aber auch, wie schmerzlich es mir sein würde, Schuld an Mariens Unglück zu sein, welche durch diesen Vorfall die Liebe ihrer Eltern, die Achtung der Welt verlieren würde. Habe ich Ihnen je Gutes gethan, fuhr er fort, da er sie ungewiß sah: so haben Sie jetzt Gelegenheit, mir Alles zu lohnen.

Ich gehe, sagte Wilhelmine gerührt: ich gehe, und sollte auch mein Herz brechen. Schröder reichte ihr dankend die Hand und verließ sie.

Während er Marie aufsuchte, trat Wilhelmine unangemeldet in das Zimmer des Rathes, der nicht wenig über diesen unerwarteten Besuch überrascht war.

Herr Rath! begann sie scheu, als sie in furchtbarer Bewegung, die sie zu bekämpfen strebte, hereintrat: Sie haben, dem Wunsche meines Herrn entgegen, Ihre Einwilligung zu der Verbindung mit dem Sekretär und Ihrer Tochter versagt, haben so schnell vergessen, was Sie dem edlen Manne schuldig waren. Ich komme, Sie daran zu erinnern, fuhr sie zitternd fort: und Sie zu bitten, das Glück der Liebenden nicht zu zerstören und gegen meinen Herrn sich dankbarer zu beweisen.

Madam! unterbrach sie der Rath: ich finde es anmaßend und unbescheiden, daß Sie sich in meine häuslichen Angelegenheiten mischen, Sie, die Sie mir eine ganz fremde Person sind.

Bei diesen mit Geringschätzung gesprochenen Worten kehrte Kraft und Muth in Wilhelmine zurück. — Aus der gebeugten Stellung, in welcher sie bebend vor ihm gestanden, erhob sie sich und trat dem Erstaunten stolz entgegen. Bin ich Ihnen, Herr Rath, wirklich eine so fremde Person? Hat Ihr Gifthauch mich so ganz entstellt, daß auch kein Zug, kein leiser Zug Ihr Gewissen wecken könnte? Kennen Sie Wilhelmine, die Tochter des alten Mannes da drüben, die Sie aus diesem Zimmer in's Elend stießen, der Verzweiflung preisgaben — kennen Sie sie wirklich nicht mehr?

Erbleicht und zitternd stand der Rath vor ihr. — Sie, Sie sind Wilhelmine, die längst todtgeglaubte Wilhelmine?

Die bin ich, noch lebend am Körper, aber ertödtet am Gemüth! Die Rosen sind verblüht, der Gram hat den Kelch zernagt, die Zeit ist mit schwerem, langsamen Fluge über die Unglückliche hingerollt und hat ein verwelktes Blatt nach dem andern mit sich genommen; aber die Schuld, die ewig drückende Schuld hat sie nicht verwischt; sie liegt zentnerschwer noch immer auf meiner Brust und steht mit unvertilgbaren, grellen Zügen auf Ihrem bleichen, verzerrten Antlitz geschrieben.

Ich komme nicht, mit Ihnen zu rechten; fuhr sie weicher gestimmt fort: hätte mich nicht die Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter zu Ihnen geführt, meine Lippen hätten Ihnen meinen Namen nie genannt. Ich komme, Ihnen Vergebung und Stillschweigen zu bieten; der Preis dafür sei Ihre Einwilligung zu Mariens Glück.

Wilhelmine! sagte der Rath, nachdem sein Auge lange mit Theilnahme auf der Leidensgestalt der ehemals so Blühenden geruht hatte: Sie haben mich erschüttert, mir eine Zeit zurückgerufen, die ich gern aus meinem Gedächtniß für immer verwischt hätte. Ich habe unrecht an Ihnen gehandelt; doch bin ich nicht so strafbar, wie Sie glauben. Was kann

ich jetzt für Sie thun? Reden Sie! es soll geschehen, ich will gern gut machen, wenn ich es vermag; nur stören Sie meinen häuslichen Frieden nicht und entehren Sie sich nicht selbst durch ein rachsüchtiges Verbreiten unserer frühern Verhältnisse.

Habe ich Ihnen nicht schon das Opfer genannt, welches Sie mir bringen sollen? erwiderte sie.

Das ist unmöglich! rief er außer sich.

So schwöre ich Ihnen —

Halten Sie ein! bat er. Es ist unmöglich! rief er dann in der höchsten Verzweiflung: der Sekretär Wald — ist unser Kind!

Bei diesen Worten stürzte Wilhelmine nach der Thür, aber ehe sie sie erreichte, sank sie bewußtlos nieder.

Während der Rath beschäftigt war, die Ohnmächtige zum Leben zurückzubringen, suchte Schröder Marie vergebens. Endlich erfuhr er, sie sei dem Pfarrhause zugegangen. Als er dorthin eilte, kam ihm Ernestine entgegen gesprungen. Haben Sie Marie nicht gesehen? rief er ihr schon von weitem zu.

Nein, edler Mann! erwiderte das Mädchen. Aber Dank, innigen Dank! rief sie, ihm um den Hals fallend und ihn mit Küssen bedeckend: innigen Dank, daß Sie sich unser annehmen, unser Glück befördern wollen.

Lassen Sie mich, Ernestine! sagte er, sie abwehrend, mit Unmuth: hier muß ein Irrthum stattfinden! Gern will ich Ihr Glück befördern, nur wüßt' ich in diesem Augenblick nicht, wie?

Das wissen Sie nicht? rief das Mädchen traurig und vor Schröder ihr Auge senkend: Nun, so hat er mich betrogen! — aber nein, nein! Das ist unmöglich!

Von wem reden Sie? fragte Schröder gespannt.

Von ihm — vom Sekretär Wald! sprach sie leise und stockend: Er sagte mir, daß Sie unsere Liebe begünstigen wollten. — Ich bin ein armes Mädchen, auch er ist arm, und der Vater will deßhalb nicht einwilligen. — Da hofften wir —

Sie lieben den Sekretär? — er liebt Sie? fragte Schröder erstaunt.

Nun ja! erwiderte das Mädchen, halb ungeduldig: Sie wußten es ja schon, ehe er es Ihnen vertraute.

Armes Mädchen! murmelte er vor sich hin, ließ die Unglückliche trostlos stehen und ging der Villa zu.

Vergebens suchte er dort Marie; sie war nirgend. Niemand wollte sie gesehen haben, und schon begann es zu dämmern. Endlich trieb es ihn nach ihrer Lieblingslaube, wo erst vor wenigen Stunden seiner Hoffnung Stern untergegangen war. Dort fand er sie, vor der Laube sitzend, wo

der letzte Wiederschein der Abendröthe sie wie mit einem Heiligenschein umstrahlend, ihm ihr thränenfeuchtes Auge zeigte. Marie! rief er der ihm Entgegeneilenden zu: arme Tochter! wohl hast Du recht, Thränen zu vergießen; ich kehre hoffnunglos zurück — Liebe kann Dich nicht beglücken!

Nicht? rief sie außer sich, und lehnte ihr gesenktes, bleiches Haupt, gleich einer geknickten Lilie an seine Brust: Soll denn das, was in der Vergangenheit keimte, was ich so sorgsam in meine Brust verschloß, soll das mein ganzes Lebensglück untergraben? soll eine Empfindung, weil ich sie vergebens bekämpfte, den schönen Traum einer heitern Zukunft stören?

Ich kann nicht helfen, kann nur mit Dir weinen! sprach er gerührt: Er liebt eine Andere, liebt Ernestine.

Er liebt eine Andere! rief sie freudig aus: Gottlob! — Nun kann ich dir danken, Vater im Himmel! sprach sie, die Hände faltend: kann dir danken, da ich ihn beglückt weiß, kann dir danken, daß du mir die Bahn geebnet und mir die Kraft gegeben hast, auch den leisesten Gedanken zu unterdrücken, und meinem eignen Herzen die Ueberzeugung verliehen hast, daß nur sein Bild, das Bild des edelsten Mannes in meinem Herzen steht, daß ich ihn liebe von ganzer Seele, mit aller Gluth der ersten, reinen Liebe. Ja, theurer Mann! sprach sie, sich zu Schröder wendend: jetzt nach einer ernsten Prüfung darf ich Dir mit ganz ungetheiltem Herzen nahn. Nur Du, nur Dein Bild steht hier; es bedarf keines Kampfes gegen die thörige Neigung früherer Jahre. Mit freudigem Herzen vernahm ich die Nachricht seines Glücks, mit freudigem Herzen darf ich Dir sagen: Makellos, von inniger Liebe zu Dir erglüht, steht Deine Marie vor Dir und weiht sich Dir zum ewigen, unzertrennlichen Bunde.

Schröder überraschte das Feuer, mit dem sie sprach; so hatte er sie noch nie gesehen. Erst jetzt fühlte er sein Glück ganz und schloß sie mit Inbrunst in seine Arme. Verkenne mich nicht, Marie! sprach er, sie an sein Herz drückend: Glaube nicht, Mißtrauen habe mich geleitet, Mißtrauen sei der Grund meiner Entsagung gewesen. O es ward mir so schwer, mich von Dir zu trennen, ich zweifelte aber stets, daß ich Dir werth sei. Ein Mann in meinen Jahren vermag nur noch kurze Zeit seiner Gattin das Leben zu versüßen; bald sieht sie sich an sein Krankenbett gebannt und Sorge und Angst sind ihr trauriges Loos. Ich fühlte überdies, daß mein Geist zu wenig Bildung für die große Welt habe, sah zugleich ein, daß mein Reichthum mich in ihren Strudel führen müsse und fürchtete dann, daß ich hier meinen Platz nicht ganz ausfüllen würde. Eine solche Stellung des Mannes muß der Gattin kränkend sein. Mit einem Wort, Marie! ich stellte Dich so hoch und mich so tief unter Dich, und bangte, daß mir so Manches, Dein Glück dauerhaft zu gründen, fehle. Da gestandest Du mir Deine stille Neigung; mit blutendem Herzen wollte ich

Dir das Opfer bringen, der Himmel aber beschloß es anders. Und so drücke ich denn meine Verlobte mit doppelter Liebe wieder an mein Herz, da mir nun das Vertrauen ward, daß auch Du mich von ganzer Seele liebst, und ich danke der Vorsehung, die Alles so weislich leitete.

Unverholen brach jetzt die lange verhaltene Flamme aus Marien hervor, und die Liebe hauchte ihren unvergänglichen Rosenduft über des Mädchens bleiche Wangen, den sonst nur die holde Verlegenheit zu hauchen vermochte.

Schröder erzählte ihr nun auf dem Heimwege alles, was indessen vorgefallen war, und wie der Vater ihm halsstarrig seine Einwilligung verweigerte; sagte ihr, daß er Wilhelmine an ihn abgeschickt, ohne jedoch deren Verhältniß zum Vater zu berühren, und malte ihr die Scene unter der großen Linde mit dem Sekretär, dann mit Ernestine. Doch hier unterbrach ihn Marie plötzlich. Lieber Schröder! sagte sie ernst: laß uns in's Pfarrhaus eilen, das Versehen gut zu machen. Wald könnte den Grund des Mißverständnisses ahnen und ich müßte vor ihm erröthen. Komm, beglücke auch die Armen, deren Hoffnung so bitter getäuscht wurde. Ich weiß aus Deinen frühern Mittheilungen, daß Du Ernestinen, der Mutter wegen, wohl willst. — Mache sie glücklich!

Sie bat nicht vergebens. Raschen Schrittes gingen sie, ohne zu ahnen was dort vorgefallen war, an der Villa vorüber, nach dem Pfarrhause. Hier fanden sie Alles still und ernst. Der Alte saß nachdenkend in seinem Sorgenstuhl, der Pfarrer schweigend neben dem Sekretär, der einen Brief schrieb, und Ernestinens Lockenkopf ruhte an der Mutter Brust.

Ich komme mit meiner Verlobten noch so spät, ein Fürwort für ein Paar Liebende zu sprechen, begann Schröder im Eintreten: das Herz zweier Betrübten zu erheben und vielleicht den ernsten Kreis, den ich hier um mich sehe, zu beleben. Kann ein jährlicher Zuschuß von 600 Rthlr. zu Ihrem Gehalt, Herr Sekretär, Sie in die Lage setzen, eine Frau zu ernähren, so hoffe ich, werden Ernestinens Eltern und auch mein würdiger Lehrer ihre Einwilligung zu einem Bunde geben, den Sie morgen mit mir zugleich schließen könnten.

Mit Ihnen kehrt die Freude wieder in mein Haus! erwiderte der Alte, die Hand nach seinem theuren Zögling streckend, während der Sekretär hinter dem Tisch hervorsprang, und Ernestine noch einmal an Schröders Hals hing und ihn dankend liebkos'te.

Wald nahte sich jetzt Marien. Fräulein! sagte er, wohl nicht ahnend, wie tief er sie vielleicht verwunde: Sie haben sich von jeher meiner so gütig in einem Hause angenommen, wo ich von so Manchen nur geduldet und nicht geliebt wurde; auch heute sind Sie gewiß der Engel gewesen, der mit Liebe sich des armen Verwais'ten angenommen hat. Meinen innigen Dank! Er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Wärme an seine

Lippen, und leise durchzuckte es Marie. Sie verdanken mir nichts, erwiderte sie besonnen, und ihr Auge wagte dem seinen zu begegnen: mein künftiger Gatte ist allein der Schöpfer Ihres Glücks!

Jetzt nahten sich die Liebenden dem Greis, den die Gemüthsbewegung, worin ihn dies Unerwartete gesetzt, bisher auf seinem Stuhl festgebannt hatte. Sie knieeten vor ihm nieder, Ernestinens Eltern traten ihnen zur Seite, und als der würdige Alte die Hände auf Beide gelegt, sprach er gerührt: Ernestine! der Segen Deiner Eltern begleite Dich auf Deinem Lebenswege und mein Segen Dich, Du lieber junger Mann, dem, elternlos der Segen des Greises genügen muß! In dem Augenblick, als er dies sprach, öffnete sich die Thür; der Rath und Wilhelmine traten herein. — Wo ist mein Sohn? rief die Mutter. Dort kniet er, sprach der Rath, und sie stürzte auf den Sekretär mit dem Ausruf: Mein Sohn, mein verlorner Sohn! zu, schloß den Erstaunten in ihre Arme und liebkos'te ihn unaufhaltsam.

Alle waren über diese Scene erstaunt. Ich bin Ihnen Erklärung schuldig, begann nun der Rath: und obgleich ich ein sträfliches Bekenntniß ablegen muß, will ich es doch gern vor Gott und Ihnen thun, und hoffe Verzeihung. Ich hatte Ihre Tochter verführt, sagte er mit Rührung: in ihrer Noth suchte sie Hülfe bei mir, ich stieß sie kaltblütig von mir, sie eilte verzweifelnd fort. Aber schon nach einigen Stunden mahnte mich mein Gewissen, ich fürchtete das Schrecklichste, die Vaterliebe erwachte. Ich schickte Wilhelminen einen mir ergebenen Diener mit dem Befehle nach, mir das Kind zu verschaffen, es koste was es wolle, und sollte er monatelang ihr nachreisen; nur die Mutter sollte er entfernt halten. Er fand bald ihre Spur, fand sie im Walde eingeschlafen, das Neugeborne an ihrer Brust; so konnte er es dem Mutterarm entreißen und es mir bringen. Ich nahm es freudig auf, ließ es warten und pflegen und habe wahrlich väterlich an Dir gehandelt, mein Sohn! Ueber die Entwickelung lassen Sie mich einen Schleier ziehen. Wilhelmine hat mir vergeben, auch Sie, würdiger Greis! werden nicht unversöhnlich sein.

Der Alte reichte ihm die Hand, der Sohn riß sich aus der Mutter Arm, den Vater zu begrüßen, und Ernestine trat schüchtern zu Wilhelmine. Tante! sagte sie verlegen: willst Du mir auch eine gütige Mutter sein? und Sie, Herr Finanzrath! sprach sie, seine Hand küssend: ein gütiger Vater? Schröder löst'te den Eltern das Räthsel; willig gaben auch sie ihren Segen und da Mariens und Schröders herzliches Benehmen dem Rath zeigte, daß auch hier Alles wieder im Gleise sei, so fehlte nichts an der allgemeinen Freude, besonders da Schröder es übernahm, der Räthin den neuen Stiefsohn auf solche Art vorzustellen, daß auch dies Gewitter bald vorüber zöge.

Am folgenden Abend wurde das doppelte Verlobungsfest gefeiert. Die Mutter war durch Schröders Geschenk, der einen Theil ihres ehemaligen Schmucks für sie zurückgekauft, über den neuen Sohn und die Schwiegertochter nicht ungehalten und hatte sogar in der Freude ihres Herzens erlaubt, daß der Rath den tauben Onkel neben sie setzen durfte. Der Greis hielt eine feierliche, herzergreifende Rede, deren Sinn nicht alle Anwesende verstanden und worin er Schröder den Namen „Ernst Vaterlos" gab, den dieser auch von diesem Augenblick an wieder führte. Alle waren heiter und vergnügt, selbst Euphrosine, die, wenn sie auch nicht den Himmel offen sah, doch aus dem Glück der Liebenden schloß, daß eine glückliche Ehe wohl auch ein Paradies sein könne, wenn nur zwei Engel sich treu vereint darin ein Hüttchen gebauet haben. Nur Wilhelmine war nicht heiter; sie blieb während der Mahlzeit still und in sich gekehrt, und manche Thräne träufelte in das Kelchglas, wenn sie es zum Gesundheittrinken an ihre Lippen setzen mußte.

Nach Tisch vermißte Schröder die Traurige, und eilte mit Marie, sie aufzusuchen. Sie fanden sie weinend auf ihrem Zimmer. Laßt mich in meiner Einsamkeit, bat sie; ich tauge nicht unter Euch Glückliche! — Mein Schuldbuch ist noch nicht vernichtet; hier, in meiner Brust liegt es aufgeschlagen und erst der ewige Richter wird Erbarmen haben, denn der innere ist unerbittlich. Selbst des Sohnes Anblick ruft mir dies Bewußtsein meiner Schuld herbei, und der Myrthenkranz, den ich schon in Deinen Locken zu sehen glaube, Marie, wird mir zur Dornenkrone, die ich um meine Schläfe gewunden fühle. Ach! die Schuld folgt bis zum Grabe — zerpflückt alle Kränze, die das neckende Schicksal beut und schüttet mit furchtbarem Lachen die zerpflückten über uns in das Grab.

Bis an ihr baldiges Ende trübte ihr das quälende Gewissen ihre Tage, die sie nicht bei ihrem Sohne, die sie bei Schröder verlebte. Erst wenige Tage, ehe sie heimging, drückte ihr der Engel, der sie abrief, die Friedenspalme an das Herz.

Schröder hatte sich in seinen Zweifeln geirrt. Noch im späten Alter beglückte er seine Marie, die treu ergeben ihm zur Seite stand. Fern von der großen Welt verlebten sie in dem Kreise der Kinder ihre Tage und fanden nur durch Wohlthun in ihrem Reichthum Glück. Sie bekräftigten von Neuem, daß auch die Erde ein Paradies sein kann, wenn man nur reinen Herzens auf ihr wandelt, und daß die treue Ausübung unsrer Pflichten eine sicherere Anweisung auf jene Welt gibt, als Bildung und Talente.

Der Rath hatte, kleine Rückfälle abgerechnet, aus seinem frühern Leben manche gute Lehren gezogen, und lebte fortan als thätiger Mann; nur die Räthin konnte der Welt nicht entsagen und schlürfte bis in's späte Alter aus dem Born der Eitelkeit.

Der reiche Landjunker hatte nach dem erhaltenen Korbe bei seinem jungen Geistlichen Unterricht im Vorlesen genommen; es wollte jedoch nicht so recht damit gehen. Da er aber von dem Verfall der Umstände des Raths hörte, und zufällig vernahm, wie viel weniger Talente Euphrosine jetzt von ihrem künftigen Gatten verlange, wagte er noch einmal sein Glück. Ohne Probelesen ward er angenommen, und soll späterhin unter Anleitung seiner schönen Frau es so weit gebracht haben, den Tasso ganz leidlich zu lesen und dafür seiner Gattin Geschmack an der Landwirthschaft beigebracht haben.

Wohl der Ueberbildeten, für die ihre Schönheit am Ende noch wirbt! Wehe ihren minder schönen Schwestern, die über dem Ueberirdischen das Irdische versäumen! Nicht alle Männer sind gutmüthige, gelehrige Landjunker.

Das Asyl am Kynast.

Es war eine schöne Sommernacht; der Mond schien hell, und ein warmer Lufthauch schaukelte das Laub der hohen Bäume im Mondstrahle hin und her, als eine Gruppe von Wanderern durch jenen Wald zog, welcher das Thal des Riesengebirges begrenzt, an dessen Seite der hohe Kynast seine grauen Thürme majestätisch emporhebt. Ein Mann, dem Greisenalter nahe, in der Tracht der Soldateska damaliger Zeit, saß zu Pferde. Beide, Roß und Reiter, trugen das Gepräge der Vergänglichkeit, beide, einst stattlich, zogen jetzt gebeugt der Straße entlang; der Reiter war am Kopfe verwundet, und wie es schien, schwer; das Roß hinkte bedeutend. Neben diesem schritt eine Jungfrau, deren Blüthe sich kaum entfaltet hatte. Ihr Anzug war ungeordnet, doch zeigte er Spuren von Reichthum. Sie sah theilnehmend und tröstend nach dem Reiter, der sie nicht beachtete und stier zwischen den Ohren seines Pferdes vor sich niederblickte. Auf der andern Seite leuchte ein alter Diener, seine Linke faßte sorgsam den Zügel des müden Thieres, damit ja das alte Streitroß auf dem steinigen Wege nicht strauchle. Eine Narbe, quer über dem Gesichte, entstellte seine Züge, und man wußte nicht, ob der Blick seines Auges gutmüthig oder listig unter den buschigen Augenbrauen hervorleuchtete.

Diesen Dreien weit voraus eilte ein sonderbares Wesen. In einen spanischen Mantel gehüllt, der jedoch bis über die Kniee reichte, ein kurzes, breites Jagdschwert fest unter den linken Arm gedrückt, einen Dolch an der Seite, schien es ein Mann zu sein; das flatternde Haar aber, das schwarzsammetne Baret mit seinen schwankenden, dunkeln Federn, der hoch aufstehende Spitzenkragen, die gewölbte Brust, die feinen Züge des Gesichtes verriethen das Weib. Ein Lied summend, schritt sie, die rechte Hand am Griffe ihres Dolches, rasch voran, zuweilen freundlich in die Mondscheibe, zuweilen düster auf die vorüberfliegenden Wolken blickend. Jetzt trat sie aus dem Walde; das Thal lag vor ihr, vor ihr hell erglänzte der Kynast im Mondenlicht. Ein lauter Schrei entfuhr ihr, wild rollte das Auge, die Rechte riß den zierlichen Dolch mit seiner Scheide aus dem Gürtel und streckte den Blinkenden der alten Veste entgegen. In dieser Stellung fanden sie die anderen Wanderer noch wie erstarrt. Sie hörte nicht ihr Nahen, sie hörte nicht des Dieners freundliches Mahnen: doch weiter zu schreiten; nicht des Alten heftigen Ausruf: Ha, der Kynast! —

Vorwärts, Jakobine! nur vorwärts! Was soll dies thörige Beginnen schon wieder? — Fest blieb sie in der nemlichen Stellung stehen, und als der Alte ergrimmt sein müdes Pferd antrieb, dessen Kopf die Schulter der Jungfrau unsanft berührte und sie von ihrem Platze schob, da rief sie zornig: Vater! dort ist der Kynast, dort! — Doch als ihr die kindliche Jungfrau nahte und „Jakobine!" sanft entgegen rief, da schmiegte sie sich an sie, und die Wilde lag in ihren Armen, barg ihr Gesicht an der Schwester Brust, und nach wenigen Augenblicken machten Thränen dem Schmerze Luft.

Herr! — sagte der Diener, und leitete das Roß wieder dem Walde zu, — laßt uns dort ein Stündchen weilen. Der Rappe ist müde, auch Ihr braucht Erholung, und Fräulein Jakobine — setzte er leise hinzu — den Bräutigamstraum.

Schweig! rief der Alte finster, doch ließ er sich willig von dem Diener nach dem Walde zurück leiten; auch Jakobine folgte der Schwester. Unter einer hohen Eiche, wo sie das Thal nicht mehr erblicken konnten, machte der Benarbte Halt, breitete seinen Mantel auf die Erde, legte ein kleines Felleisen zurecht und winkte der Jüngeren.

Leg' Dich zur Ruhe, liebe Schwester! — bat diese jetzt — der Schlaf wird Dich erquicken.

Und der Traum mich stärken! entgegnete Jakobine, und duldsam wie ein Kind folgte sie der jüngeren Schwester, legte sich auf den Mantel, hüllte sich in den ihrigen, und wie eine sorgsame Mutter den Säugling drückte sie das kurze Schwert mit ihrem linken Arme fest an die Brust, während die rechte Hand seinen Griff erfaßte

Auch der Verwundete hatte sich auf einen Baumstamm gesetzt, indeß Maria neben ihm knieete, den Becher mit Wein füllte, und ihn dem Vater reichte. Lange schien der Alte das Mädchen nicht zu beachten; sie knieete, den Becher empor haltend, in bittender Stellung neben ihm. Da rief Stephan, der Diener: Herr! nehmt den Trunk aus der Hand des Engels, Ihr bedürft Stärkung!

Der Vater blickte auf, ergriff den Becher, und die Linke segnend auf des Mädchens Stirn legend, hob er ihn hoch in die Höhe und sagte mit tiefer, furchtbarer Stimme, die Augen gen Himmel gerichtet: Gesündigt hab' ich viel und mancherlei! Mein Schuldbuch ist groß, Richter dort oben! Aber Deine Strafe ist fürchterlich, denn sie trifft auch die Unschuld! — Er faßte den gehobenen Becher mit beiden Händen, unwillkürlich falteten sie sich zum Gebete; es ward eine heilige Stille. Da stöhnte die Entschlafene ängstlich träumend, das stille Gebet war gestört. — Ich will dulden, Herr! — rief der Alte aus — dulden nach Deinem Willen und büßen!

Trinkt nur! — sagte Stephan, der unterdeß dem Rappen Hafer vorgebunden hatte. — Eßt einen Bissen Brod. — Auch Ihr, Fräulein Maria!

labt Euch — wir haben noch drei Stunden. Schon naht die Mitternacht, und recht viel wird wohl mein Weib daheim nicht haben, die hohen Gäste zu empfangen. Eßt, trinkt, und vor Allem vertrauet Gott!

Trinkt! — sagte der Vater jetzt mit sanftem Tone und reichte Maria den Becher — heilige mir den Wein! — Das Mädchen nippte, gab dem Vater den Becher zurück, und trat dann zu der Schlafenden. Lauschend beugte sie sich über Jakobine, setzte sich neben sie, bald schloffen sich auch ihre Augen, und die Ermattung bettete sie neben die schlummernde Schwester.

Stephan! — rief nun der Alte leise — binde den Rappen an einen Baum, und laß dorthin uns setzen, daß wir die Dirnen nicht stören; sie schlafen so sanft! Stephan, komm! Hast Du mich auch wieder in den Wald zurückgeführt, damit ich den Kynast nicht sehen sollte, schimmert er mir doch mahnend durch jene lichte Stelle entgegen, und ruft mir die vergangenen Zeiten, die vorangegangenen Freunde, und auch die falschen Daheimgebliebenen zurück. — Binde mir noch ein Tuch um den Kopf; die Wunde schmerzt mich! — Stephan band sorgsam noch ein Tuch um das greise Haupt und seufzte.

Deinen Seufzer versteh' ich, Alter! sagte der Verwundete — Du meinst es gut mit mir, treuer Leidengefährte! der nun in den Tagen der Noth den alten Herrn wieder aufsucht, um mit ihm seinen schmalen Brocken zu theilen. Wir sind jetzt so allein — die Kinder schlafen, niemand hört uns als Gott! Darum will ich Dir beichten!

Ach, lieber Herr! — fiel ihm der Diener in's Wort — reißt doch die alten Wunden nicht wieder auf. — Ich weiß ja Alles!

Der Verwundete lachte höhnisch — Alles wüßtest Du? Weiß ich doch selbst nicht Alles, und so oft ich in meinem Schuldbuche blättere, find' ich ein neues Blatt, eine neue blutige Schrift, und die Erinnerung tritt dann vor mich hin wie die Abendsonne vor dem Sturme, dunkelroth, gleich dem brennenden Magdeburg!

Herr! rief der Diener bittend, während jener mit beiden Händen sein Gesicht verbarg.

Höre mich, Alter, unterbrich meine Beichte nicht! sagte nun der Verwundete und sah unverwandt nach den lichten Stellen, aus denen der Kynast ihnen im Mondlicht entgegen dämmerte, während Stephan sich brummend auf dem Boden lagerte, um, wie es schien, aufmerksam zuzuhören.

Als ich in Memmingen angelangt war, und dem Wallenstein die erste Nachricht von seiner Absetzung in Regensburg gebracht hatte, schickte er mich zu seinen Freunden nach Schlesien. „Oberst Predaw!" rief er mir beim Abschiede mit dem herablassenden Tone nach, der ihm so manches Herz gewann, „sagt meinen Freunden, und besonders dem Schafgotsch, sie sollen sich ruhig verhalten; der Löwe schläft nur, er wird fürchterlich

erwachen! Ihr aber, Oberst! auf dessen Treue ich so fest baue, kehrt zu mir zurück, fechtet nicht unter dem Tilly, der Schwede wird ihn schon zu Paaren treiben; dann leuchtet von Neuem Wallensteins Stern!" — Ich kam mit der traurigen Botschaft auf dem Kynast an, fand dort meinen Freund Schafgotsch, fand Götz — Gott möge ihn verdammen! — fand seine Buben, sein Weib mit meinen mutterlosen Töchtern, die ich ihr anvertraut hatte. Da legte ich meine unglückliche Jakobine und die zarte Maria in Heinrich und Wilhelm Götz's Arme und segnete den Bund. — Der Fluch ist ihm gefolgt! Den Freunden glaubte ich meine Kinder anvertraut — meinen Feinden übergab ich sie. — Das waren die letzten Tage meines Glücks! — Mit dem Abschiedbecher trank ich seine letzte Neige. Mein unstetes Gemüth trieb mich wieder in das Krieggetümmel, ich zog zu Tylly — Siehst Du nicht die Flamme dort am Himmel?! rief er plötzlich aufspringend.

Es ist ja nur eine Wolke, die der Mond beleuchtet! sagte Stephan und schüttelte traurig den Kopf. — Der Oberst schwieg eine Weile, sah vor sich hin und ballte krampfhaft die Faust. — Nun höre, Alter, was ich bis jetzt Niemand vertraute und in meinen Busen verschloß — was ich mir selbst verbergen wollte, was aber immer, wie die leckende Flamme eines Kraters, aus meinem Innern hervorbrach! — Ich war der Erste mit meinen Wallonen, der durch die hohe Pforte in Magdeburg eindrang. Anfangs fanden wir hier wenig Widerstand; bald aber sammelten sich die Bürger, drangen auf uns ein, drängten uns zurück, die Reiterei kam uns zu Hülfe, und das Gefecht begann von Neuem. Da drang Pappenheim bis zu uns. „Wir werfen Feuer in die Häuser!" raunt' er mir zu, und mit teuflischer Freude rief ich in meiner tollen Wuth — ein heiliger Wahnsinn ergriff mich: „Sengt und brennt die Ketzerstadt nieder!" Und wie eine Legion Würgengel drangen meine Wallonen in die Häuser. Die Flamme loderte auf — ich gab das Zeichen, ich zündete die Mordfackel, welcher tausende folgten — ich bin der Zerstörer Magdeburgs!

Dort — sagte er dumpf vor sich hin — habe ich den rächenden Engel geweckt; er verfolgt mich furchtbar!

In der Schlacht von Leipzig — so fuhr er nach einer langen Pause beruhigter fort — wandt' das Glück mir zum ersten Male den Rücken. Am Lech ward mein Fuß gelähmt. Da ging Wallensteins Stern wieder auf — ich folgte ihm, stand mit ihm bei Nürnberg, floh mit ihm bei Lützen, und verband mich in Pilsen mit ihm gegen meinen Kaiser. Er fiel — ich floh — ward geächtet — meine Schlösser besetzt! Da schlich ich mich nach Mähren zu meinem Freunde Götz — des Freundes Thür ward mir verschlossen, dem Vater die Kinder verweigert. Ich sammle meine Diener; einige alte Kriegsgefährten versagen mir den Reiterdienst nicht, ich stürme die unbewachte Burg, und die Meinigen sind wieder in meiner Gewalt! — Immer freundlich, duldsam folgt mir Maria nach

Sachsen; widerspenstig, in sich gekehrt Jakobine. Dort stoße ich zu dem Heere Arnims; des braven Bitzthums Gattin übergebe ich meine Töchter, und mit dem Heere der Ketzer, racheschnaubend, ziehe ich nach Schlesien. In der Schlacht bei Liegnitz treffe ich auf Götz — schon habe ich ihn erreicht — ich drücke mein Pistol ab — es versagt. — Hörst Du nichts, Stephan? Mir war, als rief mich jemand!

I nun, — sagte der Diener — es war Fräulein Jakobine, sie rief ihren Bräutigam im Traume.

Ruf' ihn nur, ruf' ihn, Unglückliche! — sagte dumpf in sich gekehrt der Alte — ruf' ihn nur! — Du rufst vergebens!

Der hinterlistige Götz entkam! — fuhr er nun fort — Ueberall waren wir siegreich. Da sitze ich eines Tages in Ohlau auf meinem Zimmer, und fühle tief, wie doch ein Geächteter schon auf Erden die Hölle hat, und wie alle Freuden ihm schon hier wie Rauch vergehen. Da treten meine Kinder wie ein Paar tröstende Engel lebhaft vor meine Seele und schweben um mich, und der Lufthauch ihrer Flügel kühlt meine heiße Stirn. Doch plötzlich fährt wie vom Himmel eine Flamme und noch eine vor mir nieder; das Zimmer scheint zu erglühen, ich sehe das brennende Magdeburg vor mir, die Engel sind verschwunden, und durch Jammer und Angstgeschrei, durch Rauch und Flamme, die ich zu hören und zu sehen glaube, fliegt ein Jüngling auf mich zu und sinkt — in meine Arme. „Er ist nicht mehr!" schreit er auf, „in Regensburg haben sie ihn enthauptet!" — Nun, so wisch die Thräne nicht aus dem Auge, alter Narr! unterbrach der Oberst seine Erzählung, nahm das Tuch von der Wunde und trocknete die eigene Thräne.

Der brave Schafgotsch fiel auf dem Schaffot — warum hatte er seinen Kaiser und Herrn auch verlassen! — Und sieh' — und der Alte hob sich langsam von dem Eichenstamme — als noch der Jüngling in meinen Armen lag, trat Bitzthum in mein Zimmer; sein Gesicht war ernst und Unheil verkündend. „Eile nach Sachsen!" rief er mir entgegen, rette Deine Maria, wenn es noch Zeit ist — Jakobine ist verschwunden!"

Lieber Herr! — unterbrach ihn Stephan — ich weiß ja schon Alles; quält Euch doch nicht selbst!

Doch der Oberst fuhr fort, ohne auf ihn zu achten. — Wenn der verwundete Löwe, fern von heimathlicher Höhle, kraftlos, ohnmächtig daliegt, der Tiger ihm naht, die wehrlosen Jungen zu packen, und er aufspringt, die letzte Kraft zusammennimmt, den tückischen Feind zu fassen, so sprang ich auf, schwang mich auf meinen alten Rappen — dort weidet der arme Verwundete — und jagte nach dem Erzgebirge. Und als ich die Thürme des alten Bergschlosses sehe, als ich das treuem, üde Roß mit scharfem Sporn zur letzten Kraft antreibe, schnell, wie das Klopfen meines Herzens, über den Waldbach zu setzen, stutzt es, und aus dem nahen Haselgebüsche tönt mir ein sonderbarliches: Guten Abend! entgegen — eine

weiße Gestalt tritt hervor — es ist mein Kind — meine Jakobine — und Gott! —

Rasch schritt er zu dem Lager der beiden Schwestern und sah ängstlich nach ihnen; da lagen sie wie zwei Frühlingrosen, die eine frisch und roth, die andere bleich und entblättert. Wehmuthvoll blickte der Vater auf die Schlummernden. Maria's Antlitz umschwebte die Ruhe eines Engels; Jakobine's brennende Lippen zuckten wohl zuweilen, doch hob sich die Brust in gleichmäßigem Wogen. Als er sie sanft schlummern sah, sagte er leise vor sich hin: Sanft ist euer Schlaf, als ob kein Schmerz das arme Herz bewegte!

Kommt doch, lieber Herr! — unterbrach ihn Stephan — wir haben noch eine weite Strecke, und müssen am Ziele sein ehe der Hahn kräht. Es schleichen die Kroaten überall hier herum. Kommt nur — der Rappe hat seinen Hafer schon lange verzehrt; nehmt noch einen Trunk, laßt uns die Fräulein wecken, und faßt Zutrauen zu Gott, wenn wir dem hohen Kynast vorbeiziehen!

Der Alte, im Anschauen seiner Kinder versunken, achtete nicht der Bitten des treuen Dieners; fest und unverwandt sah er in Jakobine's Gesicht, auf welchem er, selbst im Mondlichte, die hohe Röthe bemerken konnte, die es jetzt überflog. Der Mund zuckte zum Lächeln, der Busen wallte heftiger, die Lippen bewegten sich; die Rechte verließ den Griff des Jagdschwertes und fuhr über die nasse Stirn. Da öffneten sich die großen dunkeln Augen und sahen den Vater starr an. — Seid Ihr es? — sagte sie nun und erhob sich langsam — Warum seht Ihr mich so forschend an? Ihr wißt es ja, dann flieht Heinrich immer fort von mir, und ich erwache! — Sie sah jetzt ihre Schwester neben sich noch sanft schlummernd, beugte sich über sie, sah starr auf ihr geschlossenes Auge und spielte dann mit den gelben Locken der Schläferin. — Vater! — rief sie leise — die träumt nicht von ihrem Wilhelm, die schläft ruhig! das arme Kind!

Erwache! — rief sie plötzlich und schüttelte die Erschrockene — erwache und flieh'! — Fort stürzte sie durch das Dickicht, Stephan eilte ihr nach und fand sie unfern des Weges am Ausgange des Waldes wieder, starr wie ein Marmorbild hin nach dem Kynast blickend. Bald folgte der Vater mit Maria, und willig nahm Jakobine der Schwester dargebotenen Arm.

Schweigend wanderten sie in's Thal hinab; zuweilen nur stieß Jakobine ihre Schwester an und wies nach den hohen Thürmen, doch ein bittender Blick von dieser war hinreichend, sie zu beruhigen. Jetzt schritten sie einen Fußsteig hinauf, neben welchem ein Bergquell sich murmelnd herabstürzte. Da wendete plötzlich der Oberst Predaw sein Roß, blickte noch einmal nach dem Kynast und rief mit gedämpfter Stimme: Armer Freund!

so mußtest Du enden? Und was wird mein Loos sein? Leb' wohl, du alte, ehrwürdige Burg, leb' wohl! Dich betret' ich nimmer, du Wohnsitz meiner Freuden! ehe ich nach Magdeburg zog! setzte er finster hinzu.

Stephan hatte des Pferdes Zügel gefaßt und trieb es vorwärts; der alte Predaw ließ ihn gewähren, und die Mädchen schritten immer voran. Als sie jetzt an einem hohen Felsstück vorüber kamen, drückte Jakobine der Schwester Hand stürmisch an ihr klopfendes Herz. — Hier, hier! — rief sie leise, als fürchte sie des Vaters Nähe, — hier schwur er mir Liebe bis in den Tod, hier drückte er den ersten Kuß auf meine Lippen!

Schweig', ich bitte Dich, Schwester! — lispelte Maria ihr leise in's Ohr. — Schweig, daß es der Vater nicht hört; auch ich kenne diesen Ort! — Die Wanderung ging nun ununterbrochen vorwärts. Ueber Berg und Klippen hinweg, stiegen sie jetzt in ein enges Felsthal hinab. Schon erblichen die Sterne, schon trat die Morgenröthe grüßend hervor, als sie kaum einige hundert Schritte von sich eine kleine, einsam gelegene Hütte erblickten, vor welcher ein Mütterchen stand, das sie zu erwarten schien. — Dies ist das kleine Haus, lieber Herr! — durch Eure Güte ist es mein, — sagte nun Stephan — betretet Ihr es mit einem Herzen voll Vertrauen auf Gott, so seid überzeugt, er schenkt Euch hier die verlorene Ruhe, den verlorenen Frieden wieder!

Während das Mütterchen den Herrn willkommen hieß, setzte sich Jakobine auf einen Stein vor der Thür, Maria aber trat in die Hütte. Die Thür der kleinen Stube war geöffnet, eine Lampe brannte matt auf dem Tische; ein Mann, in einen Mantel gehüllt, saß, den Kopf auf seinen Arm gestützt, einsam auf einem Sessel. Erschrocken wollte sie zurück: der Mann blickte auf. — Maria! — rief er aus, stürzte ihr entgegen, und das Mädchen lag bewußtlos in seinen Armen.

Alles lief auf diesen Schrei herbei, nur Jakobine blieb ruhig an der Thüre stehen. — Schon heute hier? brummte Stephan vor sich hin, während die Alte Wasser holte, und Predaw den Mann im Mantel mit ernstem Tone fragte: Wer seid Ihr, Herr?

Dieser beschäftigte sich nur mit Maria und schwieg. Doch als Stephan das Lämpchen herbeiholte, Predaw ihm in's Gesicht sah, fuhr er zurück. — Ihr hier, Götz?! rief er aus und griff nach seinem Schwerte; und neben ihm stand, von diesem Ausrufe herbeigelockt, Jakobine.

Ja, guter Vater! — rief der Jüngling, ohne seine Sorgfalt für die Ohnmächtige zu stören, ohne sich um die blanke Waffe zu kümmern, — ich bin's!

Du bist's, Wilhelm?! sagte Jakobine gleichgültig, und während der Diener den alten Herrn zu besänftigen suchte, trat sie zu dem Jünglinge, reichte ihm die Hand und sagte freundlich: Sei mir willkommen, Wilhelm Götz! Du bist ein guter Mensch!

Jetzt erwachte Maria, sah den Vater mit gezücktem Schwerte vor sich

stehen und sank in seine Arme. — Er ist unschuldig, Vater! — rief sie aus — Er liebt mich, er liebt Euch!

Wie wäre ich sonst hier, Vater! — sagte der Jüngling und trat dem Staunenden näher. — Wie wäre er sonst hier in meiner Hütte, lieber Herr! — wiederholte Stephan — wenn ich nicht wüßte, daß er es treu mit Euch meint!

Aber der alte Krieger sah wild auf ihn hin, noch zuckte die Hand; da rief Stephan mit einem Unkentone ihm entgegen: Herr, denkt an Magdeburg! — Und das Schwert entsank dem Greise. Inniger schmiegte sich nun sein Kind an ihn, und bald drückte er, unbewußt was er that, den Jüngling an sein Herz.

Unglücklicher Mann! — rief dieser und überreichte ihm ein Schreiben. — Da Ihr mich von meiner Kindheit an väterlich liebtet, da Ihr mir das Beßte was Ihr hattet, Eure Maria, zur Lebensgefährtin bestimmtet, so hoffe ich auch jetzt noch für mich. Eure finstre Schwermuth wird dieser Brief in etwas heilen und Euch das Zutrauen zu den Menschen wiedergeben, da nicht alle gegen Euch so feindlich gesinnt sind, als Ihr wohl glaubt. Les't und entscheidet mein Schicksal.

Ergrimmt sah Predaw die ihm wohlbekannten Schriftzüge seines alten Freundes, des Generals Götz, vor sich. · Wehmuth und Bitterkeit bestürmten sein Herz, ein Seufzer entfloh unwillkürlich seiner Brust. Er verließ die Hütte und erbrach erst draußen im Walde mit zitternder Hand den Brief. General Götz schrieb:

„Alter, unglücklicher Freund!

Der Wallenstein kam wie ein Sturmwind in den Kreis alter bewährter Freunde und trieb sie aus einander. Glücklich, wenn seine Pflicht an seinem Kaiser festhielt, wer sich nicht durch jenen Riesen an das Verderben festbannen ließ! Doch hiervon genug. — Auch dem Geächteten hängt mein Herz brüderlich an, auch dem Irrenden reiche ich freundlich die Hand zum Willkommen. Ich weiß, wo Du jetzt bist; fürchte aber nichts. So lange meine Soldaten in Deiner Nähe sind, bleib' ungestört in Deiner Hütte; wenn aber fremde Völker kommen, verlaß sie schnell, Du bist dann nicht mehr sicher. Geh' dann nach Sachsen, nicht zu den Schweden; ja nicht zu diesen Feinden Deines Herrn, willst Du Dir nicht alle Hoffnung zertrümmern.

Wie lange mag es wohl sein, mein alter Georg, daß wir beide beim fröhlichen Becher uns die Hand reichten und das Wort gaben, unsere Kinder mit einander zu verbinden, wenn ihr Herz unsern Wünschen nicht widerspräche? Deine Maria war damals kaum vier Jahre; da legtest Du die Mutterlosen getrost an die Brust meines Weibes, und sie hat ihre Pflichten treu erfüllt, sie sah in ihnen die Töchter ihrer vorangegangenen Freundin, die künftigen Gattinnen ihrer Söhne. Der Himmel schien unsre geheim gehaltenen Wünsche zu begünstigen; ohne sie zu ahnen, fanden sich

die Herzen unserer Kinder. Erinnerst Du Dich noch, als wir auf dem Kynast viele Monden hauf'ten, da nahten sich mir meine Söhne schüchtern, da gestanden Deine Töchter Dir unter Thränen, daß sie liebten! Da — ja damals waren wir glückliche Väter!"

Den Brief in seiner Hand zerdrückend, blickte Predaw mit einem Blick gen Himmel, als ob er fragen wollte, warum es jetzt nicht mehr so sei? legte seinen Kopf in die flache Hand, und stand, zürnend mit dem Schicksale, wie eine zerschmetterte Eiche da.

„Du gingst zum Tilly nach Magdeburg," — las er weiter — „die Verlobten blieben auf dem Kynast, und als Du späterhin vor der Steinauer Action zum Wallenstein zogst, und die Kinder zum letzten Male sahst — gedenke unsrer Freude, gedenke unseres damaligen Glückes! — Doch bald irrtest Du, ein Verbannter, vor die Pforten meiner Burg; Altringer war bei mir, ich mußte Dich zurückweisen — und durfte ich wohl die Jungfrauen dem Elende, der Noth Preis geben? durfte ich sie dem Vater übergeben, der kein Obdach hatte, sie zu schützen, keine Heimath, sie zu pflegen? Da nahmst Du Dein Eigenthum gewaltsam wieder, zogst mit Deinen Töchtern nach Sachsen, kehrtest zur Lieguitzer Schlacht zurück, suchtest mich, Deinen alten Freund, im Kampfgewühle auf, und nur weil Dein Pistol versagte, begingst Du nicht den Freundesmord.

Da erglühte mein ältester Sohn von Liebe und Rache. Stürmische, sinnliche Liebe zu Deiner Jakobine, Haß gegen Dich im Busen, flog er verkleidet nach Sachsen, während der jüngere mit stillem, duldendem Herzen, dem Schicksale nicht Trotz bietend, innig Deiner Maria anhing. Nach längerer Zeit kehrte jener zurück, finster, menschenscheu. Dein Kind sei ihm gefolgt, sei ihm wieder entflohen, mehr sagte der Verschlossene nicht. Ich habe ihn seitdem nicht oft gesehen; er warf sich an der Spitze seiner Dragoner in das wilde Kriegsleben. — Gott beschütze ihn!"

Gott verdamme ihn! — rief der Alte und hob die geballte Faust, Rache fordernd, zum Himmel auf. — Ja, ja, er berückte das Herz meines Kindes. Die Thörin folgte ihm, unheilig war seine Liebe. Das entschlossene Mädchen entreißt ihm sein Schwert, schützt ihre Unschuld, und ich finde sie am Waldbache — großer Gott! — wahnsinnig wieder! Doch nur weiter, weiter! rief er wild vor sich hin, und schlug den zusammengerollten Brief aus einander, — weiter, Freund Götz, nur weiter!

„Für ihn will ich nichts von Dir — für meinen Wilhelm aber bitte ich auch jetzt noch um die Hand Deiner Maria. Mein Segen begleite auch die Geächtete zum Altare — ich setze mich über die Vorurtheile der Welt hinweg, und mein Kaiser und Herr ist gnädig!',

Auch Du bist's, mein hoher Gönner! — rief Predaw zähneknirschend — Willst Dich herablassen, um die Tochter des Geächteten für Deinen Sohn zu werben? Ah, wie gnädig! Doch Du irrst, mein Stolz ist mir in die Verbannung gefolgt. — Götz, Du irrst!

Mit finsterem Blick trat er hastig in's Zimmer. Auf einem ärmlichen, aber reinlichen Lager fand er Jakobine entschlafen, Maria traulich an Götz's Seite sitzen, Stephan in der Ferne stehend.

Ich habe den Brief Eures Vaters gelesen, — hub er nach einem kurzen Schweigen an, das für Wilhelm von trauriger Vorbedeutung war. — Ich habe ihn gelesen. Die Wunde am Kopfe, die mir Eures Bruders Kroaten, bei meiner Flucht von Jauer, vor wenig Tagen schlugen, hindert mich, wie es sich wohl gebührte, Eurem Vater schriftlich zu antworten. Darum bringt ihm den mündlichen Bescheid, sagt ihm: Maria, die Tochter des geächteten Predaw, würde nicht eher Dein Weib, bis Heinrich Götz die wahnsinnige Jakobine ehelicht. Und ehe dieses geschehen, — rief er mit fürchterlicher Stimme — hör' es, Sohn des stolzen Götz! schwör' ich Dir, folgt mein Fluch Euch zum Altare!

Magdeburg! donnerte aus der dunkelen Ecke Stephans furchtbare Stimme hervor.

Alte Unke! — rief Predaw — ruf' wie Du willst! Und brennte Hirschberg auch, und brennte diese Hütte noch obendrein; laß brennen draußen und hier in meinem Hirn! Mein Wort steht fest, die Rache hat es geboren!

Wilhelm fuhr auf. — Laß! — sagte Maria mit fester Stimme — übe Deine Pflicht gegen mich, wie ich sie gegen den zürnenden Vater üben werde. Verlaß mich nun, mein Wilhelm! ich bin nicht mehr Deine Verlobte! Der Vater hat das Band zerrissen, Gott nur kann es wieder knüpfen! — Verlaß mich und sei meiner Treue gewiß! — Sie reichte ihm die Hand; er hielt sie fest in der seinen, trat mit ihr hin vor den Vater und sagte feierlich: Wie Ihr vermessen schwuret, so schwör' auch ich — So Schwur gegen Schwur: Maria wird mein — der Segen des Himmels vernichtet Euren Fluch!

Da stöhnte Jakobine, wand sich unruhig auf ihrem Lager; der Alte ergriff zornig des Jünglings Hand, riß das Mädchen von ihm, und zog ihn zu der Schlummernden hin.

Sieh hier Deines Bruders Werk! — rief er mit gedämpfter, hohler Stimme. — Wahnsinnig folgt sie meinen fluchbeladenen Schritten, wahnsinnig denkt sie seiner noch bei Tag und Nacht, und mir ist sie der Todesengel des brennenden Magdeburgs. Sieh, wie ihre Wangen glühen, wie ihre Lippen zucken! jetzt träumt sie von ihm, freundlich erscheint er ihr — doch bald —

Laß mich fliehen, fliehen! — rief die Schlummernde, und hoch wogte die tobende Brust. — Laß mich, Heinrich! — Sie erhob sich vom Lager, faßte nach dem Schwerte, das in ihren Armen ruhte, und blickte wild um sich. — Habt Ihr mich doch wieder aus meinem Traume gestört! —sagte sie traurig, schüttelte die Locken aus ihrem Gesichte und verließ schnell die Hütte.

Deines Bruders Werk! — donnerte der Alte. — Er führe sie zum Altare, wahnsinnig oder verständig, gleichviel; er führe sie heim als sein Weib — oder —

Geh', Wilhelm! — sagte Maria bittend — Leb' wohl, Gott wird uns schützen! — Götz drückte noch einen Kuß auf ihre Lippen und ging.

Halt! — rief der Alte ihm nach — Dich hass' ich nicht, Wilhelm! Dich liebt' ich immer vor Allen. Führe Deinen Bruder zurück, und Du bist mir willkommen!

Schweigend, mit edlem Stolze verließ der Jüngling die Hütte. Maria folgte ihm von fern und sah schmerzlich ihn jetzt unter den Bäumen verschwinden.

Es war schon spät, als Predaw erwachte. Von der Nachtreise, von den Begebenheiten angegriffen, hatte er sich, kaum daß Wilhelm Götz die Hütte verlassen, ermattet auf sein Nachtlager geworfen; Maria saß, alles zum Verbinden seiner Wunde bereit haltend, neben ihm und erwartete sein Erwachen. Sie blickte so freundlich wie sonst ihm in's Auge und sagte: Ihr habt recht lange, recht süß geschlafen, mein lieber Vater! es war aber auch Zeit, daß Ihr erwachtet, damit ich Eure Wunde verbinden kann. Darum eßt! die gute Hausmutter hat Euch ein kräftiges Mahl bereitet; trinkt den Rest unseres Weines, und dann will ich recht vorsichtig den Verband lüften, es soll Euch gewiß nicht schmerzen.

Der Vater sah ihr forschend in's Auge. Aus dem Blicke strahlte, wie immer, das fromme kindliche Gemüth, nur schienen die Augen von Thränen gerötheт. Predaw reichte ihr die Hand, sie küßte sie demuthvoll, doch drückte sie die Dargereichte nicht wie sonst an ihr Herz; es klopfte ja so stürmisch, und das durfte der Vater nicht bemerken. Sie holte die dampfende Suppe; der Vater aß, trank nur einen Schluck Wein, und neigte dann schweigend das verwundete Haupt der Tochter entgegen. Vorsichtig löst'e sie den Verband, mit leiser Hand legte sie die heilende Salbe auf die Wunde; doch als sie mit dem Tuche sie wieder bedecken wollte, sank unwillkürlich eine Thräne auf des Vaters kahlen Scheitel. Er hob den Kopf, blickte dem Mädchen in's Auge, und sein Gesicht drückte den innern Kampf des Mitleids und des Unmuths aus.

Was soll die Thräne?! — rief er endlich mit hartem Tone, doch sah man deutlich, daß er gegen sein sanfteres Gefühl kämpfen mußte. — Wem weinst Du sie? — dem blutigen Schädel Deines geächteten Vaters, oder Deiner Liebe?

Nun weiß Gott! — rief, hinter dem hohen Ofen hervortretend, Stephan aus. — Wenn Ihr Eurem Kinde, diesem Engel, noch so eine herzzerschneidende Frage thun könnt, dann Herr, dann — er stockte.

Und was dann?! rief der Alte heftig.

Dann zweifl' ich an Eurer Buße und Besserung! Herr! — fuhr er fort, ohne sich an den drohenden Blick des Obersten zu kehren, — mit rächender Wuth habt Ihr dem Fräulein ihren Bräutigam gestohlen, habt ihr Herz zerrissen, und nachdem Ihr sie nun so gemartert und gepeinigt habt, und sie dennoch mit kindlichem Sinn ein Liebeswerk an Euch übt, da fällt eine Thräne herunter, und Ihr fragt noch, wem sie sie weint?

Stephan! — rief der Oberst, vor Wuth zitternd, — glaubst Du, weil ich in Deiner Hütte bin, daß Du das Recht hast —

Herr, die Hütte ist Euer! — unterbrach ihn der Diener mit Heftigkeit — nehmt sie mit Allem, was darin ist — ich hab' es ja doch von Euch! Aber laßt mich ziehen, den Jammer kann das alte Soldatenherz nicht mehr mit ansehen. Draußen schwärmt eine Wahnsinnige auf den Felsen umher, das genügt Euch noch nicht! Hier wollt Ihr noch ein frommes Engelherz zum Wahnsinn treiben. Hütet Euch, Herr! Was Ihr an dem Engel sündigt, — sagte er feierlich und ergriff Maria's Hand, die eben langsam vor dem Vater auf die Kniee nieder sank, — was Ihr an dem Engel sündigt, brennt fürchterlicher noch auf Eurem Gewissen als die Flammen Magdeburgs!

Da schauderte Predaw zusammen, neigte sich, hob sein Kind auf und schloß es in die Arme.

Jetzt öffnete sich die Thür. — Tritt näher, schöner Hochzeitbitter! — rief Jakobine, einen Knaben hereinführend, — tritt näher und lade die Gäste fein ordentlich zum Feste ein! Tritt näher, Du Herold der Liebe! — fuhr sie fort — verneige Dich und sag' Deinen Spruch mit Anstand! — Der Knabe, in einem sonderbaren Aufzuge, trat nun näher. Statt eines Barets, das Jakobine in ihrer Hand hielt, schlang sich ein Kranz von Feldblumen um seine Locken; statt der Feldbinde, welche die Jungfrau sich selbst umgethan hatte, hing ein Blumengewinde um seine Schulter; er sah wirklich aus wie ein Bote der Liebe.

Verzeiht, edler Herr! — stammelte er endlich verlegen — wenn ich so vor Euch trete. Dort im Walde fand ich das Fräulein, Blumen zu einem Kranze windend. Ich fragte nach Euch, und sie zwang mich — hier erröthete der Knabe — den Kranz aufzusetzen und dieses Gewinde statt Feldbinde umzuhängen, führte mich nach dieser Hütte, und keine Bitten konnten sie vermögen, mir zu erlauben, anders und schicklich vor Euch zu erscheinen.

Und wer seid Ihr? fragte mit Unmuth der Oberst, während Jakobine die Thür zu bewachen schien.

Ein Diener des Generals Götz, der mich mit diesem Briefe zu Euch sendet. Ich komme von Landshut, wo sich mein Herr eben heute befindet. Mein Pferd mußte ich auf des Fräuleins Befehl im Walde anbinden; das arme Thier! — Schnell eilte Stephan hinaus, während der Oberst den

Brief erbrach und, als er nur einen flüchtigen Blick hinein geworfen, zu Maria sagte, deren Auge ängstlich auf ihm ruhte: Geh', Kind, mit Deiner Schwester in's Freie, und laß mich mit diesem Burschen allein! — Sie zögerte einen Augenblick und sah ihn bittend an. — Geh' nur, liebe Maria! — sagte er sanfter — Du sollst schon alles erfahren!

Kaum hatten die Jungfrauen die Hütte verlassen, so fragte der Oberst den Diener rasch: Wo ist der Oberstlieutnant Heinrich Götz in diesem Augenblick?

Er rückt heute mit dem Vortrabe in Hirschberg ein und gehört zu dem Heerhaufen des Grafen Colloredo, erwiderte dieser.

So geh', mein Sohn, und sage Deinem Herrn, ich ließ ihm danken, einer Antwort bedürfe es nicht weiter! — Der Diener verbeugte sich, legte bescheiden Kranz und Gewinde ab, verbarg noch etwas unter den Blumen, und eilte schnell hinaus.

Dies für Euch, mein Fräulein! sagte er heimlich zu Maria, und gab ihr unbemerkt einen Brief, wendete sich dann schnell zu Jakobine, neigte sich und bat um Baret und Feldbinde. Während Jakobine es zurückgab, las Maria schnell den Brief. — Es sei, wie er es wünscht! rief sie schnell dem Diener zu, der aus Stephans Hand seinen ungarischen Klepper empfing und spornstreichs davon jagte.

Bursche! — rief jetzt hastig aus der Hütte tretend der Oberst — Bursche, halt! — Doch der Knabe flog mit seinem Braunen über Stock und Stein und war bald aus ihrem Gesichte. — Das muß ich noch erleben, das mir! — rief Predaw und warf einen gefüllten Beutel zähneknirschend zu Boden — Zur Hölle mit dem Blutgelde! — Maria stürzte auf ihn zu. — Verlaß mich, Maria! laß mich allein! — Er küßte ihre Stirn und trat mit Stephan, der den Beutel aufgehoben hatte, in das Haus.

Predaw sah jetzt einige Augenblicke finster und schweigend vor sich hin, dann nahm er den Brief, den er auf den Tisch geworfen hatte, und sagte mit bitterm Tone: Keinen Freund hab' ich auf der Welt mehr als Dich, Du, einst mein Diener, jetzt mein Hauswirth! Darum muß ich Dir ja wohl vertrauen, was Götz mir schreibt. — Höre und bedaure mich, sattle dann den Rappen und eile hin nach Landshut! — Er las:

„Du hast meine Bitte nicht geachtet, hast meines guten Sohnes Glück untergraben, indem die einzige Hoffnung, die Du ihm läßt, sich auf eine Unmöglichkeit gründet. Nun wohl! Gott richte zwischen uns! Aber auch dies soll mich nicht abhalten, meinem Jugendfreunde und dem Vater der edlen Maria, so lange es in meinen Kräften ist, schirmend beizustehen. Ich benachrichtige Dich deshalb in größter Eile, daß der Feldmarschall Colloredo in Schlesien einrückt. Du warst nie sein Freund, auch mich liebt er nicht; darum eile aus dieser Gegend, ist Dir Deine Freiheit werth. Ueberdies führt mein ältester Sohn den Vortrupp, er muß heute schon in Hirschberg einrücken, fürchte seine Nähe und eile nach Sachsen!

Geh' nicht zu den Schweden. Meine Freunde arbeiten für Dich in Wien — noch ist Hoffnung! Zieh' mit Gott, Freund meiner Jugend! laß Verzweiflung sich nicht ganz Deiner bemächtigen!"

Ein braver Herr, der Herr General! — sagte nun Stephan — Geld, guten Rath, freundliche Worte reicht er Euch für den Gram, den Ihr ihm verursachtet.

Nimm den Beutel, den ich dort unter den Blumen fand, sattle den Rappen, reite nach Landshut und gib ihn an Götz zurück! sagte Predaw finster.

Und womit wollt Ihr reisen? Ihr habt keinen Heller, die Kroaten haben uns rein ausgeplündert; ich habe noch einen einzigen Goldgulden.

Da, nimm meine Ehrenkette, das Letzte, was ich von dem Friedländer habe — verkaufe sie! Morgen wand're ich von hier!

Der Rappe ist lahm, — entgegnete Stephan — erst vor einer Stunde habe ich ihm die Kugel aus der Lende geschnitten — das arme Thier muß wenigstens bis übermorgen stehen.

So geh' zu Fuß nach Landshut und bring' dem Götz sein Geld! — rief Predaw unmuthig — es brennt mich wie Feuer!

Kann ich Euch jetzt in meiner Hütte verlassen? — entgegnete Stephan — Die Kroaten schwärmen umher, und wenn Heinrich Götz Euer Töchterchen hier wittert, bedarf es wohl meines treuen Armes, sie zu schützen, so lange es Gott will!

So bleib'! — rief der Oberst — Ruf' mir Maria! Stephan ging; doch ehe er das Fräulein rief, verbarg er den Beutel mit den Goldgülden in dem finstersten Winkel seiner Hütte.

Maria trat ein. — Wir müssen von hier, liebe Maria! sagte der Vater mit einem so sanften Tone, als die Tochter seit langer Zeit nicht von ihm gehört hatte. — Wir wandern nach Sachsen, da wird uns wohl Witzthum ein Ruheplätzchen geben, wenn er sich nicht auch von uns zurückzieht, wie die Truppen seines Herrn aus Schlesien. Was zitterst Du, mein Kind? Beruhige Dich! Ich wünschte, daß Du heute und in eben diesem Augenblicke mit sanftem, ruhigem Gemüthe vor mir ständest; ich bedarf Deiner.

Und was wünscht mein Vater? fragte die Jungfrau fast zagend.

Predaw sah stier vor sich hin; es schienen widerstrebende Gefühle in ihm zu kämpfen. Bald sah er die Tochter mit tiefer Rührung an, bald wandte er scheu den Blick von ihr weg.

Sprecht doch, mein geliebter Vater! rief sie nun ängstlich.

Da stürzte ein Thränenstrom aus den Augen des alten Kriegers; er nahm der Tochter zitternde Hand. — Ich habe Dich unglücklich gemacht! — rief er aus — Eines Wortes nur von mir hätte es bedurft, um Dir an Götz's Hand die Pforten des Paradieses zu öffnen — ich habe sie Dir verschlossen, und das eben ist meine Qual, daß ich fühle, stände ich noch

einmal mit Dir vor diesen Pforten, müßte ich sie Dir dennoch verschließen. Mir grauet vor meinem Beginnen, und doch mußt' ich und würde ewig so handeln. Die Pflicht — nenne es nicht bloß Rache — die Pflicht gegen die arme wahnsinnige Jakobine zwingt mir den Dolch gegen Dich in die Hand! — Er schwieg. — Maria! — fuhr er fort, und die wilden Züge seines Gesichtes verschmolzen in Schmerz und Wehmuth, — mir sagt eine ahnende Stimme, bald wird mein Schicksal über mich entscheiden. Ist Gott gnädig, dann ruft er mich ab, löst meinen Fluch in Segen auf und macht Dich glücklich! — Deshalb vergieb dem gebeugten Vater: vergieb ihm, daß er, der Dich so unaussprechlich liebt, daß er Dich unglücklich machen konnte! Vergib ihm jetzt, eh' der Tod ihn unvorbereitet erfaßt, und er, ohne mit Dir versöhnt zu sein, vor seinen Richter treten müßte.

Unwillkürlich war das Mädchen auf die Kniee gesunken. — Vater im Himmel! — rief sie, und ihre Stimme zitterte, ihre Hände hatten sich gefaltet, — vergieb dem Vater seine Schuld, wie ihm mein gebrochenes Herz willig vergiebt!

Da unterbrach vor der Hütte Jakobine's Gesang die feierliche Stille:

„Brich, mein Herz! Es ist dahin
meines Lebens reiner Sinn!
Alles, Alles ist verloren,
was ich mir zur Lieb' erkoren!
Brich, mein Herz
in dem Schmerz;
brich, mein angsterfülltes Herz!

Fahre hin, du Blüthenzeit!
Meine Blätter sind zerstreut,
und ich habe nichts hienieden,
keine Ruhe, keinen Frieden! —
Fahre hin,
Lebenssinn!
Lebensfreuden, fahret hin!"

Sie schwieg.

Hörst Du, Maria?! — rief der Vater zornerglühend — Könnten diese irren Töne nicht die Stimme des Erbarmens selbst zum Fluche aufrufen? Jeder Klagelaut dieser Wahnsinnigen schreit um Rache! — Horch, da beginnt sie schon wieder! — Jakobine sang:

„Leget mich zur stillen Ruh',
drückt die müden Augen zu.
Wild muß ich durch's Leben irren,
wenn die Sinne sich verwirren.
Leget mich,
die verblich,
legt an seine Seite mich!"

Sie schwieg — auch der Vater. Die letzten Sehnsuchtworte hatten ihn wehmüthig gestimmt, er neigte sich sanft zu der immer noch knieenden

Maria nieder, die jetzt mit einem Engelblicke aufsah und leise sagte: Vater, lieber Vater! Ihr seid so gütig gegen mich, deshalb vermöcht' ich ohne Euren Willen nichts zu thun. Wilhelm Götz hat mich durch den Knaben bitten lassen, heute Abend nach St. Annens Kapelle zu kommen, ihm dort ein Lebewohl zu sagen. Erlaubt Ihr es, mein guter Vater? — Predaw schwieg. — Ich möchte ihn so gern noch einmal sehen, nur sanft und lind die Bande zerreißen, die uns an einander knüpften, Treue ihm schwören bis in den Tod — und dann —

Dann?! rief der Vater heftig.

Vergessen, — sagte Maria — wenn ich kann! — und Euch nur leben und Eurer Pflege. Aber laßt mich hin, Vater! gönnt mir diesen letzten Strahl meiner Abendsonne — gönnt meinem Herzen die Erinnerung an diesen letzten, seligen Augenblick!

Du bist rein vor Gott! — antwortete nach langem Schweigen der Vater — bist mir finsterm Wandrer mein Stern; Du gehst keiner Gefahr entgegen — Dich beschützen Deine Brüder, die Engel! Geh', schlürfe die Neige des Glücks, und mit dem letzten Abschiedkusse zertrümmere den Pokal und opfere Dich dem Schmerz!

Maria küßte seine Hand. — Nicht dem Schmerze, der Pflicht will ich mich opfern! Auch sie erquickt das menschliche Herz!

So geh'! — rief der Alte — geh' mit Gott!

Und Stephan darf mich wohl begleiten? fragte die Jungfrau.

Gern, gern, Du fromme Seele! sagte der Vater und rief den Diener. Er folgte ihr. Sie gingen den Weg über Seidorf nach St. Annens Kapelle.

Mit seiner Büchse und einem guten Degen bewaffnet, schritt der Diener voran. Schon neigte sich die Sonne hinter der hohen Schneekoppe und vergoldete ihre dunklen Säume; schweigend stiegen sie den Gräberberg hinauf. Endlich als Maria sich auf ein Felsstück setzte, um ein wenig zu ruhen, unterbrach Stephan die Stille. — Liebes Fräulein! — sagte er mit bewegtem Tone — laßt Euch nicht locken, denkt an Fräulein Jakobine, bleibt fest und treu Eurer Picht! Der alte Herr hatte zwar Unrecht, daß er an Eurer Schwester Schicksal das Eure knüpfte; aber, liebes Fräulein, das Gemüth Eures Vaters ist zerrissen! Er hat hart mit der Welt, die Welt hart mit ihm gespielt, und ich bin fest überzeugt, schon jetzt gereut ihn sein strafbares Wort; er nähme seinen Fluch gern wieder zurück. Doch bleibt Euch nur selbst getreu, liebes Fräulein! Hört nicht auf die Lockungen Eures Bräutigams. Verlaßt Euren alten Vater nicht, folgt Gottes Gebot! Denn seht, — fuhr er nach innerm Kampfe fort — ich bin ein alter Diener Eures Hauses, kenne meine Pflicht, und — sollte ich ihn niederschießen, den Götz; so lange ich lebe, führt er Euch nicht von dannen!

Komm nur, Alter, komm vorwärts! — unterbrach Maria Stephans Rede — Mich schützt mein Herz mehr als Dein Arm. Sorge nicht für mich, sorge nicht für ihn; ihm darf ich vertrauen, er ist seinem Bruder nicht gleich.

Nun dann mit Gott! sagte der Diener und schritt rüstig voran. Als sie die einsame Kapelle fast erreicht hatten, blickten nur noch die letzten Strahlen der Sonne durch die zackigen Fichten. — Mir bangt! — sagte Maria — die Dämmerung beginnt, und das Kriegvolk schwärmt umher — mir wird wirklich bange, guter Stephan!

Sorgt nicht! — sagte dieser lächelnd, schüttete jedoch frisches Pulver auf und klopfte die Lunte ab. — Hier ist nichts zu holen. Die hohen Berge und die einsamen Wälder, wo höchstens ein armes, schmuckloses Heiligenbild zu finden ist, lieben die Herren Kroaten nicht — dort unten im Thale ist fettere Beute.

Da rauschte es im Gebüsche, Maria fuhr erschrocken auf, und Stephan nahm die Büchse zur Hand; es war Wilhelm Götz, der ihnen entgegen kam. Ein Schrei der Freude entfuhr der Jungfrau, sie stürzte in seine Arme, doch bald ermannte sie sich. Seiner Umarmung sich entziehend, schritt sie muthig an des Geliebten Hand den Berg hinauf. Tausend Rückerinnerungen an vergangene, selig dahin geschwundene Tage verkürzten den Weg, und als sie nun oben waren und sich auf der Schwelle niedersetzten, trat Stephan in einige Entfernung von ihnen, doch so, daß er sie beobachten konnte. Er lehnte sich an einen Fichtenstamm und stellte seine Büchse gespannt vor sich hin.

Maria und Götz schwiegen; nur der leise Druck der Hand war beredt. Sie scheuten sich, von dem Gebiete der seligen Vergangenheit zu der ernsten Gegenwart, zu der furchtbaren Zukunft überzugehen; bangend blieben sie an der Pforte stehen und wagten nicht, über die Schwelle zu schreiten.

Vielleicht ist es zum letzten Mal, daß wir uns sehen, Maria! — begann endlich Götz — Das Geschick eines Kriegers liegt in der Hand des Zufalls; wer weiß, was der morgende Tag über mich beschieden hat?! — Dein Vater hat rauh in das Rad unseres Glücks eingegriffen, und es in seinem schnellen Laufe, so nahe dem Ziele, gehemmt. — Darum, Geliebte! laß uns die kurzen Augenblicke, die uns noch gehören, rein genießen; denke, mit der Wonne dieses Augenblickes hätten wir geendet. Laß uns über die Zukunft leise hinweg schlüpfen, und nur so lange bei ihr verweilen, als es nöthig ist, unser ernstes Schicksal zu ordnen. — Du schweigst? — fuhr er nach einer Pause fort, und sah den bleichen Strahl des Mondes in Maria's Thränen sich brechen. — Du weinst? O weine nicht, Geliebte! Nichts kann mir mein Glück rauben. Deiner Treue, Deiner Liebe bin ich gewiß; Du bist und bleibst mein!

Guter Wilhelm! — sagte Maria bewegt, und legte ihren Kopf auf seine Schulter, — ich vertraue Dir, und doch muß ich weinen, denn mit des Vaters Wort schwand mir jegliche Hoffnung.

Mir nicht, Maria! — So lange der Krieger noch eine Möglichkeit sieht, sein Ziel zu erlangen, setzt er sein Leben an das Gelingen! Mein Vater hat mächtige Freunde am Hofe; schon seit mehren Tagen erwartet er Entscheidung, vielleicht schon heute, vielleicht morgen, gewiß bald, kommt des Kaisers Begnadigung, und dann —

Bleibt der Fluch des Vaters, wie ein fest verschlossenes, ehernes Thor, zwischen unsern Herzen trennend stehen. Des Kaisers Gnade kann uns wohl der Noth entreißen, Ruhe dem alten Manne geben und ein Obdach, aber nicht Ruhe meinem Herzen. Bedenke die schreckliche Bedingung des Vaters, die allein den Fluch zu lösen vermag! Bedenke es, Wilhelm!

Ich verzweifle nicht an meinem Bruder, — unterbrach sie Götz — er ist rauh, heftig, jähzornig und durch das Kriegerleben für das Zarte abgestumpft; doch ist sein Herz nicht böse.

Glaube dies nicht, Wilhelm! — sagte kopfschüttelnd die Jungfrau — Ist er es nicht, der alles Unglück über die arme Jakobine ausschüttete, und der sie noch immer vergebens verfolgt? — Selbst bis Jauer, wo der Vater krank zurück bleiben mußte, sind seine Diener uns gefolgt. Und als der Prager Friede uns aus Schlesien trieb, als wir nach Sachsen flüchten wollten, war es nicht sein Freund, der Kroatenhauptmann, der uns zwang, hierher in's Gebirge zu flüchten? Blutet nicht jetzt noch des Vaters Wunde, die er bei dieser Gelegenheit erhielt? Und hätte nicht das Glück den treuen Stephan nach Jauer zu uns geführt, hätte dieser nicht, aller Wege kundig, uns den Händen der Kroaten entrissen, so war der Vater jetzt gefangen und auf dem Wege zum Blutgerüste, und Deine Maria? — Nein, nein! er ist kein guter Mensch! Auch hier wird er uns verfolgen, wenn Du uns nicht schützest; denn seine strafbare Leidenschaft hat ihn auch jetzt noch nicht verlassen!

Wäre es möglich?! — rief Götz aus — Wäre diese wilde Leidenschaft noch nicht unterdrückt, oder ist ihm Jakobine's unglückliches Schicksal verborgen? —

Er kennt es nicht! — sagte Maria hoch erröthend — Er hat an sie heimlich Briefe nach Jauer gesendet, worin er bei Allem, was ihr heilig sei, bei ihrer Liebe sie beschwor, zu ihm zu flüchten; sie enthielten die Versicherung, daß er es redlich mit ihr meine, daß er sie zu seinem Vater führen, sie ehelichen wolle. Ich habe es jedermann, selbst dem Vater verschwiegen, um ihn nicht noch mehr gegen Deinen Bruder zu reizen.

Ah, ein Strahl der Hoffnung leuchtet mir! — fuhr Wilhelm plötzlich auf — Hast Du, mein Bruder, es redlich gemeint, liebst Du wirklich Jakobine, so mußt Du gut machen, was Du Böses gethan; Du bist die Ursache ihres Wahnsinnes, den Liebe allein zu heilen vermag. Und war es Tücke, war es nur Sinnenrausch, der Dich in die Arme der Unglücklichen trieb — dann strafe Dich selbst! Morgen Abend gehe ich zu ihm nach Hirschberg, rede mit ihm, ordne Alles. Vertraue mir Jakobine an, ich

verlasse die Schwester keinen Augenblick. Jakobine wird Heinrichs Weib — und wir — In diesem Gedanken sich glücklich fühlend, welcher dem Unglücklichen den letzten Ausweg aus dem Labyrinthe gezeigt hatte, bemerkte er nicht Maria's ernstes Gesicht. Sie hatte sich von den Stufen erhoben und stand vor ihm wie ein zürnender Engel.

Wilhelm! — rief sie, und ihre Gefühle lagen offen in dem Tone ihrer Stimme. — Wilhelm! mein Glück erkaufe ich nicht um solchen Preis! Leb' wohl! es thut mir wehe, daß wir so scheiden müssen; ich dachte diese Stunde mir anders!

Maria! — rief der beschämte Jüngling und sank vor ihr nieder — Verkenne mich nicht! Ein unbedachtsamer Augenblick gebar diesen Gedanken. Ach, die Angst, Dich zu verlieren, läßt mich Alles wagen!

Ja, Alles wag' auch ich! — rief Maria lebhaft und hob ihn auf — Aber nur mein Eigenthum setze ich an meine Ruhe, mein Glück, mein Leben; nicht fremdes Gut, nicht die Seligkeit einer armen, wahnsinnigen Schwester, welche die Pflicht mir in die schützende Hand legte, an welche mich das Unglück inniger bindet, als je.

Verzeih'! — rief Götz — Verzeih', Maria!

O, wie gern verzeiht die Liebe! erwiderte das Mädchen und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie, betrachtete sie ernst, drückte sie dann an seine Lippen und sagte: Du sollst mir nicht den Himmel bereiten? Du sollst mich nicht in das Leben einführen, in das Paradies? Nun — dann muß es wohl geschieden sein. Maria! trennt uns auch das Schicksal, finden sich unsere Herzen doch stets!

Auf guten Wegen gewiß! Doch, Wilhelm! rief sie plötzlich, und ihr Auge sah begeistert gen Himmel, — hier, wo die letzten Strahlen der Abendsonne hinter den hohen Bergen schwanden, hier ging die goldene unter, um dort im Osten herrlicher aufzugehen. Trennt uns das Schicksal auch hier — finden wir uns dort — Leb' wohl!

Sie sank in seine Arme. — Innig, schweigend umarmten sie sich. Maria erhob sich zuerst. — Zuviel des irdischen Glücks an Deiner Brust, mein Geliebter! laß uns den Becher absetzen, ehe sein Wein uns zu Gift wird! — rief sie aus — Darum lebe wohl!

Maria! — sagte der Jüngling — noch eine Bitte. Gieb mir ein Andenken dieser schmerzlichen Stunde, gieb mir ein Pfand Deiner Treue!

Und bedürft' es dies? antwortete die Jungfrau, sanft erröthend, aber freundlich, — bedürft' es irdischen Zeichens, um unsere Herzen unauflöslich an einander zu binden? Bedürft' es einer Locke, um die Erinnerung an mich zu beleben? Nein, Wilhelm! Du stehst vor mir bei Tag und Nacht, im Morgenlicht und wenn der Abend graut; Du schwebst mit mir in der fliehenden Wolke, und umsäuselst mich im Rauschen der Blätter!

Nun dann! — rief der Jüngling stürmisch — so gieb mir den Abschiedkuß — den letzten!

Den letzten! seufzte Maria und sank an sein Herz.

Da fiel ein Schuß im Walde, noch einer, mehre; Krieger kamen eilig durch das Dickicht. Stephan legte an, hob die Lunte. — Halt! — rief Götz — es sind meine Jäger — was giebt's?

Die Kroaten schwärmen hier herum — Bürger, Bauern drängen jammernd nach dem Walde! riefen sie ihm entgegen.

Da nahm Götz sein Hifthorn und stieß drei Mal hinein; von allen Seiten kamen Gewaffnete. Stephan wußte nicht, wohin er schützend sich wenden sollte. Endlich trat er kühn auf Götz zu. — Herr Rittmeister! — rief er — was sollen Diese? Rührt Ihr das Fräulein an, bei Gott, ich schieße Euch nieder!

Laß nur gut sein, alter Hitzkopf! — sagte Götz gelassen — wir sind und bleiben Freunde! — Er ordnete den Zug — Kommt, Fräulein! — sagte er mit ehrfurchtvollem Tone, sich verneigend, nehmt das Geleite von mir an, es thut Noth in dieser bedrängten Zeit! — Wohl zwanzig Bewaffnete folgten. Stephan blieb noch immer auf seiner Hut und ließ Maria und Götz nicht aus dem Auge. Mehre Schüsse fielen noch hinter ihnen, doch zog sich der Lärm mehr nach Schmiedeberg hin.

Freudig, fast ausgelassen hatte indeß Jakobine um die Hütte geschwärmt, von dem Mütterchen, so viel diese es vermochte, gefolgt; während der Vater still vor sich am Abhange des Berges auf einem Felsstücke saß, mit einem Stabe die Kiesel im Waldbache bewegte, und dem Laufe der hüpfenden Wellen nachsah. Nur zuweilen störte ihn Jakobine's wildes Treiben in seinen Gedanken, und er sah dann sorgend nach ihr, die unbekümmert bald von Fels zu Fels kletterte, bald sinnend unter einen Baum sich setzte, und dann wie in tiefen Gedanken versunken schien.

Als es zu dämmern begann, und der Mond noch nicht hervorgetreten war, ging sie schweigend der Hütte zu, und setzte sich vor selbiger neben das Mütterchen, das ängstlich nach dem Fußpfade hinblickte, der nach St. Annens Kapelle führte. Der Vater wurde unruhig; ihn gereuete fast, daß er Maria die Erlaubniß gegeben habe. Er ging in die Hütte, wickelte ein Tuch um den Kopf, nahm sein Schwert und wollte sie eben wieder verlassen, um nach St. Annens Kapelle ihnen entgegen zu gehen, als Jakobine jauchzend in's Zimmer stürzte. — Vater! — rief sie — kommt und seht! Die Brautfackel haben sie mir angezündet, mein Bräutigam kommt! — Horcht nur, Vater — die Musik!

Und als Predaw aus der Thür trat, hörte er auf verschiedenen Seiten, jedoch in weiter Entfernung, mehre Schüsse, und als er um die Hütte bog, sah er den Himmel glühen; ein Feuermeer schien hinter den Bergen herauf zu wogen. — Gerechter Gott! — rief er — Hirschberg brennt! Mein Kind, mein armes Kind, meine unglückliche Maria!

Immer glühender wurde der Himmel; bleich stieg der Mond in der Flammengluth empor, matt nur flimmerten die Sterne, hell sah man die Flamme gen Himmel steigen, und je heller es wurde, desto toller sang Jakobine die Ballade von der unglücklichen Braut. — Er kommt, er kommt! — rief sie dazwischen — er hat die Fackel angezündet, mich abzuholen! — Sie lief an den Waldbach, pflückte bei Mondlicht und Flammenschein alle Blumen des Ufers, brach Zweige von den dunkeln Tannen, kehrte so beladen mit ihren Schätzen in die Hütte zurück, schmückte den Eingang, streute die Blumen und ordnete sie auf ihrem Lager, band einen Strauß Vergißmeinnicht fest zusammen, steckte ihn an die Brust und sagte geheimnißvoll zu dem Mütterchen, das ängstlich und nur mit ihr allein, bald in, bald vor der Hütte herum trippelte: Das ist ein Zauberstrauß; so lange ich den bewahre, bleibt er mir treu! — Sie ordnete schnell ihr Haar, bog die Federn ihres Barets zurecht, und setzte sich so, des Geliebten harrend, vor die Hütte.

Predaw war indeß den Berg hinauf gestiegen. Immer deutlicher sah er die Flammen, immer gewisser wurde es ihm, daß es Hirschberg sei. Er eilte auf dem Wege nach St. Annen's Kapelle vorwärts, lauschte und horchte — aber Alles war still. Da bog sich der Weg nach dem Gipfel des Berges, wo ein Crucifix aufgerichtet war; von hier konnte er deutlich die Flammen, im Mondlichte deutlich die Hütte sehen. Er hielt an, und plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, erinnerte er sich seiner vermessenen Worte von gestern: „Und wenn auch Hirschberg, wenn auch die Hütte brennte wie Magdeburg!“ — Er schauderte zusammen. — Gerechter Gott! — rief er, zu den Füßen des Gekreuzigten stürzend, — geh' nicht so streng mit dem Sünder zu Gericht! — Und als er das gebeugte Haupt erhob, als er, durch das Gebet gestärkt, aufblicken wollte zum Himmel — sieh, da leckt im Thale ein Flämmchen im Mondlicht empor, bald verschindet es, wie in eine Wolke gehüllt — jetzt — gerechter Gott! jetzt prasselt die Flamme empor. Er sieht die Hütte in Brand und sinkt mit dem Schrei: Mein unglückliches Kind, warum verließ ich Dich! leblos am Kreuze nieder.

Der Schein des Feuers, welches aus dem Thale aufstieg, beflügelte Marias Schritte. — Sind die Bösewichter auch bis zu meiner stillen Hütte gedrungen?! — rief Stephan händeringend — O, mein Herr, mein armer Herr! — Mein Vater! — jammerte Maria; die Füße versagten ihr den Dienst. — Ich kann nicht mehr, Geliebter! meine Kräfte schwinden! — rief sie Götz zu — Ach, nur einen Trunk Wasser!

Nur noch einige Schritte, — tröstete Götz — und wir sind auf der Höhe, von wo wir hinunter in's Thal sehen können. Vielleicht ist unsere Furcht ungegründet, vielleicht ist es eine andere Hütte, welche ein Zufall

angezündet! — Stephan war indeß, der Gegend wohl kundig, seitwärts in den Wald gelaufen, Wasser zu holen.

Jetzt nahten sie der Höhe — die letzten Kräfte strengte Maria an — Angst, Furcht und Hoffnung trieben sie vorwärts; sie eilte Allen voraus. Noch ehe sie den Vater vor sich liegend erblicken konnte, sah sie schon die brennende Hütte; der Schreck überwältigte sie, sie sank ohnmächtig zu Boden. In diesem Augenblicke brachte Stephan Wasser, erblickte seinen Herrn und stürzte über ihn. — Euch habe ich verlassen in Noth und Tod! rief er aus. Alles gerieth bei diesem Anblicke in Verwirrung, und kaum hatte Götz noch so viel Besinnung, ihm zuzuflüstern: Um Gottes willen nennt nicht den Namen Eures Herrn! Zehntausend Gulden stehen auf seinen Kopf, und auch der meinige ist dann in Gefahr! — Er eilte dann zu Maria zurück, spritzte das kalte Quellwasser in das Gesicht der Ohnmächtigen, und sagte einem Diener etwas leise in's Ohr, während es Stephan gelang, seinen Herrn in's Leben zurück zu rufen. Als dieser die Augen aufschlug und, wie aus einem Traume erwachend, den treuen Diener staunend ansah, raunte ihm dieser schnell, aber leise zu: Um aller Heiligen willen, Herr, verrathet Euch nicht, nennt nicht Euren Namen! — Herr Rittmeister! — sagte er dann, sich zu Götz wendend, — nun sorgt für Beide. Jetzt ruft mich meine Pflicht da hinunter zu meinem Weibe, zu meiner brennden Hütte und zu Fräulein Jakobine; bald bin ich wieder bei Euch!

Auch Maria schlug nun die Augen auf, und, o Wonne des Wiedersehens; als sie ihren Vater erblickte, dieser sie in seine Arme schloß und Gott inbrünstig dankte, daß er ihm wenigstens ein Kind gerettet habe.

Noch ehe Maria die Augen aufgeschlagen hatte, war durch den Diener, welchem Götz heimlich die nöthigen Befehle gegeben, die Begleitung von diesem Unglücksplatze entfernt worden. Die Soldaten waren rings umher zur Wache ausgestellt, die Diener zu den Rossen geschickt, welche unweit Saidorf ihres Herrn harrten. Nur Georg, sein Leibdiener, blieb bei ihnen, und auch diesen schickte Götz dem Stephan nach, um so bald als möglich Nachricht von Jakobine und dem Verlaufe der unglücklichen Begebenheit zu erhalten; denn der Vater war, trotz seiner Angst, trotz seiner Sehnsucht, nicht im Stande, in's Thal hinunter zu steigen, der Schreck hatte ihm die Kräfte genommen, er war wie gelähmt.

Bald kehrte Georg mit Stephans Weibe zurück, das er schon auf halbem Wege gefunden hatte. Kein Feind, keine Kroaten hatten die Hütte angesteckt; Jakobine hatte wahrscheinlich die Brautfackel anzünden wollen, während die Alte längs dem Waldbache ängstlich und besorgt ihrem Manne entgegen gegangen war. Jakobine hatte, so berichtete die Frau, die Hütte gar herrlich mit Blumen und Zweigen ausgeschmückt, sich fröhlich vor die Thür gesetzt und dort den Bräutigam erwartet — dann, als er nicht erschien, hatte sie traurig vor sich hin gesehen, war bald wieder aufgesprungen

und hatte ausgerufen: Sieh nur, wie herrlich seine Fackel leuchtet; o könnt' ich doch auch ihm so entgegen leuchten! — Sie habe nicht darauf geachtet, sei ihnen entgegen gegangen, und als sie sich gewendet, habe die Hütte in hellen Flammen gestanden.

Und?! rief der Vater, dem die Furcht die Frage nicht beenden ließ.

Und brennt noch! sagte die Alte schluchzend.

Und wo ist — rief Maria — Wo ist Jakobine?! rief vor Angst vergehend der Vater.

Das weiß ich nicht! — erwiderte die Alte — Alles stand in Flammen, nichts konnte ich retten. Ich rief das Fränlein — sie antwortete nicht — ich habe sie vergebens gesucht!

Schweigend standen Alle, vor sich hin starrend. Keiner wagte das Auge zu heben; kein Laut, kein Seufzer stöhnte, eng gepreßt war die Brust. Maria, die letzten Kräfte zusammen raffend, wollte hinunter zu der Schwester. — Ihr kommt zu spät, liebes Fränlein! — rief das Mütterchen — hat sie Gott nicht gerettet — so ist's um sie geschehen! — Auch Götz hielt sie zurück. Da sank Maria vor dem Kreuze nieder, schlug flehend das Auge auf zum Erlöser, und die erste Thräne rollte über ihre Wange. Mit diesem lindernden Thau wurden dem Schmerz die Worte wieder gegeben, und sie betete in stiller Andacht leise vor sich.

Doch Predaw trat finster neben sie. — Zu dem Richter flehe nicht! — rief er verzweifelnd, während eine tiefe dunkle Wolke sich vor die Scheibe des Mondes rollte. — Zu dem flehe nicht, der kennt kein Erbarmen! Rings um mich läßt er die Flammen von Magdeburg aufsteigen, und dort! — rief er mit furchtbarer Stimme — dort unten aus der Tiefe hör' ich das Geschrei meines Kindes, das, wie dort Tausende, in den Flammen sein Grab fand, und ich bin hierher gebannt!

Frevelt nicht, Vater! — rief Götz — Frevelt nicht! Beugt Euch vor der Macht des Schicksals, es ruht in der Hand des Allmächtigen!

Maria schien auf des Vaters Rede nicht geachtet zu haben, ungestört betete sie fort. Die Wolke senkte sich immer tiefer, immer dunkler wurde der Horizont, und immer heller flackerten die Flammengluthen auf in der nächtigen Finsterniß. Da ergriff den Greis ein sonderbar Gefühl, als wolle es seinen Busen zersprengen; auf zum Kreuze mußt' er den Blick heben und zu den Wolken, und der Gedanke trat gewaltsam aus dem angstvollen Herzen auf seine Lippen hervor. — Herr! rief er aus und rang verzweifelnd die Hände — hörst Du die Stimme des Sünders? hörst Du, Erbarmer, noch meine Stimme?! Soll Hoffnung, soll Vertrauen zu Dir nicht ganz von mir schwinden, so lege dieses Heilige wieder in meine Brust, das mich einst aufrecht erhielt, wenn ich wankte! Gieb mich nicht ganz der Verzweiflung Preis!

Da fuhr aus der dunkeln Wolke ein Blitzstrahl herab, der Donner rollte im zehnfachen Echo durch das Felsthal, und von fern vernahmen sie

das Wiehern eines Rosses. Es war der treue Rappe, der seinen Herrn begrüßte; Stephan leitete ihn den Berg hinauf. — Das ist Alles, was ich retten konnte, Herr! — rief er dem Obersten entgegen — Die Hütte ist niedergebrannt; schon leckte die Flamme an dem Dache des kleinen Stalles, da wieherte das Roß mir freudig entgegen, ich band es los, und das treue Thier folgte mir durch Rauch und Flammen.

Und wo ist Jakobine?! rief Predaw, auf ihn zustürzend.

Jetzt, lieber Herr! — fuhr er fort, nachdem er sich eine Weile abgewendet hatte, die Thräne zu verbergen, und des Herrn Rede nicht gehört zu haben schien. — Jetzt habe ich kein anderes Obdach für Euch, als die Hütte des Bruders Theobald, unfern der St. Annen-Kapelle.

Wo ist Jakobine? unterbrach ihn der Vater.

In Gottes Hand! — entgegnete Stephan. — Dorthin laßt uns ziehen! fuhr er fort. — Es ist ein freundlicher alter Mann, hochgeehrt in der Gegend, und mein guter Freund, der uns nicht verrathen wird. Wollt Ihr, Herr Rittmeister, uns bewachen, während wir die Ruhe in der kleinen Klause suchen, so könnte es wohl von Nutzen sein, denn in jetziger Zeit thut der Schutz des Kriegers noth.

Dahin soll ich ziehen, und dort verließ ich mein Kind! rief Predaw. — Maria ergriff seine Hand und schritt den Berg hinab der rauchenden Hütte zu.

Dort findet Ihr kein Obdach, — sagte Stephan, sie aufhaltend, — auch Fräulein Jakobine nicht! — setzte er finster hinzu — ich habe sie dort unten schon überall gesucht! — Götz befahl nun seinem Georg, hier zu verweilen, bis die Diener kämen, und dann mit ihnen nach der St. Annen-Kapelle zu folgen, einige aber in's Thal und in den Wald zu senden, Jakobine aufzusuchen. Die Soldaten wurden einberufen. Predaw ging, von Soldaten unterstützt, weit von ihnen entfernt, und alle zogen nun schweigend nach der St. Annen-Kapelle zurück.

Als sie endlich bei der Kapelle angelangt waren — noch brannte Hirschberg — rasteten sie einen Augenblick auf den nemlichen Stufen, auf welchen Maria und Wilhelm in der Stunde des Abschieds gesessen hatten.

Hm! — brummte Stephan für sich und lehnte sich wieder an seinen Baum — Ein elend Ding ist doch der Mensch! Vor wenigen Stunden stand ich hier und bewachte die Beiden dort, damit ich das Fräulein sicher nach meiner Hütte zurückführen könnte, nun liegt sie in der Asche, und wir sind wieder hier! Dort sitzt mein Herr mit gefalteten Händen, niedergeschlagen, entmuthigt, wie ich ihn noch nie sah. Da sitzen die Beiden, seine Hand berührt nicht die ihrige, ihr Auge findet nicht das seine; sie sollten vereint sein und sind getrennt, und sitzen nun beisammen wie ein Paar Fremde. Und wo mag die arme Jakobine sein?! — Da unten schleichen im Gebüsche die Jäger unseres gnädigen Herrn, des Kaisers,

und wachen, damit einem Geächteten kein Schaden geschieht; selbst der alte Rappe scheint traurig. Nun, lege deinen Kopf nur nicht zu sehr auf meine Achsel, du altes treues Thier, und sieh nach meiner leeren Hand — ich habe kein Brot, keinen Hafer für dich; da unten habe ich ihn in den Flammen prasseln gehört, und bei dem Eremiten giebt's auch nichts für dich. Nur mein Weib ist noch wie es war, zupft mich immer am Wams, und möchte gern mit mir plaudern, hätte ich nur Lust dazu.

Zupfe, so lange Du willst! rief er endlich verdrießlich, ging zu den Andern und ließ das Mütterchen stehen, die das Stückchen Brot wieder in der Tasche verbarg, das sie ihm heimlich hatte zustecken wollen, und sagte zu Götz: Folgt mir in einem kleinen Weilchen! Ich will nur zum Bruder Theobald vorausgehen und ihm seine Gäste anmelden, damit der Alte nicht erschrecke. Hier dieser Weg führt hinunter; folgt nur immer dem Rauschen des Wassers, Ihr könnt nicht fehlen! Doch meine Alte ist ja bei Euch, die kennt den Weg zur Klause so gut als ich, sie wird Euch schon hingeleiten. Nun, kommt bald nach! — Er ging, ihm nach das treue Streitroß, das er am Zügel führte.

Schweigend saßen die Andern an der St. Annen-Kapelle. Die Nacht war kühl; Maria wickelte sich in den Mantel, welchen Götz ihr umgeworfen hatte. Es schien, als habe der Abschiedkuß die Liebenden auch jetzt noch getrennt; sie saßen entfernt von einander und sprachen kein trauliches Wort. In des Vaters Innerm aber war seit der grausen Scene am Kreuze eine mächtige Veränderung vorgegangen; in sich gekehrt war er wie immer, nur strahlte sein Auge in stiller Ergebung.

Als jetzt die Alte zum Aufbruche mahnte, Götz dem Diener noch einige Befehle gab, Predaw Marias Hand ergriff und dem Mütterchen folgte, sagte er plötzlich: Ist Jakobine uns vorangegangen, Maria! hat sie für mich in den Flammen gebüßt, wohl mir, wohl ihr! — Für dieses Leben hatte der Sturm ihre Blüthe entblättert; für jenes wird sie sich desto schöner entfalten. Friede ihrer Asche! Friede meinem Herzen!

Maria's Thränen brachen hervor. Die Trennung von der unglücklichen Schwester war ihr schrecklich, die Art der Trennung schauderhaft: mit ihr war jede Hoffnung dahin! Sie drückte dem Vater schweigend die Hand; er verstand den Druck. Jakobine's Tod hatte den Fluch unauflösbar gebunden.

Sie kamen jetzt zu Bruder Theobalds Klause und fanden schon Alles zu ihrem Empfange bereitet. Brot und Wein, und eine Schale mit frischen Waldbeeren luden sie freundlich ein, zu genießen, mehr aber noch das ruhig-heitere Gesicht des Waldbruders, der sie herzlich willkommen hieß — Eßt, liebe Herren! — sagte er im Eintreten — trinkt diese kleine Neige Wein — der letzte Rest, den ich noch von dem gnädigen Herrn des Kynast habe. Gott erbarme sich seiner Seele und verzeihe ihm im Himmel, was man ihm auf Erden nicht verziehen hat! Und Ihr, holdes Fräulein!

legt Euch hier auf meinem ärmlichen Lager zur Ruhe; frische Blätter, die mir mein kleiner Diener gestern Abend gesammelt, habe ich darüber gestreut. Das Lager ist hart, aber ein kindliches Gemüth, ein frommes Herz findet sich überall weich gebettet und schläft sanft!

Keiner aß, Predaw nur nahm einen Trunk Wein. Götz reichte Maria zum Abschiede die Hand und verließ mit Stephan die Klause. Maria legte ihr sorgenschweres Haupt zur Ruhe, und Bruder Theobald durchwachte mit dem Alten den übrigen Theil der Nacht. — Hier muß der Bruder das Herz des rauhen Kriegers dem Vertrauen zu Gott ganz geöffnet und den Vorsatz in ihm geweckt haben, durch fromme Handlungen und Buße das wieder so viel als möglich gut zu machen, was er im wilden Kriegerleben gesündigt hatte.

Als Predaw mit den ersten Strahlen der Morgensonne das Pförtchen der Klause öffnete, um mit dankbarem Gemüthe Gott für den Trost und die Beruhigung zu danken, die durch des Waldbruders fromme Rede ihm geworden war, fand er auf der Schwelle den alten Stephan, das Feuergewehr im Arme, ruhig schlafen; frei weidete das Roß. Das alte Mütterchen, an einem Stückchen trocknen Brot nagend, saß unter einem Baume und Götz ging in einiger Entfernung auf einer kleinen Wiese am Abhange des Berges hin und her, wie es schien, etwas erwartend. Bald kam auch ein Reiter gesprengt, stieg ab, gab ihm einen Brief, sprach dann eifrig mit ihm, und Götz eilte nun schnell nach der Klause, wo er Predaw fand und ihn bat, den Bruder Theobald zu rufen, während er den schlafenden Stephan weckte.

Als der Oberst mit dem Waldbruder heraus trat, sagte Götz mit Hast: Ehrwürdiger Bruder! sogleich wird mein Diener Euch Lebensmittel auf mehrere Tage bringen; verschließt Euch mit diesem Herrn und seinem Kinde in Eure Klause, lasset niemand ein, es sei wer es wolle, das Leben dieses Mannes hängt davon ab. Er ist ein Unglücklicher, ein Freund des edlen Schafgotsch, mehr brauch' ich Euch wohl nicht zu sagen! — Grüßt Euer holdes Kind! — sagte er nun zu Predaw — Lebt wohl! ich muß Euch schnell verlassen, meine Pflicht befiehlt es. Eilt fort in die Klause, geschwind, ehe es zu spät wird!

Und ich?! rief Stephan.

Du folgst mir mit Deinem Weibe und dem Rappen, der uns Alle in's Verderben stürzen könnte, träfe man ihn hier. Lebt wohl, Vater! Bruder Theobald, lebt wohl! — ich übergebe Euch das Theuerste, was ich auf Erden habe. Nun kommt! — Stephan küßte die dargereichte Hand seines Herrn, eine Thräne sank darauf. Es wurde ihm schwer, sich trennen zu müssen; er folgte nicht eher dem Mahnen des Rittmeisters und wich nicht von dannen, bis er seinen Herrn in die Klause treten und diese hinter ihm sich schließen sah.

Um Götz hatten sich seine Jäger und Diener versammelt, und auf Fußsteigen, die selbst Stephan nicht kannte, der auf die Frage: wohin es ginge, und warum man ihn von seinem Herrn getrennt? keine Antwort bekam, ging der Zug Berg auf, Berg ab, in der Richtung von Landshut, mit eiligen Schritten vorwärts.

Herr! — rief endlich dieser, als sie jetzt den Hainfall erreicht hatten, — eilt nicht so sehr, oder gebt mir Brot oder Hafer für mein Thier — das arme Roß kann nicht mehr; und stärker, oder gar mit Schlägen es anzutreiben, wäre mir unmöglich. Laßt uns einen Augenblick ruhen, hier ist Wasser, das arme Thier zu erquicken!

Nicht einen Augenblick dürfen wir verweilen! — rief Götz — Lieber laß uns das alte, unbrauchbare Roß todtstechen und hier vom Felsen hinab in das Wasser stürzen; — im Abgrunde findet und erkennt es niemand. — Michel! rief er einem Diener zu — stich das alte Roß nieder und stürz' es da hinunter!

Herr! — rief Stephan wüthend, ergriff sein Feuergewehr und trat vor den Rappen, — ehe ich das erlaube, seht — so wage ich Alles!

Da tönte ein Jagdhorn in der Ferne. — Rasender Mensch! — rief Götz — das Pferd kann Deinen Herrn, kann Maria verderben! Willst Du ein treuer Diener sein, so hindere meine Leute nicht, opfere das alte Roß und folge uns schnell!

Tödten? nein, wahrlich, das duld' ich nicht! — sagte Stephan bestimmt — es entstehe was da will! Aber hier ist schönes Gras, hier frisches Wasser! — Er nahm den Zügel von des Pferdes Kopf. — Deine Freiheit will ich dir geben, dich verlassen, wie ich meinen armen Herrn verlassen mußte; und nun lebe wohl, du alter Freund in Noth und Tod! leb' wohl! — Er klopfte dem Thiere traurig den Hals und folgte den Andern, die schon bei dem nahenden Rufe der Waldhörner durch das Dickicht vorangegangen waren.

Als sie das Thal durchschritten und die jenseitige Höhe erreicht hatten, wendete sich Stephan noch einmal. Traurig hob der Rappe den Kopf in die Höhe und wieherte. — Du rufst mich, alter Gefährte! — rief Stephan — Schweig', ich darf nicht kommen! — Hinter der Höhe verschwand er.

Einsam stand nun das verwundete Roß in der Wildniß, gras'te längs der Quelle, streckte den Hals weit vorwärts und schien den treuen Pfleger zu suchen. Plötzlich spitzte es die Ohren, hob witternd den Kopf in die Höhe und trabte, so gut es konnte, dem Fußsteige zu, auf welchem jetzt ein Hirsch im vollen Laufe angesetzt kam. Ihm folgten die Hunde und zwei Reiter. Der Hirsch jagte am Rosse vorbei, stürzte sich über die Klippen des Hainfalles in die Tiefe, und zerschlagen lag er unten. Die Jäger folgten, stutzten an dem jähen Abhange und riefen die Hunde ab.

Nichts glückt mir doch heute! — sagte der Eine, welcher der Herr zu sein schien, während der Andere die Hunde zusammenkoppelte. — Da

liegt das Thier und hat das Genick gebrochen; laß die Hunde los, Kurt! führe sie hinunter, sie mögen ihn zerreißen! — Doch sieh! — rief er plötzlich — was für ein Pferd steht hier, verlassen, verwundet, ohne Zügel? Sonderbar! Wie? — rief er erstaunt — ist das nicht Predaw's Streitroß? Bei Gott, es ist's! Der blaufammetne Sattel, die Bügel, wonlit ich ihm auf dem Kynast ein Geschenk machte — es ist's, und sein Herr sicher in der Nähe! — Kurt! — rief er laut, und das Echo gab vielfach den Ruf wieder — Kurt, laß die Hunde! — Auf, sammle die Meinen, biete den Kroatenhauptmann in Seidorf auf zur Menschenjagd! Predaw ist hier und Jakobine; er soll sich im Walde zerstreuen, wen er trifft, einfangen und mir bringen. Fort, was zauderst Du?!

Herr! — sagte Kurt mit bebender Stimme — ich dachte an den alten Jäger, der gestern beim Brande von Hirschberg, als seine Tochter ihre Schande durch freiwilligen Flammentod geendet hatte, zu Euch trat, um Rache flehte, Ihr ihn hart von Euch wieset, und er ausrief: „Rächt das Gott nicht, so bin ich der Rächer!" Durch die Flammen sich stürzend, entging er Eurem Zorn. Ich dachte an die fürchterliche Stunde von gestern, an das Geschrei der Weiber und Kinder, an die wüthende, verzweifelnde Gegenwehr der Männer, an die gräulich zerstörte Stadt; das war ein furchtbares Freudenfeuer!

Ich gab den Befehl nicht aus Uebermuth, — sagte, düster vor sich hinblickend, der Andere. — Wer hieß die Thoren zwei meiner Leute um einer Kleinigkeit willen ermorden!

Freilich eine Kleinigkeit! — rief Kurt lachend — Was machten die Narren auch für ein Wesen aus der Ehre einer Jungfrau!

Schweig! — rief der Herr zornig — Fort, und thue was ich Dir befehle; hier findest Du mich wieder! — Der Diener gehorchte. Der Reiter stieg ab, band sein Pferd an einen Baumast, setzte sich auf einen Stein und sah hinunter in den steilen Abgrund den Hunden zu, welche den verwundeten Hirsch zerrissen. Doch plötzlich wendete er seinen Blick von dieser grausen Scene. — Soll ich denn ewig nur an solchen Schauspielen mich erfreuen? — sagte er finster — soll ich mich denn immer nur am Blute laben, bis es auch mit mir blutig endet? — Statt sah er vor sich nieder und saß schweigend, sinnend da; nur das eintönige Plätschern des Wassers unterbrach die todte Stille, unten wütheten die Hunde in ihrer Beute. Da klatschten über dem Jägersmanne die Flügel eines Geiers, der hoch in der Luft in langsamen Kreisen ihn umschwebte. Der Jäger gewahrte ihn, legte seine Büchse an, und der Geier sank todt zu seinen Füßen. — Du wolltest die Beute theilen! — rief er hohnlachend — armer Tropf, da nimm dein Theil! — Er schleuderte ihn zu den Hunden hinab, die erschreckt aus einander fuhren. — Wie die Menschen! — rief er — Einer flieht vor dem Andern, ein Räuber fürchtet den andern. Und vor wen fürchte ich mich?! — rief er jetzt aufspringend — vor

welchem menschlichen Wesen würde ich erbeben? — Vor mir?! — rief er aus und fuhr vor dem Quell zurück, der ihm sein Bild wiedergab. — Hu, vor mir selbst! — Er wendete sich ab von dem Quell, und hinter ihm stand ein menschliches Wesen, vor welchem der Stolze noch mehr erbebte; Jakobine stand hinter ihm mit fliegenden Haaren, zerrissenem Gewande, das Schwert fest unter den Arm gedrückt.

Jesus Maria! — rief er aus — Du hier?! — Staunend sah ihn die Jungfrau an. — Du, die ich so lange gesucht, meiner Sehnsucht Ziel, Du hier?!

Heinrich! rief die Jungfrau, ihn plötzlich erkennend, und als ob mit diesem Blicke die irren Sinne sich geordnet hätten, reichte sie ihm freundlich die Hand, strich sich die wild flatternden Locken von der Stirne, und fragte ihn mit sanfter Stimme: Woher kommst Du, Geliebter?

Und, woher Du, Jakobine? sagte Heinrich Götz, sie umschlingend.

Ich glaube — Dich zu suchen, stürzt' ich aus einem brennenden Hause —

Du warst in Hirschberg? fragte er, sie starr anblickend.

Wo ich war, weiß ich nicht mehr genau. Aber sieh doch nicht so wild auf mich, mein Geliebter! ich fürchte mich vor Dir; Deine Blicke bohren sich tief und schmerzhaft in mein Inneres! — Sie wand sich sanft aus seinen Armen, doch ruhte ihr Blick sehnsuchtvoll und innig auf des Mannes herrlicher Gestalt.

Auch Götz betrachtete sie genauer. — Der sonderbare, zerstörte Anzug, das lose, flatternde Haar, die Gluth ihrer Blicke, Alles weckte die wilde Leidenschaft wieder auf; schöner, lockender hatte er sie noch nie gesehen. Sein Auge ruhte immer noch glühend auf ihr; da erröthete die Jungfrau, hüllte sich in ihren zerrissenen Mantel, und bat Götz mit weichem Tone, sie zu ihrem Vater zu geleiten.

Wo ist er? fragte Götz schnell.

Wo er ist? — wiederholte, wie aus einem Traume erwachend, das Mädchen. — Kann ich mich doch nicht darauf besinnen, mein Geliebter!

Nicht besinnen?! rief dieser heftig; doch schnell faßte er sich. — Wir wollen zu ihm, Jakobine, um seinen Segen bitten; komm! Ruhe nur erst einen Augenblick hier, bis meine Leute zurückkehren, dann folge ich Dir!

Aber wohin soll ich? — fragte Jakobine, immer noch sinnend. — Ich bleibe bei Dir, mein Bräutigam! — fuhr sie fort und schlang ihren Arm zutrauensvoll um seinen Nacken — Es war wohl nur ein böser Traum — nicht wahr, mein Heinrich? — Sie sah ihn noch einmal staunend an, dann schmiegte sie sich sanft an ihn. Da drückte er die Jungfrau mit wilder Gluth an sein Herz, seine Lippen brannten wie Feuer auf den ihrigen. Sie glühte erzitternd, ihr Busen klopfte mächtig dem seinen entgegen. Aber schnell entriß sie sich seinen Umarmungen, faßte

nach ihrem Schwerte — fest hatte es Stephans sorgsame Hand in die Scheide gebannt. Noch einmal umfaßte sie Götz. Da warf sie sich am Rande des Felsens, da, wo der Hainfall sich schäumend über Klippen jäh hinabwälzt, auf ihre Kniee. — Erbarmen! — schrie sie händeringend — Erbarmen! — So wahr das Auge Gottes auf mich blickt, so gewiß stürze ich mich in den Abgrund hinab, berührt mich noch einmal Deine Hand!

Götz trat erschrocken zurück und sah verwundert auf die Jungfrau, die mit wildem, verzweiflungvollem Blicke, in der heftigsten Wallung, an dem steilen Rande des Abgrundes kniete; die leiseste Bewegung, und sie stürzte hinab.

Beide schwiegen; Jakobine, die Hände gen Himmel hebend — Götz, sie zürnend betrachtend. Da lockte ihn noch einmal die Begierde, noch einmal nahte er, sie zu umfassen. — Zurück! schrie sie, beugte den schlanken Leib rückwärts über den Abgrund, mehr und immer mehr — sie schwankte. — Jetzt — Barmherziger Gott! — schrie Götz und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht — Um aller Heiligen willen, Jakobine! halte ein — ich rühre Dich nicht an!

Da unten ist es auch fürchterlich! sagte diese gelassen und blickte in die Tiefe hinab, während Götz nach seinem angebundenen Rosse ging.

Nun wohl! — hub dieser endlich an — Ihr verstoßt mich, Ihr brecht den Schwur der Treue, zerreißt das Band, das uns für die Ewigkeit verbinden sollte; Eure Kälte stößt den Bräutigam zum zweiten Mal von Eurem Herzen. Nun wohl, so sei es getrennt! — Er ging, nahm sein Roß am Zügel, rief die Hunde von der Beute ab, und schien sich um die zitternde Jakobine nicht weiter zu kümmern, die, am ganzen Körper bebend, am jähen Abgrunde noch immer auf den Knieen lag. — Lebt wohl! — rief er noch einmal und warf den Zügel über des Pferdes Kopf — Wir sehen uns nie wieder!

Da hob sich Jakobine schnell empor; ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt schien verändert. Das zitternde Mädchen stand ernst, sinnend, mit majestätischem Anstande vor ihm; auf ihrem Antlitze schien eine Leidenschaft die andere zu vertreiben, ihr Inneres war im Kampfe. Jetzt setzte sie bedachtsam den einen Fuß vorwärts und sah mit funkelnden Augen nach dem Geliebten. — Lebt wohl, Jakobine! sagte dieser noch einmal und faßte den Bügel. Da sprang sie auf ihn zu — Nimm mich mit, mein Heinrich! — rief sie aufschreiend — Ich folge Dir!

Glück auf! rief Götz, hob sie auf das Roß und jagte mit seiner Beute davon.

Fest schlang sie ihren Arm um seinen Leib, duldete seine Küsse, die sie glühend erwiderte. Und als nun das Roß im wilden Jagen dahin flog, die Meute bellend und wild um sie herſprang, hob sie sich im Sattel hoch in die Höhe, wild flatterten ihre Haare im sausenden Winde, die

gehobene Rechte durchkreuzte nach allen Richtungen die Luft, und mit wildem Jauchzen sang sie:

Ueber Stock und über Gestein,
bei des Mondes verbleichendem Schein,
reitet der Jäger im Walk.
Heisa! Hurrah! so schallt's durch die Luft,
und aus finstrer, verborgener Kluft
tritt eine nächt'ge Gestalt.
Trauter, mein Trauter! warum vor mir flieh'n? —
Hörst Du den wüthenden Jäger nicht zieh'n? —
Hörst nicht sein kreischendes Horn?

Jakobine! — unterbrach Götz ihren gellenden Gesang — Schweig, Liebe! Du singst das grausige Lied so widrig, daß ich Dich bitten muß — Ohne weiter auf ihn zu achten, fuhr dieselbe fort:

Hoch', wie er heult, der wüthende Troß!
Nimm Dein Feinliebchen mit auf Dein Roß,
und gieb dem Rappen die Sporn!

Jakobine! rief Götz noch einmal in rauhem, unmuthigem Tone; doch sie schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

Und wie der sausende Pfeil in der Luft,
setzte der Rappe hoch über die Kluft,
durch das Dunkel der Nacht.
Bis an des Bergstroms felsigen Rand
kam das Getümmel ihm nachgerannt,
folgte die wüthende Jagd.
Heisa! —

Jakobine! — rief noch einmal Götz und schüttelte mit kräftiger Faust die wilde Sängerin — bist Du wahnsinnig?!

Das Mädchen schwieg, sah ihm fest in's Auge, und die Wildheit ihrer Blicke verschmolz nach und nach in Schwermuth. — Mein Vater hat es oft leise zu meiner Schwester gesagt, ich wär' es, — antwortete sie traurig. — Glaub' es aber nicht, lieber Heinrich! — fuhr sie bittend fort — Glaub' es nicht!

Jakobine! — rief Götz, das Blut starrte in seinen Adern, die Hand hielt des Rosses Zügel an. — Was sagst Du?

Ja, mein wilder Bräutigam! — rief sie aus und schlang beide Arme fest um den Reiter — Wenn ich träume, bin ich es nicht; da kommst Du immer zu mir, und mit Deinem Schwerte scheuchst Du die bösen Geister von mir, und ich bin dann ruhig, zufrieden, glücklich. Wenn Du mich aber dann stürmisch umschlingst, und, wie in Zittau, glühend an Dich drückst, dann kommen die bösen Geister wieder, mein Vater sieht dann starr auf mein geschlossenes Auge — Du fliehst — ich erwache. Dann — ja dann? — Dann nennen es die Andern meinen Bräutigamstraum, und der Bräutigam ist mir doch entflohen!

Noch immer sah Heinrich Götz das Mädchen an, das, bitterlich weinend, sich immer fester an ihn schmiegte. Der Schreck lähmte seine Kraft. — Wahnsinnige! — rief er endlich — laß mich los!

Als der Knab' ein Röslein wollte brechen,
ritzt' er an dem Dorn die freche Hand —

sang sie leise vor sich hin und hielt ihn immer stärker. Götz versuchte, sich von ihr loszuwinden, aber stark und kräftig hielt sie ihn umfaßt; er rang vergebens mit ihr, keine Gewalt, kein Bitten half. Sie sang einige Stellen aus alten Balladen und drückte ihn immer fester an sich. Da faltete der Listige seine Hände zum Gebete und sagte leise, doch so, daß es Jakobine vernehmen konnte: Vater im Himmel! nimm Dich der Unglücklichen an, laß Deine Engel ihre schützenden Fittigel über sie breiten! — Und auf das Gebet lauschend, ließ die Jungfrau ihre Arme sinken, faltete die Hände und sagte leise vor sich: Nimm Dich ihrer an, Gott im Himmel!

Fahr' hin, wohin Du willst, Wahnsinnige! rief Götz, indem sein kräftiger Arm sie von sich schleuderte. Doch im Fallen faßte ihre Hand den Zügel, hielt ihn fest, und als das Roß, scheu geworden, bäumte, hob es die Gefallene mit sich in die Höhe, denn den Zügel ließ sie nicht fahren.

Mein Heinrich! — rief sie — verlaß mich nicht, bleib' bei mir! Ich will Dir Alles verzeihen, nur bleib' bei mir! Die Hochzeitfackel brennt unten im Thale, komm mit mir, Geliebter!

Wahnsinnige, laß los! rief Götz.

Nur im Tode! rief Jakobine, und griff nach dem Dolche.

Laß los, Tolle! rief Götz noch einmal, und griff nach seinem Schwerte. — Reize mich nicht zum Verbrechen!

Sie aber hielt den Zügel fest. — Die Engel schützen mich! sagte mit Ruhe die Jungfrau, sanft nach ihm aufblickend. Da fiel im Dickicht ein Schuß. Das Roß that einen Satz — Götz sank zusammen und stürzte zu Boden.

Blut quoll aus der Wunde der Brusthöhle. Jakobine kniete neben ihm, riß den seidenen Mantel in Stücke und legte diese auf die blutige Stelle; aber immer heftiger strömte das Blut hervor, sie konnte es nicht stillen. Kalter Angstschweiß rieselte von ihrer Stirn. — Das sind keine Rosenblätter aus meinem Kranze! sagte sie nun traurig und sah sich ängstlich um, ob niemand da sei, ihr beizustehen; und dicht hinter ihr stand ein langer, hagerer Mann im grünen Jagdkleide, die Büchse im Arme — höhnend sah er auf den Daliegenden.

Ein schlechter Schuß! — rief er aus — Das Herz nicht getroffen, und das war doch mein Ziel!

Still, still! — sagte Jakobine und winkte dem Grünrocke — Mein Bräutigam schläft, weck' ihn nicht auf, er zürnt sonst. Stille nur das Blut!

Wär' es nicht Wohlthat, ihm den Rest zu geben? — sagte der Jäger, ohne auf Jakobine zu achten. — Das Herz muß ich treffen, das harte, erbarmenlose! — Er ladete ruhig seine Büchse, schüttete Pulver auf die Pfanne, und klopfte die Lunte ab. Jakobine bemerkte dies Alles nicht — sie war zufrieden, daß der finstere Mann schwieg. Jetzt legte er an, zielte genau auf das Herz, und als er die Lunte hob, schlug Götz die Augen auf, und sah starr mit gebrochenem Blicke nach ihm hin. Der Jäger nahm das Gewehr von der Backe, stemmte es wild auf die Erde. — Kennst Du mich?! rief er dem Verwundeten grimmig entgegen.

Seht, Ihr habt ihn geweckt! sagte Jakobine zürnend.

Kennst Du mich? wiederholte mit furchtbarem Tone der Mann.

Ich kenne Dich! — sagte Heinrich Götz mit matter Stimme — Vollende!

Noch nicht! rief dieser höhnisch, während Jakobine ein Stück ihres Mantels nach dem andern auf die Wunde legte und einen Stein unter Götz's Kopf schob. Siehst Du dort den Rauch? — rief der Grimmige — Es sind die Trümmer von Hirschberg! — Hörst Du das Geschrei? Es ist das Klagegeheul der Unglücklichen! — Götz stöhnte leise. — Hörst Du das Stöhnen der Sterbenden? — Es ist der letzte Todesseufzer meiner Tochter, die sich in Flammen rein wusch von der Sünde! — Hörst Du dies? Es sei Dir Deines Pfaffen Gebet in der Stunde des Todes!

Ende! rief Götz, sich aufrichtend.

Nein! — rief Jakobine — er ist mein Bräutigam, wir gehen noch zum Altare!

Ende, Rachegeist! schrie Götz mit der letzten Kraft auf. — Der Jäger legte an; doch schnell, wie die Gazelle der Wüste, sprang Jakobine auf, faßte seinen Arm, und seitwärts ging der Schuß in den Wald.

In diesem Augenblicke ließen sich von allen Seiten Götz's Diener und Reiter sehen. Der Jäger sprang rasch die Klippen hinab, kein ihm nachgesandter Schuß traf ihn; er entkam.

Bringt mich in irgend eine Hütte! befahl Götz nun den Seinen, hob die linke Hand und reichte sie Jakobine. — Du — folge mir. — Sein Auge schloß sich wieder.

Die Diener flochten eine Trage von Zweigen, legten ihn darauf und zogen mit ihm in den Wald. Jakobine ging ihm zur Seite, pflückte alle Blumen, die sie am Wege fand, und schmückte den Schlummernden damit.

Während Wilhelm, dem bestimmten Befehle seines Vaters zufolge, nach Landshut ritt und seinen Bruder vermied, von dem er erfahren hatte, daß er heute im Walde jagte, saßen Predaw und Maria in der Klause des Bruders Theobald in ängstlicher Sorge. Die brennende Hütte, Jakobine, standen vor ihrem Blicke, und es bedurfte sehr des Trostes vom

Waldbruder, um ihnen das herrliche Vertrauen zu Gott zu erhalten. Da pochte es an die Thür der Klause.

Macht auf! — rief eine männliche Stimme — es naht ein Verwundeter! — Niemand regte sich in der Hütte; Maria zitterte heftig. — Um Gottes Barmherzigkeit willen! — rief noch einmal die nemliche Stimme — öffnet, oder ich brauche Gewalt.

Dort hinein in jenes Kämmerchen! — sagte leise Bruder Theobald — Verriegelt die Thür, und überlaßt mich meinem Schicksale! — Ein Getöse von Menschen und Pferden ward draußen gehört.

Oeffnet! rief eine andere Stimme, und zugleich dröhnte ein Kolbenschlag an die Thür; eine weibliche Stimme rief draußen: Macht auf die Pforte des Hochzeithauses, ich will mit meinem Bräutigam einziehen!

Jakobine! schrie der Vater laut auf, und Gefahr und Alles vergessend, stürzte er nach der Thüre, und ehe Theobald es hindern konnte, hatte er sie geöffnet. — Mein Kind! schrie er auf, und schloß Jakobine in seine Arme, die schnell die eine Hand auf seinen Mund legte, während die andere nach dem Verwundeten zeigte. Leise raunte sie ihm zu: Still, Vater! Seht Ihr denn nicht, daß er schläft?

Man trug nun Heinrich Götz in die Hütte; Maria hatte Bruder Theobald in das Kämmerchen verschlossen.

Der Klausner brachte schnell ein Fläschchen mit starkem Geiste, indeß ein Diener aus seiner Jagdtasche alles Nöthige zum Verbande hervorholte, und Predaw schützend vor die Thür der Kammer sich stellte. Jakobine setzte sich auf einen Schemel und sah unverwandten Blicks auf den Verwundeten, welcher jetzt wieder Zeichen des Lebens gab.

Still! — rief das Mädchen — weckt ihn nicht auf; die Hochzeitgäste sind noch nicht da, und mir fehlt noch der Brautkranz!

Als Götz nun die Augen aufschlug und staunend um sich blickte, sagte er mit schwacher Stimme: Ich fühle mich sehr schwach. Gotthold! reite zu meinem Bruder nach Landshut, bitte ihn, daß er zu mir komme. Du, Friedrich! reite nach dem Kynast zu dem ehrwürdigen Geistlichen, lad' ihn ein, in meiner letzten Stunde mir beizustehen, ich bedürfe seines Trostes. Ihr Andern verlaßt mich, kehrt nach Hirschberg zurück. Nur Du, Kurt, bleib' bei mir, mich zu verbinden, wenn es noch Zeit ist!

Während Kurt die tödtliche Wunde verband, sah Jakobine aufmerksam zu; Götz reichte ihr die Hand und entschlief.

Sorgsam wachte Jakobine an seiner Seite, sie verwandte kein Auge von dem Schlafenden, und lauschte aufmerksam auf jeden Athemzug. Da öffnete Predaw leise die Thür, Maria stürzte heraus und sank in die Arme ihrer Schwester, die sie sogleich erkannte und mit stürmischer Freude an ihr Herz schloß. Freundlich lächelnd zeigte sie Maria den Schlummernden, und bat sie leise, ihr doch Blumen zu bringen. Bruder Theobald ging schnell und kehrte bald mit einem Körbchen Blumen zurück, die er

Jakobine reichte, welche sie schnell überschaute. — Keine Myrte? fragte sie traurig und kopfschüttelnd den Waldbruder, und schüttete die Blumen in ihren Schooß.

Ihren Geliebten erwartend, hatte sich Maria an des Vaters Seite vor die Hütte gesetzt, und sah sinnend nach dem Wege, auf dem er kommen mußte. — Wenn er stirbt! — rief plötzlich Predaw vor sich hin und mit jedem Worte ward er heftiger. — Wenn er stirbt, habe ich Dich für ewig von Wilhelm Götz getrennt und Dich unglücklich gemacht! Dann irr' ich Geächteter durch Nacht und Dunkel. Vor mir zieht mein Gewissen, zu meiner Linken wankt meine trauernde, welkende Maria, zu meiner Rechten jauchzt die wahnsinnige Jakobine! Hinter mir prasseln die Flammen, Kinder und Greise wimmern, und der Jubel wilder Krieger mischt sich in ihren Jammer; Alles rollt hinter mir her und treibt mich in den Abgrund, den mein böser Geist mir öffnete!

Da tönte aus dem nahen Gebüsche das Glöckchen; ein Knabe trat aus dem Walde auf den grünen Rasenplatz vor der Klause und verkündete die Nähe des Allerheiligsten; der ehrwürdige Priester vom Kynast folgte, das Venerabile tragend. Predaw und Maria beugten ehrfurchtvoll ihre Kniee.

Der Geistliche segnete sie im Vorübergehen und trat in die Klause. Noch schlief Götz. Jakobine erhob sich beim Eintritt des Priesters und küßte seine Hand; Bruder Theobald begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und führte ihn in's Kämmerlein.

Vater! — sagte Maria, als der Priester eingetreten war. — Vernahmt ihr die heiligen Töne, welche in dem Augenblicke der Verzweiflung Euch entgegen hallten? Seht dort den bleichen Abendstern! verschwunden war er unserm Auge, nun tritt er wieder hervor, bleich, kaum daß wir ihn sehen und begrüßen können; doch mit jeder Minute wird er heller und heller, bis er wieder im goldenen Glanze strahlend vor uns steht. So auch des Menschen Gemüth. Trübt es das Schicksal, hellt es der Glaube wieder, und vertrauend erglüht es in seinem Strahlenlichte.

Der Vater drückte ihr innig die Hand und sah vertrauend auf das schimmernde Licht des Abendsternes, der bald im vollen Glanze ihm entgegen strahlte.

Als der ehrwürdige Priester mit Theobald aus der Kammer trat, fanden sie Jakobine, einen Kranz von Vergißmeinnicht in den Haaren, das Lager des Schlummernden mit den Wiesenblumen bestreut, zwei sinnige Maßliebchen aber an seinem Herzen ruhend. Rosen, Rosmarin und Nelken lagen noch unberührt im Körbchen.

Seht! — rief sie ihnen entgegen — hier meinen Kranz! — Doch in dem nemlichen Augenblicke erwachte Götz, sah sich mit Blumen geschmückt, und ein schmerzhaftes Lächeln zuckte um seine bleichen Lippen; er blickte freundlich auf Jakobine, die beglückt und zufrieden auf ihren Kranz von Vergißmeinnicht zeigte. Seinem alten Bekannten, dem Priester vom Kynast, reichte er mit ernstem Blicke die Hand, und bat nun die Uebrigen, ihn mit dem ehrwürdigen Herrn allein zu lassen.

Jakobine wollte nicht von seinem Lager weichen. — Herr! — sagte sie endlich dem geistlichen Herrn leise in's Ohr — wie könnt Ihr denn die Handlung ohne Braut verrichten? und die Braut bin ich! — Nur Maria's Bitte, die immer, gleich einem Engel, den bösen Geist der Schwester verscheuchte, gelang es, sie zu bewegen, mit ihr die Klause zu verlassen.

Während Heinrich Götz dem Pfarrer in der einsamen Hütte beichtete und sich zu der langen Reise reuevoll vorbereitete, stand draußen Alles in stummer Trauer. Endlich unterbrach Heinrich's Diener das Schweigen. — Es ist doch ein verdrießlich Ding um den Tod — ich glaube fast, er schlägt jetzt meinem Herrn während der Beichte sein Sündenbuch auf. — Wird doch der Wildeste zahm, wenn er am Rande des Grabes steht!

Wer? — rief heftig auf ihn zuspringend Jakobine — wer steht am Rande des Grabes? Von wem sprichst Du, Unglücklicher?! —

Bruder Theobald winkte Kurt; dieser verstand das Zeichen. — Von meinem Sohne! sagte er schnell.

Da bedaure ich Dich, armer Vater! — sagte die Jungfrau theilnehmend — Aber glaube es nicht, Dein Sohn stirbt nicht! — Hierauf sah sie ihm starr in's Gesicht. — Narr, ich kenne Dich! — fuhr sie fort — Du hast ja keinen Sohn, bist meines Bräutigams Diener, bist Kurt! — Begleitetest Du ihn nicht, als wir nach Zittau flohen? Ja, nun besinne ich mich! — Sie reichte ihm die Hand. — Du warst damals — Sie besann sich und bedeckte mit der flachen Hand die Augen.

Da wieherte ein Roß in der Ferne, und Wilhelm Götz sprengte den Berg herauf, hinter ihm der alte Stephan. Er sprang vom Pferde, drückte im Vorbeigehen Maria's Hand mit Heftigkeit, und mit dem Ausrufe: Mein armer Bruder! stürzte er in die Klause; Theobald folgte ihm.

Ich ließ Dich rufen, mein Bruder! — sagte Heinrich Götz, dem Hereintretenden die Hand reichend, — Dich und den guten Vater — wo ist er?

Er sendet Dir seinen Segen durch mich! sagte Wilhelm verlegen.

Er wollte mich nicht sehen! — rief Heinrich Götz schmerzlich — Seit Hirschbergs Brande hat mich der Vater verflucht — nicht, Wilhelm?

Nein, Heinrich! — „Bring' ihm meinen Segen und meinen Abschiedkuß!" rief er mir nach. — Ich bringe Dir beides!

Ich habe abgeschlossen mit der Welt! — unterbrach Heinrich Götz nach dem Versöhnungkuß das dumpfe Schweigen — Ich habe nichts mehr

zu wünschen, meine Stunden sind gezählt, und mein Leben steht grausenhaft vor mir und macht mir die letzten Augenblicke qualvoll — Ach, könnte ich doch nur mit einem guten Werke von hier gehen!

Die Gelegenheit dazu giebt er Dir! — sagte nun Wilhelm Götz — Der Himmel zeigt Dir einen Weg zur Versöhnung. Mein Glück liegt in Deiner Hand. In einer unglücklichen Stunde schwur Predaw, daß sein Fluch meinen Bund mit Maria so lange verfolgen werde, bis Du Jakobine Deine Hand gereicht.

Der Wahnsinnigen?! rief Götz schaudernd.

Der Wahnsinnigen durch Dich! sagte Wilhelm nicht ohne Bitterkeit. Und Alle würden glücklich, auch Predaw? — Und ich allein ginge der Verdammniß entgegen? — Sie, die Wahnsinnige, auf dem Sterbelager noch mein Weib? — Nein, nein! — Mich schaudert davor! — Da fiel sein Blick auf die Maßliebchen, die Jakobine an seine Brust gelegt hatte, er ergriff sie und sah nachdenkend auf die einfachen Blüthen. — Hm! sagte er vor sich — Sie hat mich treu geliebt, und ich war der Sturm, der die Blüthe ihres Lebens entblätterte. Sie hat mich treu geliebt in ihrem Wahnsinne, und ich war es, der ihre Sinne verwirrte. Vielleicht! — Vielleicht lösche ich diese Schuld wenigstens — und Gott könnte mir vergeben! — Es sei! — Ehrwürdiger Herr! — sagte er nun, sich zu dem Priester wendend, — segnet unsern Bund, und dann — betet für die Unglückliche — und für mich! —

Zwar ist es gegen meine Pflicht, — antwortete der würdige Geistliche — da, wo der Wille nicht frei, der Verstand gebunden ist, die heilige Handlung zu vollziehen; doch hier hört alle irdische Rücksicht auf, hier, wo das Heil der Seele mein reiner Zweck ist.

Wilhelm stürzte hinaus. — Maria! — rief er — Gott hat den Fluch gelöst; führe Jakobine zum Lager meines Bruders, der Segen des Priesters wird sie vereinen!

Aufmerksam hatte Jakobine auf jedes Wort Wilhelms gelauscht, und als Maria sich nahte, ihre Hand faßte und mit wehmüthigem Tone zu ihr sagte: Komm, meine geliebte Schwester! — der Vater sie heftig in die Arme schloß, da erröthete die Jungfrau und ordnete ihren Kranz. Aengstlich schlug ihre Brust, und als sie die Schwelle der Klause betrat, hielt sie zagend an. — Mir ist so sonderbar, Maria! — sagte sie nach einer langen Pause — Wohin führst Du mich?

Zu Deinem Geliebten! — sagte Maria, eine Thräne im Auge.

Ich schäme mich! lispelte ihr Jakobine leise zu. Da öffnete der Bruder Theobald die Thür, und sie schritt an Maria's Hand schüchtern hinein.

Heinrich Götz blickte ernst auf sie, die, mit dem Zauber bräutlicher Scham umflossen, reizend in ihrer Schönheit sich ihm näherte; sein Herz ward bei ihrem Anblick erweicht; er reichte ihr die Hand, welche sie, sich

vor ihm neigend, küßte, und während der ehrwürdige Geistliche nur wenige, aber ergreifende Worte sagte, stand sie bescheiden, hörte andächtig zu, und sagte dann mit zitternden Lippen ein leises „Ja!“

Als die Ceremonie, welche Heinrich's Gemüth tief erschüttert hatte, beendigt war, bog er sich mit der letzten Kraft nach Jakobine; sie neigte sich erröthend nach ihm und berührte nur leise seine Lippen. Götz drückte dann dem Vater, Maria und Allen die Hand, und bat, ihm zu verzeihen und ihn mit Jakobine einige Augenblicke allein zu lassen. Sie erfüllten seinen Wunsch und verließen die Hütte.

Wohl eine Stunde saßen sie draußen im Mondlichte. Stephan war hoch erfreut, da er von den Begebenheiten unterrichtet wurde, Götz und Maria schwangen sich auf in selige Zukunft, nur Predaw dachte an sein unglückliches Kind, und seine Freude war nicht schmerzlos. Da trat plötzlich die brennende Hütte vor seine Erinnerung. — Laßt uns zurückkehren in die Klause! — rief er ängstlich — mir bangt! — Er stürzte nach der Thür und öffnete sie. Da stand Jakobine im Kerzenglanze an ihres Gatten Lager und zerpflückte lachend den Vergißmeinnichtkranz, an dessen Stelle sie einen von dunkelm Rosmarin geflochten und in ihre Locken gewunden hatte. Heinrich Götz, einen Kranz von Rosen um seine Stirn, lag mit halbgeschlossenem Auge entschlafen zur ewigen Ruhe. Er schien nicht sanft entschlummert zu sein und den Frieden des Lebens nicht mit hinüber in das Reich des ewigen Friedens genommen zu haben.

Still, still! — rief Jakobine den Eintretenden bittend entgegen — Stört ihn nicht, er schläft; ich muß bei ihm wachen! Seht, mein Hochzeitkranz ist schon zerpflückt; einen von dunkelm Rosmarin habe ich mir gewunden, und diese Maßliebchen hat er mir selbst an meine Brust gesteckt, und indem er mich berührte, schauerte er zusammen und schlief ein. Stört ihn ja nicht, er schläft so sanft!

Ja, er schläft, um nimmer zu erwachen! — sagte Theobald — Friede seiner Seele!

So schweig doch, alter Mann! rief Jakobine zürnend. Doch als auch Wilhelm und Maria an das Sterbelager traten und weinten, als selbst der Vater die Thränen nicht mehr aufhalten konnte, da schwieg sie, setzte sich wehmüthig zu den Füßen des Bettes nieder, sah ihn unverwandt an und sagte endlich mit Unmuth: Ihr macht mich ganz traurig! Trübt doch an meinem Hochzeittage meinen frohen Sinn nicht, gönnt mir doch das Glück und weinet nicht; er wird schon wieder aufwachen!

Wilhelm nahte sich nun dem Verschiedenen und drückte ihm sanft die Augen zu.

Was machst Du?! — rief hastig Jakobine — Nun schläft er ja immer fester, und ich sehne mich so sehr nach seinem Erwachen — nun sind seine Augen fest, fest verschlossen!

Wilhelm sandte hierauf einen Diener nach Hirschberg, um Alles zum

feierlichen Begräbnisse zu ordnen. Im Felsthale, unfern der Klause begraben zu werden, diesen Wunsch hatte Heinrich gegen den ehrwürdigen Priester geäußert; man ehrte seinen Willen. Wilhelm ließ unten im Thale unter zwei hohen Fichten das Grab graben und sandte einen andern Diener nach Landshut zum Vater.

Jakobine blieb die Nacht über still in sich gekehrt neben der Leiche sitzen und ward immer unruhiger, da ihr Gatte noch nicht erwachen wollte. Einige Male sagte sie leise zu Maria: Ich weckte ihn gern mit einem Kusse; doch, Schwester, es grauet mir immer, so oft ich ihn nahen will! — Dann sah sie stundenlang stier auf sein geschlossenes Auge. — Er wacht nicht auf! — rief sie traurig — wenn mich der Vater so starr ansah, war mein Traum und Schlaf schnell vorüber!

Als der Morgen graute, Predaw mit Wilhelm Götz schweigend vor der Hütte saß und in die Gluth der Morgenröthe blickte, kam der alte Götz herangesprengt. Predaw sank in seine Arme, der alte Groll war vergessen, das Unglück ihrer Kinder hatte sie wieder vereint, und die Väter vermochten sich kein Wort zu sagen. Von seinem Sohne geführt, trat er in die die Klause, als eben Jakobine den Kranz an des Todten Schläfen ordnete, traurig die herabgefallenen Blätter sammelte und in ihrem Busen barg. Beide Töchter Predaw's in seine Arme geschlossen, stand er vor des Sohnes Leiche, sah ihn wehmuthvoll an, und sagte dann ernst, gen Himmel blickend: Richte ihn nach Deiner Barmherzigkeit, Vater des Erbarmens! — bog sich über ihn und küßte seine kalten Lippen.

Nun wird er doch aufwachen! sagte Jakobine still vor sich hin. Doch er erwachte nicht. — Was weinst Du, alter Mann?! — rief sie jetzt plötzlich und sah den alten Götz mit weitgeöffneten Augen an — Bist Du nicht — und in diesem Augenblick veränderte sich ihr ganzes Gesicht — Bist Du nicht sein Vater? —

Und ehe noch Götz antworten konnte, tönte von fern durch den Wald der Todtenmarsch der Trompeten. Dragoner kamen von Hirschberg, ihren Führer zur Ruhestatt zu geleiten. Und als die dumpfen Töne näher und immer näher kamen, zitterte Jakobine am ganzen Körper und faßte des Vaters bebende Hand. — Wer ruft?! — schrie sie auf — wer ruft mich mit dem Grabgesange?!

Da öffnete sich die Thür der Klause, und auf dem grünen Platze sah man den Zug der Reiter halten; die Trompeter bliesen ein Sterbelied, die Reiter theilten sich, und aus ihrer Mitte hob sich der schwarze Sarg, an Vergänglichkeit mahnend, hervor.

Todt! — schrie bei diesem Anblick die Wahnsinnige — todt, todt! — sank über den Erstarrten, küßte die bleichen, kalten Lippen und schlang krampfhaft ihre Arme um den Entschlafenen. So lag sie mehre Minuten,

und als sie sich erhob, mit starren Augen im Zimmer umherblickte, die Locken von der Stirn strich und rasch nach ihrem Herzen faßte, rief sie, wie aus einem langen Schlaf erwacht: Wo bin ich?! — Und als sie sich wendete, den Leichnam vor sich liegen, den Sarg draußen stehen sah, da faßte sie heftig nach der Hand des Todten, ergriff sie, drückte die Erstarrte an ihre bebenden Lippen und sank in sich zusammen. Der Tod hatte auch ihre Fackel gelöscht und mit ihr den brennenden Schmerz eines zerrissenen Herzens. Das Grab einte sie mit ihrem Gatten.

Nicht die kaiserliche Begnadigung, nicht das Glück, das Maria in den Armen ihres Wilhelms fand, konnten dem alten Prebaw die verlorne Ruhe ganz wiedergeben. Die Flammen von Magdeburg verfolgten ihn immer, immer sah er sein wahnsinniges Kind vor sich. Bei Rheinfelden, gegen Bernhard von Weimar, endete endlich eine feindliche Kugel sein düsteres Leben.

Noch sieht man in einem stillen Felsthale unweit des Kynastes ein Paar bemoos'te Hügel; die Sage verkündet, dort ruhe Heinrich Götz und Jakobine.

Ende des fünften Bandes.

Leipzig
Druck von Gieſecke & Devrient.

und als sie sich erhob, mit starren Augen im Zimmer umherblickte, die Locken von der Stirn strich und rasch nach ihrem Herzen faßte, rief sie, wie aus einem langen Schlaf erwacht: Wo bin ich?! — Und als sie sich wendete, den Leichnam vor sich liegen, den Sarg draußen stehen sah, da faßte sie heftig nach der Hand des Todten, ergriff sie, drückte die Erstarrte an ihre bebenden Lippen und sank in sich zusammen. Der Tod hatte auch ihre Fackel gelöscht und mit ihr den brennenden Schmerz eines zerrissenen Herzens. Das Grab einte sie mit ihrem Gatten.

Nicht die kaiserliche Begnadigung, nicht das Glück, das Maria in den Armen ihres Wilhelms fand, konnten dem alten Predaw die verlorne Ruhe ganz wiedergeben. Die Flammen von Magdeburg verfolgten ihn immer, immer sah er sein wahnsinniges Kind vor sich. Bei Rheinfelden, gegen Bernhard von Weimar, endete endlich eine feindliche Kugel sein düsteres Leben.

Noch sieht man in einem stillen Felsthale unweit des Kynastes ein Paar bemoos'te Hügel; die Sage verkündet, dort ruhe Heinrich Götz und Jakobine.

Ende des fünften Bandes.

Leipzig
Druck von Gieſecke & Devrient.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Sechster Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

Romantische Gemälde aus dem Leben Albrecht des Kriegers, Markgrafen von Brandenburg 3

Der Tag von Granson 325

Romantische Gemälde

aus dem Leben Albrecht des Kriegers,

Markgrafen von Brandenburg.

In der Herberge zur goldnen Gans zu Frohse, einem kleinen, einige Stunden von Magdeburg gelegenen Städtchen, saßen zwei adelige Kriegsleute an dem Tische und ließen es sich wohlsein. Die Diener hatten die Speisen schon abgetragen und nur noch die großen zinnernen, bis an den Deckel mit Frankenwein gefüllten Kannen standen auf dem Tische.

Sie schießen immer noch! — sagte der Eine, seinen rothen Knebelbart streichend. — Muß doch mit der Uebergabe noch nicht so rechter Ernst sein.

Hm! — erwiderte der Andere, der seinen linken Arm in der Binde trug. — Was kümmert's uns? Es ist doch Alles nur Spiegelfechterei, am wenigsten kümmert's Dich, der doch bei keinem Scharmützel zugegen war; mir haben die Städtischen anders zugesprochen. Aber sagen muß man, sie schlagen sich ächt adelig und man sollte meinen, jeder Hakenschütze habe seine sechzehn Ahnen aufzuweisen. Doch die gottlosen Burschen hast Du nicht kennen gelernt, Grumbach!

Und was hast Du bei der Bekanntschaft gewonnen? — erwiderte dieser vornehm lächelnd. — Einen lahmen Arm! Guter Mandelsloh, bei der Fehde ist nichts zu gewinnen.

Doch, doch Wilhelm, Ehre und Kriegsruhm!

Ehre? — spöttelte Wilhelm von Grumbach. — Hast Du sie nicht mit vor Magdeburg gebracht, wirst Du sie auch hier nicht gewinnen, dazu schlagen die aus der Stadt zu unhöflich drein und bei Gott! der Markgraf hat vollauf zu thun, das Gesindel abzuwehren; wo sich unsere Völker nur blicken lassen, sitzen sie ihnen auf den Hacken. Nun, wenn das Ding hier zu Ende ist, was dann? Bist Du um etwas Anderes reicher geworden, als um einen zerschossenen Arm? Wir ziehen heim, erhalten ein Gotteswohn mit auf den Weg und wenn es gut geht, einen gnädigen Blick und für unsere Knechte den rückständigen Sold. Den Gewinn stecken die Fürsten in die Tasche, für uns fällt nicht einmal ein Brosame von ihrem Tische ab. Solche Fehde lieb' ich nicht, und für solchen Lohn setze ich mein Leben nicht auf's Spiel, da muß etwas Besseres zu gewinnen sein. —

I nun, — sagte Ernst von Mandelsloh — Du verstehst dies Handwerk besser als ich; ich weiß nur mit dem Schwerte drein zu schlagen und muß deßhalb auch als ein treuer Diener meines Herrn meine Glieder

daran wagen. Du aber bist des Markgrafen Rath, hilfst ihm mit Deiner List und Deinen Praktiken mehr als ich mit meinem Arm und dafür wagst Du auch nur Deinen Kopf — nimm ihn in Acht, Wilhelm! — Doch ich höre Pferdegetrappel, gewiß wieder eine Botschaft, die einen ehrlichen Krieger den Mittagtrank nicht in Ruhe genießen läßt! — Dies brummend trat er an's Fenster und sah auf die Straße. — Was Henker! — rief er — was giebt's da? Frauenvolk! — Sieh' nur, Bruder, welcher Besuch Dir bevorsteht, denn Dir gilt er gewiß, Du warst von jeher ein Frauenknecht und bist es auch in Deinen alten Tagen noch — Sieh' nur!

Grumbach war aufgestanden und an's Fenster getreten, und sah hier zwei verschleierte Frauen, von einem Diener und mehreren Bewaffneten begleitet, von ihren Maulthieren absteigen und nach einigen an den Wirth gethanen Fragen in das Haus treten. Der Wirth kam kurz darauf in das Zimmer, um dem gestrengen Herrn von Grumbach anzuzeigen, daß die eben bei ihm eingetretenen Damen seine Gnaden zu sprechen wünschten.

So will ich mich nur entfernen! sagte Mandelsloh, seinen Becher und die noch volle Kanne dem Wirthe reichend, mit dem Befehle, es auf sein Zimmer zu bringen und ließ dem gebückten Manne nicht einmal Zeit, Grumbach's Antwort abzuwarten.

Dieser war von dem unerwarteten Besuche überrascht. Daß ihn kein freundliches Abenteuer hier im Feldlager vor Magdeburg aufsuchen würde, konnte er fast gewiß sein; er sann hin und her und sein sonst so scharfsinniger Geist wußte es nicht zu ergründeln. — Nun! — rief er endlich lachend — sind es doch Frauen, deren Besuch mir sonst immer willkommen war! — befahl dem wieder eintretenden Wirthe, die Damen herauf zu führen, strich seinen Knebelbart zurecht, warf einen flüchtigen Blick auf den kleinen, zersprungenen Spiegel, der an der grauen Wand hing, und erwartete nun, nicht ohne Spannung die Frauen.

Er mußte noch lange harren, ehe die Thüre sich aufthat und die beiden verschleierten Damen eintraten. Sie begrüßten ihn mit einer stolzen Verbeugung und schienen ihre Blicke fest auf ihn zu heften; doch sprachen sie kein Wort, so daß Grumbach Zeit genug gewann, auch sie genau zu betrachten; da aber Schleier ihre Gesichter verbargen, so konnte er nur ihre schönen Gestalten bewundern, obgleich auch diese von schwarzen, faltenreichen Gewändern bedeckt wurden.

Werthe Damen, die ich sicher schöne Damen anreden würde, hätte ich ihr Antlitz gesehen, — brach er endlich, ungeduldig werdend, das Schweigen — was ist Euer Begehr, was führt Euch in's Feldlager der Verbündeten? Habt die Güte, mir es kund zu thun, denn wahrlich, ich bin neugierig zu vernehmen, was Euch zu mir bringen könnte.

Ohne etwas hierauf zu erwidern, warf die Eine den Schleier zurück und ein ernster, feindseliger Blick traf aus zwei dunkeln, stechenden Augen

den Ritter, der sich mühte, aus den verblühten, aber noch immer schönen Zügen sich eine Erinnerung zurückzurufen.

Ihr scheint mich nicht zu kennen! — brach jetzt die Dame das Schweigen. — Ich glaub' es wohl, die Zeit verwischt mit schonungsloser Hand die blühenden Farben, gräbt Furchen und so wird die Erinnerung nicht geweckt. Auch Ihr, Wilhelm von Grumbach, habt Euch verändert, sehr verändert; jetzt würde es Euch schwer werden, ein Frauenherz zu erobern, nur noch mit List könnte es vielleicht gelingen, Euch hinein zu schleichen. Auch ich kenne Euch kaum wieder! Mir scheint Euer gelocktes, dunkelblondes Haar röther und struppiger, das große blaue Auge grünlicher und kleiner, sein Feuer stechender, brennender geworden zu sein und Eure Gestalt an Corpulenz, aber wahrlich nicht an Grazie gewonnen zu haben.

Nun bei Gott und dem Erzengel Michael! — unterbrach sie der Abkonterfeite — Auch Euch, Dame, scheint die Grazie und Liebenswürdigkeit, die vielleicht sonst in der Blüthezeit Euer Erbtheil war, nicht geblieben zu sein, denn Ihr beginnt mit einer sehr scharfen, eben nicht höflichen Zunge mich zu schildern, daß ich nicht begreifen kann, wer Euch das Recht giebt, auf diese Weise Euch bei mir einzuführen.

Diese! erwiderte die Dame hämisch lachend und warf den Schleier ihrer Begleiterin zurück.

Grumbach blieb starr vor Staunen. Dieses schöne, regelmäßig geformte Gesicht, diese dunkeln, schwärmerischen Augen, aus welchen die Glut des Südens strahlte, diesen lieblichen, zum Küssen geformten Mund glaubte er schon einmal irgendwo gesehen zu haben, doch ließ ihn ihr Anblick nicht lange in der Vergangenheit weilen, die Gegenwart war zu schön, sein Auge blieb auf dieser jugendlichen Gestalt gebannt, deren Blick gleichfalls fest auf ihn gerichtet war.

Dieser also ist er? sagte sie jetzt, sich zu der älteren Dame wendend, und in ihrem Antlitz drückte sich Unmuth und getäuschte Hoffnung aus.

Was soll ich sein, schönes Mädchen? — unterbrach sie Grumbach. — Für Euch, liebliches, holdes Wesen, könnte ich Alles, nur nicht Euer Feind sein.

Und doch seid Ihr es, — erwiderte sie stolz — denn Euer Anblick hat die Schmerzen meiner Brust nicht geheilt, nicht den trüben Gedanken, der mich seit meiner Kindheit so lastend begleitet hat, aus meinem Gedächtnisse gebannt.

Erklärt Euch deutlicher, denn ich verstehe Euch wahrlich nicht, Dame! sagte Grumbach unruhig werdend.

Von meiner frühen Jugend an — begann sie und ihr Auge ward immer ernster — fühlte ich mich ausgestoßen aus der Welt, meine Verwandten mieden mich, selbst die Gespielen meiner Kindheit ließen mich oft durch ihre Verachtung mein Elend fühlen; und wenn sie mir erzählten,

wie der Vater sie geliebkost, was er ihnen geschenkt, was er für sie gethan, that es meinem Herzen so wehe, daß ich vaterlos und ein fremder Name mir geworden war. Diese drückende Leere habe ich bis jetzt in mir getragen und da ich Euch sehe, ist sie nicht ausgefüllt.

Wie verstehe ich das? fragte Ritter Wilhelm mit Heftigkeit.

Daß bei dem Anblick meines Vaters mein Herz nichts fühlt und der Augenblick, den ich mir seit meiner Kindheit mit so heißer Sehnsucht herbei gerufen habe, kalt an mir vorüber gegangen ist.

Ihr seid? unterbrach sie Grumbach.

Die Tochter dieser Dame, Eure Tochter! sagte die Jungfrau kalt.

Franzeska! rief Grumbach, sich zu der Aelteren wendend; doch war es nicht die Freude des Wiedersehens, die diesen Ausruf hervorlockte, es war das Erstaunen, an das längst Vergessene auf so unangenehme Weise wieder erinnert zu werden.

Wilhelm! — nahm nun Franzeska das Wort — Ihr werdet Euch wundern, mich hier zu sehen. Ich war auch schon in Würzburg, Euch aufzusuchen, und hörte, daß Ihr bei dem Heere des Markgrafen wäret.

Und waret auf Rimpar bei meinem Weibe? fragte er, sie mit Heftigkeit unterbrechend.

Nein! — erwiderte sie. — Ich komme nicht, um Frieden zu stören, die Rache wäre zu klein. — Habt Ihr in diesem elenden Hause noch ein Gemach, — brach sie das Gespräch ab — so zeigt es mir an, damit Laurette sich, während wir mit einander reden, dahin begeben kann.

Grumbach öffnete seine Schlafkammer, und die Tochter, ohne Neigung zu zeigen, weiter an dem Gespräche Theil zu nehmen, trat hinein.

Setzt Euch! — sagte die Dame. — Nicht das, was geschehen ist, nur das, was Ihr thun werdet, wird meine Handlungsweise bestimmen. Hört mich an!

Als Ihr mich in Bologna mit meinem Kinde im Elende heimlich verließet, blieb ich einen Augenblick unschlüssig, ob ich Euch folgen und mich rächen, oder mein Schicksal ertragen und Euch verzeihen sollte; zu dem Letzteren hatte ich nicht Duldsamkeit und guten Willen genug, ich nahm daher meine wenige Baarschaft zusammen und zog gen Deutschland. Doch mein Schicksal wollte es anders! In Mailand hielt mich das Unwohlsein meines Kindes auf — ich verweilte dort einige Tage und es trieb mich in die Kirche zum Beichtstuhl — Ihr wißt ja, daß ich stets, selbst im wildesten Rausche der Welt den Himmel nicht vergessen kann — dort beichtete ich einem Priester meine Sünden und entdeckte ihm meine Schuld und mein blutiges Vorhaben. Er ermahnte mich zur Vergebung, stellte mir das Fluchwürdige einer solchen Handlung mit lebhaften Farben vor und beredete mich zu dem Versprechen, noch vierzehn Tage in Mailand zu verweilen, ehe ich meine Reise weiter fortsetzte. Der fromme Mann mochte ein guter Menschenkenner sein, denn trotz meiner reuigen Beichte

suchte ich auch in dieser Stadt die Vergnügungen auf, lebte in Lust und Freude und nach vierzehn Tagen war meine wenige Baarschaft zur Hälfte geschmolzen und mir nun nicht mehr möglich, Eure Heimath zu erreichen. Ich vertraute mich nun meinem Beichtiger, der mich täglich besuchte, und er empfahl mich einem jungen Nobile, der mich großmüthig unterstützte; ich war dankbar und vergaß bald meine Rache und Euch. Aber wie Ihr gethan, that auch er und verließ mich.

Ich lernte nun Euer Geschlecht kennen und verachten, — fuhr Franzeska nach einer Pause fort — sah ein, daß die Liebe eines Weibes nichts als ein tückischer, kurzer Traum sei, dessen Erinnerung ihr die kommenden Tage vergällt. Zu stolz, um Euch um Unterstützung anzusehn, meine eigene Schuld tief genug empfindend um nicht mehr an Rache zu denken, suchte ich durch das, was Ihr mich gelehrt, mein Leben zu fristen, und einem so trefflichen Lehrmeister hat die Schülerin Ehre gemacht. Ich habe, Euerm Geschlechte zum Verderben, mit meinem Pfunde treu gewuchert; doch da die Natur jedem sein Ziel setzt, auch mir, so versiegte mit meinem Welken die Quelle. Was ich bedachtsam erworben, hatte ich leichtsinnig vergeudet, und da ich nichts mehr hatte und keine Mittel mehr, Etwas zu gewinnen, mußte ich meinen Stolz beugen und beschloß, mit meinem Kinde zu Euch zu ziehen, und fordere Euch hiermit auf, für mich und Laurette zu sorgen.

Nach dem, was Ihr mir aus Euerm Leben erzählt habt, finde ich dies eine sonderbare Zumuthung, — unterbrach sie Grumbach unwillig. — Wer gibt mir die Gewißheit, daß jene mein Kind ist, wenn ich Euch auch als die Bolognaserin Franzeska erkennen muß?

Diesen Zweifel, oder vielmehr diese Ausflucht, sah ich voraus! — sagte Franzeska unbefangen — Hier sind die nöthigen Papiere, und überdies kann Euch das Mal auf der linken Schulter, Euch gewiß noch erinnerlich, da auch Ihr es habt, die Tochter bezeichnen. Uebrigens erscheint mir meine Zumuthung nicht so sonderbar, wie sie Euch zu dünken scheint, — fuhr sie gelassen fort. — Für Laurette zu sorgen, befiehlt die Pflicht des Vaters, für mich? — spreche, was du will! — Thut, was Ihr wollt, mein Entschluß ist gefaßt. Bestimmt daher, wohin wir uns wenden sollen, jedes Aufsehen soll vermieden, Euer häusliches Glück nicht gestört werden, dazu bin ich zu klug. Die Furcht allein kann mir nützen, von ihr, nicht von Euerm Herzen erwarte ich Hülfe.

Wahrlich, eine sonderbare Weise, jemand zu verpflichten! — nahm Grumbach das Wort — Glaubt Ihr denn, Franzeska, daß mich Eure Drohungen bestimmen würden?

Ja und nein! — erwiderte sie mit Ruhe — Ich kenne Euch zu gut, um nicht zu wissen, daß, ehe Ihr Euch durch mich verwunden ließet, Ihr mir den Dolch in die Brust stoßen würdet; für diesen Fall ist aber schon gesorgt und der Rächer wach. Doch wozu diese Umschweife! Wir wollen

offen gegen einander sein. Ihr kennt nur in mir das liebeflehende, thörige Mädchen, daß seine Thränen Euch verbarg, seine Leiden huldsam ertrug. Wilhelm! ich habe seitdem einen furchtbaren Lehrmeister gehabt, der mich belehrte, daß Thränen Thorheit und Duldung Schwäche sei. Des Mädchens leichter Sinn ist zum finstern Ernst geworden, die Wallung seines warmen Blutes kann ihm jetzt so leicht den Dolch in die Hand geben wie sie sonst die Unglückliche in Eure Arme führte. — Ich habe Euch in Bologna kennen gelernt und habe darauf meinen Plan gebaut, und was ich hier von Euch erfahren, hat mich in meinem Vorsatze und in dem Glauben bestärkt, daß ich Euch nützlich, mithin nicht unangenehm sein kann. Trägt nur das, was Ihr mir gebt, Zinsen, wuchert es gut für Euch, so bin ich gewiß, Euch ein willkommener Gast zu sein. Ich bin hier die Witwe Eures Jugendfreundes aus Bologna, Euer Edelmuth, für den der Himmel jeden Unglücklichen bewahren mag, legt Euch die Pflicht auf, für mich zu sorgen. Ihr thut dies öffentlich durch Euern Schutz, in's Geheim durch Euer Geld, dessen die fromme Witwe nur wenig bedürfen wird, und somit ist die Sache in Ordnung.

Und welcher Nutzen soll mir daraus entsprießen? fragte er lachend.

Kurzsichtiger Mann, der sich doch so weise dünkt! — fuhr die Italienerin fort — Sind denn die Bande, die den Markgrafen an Euch ketten, so fest, so unzertrennlich, daß Ihr keiner andern zu bedürfen glaubt als Eure gleißnerische Zunge und Eure Verschlagenheit und List? Ein schlechter Rath, ein mißglücktes Unternehmen, ein eigennütziger Freund, eine Euch feindlich gesinnte Freundin und Ihr seid um einen Beschützer, durch den, oder auch, wenn es sein muß, über dessen Trümmer Ihr steigen und Euch bereichern wollt — glaubt Ihr, Laurette Vinne nicht den dreißigjährigen, leidenschaftlichen Fürsten mit stärkern Banden an Euch fesseln als Ihr selbst?

So ist also die Tochter schon in die Mysterien der Sünde eingeweiht? — sagte Grumbach, vor diesem Gedanken erschreckend.

Haltet mich doch nicht für so gar thörig! — unterbrach sie ihn und ihr Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln, daß ihre sonst so schönen Züge entstellte — Glaubt Ihr, mein unglückliches, freudeloses, wildes Leben habe mir nicht wenigstens einige gute Lehren zurückgelassen? Glaubt Ihr, ich würde mein, unter Schmerz, unter Thränen und Reue geborenes Kind zu einem traurigen, dem meinen gleichen Schicksal erzogen haben? Einer großen Aernte muß man gewiß sein, ehe man solch herrliche Frucht abmähen läßt, es muß ein Preis sein, solch eines Opfers werth, nicht ein so gemeiner als mir wurde! sagte sie, mit Verachtung auf Grumbach blickend — Doch mich führt mein wallendes Blut zu weit, Euch gegenüber muß ich bedacht bleiben, sonst ist Euer kalter Verstand mir überlegen; Euch gegenüber muß ich stets auf meiner Hut sein!

Franzeska! — sagte nun Grumbach und sein bisher nur zum spötti-

schen Lächeln gezwungenes Gesicht war ernst geworden — Mir ist nicht Alles ganz klar an Euch. Als ich Euch kennen lernte, waret Ihr ein lebenfrohes, leichtes Ding, ganz geschaffen, des Mannes Ernst zu erheitern und ihm die Sorge von seinen Lippen wegzuküssen; als ich Euch verließ, waret Ihr eine langweilige, in Thränen zerfließende Büßende. Jetzt tretet Ihr vor mich, ein keckes Weib in Worten, ob in der That, muß erst die Zeit lehren; Ihr bietet mir Freundschaft an und flechtet um dieses Band so viel lästige Drohungen, daß ich nicht weiß, ist es ein Band, das mir drückend oder freudebringend werden soll.

Es liegt in Eurer Hand, wie Ihr es um uns flechten wollt! — erwiderte sie kalt — Jahre eines wüsten Lebens, worin jeder Genuß nur ein schnell entschwundener, bitterer Rausch war, haben die alte Neigung zu Euch verwischt, das Elend, dem Ihr mich Preis gabt, die Liebe in Haß umgewandelt; doch sehe ich auf unser Kind, will ich Euch dennoch wohl — deßhalb handelt gegen mich wie es Eure Klugheit befiehlt, gegen Laurette väterlich, ich habe das Meine an ihr gethan.

Aber wie konntet Ihr bei Eurer Lebensweise des Mädchens Seele rein erhalten? unterbrach sie Grumbach, diesem Gedanken immer noch nachhängend.

Seit ihrer zarten Kindheit war sie im Kloster, erst vor einem halben Jahre hat sie es verlassen.

Und seid Ihr gewiß, daß, wenn auch ich einstimmte, sie in Eure Pläne eingehen würde? fragte er weiter.

In den Jahren des Entfaltens ist das Herz eines Mädchens weich wie Wachs, biegsam gegen jeden Eindruck! — erwiderte sie — Laurette könnte zwar eine Ausnahme machen, ihr ward des Vaters Verschlagenheit und nicht der Mutter schwaches Herz zu Theil, doch hoffe ich, sie zu lenken.

Hm! — meinte nach einigem Nachdenken Grumbach — die Sache bedarf der Ueberlegung. Wäre sie meine ebenbürtige Tochter — nun und nimmer mehr! So aber —

Armer Wicht! — unterbrach ihn Franzeska — Als Du der Seidenkrämers-Tochter zu Füßen lagst, ihr ewige Treue gelobtest, bei Gott und allen Heiligen schwurest, sie zu ehelichen, als Du an jenem für mich so unglücklichen Abend Dein Ritterwort verpfändetest, es treu und redlich mit mir zu meinen, standen da Deine Ahnen vor Dir? — oder schliefen sie bei dem Meineid ihres Enkels? — Grumbach! wenn Du mit einer Deiner sieben edelgeborenen Töchter Dir das Kloster Maybbron und eine Grafenkrone erkaufen könntest, mit Freuden gäbst Du alle hin und Laurette noch obend'rein!

Ich glaube, Ihr irrt, Signora! — unterbrach sie der Ritter — Für dergleichen habt Ihr kein Gefühl und Euer Verstand faßt es nicht! Doch von etwas Anderm. Ihr könnt auf jeden Fall meiner Unterstützung gewiß sein; vor's Erste aber zieht nach dem nahegelegenen Städtchen

Schönebeck, dorthin soll Euch einer meiner Diener geleiten; für das Weitere werde ich Sorge tragen, Morgen bin ich bei Euch; doch — fragte er plötzlich — sagt mir, wem gehören die Reisigen, die Euch hierher begleitet haben? Mich dünkt, ich sollte sie kennen!

Ihr kennt sie gewiß! — erwiderte Franzeska — Es sind die Reisigen Eures Freundes, Wilhelm von Stein, der sie mir zur Begleitung von Würzburg aus mitgab; sein Sohn hat uns hierher geführt.

Sein Sohn, der Konrad? — murmelte Grumbach und wurde nachdenkend — Durch ihn seid Ihr wahrscheinlich von Allem, mich betreffend, so unterrichtet?

Ihr fürchtet vielleicht, er wisse um die Sache? — fuhr Franzeska fort — Ich habe ihm das Mährchen von der Witwe Eures Freundes aufgebunden und für ihn war ich die unglückliche Gräfin Sessa.

Grumbach schüttelte, wie es schien, dies mißbilligend, den Kopf, ging nach der Thür der Schlafkammer und rief Laurette.

Ich freue mich, Dich endlich einmal gesehen, Dich so schön, so lieblich gefunden zu haben! — redete sie Grumbach an — Ich zürne Dir nicht, daß Du bis jetzt noch den Vater in mir nicht erkennst, um so mehr, da Du Dich nur im Stillen Deinen kindlichen Gefühlen überlassen könntest und sie auch ferner noch der Welt verbergen müßtest! Dir ist dein Verhältniß noch zu neu und es ist ein thöriger Glaube, daß die Stimme der Natur immer laut sprechen soll; wirst Du mich aber erst besser kennen, meine Liebe zu Dir schätzen lernen, dann hoffe ich, Du wirst Dich mir zutrauensvoll und kindlich nahen.

Gebe es Gott! — sagte das Mädchen — Wenn es zu meinem Heile ist, wird es geschehen!

Wir müssen uns noch in dieser Stunde trennen! fuhr er fort — Hörst Du den Donner der Karthaunen? Mich ruft meine Pflicht in's Lager —

Wo sie die unglückliche Stadt beschießen! — fiel ihm Laurette in die Rede — Sie sollen ihren Glauben verleugnen und deßhalb überziehen sie die eigenen Glaubensbrüder und schleudern die zerstörenden Kugeln auf ihre Gotteshäuser.

Woher weiß das Mädchen die Dinge? — fragte Grumbach. . . .

O, hört nur, wie man nah und fern darüber spricht! — sagte sie hocherröthend — Die Rechtgläubigen meinen, der Kaiser habe ein Meisterstück ausgeführt, die Ketzerstadt durch Ketzer selbst vernichten zu lassen; die Irrgläubigen verdammen die Fürsten, daß sie sich aus schnödem Gewinn zur Unterdrückung gebrauchen lassen.

Grumbach lächelte. Du scheinst warmen Antheil an der Sache zu nehmen! — sagte er, sie liebkosend — So kurze Zeit in Deutschland und schon so unterrichtet von den Begebenheiten des Landes? Weißt du auch, welche Fürsten vor der Stadt mit ihren Kriegsheeren stehen?

Sollte ich die Fürsten eines Landes nicht kennen, in welchem mein Vater wohnt? — erwiderte sie ernst — Moritz von Sachsen führt das Belagerungsheer an, es soll ein kühner, unternehmender, gefährlicher Mann sein; Herzog Georg von Mecklenburg, den die Magdeburger gefangen haben, steht unter ihm, und der kühne Markgraf Albrecht von Brandenburg, mir der Liebste von Allen.

Grumbach warf bei diesen Worten einen bedeutenden Blick auf Franzeska, welchen diese jedoch nicht zu verstehen schien und das Gespräch kurz abbrach, indem sie ihren Reisemantel umthat und sich zur Abreise anschickte.

Ich werde Eure Begleiter ersuchen, Euch die Zeit über, da Ihr in Schönebeck bleiben werdet, ferner zu schützen, sagte nun der Ritter — ihre Rosse bedürfen überdies einige Tage der Ruhe. Bist Du das zufrieden, Laurette?

Mir gleichviel! — erwiderte sie unbefangen und machte den Vater in seinen Vermuthungen irre, der ihre Stirn küßte, Franzeska die Hand zum Abschied reichte, und als sie ihn verlassen und nach Schönebeck gezogen waren, zu Hause blieb und nicht, wie er vorgegeben hatte, zu seinem Herrn, dem Markgrafen, in's Lager vor Magdeburg ritt.

Dort war noch bis gegen Abend wacker scharmuzirt worden. Die markgräflichen Konstabler hatten ihr schwer Geschütz auf dem Domthurm gerichtet und manche Kugel der Feldschlange zugeschickt, welche die Magdeburger auf diesen Thurm gebracht und von daher die feindlichen Schanzen beschossen hatten. Aber ehe es noch zu dämmern begann, kam der Befehl, mit Schießen einzuhalten, da die Unterhandlungen zur Uebergabe ihrem Ende nahe wären und Markgraf Albrecht wurde eingeladen, nach der Neustadt zu kommen, wo Kurfürst Moritz von Sachsen, wenn er im Lager gegenwärtig war, sein Quartier hatte.

Markgraf Albrecht, dem die Belagerung dieser Stadt schon viel zu lange gedauert hatte, war über diese Nachricht nicht ungehalten und machte sich sogleich auf den Weg. Er fand schon die Kriegsobersten versammelt, denen der Kurfürst die Capitulationspunkte, welche er den Magdeburgern zu bewilligen gedachte, vorlegte und die auch allgemein als den Umständen angemessen befunden wurden, nur Lazarus Schwendi, der als kaiserlicher Commissarius dem Kurfürsten beigegeben war, meinte, es wäre hierbei nicht genug für das Ansehn des Kaisers und zu wenig für die Kriegsleute gesorgt und nicht hinlänglich darauf Bedacht genommen, daß sie ihren rückständigen Sold baar ausgezahlt bekämen. Kurfürst Moritz lächelte. — Alter Kriegsgesell! — sagte er mit der ihm so eignen Huld — Fürchte nicht, daß ich Deine Fahnen vergesse, sie sollen im Thüring'schen gute

Winterquartiere und im Frühjahre ihren Sold haben, wer weiß, wozu sie der Kaiser dann gebraucht! — Schwendi, vielleicht den Sinn dieser Worte ahnend, beruhigte sich bei diesem Versprechen und so trennte man sich zufrieden, nur der Markgraf blieb auf des Kurfürsten Bitte zurück.

Markgraf Albrecht! — begann dieser — Wir haben nun schon lange in treuer Freundschaft und Verbindung mit einander gelebt, zogen vereint gegen Heinrich von Braunschweig, gegen Friedrich von Sachsen und stehen jetzt als Waffengefährten vor dieser Stadt. Gleich an Jahren, sind wir auch gleich in Gesinnungen. Ihr seid der reinen Lehre mit ganzem Herzen zugethan, seid krieglustig wie ich, und so dächte ich, wir schlössen bei einem Becher Wein als Fürsten, als Feldobersten und mehr noch als Deutsche einen steten und ewigen Freundschaftbund, oder erneuerten vielmehr den alten. Wenn zwei Männer wie wir zum Schutz deutscher Nation und ihrer Freiheit vereint auftreten, wer kann ihnen, wer kann dem Vaterlande etwas anhaben? Schlagt ein, Markgraf! Friede und Freundschaft für immer!

Mit Freuden! — erwiderte Markgraf Albrecht und schüttelte treuherzig des Kurfürsten Hand. — So lange Ihr Euerm Worte treu bleibt, bleibe ich es dem Meinen; so lange Ihr nicht feindlich gegen mich handelt, bin ich Euer getreuer Bundesgenosse; so lange Euer Wahlspruch Religion und Vaterland ist, werdet Ihr mich stets Euch zur Seite sehen. Aber — setzte er mit seiner gewohnten Freimüthigkeit hinzu — ist dem so, wie Ihr vorher mir sagtet, daß Ihr Euerm Glauben von ganzem Herzen zugethan wäret, woran jedoch seit der Mühlberger Schlacht mancher Zweifel in mir aufgestiegen ist, so sagt mir nun eigentlich, was Euch vor Magdeburg geführt hat?

Der Kurfürst schwieg und schien die Antwort zu überlegen.

Ich weiß wohl, daß Ihr die nemliche Frage auch mir thun könntet, — fuhr der Markgraf mit seiner Lebhaftigkeit fort — allein ich stehe, wie Ihr wißt, in des Kaisers Dienst, meine Verpflichtung geht erst mit der kommenden Weihnacht zu Ende und die Reiter, die ich Euch zugeführt, sind des Kaisers Sold. Ihr aber seid ein unabhängiger Mann, ein mächtiger Fürst, Euer Wort hat Gewicht und Euch bindet keine Verpflichtung. Sind die Capitulationspunkte, die ich den Magdeburgern bewilligt habe, nicht mild? — fragte der Kurfürst statt Antwort. — Berühren sie Einschränkungen der Religion- oder ihrer städtischen Freiheiten? War es für unsere Glaubensbrüder nicht besser, ich zog vor ihre Mauern, als wenn Heinrich von Braunschweig, oder gar ein Alba den Befehl des Belagerungs-Heeres übernommen hätte? — Die Stadt wäre dann in Flammen aufgegangen, nun ist sie gerettet. — Better! — sagte er, des Markgrafen Hand traulich fassend — Oft gebietet Klugheit dem Kräftigsten, sich vor den Verhältnissen zu beugen! Glaubt es mir, wer dem Schicksal stets die Brust darbietet, sei der schützende Panzer auch noch so

gut, das Pfeil trifft doch endlich den verwundbaren Fleck. — Was haltet Ihr von dem französischen König? fragte er jetzt, dem Gespräche eine andere Richtung gebend.

Hm! — erwiderte der Markgraf — Mich dünkt er weniger ritterlich als sein Vater.

Aber auch fester, beharrlicher als dieser! — fuhr der Kurfürst fort. — Ein Bündniß mit ihm könnte deutscher Freiheit nur nützen und ein Schutz gegen spanische Anmaßung sein.

Und im unglücklichen Falle uns einen Zufluchtort bieten! — fiel der Markgraf ein, dem seine lebhafte Einbildekraft alles schnell auffassen ließ. — Aber wie kommt Ihr auf dies Thema? — lenkte er, sich besinnend, ein. — Wollt Ihr, der gegen jedermann so verschlossen ist, durch zutrauliche, verfängliche Reden mein Herz öffnen und meine Treue an Kaisers Majestät auf die Probe stellen? Gebt Euch deßhalb keine große Mühe; Albrecht von Brandenburg macht aus seinem Herzen kein Hehl, fragt ihn offen und er antwortet Euch eben so!

Nun dann! — sagte der Kurfürst, ihm näher rückend. — Seid Ihr dem Kaiser mit Leib und Seele so ganz von Herzen zugethan? — führt Euch persönliche Neigung in seine Dienste, oder hattet Ihr anderen Zweck, als Ihr sein Feldoberster wurdet?

Ich bin nie und in keiner Lage des Lebens gern der Diener eines Andern, — erwiderte der Markgraf — am liebsten folge ich der Stimme, die in mir gebietet und fremder Wille und Uebergewicht, und wäre es das meines Freundes, ist mir lästig und unerträglich. — An Karl des Fünften Hof erzogen, führte mich Gewohnheit und die Neigung zum Krieg in seine Dienste, nicht persönliche Anhänglichkeit, denn der Mann ist mir zu kalt, zu bedacht. So bin ich meiner ersten Laufbahn gefolgt, weil ich nirgend mehrern Kriegerruhm und bessern Vortheil zu finden wußte. Aber lügen würde ich, wollte ich sagen, daß ich an des Kaisers Thun und Treiben Gefallen fände, besonders seit der Mühlberger Schlacht, von der ich fast glaube, es wäre für Deutschland besser gewesen, sie wäre nicht geschlagen. Sein Benehmen gegen den gefangenen Kurfürsten, sein unkaiserliches, wortbrüchiges Verfahren gegen den Landgrafen, muß das Herz jedes deutschen Fürsten empören. —

Wie um so mehr das Meine! — fiel ihm der Kurfürst in die Rede; — ich, der ich mich, des Kaisers Wort vertrauend, bei dem Landgrafen, meinem Schwiegervater verbürgte, ihm frei Geleit versicherte und dennoch den ehrwürdigen Fürsten in Flandern gefangen wie einen gemeinen Verbrecher, trotz meiner Bitten sitzen sehen muß, mich schmerzte es sicher am meisten. Der Kaiser wähnt, Deutschlands Fürsten wären so schwach, daß er nicht auf sie zu achten brauche, er meint, sie wären spanische Granden, wohl gar seine neapolitanischen Herzöge, die mit ihrem Titel und ihrem Prunk wie gebeugte Sklaven an des Spaniers Throne stehen, und Hof-

schranzen, aber keine Männer sind. So tief wie jene, möchte er auch uns stellen.

Das wird, das soll ihm nicht gelingen! — fuhr der Markgraf heftig auf, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Becher zusammenstießen. — So tief beugt er uns nicht, der alte Herr! So wahr ich ein Hohenzoller bin!

Ueberdies — fuhr Moritz fort — ist das Interim ein Greul, ein Zwitterding, nicht katholisch, nicht protestantisch. Wir Beide mußten es leider, durch Umstände gezwungen, annehmen und ganz Deutschland feindet uns deßhalb an. Die Katholischen finden darin für ihre Religion nichts gewonnen, für ihre Freiheit viel verloren; die Protestanten sehen in uns die Verräther unsers Glaubens.

Und haben nicht unrecht! fiel ihm der Markgraf in die Rede.

Deßhalb, Vetter, müssen wir uns, und wäre es mit einem Gewaltstreiche, von diesem Flecke zu reinigen suchen.

Ein Gewaltstreich? — rief der Markgraf freudig auf. — Da bin ich dabei!

Ahnet Ihr nun, weßhalb ich vor Magdeburg zog? — Doch, noch ist mein Plan nicht reif, deßhalb bleibe er in meiner Brust verschlossen — Zu seiner Zeit und bald ein Mehres!

Und warum nicht jetzt! — sagte der Markgraf empfindlich. — Setzt Ihr Mißtrauen in meine Verschwiegenheit, in mein Wort?

In Euer Wort nie, lieber Vetter! — sagte der Kurfürst beschwichtigend, wohl aber in Eure Räthe. Ihr habt da einige um Eure Person, denen ich nicht so ganz traue, der Wilhelm von Grumbach zum Beispiel —

Das ist ein kluger, gewandter Mann! — fiel der Markgraf ein — ein Mann, auf dessen Anhänglichkeit ich sicher bauen kann!

Kurfürst Moritz schüttelte bedenklich den Kopf. — Vetter! — sagte er — der Mann ist klug, verschlagen, er weiß zu überreden und ist sicher zu jeder Unterhandlung brauchbar, aber mich dünkt, er ist kein Ehrenmann und wo ich den nicht finde, da bin ich karg mit meinem Vertrauen.

Und wo ich Zuneigung finde, da bin ich damit freigebig! — nahm Albrecht das Wort — Seht, hierinnen sind wir, sonst so gleichgestimmt, doch sehr verschieden.

Und noch in einem Punkte! sagte der Kurfürst lächelnd.

Der wäre? fragte der Markgraf neugierig.

Bei den Frauen! — meinte Moritz, der dem Gespräche eine andere Wendung geben wollte. — Kaum zwanzig Jahre alt nahm ich ein Weib und Ihr —

Ich liebe die Weiber, doch nicht die Ehe! — entgegnete Markgraf Albrecht. — Mein ungebundener, freier Sinn mag keine Fesseln tragen und wären sie auch rosig, wie man zu sagen pflegt. Minne, Wein und Gesang, das sind die drei Göttinnen, denen ich, wenn die Kriegstrommete

schweigt, von ganzer Seele huldige. Aber der Minne muß ich Valet sagen können, wenn sie mich langweilt, den Becher wegsetzen dürfen, wenn der Wein mir nicht mehr mundet, und den Gesang? — I nun, wenn mein Meistersänger sein Lied anstimmt und ich in die Melodie einfalle, mag es dauern so lange es will, es erhöht meine Freude und verscheucht meinen Unmuth. Hätte ich aber ein Weib, müßte ich sie lieben Zeit meines Lebens, und das wäre ein langweilig Ding, dürfte den Becher nicht immer leeren und füllen, wenn es mir beliebte, und das wäre ärgerlich, und sollte mir mein Meistersänger ein Kriegslied singen, wollte sie vielleicht, daß es ein Minnelied sei. Nein, nein! mein Geist schmiegt sich nicht in fremden Willen und in irgend eine Fessel, und überdies ist der Ehstand des Soldaten Grab, das Weib begleitet ihn in's Feldlager, nur an sie, nur an die Kindlein denkend, sehnt er sich heim.

Ei, ei! — unterbrach ihn der Kurfürst — Wie würde Euch meine Agnes zürnen, hörte sie die frevelnden Worte. Aber liebt nach Eurer Weise, trinkt den vollsten Becher leer und laßt Euch von dem ehrbarsten steifen Nürnberger Reimschmid ein Kriegslied singen, das Euerem Geiste und Eurer Brust gewiß kräftiger entströmen würde, was kümmert das mich? Gehen wir doch einen Weg und haben wir doch ein edles Ziel vor Augen: Deutschlands Ehre und unsers Glaubens Wohl! — und die Erhaltung unserer fürstlichen Würde und Rechte! setzte er bedeutsam hinzu.

Albrecht reichte ihm noch einmal die Hand und schüttelte sie ihm nach seiner treuherzigen Weise.

So sprech' auch ich! — sagte er dann! — Möge ein Jeder sein Glück finden, wo er es sucht, heißt es nur, wenn es das öffentliche Wohl gilt: ein Wort, ein Mann!

Sie trennten sich nun, fester noch in Freundschaft und Eintracht vereint, obgleich der Markgraf doch in etwas verdrießlich war, daß der Kurfürst seinen Plan vor ihm noch verborgen hielt; denn ihm war diese Art Mißtrauen fremd. Ueberhaupt kam ihm des Kurfürsten Benehmen während der ganzen Zeit der Belagerung so geheimnißvoll vor, daß er trotz der lange bestandenen Freundschaft kein rechtes Vertrauen mehr zu ihm fassen konnte.

Am andern Morgen war schon die Kapitulation mit der Stadt abgeschlossen, die dem Kaiser keinen andern Gewinn brachte als die Unterwerfung der Stadt und ihr Versprechen, sich in kein Bündniß gegen ihn einzulassen; außerdem mußten sie einiges Geschütz ausliefern und dem Kurfürsten zur Bezahlung seiner Soldaten 50,000 Gulden zahlen. Die anwesenden kaiserlichen Räthe, mit dieser Kapitulation nicht sehr zufrieden, waren dennoch nachzugeben und zu unterzeichnen gezwungen, da alle

Fürsten und Kriegsobersten sich für die Magdeburger verwendeten. So wurde endlich die langwierige Belagerung, die bisher nur schlechten Fortgang gehabt und auf die ganz Deutschland sein Auge gerichtet hatte, beendet; denn diese Stadt hatte sich in einem Zeitpunkte, wo Alles sich der Macht des Kaisers unterwarf, allein gegen diesen allgewaltigen Fürsten aufgelehnt und das Interim anzunehmen verweigert, und war, zwar sich dem Kaiser unterwerfend, doch ihre Privilegien und mehr als dies, ihre Religionsfreiheit rettend, ehrenvoll aus diesem Kampfe getreten.

Schon am andern Tage geschah der feierliche Einzug des Kurfürsten. Er ritt in Begleitung der Fürsten und seiner Kriegsobersten, von 5 Fahnen Fußvolk und einem niederländischen Regiment begleitet, nach dem Rathhause, wo ihn die Bürger und der Rath feierlich empfingen, um dem Kaiser und ihm zu huldigen. Als nun Doctor Ulrich Mordeisen mit lauter Stimme den Bürgern die Kapitulationspunkte vorlas und sie zur treuen Erfüllung derselben ermahnte, und dann in seiner Rede fortfuhr und sagte: Nachdem sich die Stadt nunmehr ergeben — unterbrach ihn der Syndicus Doctor Levin von Emden:

Nicht also! — rief er — Vertragen muß es heißen, und nicht ergeben! Aller Blicke waren bei diesen kühnen Worten auf den Kurfürsten gerichtet, der jedoch mit großer Leutseligkeit sagte: Es ist vertragen und soll auch vertragen sein und bleiben! Lest nur weiter, Doctor!

Die Magdeburger leisteten hierauf den Eid, und der Kurfürst begab sich nach beendeter Ceremonie nach dem Hause des Hieronymus Denhart, wo ihm sein Quartier bereitet war und wohin ihm die Fürsten folgten.

Hier war es, wo Lazarus Schwendi an ihn herantrat und ihm sagte: Eure Kurfürstlichen Gnaden möge mir als kaiserlichem General-Commissarius die Erinnerung verzeihen, daß Dieselben wohl heute etwas zu glimpflich mit den Rebellen verfahren sind. Meinen wahrlich diese frechen Bürger, sie hätten sich uns nicht unterworfen, sondern sich mit uns vertragen und wagen dies in Gegenwart der versammelten Fürsten laut auszusprechen!

Ist dem nicht so, Herr Lazarus? — nahm der Kurfürst das Wort — Ist unser Volk über ihre niedergeschossenen Mauern stürmend eingezogen, oder waren wir so weit vorgerückt, die Stadt zur Uebergabe zwingen zu können? Sagt selbst, Oberst, hättet Ihr Euch uns verpflichten mögen, binnen vier Wochen die Stadt zu nehmen? Seht, deßhalb ist Milde besser als Strenge; wir haben damit das Blut manches wackern Mannes geschont und sind an's Ziel gelangt, und traun! es wäre besser und ersprießlicher für Deutschlands Wohl, wenn der Kaiser mild gegen die Fürsten von Sachsen und Hessen gehandelt hätte, dann wäre Ruhe im Lande geblieben!

Der Commissarius mußte pflichtschuldigst sprechen, — erwiderte Schwendi — der Soldat hätte geschwiegen.

Der Kurfürst reichte ihm, ohne weitern Groll zu äußern, freundlich die Hand — er bedurfte des Mannes — empfing dann die Abgeordneten des Rathes mit der ihm eigenen Milde und bat den Markgraf, wenn alle die Ceremonien und das Mahl beendet wären, zu ihm zu kommen, da er im Geheim mit ihm zu sprechen wünsche.

Der Markgraf stellte sich am Abend ein und fand niemand als den Herzog Georg von Mecklenburg zugegen. Hier legte Moritz den beiden Fürsten, die ihm vorerst Verschwiegenheit geloben mußten, seinen Plan vor, zeigte ihnen unverhohlen das Gewagte seiner vorhabenden Unternehmung, aber auch wie nothwendig für die jetzige Lage Deutschlands ein solcher entscheidender Schritt sei und forderte sie zur thätigen Mitwirkung auf. Beide versprachen dies feierlich und so wurde beschlossen, daß die Völker des Markgrafen nach Franken rücken, die Sächsischen aber, die zu jedem Tage wieder einberufen werden konnten, in ihre Heimath geschickt werden sollten. Herzog Georg aber sollte mit seinen und den kaiserlichen Völkern, die zwar entlassen, aber unter dem Vorwande, daß ihnen der Sold nicht bezahlt werden könnte, zusammengehalten wurden, in Thüringen Winterquartiere beziehen; die Niederländer wurden nach Hause geschickt. Auch übernahm Markgraf Albrecht, Lazarus Schwendi für ihre Partei zu gewinnen.

Den andern Tag, nach nochmaliger Versicherung eines festen, dauernden Bündnisses und eines ewigen, unter ihnen bestehenden Friedens, trennten sich die Fürsten und der Kurfürst ging in seine Lande zurück; der Herzog und Markgraf aber blieben noch einige Zeit mit ihren Völkern bei Magdeburg.

In Culmbach, einem Städtchen im Baireuther Lande, lebte damals in großer Behaglichkeit Meister Klaus, der Goldschmid, der schon lange Wittwer und ohne Kinder war und einer sorglosen Zukunft entgegen sah; denn er hatte mit seinen beiden Gesellen vollauf zu thun, seine Arbeit war in ganz Franken berühmt und deßhalb seine Kasten nie leer, sein Keller stets gefüllt. Wer bei ihm einsprach, fand immer eine freundliche Aufnahme, gutes Bier und guten Wein. In damaliger Zeit standen überhaupt die Gewerke hoch, besonders die, bei denen viel Verlag und manche Hilfswissenschaft nothwendig und mit denen gewissermaßen der Handel verbunden war; so war ein Meister Goldschmid mit seinen Gesellen ein wohlgeachteter, ehrenwerther Mann, bei dem Fürsten und Grafen gern einsprachen. Ueberdies ging zu damaliger Zeit die Bildung von den Städten aus und man fand sie häufiger in der Werkstatt angesehener Handwerker, die von ihren Reisen die abgeschliffenere Sitte des Auslandes in ihre Heimath mitgebracht hatten, als auf den Schlössern der Adeligen. So gehörte auch Meister Klaus und seine beiden Gesellen gewiß zu den

Gebildeten ihres Standes. Aber demungeachtet vermieden ihn seine Nachbarn, wohl mehr aus Neid als aus sonst einem andern Grunde; denn die mancherlei Gerüchte, die von ihm umhergingen, waren so mährchenhaft und dem damaligen Zeitgeiste so angemessen, daß sie bei Verständigen nur wenig Eingang fanden. Bald sollte er einen Kobold im Hause beherbergen, der ihm Gold und Silber vollauf brächte, bald gab man ihm Schuld, mit dem Bösen ein Paktum geschlossen zu haben; denn einer seiner Gesellen, der auch sogleich sein Haus verlassen mußte, wollte gesehen haben, daß er mehre heilige Kirchengefäße eingeschmolzen habe; sogar hielten ihn Einige für einen Alchymisten; denn trotz seiner vielen Arbeit konnte doch bei seinem lustigen, gastfreien Leben sein Vermögen nicht so zunehmen, wie es von Jahr zu Jahre that, so daß er es dem Fleiße allein wohl nicht verdanken konnte. Je weniger aber seine Mitbürger bei ihm einsprachen, desto mehr Fremde sah er bei sich; denn kein Künstler ging durch Culmbach, ohne seine Werkstatt besucht, kein Adeliger der reichsfreien Ritterschaft aus Franken ließ einen Becher bei einem andern Goldschmid machen als bei Meister Klaus dem Verständigen, kein herumziehender Meistersänger, kein Zitherspieler verließ das Städtchen, ohne seinen Wein versucht zu haben; denn Meister Klaus war ein besonderer Verehrer der Musik.

Selbst Markgraf Albrecht, wenn er auf der nah' gelegenen Plassenburg Hof hielt, sprach zuweilen bei ihm ein; wogegen freilich der alte Melchior von Schaumburg, sein Oberhofmeister und Erzieher, mehr noch Magister Otto Körber, der Hofprediger und Superintendent, ein zweiter Jeremias, eiferte; denn er behauptete fest, der Meister Goldschmid stehe im Bündniß mit dem Bösen. Als des Hofpredigers steter Widerpart besuchte der kleine Zwerg Peter, der Hofnarr, Klausens Werkstatt desto öfterer, schien großes Wohlgefallen an dem Meister zu finden und unterhielt ihn bei seiner Arbeit mit allerhand Kurzweil.

Eines Abends, als es schon dunkel war und der kleine Peter auf seinem, eigens für ihn eingerichteten Polsterstuhle saß und den Goldschmid mit manchem kurzweiligen Mährchen belustigte, klopfte es stark an die Hausthüre, so, daß der Kleine erschrocken in seiner Erzählung einhielt und Meister Klaus aufstand, um zu sehen, was es gäbe. Während dem lauschte der Kleine ängstlich, doch auch neugierig, und vernahm nur leise Stimmen, sonst weiter nichts. — Endlich kehrte der Goldschmid zurück.

Peterlein, — sagte er — brich auf, der Thurmwart oben auf der Burg hat schon zum zweiten Mal geblasen, brich auf und gehe nach Haus, sonst mußt Du heute Nacht unter freiem Himmel bleiben. — Tummle Dich!

Ihr seid doch heute sehr besorgt um mich! — meinte der Kleine, seine Schellenkappe ergreifend. — Hm, hm! Nun, ich gehe, aber dahinter steckt Etwas, Meister Klaus. Ich bemerke dies nicht aus Neugier, nur damit Ihr nicht denken sollt, ich wäre so blind.

Blind oder sehend, macht, daß Ihr zur Plassenburg kommt! sagte der Goldschmid verdrüßlich, den Kleinen fortdrängend.

Als er diesen los war und die Hausthür fest zugeriegelt hatte, trat er wieder in das Zimmer, stocherte die Lampe, daß sie heller brenne, nahm einen Brief aus der Tasche und las ihn, schüttelte dann lächelnd den Kopf und murmelte vor sich hin: Weiß doch der liebe Gott, was der wieder für Praktiken vorhat, in des Mannes Hirn ist doch nimmer Ruh' und Rast! Wünschte fast, ich hätte Zeit meines Lebens nichts mit ihm zu theilen gehabt! — dann verschloß er den Brief sorgfältig und legte sich zu Bette.

Als er am Morgen in die Werkstatt trat, wo er seine Gesellen schon beschäftigt fand, sagte er ihnen mit ungewöhnlichem Ernste:

Es hat eine Veränderung in meinem Hauswesen Statt gefunden; ich habe Gäste bekommen, die Euch nicht kümmern müssen. Geht an ihnen bescheiden vorüber, grüßt sie ehrerbietig; denn sie sind mir werth und mir von einem Handelsfreund aus Mailand empfohlen und gedenkt meiner alten Weisung: Hört, seht und schweigt! Besonders Dir, Otto, gebe ich den Rath, Deine Augen fein ehrbar niederzuschlagen, wenn Du ihnen begegnest; denn es sind Frauen, und da weiß ich, daß Du oft Deinen Blick, wenn auch nicht frech, doch zu lange auf ihnen ruhen läßt.

Die Gesellen gaben schweigend ein Zeichen, daß sie den Meister vernommen und verstanden hatten und setzten ihre Arbeit unbekümmert fort. Dieser aber, heute sorgfältiger gekleidet als sonst, entfernte sich bald und als er erfuhr, daß seine Gäste schon aufgestanden waren, trat er bei ihnen ein.

Seid mir gegrüßt in meinem Hause, werthe Frauen! — sprach er mit einer leichten Verbeugung — und laßt es Euch in diesem engen Raume gefallen. Ihr findet hier keinen Marmorpalast, werdet ihn schwerlich in ganz Franken finden, aber ein bequem eingerichtetes, bürgerliches Haus, worin Euch die besten Gemächer eingeräumt sind. Mein Gönner, der Freiherr von Grumbach, unsers gnädigen Herrn geheimer Rath, hat Euch mir empfohlen, und seine Empfehlung hat für mich Werth genug, Euch in mein Haus gern aufzunehmen, das sonst, besonders den Frauen, nur selten offen steht. Ich bitte Euch aber, mir nicht für ungut zu nehmen, wenn ich Euch Einiges mittheile, was so Gesetz bei mir, und mithin für alle Hausbewohner zu wissen nothwendig ist.

Gebt Euch keine Mühe, — unterbrach ihn Franzeska; denn sie, Laurette und eine Magd waren die Neuangekommenen — der Freiherr hat mich schon von Allem unterrichtet.

So, von Allem? fragte der Goldschmid etwas verlegen, doch faßte er sich schnell.

Wir müssen sehen, hören und schweigen — fuhr Franzeska spottend fort — müssen mit dem Glockenschlag halb zehn Uhr im Hause sein, um zehn Uhr kein Licht mehr brennen, keine fremden, unbekannten Menschen

ohne Eure Genehmigung einführen, kein Zimmer betreten als das unsere; aber singen können wir so viel wir wollen, selbst um Mitternacht — Habt Ihr noch Anderes zu bemerken, gestrenger Schloßherr, so macht uns damit bekannt.

I nun! — nahm Meister Klaus das Wort, und sein Auge sah hierbei eben nicht freundlich auf die Dame, — Ihr wißt so Manches, aber doch noch nicht Alles. So wünsche ich zum Beispiel an meinen Hausgenossen Bescheidenheit; denn wo mich eine Gefälligkeit vermocht hat, Fremde in mein Haus aufzunehmen, da verlange ich auch, daß man meine Eigenheiten freundlich ertragen, oder sich lieber entfernen mag.

Also nur Eurer Gefälligkeit gegen den Freiherrn danken wir die Freistatt unter Eurem Dache? — fuhr Franzeska fort, während Laurette, die an dem ganzen Gespräche wenig Theil genommen, an das Fenster trat. — Da hat mich der von Grumbach falsch berichtet, doch laßt uns hierüber nicht streiten, Ihr seid unser gefälliger Wirth, wir Eure bescheidenen Gäste.

Auch hat mir der Freiherr den Auftrag gegeben, Euch bis zu dem Betrag von —

Habt nur die Güte, mir einstweilen zehn rheinische Gulden zu geben, — unterbrach ihn Franzeska rasch — das wird wohl vor der Hand reichen. — Wißt Ihr nicht, wenn der Markgraf zurückkehrt? fragte sie dann.

In einigen Tagen, sagt man! erwiderte der Goldschmid, der das Geschehene schon vergessen zu haben schien.

Und jenes alte Schloß auf dem Berge, das eher einer Festung als einem fürstlichen Palaste ähnlich sieht, ist das seine Residenz?

Das ist die Plassenburg, wo unser Herr, wenn er in seinem Lande ist, Hof zu halten pflegt! — erwiderte Meister Klaus empfindlich — Ihr müßt freilich unsere Schlösser nicht nach denen Eures Vaterlandes messen. Unsere Fürsten gebrauchen ihre Häuser zum Schutz, die Eurigen nur zum Vergnügen; denn wenn die Unsern im eisernen Panzer einherschreiten und auf ihren Streitrossen Sturm und Wetter trotzen, sitzen die Euren in Sammet und Seide gehüllt in ihrer Sänfte und lassen sich von einer Villa zur andern schaukeln.

Unsere Fürsten — nahm Franzeska das Wort, und ihre Vaterlandsliebe war gereizt — sind groß und edel in ihrem Handeln wie in ihrem Sein; wahrhaft fürstliche Pracht umgibt sie und ihre Paläste beurkunden ihren Geschmack und ihre Macht. Sie beschützen die Künste —

Hm! — meinte der deutsche Goldschmid — meist nur aus Eitelkeit. Auch ich bin lange in Welschland gereis't, aber habe, wahrlich! wohl Eure Natur und Eure Kunstwerke, nicht Eure Fürsten bewundert. Neapel, Sicilien, Mailand gehorchen dem deutschen Kaiser, der Glanz der dreifachen Krone leuchtet nur diesseit der Alpen, in Rom selbst ist der Nimbus erloschen. Allenfalls kann man den Herzog von Savoyen einen Für-

sten nennen; die Medicis aber sind Kaufleute, die Este, Farnese, Gonzaga, Nepoten-Geschlechter, die sich bald vor Spanien krümmen und winden, bald um die Gunst Frankreichs buhlen und ihre Erhaltung nur der Eifersucht dieser beiden Mächte danken. In Deutschland aber findet Ihr noch Fürsten, die Männer sind. Seht unsern Herrn, sein Land ist klein, die Stadt Mailand zählt vielleicht mehr Einwohner als er in all' seinen Städten und Dörfern, und doch könnt Ihr ihn, wenn es nöthig thut, an der Spitze eines so bedeutenden Heeres sehen, daß der Papst und Eure Este und Farnese vor ihm zittern würden.

Er soll schön sein? fragte Franzeska weiter.

I nun! — erwiderte der Goldschmid — der Geschmack ist verschieden; eine Form gefällt nicht Allen. Genügt Euch eine kräftige, männliche Gestalt, ein Paar sprechende blaue Augen und ein freundlicher Mund, so mögt Ihr ihn schön nennen, sonst —

Ist er freigebig oder karg, verschwenderisch oder —

Signora! — unterbrach er sie unmuthig — fragt dies seinen Seckelmeister; mir bezahlt er meine Arbeit fürstlich; ob er Thorheiten eben so bezahlt, — sagte er schneidend — das weiß ich freilich nicht.

Er soll die Musik mit Schwärmerei lieben! — fiel ihm Laurette in die Rede, die, seit das Gespräch den Markgrafen betraf, aufmerksam geworden war.

Ihr habt gewiß eine schöne Stimme, Dame? — erwiderte, von seiner Verehrung der Musik verlockt, Meister Klaus; aber Laurette, welche dieser Frage wohl eine andere Deutung geben mochte, wandte dem Erstaunten stolz den Rücken zu und beantwortete sie nicht.

Der Goldschmid schüttelte bedenklich den Kopf, und als er sich gleich darauf entfernte, murmelte er, die Treppe hinuntersteigend, unverständliche Worte, unter denen Otto, der muntere Geselle, das Wort „Bettelstolz" gehört haben wollte.

Kaum war der Meister wieder in seine Werkstatt getreten, als ein Bekannter bei ihm einsprach. Es war der Junker von Altenstein, der schon oft in Geschäften seines Vaters bei ihm gewesen und dem der Alte wohlgewogen war. Der Junker gab Meister Klaus ein Zeichen, daß er mit ihm allein zu sprechen habe, und dieser führte ihn in seine Schreibstube.

Sind die Frauen schon aufgestanden? fragte hier der Junker.

Sie waren schon mit dem Frühroth wach, die Aeltere bleich wie ein Morgennebel, die Jüngere stolz und schön wie die aufgehende Sonne!

Führt mich zu ihnen! bat der Junker.

Lieber, junger Herr! — entgegnete der Goldschmid — verweigern kann ich es Euch nicht; denn Ihr habt sie ja selbst hierher geleitet, aber rathen muß ich Euch und warnen. Mir scheinen die Welschen gefährliche Sirenen und so stolz zu sein, daß, verzeiht mir, sie um eines armen Jun-

kers vom Stegreif ihr Lied anzustimmen wohl nicht der Mühe werth halten möchten. Nach oben trachtet ihr Sinn, dem Herrn gilt ihr Besuch!

Der Junker erröthete.

Ueberdies, lieber Herr, da ich Euch schon Eurer reinen, wohltönenden Stimme wegen, mit der ihr kürzlich das Lied von den Maienglöckchen sanget, wohlwill, so möchte ich Euch gern abhalten, hinaufzugehen und noch einmal in die Flammenaugen zu sehen, deren Feuer sogar bis zu meinem verschrumpften Herzen drang. Was wollt Ihr dort? — In ehrlicher Minne werben? — Wißt Ihr, wer die Frauen sind? Und so ein zartes Reislein auch die Jungfrau zu sein scheint, möchte es doch schwerlich auf Euern alten Stammbaum gepfropft werden können; oder wollt Ihr in wilder Gluth Euch um Gegengunst bewerben? — Lieber Junker, ich glaube, die Waare steht hoch im Preise und wird nicht verschleudert — deßhalb rath' ich —

Meister! — unterbrach ihn der von Altenstein ungeduldig — ich muß ihnen Valet sagen, da ich heute noch heimreite.

Das befiehlt freilich die Höflichkeit und dabei ist nicht viel zu wagen — meinte Meister Klaus. — Hat man nur erst der Gefahr den Rücken gewendet, so hat man schon halb gewonnen. Nun geht mit Gott, macht es fein kurz und hütet Euch vor den dunklen Augensternen; sieht man zu lange in die Sonne, so wird man oft blind! — Mit diesen Worten geleitete er den Junkherrn hinauf zu den Frauen.

Diese empfingen ihn freundlich, doch als er ihnen sagte, er komme, sich bei ihnen zu beurlauben und daß er noch heute nach Würzburg zurückgehen würde, wurde Laurettens Antlitz ernster, während der Mutter diese Nachricht mehr willkommen als unlieb zu sein schien.

Ich danke Euch, werther Herr, — sagte sie — daß Ihr Euch so viel Mühe gegeben und Beschwerden wegen uns erduldet habt; wir erkennen es dankbar. Grüßt Euren Vater von uns, dankt auch ihm für seine uns mitgegebene Begleitung, der ich gern, wenn es mir erlaubt ist, ein kleines Geschenk machen möchte.

Der Junker lehnte es ab.

So will ich es wenigstens wagen, Euch diese Feldbinde anzubieten, die ich selbst gestickt habe! — nahm Laurette das Wort, ihm eine Feldbinde überreichend. — Sie ist blau wie der heitere Himmel meines Vaterlandes und die kleinen Blümchen, mit denen ich sie durchwirkt habe, sind weiß wie der Schnee, den ich zum ersten Male in dem Eurigen sah, tragt sie zu meinem Andenken!

Der Junker stand, ohne etwas auf diese herzlich gesprochenen Worte erwidern zu können, das Mädchen unverwandt anblickend, da, dann warf er, wohl unwillkürlich, einen Seitenblick nach der Mutter, welcher dieser nicht entging. Sie schien ihn zu verstehen und verließ unter einem Vorwande das Zimmer.

Laura! — brach nun der Junker das Schweigen — der Drang des Augenblickes gibt mir Muth, Euch das, was ich verbergen wollte und doch nicht kann, und was ich seit dem ersten Augenblicke, da ich Euch sah, für Euch empfand, laut zu sagen. Ich liebe Euch! — Seid wahr, seid offen! Ist Eure Freundlichkeit, Euer Zutrauen, das Ihr mir während des ganzen Weges bewieset, sind diese innigen Blicke Boten der Liebe? — Oder habe ich mich getäuscht?

Junker! — erwiderte das Mädchen hocherröthend — ich kannte die Liebe nicht und mir scheint, ich kenne sie noch nicht. Ich will Euch wohl, Ihr seid mir lieb und werth. Was ich für Euch fühle, darüber hab' ich mein Herz noch nicht befragt; ich glaube, es ist jetzt Freundschaft; ob sie sich je zu Liebe gestalten könnte —

Das Eintreten der Mutter unterbrach plötzlich das Gespräch. Noch stand der Junker hocherröthet vor dem Mädchen, das mit vieler Besonnenheit sagte: Tragt die Binde zum Andenken; hätte ich Euch gekannt, als ich sie stickte, hätte ich ihr vielleicht die Farbe der Hoffnung gegeben. Lebt wohl und gedenkt meiner in Freundschaft!

Lebt wohl! — sagte auch die Mutter. — Der Jüngling verneigte und empfahl sich und blieb dennoch träumend an der schon halb geöffneten Thüre stehen. — Lebt wohl! — wiederholte Franzeska — Grüßt Euern Vater! — und erst diese starkbetonten Worte weckten ihn aus seinen Träumen; er verneigte sich und ging.

Ich hatte Dich absichtlich verlassen, da ich voraus sah, was da kommen würde, — begann nun die Mutter — denn ich war neugierig, zu wissen, wie Du Dich hierbei aus der Verlegenheit ziehen würdest.

Verlegenheit? — fragte Laura verwundert — Glaubt Ihr, ich sei dem Manne gegenüber verlegen gewesen? Da irrt Ihr, Mutter!

Desto besser! Dann hab' ich desto weniger für Dich zu fürchten, da Du Dich so in der Gewalt hast.

Ich verstehe Euch nicht, Mutter! — sagte Laurette immer noch verwundert — Was ich dem Junker von Altenstein gesagt habe, war Wahrheit, lautere, innere Wahrheit. Ich will ihm wohl, ich glaube, er könnte mir ein treuer, werther Freund sein; vielleicht, sähe ich ihn recht männlich handeln, könnte ich ihn auch lieben.

Laura, — begann jetzt die Mutter — dergleichen Herzensverbindungen wären in Deiner Lage Thorheit. Was soll Dir der Junker mit seiner Ahnentafel? — Hoffe nie, daß einer dieser stolzen deutschen Narren je Dein Gatte werden könne; auf dieses Glück, wenn es ein Glück wäre, mußt Du verzichten. Nicht wie der Vogel, der von Zweig zu Zweige seinem heimathlichen Neste zujubelt, wo er weiß, daß ihn der Gatte erwartet, nein! wie die Biene mußt Du von Blume zu Blume schwärmen, in der Blüthenzeit den Honig einsammeln, von dem Du im Winter Deines Le-

bens zehren kannst, der Biene gleich mußt Du in einsamer Zelle bauen und sammeln.

Verstehe ich Euch recht, Mutter! — sagte Laura ernst — so hatten meine Gespielinnen Recht, mich zu verspotten; denn mir ist ein trauriges Loos beschieden und ich soll dem Herrlichsten des Lebens entsagen.

Für jede Entsagung gab die weise Natur etwas zur Entschädigung! — unterbrach sie die Mutter — Grüble darüber weiter nicht nach, folge meinem Rathe, bekämpfe jede aufkeimende Leidenschaft, waffne Dein Herz gegen die Liebe; denn nur auf sturmbewegtem Flügel kann sie Dich entführen, kann Deine Blüthe knicken, aber sie nie mit ihren reinen Sonnenstrahlen entfalten. Laß Dich durch das Beispiel Deiner Mutter warnen und fasse die Ueberzeugung, daß alle Männer falsch und treulos sind. Die besseren, die es mit Dir redlich zu meinen glauben, täuschen sich selbst, sie halten die Flamme, die sie erfaßt, für das ewige Feuer der Vesta, und es ist nur eine Flamme von Sinnenlust geweckt, von Sinnenlust schnell wieder verweht.

Das wäre traurig! — sagte Laura, nachdenkend geworden — Traurig und hart! — Aber wenn ich Euch auch glauben wollte, Mutter, so spricht doch eine Stimme in meinem Herzen dagegen und ruft mir zu: Liebe ist das Herrlichste auf der Erde!

Du wirst Deinen Glauben theuer büßen! warnte Franzeska und verließ die in bange, ahnungsschwere Träume Versunkene.

Ganz Culmbach war schon seit dem frühesten Morgen in Bewegung. Der Oberhofmeister von Schaumburg, dieser würdige Greis, trieb Jung und Alt auf dem Schlosse zur Thätigkeit an, damit der Herr, wenn er heute auf der Plassenburg einritt, Alles in Ordnung finden möchte. Die Bürger des Städtchens zogen trotz dem Schneegestöber mit Weib und Kind auf der Straße nach Lichtenfels dem Markgrafen entgegen. Sie liebten ihn; denn obgleich er ein wilder, kriegerischer, selbst oft ein harter Mann war, war er doch ein milder, gar freundlicher Herr, der dem Niedrigsten Zutritt verstattete und der half, wenn er nur helfen konnte.

Auch Meister Klaus hatte sein Festtagkleid angethan, seinen schön verbrämten Pelz umgeworfen und war, der Menge folgend, eine gute Strecke Weges gegangen, als er den von Grumbach aus der Ferne heranreiten sah, der ihn freundlich grüßte, dann abstieg und zu Fuß neben ihm her den Weg nach Culmbach zurückwanderte.

Meister Klaus! — sagte er, als sie das Gewühl hinter sich hatten — Nun, wie seid Ihr mit den Hausgenossen zufrieden, die ich Euch zuschickte?

Gut und schlecht! — erwiderte der Meister. — Die Eine gleicht dem

bleichen, gespenstigen Mondscheine über einem Gottesacker, die Andere dem Morgenstrahle der Sonne, wenn er hinter der Höhe hervorbricht.

Ho, ho! — unterbrach ihn der Ritter. — Der Meistersänger lugt doch noch immer bei Euch hervor.

Will's Gott, auch lange noch; — gnädger Herr! Durfte Hans Sachs bei seinem Pech und seinem Pfriemen Verse machen, warum sollte ein Goldschmid nicht auch ein wenig in die Poesie pfuschen?

Nur weiter, weiter! unterbrach ihn Grumbach.

Seht, edler Herr, die Frauen haben wahre italienische Gesichter und Kehlen. Uebrigens könnte ich mich eben nicht ihrer freuen. Die Jüngere ist schön wie ein Engel, aber hoffärtig wie ein armes Stiftsfräulein; die Aeltere — Herr, vor der bewahre Gott jeden guten Christen — die hat der Schlange List im Hirn, ihr Gift auf der Zunge und einen Krebsschaden am Herzen, der nicht heilt, ewig brennt und an dem die Macht der Alles heilenden Zeit zu Schanden wird.

So gleicht sie ja Dir! unterbrach ihn Wilhelm von Grumbach spottend.

Nein, nein, Herr, mir gleicht sie nicht; sie will nicht heilen, und ich möchte um Alles in der Welt, daß Alles in mir und um mich vernarbt und geheilt wäre, selbst ihr —

Sind die Bamberger Gesellen und die aus dem Fichtelwalde zeither fleißig bei Euch eingesprochen? — fragte, das Gespräch abbrechend, der Ritter.

Still, um Gotteswillen still, daß uns niemand hört! bat der Meister. — Ich habe mich von ihnen losgesagt! raunte er ihm leise zu.

Grumbach lächelte. — Könnt Ihr Euch denn losreißen, wenn Ihr wollt? — Meister, Meister! Satan hat lange Krallen, wen sie einmal gepackt haben, den lassen sie nicht wieder fahren.

Und doch! — sagte Klaus vertrauensvoll. — Ein fester Wille vermag viel.

Ist vielleicht indeß Magister Körber bei Euch eingekehrt? fragte Grumbach, den Alten immer noch höhnend.

Der besucht mich nie und redet nicht zu mir: wohl aber mein Gewissen!

Befehlt dem, zu schweigen, — meinte Grumbach spottend — sonst schmeckt Euch der Würzburger nicht mehr und kein Lied steigt weder aus Eurer Kehle, noch dringt es Euch zum Herzen.

Doch, doch! — sagte der Meister und sein Antlitz erheiterte sich — seit ich der Stimme folge, mundet mir der Wein besser und die Musika erfreuet mich noch mehr.

Wohl bekomm's! sagte Grumbach, sah sich nach dem Lärm um, der sich hinter ihnen erhob, winkte dem Diener mit den Pferden und da er den Markgrafen nahen sah, schwang er sich auf sein Roß und jagte nach der Plassenburg voraus.

Jage nur immer hin, — brummte Meister Klaus vor sich — Du erjagst Dir doch den Frieden des Herzens nicht!

Indem er so vor sich hin sprach, traten seine beiden Gesellen zu ihm, neigten sich ehrerbietig, wie es in damaliger Zeit noch bei den Gewerken Sitte war und boten ihm den Morgengruß.

Sind die Frauen daheim geblieben? — fragte er sie. — Oder haben sie sich auch auf den Weg gemacht?

Sie sind zu Haus! — sagte Otto, eines Goldschmids Sohn aus Anspach. — Die Junge singt wie eine Lerche bei der ersten Frühlingssonne, und die Aeltere brummt wie ein Maikäfer im Zwielicht; sie scheint böser Laune zu sein.

So? — sagte Meister Klaus, den jungen Burschen scharf in's Auge fassend. — Aber laßt uns unserm Herrn entgegengehen. Seht nur, wie ihn das Volk umringt und ihn begrüßt — seht! — Ha, wahrlich! der Herr steigt von seinem Pferde und kommt mit Jung und Alt, mit Vornehm und Gering des Weges zu Fuß.

Das thät ich nicht! — sagte Otto. — Sieht es doch viel stattlicher aus, wenn man auf einem stolzen Gaule sitzt und auf die Menschen herab sieht, als wenn man da zwischen ihnen geht und sich unter der Menge verliert.

Eitler Narr! — sagte der Meister verweisend. — Dir mag es groß dünken, Dich über Andere zu erheben; Fürsten aber stehen nie höher, als wenn sie zu ihrem Volke herabsteigen, dann sind sie Väter zu ihren Kindern, nicht Herren unter ihren Dienern.

Wohlgesprochen, lieber Meister! — sagte Georg, der Aeltere der Gesellen — Ich wette Zehn gegen Eins, das Herz unserer Bürger schlägt noch einmal so warm dem Markgrafen entgegen, da er unter ihnen geht, als säße er auf seinem wilden Streithengste, dem niemand nahen darf.

Unter diesem Gespräche hatten sie den Haufen erreicht, der den Markgrafen begleitete.

Ei, ei, Meister Klaus, — rief er ihm zu — einer der Letzten? — Fast sollte ich zürnen, aber dennoch seid gegrüßt! — Wie gehen die Geschäfte? Habt Ihr neue Muster aus Florenz erhalten und wie steht es hauptsächlich um die Musika?

I nun, mein gnädiger Herr Markgraf, — erwiderte Meister Klaus sich tief neigend — mit der Musika geht es immer gut. Wollen auch die Töne nicht mehr so recht frisch aus der Kehle rollen, tönen sie doch noch im Innern rein. Was mein Geschäft betrifft, wornach Euer fürstlichen Gnaden sich zu erkundigen belieben, so habe ich zwei köstliche Modelle bekommen; zwei Becher, einfach, aber geschmackvoll; auf dem Deckel des einen steht eine Victoria, auf dem des andern auf goldner Kugel die Fortuna; beide eigneten sich wohl für Eure fürstlichen Gnaden.

Ihr wißt doch immer Eure Waare fein anzupreisen! — sagte der

Markgraf, ihm freundlich zunickend. — Bringt mir gelegentlich die beiden Stücke auf das Schloß, dann wollen wir sehen, ob sich die Frauen wohlfeil einhandeln lassen.

Indem er dies sagte, erblickte er von weitem einen Reiter mit einigen Dienern, der im raschen Trabe sich ihnen nahete.

Mein Roß! — rief er. — Schnell, schnell! — Dies sagend, ergriff er den Zügel, schwang sich auf den bäumenden Schecken und — habt Dank, auf Wiedersehen! — den Bürgern zurufend, sprengte er zwischen ihnen durch, dem Reiter entgegen.

Als dieser wohl noch hundert Schritte von dem Markgrafen entfernt war, hielt er sein Roß an, stieg ab und nahete sich ihm: doch der Markgraf sprang gleichfalls vom Roß, eilte auf den Alten zu und schloß ihn in seine Arme.

Sei mir gegrüßt, Oberhofmeister, herzlich willkommen, mein guter Schaumburg! — rief er. — Wie geht's? — Was macht das Zipperlein? — Wie steht's auf der Plassenburg?

Der alte Herr vermochte die so rasch hinter einander gethanen Fragen nicht schnell genug zu beantworten, schien auch keine Lust dazu zu haben; denn er war so ganz in dem Anschauen seines Herrn versunken.

Wahrlich! — rief er dann freudig — Eure fürstlichen Gnaden sehen wohl und munter aus, das Feldlager vor Magdeburg ist Euch gut bekommen und frisch und kräftig zieht Ihr wieder in Euer Schloß ein! — Nun, gesegne es Gott, der Euern Einzug beglücken mag!

Das wollen wir hoffen, alter Vater! erwiderte der Markgraf, ihm die Hand reichend, die er traulich schüttelte.

Und auch die alte Liebe ist uns, so wie ich sehe und fühle, mit Euer fürstlichen Gnaden wieder heimgekehrt und mit ihr das Glück meines Alters — sagte der alte Hofmeister.

Laß das — fiel ihm der Markgraf in's Wort — und erweiche mir nicht das Herz; da oben, wenn mich der Magister empfangen wird, steht mir noch ein harter Strauß bevor. — Komm' zu Pferd!

Dies sagend, schwang er sich auf sein Roß, hielt jedoch das Muthige so lange zurück, bis der alte Herr das Seine bestiegen hatte und ihm in raschem Trabe folgen konnte.

Als sie nun den Berg hinaufritten, hielt der Markgraf plötzlich an und sah mit freudig erglänzendem Auge auf sein Schloß.

Traun, Schaumburg! — sprach er so recht aus der Tiefe seines Herzens — Fremdes Land kann schön sein, die Heimath ist doch das Allerbeßte! Klopft mir doch das Herz, wenn ich den alten Schieferthurm vor mir habe und den Adler dort am Thorwege die Flügel spreizen und den Eingang bewachen sehe. Nun, Glück auf! Wer weiß, wie lange ich hier die Ruhe genießen mag. Ist es mir doch immer, wenn ich irgendwo einreite, als müßte ich schon wieder an den Ausritt denken.

Blas' nur, blas' nur Dein Liedel, Du alter Hans da oben! — rief er, als er längs der äußern Mauer dem Thore zu ritt und der Thurmwart herabblies. — Ich weiß auch ohne Dein Lied, daß ich Dir willkommen bin, wie Allen, die dort oben wohnen und auf die ich mich recht herzlich freue.

Ach, käme doch auch die fürstliche Hausfrau Euch entgegen! — sagte der alte Oberhofmeister ernst. — Oede ist das Frauengemach, nicht Weib und Kind weilt hier oben.

Kommt Zeit, kommt Rath! tröstete der Markgraf.

Auch ist der von Grumbach schon eingeritten, berichtete Schaumburg.

Ich weiß es! — sagte der Fürst — er ist auf mein Geheiß hier.

Dann ritt er durch das weit geöffnete Thor, ohne auf das Brummen seines alten Lehrmeisters weiter zu achten.

In den innern Schloßhof eingeritten, kam dem Markgrafen Magister Körber, der Hofprediger, entgegen, ihn mit wohlstudirter Rede zu empfangen; der Markgraf nahm seinen spitzen Hut ab, grüßte ihn freundlich, fast mit Ehrerbietung, sagte jedoch, ehe der Geistliche noch beginnen konnte: „Laßt das bis oben, Magister!" dann stieg er ab und schritt die Wendeltreppe hinauf nach seinen Gemächern. Hier angekommen, öffnete er, trotz der Kälte, welche ein rauher December-Tag brachte, das Fenster, sah hinaus, sah nach der Stadt, schien sich seines Landes, seiner Heimath zu freuen und war so in diesen Gedanken vertieft, daß er den Hofprediger nicht bemerkte, der ihm auf dem Fuße gefolgt war und räuspernd hinter ihm stand.

Endlich wandte sich der Markgraf und sah den Mann Gottes stehen. Seid mir auf Plassenburg willkommen! sprach er, ihm die Hand reichend. Und Euch, mein gnädiger Fürst, möge Gott, der Euch von einem gefährlichen Unternehmen, gefährlich für Leib und Seele, gnädiglich hat heimkehren lassen, Euern Einzug segnen. Ihr zoget, trotz meiner Warnung aus, eine fromme Stadt zu bekriegen; der Herr hat sie in Eure Macht gegeben. Eure Demuth zu prüfen, hat er erlaubt, daß ihre Thore Euch geöffnet würden und Ihr triumphirend einzöget. Aber dennoch muß ich das Wehe über die ausrufen, so diese fromme Stadt überzogen und sie zwangen, vor dem Spanier sich zu beugen. Markgraf Albrecht von Brandenburg! Auch heute wiederhole ich, was ich Euch sagte, als Ihr mit Euerm Kriegvolk gen Magdeburg zoget. Gott wird den Frevel rächen an Allen, so sich versammelten, die Mauern jener Stadt zu brechen, sie zu dem Interim, diesem Baalsdienste zu zwingen und von dem reinen Glauben abwendig zu machen. Wehe ihnen, sie werden untergehen und ihr Reich, ihre Herrschaft wird bald zu Ende sein!

Magister! — unterbrach ihn der Markgraf, seinen Unmuth nicht verbergend — wahrhaftig, das ist ein sonderbarer Willkommen, mit dem Ihr mich begrüßt; ein frommer, christlicher Segen, den Ihr mir ertheilt.

Kennte ich nicht die lautere Quelle, aus der Euer Eifer entspringt, traun, ich könnte — — so aber sei Euch verziehen, der guten Absicht wegen und in der Hoffnung, Gott werde mich Sünder, trotz Eurer harten Worte, nicht mehr strafen als ich es verdiene.

Das möge der Barmherzige! — sagte der Hofprediger, sich verneigend. — Und mein gnädiger Herr wird dem Diener Gottes verzeihen, wenn er zu ihm gesprochen, wie es ihm der Herr befahl.

Schon gut, schon gut! — sagte der Markgraf und reichte ihm die Hand — Wir verstehen uns; Ihr glaubt, Eure Worte müßten so schneidend, wie mein Schwert, und eines Fürsten Wandel so fromm sein, wie der eines Predigers. Aber allzuscharf macht schartig, lieber Magister, und das gehörige Maaß und Ziel in Allem, auch im Amtseifer, ist gut und Euch anzurathen. Nun, zieht Eure Augenbrauen nicht so finster zusammen und nehmt auch einmal von mir eine gute Lehre an, auch mir kommt manchmal ein guter Gedanke, und somit Gott befohlen; heute bei Tafel ein Mehreres!

Somit entließ er den Geistlichen, der kopfschüttelnd sich entfernte und meinte, es wäre Zeit, daß der fromme Herr aus dem Feldlager zurückgekehrt sei, wo er Demuth vor Gott und Achtung für seine Diener verloren.

Bald, nachdem er sich entfernt, begab sich der Markgraf in den Saal, wo die Hofleute und Diener sich versammelt hatten, ihren Herrn nach so langer Abwesenheit wieder zu sehen und zu begrüßen. Es waren ihrer nicht Viele; denn des Markgrafen Wahlspruch war: Viel Soldaten, wenig Hofschranzen, junge Frauen, alter Wein, ein festes Schloß und ein guter Meistersänger, den Hofprediger und den Narren nicht zu vergessen, das seien die wahren Requisiten einer ächt fürstlichen Hofhaltung, und somit bedurfte er nur wenig zu seiner Bedienung, außer für Küche und Keller, die stets gut besetzt waren.

Als alle diese lästigen Ceremonieen vorüber waren, gab er dem Haushofmeister Ruprecht von Renningen einige Befehle, dann winkte er dem Kanzler, Christoph Straß und verschloß sich mit ihm in sein Gemach.

Als es schon lange dunkel war, klopfte es auch heute wieder leise an Meister Klausens Hausthür, der seinen Pelz umwarf, hinausschlich und vorsichtig öffnete. Wer ist da? fragte er.

Laßt mich nur ein! — sagte eine ihm wohlbekannte Stimme, und zwei Männer traten in das Haus, wovon der eine Etwas unter dem Mantel hervorholte. — Hier ist ein Kelch und eine Hostienschachtel, um die ich in Pilsen die Kirche der Augustiner ärmer gemacht habe, — sagte

er — wiegt, wie schwer sie sind, die Vergoldung habt Ihr außer dem andern Abzuge noch umsonst.

Mein lieber Kurt, — erwiderte der Goldschmied freundlich — behaltet Euer gestohlenes Gut, oder besser, gebt es der Kirche zurück, der Ihr es entwendet habt; Ihr wißt, ich kann dergleichen nicht mehr gebrauchen!

Nicht mehr gebrauchen? — rief der in den Mantel Gehüllte mit lauter Stimme, da er bisher nur leise gesprochen hatte — Seh' doch einer den Jesuiten! Will auf einmal ein Heiliger werden! Da nehmt! Macht keine Umstände, — vier Batzen laß ich noch schwinden —

Ich nehme nichts von Euch, Kurt! — sagte der Goldschmied noch mal im ernsten, aber immer noch höflichen Tone — Ich habe dem Handel als sündlich entsagt und bitte Euch, geht Eurer Wege.

So soll Euch — doch fluchen will ich nicht, aber Ihr sollt Eure Heuchelei theuer bezahlen und es wird ja sonst noch einen Schuft von Goldschmied geben, der mir das, was ich und die Meinigen Euch stehlen können, abkaufen wird.

Thut, wie Ihr es verantworten könnt! erwiderte Meister Klaus gelassen.

Nun dann, Gott befohlen! Hütet Euer Haus, daß nicht ein rother Hahn auf dem Dache aufgesteckt wird und Euch ein Morgenliedchen krähe! — Dies sagend, verließ er das Zimmer; der Andere aber, der sich fest in seinen Mantel gehüllt hatte, blieb zurück.

Nun, Freund! wollt Ihr nicht Euerm Kameraden folgen? wandte sich der Meister an diesen, der, ohne zu antworten, stehen blieb.

Nun? — fuhr Klaus auf — Gebt Ihr bald? — Was wollt Ihr hier? — Aber der Verhüllte rührte sich nicht von der Stelle, so daß es Klausen fast unheimlich wurde und er nach der Schelle griff.

Halt! — rief dieser endlich — Keinen Lärm — ich muß unerkannt bleiben! — Dies sagend, warf er den Mantel zurück, und Wilhelm von Grumbach stand vor dem Erstaunten.

Herr! — fuhr der Meister auf, doch besann er sich schnell und sagte gelassener: Ich finde es nicht fein von Euch, mit mir Euren Scherz zu treiben. Ich habe es Euch gesagt und wiederhole es nochmal, ich will keine Gemeinschaft mehr mit dem Volke, schickt es hin, zu wem Ihr wollt, nur nicht zu mir.

Ist Euer Seckel schon übervoll? fragte der Ritter höhnisch.

Dies kann Euch gleich sein, Herr! da Ihr stets Euren richtigen Antheil bekommen habt! antwortete der Goldschmied, sich ein Herz fassend.

Meister! drohte Grumbach.

Herr! — nahm Klaus das Wort, ohne sich durch die Drohung schrecken zu lassen — ich weiß, ich bin meiner Sünde wegen in Eurer Hand. Ich war der Hehler einer Bande, mit der Ihr im geheimen Verkehr steht. Ich habe das geraubte Gold und Silber und die Edelsteine

aufgekauft und etwas Erkleckliches dabei gewonnen, doch gewissermaßen, wie der heilige Crispin, das Leder gestohlen, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen, denn ich habe meinem Nächsten Gutes gethan.

Nur rasch, rasch vorwärts in Eurem Sermon! unterbrach ihn Grumbach.

Und doch fürcht' ich Euch nicht! — fuhr Klaus fort — denn Ihr seid in meiner Hand so gut wie ich in der Eurigen, und selbst wenn ich die Augen schließe und vielleicht ein schneller Tod mich unvorbereitet übereilt hätte, so habe ich gesorgt, daß ein treues Herz mein Geheimniß kennt und im Nothfall Mittel hat, mich zu rächen. Daher, lieber Herr, dünkt es mir am beßten, daß wir auf diesem Punkte in Frieden uns trennen, übrigens aber ferner in guter Freundschaft leben. Wo ich Euch gefällig sein kann, will ich es gern thun, wie ich es Euch erst kürzlich durch die Frauen bewiesen, die ich ungern bei mir aufgenommen habe. Schickt mir aber das Gesindel nicht mehr über den Hals und laßt mich in Ruhe und Friede!

Närrischer Mensch! — unterbrach ihn Grumbach — Wer will denn mit Euch in Unfrieden leben? — Der Zufall führte den Kurt zu mir —

Schweigt, ich bitte Euch! — fiel ihm der Goldschmied in die Rede, dem schon das Nennen dieses Namens unangenehm zu sein schien — und sagt mir lieber, was Euch hierher führt?

Ich muß die Frauen sprechen.

So will ich Euch hinauf leuchten! sagte Klaus, die Lampe ergreifend, schritt voran und der Ritter folgte ihm, über die eilfertige Bereitwilligkeit lächelnd, mit der der Meister ihn zu entfernen suchte.

Als Grumbach bei den Frauen eintrat, war die Freude des Wiedersehens eben nicht groß, und selbst als sich Franzeska mit ihm im Geheim besprach, konnten sie sich anfangs nicht vereinigen. Grumbach wollte die Tochter mit in das Geheimniß ziehen, Franzeska aber behauptete, jeder Versuch, sie zu irgend einem planmäßigen Betragen zu bereden, würde an dem Charakter des Mädchens scheitern und sie müsse, durch ihr Herz und ihren Stolz verlockt, sich, ohne es zu wollen, ihren Wünschen fügen. Erst dann, wenn der Markgraf keinen Eindruck auf ihr Herz, aber die Eitelkeit ihren Stolz rege gemacht habe, dann erst wäre es Zeit, das Letzte zu versuchen und sie mit den Planen bekannt zu machen, die beide vereint entworfen hatten.

Bald aber hätte ein Schreiben des Kurfürsten Moritz alle ihre Pläne scheitern lassen; denn in diesem Schreiben, welches Lazarus Schwendi überbrachte, ersuchte Moritz den Markgrafen, nach Paris zu reisen, um persönlich mit Heinrich dem Zweiten die eingeleiteten Unterhandlungen zu beenden und das Bündniß abzuschließen. Der Markgraf, der auf diese

Weise seinen Vortheil am Besten wahrzunehmen glaubte, ging willig in diesen Vorschlag ein und Schwendi, schon durch den Kurfürsten gewonnen, beschloß, den Markgrafen zu begleiten.

Da diese Reise ganz im Geheim geschehen mußte, wurde niemand davon unterrichtet als Grumbach, der in des Markgrafen Abwesenheit die Geschäfte leiten sollte; selbst der alte Schaumburg erfuhr nur, daß sein Herr eine geheime Reise, wozu er die Anstalten zu treffen habe, unternehmen und deßhalb ausgesprengt werden müsse, der Markgraf sei krank. Der Kanzler Straß und zwei Diener waren die ganze Begleitung, welche der Markgraf mitzunehmen gedachte.

Grumbach konnte Franzeska'n des Markgrafen Abreise nicht ganz verschweigen; ihr jedoch die Wahrheit zu sagen, hielt er für zu gewagt und das Interesse des Markgrafen, mithin sein eigenes, zu sehr dabei auf's Spiel gesetzt. Er verheimlichte ihr daher das Ziel und den Zweck der Reise und meinte, daß es am Besten sei, die Ausführung ihres Planes bis zu des Markgrafen Rückkehr aufzuschieben, besonders da ihn, so lange dieser noch auf der Plassenburg sei, nothwendige Geschäfte nach Würzburg riefen. Franzeska schien heute hierin ganz seiner Meinung zu sein, und so reis'te Grumbach am andern Tage ab, nachdem er Meister Klaus den Befehl zurückgelassen hatte, für die nothwendigen Bedürfnisse der Frauen Sorge zu tragen.

Aber Franzeska konnte unmöglich ein so lange schon vor Augen gehabtes Ziel weiter hinausschieben. Durch ihr früheres Leben an stetes Ränkeschmieden gewöhnt, war es ihr nicht möglich, Wochen lang unthätig und zwecklos zu bleiben. Sie durchschauete Grumbach zu gut, um nicht gewiß zu sein, daß sie seine Unterstützung nur so lange und gewiß nur in kärglichem Maße erwarten könne, als sie ihm von Nutzen sei. Ihr Plan war daher, durch ein anzuknüpfendes Verhältniß des Markgrafen mit Lauretten so viel zu erwerben, daß sie einer ruhigen Zukunft entgegen sehen und unabhängig leben könne; das Glück ihres Kindes kam hierbei wenig in Betracht. Grumbach's Abwesenheit war ihr deßhalb willkommen, da sie ihn hierbei nicht zu bedürfen glaubte und die Erkundigungen, welche sie theils durch Grumbach, theils durch Andere über den Charakter Markgraf Albrecht's eingezogen hatte, gaben ihr die Hoffnung, daß ihr Plan gelingen werde. Der Fürst war jung, unvermählt, kein Feind der Weiber, durch sein stetes Kriegsleben jeder Häuslichkeit fremd; er liebte den Gesang, und wenn auch in seinem Hauswesen einfach und nicht verschwenderisch, war er doch gegen Soldaten, Frauen und Sänger freigebig und oft mehr, als sein Seckel erlaubte. Hierauf bauete Franzeska ihren Plan, und da sie durch Grumbach wußte, daß der Markgraf nur noch acht Tage auf dem Schlosse bleibe, so war keine Zeit zur Ausführung zu verlieren. Der Zufall konnte ihr nicht behilflicher sein, da es Winter, die ganze Landschaft beschneiet war und sie den Fürsten nicht im Freien treffen

konnte; sie wandte sich deßhalb an ihren Hauswirth, gab vor, daß ihr im Mailändischen eine Besitzung widerrechtlich entzogen worden sei und sie wollte sich deßhalb an den Markgrafen persönlich wenden, ihn um sein Vorwort bei kaiserlicher Majestät zu bitten. Aber Meister Klaus schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, das würde wohl wenig helfen, doch müsse sie sich deßhalb an den Oberhofmeister wenden, der im Schlosse die Oberaufsicht habe; nur er könne ihr den Eintritt und eine Unterredung bei dem Markgrafen verschaffen.

Meister Klaus wußte wohl, daß es keiner weitern Erlaubniß bedurfte, den Markgrafen zu sprechen und daß für jeden das Schloß offen stand; aber den italienischen Frauen so wenig wie ihrem Beschützer trauend und wohl ihr Vorhaben ahnend, glaubte er recht zu thun, wenn er sie so lange als möglich vor dem Markgrafen verborgen hielt. Deßhalb hatte er auch den von Schaumburg eingeladen, zu ihm zu kommen, damit er die Becher auf's Schloß mitnehmen und nicht den Markgrafen vielleicht die Neugierde zu ihm in sein Haus führen möchte. Aber die Vorsicht des guten Meisters war vergeblich gewesen; denn gleich nach seinem Gespräch mit Franzeska trat ein fürstlicher Diener mit dem Befehl bei ihm ein, die Becher sogleich auf's Schloß zu bringen. Dies war Meister Klaus auffallend, doch mußte er gehorchen, packte die Becher fein sauber ein, zog sein beßtes, mit Pelz verbrämtes Oberkleid über und wanderte den Berg hinauf nach der Burg.

Als er im äußeren Hofe an dem Springbrunnen vorbei nach dem Schlosse zu gehen wollte, begegnete er Magister Körber, den er ehrfurchtsvoll grüßte; doch dieser rückte kaum die Mütze zum Gegengruß, murmelte unverständliche Worte und ging mit verachtendem Blicke an ihm vorüber.

Prediger und Priester sind sich doch überall in Hoffart gleich! dachte Klaus und ging getrost; denn er wußte recht gut, daß ihm der geistliche Herr nie recht wohl gewollt, dem innern Hofe des Schlosses zu. Da fand er den alten Herrn von Schaumburg, den Hufbeschlag eines Rosses beschauend, er grüßte ihn ehrerbietig und sagte verbindlich: Ich hoffte Euch bei mir zu sehen! — aber der Oberhofmeister erwiderte in unfreundlichem Tone: Geht nur hinauf, der Herr wartet schon auf Euch.

Diese kalten, fast mit Geringschätzung gesprochenen Worte eines Mannes, der sonst so mild und freundlich gegen jedermann war, befremdeten ihn; doch sich keiner Schuld bewußt, stieg er getrost die Treppe hinauf, wo er im Vorzimmer seinen kleinen Freund Peter, den Hofnarren, antraf, der ihm lächelnd entgegen kam.

Meister! — raunte er ihm zu — soll ich Euch rathen, so zieht Euern Pelz aus und geht in Euerm Wams zu dem Herrn.

Péterlein, wie würde sich das schicken? erwiderte der Goldschmied.

I nun, — sagte der Narr und seine kleinen Augen blinzelten tückisch — werdet schon da drinnen einen neuen verdienen.

Guter Peter! — entgegnete der Meister ganz ernsthaft, des Narren Rede nicht verstehend — an solchen Stücken nimmt die Arbeit zu viel Zeit weg und man verdient wenig daran.

Zeigt mir doch die köstlichen Sachen und erlaubt, daß ich sie besehen darf! — bat Peter. — Der gnädige Herr sitzt noch mit dem Kanzler drinnen bei ihrer Schreiberei und Ihr könnt immer noch ein Stündchen warten, bis Ihr eingelassen werdet, zeigt her!

Meister Klaus packte gutmüthig seine Pokale aus und ließ sie den Kleinen sehen, der sie genau und besonders die beiden Figuren auf den Deckeln betrachtete.

Ihr werdet ein hübsch Stück Geld an ihnen verdienen! — sagte er hierauf, die Pokale wieder vor sich auf den Tisch setzend. Die Victoria gefällt mir besser als die Fortuna, die sieht mir zu alt aus, als ob sie nicht mehr so ganz in ihrer Jugendfrische wäre und da ist es nichts mit ihr.

Wie könnt Ihr nur so reden, Peterlein! — unterbrach ihn Klaus unwillig. — Eher könnte man doch die Victoria für älter halten, sie ist ernst, und jene freundlich und lockend.

Nun, Glück auf! — fuhr der Kleine fort, ohne sich durch die Kunstbemerkung des Goldschmieds irren zu lassen. — Theilen wir den Kuppelpelz?

Wie meint Ihr das? fragte der Meister staunend und unwillig.

Lieber Klaus! — sagte der Kleine und strich sich mit bedeutsamer Miene den kurzen Knebelbart — Versteht Ihr mich wirklich nicht, oder wollt Ihr, sonst ein so kluger, listiger Mann, mich nicht verstehen? — Seht, ich spreche ja nicht von der Glücks- und Siegesgöttin auf den Pokalen; ich meine Eure schönen welschen Hausgenossen, welche die Angel nicht in ein gemeinsames Wasser, nein, in einen fürstlichen Weiher werfen wollen. Die Jüngere möchte gern die Victoria sein, damit ihre Mutter Frau Fortuna würde und da bilde ich mir nun ein, Ihr habt Beide sinnbildlich hier vorgestellt.

Der Goldschmied stand starr vor Erstaunen vor dem kleinen Mann im bunten Wams. — Jetzt erst ward ihm des Magisters, ward ihm des Oberhofmeisters Benehmen gegen ihn klar; also hielt man ihn für den Kuppler des Markgrafen? Das war mehr als sein Langmuth ertragen konnte.

Welche ehrlose Zunge hat den bösen Leumund und das Gift über mich ausgeschüttet? rief er, sich vergessend.

Stille, stille Freund! — bat der Narr — Stört den Kanzler da drinnen mit Eurem Geschrei nicht in seinem Sinnen und ereifert Euch nicht! — Wer die Schellenkappe aufsetzt, nicht wahr, den hält man für einen Narren, und welcher ehrsame Wittwer hübsche Frauen in sein Haus aufnimmt, von dem glaubt man, er habe sie für sich oder für Andere bestimmt; denn selten geschieht es aus christlicher Liebe. Deßhalb mag es Euch nicht wundern, wenn man die fremden Zugvögel für Eure Lockvögel

hält, unſern Herrn zu fangen. — Sagt mir nur, iſt die Jüngere wirklich ſo ſchön wie man ſagt?

Ja, ja, ſo muß ich handeln, — brummte der Goldſchmied, ohne auf des Hofnarren Frage zu hören — ſo werd' ich es!

Antwortet mir doch und befriedigt meine Neugier; ſingt denn die Jüngere wirklich ſo ſchön, wie ich gehört habe?

Singen? — Ja, ja, Peterlein! — erwiderte Klaus, über die Erinnerung an Laura's holden Geſang ſeinen Unmuth ganz vergeſſend — Sie ſingt wie eine Lerche am Frühmorgen.

Und lockt wie eine Nachtigall am Spätabend — nicht wahr? fiel ihm der Kleine in die Rede.

Ohne etwas hierauf zu erwidern, packte der Goldſchmied mit Unmuth ſeine Pokale zuſammen und ärgerte ſich, daß er ſich durch die Muſik von dem Narren zu einer Antwort hatte verlocken laſſen, der ihn ſchmunzelnd anblickte und nach der Thür des markgräflichen Gemachs wies, die ſich auch in dem Augenblicke öffnete. Der Kanzler trat heraus, nach ihm der Markgraf. Als dieſer den Goldſchmied erblickte, grüßte er ihn freundlich und winkte ihm, in ſein Gemach zu kommen.

Zeigt, Meiſter Klaus! — rief der Markgraf dem Eintretenden zu — Ich möchte ſchon im Voraus wetten, daß es vorzügliche Arbeit wäre; denn aus Eurer Werkſtatt kommt nichts Gemeines!

Der Goldſchmied neigte ſich, für das ſchmeichelhafte Lob dankend, packte die Becher aus und ſtellte ſie vor den Markgrafen auf den Tiſch, der ſie flüchtig betrachtete.

Hm! — ſagt er — ich muß wohl Beide kaufen, wenn Ihr nicht gar zu theuer damit ſeid; ich bedarf des Glückes wie der Siegesgöttin! — Der Preis?

Hundert und funfzig rheiniſche Gülden! — ſagt der Goldſchmied und ſah hierbei den Markgrafen forſchend an.

Viel Geld! — Doch diesmal will ich nicht handeln; denn ich hoffe noch zu dieſen beiden Göttinnen die Liebesgöttin als Zugabe von Euch zu bekommen.

Ich habe dergleichen nicht in meiner Werkſtatt! ſagte der Meiſter ernſt.

Aber wohl in Euerm Hauſe! — fiel ihm der Markgraf in die Rede — Warum die Umſchweife, Meiſter? — fuhr er dann lächelnd fort — Warum wollt Ihr mir verhehlen, daß Ihr zwei Frauen, die von jenſeit der Alpen zu Euch kamen, in Euerm Hauſe beherbergt, wovon die Eine ſchön ſein ſoll? Die böſe Welt ſagt überdies, Ihr hättet ſie mir zu Liebe aufgenommen, da Ihr wüßtet, ich wäre kein Feind der Weiber, und man hat mich vor Euch und vor ihnen gewarnt, aber da ich gern meinem Feind in's Auge ſehe, ſo habe ich Euch mit den Bechern zu mir beſchieden, um Euch zu ſagen, daß ich noch heute, wenn es dunkel wird, in Eure Werk-

ſtatt kommen werde, wo Ihr mir hoffentlich alles Schöne und Neue zeigen werdet, was Ihr im Hauſe habt.

Gnädigſter Herr! — ſtammelte Meiſter Klaus verlegen — Eure fürſtlichen Gnaden irren ſich in mir. Fern ſei es, daß ich mich ſolcher ehrloſen Spekulation unterzöge, dazu dünkt ſich Klaus, der Goldſchmied, zu gut. Die Frauen ſind mir von einem Freunde empfohlen worden.

Von welchem Freunde? — fragte der Markgraf raſch.

Eure fürſtlichen Gnaden können ihn leicht errathen, da er Denenſelben gar nicht unbekannt iſt; — erwiderte der Goldſchmied — ihn zu nennen, könnte mir aber großen Nachtheil bringen.

Fahrt nur fort! — ſagte der Markgraf nach einigem Nachdenken — Ich glaube den Freund errathen zu haben.

Auch verſichere ich Eure fürſtlichen Gnaden, — fuhr Meiſter Klaus fort — daß es mein feſter, chriſtlicher Vorſatz war, meinen gnädigen Herrn vor den Frauen zu warnen, die es, ſo wie es mir ſcheint, auf Euch und Euern Seckel abgeſehen haben. Es ſind Sirenen!

Singen ſie? fragte der Markgraf raſch.

Mit wahren Glockenſtimmen! platzte der Goldſchmied heraus.

So muß ich ſie hören, noch heute Abend hören! — ſagte der Markgraf, als die Thür ſich öffnete und der Oberhofmeiſter eintrat.

Gnädiger Herr! — unterbrach er das Geſpräch — an der Pforte ſteht eine fremde Frau, die Einlaß begehrt; ſie dringt, trotz meinem Zurückweiſen darauf, Eure fürſtlichen Gnaden zu ſprechen. Es iſt eine der Landfreicherinnen, die ſich unten in der Stadt, wo ſie wohl eigentlich keine Aufnahme hätten finden ſollen, ſeit einigen Tagen aufhalten.

Sicher eine von den Italienerinnen, von denen Ihr geſprochen! ſagte der Markgraf.

So iſt es, Eure fürſtliche Gnaden! erwiderte der Oberhofmeiſter.

Ich will ſie nicht ſehen, weiſe ſie ab! befahl er dem von Schaumburg; und als dieſer ſich mit freudigem Herzen, den Befehl ſeines Herrn zu vollziehen, entfernt hatte, wandte ſich der Markgraf zu dem Goldſchmied und ſagte: ich will ſie in Euerm Hauſe ſprechen, nicht hier!

Gnädigſter Herr! bat Meiſter Klaus in höchſter Verlegenheit.

Schweigt und geht! unterbrach ihn Markgraf Albrecht heftig.

Der Goldſchmied ging. Doch ehe er noch die Thür erreicht hatte, rief ihn der Fürſt zurück.

Meiſter Klaus, — ſagte er freundlich — iſt Euch mein Beſuch wirklich ſo zuwider, wie es faſt ſcheint, ſo ſchließt Eure Hausthür und öffnet ſie nicht auf mein Pochen. Ich werde Euch deßhalb nicht zürnen und ſchon Mittel finden, auf andere Weiſe meine Neugierde zu befriedigen. Gott befohlen!

Der Goldſchmied ging tief betrübt, ohne ihn zu bemerken, an dem Narren vorüber, der ihm lachend nachſah.

Um die sechste Stunde des Abends pochte es bei Meister Klaus stark an die fest verriegelte Thüre. Beklommen schritt dieser in seiner Stube auf und ab und rieb sich, ungewiß, was er thun sollte, die Hände; als es aber noch einmal pochte, da griff er hastig nach dem Schlüssel und ging mit schwerem Herzen, aber raschen Schritten der Thüre zu; denn ihm schien es doch unmöglich, seinem Herrn den Eingang in das Haus zu verweigern. Er schob den Riegel zurück, schloß auf und der Markgraf trat, ganz einfach gekleidet, ein.

Stille! — raunte er ihm zu — Schließt Euer Haus wieder und dann führt mich in Eure Wohnstube: —

Klaus schob in Eile nur den Riegel vor und that, wie der Herr ihm befohlen.

Meister — begann hier der Markgraf — ich habe Würde und Titel auf der Plassenburg gelassen und komme zu Euch als Euer alter Bekannter, der markgräfliche Rittmeister Bibra; führt mich unter diesem Namen bei den Frauen ein, oder lockt sie herunter, mir gleich. Ich will sie nur sehen, nur singen hören, die Neugierde allein treibt mich her; denn was ich übrigens von ihnen gehört habe, könnte wohl den Kühnsten abschrecken, ihre weitere Bekanntschaft zu machen.

Gnädigster Herr! — nahm Klaus, dessen Stolz von diesen Worten aufgeregt war, das Wort — kennt sie doch niemand hier, und wüßte ich doch nicht, in wiefern man ihr Betragen in meinem Hause tadeln könnte. Der Schein ist gegen sie, doch leben sie still und eingezogen, sonst wären sie gewiß schon längst nicht mehr bei mir, und ich wüßte nichts Böses von ihnen zu erzählen, besonders von der Jüngern nicht; denn wer solch reine Glockenstimme hat, dem kann Satan das Gemüth nicht verstimmt haben. Horcht, gnädiger Herr! — rief er jetzt plötzlich — Mich dünkt, ich höre sie. — Er öffnete die Thür, aber es war Alles still. — Schade, Schade! — sagte er — Aber verweilt nur einen Augenblick; ist die Dame guter Laune, so singt sie mir zu Liebe gewiß ein Lied, ich lehne nur die Thüre an, und wenn Ihr die Güte habt, Euch auf den Vorsaal zu bemühen, wo Ihr den Gesang deutlich hören könnt, so wird Euch ein seltener Ohrenschmaus werden.

Der Markgraf nickte ihm beifällig zu und der Dienstfertige eilte hinauf.

Den Markgraf hatte allein die Neugierde hergeführt. Es mußte ihm auffallend sein, daß die Frauen in Kulmbach, einem so kleinen Städtchen, ihren Wohnsitz genommen hatten; Manches, was man ihm wohl im gehässigen Lichte von ihnen berichtet hatte, ließ ihn irgend eine geheime Absicht vermuthen und machte sie ihm verdächtig; selbst einige Worte Grumbach's, deren er sich jetzt erinnerte, mahnten ihn zur Vorsicht, besonders da die Bemerkung des Kurfürsten über dessen Charakter in seinem Herzen Wurzel gefaßt hatte. Aber ein schönes Weib in seiner Nähe zu wissen und

es nicht zu ſehen, wäre ihm eben ſo unmöglich geweſen, als einem Abenteuer zu begegnen und es nicht zu beſtehen. Er lachte über die Warnung ſeines alten Mentors, der ſtets vergaß, daß ſein Zögling ein Mann und ein erprobter Krieger geworden war, der ihn wie ſeinen Vater ehrte und liebte und ſeine ſteten Ermahnungen aus alter Anhänglichkeit wohl duldete, ſelten aber befolgte.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, hatte der Markgraf nun ſchon eine ganze Weile, jedoch vergebens auf den Geſang der Italienerin gelauſcht, als er endlich einzelne Töne vernahm. Er ſchlich leiſe die Treppe hinauf, Laura begann eben ein Lied. Er horchte aufmerkſam zu, ſeine lebhafte Einbildungskraft zauberte ihm ein liebliches Bild der holden Sängerin, das er, je tiefer die Töne zu ſeinem Herzen drangen, deſto himmliſcher ſich ausmalte, und welches ihn endlich ſo ſehr ergriff, daß er, ſich vergeſſend, die Thür aufriß und zum großen Schreck Aller in das Zimmer trat.

Laura verſtummte, Franzeska warf einen ſcharfen Blick auf die einfache, faſt ärmliche Kleidung des ungeſtümen Mannes, den Meiſter Klaus, der wieder Faſſung gewonnen hatte, den Frauen als einen ſeiner Bekannten, den Rittmeiſter Bibra von den markgräflichen Reitern, vorſtellte.

Verzeiht! — ſagte der Markgraf und ſein Blick hing feſt an der holden Sängerin und ſchien Franzeska ganz zu überſehen — verzeiht Signora, daß ich Euch in Euerm Geſang ſtörte; mein Gefühl übermannte mich, mir genügte nicht allein, Euch zu hören, ich mußte Euch auch ſehen, und, bei Gott! Euer Anblick hat meine Erwartung übertroffen. Nehmt es einem Krieger nicht übel, — lenkte er ſchnell ein — daß er unangemeldet bei Euch eintrat und er Euch gegenüber ſeine Worte nicht zierlich zu ſetzen weiß; was er ſagt, kommt vom Herzen und iſt deſto wahrer!

Ihr habt mich überraſcht, Herr! — erwiderte Laura, die dem ungeſtümen Manne zürnen wollte und ihm doch nicht zürnen konnte; denn ſein großes, blaues Auge ſprach ſo deutlich ſeine Bewunderung und ſein Wohlgefallen ſo offen aus, daß ſie ihm ſein Ungeſtüm, ſelbſt ſeine Zudringlichkeit verzeihen mußte. Doch nicht ſo Franzeska, welche für ſein Benehmen keine Entſchuldigung finden mochte. Sie maß ihn mit ſtrengem Blick, ſah bald auf ihn, bald auf den Goldſchmied, der verlegen am Fenſter ſtand und ſeinen Freund in der Unterredung mit Laura nicht zu unterbrechen wagte, und als des Markgrafen Blick ſie jetzt zufällig traf und er das Mädchen leiſe fragte: Wahrſcheinlich Eure Mutter? trat Franzeska hinzu und ſagte mit dem ihr eigenen herriſchen Tone: Ich bin die Mutter dieſer Dame und geſtehe, Rittmeiſter, Euer Benehmen nicht in den Schranken des Anſtandes zu finden, den der Mann bei Frauen nie verletzen muß.

Ohne ihr zu antworten, blickte der Markgraf ſtolz, faſt verächtlich auf ſie herab und fuhr, ſich nicht weiter um ſie kümmernd, in ſeiner Unterredung mit Laura fort, während Meiſter Klaus, einem unangenehmen

Auftritte vorzubeugen, sich der Signora nahte und ihr leise zuraunte: Nehmt das rücksichtslose Betragen meines Freundes nicht so streng auf, ein Krieger verwöhnt sich im Feldlager so leicht und der Anblick Eurer Tochter scheint ihn überdies etwas verwirrt zu haben. Beruhigt Euch mir zu Liebe!

Diese Worte, so wie des Meisters ängstliches, verlegenes Benehmen, hauptsächlich aber die stolze, Ehrfurcht gebietende Haltung, mit der der Fürst, ihrer nicht achtend, vor ihr stand, mußte Franzeska auffallen; sie betrachtete den Rittmeister genau, rief sich das, was man ihr von den Gesichtszügen und der Gestalt des Markgrafen früher gesagt, in das Gedächtniß zurück, und plötzlich stieg der Gedanke in ihr auf: das ist Markgraf Albrecht! Aber zu verschlagen, um nur durch einen Blick, durch ein Wort es sich merken zu lassen, daß sie die Vermummung durchschaue, hatte sie Gewalt genug über sich, selbst ihre Freude darüber zu verbergen. Sie blieb sich gleich, ließ den Markgrafen mit Lauretten ungehindert sprechen, unterhielt sich indessen mit dem Goldschmied, und da die Tochter auf des Markgrafen Bitte ihre Laute ergriff und ein Lied zu singen begann, störte sie es nicht.

Als Laurette das Lied beendet hatte, sprang der Markgraf von seinem Sitze auf, trat rasch und mit Leidenschaft auf sie zu, hielt jedoch plötzlich an, besann sich einen Augenblick, dann bat er mit wenigen Worten, daß sie ihm erlauben möchte, bald wiederzukommen und sich an ihrem herrlichen Gesange Herz und Seele zu laben; er entfernte sich schnell, kaum mit einem leichten Kopfnicken die Mutter grüßend.

Da hat wahrlich der Gott der Liebe ein Meisterstück geschaffen! — sagte er zu dem Goldschmied, als sie auf der Hausflur standen — Morgen kehrt Rittmeister Bibra wieder bei Euch ein. Verrathet ihn nicht, und nun gute Nacht! — Dies sagend, eilte er schnell aus dem Hause und ließ den Erstaunten in eben nicht freudiger Stimmung zurück.

Wie gefiel Dir der Mann? fragte Franzeska gleich darauf, als der Markgraf das Zimmer verlassen hatte, ihre Tochter, die erst durch diese Frage aus ihrem Sinnen geweckt ward.

Wie er mir gefällt, Mutter? — entgegnete sie. — Ich dachte eben jetzt darüber nach und da sagte ich mir, daß mir die Gestalt, das offene, freie Antlitz des Mannes wohl gefiel, selbst sein bestimmtes, keckes Auftreten mir nicht zuwider sei und das Schmucklose seiner Rede, da es aus seinem Herzen zu kommen schien, wir wohlgethan habe.

Franzeska lächelte.

Warum dies Lächeln, Mutter? Weßhalb dieser Spott, den ich auf Euern Lippen sehe? Glaubt Ihr, ich habe Eure Worte vergessen, die Ihr

mir auf dieser Stelle sagtet: daß dergleichen Herzergießungen für mich Thorheit wären, da sie mich nie zum Altare führen würden? Während ich ihm das Lied von der Liebe sang, gedachte ich Eurer Warnung recht wohl, und so wie Ihr mich, habe ich da Eure Warnung belächelt; denn indem ich sang und er mir so recht klar in's Auge sah, fühlte ich, daß doch eine Zeit kommen könnte, wo das Herz nicht durch Warnung, nicht durch Vorurtheile geschreckt, sich seiner Neigung rücksichtslos hingibt und hingeben darf.

Laurette! zürnte die Mutter.

Warum soll ich ein Spiel mit Euch und mit mir selbst treiben? — fuhr das Mädchen fort. — Warum nicht einen offenen Blick in das Herz werfen; warum die Flamme, wenn sie in mir auflodert und die beengenden Schranken zu durchbrechen droht, als unheilig verleugnen? — Ich fühle, daß ich der Gewalt der Liebe nicht werde widerstehen können, wenn sie einmal mich erfaßt, fühle an dem Klopfen meines Herzens, an den raschen Schlägen aller meiner Pulse, daß sich Liebe für Liebe hingeben, sich opfern könnte. Deßhalb werde ich ihr zwar mein Herz verschließen, so lange ich Kraft dazu habe; aber ich fürchte, Mutter, wenn ich ihre Schmeicheltöne höre, so öffne ich die Pforte und lasse sie ein.

Du scheinst sie nicht fest verschlossen zu halten! — sagte die Mutter höhnend. — Schon drei Mal dünkte sie mir nicht wohl verwahrt!

Schon drei Mal? unterbrach sie Laurette.

So ist's — fuhr die Mutter fort. — Unser Begleiter, der Junker von Altenstein, schien Dir nicht gleichgiltig; selbst der junge blonde Geselle hier im Hause dünkt Dir der Aufmerksamkeit werth, und das Hereinstürmen des Rittmeisters hat wieder so stark an die Pforte geklopft, daß ich fürchte, Du wirst ihn nicht lange draußen harren lassen.

Laurette wurde still und blickte schweigend vor sich nieder, doch war es nicht das Gefühl der Schuld, das sie schweigen ließ, es war ein ernstes Nachdenken, dem sie sich hingab.

Ihr nennt mir da drei ganz verschiedene Menschen — begann sie endlich, das Schweigen zu brechen — und Ihr habt nicht ganz Unrecht, Mutter, alle Drei könnten mir werth werden. Der Erste als Freund, der Andere als Diener, der Dritte als Herr. Könnte ich die Drei in Einen verschmelzen, hätte der Krieger die Sanftmuth, das Schwärmerische des Freiherrn, hätte er das galante Wesen, die Feuergluth des Gesellen, so ließe ich ihn wahrlich nicht lange unerhört vor der Pforte stehen!

Hüte Dein Herz, Laurette! — warnte die Mutter. — Es wird von Sinnlichkeit bethört. Was soll der elende Geselle in dieser Reihe? Fühlst Du Dich nicht zu edel für solch' gemeine Liebe?

Mutter, wie seid Ihr doch so sonderbar? — Sprecht mir erst bestimmt jede Hoffnung ab, daß mich ein Adeliger als sein Weib heimführen könne, und nennt nun die Neigung zu einem rechtlichen Gesellen

gemein. — Was soll ich denn? wohin soll ich denn mein Herz mit Liebe wenden? — Soll vielleicht — sagte sie, einen forschenden Blick auf die Mutter heftend — der Altar nicht das Ziel meiner Hoffnung sein? — Und wolltet Ihr vielleicht? — Nein, nein! das kann kein Mutterherz wollen! —

Wäre mir ein trauriges Loos beschieden, — fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher Franzeska den Blick ihrer Tochter vermieden hatte — so will ich in Liebe, durch Liebe untergehn! — Was meinem Herzen bereitet ist; welche Wonne, welcher Schmerz, das weiß ich nicht, aber daß ich nur von der Hand der Liebe mein Loos empfangen werde, das fühle ich. — Es wird kein gemeines sein, Mutter! — sagte sie ernst. — Ich werde schwelgen oder darben, werde hoch mich schwingen oder — untergehn.

Und was würde Dein Vater sagen, wenn er Deine thörigen Worte vernommen hätte? unterbrach sie die Mutter, Laura's aufgeregtem Gemüthe eine andere Richtung zu geben.

Er hätte geschwiegen, wie bei meinem Geschrei, als Ihr mich mit zitternden Armen ihm das erste Mal entgegen truget, wie bei meinen Thränen, wenn ich, eine Vaterlose, ausgestoßen wurde aus dem Kreise meiner Gespielen, wie bei meinem Anblick, wo sein glühendes Auge nur sprach, nicht sein Mund, nicht die Stimme der Natur — Und hätte er auch zürnend zu mir geredet, was kümmert das mich? — Sechszehn Jahre hat er mich von der Vaterbrust gestoßen und Tage knüpfen das so bitter zerrissene Band nicht so leicht wieder an, besonders wo kein Magnet uns anzieht, uns vielmehr abstößt.

Du bist sehr streng in Deinem Urtheile, — sagte jetzt die Mutter — fühlst Du nicht, daß jedes Deiner Worte ein Dolchstich für mich sein muß?

Das sollen sie nicht sein, Mutter! Ich thue Euch nicht mit Vorsatz wehe. Ihr habt viel für mich gethan, mütterlich gesorgt, habt gedarbt, um mich zu erhalten — für mich manches Opfer gebracht — vielleicht wäre es besser gewesen, Ihr hättet es nicht — Doch ich bin Euch verpflichtet! Bleibt mir eine liebende Mutter, so werde ich stets Euer dankbares Kind sein und für Euch wirken und schaffen, so viel ich vermag.

Ihr seid bewegt, Eure Augen glühen, Ihr seht zornig auf mich! — fuhr sie gelassen fort. — Zürnt mir nicht, ich meine es gewiß gut mit Euch! Zürnt mir nicht, wenn ich nicht Euern, wenn ich meinen Weg gehe!

Und wohin wird er Dich führen, thöriges, undankbares Kind? fragte Franzeska, durch das Gefühl ihrer Schuld nur noch mehr gereizt.

Das mag der barmherzige Gott und seine Heiligen wissen! — sprach sie, den Blick nach oben gewandt. — Jedem ist sein Ziel gesteckt, jedem sein Weg bezeichnet. Ruhig werde ich den meinen nicht betreten, nicht die kalte Vernunft, nicht engherzigen Eigennutz, nur mein Gefühl und meinen Stolz zum Führer wählen —

Und so untergehn — fiel ihr die Mutter zornig in die Rede.

Vielleicht, vielleicht auch nicht! erwiderte Laura mit kalter Ruhe, setzte sich zu ihrer Strickerei und suchte das Gespräch abzubrechen.

Die Mutter, den unbeugsamen Sinn ihres Kindes kennend, drang nicht weiter in sie und schwieg.

Am andern Morgen, während Meister Klaus in seiner Schreibstube mit den Rechnungsbüchern beschäftigt war, trat der kleine Peter in die Werkstatt, ließ sich bei den Gesellen nieder und unterhielt sie mit allerhand Histörchen. Otto hörte ihm aufmerksam zu; denn er hatte Gefallen an dem kurzweiligen Burschen, der ihnen manche Stunde der Arbeit durch seine Schwänke verkürzte; Georg aber, ein ernster, in sich verschlossener Jüngling, liebte den Narren nicht, dessen beißender, stechender Witz ihm oft zuwider war und ihm nur selten ein Lächeln abzugewinnen vermochte.

Heute hatte sich der Kleine ein gar angenehmes Thema erwählt, mit welchem er die Gesellen zu unterhalten versuchte. Er sprach, vielleicht absichtlich, von den Frauen, wobei ihm doch sicherlich die Erfahrung mangelte, schilderte in seiner Art ächt poetisch ihre Schönheit und welche Gewalt sie über die Herzen der Männer übten und kam so allmälig auf die Bewohnerinnen des Hauses, die gestern, so wie er vernommen habe, einen Besuch von einem stattlichen Krieger gehabt hätten.

Otto horchte auf; Georg aber sagte verdrießlich: Da wißt Ihr mehr als wir, Peterlein! Wenn wir in der Werkstatt sitzen, achten wir wenig auf das, was im Hause vorgeht, und haben wir Feierabend, so ziehen wir uns in unser Kämmerlein zurück oder besuchen die Trinkstube des Nachbars und lassen es uns bei einer Kanne guten Bieres wohl sein. Für uns kann im Hause vorgehen, was da will, was kümmert es uns? Und Euch, dächte ich, sollte es noch weniger kümmern.

Seht Ihr meine Schellenkappe nicht, werther Sanct Görg? — sagte der Kleine, sein Käppchen schüttelnd — Und könnt Ihr glauben, ich dächte und handelte so klug und weise als Ihr? — Narren mischen sich in Alles, und das ist eines der vielen Vorrechte, die sie haben. Ihr aber, Herr Otto, kümmert Euch gewiß mehr um die Frauen; denn Ihr seid mir schon in manchen Dingen viel ähnlicher als Euer Kamerad und ich wollte wetten, Ihr wüßtet, wer gestern da oben gewesen wäre.

Wahrlich nicht! versicherte Otto.

Nun, so seid Ihr kein guter Spürhund, wofür ich Euch gehalten, kein ächter Frauenknecht, wie ich geglaubt, und ehrbarer als ich vermuthet hätte; denn wo ein junger Mann mit schönen Frauen in einem Hause wohnt und er nicht jede Stunde an sie denkt, nicht weiß von jedem ihrer Schritte Rechenschaft zu geben, da ist er nicht werth, daß er sich in ihren goldenen Netzen fängt und an ihren Leimruthen kleben bleibt.

Ei, ei, Peterlein! — unterbrach ihn Otto — Ihr scheint kein Freund der Frauen zu sein!

Hm! — meinte der Kleine — auf diesen Punkt allein bin ich kein Narr! Was sind denn die Frauen auch so besonders? Stolze, hoffärtige, eitle, heimtückische Dinger sind sie, die Plage der Männer, die alle Tage des Lebens zu Apriltagen machen. Glaubt mir's, als der liebe Gott das Weib schuf, hat er ein Versehen gemacht. Er wollte ein Mittelding von Engel und Menschen schaffen, und ergriff zu ihrem Körperlichen zwar den wahren himmlischen Stoff, als aber ein Engel sie mit seinem sanften Odem anhauchen und beleben sollte, mochte dieser zu sehr im Anschauen versunken sein und Satan paßte einen günstigen Augenblick ab und blies dem Weibe ein wenig Satanisches mit hinein, und so ward ein Mittelding von Engel und Teufel daraus.

Peterlein, unterbrach ihn Georg — hattet Ihr denn Gelegenheit, die Frauen so genau kennen zu lernen? Mich dünkt doch —

Ihr meint, — fiel ihm der Narr empfindlich in die Rede — daß ich wohl wenig mit ihnen verkehrt hätte und sie sich um den kleinen, ungestalteten Narren nicht viel bekümmerten? Ihr mögt Recht haben, weiser Georg; aus Erfahrung habe ich, Gott gedankt, wenig gelernt, aber so manches erlebt. Zum Beispiel wie erging es unserm Herrn in Rochlitz?

Nun? — fragte Otto, während Georg emsig in seiner Arbeit fortfuhr und auf den Narren nicht zu hören schien — Erzählt es uns.

War dort die Wittib weiland Herzog Johann's, eine junge, schöne Frau, kaum einige und zwanzig Jahre alt, die lebte eben kein gottesfürchtiges Leben und obgleich des frommen Landgrafen Wilhelm's Tochter, schien sie doch mit dem Witwenkleide den Freuden der Welt nicht abgesagt zu haben; denn sie umgarnte bald mit ihren Liebesnetzen unsern Herrn und verrieth ihn dann dem Kurfürsten. Wie er nun sorgenlos, von Wein und Liebe berauscht, auf dem Schlosse schlief, rückte der Kurfürst mit seinem Heere heran, überfiel uns und nach tapferer Gegenwehr ward unser Markgraf gefangen. Mich, denkt Euch nur, mich faßt ein Reiter des Kurfürsten, so ein thüringischer Grobian, bei meinem Wamms, hob mich auf sein Roß und da mußte ich vor dem Kriegsvolke allerlei Späßchen machen, und die Buben zwangen mich sogar, ein Spottlied auf unsern Herrn zu singen. Solch ungeziemende Kurzweil trieben sie auf dem Markte von Rochlitz eine ganze Weile mit mir, bis der Kurfürst des Weges geritten kam und ihnen mit seiner ernsten Stimme es verwies und sagte: Danket lieber Gott für den erfochtenen Sieg und laßt den Narren laufen! — Da warf mich der Thüringer so unsanft zu Gottes Erdboden nieder, daß ich mir die Hüfte ausrenkte und noch jetzt zuweilen bei veränderlicher Witterung hinken muß.

Besser, Du hättest das Genick gebrochen! brummte Georg vor sich hin.

Seht, so sind die Weiber! — fuhr Peter fort — und darum hütet Euch, Ihr Junggesellen, hängt Euer Herz nicht an sie, und wollt Ihr mit ihnen verkehren, so gebraucht sie nur zur Kurzweil, nicht zum Ernst.

Elender Wicht! rief Georg.

Sanct Georg, Sanct Georg! — fuhr der Kleine auf, doch schnell besann er sich, nahm sein Käppchen ab, schüttelte es in seinem Unmuth, daß die Glöckchen hell klangen und trat dann mit dem freundlichsten Gesicht vor Georg — Ich will nicht Böses mit Bösem, nicht Bitteres durch Bitteres vergelten, sondern, trotz Eurer bösen Worte Euch warnend prophezeihen, obgleich ich kein Zigeunerweib bin. — Er stellte sich nun gravitätisch vor den Gesellen, der mitleidig auf ihn herabsah, faßte ihn scharf in's Auge und begann feierlich, doch blitzte aus seinen Augen Schadenfreude! Du wirst durch die Frauen viel leiden, Sanct Georg! Deine störrische Tugend bringt Dich um alle Erdenfreuden und Du erringst am Ende Deines Lebens — den Tod!

Narr! unterbrach ihn Georg, stand auf, da er eben seine Arbeit beendet hatte, und verließ in Unmuth die Werkstatt.

Und was prophezeihest Du mir denn, Peterlein? Aber nur etwas Klügeres wie dem Georg; denn so klug prophezeihen kann ich auch! — fragte jetzt Otto scherzend — Sieh mir einmal recht in die Hand, beschau' die Lineamente genau, spanne Deinen Witz an, Männlein! und öffne die Schleußen Deines Hirns!

Das brauch' ich nicht! sagte der Kleine lachend — Bei Dir kann es Weiser und Narr an Deinem feurigen Blicke, an Deinen schwellenden, blutrothen Lippen erkennen, daß Du den Weibern, mithin dem Verderben angehörst.

Peterlein! — unterbrach ihn Otto — gehör' ich den Weibern an, so bin ich dem Glück anheim gefallen und wohl mir! Doch davon verstehst Du nichts, Du redest davon wie der Fuchs von der Traube.

Nun, wir wollen sehen, ob meine Prophezeihung nicht eintrifft! — sagte Meister Peter — Ich ziehe meine Kabbala nicht aus den Sternen wie die Astrologen, nicht aus den Lineamenten wie das Zigeunervolk; das Auge des Menschen, aus dem sich sein Geist, der Mund, auf dem sich sein Gemüth ausspricht, das sind die Spiegel, in denen ich seine Zukunft erschaue, und die Erfahrung ist das Zauberbuch, welches ich aufschlage. Das Feuer, lieber Otto, — fuhr er zutraulich fort — das aus Deinem Auge sprüht, Deine glühenden, zuckenden Lippen, siehst Du ein schönes Weib, sagen mir mehr und Wahreres als all der Tand, womit der Aberglaube die Thoren ködert; halte mich nur nicht für einen Propheten, ich treibe dies Handwerk nur bisweilen zum Scherz und heute, um Deinen Mitgesellen zu ärgern! Du aber könntest Dir wohl aus dem, was ich sagte, eine gute Lehre ziehen. Nun leb' wohl, nichts für ungut und hübsch aufmerksam auf die Sirene und ihre Silberstimme, es ist ein seltener

Vogel und wohl der Mühe werth, ihn zu fangen! — Dies sagend, verließ er die Werkstatt und Otto trällerte, trotz Peter's Vermahnung, so sorgenlos und fröhlich sein Lied wie immer; denn er kümmerte sich wenig darum.

Als jedoch Feierabend gemacht war und Georg ihn einlud, mit ihm zum Nachbar zu gehen, schlug er es ab und blieb daheim, aber nicht in seinem Kämmerlein, da wollte es ihn heute nicht lassen. Er schlich hinaus, trat, trotz der Kälte, auf den überdeckten, über den Hof gebauten hölzernen Gang und sah von hier aus nach der Thür, die in Laurettens Stube führte.

Ja wohl ist es ein seltener Vogel! — dachte er, sich der Worte des Narren erinnernd — und wohl wär' es der Mühe werth, ihn zu fangen. Aber ein armer Geselle — wie könnte ich hoffen? — Ah, warum nicht? — brummte er vor sich hin — dem Kühnen ist nichts unerreichbar und überdies scheint sie mir gewogen zu sein.

Eben als er dies vor sich hin sagte, öffnete sich die Thür und er sah das Mädchen, eine Kerze in der Hand, in ihren Pelz gehüllt, aus der Stube treten und über den Vorsaal der Treppe zu gehen. Rasch trat er ihr entgegen, grüßte sie verbindlich und fragte, wohin sie so eilig gehen wollte.

Zu Eurem Meister! antwortete sie freundlich und zog den schon gehobenen Fuß zurück.

Ei, der Glückliche! — sagte der Geselle unwillkürlich.

Wie so? fragte das Mädchen.

Nun, Dame! — erwiderte er und selbst der Ton seiner Stimme zeigte, daß er etwas Verbindliches sagen wollte — Nun, ich sollte doch meinen, daß der, zu dem Ihr eintretet, sich glücklich preisen könnte? — Die Schönheit ist immer ein willkommener Gast!

Lerntet Ihr diese Galanterie in Eurer Werkstatt? fragte sie mit zweideutigem Tone.

Otto erröthete bei dem Doppelsinn dieser Frage. Fräulein! erwiderte er endlich — was man in der Werkstatt nicht lernt, lehrt zuweilen der Blick aus holden Augen; es bedarf nicht immer der Brust eines Edeln, daß ein edles, liebendes Herz in ihr schlägt.

Laurette sah ihn verwundert an. Der Jüngling mit seinen flammenden, dunkelblauen Augen stand so keck, so auf sich vertrauend vor ihr, daß es ihr schwer wurde, in dem Augenblicke daran zu denken, daß er der Geselle eines Goldschmieds sei. Ihr Auge mochte ihm dies verrathen haben; denn ehe sie noch etwas erwidern konnte, trat er ihr näher. Fräulein! — bat er — habt die Güte, auch heute Abend das Lied zu singen, welches Ihr gestern sanget; es war gar zu schön, und habe ich gleich nur wenig die Worte verstanden, so wünscht' ich doch, Ihr hättet es mir gesungen.

Indem er dies ſagte, klopfte es an die Hausthür. Laurette bog ſich, ohne ihm zu antworten, über das Treppengeländer — ſah hinab, wandte ſich dann ſchnell zu Otto, ihm zuraunend: Ich ſinge Euch heute das Lied! — und ſchlüpfte in ihre Stube.

Otto, neugierig, was das bedeute, trat wieder auf den Gang zurück, um von hieraus ungeſehen lauſchen zu können. Bald ſah er auch einen in einen Mantel gehüllten Krieger die Treppe herauf kommen und in das Zimmer der Frauen treten; wer es ſei, konnte er in der Dunkelheit nicht erkennen. Trotz dem ſcharfen Oſtwind, der kalt über den offnen Gang blies, blieb er noch lange ſtehen, ohne das verſprochene Lied zu hören; endlich jedoch verließ den halb Erſtarrten die Geduld, er wollte eben in Unmuth ſeinen Poſten verlaſſen, als ſich die Thür öffnete und der nemliche Mann mit Lauretten heraus trat, die ihn bis an die Treppe begleitete. Lebt wohl, auf Wiederſehen, Herr Rittmeiſter! ſagte ſie hier freundlich. Der Krieger nahm ſtatt Antwort ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und ging dann die Treppe hinab. Laurette ſah ihm ſinnend nach.

Otto hatte alles dies nur im Dämmerlicht geſehen und gehört und den Fremden nicht erkennen können; denn Laurette hatte ihn ohne Licht begleitet und Franzeska die Thür hinter ihnen zugemacht, ſo daß nicht einmal das Licht aus den Zimmern den Vorſaal erhellen konnte; aber das, was er geſehen, war hinreichend, ihn auf ſo unangenehme Weiſe zu berühren, daß er, als Laurette wieder in ihre Stube zurückkehren wollte, haſtig aus ſeinem Verſteck hervor trat und die Erſchrockene zurückhielt. Fräulein! — ſagte er mit Heftigkeit — Ihr ſeid mir das verſprochene Lied noch ſchuldig! Habt es wohl über einen Geſellſchafter vergeſſen?

Geſelle! — erwiderte Laura mit Stolz — Wer ſich mir nahen will, der lerne Beſcheidenheit, Euch geziemt ſie am meiſten! — Dies ſagend, wandte ſie ihm den Rücken, ging in ihr Zimmer und ließ den Ergrimmten ſtehen.

Der Meiſter mochte wohl etwas von dieſem Vorfall erfahren haben; denn von dem Tage an ging er, gegen ſeine Gewohnheit, jeden Abend, wenn die Werkſtatt geſchloſſen wurde, mit den Geſellen zu dem Nachbar und kehrte mit ihnen erſt ſpät nach Hauſe, ſo daß mehrere Tage vergingen, ohne daß Otto Laurette geſehen hätte.

In dieſer Zeit war Wilhelm von Grumbach wieder nach der Plaſſenburg zurückgekehrt und durch Franzeska von dem, was ſich indeſſen begeben hatte, unterrichtet. Er war mit der Geſtaltung der Sache ſehr zufrieden; denn noch ahnete Laurette nicht, daß der Mann, der ſich mit ſo viel Wärme um ihre Gunſt bewarb, der Markgraf ſei. Sein männliches Anſehen gefiel ihr, ſein zuverſichtliches Benehmen, ſein Freimuth

waren ihr nicht zuwider; sie wußte ihn ja in den Schranken der Achtung zurückzuhalten und wenn die Leidenschaft bei ihm zu stürmisch hervorbrechen wollte, diese Flamme gehörig zu dämpfen. Unbemerkt gewann der offene Deutsche ihre Neigung und ein gewisses Etwas, wohl des Markgrafen Keckheit und der Stolz, der aus jedem Worte, aus jeder seiner Bewegungen sprach, ließen ihr den Krieger als einen, ihrer Neigung würdigen Gegenstand erkennen. Ihn in ihren Fesseln zu sehen, ward Plan und Wunsch bei ihr; daß er sich nicht als Sklave die rosigen Bande anlegen lassen würde, war sie überzeugt, doch wünschte sie vielleicht dies auch in dieser Zeit noch nicht; glaubte sie doch in dem Gesellen Otto den gefunden zu haben, dessen ihre Laune zum Spielzeug bedurfte. Ueberdies hatte der Markgraf wohl sein Glück jetzt noch mehr der Eitelkeit als dem Herzen, so wie Otto den flüchtigen Antheil, den sie an ihm nahm, nur ihrer Phantasie zu danken. Vielleicht hatte die Mutter recht, als sie den Junker von Altenstein als den Dritten nannte, er war vielleicht der Einzige, der den Weg zu ihrem selbstsüchtigen Herzen gefunden hatte, und deßhalb war er ihr auch schon so ziemlich gleichgiltig geworden.

Den Markgrafen vergnügte seine Maske. „Es hat für die Hohen der Erde einen besonderen Reiz, wenn sie einmal die Ueberzeugung fassen können, sie würden um ihrer selbst willen, nicht blos um den Glanz ihres Standes geliebt. Er hatte daher auch gegen seine Gewohnheit Geduld genug, um nicht, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, im Sturmschritte die Veste zu erobern; ihm war selbst das Harren und Schmachten lieb geworden und die kleinen Gunstbezeigungen, die ihm Laurette nur sparsam und wohlbedächtig reichte, schienen ihm zu genügen. So gewiß er auch war, daß sie durch Grumbach nach Culmbach gekommen und dieser Schlaue irgend einen Plan mit ihr vorhabe, hatte er doch fest beschlossen, gegen ihn Laurette nicht zu erwähnen. Er setzte täglich seine Besuche fort und Meister Klaus, so unlieb ihm auch das Ganze war, entfernte um die bewußte Zeit alle seine Hausgenossen. Der Markgraf gewann immer mehr die Gunst Laurettens, und faßte am Ende selbst eine innige Neigung zu dem Mädchen, das ihn durch Gesang und Witz und durch ihre sich immer mehr entfaltende Schönheit bezauberte. Auch Grumbach erwähnte gegen seinen Herrn die Frauen nicht; der Zufall war ihm trefflich zu statten gekommen und da es Franzeska nicht entging, daß das, was bei dem Markgrafen Anfangs nur Sinnlichkeit gewesen, sich allmälig zur ernsten Leidenschaft gestaltete, ließ sie ihn ferner walten. Den Charakter ihrer Tochter genau kennend, legte sie ihr absichtlich manches Hinderniß in den Weg und warnte, blos um sie zum Gegentheil zu reizen und sah zu ihrer Freude, daß ihr Plan ganz gelang, der Fürst in Lauretta's Netz und diese durch ihr eigenes Herz gefangen sei. Nur Otto machte ihr Sorge; ihr war der Antheil nicht entgangen, den Laurette an diesem schönen, feurigen Burschen nahm; sie fürchtete, er werde am Ende, trotz der Besonnenheit des

Mädchens, ihre Phantaſie entflammen, und ſie trat deßhalb jeder Zuſammenkunft, die der Zufall, vielleicht auch die Abſicht eines von Beiden herbeigeführt hatte, ſtörend entgegen.

So rückte der Tag der Abreiſe des Markgrafen, welche Grumbach, trotz ſeinem Plane mit Lauretten, eifrig betrieb, heran. Er hatte ſeinen Herrn ſchon lange zu einer Verbindung mit Frankreich zu bereden geſucht, aber bis jetzt keinen Eingang bei ihm gefunden. Markgraf Albrecht war ein deutſcher Fürſt, der mit beharrlicher Treue an ſeinem Vaterlande hing. An Kaiſer Karl's Hofe erzogen, hatte er ſich den Haß gegen Frankreich zu eigen gemacht und obgleich ihm der ritterliche, galante Franz eher ein Vorbild zu ſein ſchien, als der kalte, abgemeſſene Spanier, ſo hatte er ſich doch daran gewöhnt, in dem Hofe zu Fontainebleau immer nur den Feind ſeines Kaiſers und ſeines Vaterlandes zu ſehen. Aber ſeit der Mühlberger Schlacht dünkte es ihm, daß er Kaiſer und Vaterland von einander trennen müſſe, es ſchienen ihm Karl's Abſichten nicht mehr ſo rein, ſo uneigennützig wie ſonſt, und durch den Biſchof von Arras in ſo manchem gekränkt, durch den Kaiſer ſelbſt mit weniger Aufmerkſamkeit als ſonſt behandelt, ward es dem Kurfürſten Moritz leicht, ihn für ſeine Sache zu gewinnen und eben ſo leicht fanden jetzt Grumbach's Rathſchläge Gehör.

Dieſer hatte ſchon längſt den Markgrafen zu bereden geſucht, nicht allein des Kaiſers Kriege zu führen, wo er nur Verſprechungen und ſparſamen Geldlohn gewinnen konnte, ſondern lieber auf ſeine eigenen Fehden Kraft und Muth zu verwenden. Die jüngere Linie der Hohenzollern hatte von jeher zwei Ziele vor Augen: Unterjochung Nürnberg's und Vergrößerung ihres Gebietes durch die ſie umgebenden geiſtlichen Fürſten. Obgleich mit Nürnberg in beſtändigen Fehden, war die Demüthigung dieſer ſtolzen Reichsſtadt ihnen nie gelungen, ſelbſt der kriegeriſche Albrecht Achilles hatte nicht vermocht, den Stolz, die Kraft dieſer Reichsbürger zu beugen, die außer ihrer mächtigen, volkreichen Stadt faſt ſo viel Gebiet beſaßen als einer der Markgrafen ſelbſt. Seit der Reformation hatten ſich dieſe Fürſten zwar der Stadt mehr in Freundſchaft genähert und ihr Augenmerk mehr auf die Bisthümer gerichtet, aber Markgraf Albrecht, im Dienſte des Kaiſers, mußte mehr der Vertheidiger der katholiſchen Biſchöfe als ihr Feind ſein, und ſo waren ihm auch hier die Hände gebunden; doch nährte er im Stillen den Groll gegen Nürnberg, und die Bisthümer behielt er, ſtets beuteluſtig, im Auge.

In dieſen Anſichten beſtärkte ihn Wilhelm von Grumbach, Vaſall des Biſchofs von Würzburg, ein unruhiger, ränkevoller Mann, noch mehr. Er war aus des Biſchofs Dienſt in die des Markgrafen getreten, und von der Natur mit einem einnehmenden Aeußeren und einem ſeltenen Verſtand, beſonders mit Scharfblick und der Kunſt begabt, durch die Macht der Ueberredung die Herzen zu gewinnen; ſo hatte er ſich feſt in des Markgrafen Gunſt geſetzt, durch deſſen Glück er ſich zu bereichern hoffte. Kühn

in seinen Plänen, ohne jedoch sich selbst der Gefahr unbedacht Preis zu geben, suchte er mehr durch List als Gewalt, mehr durch Andere als durch sich selbst seinen Zweck zu erreichen; nur erst, wenn er kein anderes Mittel sah, trat er selbst der Gefahr und dann kühn und kräftig gegenüber. Ohne daß ihn der Markgraf seiner Persönlichkeit wegen liebte, fühlte er wohl, daß er in verwickelten Verhältnissen, worin er sich befand, seines Verstandes, seines Rathes bedürfe, und da Grumbach so leicht in jeden Lieblingsplan des Markgrafen einging, seinen Launen sich hingab, zu seinen schnellen, raschen Entschlüssen die Mittel schnell fand und eben so bereitwillig das schon Begonnene wieder aufzugeben schien, sobald es der Laune seines Herrn beliebte und der ewig unruhige Fürst den fast schon gereiften Plan durch einen neuen verdrängen ließ, so hatte er sich in die Gunst seines Herrn, trotz dem, daß dieser den Mann weder achtete noch liebte, festgesetzt.

Vergebens stemmte sich der alte, ehrwürdige Schaumburg dagegen. Dem alten Mentor war von seinem früheren Einfluß nichts geblieben, als die Liebe seines Zöglings und daß er ungestraft warnen, selbst tadeln durfte; aber man achtete des Tadels wie der Warnung wenig und der junge Fürst fühlte wohl, daß seine Manneskraft dem Zügel entwachsen, sein aufstrebender Geist mit der Zeit fortgerissen sei, wo nicht sie überflogen habe. Jedoch stand Schaumburg in des Fürsten Privatleben ihm stets als väterlicher Freund zur Seite, und da, wo sein Wort dem Herzen und dem edlen Sinne des Markgrafen begegnete, fand es stets eine freundliche Statt.

Auch war Meister Peter nicht ganz ohne mittelbaren Einfluß, und sonst wohl hämischen Gemüthes, wie oft die kleinen, verwahrlos'ten Naturen es zu sein pflegen, hing er doch sehr an dem Oberhofmeister, der ihm in früherer Zeit wohlgethan hatte, und dieser gebrauchte oft bei dem Markgrafen des Narren Witz, wo er wußte, daß die Weisheit nicht gehört werden würde. Gegen Grumbach, der den Kleinen verächtlich behandelte, war dieser feindlich gesinnt.

Grumbach kümmerte sich um Beide wenig. Er wußte sich dem Markgrafen unentbehrlich zu machen; fehlte es diesem an Geld, so schaffte er Rath; ließ der Markgraf werben, so waren die beiden Fahnen, die Grumbach gemeinhin stellte, am schnellsten, am vollzähligsten beisammen und bestanden aus den verwegensten, kühnsten Knechten, deren Anblick allein schon Furcht erregen mußte; entließ der Markgraf sein Volk und mußte er von Neuem werben, so fand er die nemlichen, verwegenen Gesichter unter Grumbach's Fahnen wieder, so daß man hätte glauben sollen, sie wären gar nicht entlassen worden und stets zusammen geblieben. Als der Markgraf einst bei Tische Grumbach diese Bemerkung machte, sagte der Narr mit seinem hämischen Freimuthe:

Gnädiger Herr! des Grumbach's Knechte kommen auch nie aus den Waffen, im Frieden führen sie doch immer auf ihre eigene Art Krieg.

Und als der Markgraf ihn hierauf fragte: Wie meinst Du das, Peterlein? — verwies ihn dieser mit der Antwort an den Ritter selbst, der ihn schon verstehen würde.

Die Vorkehrungen zu der Reise nach Paris waren nun getroffen, und der Markgraf wollte am andern Morgen schon die Plassenburg verlassen. Am Abend vorher schlich er wie gewöhnlich in das Haus des Goldschmieds, Laurette noch einmal zu sehen. Sonst nicht gewöhnt, bei Frauen lange zu schmachten, schien er doch hier eine Ausnahme zu machen und es für ihn einen besondern Reiz zu behalten, unerkannt zu bleiben und sich blos um sein Selbst willen geliebt zu sehen; er schwieg daher, duldete gelassener als es wohl in seinem Charakter lag, die Launen und das oft spröde Wesen der Italienerin und hütete sich wohl, seinen Stand zu verrathen, besonders da er gleich Anfangs einen auf ihn berechneten Plan vermuthete; aber aus so Manchem konnte er die feste Ueberzeugung fassen, daß Laurette seinen wahren Stand nicht kenne. Sie gab sich ihm so traulich und offen hin, sprach so rücksichtslos mit ihm über den Markgrafen, den sie kennen zu lernen wünschte, über dessen Vorzüge und Fehler, stimmte oft mit ein, wenn der Rittmeister Bibra seinen Herrn tadelte, und dies that sie auf so unbefangene Weise, daß er keinen Zweifel mehr hegen konnte, und selbst der Stolz, mit dem sie sich ihm oft entzog und ihn in die Schranken der Achtung zurückwies, bestärkte ihn in seinem Glauben; nur Franzeska's abgemessenes, oft ehrfurchtsvolles Betragen und Grumbach's Schweigen waren ihm verdächtig.

Ich komme, Laurette, — begann der Markgraf, als er an diesem Abend in ihr Zimmer trat, das heute die Mutter nach kurzer Begrüßung verließ — mich von Euch auf längere Zeit zu beurlauben. Wochen, Monde können vergehen, ehe ich wieder vor Euerm holden Antlitz erscheinen kann.

Und wann reis't Ihr?

Morgen früh!

Schon morgen?! — rief sie — Und das sagt Ihr mir erst jetzt? Nun, wie es Euch beliebt! — sprach sie kalt — Lebt wohl! — Sie wandte sich bei diesen Worten und wollte gehen, — der Markgraf hielt sie zurück.

Ihr macht mir den Abschied leicht, Fräulein!

Und Ihr mir die Trennung nicht schwer! unterbrach sie ihn empfindlich.

Noch hielt Markgraf Albrecht ihre Hand fest, obgleich ihn der Unmuth überwältigen wollte, doch faßte er sich. Erst heute erhielt ich den Befehl! sagte er.

Den Befehl? — unterbrach sie ihn schnell. Seid Ihr so wenig Euer eigener Herr, daß Ihr nicht einmal über einen Tag gebieten könnt?

Der Markgraf, dem ich diene, verlangt es, und ich muß gehorchen! sagte Albrecht und ließ ihre Hand fahren.

Der Markgraf verlangt es? — sprach sie nach kurzem Sinnen — Nun, wohl! und ich verlange, daß Ihr erst übermorgen reiset; das Mädchen, dem Ihr so oft Liebe schwuret, verlangt es.

Es ist unmöglich, Laura! — völlig unmöglich!

O, der erbärmlichen Liebe! o, des kalten deutschen Herzens, das der Geliebten nichts zu opfern wagt, dem Fürstengunst höher steht als die Gunst seines Mädchens! — Geht! bleibt Monden, Wochen, bleibt nur Tage entfernt, mir gleich; Ihr werdet mich hier nicht mehr finden, nirgend mehr finden, daß schwör' ich Euch!

Schwört nicht! — sagte der Fürst, und sein Antlitz umzog sich finster — Ich werde morgen reisen, nicht allein, weil es des Fürsten Wille ist, nicht, weil ich seinen Zorn zu befürchten hätte, der würde mich um meines Entschlusses willen nicht treffen — ich reise, weil ich will!

Das Mädchen starrte ihn staunend an.

Laurette! — sagte er, jedoch mit weniger rauhem Tone — ich habe Euch geliebt, ich glaube, wie ich noch kein Weib liebte, habe meine Leidenschaft gezähmt und meine Sinne gebändigt, aber nicht meine Würde, nicht meinen Stolz abgelegt, der mir jede Fessel, die nicht von Rosen gewunden ist, zu tragen verbietet. Lebt wohl! Hat der Mann für Euch keinen Werth, wolltet Ihr einen Sklaven, so sucht ihn unter meinen Dienern.

Immer verwunderter hatte des Mädchens Blick auf dem Fürsten geruht. Sie wollte zürnen und doch erzwang sein stolzes Benehmen ihre Achtung; sie konnte es nicht und reichte ihm entwaffnet die Hand. Wann kehrt Ihr zurück? — fragte sie, und aus dem Blicke ihres Auges sprach Versöhnung — Wann sehe ich Euch wieder?

Keinen Augenblick später, keine Stunde eher, als es meine Pflicht mir gebietet! erwiderte der Markgraf. —

So lebt denn wohl und kehrt mit treuer Liebe zurück! — sagte sie bewegt und schmiegte sich bei diesen Worten sanft an ihn und lehnte, nach ihm aufblickend, ihr lockiges Haupt an seine Brust. Er bog sich zu ihr herab, ihre Lippen berührten sich zum ersten Mal, der erste Kuß war auch der Kuß des Scheidens. An der Treppe, wohin sie ihn begleitet hatte, umfing er sie noch einmal; sich unbemerkt glaubend, überließ sie sich seiner Umarmung; aber der Verräther lauschte. Otto, von thörigter Leidenschaft getrieben, hatte sich heute krank gestellt, und während der Meister ihn in seinem Bette glaubte, sich auf den Gang geschlichen, wo er lauschte. Er sah den Markgrafen, ohne ihn jedoch zu erkennen, aus Laurettens Zimmer kommen, war Zeuge des zärtlichen Abschiedes und konnte sich kaum vor Wuth in seinem Versteck zurückhalten. Als er aber den Krieger hinuntergehen, die Hausthür öffnen hörte, sprang er hervor, ergriff Laurette,

welche eben in's Zimmer zurück wollte, und raunte ihr mit verbissenem Grimme halb leise zu: Wie mundete Euch der Kuß?

Laßt mich, Unverschämter! — rief das Mädchen, sich losreißend; aber er hielt sie mit sträflicher Leidenschaft fest. — Hört Ihr nicht, es kommt jemand die Treppe herauf! sagte sie ängstlich.

Und käme Georg mit sammt dem Meister, so laß' ich Euch nicht, ohne auch von Euren süßen Lippen den Honig genascht zu haben wie jener! — Dies sagend, umfing er sie, das Mädchen schrie auf und eine rauhe Stimme auf der Treppe rief: Was gibt es da oben?!

Otto ließ seine Beute fahren und in dem Augenblicke trat auch Franzeska mit einer brennenden Kerze heraus. Gott und alle Heiligen! schrie plötzlich der Gesell — Der —

Bube! — donnerte Markgraf Albrecht — sprichst Du noch ein Wort, so schlage ich Dich mit meiner Faust zu Gottes Erde nieder! Fort! — Packe Dich! —

Otto schlich eiligst davon. — Was wollte der Bursche, weßhalb schrieet Ihr auf, Fräulein? — fragte nun der Markgraf — Ich hoffe doch nicht —

Er trat in der Finsterniß rasch auf mich zu, — erwiderte Laurette mit Besonnenheit — ich erschrak, schrie auf —

So? — weiter nichts? — fragte Markgraf Albrecht und trat mit den Frauen in die Stube — Als ich eben das Haus verlassen wollte, — begann er hier — besann ich mich, daß ich vergessen hatte, Euch die Schnur Perlen zu verehren, die ich für Euch mitgebracht hatte. Nehmt sie zum Andenken freundlich von mir an und verschmäht die kleine Gabe um des Gebers willen nicht.

Laurette nahm zwar das Kästchen, welches die Perlenschnur enthalten sollte, stellte es jedoch, ohne Dank zu sagen, ganz bestürzt auf den Tisch. Der Markgraf blickte, über dieses sonderbare Benehmen verwundert, sie staunend an.

Und Du dankst dem Herrn nicht für sein Geschenk? — sagte die Mutter verweisend — Ich verkenne Dich, Laurette!

Ich kenne mich fast selbst nicht! — erwiderte diese, noch immer befangen, erfaßte des Markgrafen Hand und sagte dann bewegt: Ihr schenktet mir eine Schnur Perlen? — Perlen sollen Thränen bedeuten und deßhalb weiß ich kaum, ob ich Euch dafür danken soll. Doch ich will es! — sagte sie plötzlich, und Ton und Blick waren heiter — Auch die Liebe soll ja ihre Thränen haben, und ich will glauben, jene Perlen bedeuten nur die süßen Thränen der Liebe. Ich danke Euch, Herr! In den Stunden der Andacht und den Stunden der Erinnerung an Euch, auch in den Tagen der Sehnsucht will ich sie an Lipp' und Herz drücken und Eurer dabei mit Liebe gedenken.

Weniger innig als vorher war jetzt die Trennung. Laura war tief bewegt, auch der Markgraf schied ernst.

Was ist vorgefallen? — fragte nun die Mutter gebieterisch — Was wollte der freche Geselle von Dir?

Laura schwieg.

Nun, bekomme ich Antwort? frägte Franzeska noch einmal.

Was soll ich Euch erwidern? — antwortete Laurette kalt — Ihr seid in diesem Augenblicke heftig, gebieterisch, und Ihr wißt, Mutter, dieser Ton öffnet nie mein Herz. Kümmert Euch um Otto nicht, überlaßt das mir!

Und Dein thöriges Benehmen, als Dir der Rittmeister die Perlenschnur verehrte; was soll das bedeuten? Du schienst erschrocken, und hat mich der Schein der Kerze nicht getäuscht, so erbleichtest Du.

Wohl möglich! — erwiderte Laura und versank in Nachdenken.

Es liegt hier ein Geheimniß verborgen! fuhr die Mutter fort — Entdecke es mir!

Kein Geheimniß, Mutter, nur eine kindische Thorheit könnt ich Euch vertrauen, — sagte das Mädchen, immer noch ernst — eine Frucht des Aberglaubens, weiter nichts; doch hört und belacht mich: Am Vorabend unserer Abreise von Bologna, als ich das Kloster verlassen will, wohin ich mich, der Aebtissin Lebewohl zu sagen, begeben hatte und eben durch den Kreuzgang der Pforte zu gehe, sehe ich unfern der Kirchthüre ein häßliches, zerlumptes Weib stehen. „Gelobt sei Jesus Christus!" spricht sie, die Hand nach mir streckend. In Ewigkeit! erwiderte ich und reichte ihr eine Kupfermünze. Sie erfaßte meine Hand, wirft einen flüchtigen Blick darauf, dann schaut sie mir in's Auge, läßt meine Hand fahren und spricht: „Hättest Du mir eine Silbermünze gegeben, Kind, so hätte ich Dir etwas Schönes gesagt, vor Kupfer schließt sich mein Auge und mein Mund!" — Halb zürnend, halb neugierig gebe ich ihr ein kleines Silberstück. — Sie besieht es, wendet es bedächtig mit der Hand und sagt, das Geld in ihre schmutzige Tasche steckend: „Schmucke, hübsche Dirne, schenkt Dir Dein erster Liebster einen goldenen Reif an Deinen Finger, so bedeutet es Dir Glück und Segen; schenkt er Dir Perlen, so bedeuten sie Thränen und Schmerzen." Ich sah die Alte forschend an und hatte unwillkürlich meine Hand ihr noch einmal entgegengestreckt, als ob sie Weiteres darin lesen sollte, sie aber sagte: „Geh' nur, geh', für Dein Geld hast Du genug erfahren, forsche nicht nach Weiterem." — Die Pförtnerin kam eben, mir die Pforte aufzuschließen; ich verließ das Kloster und habe das alte Weib nicht wieder gesehen.

Thorheiten! — unterbrach sie die Mutter — kindischer Aberglaube! Was weiß solch freches Bettelweib von der Zukunft!

So dacht' auch ich und denke noch so, Mutter; aber in dem Augenblicke, da mir der von Bibra die Perlenschnur reichte, war es mir doch, als stände die Alte vor mir; ich schrak zusammen —

Und dieser Prophezeihung wegen bist Du wohl so freundlich gegen

den jungen Goldschmied? — fiel ihr Franzeska in die Rede — Du hoffest wohl den goldenen Reif von ihm?

Laura warf einen stolzen Blick auf die Mutter, erwiderte nichts und ging in ihre Kammer.

Schon seit einiger Zeit war in Culmbach die Nachricht von dem Unwohlsein des Markgrafen verbreitet worden und am Tage seiner Abreise wurde, seiner vorgegebenen Krankheit wegen, jedermann der Eintritt in die Plassenburg verweigert; Stadt und Land geriethen in bange Sorge um ihren Herrn. Meister Klaus und Otto theilten jedoch diese Sorge nicht; Ersterer hatte ja täglich dem Herrn die Thüre seines Hauses geöffnet und Letzterer stand eben vor seinem Meister, der ihm über das, was gestern Abend vorgefallen war, eine ernste Strafpredigt hielt und ihm bei seinem Leben gebot, jedermann zu verschweigen, daß er den Herrn gesehen und der Italienerin nicht zu verrathen, daß es der Markgraf sei, der sie besucht habe.

Ho, ho, Meister! — unterbrach ihn der kecke Bursche. — Glaubt Ihr wirklich, die Dirne wisse nicht, daß der Markgraf ihr Buhle sei? — Das weiß ich besser!

Du? fragte der Meister verwundert.

Ja, ich! — fuhr der Vorlaute fort. — Glaubte sie, es sei der von Bibra, wie Ihr vorgebt, Meister, so würde sie ihm wahrscheinlich die Thüre weisen, oder mit treuer Liebe an ihm hangen und ihre schwarzen, flammenden Augen fein jungfräulich niederschlagen, wenn man ihr begegnet. —

So? — brummte Klaus. — Nur weiter, mein Sohn!

Aber sie wissen da oben recht gut, daß es der Markgraf ist, der um sie buhlt und meinen, er sei ein stattlicher Hahn, den sie brav rupfen können, wollen nur sein Geld und weiter nichts von ihm.

Otto! — sagte der Meister gelassen, aber aus seinem Gesichte sprach deutlich der Unmuth. — Am Palmsonntage ist Deine Zeit um, dann verlässest Du mein Haus. Solche kluge Bursche wie Du taugen nicht bei mir.

Ihr kommt meinen Wünschen entgegen! — fiel ihm Otto schnell, aber nicht empfindlich in die Rede. — Ich wollte Euch schon seit einiger Zeit bitten, daß Ihr mich entließet; ich habe keine Freude mehr an der Arbeit und mich ekelt das Geschäft an. Ich will es zu meinen alten Tagen versparen, bis dahin mich auf ein Roß schwingen und in den Krieg ziehen; da, unter Gottes freier Sonne, steht dem Manne eine ganz andere Welt offen als in der engen Werkstatt.

Der Meister lächelte. — Gälte ein glattes Gesicht im Felde so viel

als ein benarbtes, möchteſt Du vielleicht Recht haben, mein Sohn, der Fahne zu folgen — doch thue wie es Dir beliebt und Du es vor Gott und Deinen braven Aeltern verantworten kannſt; aber ſo lange Du in meinem Hauſe und in des Markgrafen Lande biſt, hüte Dich und ſei verſchwiegen. Du kennſt unſern Herrn, er iſt gut, aber ſpaßt nicht lange und Du könnteſt leicht ſtatt auf ein Roß, auf einen Eſel zu reiten kommen. Nun geh' an Deine Arbeit und bis Du aus meinem Hauſe ſcheideſt, ſei fleißig und brav wie bisher.

Seitdem die fremden Frauen im Hauſe wohnten, ſeit Laura ihn freundlich angeblickt und ſeine Leidenſchaft zu ihr erwacht war, hatte der Gedanke in Otto Wurzel gefaßt, ſein Gewerk aufzugeben und Soldat zu werden. Eine Stimme, die er manchmal gern unterdrückt hätte, ſagte ihm, daß der Goldſchmiedgeſelle wohl keine Anſprüche an die Welt, keine an Laurettens Neigung zu machen habe und ſeine Eitelkeit ſpornte und zeigte ihm unter den Fahnen eine glänzende Laufbahn, wo dem Kühnen Ruhm und Ehre werden könne. Der geſtrige Vorfall beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Vorſatze. Die geringſchätzende Art, mit der ihn der Markgraf behandelt, hatte ihn empört; der Stolz, mit welchem ihn Laura gedemüthigt hatte, als er ihr vertraulich genaht, reizte ſeine Eitelkeit um ſo mehr, da er wohl fühlte, daß, wenn nur ein ſeidenes Wamms ihn ſchmückte, ein Ritterſchwert an ſeiner Seite hing, ſie wohl zuvorkommender gegen ihn ſein würde. Die Entdeckung, daß der Markgraf es ſei, der des Abends heimlich zu ihr ſchlich, ſtimmte freilich ſeine Empfindungen für ſie ganz anders: der Nimbus war verſchwunden, das Engelsbild zertrümmert, aber deſto lockender und ſchöner ſtand die vermeinte Sünderin vor ihm, und deſto ſtärker, rückſichtsloſer war ſeine Leidenſchaft entflammt. Zwar wollte er nicht mehr, um ſich durch Ruhm und Ehre das Mädchen zu gewinnen, in den Krieg ziehen, das dünkte ihm jetzt überflüſſig, nur aus Eitelkeit ſtrebte er nach Thaten; denn die ſchöne Sünderin blieb ihm doch gewiß — und mit ihrem Geheimniß vertraut, zweifelte er keinen Augenblick, trotz der Scene von geſtern Abend, an ſeinem Glücke.

Er war deßhalb den ganzen Tag auf der Lauer; wenn er nur oben die Thüre knarren hörte, verließ er unter mancherlei Vorwand die Werkſtatt und ſchlich hinauf; aber immer war ſein Mühen vergebens, Laurette ließ ſich nicht blicken. Endlich am andern Tage vernahm er ihre Silberſtimme, der Meiſter war außer dem Hauſe, Franzeska ſchon früher ausgegangen und ſo die Gelegenheit günſtig; er eilte hinauf und traf ſie ſingend auf dem Gange auf und abgehend. Nie war ſie ihm ſo reizend erſchienen, ihr dunkelbraunes Haar wallte über Nacken und Hals in üppigen Locken herab, ein Pelz deckte nur nachläſſig die ſchönen Formen, und das Lied, welches ſie ſang, mußte gar wonnige Empfindungen in ihr erwecken; denn ihr Auge ſtrahlte hell und ſie ſchien ſo in ihren Gedanken oder in dem Geſange vertieft, daß ſie ihn nicht kommen hörte. Endlich gewahrte ſie

ihn und trat mit stolzem Schritte auf ihn zu; jedoch schien ihr Auge zu vermeiden, dem Seinen zu begegnen.

Es ist mir lieb, Euch zu treffen! — begann sie endlich, da er absichtlich geschwiegen hatte. — Euer Benehmen von gestern verdiente zwar nicht, daß ich Euch nur noch ein Wort sagte, Ihr seid ein kühner, fast möcht' ich sagen, ein frecher Bursche, den seine Eitelkeit zu Thorheiten verleitet; deßhalb nur noch das. — Nahet mir nie wieder auf so unfeine Art, oder bei Gott! ich bitte den Rittmeister, Euch zu züchtigen, wie er gedroht!

Hohe Gluth überzog die Wangen des jungen Mannes; in dem ersten Augenblicke wollte sein Stolz ihn gehen heißen, er fühlte sich jedoch zu tief beleidigt, um seinen Unmuth nicht auslassen zu müssen.

Fräulein! — erwiderte er mit erzwungenem Lächeln — Sorgt nicht, daß ich meinen Scherz wiederhole — wo das Herz schweigt, spricht die Vernunft. Nehmt die Sache nicht zu streng, nicht so hoch auf — Euer Mund, ich muß es gestehen, ist der schönste, den ich noch sah, und ladet zum Kuß ein; da glaubte ich nun in meiner tollen Laune, was dem Einen beschert sei, könne auch dem Andern werden.

Da habt Ihr sehr geirrt! — unterbrach ihn Laura. — Für den Einen schuf Gott die Rose, für den Andern die Distel.

Und Beide bricht der freche Knabe! — sagte er rasch. — Das Reich der Liebe, ich kenne es noch wenig, soll ein freier Staat sein, wo Alles gleich ist und nur die Schönheit gilt.

Laura lächelte, doch ihr Blick musterte unwillkürlich den Gesellen, der trotzig, aber wahrlich auch in voller Kraft jugendlicher Schönheit vor ihr stand.

Freund! — sagte sie dann — Schönheit ist es nicht allein, was den Mann im Gebiete der Liebe erhebt, Kraft, Würde, Muth, das sind die Gewalten, welche die Liebe herbeirufen. — Ihr standet gestern vor dem Rittmeister erbarmenswürdiger als ein Schulknabe, er dagegen wie ein Fürst, wie ein Gebieter vor Euch! — Wahrlich! liebte ich jemanden — wie es, St. Annen sei es gedankt! nicht der Fall ist — und er hätte so vor mir gestanden wie Ihr, der Augenblick hätte Alles verwischt; Ihr standet gar zu jämmerlich da.

Otto war zermalmt, zu seiner Rechtfertigung schwebte die Enthüllung des Geheimnisses wohl zehn Mal auf seinen Lippen; aber die Folgen seiner Unvorsichtigkeit fürchtend, auch weil er glaubte, die Enthüllung des Geheimnisses, wenn es ihr noch Geheimniß sei, würde ihrer Eitelkeit zu wohlthun, ließen ihn schweigen und seine gekränkte Eitelkeit unterdrücken.

Es wird eine Zeit kommen, Fräulein! — sagte er mit verbissenem Grimme — wo Euch meine Stellung nicht mehr so bejammernswerth dünken wird als jetzt — oder vielmehr, Ihr wißt recht gut, warum ich gestern Abend schweigen, dulden und gehen mußte — Doch laßt uns das nicht weiter berühren. — Währet Ihr weniger schön als Ihr es seid, würde

ich Stolz gegen Stolz setzen, so aber — wenn der erste Rausch der Hoffart vorüber ist, dann pocht der arme Geselle leise an und bittet um Einlaß, und ich glaube, die schöne Sünderin öffnet dann das Pförtchen und läßt ihn ein. Bis dahin Ade!

Otto! — rief plötzlich Laura dem Davoneilenden zu und schien selbst diese Beleidigung vergeben zu wollen. — Nur einen Augenblick! — Hinter Euern frechen, mir fast unverständlichen Worten liegt noch Etwas verborgen — enthüllt es mir! Ich sollte bei reiflichem Nachdenken fast glauben, Ihr wäret zu stolz und hättet zu großen Begriff von Euerm Werthe, um Euch vor einem gewöhnlichen Krieger so zu beugen und beschimpfen zu lassen. Wer ist der Mann, der Euch so verächtlich behandeln durfte?

Ein Mann, der so gern küßt als ich; — erwiderte der Geselle boshaft — ein Mann, der Euch so wenig ehelichen wird als er um Eure Mutter freit; ein Mann, der mit seinem Kleide sein Liebchen wechselt, mit einem Worte, ein Mann, der Euch wohl Edelsteine und Perlen, nie aber den goldnen Reif an Euern zarten Finger stecken wird.

Dies sagend, ging er rasch die Treppe hinunter und überließ Laura ihren Betrachtungen, die durch den goldenen Reif so sonderbar wieder an das alte Weib im Kreuzgange der Augustinerinnen geweckt waren.

Der Name des Rittmeisters von Bibra, den der Markgraf bei Laura angenommen hatte, war ihm so lieb geworden, daß er ihn auch auf seiner Reise nach Frankreich beibehalten hatte und so, ohne daß es der Kaiser ahnete, in Paris ankam.

So wenig auch Markgraf Albrecht's offener, unverstellter Charakter zu einem Unterhändler paßte, so durchschaute sein Scharfblick doch schnell die Verhältnisse des französischen Hofes, und die kluge Bedachtsamkeit seines Kanzlers hielt seinen Eifer und sein oft unbedachtes Handeln in den gehörigen Schranken zurück. Daß die Herzogin von Valentinois die Seele von Allem war, der Connetable und der Herzog von Guise unter ihrem Einflusse das Land regierten, sah er in dem ersten Augenblicke. Er wandte sich daher hauptsächlich an die Herzogin, schmeichelte der Eitelkeit des Connetables, der auch wohl als Soldat das Lob von einem Krieger verdiente, und so gelang es ihm, trotz seiner einfachen Sitten und seiner Geradheit, sich die Gunst beider zu erwerben. Nicht so glückte es ihm bei Franz von Guise; war es natürliche Abneigung, war es die feste Beharrlichkeit des Markgrafen, Frankreich keine Eroberung zuzugestehen, die ihn von Guise entfernte — dieser blieb kalt und fast feindlich gegen ihn und setzte sich besonders jedem Artikel des Vertrages entgegen, wodurch dem Markgrafen persönliche Vortheile werden sollten.

Endlich wurde doch der Traktat abgeschlossen, der für Deutschland so

ungemein wichtige Folgen, besonders in Hinsicht der Religion hatte. Er enthielt die Bestimmung, daß der König von Frankreich ein Heer nach Deutschland schicken, dem Kurfürsten Moritz und den verbündeten Fürsten 200,000 Fl. gleich baar für die ersten drei Monate des Krieges, sodann monatlich 60,000 Fl. zahlen und keinen Separatfrieden mit dem Kaiser schließen sollte, dagegen versprachen die Fürsten, 7000 Reiter, eben so viel Fußvolk und das nöthige Geschütz zu stellen und erlaubten dem Könige, Cambray oder Metz, Toul und Verdun unter dem Titel eines Reichs-Vicars zu besetzen — mithin zu behalten.

Gegen diesen letztern Punkt sträubte sich der Markgraf lange, doch da Frankreich nur unter dieser Bedingung Hülfe versprach, diese Städte, worin überdies schon damals französisch und nicht deutsch gesprochen wurde, sehr wenig Interesse an dem deutschen Reiche nahmen und sich mehr Frankreich zuwandten, auch der Markgraf hoffen konnte, daß ihre Eroberung so viel Zeit und Aufwand kosten würde, daß die Verbündeten eher ihren Zweck erreicht, als die Franzosen eine dieser Städte eingenommen haben würden, so gab er endlich nach und unterzeichnete in seinem, des Kurfürsten Moritz und des Landgrafen von Hessen Namen den Traktat. Für sich selbst bedung er sich im Fall eines Unglücks eine Freistätte und Entschädigung für seine verlorenen Länder aus.

So sehr den Markgrafen auch die Pracht und das Wohlleben des französischen Hofes anziehen mußten, so hinderte ihn doch das Incognito, öffentlich Theil an den Festen zu nehmen, welche der König in dieser Zeit der Herzogin von Valentinois mit beispielloser Verschwendung gab, und er sehnte sich nach seiner Heimath zurück. Die bevorstehenden Kriegsrüstungen machten seine Gegenwart dort nothwendig und auch Laurette hatte wohl einigen Theil an der Eile, mit welcher er seine Rückreise betrieb. Aber der Alles reiflich überlegende Kanzler, und selbst Oberst Schwendi, hielten ihn von Uebereilung ab. Ersterer wollte vorher Alles in gehöriger Form beendet wissen und die 200,000 Fl. in Empfang nehmen; Schwendi aber unterhandelte im Geheim mit Guise, dem Könige zehn Fahnen Fußvolk zuzuführen, im Falle die Unternehmung in Deutschland fehlschlüge.

Während dem hatte Laurette immer mehr und mehr den Glauben genährt, ihr Geliebter sei der Markgraf. Seit jener Unterredung mit Otto hatte sie Argwohn geschöpft; manche, ihrer Mutter entschlüpften Aeußerungen, manche, vielleicht absichtlich gesprochenen Worte ihres Vaters hatten sie hierin noch mehr bestärkt, von jedem, mit dem sie sprach, ließ sie sich die Gestalt des Markgrafen beschreiben, um die des Rittmeisters damit zu vergleichen; überdies ließ die Krankheit des Markgrafen, die so ganz mit Bibra's Abreise zusammentraf, keinen Zweifel mehr übrig. Den Krieger hatte sie lieb gewonnen, der Fürst war ihr theuer. Sie harrte mit Ungeduld seiner Rückkehr und der Entscheidung und faßte dennoch den festen

Vorsatz, ferner die Getäuschte zu spielen und ruhig der Entwickelung entgegen zu sehen, die sie nicht herbeiführen wollte. Sie behandelte jetzt den Gesellen mit noch mehr Stolz als bisher, erlaubte ihm nicht die kleinste Freiheit in Wort und Geberde und — sonderbar! vermied dennoch seine Nähe nicht und schien sich wohl in seiner Gegenwart zu fühlen. Auch sprach sie ihn oft allein, und Otto, obgleich ihn die abstoßende Kälte des Mädchens hätte abschrecken sollen, blieb beharrlich in seinen Bewerbungen; sein feuriges Auge hing immer mit gleich kühner Begier an ihren Reizen, und oft in die Schranken zurückgeführt, durchbrach er sie stets wieder mit keckem Muthe und mit einem gewissen stolzen Selbstvertrauen, daß Laura ihm seiner Beharrlichkeit wegen, trotz mancher Demüthigung, die er erdulden mußte, nicht ihre Achtung, ihre Theilnahme versagen konnte.

Eines Sonntags kehrte das Mädchen aus dem kleinen Blumengarten des Meisters zurück und begegnete Otto auf der Treppe. Ein Schneeglöckchen, welches die erste Frühlingssonne aus seinem Winterschlafe geweckt und das sie gepflückt hatte, hing an ihrer Brust. —

Fräulein! — bat Otto — gebt mir dies Blümchen.

Laurette faßte willfährig nach der Blume, sah, daß sie zerknickt war und sagte freundlich: Was soll Euch die Zerknickte?

Des Jünglings Auge flammte bei diesen Worten und in seinem Gesicht drückten sich schnell ganz verschiedene, sich drängende Empfindungen, Wehmuth und Unmuth aus. Gebt nur, gebt! — sagte er dann ernst — Wie kann mir noch eine andere Blume werden!?

Laura zögerte einen Augenblick, dann nahm sie das Schneeglöckchen, reichte es ihm und entfernte sich schweigend. Otto's Worte hatten ihr Nachdenken geweckt, sie stand noch lange ernst und sinnend in ihrer Kammer, dann lächelte sie schmerzvoll. Also auch zerknickt wär' ich Dir werth, treues Herz? — sagte sie vor sich hin — Sollst Du mir deßhalb theurer oder verächtlich sein? — Sie wagte nicht in dem Augenblicke dies zu entscheiden, aber zürnte ihm deßhalb nicht.

Endlich durchlief die frohe Nachricht das Städtchen, der Markgraf sei genesen; Manche hatten ihn auch schon am Morgen in voller Lebensfrische durch den obern Theil der Stadt reiten gesehen, wo er jedermann freundlich gegrüßt hatte. Diese Nachricht setzte Laura's aufgeregtes Gemüth in eine unbeschreibliche Unruhe. — Wird er heute kommen? Wird mir sein Erscheinen Gewißheit bringen, daß es der Markgraf ist? — Diese Gedanken beschäftigten sie während des ganzen Tages, der ihr heute so gedehnt, so unablässig lang dünkte; selbst die Märzsonne, welche heute so warm ihre Fenster beschien, war ihr unwillkommen; denn sie hielt die Stunden der Dämmerung zurück. Endlich ward es dunkel, und Laura

lauschte nun auf jedes leise Pochen an der Hausthür, auf jeden hallenden Tritt im Hause; es war ihr, als müsse die kommende Stunde entscheidend für ihr ganzes Leben sein. Endlich drangen, aber er war es nicht, fremde, widrige Stimmen zu ihr herauf, sie kehrte unmuthig in ihr Stübchen zur Mutter zurück, die sie lächelnd fragte: Warum bist Du denn heute so unruhig, Laurette? — Statt zu antworten, ging sie von neuem hinaus; denn sie hatte, trotz dem Wortwechsel im Vorhause, laut an die Hausthür pochen gehört. Sie lauschte, die Thüre öffnete sich und eine ihr wohlbekannte Stimme, es war die Seine, rief gebieterisch: „Was wollt Ihr hier? Fort, den Augenblick!“ — Ihr Herz schlug heftig, und während es im Hause still wurde, sie nun nicht einmal ein leises Flüstern mehr vernahm, hörte sie die Tritte eines Mannes auf der Treppe. — Er ist's, dachte sie; schon wollte sie, obgleich der Stolz ihr warnend zurief: Besonnen, Laurette, besonnen! — die Arme nach ihm strecken, als Otto vor ihr stand.

Glück auf, Fräulein! Euer Stern geht auf und der meine geht unter! — Dies sagend, faßte er ihre Hand, drückte sie krampfhaft, daß Laurette hätte aufschreien mögen und sprang dann schnell die Treppe hinauf nach seiner Kammer.

Aber der Blick Laurettens folgte ihm nicht, Aug' und Ohr war nach unten gewandt, der arme Geselle saß oben in qualvoller Liebespein und sie dachte nicht an ihn, und ihr war es gleichgiltig, ob ihm die Wuth oder der Gram das Herz zerdrückte; sie jauchzte nur unwillkürlich auf, als sie Meister Klausens Stimme leise sagen hörte: „Eure fürstlichen Gnaden werden mich gewiß gegen männiglich schützen.“

Laurette, nun völlig gewiß, ihr Geliebter sei der Markgraf, schlich, während dieser die Treppe herauf kam, in die Stube zurück. Gleich darauf trat der Markgraf ein, eilte stürmisch auf sie zu und schloß sie in seine Arme. Sie entwand sich seinen Küssen.

Herr, wer gab Euch ein Recht zu solchem Benehmen? verwies sie ihm ernst.

Kind! — sagte der Markgraf und achtete wenig auf die zürnenden Worte der Mutter, die auch ihr Scherflein Tugend mit hinzulegen wollte. — Mir mundete noch der Abschiedskuß so süß, daß ich unmöglich den Willkommen kalt und abgemessen ausdrücken konnte — Verzeih'! — Ihr aber, Dame Vernunft! — wandte er sich zu der Mutter — thätet wohl, wenn Ihr uns verließet. Ich weiß, daß Euch meine Gegenwart nicht unangenehm ist, — fuhr er, seine Worte scharf betonend fort — ich ersuche Euch deßhalb.

Franzeska erfüllte, ohne etwas zu erwidern, seine Bitte und ging.

Laura! — sagte nun der Markgraf, so traulich ihre Hand fassend, als ob er ihre Worte von vorher schon längst vergessen habe. — Ich muß in einigen Tagen wieder fort von hier; Gott weiß es, wann ich zurückkommen werde, aber lange wird die Trennung sein; darum will ich mein Glück

rasch erfassen, es fest halten und schnell die Entscheidung herbeiführen. Seid wahr und offen gegen mich! — Darf ich mich gleicher Neigung erfreuen, wie ich für Euch fühle? — Darf der schlichte, einfache Krieger, der nicht Schlösser, nicht Güter, nur ein treues, deutsches Herz und ein gutes Schwert sein nennt, auf Liebe hoffen, auf eine Liebe, die jedes Opfers fähig wäre?

Rittmeister! — erwiderte Laurette und von Freude und Hoffnung, von Furcht und Ahnung auf so mancherlei Weise bewegt, umzog Purpurgluth ihre Wangen. — Ich leugne es nicht, ich bin Euch nicht abhold, Euer männlich würdevolles Benehmen hat meine Achtung, Eure Liebe Gegenliebe erweckt und ich reiche vertrauenvoll dem Manne, den ich achten und lieben lernte, Herz und Hand.

Der Markgraf lächelte. — Laura! — sagte er nicht im Mindesten verlegen — Rechnet sicher auf mein Herz, das ist ganz Euer — auf meine Hand möchtet Ihr wohl weniger Rechnung machen dürfen.

Ich verstehe Euch nicht! — sagte das Mädchen, und in ihr waren alle Leidenschaften rege; denn nun hatte sie völlige Gewißheit. — Was soll mir Eure Liebe ohne Eure Hand? — Wähnt Ihr vielleicht, weil ich nicht ebenbürtig bin, aus fremden Landen in Euer rauhes Vaterland zog und mein Stammbaum nicht so alt als die Eichen in Euren Wäldern, Ihr dürftet mir Eure Liebe bieten, ohne Eure Hand?

Und wenn mir das zu thun unmöglich wäre? sagte der Markgraf.

Seid Ihr vermählt? fragte sie schnell.

Nein!

Und was hindert Euch sonst?

Laura! — nahm der Markgraf das Wort. — Wenn das Schicksal mich nun hinderte, Euch als mein Weib auf meine Burg zu führen; wenn mein Wille durch unwiderstehliche Macht gebunden, mein sehnlicher Wunsch unerreichbar wäre, könntet Ihr mir darob zürnen? Könntet Ihr aufhören, den Mann zu lieben, der mit ganzer Seele an Euch hängt?

Laura schwieg und schien nachdenkend; sie *schien* es nur zu sein; denn ihr Entschluß war schon längst gefaßt.

Herr! — sagte sie endlich — Wie kann ich mir denken, daß des kräftigen Mannes Wille gebunden sein kann, da, wo das Herz der einzige Gebieter ist? Nicht Vater, nicht Lehnherr, nicht Vorurtheil müssen ihn bestimmen, er muß seinem Herzen folgen, wenn dies von wahrer, treuer Liebe erglühte.

Und wenn er dennoch nicht könnte?

Dann — ja, könnte ich mir einen solchen Fall denken, — sagte sie schwärmerisch — dann würde mein Herz dennoch für ihn sprechen, die Jungfrau würde Liebe um Liebe geben, das Irdische würde verklärt, und wie Engel rein und heilig lieben, sollte auch mein Herz ihn lieben und müßte es stets in Sehnsucht vergehen. Aber, Herr! — sagte sie mit ernstem

Blicke sich von ihrem Sessel erhebend — Was bedarf es der Worte? Ihr habt Euer Urtheil selbst gesprochen, Ihr kennt meinen Willen und der genüge Euch.

Ihr meßt mit kargem Maße! — begann der Markgraf, sie zurückhaltend. — Ihr bietet viel und doch so wenig; reicht einem hungrigen Erdenpilger himmlische Kost, wobei er verhungern müßte; weiset den Dürstenden, während er nach dem lieblichen Quell lechzt, der zwischen Blumen zu seinen Füßen dahin fließt, auf den Himmelsborn an. Was nennt Ihr Lieb' um Liebe geben? Heißt das: Wort um Wort, Schwur um Schwur, oder Kuß um Kuß?

Ich verstehe Euch nicht! — sagte Laura mit Unmuth, ihre Hand der seinigen entziehend. — Aber soll ich Euch nicht verlassen, Euch nicht verdoch ich will das verletzende Wort nicht aussprechen — so nennt mir die Macht, die Euch die Hand fesselt, nennt mir den Herrn, der Euren Willen sklavisch beherrscht!

Der Markgraf war, während sie dies sprach, rasch im Zimmer auf- und abgeschritten und pfiff leise vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Ungestüm den Kappzaum anlegen wollte. Endlich, da Laura schwieg, trat er vor sie.

Ihr wollt ihn kennen, der meinen Willen beherrscht? — sagte der Markgraf ernst — Ich will ihn Euch nennen: es ist Markgraf Albrecht von Brandenburg!

Hat der die Macht, über Euer Herz zu gebieten? fragte sie rasch.

Ach, es wäre gut, holdes Mädchen, übte er immer diese Macht; aber leider geschieht dies nicht! erwiderte der Markgraf lachend.

Nun, so übe er sie nicht, indem er unsere Herzen trennt! fuhr Laurette, den Markgrafen scharf beobachtend, fort.

Wozu so viel vergebliche Worte, wozu dieser forschende Blick? sagte er endlich, ungeduldig werdend — Ich selbst bin Markgraf Albrecht!

Schweigend, mit gesenktem Haupte das Knie beugend, neigte sich Laura vor dem Fürsten, dann sagte sie feierlich: Ja wohl, auf diese Weise hat freilich das Schicksal eine Kluft zwischen uns gestellt, die nicht zu überschreiten ist — und Ihr, gnädiger Herr, habt ein grausames Spiel mit mir getrieben.

Warum das? — unterbrach sie der Markgraf schnell, die vor ihm sich Neigende freundlich erhebend — Glaubst Du, liebliches Kind! das Herz des Fürsten schlüge nicht eben so warm für Dich als das des Kriegers? — Glaubst Du —

Und was will mein Fürst von mir? fragte sie ernst, ihn unterbrechend.

Das kannst Du mich noch fragen, Laura? erwiderte er mit Ungestüm — Dein Herz soll für mich glühen wie das meine für Dich; um Gegenliebe werb' ich, und wahrlich! ich muß Dich erringen und hätte der Himmel Dich mit diamantenen Ketten an seine Pforten geschmiedet!

Gnädiger Herr! — sagte sie besonnen, und in ihrem ganzen Wesen lag Stolz, mit dem Ausdruck inniger Neigung zart verwebt — Gnädiger Herr, daß ich Euch liebe, habe ich Euch gestanden, daß meine Liebe sich nur schüchtern dem Fürsten naht, ist leicht begreiflich, daß Ihr mithin nichts von mir fordern könnt, da Ihr mir nichts dagegen zu bieten habt, gewiß!

Nichts hätte ich Dir zu bieten? — fuhr Markgraf Albrecht auf — Bin ich denn so arm an Geld und Gut, an Ehre und Glück? Ist denn ein Fürstenherz, ist mein Herz eine so verrufene Münze, daß ich ganz werthlos vor Dir stehe?

Geld und Gut verlang' ich nicht, — erwiderte sie stolz, fast kalt — meine Ehre finde ich allein in mir und meinem Werthe, und das Glück, so wie ich es begehre, gnädiger Herr! könnt Ihr mir nicht, kann mir kein Fürst gewähren, das liegt außer Eurer Macht. Das Glück, von dem ich träumte, ist dahin, unwiederbringlich dahin! Und so bleibt mir nur Euer Herz! — Nun wohl! — sagte sie feierlich — ihm will ich vertrauen, Herz gegen Herz will ich wagen, es sei auch förder das Eure.

Der Markgraf wollte sie stürmisch umfangen, sie entwand sich seinen Armen. Nicht so, mein Fürst und Herr! Liebe um Liebe will ich geben, sprach ich, und da der irdische Traum dahin ist, so werde er zum Himmelstraum und unsere Liebe sei rein wie die Liebe der Engel! Stolz will ich sein, den Helden Deutschlands mein zu nennen; stolz mag er sein, ein Mädchen zu lieben, das mit reinem Herzen an ihm hängt. So sei es fortan zwischen uns.

Thöriges Kind! — unterbrach sie der Markgraf fast unmuthig — das ist Schwärmerei; Dein feurig auf mich gerichtetes Auge sagt mir, Du willst mich betrügen, oder betrügst Dich vielleicht selbst. Aus dem Munde unserer alten Minnesänger oder der Troubadours aus der Provence hört sich solche überirdische Rede wohl gut an und ist dem Gemüth, das Sinn für Dichtung und Musik hat, auch verständlich, aber von den rosigen Lippen eines Liebe athmenden Mädchens tönt es gar sonderbar. Was willst Du von mir? Soll ich, wie ein Ritter von der Tafelrunde, mit Drachen und Riesen um Deinen Besitz kämpfen, oder soll ich wie ein flötender Schäfer um Dich seufzen und girren? Nein, wahrlich, Mädchen! so schön Du bist, so hold und lieblich, fast möcht' ich sagen, so zauberisch Du vor mir stehst, das kann Markgraf Albrecht nicht. Der Kampf, den er bestehen muß, ist ernsterer Art, und girren und seufzen versteht er gar nicht. Darum komm in meine Arme, nimm Liebe für Liebe, nimm Alles, was mein ist, Herz und Seele, Geld und Gut und gib Dich mir ganz!

Diese gerade Offenheit überraschte Laurette und lag vielleicht außer ihrem Plane. Sie liebte den Mann und ihre Neigung zu ihm war noch nicht bis zu dem Grade der Leidenschaft gestiegen, sie von dem Pfade der Tugend abzuleiten. Sie glaubte, eine schwärmerische Neigung sollte ihm

genügen, wie sie es von sich im thörigen Wahne glaubte, und kannte hierbei nicht den Markgrafen, nicht sich selbst. Sie wollte ihn fesseln, beherrschen, es koste was es wolle, wollte ohne Opfer zum Ziel gelangen, und hätte sie einen tiefen Blick in ihr Herz gethan, so hätte sie sich sagen müssen, daß sie auch zu jedem Opfer bereit sei, wenn sie das Ziel nicht anders erreichen könnte. Sie war mit sich selbst nicht einig und täuschte sich selbst. Gnädiger Herr! — erwiderte sie bescheiden — ich durfte das Unmögliche nicht von Euch verlangen, verlangt es auch von mir nicht. Es genüge Euch mein Herz!

Und soll ich alle Hoffnung aufgeben? — fragte der Markgraf ungeduldig — Soll ich nichts von der Zeit erwarten dürfen?

Die Zeit, gnädiger Herr, — erwiderte sie ernst — rollt mit uns dahin; woher wir kamen, wissen wir, wohin sie uns führt, bleibt uns verborgen. Wen Hoffnung nicht ganz verließ, der darf immer von ihr erwarten.

Hätte nicht die Neuheit der Verhältnisse einen besondern Reiz für den Fürsten gehabt, so würde Laura's Betragen, ihr ernstes Verweigern der kleinsten Gunstbezeigung ihn schnell gelangweilt und abgeschreckt haben; so aber war ihm das Benehmen des Mädchens neu, auch glaubte er, die Mutter sei mit im Spiel und die Tochter müsse gegen ihren Willen so bedachtsam handeln; er beschloß daher, die Sache von einer andern Seite zu fassen, unterdrückte seinen Unmuth und schied freundlich von dem Mädchen.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Franzeska aus der Kammer trat und ihre Tochter umarmte. Du hast Deine Rolle meisterhaft gespielt, sprach sie — selbst ohne daß es deßhalb meiner Lehren bedurft hätte.

Laura erwiderte nichts; ein mitleidiges Lächeln, welches so oft in der Mutter Gegenwart ihren Mund umzog, zeigte dieser, daß sie sich auch jetzt wieder in der Tochter geirrt habe. Mutter! — sagte sie endlich — was ich dem Markgrafen gesagt, habe ich aus der Tiefe meines Herzens gesprochen; für allen äußern Tand opfere ich nichts; denn er hat für mich zu wenig Werth, und überdies fühle ich wohl zu dem Fürsten Neigung, aber nicht die Gluth der Liebe, die mich von meinem ruhigen Pfade in den Abgrund reißen könnte.

Liebst Du den Markgrafen nicht? fragte Franzeska, die Tochter scharf beobachtend.

Dem Rittmeister Bibra wollt' ich wohl; hätte ich mich von ihm losreißen müssen, wäre es mir unlieb, aber nicht schmerzhaft gewesen. Der Markgraf ist meinem Herzen theuer, und von ihm könnt' ich mich nur blutend trennen; denn Neigung, Stolz, Eitelkeit, Ehrsucht, Alles macht mir seinen Besitz werth; ich muß ihn fesseln; der Held, auf den ganz Deutschland mit Stolz blickt, muß zu meinen Füßen liegen.

Und glaubst Du, thöriges Kind! — unterbrach sie Franzeska — daß Du ihn mit solchen ätherischen Banden fesseln wirst? Gute Laura, dazu scheint er mir zu derb. Bald wird er sich in diesen abgeschmackten Empfindeleien langweilen und die Närrin verlassen, oder, wenn er den unbewachten Augenblick ersiehet, ihn benutzen; denn Deine Tugend, Laurette, ist nicht die ächte, wahre, sie ist nur das Kind Deines Stolzes.

Kennt Ihr sie? — fragte das Mädchen mit schneidendem Tone, und es war gut, daß die Magd eintrat und das Gespräch abgebrochen wurde. Sie meldete Franzeska, daß Meister Klaus sie ersuchen ließ, sich zu ihm zu bemühen. Franzeska folgte gern dieser Einladung; denn sie vermuthete, weßhalb der Goldschmied sie entbieten ließ und hatte sich auch nicht geirrt. Der Markgraf hatte Meister Klaus den Auftrag gegeben, mit der Mutter zu sprechen, um wo möglich die Sache mit ihr abzumachen. Der Meister, so gedemüthiget, fast entehrt er sich auch durch solchen Auftrag fühlte, war doch nicht, besonders in dem jetzigen Augenblicke, kühn genug, des Markgrafen Gesuch abzulehnen und ihn gegen sich aufzubringen, und so erhielt er denn nach mancher, wohl unnützen Entschuldigung, daß er einer Mutter dergleichen Vorschläge machen müsse; und nach manchem Schein eines innern Kampfes von ihrer Seite, den günstigen Bescheid: der Markgraf möge nur nicht verzweifeln, sie kenne ihre Tochter zu gut, um ihm die Hoffnung zu nehmen; — auch gab sie dem Meister zu verstehen, daß, wenn man ihr eigenes Interesse nicht vergäße, sie zu Allem bereitwillig die Hände bieten würde.

Der Meister trennte sich mit Abscheu von dieser Mutter und ging niedergeschlagen und mit tiefbetrübtem Herzen nach der Plassenburg, dem Herrn den Bescheid Franzeska's zu bringen.

Markgraf Albrecht, den Rath der Mutter befolgend, setzte in den wenigen Tagen, die er noch daheim zuzubringen gedachte, seine Besuche bei Laura fort. Ihn wunderte es selbst, daß des Mädchens Benehmen so viel Reiz für ihn haben konnte; denn obgleich ihre Neigung sich von Tage zu Tage immer leidenschaftlicher aussprach, hatte sie dennoch Kraft und Gewalt über sich, ihrem Vorsatze treu zu bleiben, ihre Gefühle nicht ganz laut hervorbrechen zu lassen und ihrem Stolze nichts zu vergeben. Sie würde fast durch dies Benehmen des Markgrafen Achtung erworben haben, der von der Tugend der Frauen sonst eben keine große Meinung hatte, wenn nicht Grumbach, mit dem er doch endlich über die Fremden gesprochen, absichtlich, in der Furcht, der Markgraf möchte die Geduld verlieren, sich zweideutig geäußert und den Glauben in ihm bestärkt hätte, es sei hierbei mehr auf seinen Seckel, als auf sein Herz abgesehen. — Spendet nur Gold und Geschmeide und Ihr werdet sehen, gnädiger Herr, wie

bald der Stolz dieser Italienerin sich beugen und schwinden wird. — Der Markgraf fröhnte nun der Habgier der Mutter und huldigte auf zartere Weise durch Geschenke der Eitelkeit Laurettens, aber das Verhältniß zu dieser blieb sich gleich, nur daß sie, jemehr der Tag der Trennung nahte, desto traulicher wurde und in unbewachten Augenblicken zuweilen die langverhaltene Gluth hervorbrach, die sie auch dann dem Markgrafen näher brachte.

An einem schönen Frühlingabende, wo die Natur ihr schneeiges Gewand längst abgeworfen und hier und da schon das junge Grün Felder und Auen belebte, fand der Markgraf auf einem einsamen Spaziergange mit Grumbach, Laura unter einer hohen Tanne sitzend. Der Fürst nahm Platz neben ihr und sein weltkluger Begleiter entfernte sich bald. Der Markgraf hatte eben mit Grumbach über wichtige Angelegenheiten gesprochen und war dadurch ernst gestimmt, selbst Laura, die an dieser einsamen Stelle wohl über ihr Schicksal nachgedacht haben mochte, konnte nicht gleich den Ton des Frohsinns finden. Die Stille der sie umgebenden Natur, die untergehende Sonne, welche die Felswand, auf welcher die Tanne stand, mit ihrem goldnen Lichte gar wunderbar beleuchtete, das Brausen eines Felsquelles, der sich nicht fern von ihnen über das herabgerollte Gestein wälzte, das leise Lüftchen, welches durch die Zweige rauschte, stimmten sie noch ernster. Aber sonderbar, eben diese Stimmung brachte Laurette ihm näher, die heute ihr Haupt unbefangen an seine Schulter lehnte, deren Auge fromm und doch so glühend an ihm aufsah, daß, als die Abendgluth ihre goldenen Strahlen über das holde Mädchengesicht breitete, er wähnte, eine Heilige ruhe in seinen Armen. Aber bald war der heilige Schein verschwunden, er sah nur das geliebte Mädchen in seinen Armen ruhen, drückte einen glühenden Kuß, den sie auch duldete, auf ihre schwellenden Lippen und schloß sie fest in seine Arme. Als habe der Abendwind den Stolz des Mädchens auf seinen bethauten Flügeln davongetragen, so duldsam schmiegte sie sich an ihn. — Sie mußte süß geträumt haben und der Traum jetzt in Erfüllung gehen; denn sie vernahm nichts mehr um sich, nur in ihrem Traume fortlebend, nur in ihrem Gefühle versunken, hatte sie nur Auge, nur Ohr für ihn. Da hallten zwischen dem Rauschen des Baches leise Harfenklänge zu ihnen herüber und weckten die Liebenden aus ihrem entzückenden Traume.

Horcht! — fuhr Laura auf und schien dankbar auf die Töne zu lauschen, die sie aus ihrem Sinnenrausche geweckt hatten. — Horcht, Harfenklänge! — Kommt! — bat sie, den Markgrafen mit sich fortziehend, der nur ungern das Plätzchen verließ. — Kommt, wir wollen sehen, wer diese lieblichen Töne den Saiten entlockt!

Sie schlichen nun dem Giesbache zu, von woher sie die jetzt schon verhallten Töne gehört hatten, bogen das Erlengebüsch zurück, das sie verbarg und sahen —

Neben dem sich schäumend herabstürzenden Giesbache saß auf einem, in Felsen gehauenen Sitze ein alter Mann. Seine ärmliche Kleidung wurde von einem verschlossenen blauen Mantel nur sparsam gedeckt, sein schneeweißes, langes Haar hing sorgfältig gescheitelt über beide Schultern herab und ein langer Bart gab dem bleichen, ernsten, jetzt feierlich von der Abendröthe beleuchteten Antlitz ein patriarchalisches Ansehn. Das Auge des Mannes war geschlossen; er schien zu schlummern.

Vor ihm saß in einem einfachen braunen Gewande ein Mädchen. Ob sie schön sei, konnten die Lauschenden nicht bemerken; denn das Mädchen saß, den Rücken nach ihnen gewendet, auf einem Felsblock dem Alten gegenüber. Sie hatte ihren Kopf, von welchem die blonden Locken herabrollten, auf die Harfe gestützt, zwischen deren goldnen Saiten ihre Finger noch ruheten und schien, den Schlaf des Alten bewachend, ihn unverwandt anzuschauen. Der Markgraf und Laurette sahen verwundert auf den Schlafenden und die Harfnerin. Die Ruhe des Abends, die sich den Pilgern mitgetheilt zu haben schien, der sanfte Schlummer des Alten, das Sinnen des auf der Harfe ruhenden Mädchens machte einen feierlichen Eindruck auf den Fürsten, mehr noch auf Laurette, die schweigend des Markgrafen Hand drückte und begierig auf den Augenblick zu warten schien, wo das Mädchen sich erheben und der Alte erwachen würde.

Sie sollten nicht lange harren. Das Mädchen griff in die Saiten ihrer Harfe, einzelne Akkorde hallten zwischen dem Brausen des Baches hindurch, aber erweckten den Alten nicht, der, an den Fels gelehnt, immer noch schlummerte. — Jetzt wurden die Töne sanfter, immer leiser schwebte die schön geformte Hand über die Saiten, dann hielt sie an — nur das Brausen des Waldbaches vernahm man noch. Aber bald stiegen feierlich wehmüthige Töne durch die Abenddämmerung himmelwärts. Das Mädchen sang:

Wenn die Sonne sich in Wellen taucht,
Durch den Laubwald golden flammt und glühet,
Thau die welke Blume gierig saugt,
Heimwärts nach dem Nest der Vogel ziehet,
Dämm'rung schweigend die Natur umhüllt
Und mit Ahnung meine Brust erfüllt;
Ach, dann möcht' ich gern aus diesem Leben
Aufwärts nach dem Himmelsdome schweben.

Wenn der Nachtwind in dem stillen Hain
Wie ein Geistergruß durch Blätter säuselt,
Und im See, von falbem Mondenschein
Schauerlich erhellt, die Wellen kräuselt,
Und der goldnen Sterne strahlend Licht
Sich in tausend Demantfunken bricht;
Ach, dann möcht' ich gern aus diesem Leben
Aufwärts nach den goldnen Sternen schweben.

Staunend hatte der Markgraf auf das Lied der Sängerin gehört, das den Schlafenden nicht erweckt hatte. Wunderbar hatte der Gesang

Laura ergriffen, als ein neues Begebniß Beide noch mehr in Erstaunen setzte. Der Alte, geschlossenen Auges gleich einem Nachtwandler und ohne ein Glied zu bewegen, begann unter Begleitung der Harfe mit volltönender, kräftiger Stimme:

Wenn den Mond die dunkle Wolke deckt,
An dem Himmelszelt die Stern' erbleichen,
Sturm die schlummernde Natur erweckt,
Hohe Föhren ihre Wipfel neigen;
Regen rauscht und Dunkel Alles hüllt,
Blitze zucken und der Donner brüllt;
Dann möcht' ich aus meinem dunkeln Leben
Auf nach lichten Sonnenhöhen schweben.

Aber Nacht deckt mich und ew'ge Nacht!
Wie ein Fremdling irr' ich durch dies Leben;
Was den Menschen freundlich grüßt und lacht,
Kann mich nur im Schmerzenstraum umschweben.
Ach! für mich schuf Gott die Sonne nicht,
Nicht der goldnen Sterne funkelnd Licht!
Mir blieb nichts als die Erinnerungen
Und Gott lob — bald sind auch sie verklungen!

Bei den letzten Worten sprang er auf, das Mädchen sank in seine Arme und er preßte sie mit Heftigkeit an sich.

Alter Frevler! — rief er dann unmuthig — Sei nicht gegen Deinen Schöpfer ungerecht! Hat er Dir doch diesen Engel gelassen, diesen treuen Stab in der Wüste, diesen erquickenden Strahl der Hoffnung, der den blinden Vater durch seine Erdennacht leitet und seinen Fluch in Segen wandelt, sein Gift in Balsam. — Herzenskind! — sagte er dann bewegt — Der Sturm von außen hat den in meinem Innern erweckt, zürne nur nicht, wenn ich nicht so fromm sein kann wie Du; haben mir doch böse Menschen die Liebe aus dem Herzen gerissen und den Haß dort gebettet!

Das Mädchen küßte seine gefurchte Stirn und sagte freundlich:

Lieber Vater, laßt das, vergeßt was geschah, duldet was geschieht und denket nur, daß Gott die Thränen der Unglücklichen sammelt und aus jeder ein Halm für jenseit keimt. —

Die Abendsonne muß heute warm scheinen, sie geht gewiß schon zur Ruhe! — unterbrach er das Mädchen. — Steh' ich denn so, Marie, daß ich sie sehen könnte, wenn mein Auge nicht geschlossen wäre?

Ihr könnet sie sehen, Vater! sprach das Mädchen, noch immer gegen den Alten gewendet.

So sei mir gegrüßt, Du heiliger Bote des Friedens! — rief, seine Arme nach der Untergehenden streckend, der Blinde. — Ach! könnte ich Dich doch nur noch einmal sehen, wie Du Dich hinter den Bergen senkst und den Menschen, dem dunkeln Walde wie der wechselnden Flur ein feierliches Lebewohl sagst — Oder könnte ich mit Dir heimgehen zur Ruhe!

Und ließet Eure Marie zurück? sagte das Mädchen traurig.

Dich schützet Dein frommes Gemüth, Dich schützen die Engel Gottes, die Dich umschweben! sprach der Alte feierlich, und als er dies sagte, wendete sich das Mädchen nach der untergehenden Sonne, hob die gefalteten Hände gen Himmel und betete leise vor sich hin.

So stand Marie vor den Erstaunten, die jetzt das liebliche Mädchen betrachten konnten. Hoch und schlank war ihre Gestalt, blond ihr Haar, das in wallenden Locken über den blendenden Nacken rollte, innig, seelenvoll und fromm das dunkelblaue, gen Himmel gehobene Auge, schön die Form ihres Gesichts, sanft der liebliche Zug um ihren Mund, der Ausdruck jungfräulich. Wie eine Lilie in Rosengluth getaucht, so stand, von der Abendröthe umstrahlt, die Jungfrau, und wer sie so betend sah, mußte glauben, die Madonna sei von ihrem Himmelsthron herabgestiegen, die Irdischen zu beglücken. Selbst Laura theilte des Markgrafen Entzücken, der in den Anblick der Betenden versunken, kaum aufzuathmen wagte.

Was murmelst Du so leise, Marie? — fragte der Alte — Betest oder sprichst Du mit jemand? Mich dünkt, ich höre ein Rauschen in der Nähe. Ist noch jemand außer uns hier?

Kommt, Vater! — rief das Mädchen erschrocken, als sie jetzt die Beiden gewahrte, ergriff die Harfe und erfaßte des Vaters Arm — Kommt, wir wollen nach der Stadt! — Dies sagend, schritt sie mit dem Vater eiligst vorwärts, doch der Markgraf, der mit Laura hinter dem Gebüsche hervorgetreten war, hielt sie auf.

Grüß' Dich Gott, Alter! und Du liebliches Kind, sei mir willkommen! — rief er ihnen entgegen — Weß Weges kommt Ihr?

Von Regensburg, Herr! — entgegnete der Alte — und wollen nach Dresden, an den Hof des Kurfürsten Moritz.

Wo werdet Ihr übernachten? fragte der Markgraf weiter.

In Culmbach! — antwortete der Blinde — Wir vernahmen in Nürnberg und Baireuth, daß Markgraf Albrecht, der die Musika liebt, auf der Plassenburg sei, und da wollte ein alter Meistersänger mit seinem Kinde bei ihm einsprechen und sich einen Zehrpfennig verdienen.

Thu' das, thu' das, Alter! — sagte der Markgraf freundlich — Ich bin Euch gut dafür, daß Ihr auf der Plassenburg dem Herrn werdet willkommen sein; er liebt den Gesang und die Dichtkunst.

Lieber Herr! da Ihr so freundlich mit uns sprecht, — nahm jetzt Marie das Wort — so wollt' ich Euch bitten, uns eine gute Herberge in dem Städtchen zu nennen, wo ehrbare Pilgersleute ohne Gefahr einkehren können.

Verweilt nur ein Weilchen noch hier, — sagte der Markgraf, während Laura die Harfnerin unverwandt betrachtet hatte — dann zieht getrost nach der Stadt, dort sollt Ihr den von Grumbach finden, der für Euch sorgen wird.

Komm, Marie! — sagte der Alte rasch — Kehren wir um.

Warum das, sonderbarer Graukopf? — unterbrach ihn der Markgraf — Der von Grumbach wird sich schon treulich Eurer annehmen.

Ich verlange seinen Beistand nicht, verlange nichts von ihm! sagte der Alte heftig und schien auf das, was ihm das Mädchen leise zuflüsterte, nicht zu achten.

Nun, — sagte der Markgraf, sich zu Laura wendend — so ersucht den Meister Klaus, Euren Hauswirth, die Pilger bei sich aufzunehmen. Er liebt den Gesang und wird mir die Bitte nicht abschlagen.

Der Alte zog Marie seitwärts und raunte ihr leise zu: Sag' mir, Kind, wie sieht der Mann aus, der eben sprach, kannst Du seinem Gesicht vertrauen?

Ich glaube! erwiderte das Mädchen.

So wollen wir ihm folgen! sprach er und führte ihn wieder zu den Andern.

Nun, Alter! — fuhr ihn der Markgraf an — Du scheinst ein eigensinniger Geselle zu sein, dem nichts recht ist; ich glaube wahrlich, bät ich Dir mein Prunkgemach auf der Plassenburg an, Du bedächtest Dich noch lange, ob Du mir die Ehre erweisen solltest!

Gnädiger Herr! — erwiderte der Alte sich neigend, während Marie erschrocken und verlegen zurücktrat — daß ich vor meinem Herrn, dem Markgrafen Albrecht stehe, sagen mir Eure Worte. Verzeihet mir! Hätte mich ein finsteres Schicksal nicht meiner Augen beraubt, das Unglück nicht selbst den Blinden verfolgt, könnte ich in dem Auge der Menschen lesen und ihnen überhaupt vertrauen, so würde ich Euch gewiß willig gefolgt sein — so aber nanntet Ihr mir einen Namen —

Vater! bat Marie.

Kommt, folgt mir! — sagte Laurette, die das Gespräch zu unterbrechen suchte, da sie die Stirn des Fürsten sich umwölken sah — Kommt, folgt mir! — Lebt wohl, gnädiger Herr!

Markgraf Albrecht warf einen durchdringenden Blick auf Marie und nickte Lauretten freundlich zu, die voran schritt. Die Harfnerin, den Blinden führend, folgte.

Noch an dem nemlichen Abend erhielt der Haushofmeister des Fürsten die Befehle zu dem schon zum andern Tage bereiteten stattlichen Bankett, wozu der Adel aus der Umgegend und die Kriegs-Obersten eingeladen waren, auch den Harfner und seine Tochter zu beordern, um mit ihrem Gesange das Fest zu verschönen. Sieh, Melchior! — sagte er dann zu dem alten Schaumburg, mit dem er sich eben allein im Zimmer befand — da sollst Du ein Mädchen sehen, so schön, daß Dein altes Herz laut klopfen und Dein frommes Auge erglühen wird.

Der Oberhofmeister seufzte.

Sei munter, Vater! — fuhr der Markgraf fort, ihm die Hand reichend — Gräme Dich nicht über Deinen, der Zucht entwachsenen Zögling; den Liebesrausch verschläft er so leicht wie den Weinrausch, und kein Weib hat ihn noch an ihrem Siegeswagen ziehen lassen, noch keine seine Thatkraft gelähmt.

Denkt an Rochlitz! brummte der Alte halblaut vor sich hin.

Das war ein dummer Streich, Melchior, der mich zeitlebens ärgern wird; aber die Zeit ist vorüber und mein Glück wetzte die Scharte bald wieder aus. Nichts mehr davon!

Als ich gestern Abend ausritt, mir Bewegung zu machen, — fuhr der Oberhofmeister fort — sah ich Euch, gnädiger Herr, mit dem Grumbach lustwandeln. Ihr waret mit ihm im eifrigen Gespräch begriffen, und da ich wohl weiß, daß Ihr manch Geheimniß vor mir habt, daß Ihr dem anvertraut, so bog ich seitwärts und ritt den Wolfshügel hinauf, da blickt ich nun von der Höhe wohlgefällig über die dunkeln Forste Eures Landes und mein Blick wandte sich auch zufällig hinunter in's Thal, wo die einzelne hohe Tanne am Vorsprunge steht — da sah ich. — Herr, verzeiht Eurem alten Lehrer, daß er nicht schweigen kann — da sah ich Euch mit der welschen Sirene sitzen, die sich wollüstig an Euch schmiegte und so begehrlich an Euch auffah, daß mir es wurde, als seien ihre Blicke Pfeile und ihre Arme Netze; ich seufzte tief auf und wendete mein Roß.

Er schwieg, auch der Markgraf sagte nichts und schien zu glauben, daß der alte Herr noch lange nicht geendet habe. Endlich fuhr dieser fort: Sollen denn immer nur leichtfertige Dirnen an dieser edlen Fürstenbrust ruhen, soll denn kein ehelich Gemahl das Auge liebend nach meinem Herrn wenden können, soll ich die Freude nicht erleben, Eure Knaben auf meinem Schooße zu wiegen, wie ich Euch gewiegt? — nein, guter Sohn Albrecht, mein lieber Herr, der Ihr so oft auf meine Worte gelauscht, und selbst wenn ich Euch strafte, mir um den Hals fielet und sagtet: „Ich habe Dich doch lieb, Melchior, wenn Du auch noch so hart gegen mich bist; denn Du meinst es redlich mit mir!“ — Hört auch jetzt noch auf mein warnendes Wort — jaget die Fremde von Euch, sie hat Böses im Sinn!

Ich habe Dich ausreden lassen, guter Alter! — sprach der Markgraf mit Ruhe und Freundlichkeit — Es ist ja Dein einziger Trost, wenn Du Dich vor mir aussprechen kannst; aber jetzt muß ich Dich beruhigen und Dir sagen, daß Du Dich irrest. Das Mädchen ist die Tugend selbst, die langweilige Tugend, die mich nicht lange mehr mit ihrer empfindsamen Laune festhalten wird. — Uebrigens ist sie ein Engel!

Ja wohl, aber ein böser! — fiel ihm Schaumburg in die Rede — Schön von außen wie eine Schlange, aber auch listig und giftig wie die. Je mehr sie sich zu sträuben scheint, je dichter zieht sie das Netz über Euch zusammen; sie kommt aus einer guten Schule — Grumbach —

Bläs't der Wind von da, so schweig, — fiel ihm der Markgraf in die Rede — denn gegen den bist Du stets ungerecht. Doch von etwas Anderem. Bei dem morgenden Bankett wird ein blinder Meistersänger mit seiner Tochter uns mit ihrem Gesange erfreuen. Sagst Du von diesem Engel auch, daß es ein böser ist, so ist, während ich vor Magdeburg stand, Dein Herz ganz zusammengeschrumpft und Du bist keines Gefühles mehr fähig!

Und was soll das Mädchen? fragte der Alte.

Singen!

Singen, und weiter nichts? Das gebe der Himmel! — fuhr Schaumburg fort — Ist sie ein Engel, dann bewahre sie Gott! Ist sie eine lockere Dirne, so möge er Euch bewahren!

Nun, sieh sie nur erst und dann sprich! sagte der Markgraf, schon ungeduldig werdend.

Ach Gott! sähe ich doch Keine mehr auf der Plassenburg einziehen, Keine als die fürstliche Hausfrau mit ihrem Gefolge! klagte der alte Herr.

Gute Nacht, Schaumburg! — sagte der Markgraf, rasch aufspringend — Sing' mir nur nicht immer das ewige Lied vor und langweile mich nicht!

Dies sagend, verließ er das Zimmer und ließ den Alten allein, der kopfschüttelnd und traurig sich gleichfalls entfernte.

Während dem war Laura mit dem Blinden in ihrer Wohnung angekommen und hatte hier Meister Klaus mit seinen neuen Gästen nicht wenig und nicht angenehm überrascht. Anfangs wollte er ihnen die Aufnahme verweigern, als er aber erfuhr, daß es des Markgrafen Wunsch sei, willigte er endlich seufzend ein und gab die deßhalb nöthigen Befehle. Als er jedoch Marie näher betrachtet und in das engelfromme Gesicht des Mädchens geschaut hatte, bot er ihnen einen herzlichen Willkommen, rückte dem Mädchen einen Stuhl näher, nahm ihr die Harfe ab und lehnte sie vorsichtig an die Wand, dann reichte er dem Alten die Hand und führte ihn zu seinem Sorgenstuhle.

Ihr seid ein Meistersänger, wie ich vernommen, und dies Euer Kind? — fragte er dann freundlich. — Durchzieht das Land, mit Gesang und Spiel Euer Brod zu erwerben? Traun! zuweilen eine gar herrliche Beschäftigung, wenn man aus voller Brust singen und die Gedanken nach der Mensur und zierlich gereimt Andern vortragen kann, die unser Gefühl theilen; aber ein trauriges Handwerk, wenn man um's liebe Brod nur den Ohren, nicht dem Herzen singen muß. —

Ja wohl! seufzte der Alte.

Ueberdies — fuhr der Meister fort, Marie immer noch mit Wohlge-

fallen betrachtend — wird Euch Eure Wanderung noch mühsamer, da Ihr blind seid und Euch der Obhut Eurer Tochter anvertrauen müßt, statt ihr Schutz und Schirm zu sein. Ist es schon lange her, daß Euch der Himmel des Augenlichts beraubte?

Neun Jahre! erwiderte der Harfner.

So habt Ihr Euer Kind nicht erblühen, nicht in voller Schönheit gesehen?

Lieber Herr, redet nicht in des Mädchens Gegenwart von dergleichen, — unterbrach ihn der Alte — solch unverdientes Lob könnte auch das reinste Gemüth mit giftigem Hauche beflecken. Ich erinnere mich nur noch ihrer, als sie acht Jahre alt war, an meiner Seite ging oder freudig und froh vor mir hersprang, da dünkte ich mich in meinem thörigen Stolze zuweilen, ich sei ihr schützender Engel, und jetzt ist sie der Engel, der den blinden Tobias leitet. — Komm', mein Kind! — sprach er bewegt, die Arme nach ihr streckend — komm', mein frommer Engel, daß ich Dich segnen und an mein Herz drücken kann! — Das Mädchen trat zu ihm, er legte die Hand auf ihr niedergebeugtes Haupt. — Gott segne Deinen Eingang in dies Haus, erhalte Dich rein von Sünden und lohne Dir Deine Liebe durch ein freudiges Leben oder durch einen sanften, baldigen Tod! — Dies sagend, drückte er sie an sein Herz.

Herr! — wandte er sich nun zu Meister Klaus, das Mädchen noch in seinen Armen haltend — Verhängt auch der Himmel das Fürchterlichste über den Menschen, lastet seine Prüfung auch noch so hart auf ihm und er hat nur ein reines Gewissen und steht schuldlos vor seinem Richter, dann ist er nie ganz unglücklich, fühlt Muth und Kraft in sich, zu dulden und Gott sendet ihm einen schützenden Engel. Deßhalb gehe ich muthig und getrost meinen dunkeln Weg dem Tode entgegen; denn ich weiß, jenseit wird es wieder licht für mich! Aber, Herr, wo die Sünde einmal gewohnt hat, da gräbt das Schicksal unaustilgbar die Furchen in des Menschen Herz.

Der Meister hatte bleich wie der Tod diesem zugehört, Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, er sah noch regunglos vor sich nieder, als Marie schon lange vor ihm stand, um zu fragen, ob es ihn vielleicht erfreuen würde, ein Liedchen von ihr zu hören, gern wolle sie ihm eins singen. — Erst nachdem sie die Frage mehre Male und immer schüchterner wiederholt hatte, sagte er freudig:

Thut das, liebe Jungfrau, singt mir ein Lied, das mich aufheitert. Ich liebe den Gesang gar sehr und wenn ich zage, so stärkt er mich.

Das Mädchen sang, der Meister war ganz Ohr, hatte bald die Worte des Alten vergessen und die Ruhe des Herzens kehrte auf den sanften Tönen des Gesanges in seine Brust zurück. Er war entzückt, eilte, als sie das Lied geendet, nach einem kleinen Wandschrank, suchte hin und her und nahete sich dann dem Mädchen.

Liebe Jungfrau! — sprach er — Euer holder Gesang hat mir so wohlgefallen, hat mich so beruhigt, daß Ihr mir die Freude nicht versagen müßt, diesen kleinen werthlosen Ring zum Dank von mir anzunehmen — Erlaubt! — Er steckte ihr den einfachen, goldnen Reif mit einem werthlosen Steine an den kleinen Finger ihrer linken Hand, was sie auch hocherrötheud duldete! — Seht nicht auf den Werth, — fuhr er fort — denkt, daß der, der ihn Euch gab, es im Entzücken über Eure holde Stimme that; denn nur so kann er einigen Werth für Euch haben.

Das Mädchen war zu verlegen, zu beschämt, um alsbald die Worte des Dankes zu finden, sie stammelte Einiges und wagte nicht den Ring zu betrachten, der fast für ihren zarten Finger zu klein war. Endlich aber vermochte sie doch nicht der Neugierde zu widerstehen und während der Meister den Wandschrank wieder schloß, warf sie einen Blick auf das Geschenk, bei dessen Anblick sie zusammenfuhr, ihn genauer betrachtete und dann plötzlich aufschrie: Vater, mein Ring! — Ich habe meinen Ring wieder!

Was ist Euch? — Was ist Dir? — fragte der Meister und der Alte zugleich.

Ich habe durch die Güte dieses Mannes meinen Ring wieder, freuet Euch mit mir! — rief Marie freudig aus. — Ihr wißt, wie werth er mir war; denn Ihr sagtet mir ja, er sei von meiner Mutter. Er und der kleine silberne Becher, den sie uns auch nahmen, war ja das Einzige, was mir von ihr geblieben war.

Bist Du auch gewiß, daß es Dein Ring und kein anderer ist? fragte der Alte, während Meister Klaus verlegen in's Fenster trat.

Ich bin es, Vater! Der rothe Stein, das schöngearbeitete Blümchen, das ihn einfaßt, hier der kleine Sprung, gewiß, er ist es!

Wie kam dieser Ring in Eure Hände, Herr? fragte jetzt der Alte.

Ich kaufte ihn in Augsburg mit mehreren Sachen in einer Versteigerung! erwiderte der Goldschmied verlegen.

So habt Ihr auch vielleicht das andere Pfand der Erinnerung, den Becher? fragte Marie schnell.

Wohl möglich! — sagte der Meister. — Könnt Ihr ihn mir bezeichnen?

O, gut, recht gut kann ich das! — erwiderte sie schnell. — Er war klein, ein Rand umgab ihn, und ein Kranz von Rosen, in welchem ein F stand, war in erhabener Arbeit darauf zu sehen.

Ich glaube, ich habe auch ihn! sagte der Meister, öffnete den Schrank und reichte ihr einen Becher.

Des Mädchens Freude war unaussprechlich, als sie dies theure Andenken ihrer Mutter wieder in ihrer Hand hielt.

Ja, er ist's! — rief sie freudig, aber plötzlich ward sie still und ernst. — Wie könnt' ich ihn Euch bezahlen? — sagte sie traurig. — Haben wir

doch kaum so viel in unserm Seckel, um auf ein paar Tage Herberge und Kost zu zahlen; doch — fuhr sie plötzlich auf — wenn wir vor dem Markgrafen auf der Plassenburg singen und er uns vielleicht freigebig lohnt, will ich Euch Alles geben, was wir bekommen, nur laßt mir den Becher.

Behaltet ihn auch ohne Zahlung, — sagte der Goldschmied — und sänget Ihr mir zum Dank auch nicht ein Liedchen mehr, so würde ich ihn Euch doch gern verehren, glaubt es mir, von Herzen verehren; denn Gott sei's gedankt, daß er wieder in Euern Händen ist.

In Augsburg sagtet Ihr, hättet Ihr beides gekauft? — fragte jetzt der Blinde. — Sonderbar, und in hiesiger Gegend wurden wir dieser geringen Kleinodien beraubt, wie kamen sie dorthin? Doch das Geschick führt ja zuweilen den Menschen gar sonderbar von Ost nach West, von Süd nach Nord, warum sollte auch nicht das Lebloſe durch hundert Hände nach entfernten Gegenden wandern können?

Er schwieg, der Meister knüpfte das Gespräch nicht wieder an und Marie war in kindlicher Freude nur mit Becher und Ring beschäftigt.

Plötzlich unterbrach der Alte die Stille. Werther, freundlicher Mann, der uns so liebevoll in seinem Hause aufgenommen, nennt mir nun auch Euren Stand und Namen, daß ich Euch gehörig begrüßen und bei Eurem ehrenwerthen Namen nennen kann.

Ich heiße Klaus Barnbühler und bin meiner Profession nach ein Goldschmied.

Hm! — fuhr der Blinde auf — Ist mir doch, als hätte ich diesen Namen schon irgendwo gehört.

Wohl möglich! In Baireuth, Nürnberg, Regensburg und Augsburg kennt man mich und meine Arbeit gar gut! — erwiderte Meister Klaus und konnte seine Verlegenheit nicht verbergen — Vielleicht habt Ihr da meinen Namen nennen gehört.

Die eintretende Magd, welche dem Meister meldete, daß die Kammer für die Fremden in Ordnung sei, störte zu des Meisters Freude das Gespräch. Marie ergriff nun des Vaters Arm, der Meister trug die Harfe und begleitete sie in ihre neue Wohnung.

Aber noch am nemlichen Abend rief er seinen Gesellen Georg zu sich. Setze Dich, — sagte er, unruhig in der Stube auf und abgehend — ich habe Ernstes mit Dir zu reden. Vor Dir darf ich kein Geheimniß haben, vor Dir, guter Mensch, dem ich so viel verdanke. Gott hat mir schon wieder ein Merkmal seiner Gnade gegeben; — fuhr er nach kurzem Schweigen fort — ich konnte geraubtes Gut wieder in die Hände des Beraubten legen. Ach! könnte ich nur Alles wieder erstatten, gern wollte ich, ein Bettler, herumziehen, würde nur mein Gewissen dadurch rein und ich frei von drückender Schuld!

Quält Euch doch nicht, lieber Meister — unterbrach ihn Georg — Dem reuigen Sünder ist Gott immer barmherzig; fahrt nur mit Beharr-

lichkeit fort, der Tugend nachzustreben, und dann wird das, was geschehen ist, der Himmel gewiß verzeihen.

Ach, Georg! — nahm der Meister das Wort und man sah an seinem unstäten Blicke, daß das Vertrauen noch nicht so ganz in ihn zurückgekehrt war — wenn die Sünde in dem Menschen heimisch geworden ist, wird man sie so wenig los wie einen ungestümen Mahner; man werfe sie fort, schließe die Herzthüre zu, sie kehrt immer wieder mit ihrer lockenden Stimme auf geheimen Wegen zurück; denn sie hat den Menschen mit unsichtbaren Banden umgarnt, die er kaum gewahr wird, und der kleinste Fehltritt wird durch sie zum Falle. So auch mir. Ich wagte nicht, Grumbach den Aufenthalt der italienischen Frauen in meinem Hause zu verweigern, und ich wurde dadurch wider meinen Willen des Markgrafen Liebeshehler; nun sendet er mir noch eine Zweite in's Haus, die zwar den Stempel der Frömmigkeit auf ihrem Antlitz trägt, aber eben weßhalb — und dies ist die Veranlassung, weßhalb ich Dich rufen ließ — eben deßhalb ruft mir mein Gewissen zu: Sünder, schütze die Unschuld; denn die zarte Taube fiel in Geiers Hände!

Georg hatte bisher aufmerksam zugehört, nun wurde er immer gespannter.

So wie ich unsern Herrn kenne, — fuhr Klaus fort — muß ihm die Jungfrau gefallen haben; denn sonst hätte er sich nicht um sie bekümmert. Georg, wir müssen die Seele des Mädchens retten!

Wenn ich es vermag, mit Freuden! — sagte der Gesell — Ihr wißt, Meister, wo es das Gute gilt, bin ich gern zur Hand.

Das weiß ich nur zu gut! sagte Klaus, ihm dankbar die Hand drückend — Ich übergebe sie Dir! Da, wo meinem schwachen Gemüthe der Muth fehlt, da handle Du. Du bist ein freier Mann, reicher Eltern Kind, hast Keinen zu fürchten; Dein Haus und Hof und Deine Güter liegen nicht unter des Markgrafen Bann; nimm Dich des Mädchens und ihres blinden Vaters an!

Wenn sie es verdient, gern! sagte Georg.

Ob sie es verdient? Sieh ihr nur in's Auge — sprach der Meister mit Feuer — und Du siehst eine himmlische Jungfrau, wie sie Dein Landsmann, Albrecht Dürer, zu malen pflegte.

Nun, wir wollen sehen! — sagte der Bedächtige. — Oft trügt der Schein, und ihr Gesang, den ich aus der Ferne vernommen habe, hat Euch leicht bethören können. Doch verspreche ich Euch, möge sie der Sünde verfallen oder ein Engel sein, ich stehe ihr als Freund warnend zur Seite!

Durch diese Zusage war der Meister getröstet, der in dem festen Glauben stand, der Böse wolle ihn durch diese schönen Frauen und ihre Stimmen verlocken. Auch konnte das Zutrauen, welches er zu Georg hatte, fest begründet sein. Dieser brave Jüngling hatte das geheime Trei-

den des Meiſters belauſcht, hatte beobachtet, daß er mit einer Räuberbande in Verbindung ſtehe, geſtohlenes Gut kaufe und ſo der Hehler des Verbrechens wurde; er hatte offen mit ihm hierüber geſprochen, ihm das Sträfliche ſolches Beginnens unumwunden gezeigt, ihn ermahnt und bewogen, dieſe unrechte Handelsweiſe aufzugeben und künftig ein gottgefälligeres Leben zu führen. Er hatte dies mit ſo viel Wärme gethan, war, gegen den Wunſch ſeiner Eltern, blos deßhalb noch in des Meiſters Werkſtatt geblieben und unterſtützte den noch zuweilen Wankenden mit Rath, That und Beiſpiel, ſo daß Meiſter Klaus, und mit Recht, in ihm ſeinen rettenden Engel ſah.

Nicht mit ſo freundlichen Augen, wie von Meiſter Klaus, war übrigens der Harfner und ſein Kind von Franzeska betrachtet worden, die im Vorbeigehen nur einen Blick auf das Mädchen geworfen und ſogleich Laura die bitterſten Vorwürfe gemacht hatte, daß ſie dieſes Mädchen in ihre Wohnung aufgenommen habe. Sie iſt ſchön, — ſagte ſie — ſehr ſchön, hat jenes Anziehende, Jungfräuliche, das oft die Männer ſo wunderbar bezaubert und ihre Schmetterlingsflügel feſter zu binden verſteht als die vollendetſte Schönheit. Wozu rufſt Du eine Gegnerin in die Schranken? Warum hältſt Du ſie hier feſt, die mit einem Zehrpfennig gern weiter gezogen wäre. Warum die fromme Einfalt, die kalte Tugend neben Dich ſtellen?

Und warum dürfte ich die Tugend nicht neben mir dulden? Fühl ich ſie doch noch in mir! erwiderte Laurette ſtolz.

Kind! — unterbrach ſie die Mutter, mitleidig lächelnd — ich wiederhole es Dir noch einmal: Du kennſt die wahre Tugend ſo wenig, als ich ſie kannte; in Deiner Seele iſt ſie nicht eingeprägt und über Deinem Gemüth ſchwebt ſie nur wie die Libelle über dem Waldbach, ein leiſer Lufthauch — und ſie flattert, wohin er ſie treibt. Dein Stolz, nichts weiter, erhält Dich, ein unbewachter Augenblick — und Du fällſt!

Laura mochte der vergangenen Stunde gedenken und ſchwieg.

Morgen muß die Bettlerin von hier! — fuhr die Mutter fort — Meiſter Klaus darf ſie nicht länger bei ſich dulden, und wenn der Markgraf nach ihr fragt, ſo preſſe feurig Deine Lippen auf ſeinen Mund und er wird nach keiner andern Antwort verlangen. Ich werde morgen mit dem Alten ſprechen, und mit einer Hand voll Scheidemünze fördert man ſolch Geſindel ſchnell.

Thut mit ihnen, was Euch gut dünkt, Mutter! ſagte Laurette, nachdenkend geworden, und die liebliche Geſtalt der Harfnerin mochte wohl in dem Augenblicke, da ſie das harte Wort ausſprach, noch lieblicher ihrer Phantaſie erſchienen ſein.

Als aber Franzeska am andern Morgen hinüber zu dem Blinden ging, ihm einen Goldgulden in die Hand drückte und den ſonderbaren Antrag machte, ſich mit ſeiner Tochter ſogleich aus der Stadt zu entfernen,

erstaunte sie nicht wenig, als ihr der Alte, das Geld zurückgebend, erwiderte: Mich hat der Markgraf mit meinem Kinde auf das Schloß beschieden lassen, bei Tafel ihn mit unserm Gesange zu vergnügen; des Herrn Befehl muß ich gehorchen; aber auch ohne dies würde ich Euern Vorschlag so wenig als Euer Geld angenommen haben!

Franzeska verließ ihn entrüstet, um so mehr, da sie heute das Mädchen in dem vollen Zauber seiner Schönheit sah. Sie eilte nun zu Laurettchen, und was ihre List nur erdenken, ihr Verstand nur erklügeln konnte, wendete sie, und wohl nicht vergebens, an, das Herz der Tochter durch Eifersucht und Eitelkeit zu entflammen und gegen die Harfnerin aufzubringen.

Um die Mittagszeit blies vom hohen Schieferthurme der Thurmwart ein lustiges Lied. So war es auf Plassenburg Sitte, wenn der Markgraf ein Bankett hielt, zu welchem die Grafen und Herren aus der Nachbarschaft eingeladen waren, dann rief das Lied die Bürger von Culmbach auf das Schloß und sie durften ihren Herrn tafeln sehen. Wer nur in einem anständigen Kleide erschien, Mann oder Frau, dem wurde der Einlaß in den Speisesaal nicht verweigert, den Armen, Zerlumpten aber Bier, Brod und Fleisch im Schloßhofe gereicht, damit auch sie sich erfreuen konnten. Auch heute, da es eben ein Sonntag war, zog Alt und Jung auf den Ruf des Thurmwarts den Berg hinauf nach der Burg und fast niemand blieb daheim; denn es war seit lange wieder das erste Mal, daß der Herr hier bankettirte.

Auch der blinde Harfner, von seinem Kinde geführt und von Georg begleitet, wanderte nach dem Schlosse. Aller Augen ruhten theilnehmend auf dem alten blinden Manne, aber mehr noch auf seiner Führerin, jedermann machte ihnen Platz, Aller Blicke waren auf die Jungfrau in ihrem lichtblauen, wollenen Gewande gerichtet, die nicht um sich sah, nur versorglich den Blinden leitete, bedächtig für ihn den ebensten Pfad suchte und ihn warnte, wenn etwa ein Stein in dem rauhen Wege lag. — Wohl dem, — raunten die Alten sich zu — den solch' kindliche Liebe pflegt. — Seht nur! — sagten die Mütter zu den Töchtern — wie bescheiden, wie züchtig sie zwischen uns einhergeht und nicht aufblickt als nach dem alten Manne! — Sieh' nur, — raunte eine freundliche Jungfrau ihrer Gesellin zu — wie knapp der weiße Gürtel sie umschließt, welche schlanke Gestalt, wie einfach sie das starke, blonde Haar gerollt und aufgesteckt, wie schön sie es gescheitelt hat und wie es doch so lockig über ihre Schultern herabrollt! — Hast Du was Schöneres gesehen? Dieser Blick, diese Farben, diese Gestalt! riefen leise die jungen Männer sich einander zu, leise; denn sie wagten es nicht, laut ihr Lob vor der sittsamen Jungfrau auszusprechen.

So wanderte Marie, von Allen bewundert, den steilen Berg hinauf und als der Alte auf eine Steinbank unter einer knospenden Linde ruhte, hielt auch der Zug an; denn keiner wollte an ihnen vorübergehen. Endlich gelangten sie an das äußere Thor der Burg, wo ihnen aus dem Schlosse schon Trompeten, welche die Gäste zur Tafel riefen, entgegenschmetterten. Ein hoher, weiter Saal nahm die stattlichen Gäste auf, in welchem auf drei Seiten eine hölzerne breite Gallerie lief, auf welcher die Musici und Zuschauer sattsam Platz fanden, die sich nun nach der dahinauf führenden Treppe drängten; aber niemand ging an dem blinden Harfner und seinem Kinde vorüber, ohne sein: „Grüß Dich Gott, schöne Jungfrau!“ oder: „Gott mit Euch, armer, blinder Mann!“ noch in der Eile zu sagen. Georg blieb unten bei ihnen zurück und wollte sie nicht eher verlassen, bis sie in den Speisesaal berufen würden.

Als er dies erwartend, schweigend bei ihnen stand, fühlte er plötzlich einen leisen Schlag auf der Schulter, es war Otto, der an der Seite eines feingekleideten Jünglings hinter ihm stand.

Ei, ei, St. Georg! — sagte er spöttisch. — Wie? finde ich Dich heute im Frauendienst? Aber bei Gott, Du hast Recht; denn solch —

Ehe er noch weiter sprechen konnte, zog ihn sein Begleiter mit sich in das Gewühl fort. Staunend blickte ihnen Georg nach; denn er hatte sogleich in dem Zierlichgekleideten Laurette erkannt.

Jetzt trat ein Diener zu dem Harfner und befahl ihm einzutreten.

Lebt wohl, Jungfrau, seid nicht verzagt, der Herr ist gar gut! raunte Georg dem Mädchen zu und drängte sich nun mit den Andern gleichfalls die Treppe hinauf; der Harfner und Marie traten in den Saal ein. —

Der Markgraf mochte mit seinen Gästen schon von dem blinden Spielmanne und seiner Tochter gesprochen und manches zu des Mädchens Lobe gesagt haben; denn bei ihrem Eintreten waren sogleich Aller Augen auf sie gerichtet. Er selbst rief, auf einen Pfau zeigend, der als Prunkschüssel in der Mitte der Tafel sein schönes Gefieder spreizte, aber auch damit den Fürsten hinderte, die Eintretenden zu sehen: Nehmt mir den verdammten Vogel weg! — Und als nun dieser hinweggetragen war, der Markgraf Marie vor sich sah, war er wie seine Gäste überrascht.

Traun, Melchior! — rief er dem Oberhofmeister zu — Sieh' hin und sprich! Hatte ich nicht Recht?

Gott möge sie schützen! murmelte statt Antwort der Alte vor sich hin.

Heda, Maulaffen! — rief jetzt Markgraf Albrecht den Dienern zu, die auch gaffend da standen und das Mädchen betrachteten. — Bringt dem Alten und der Dirne Sessel und einen Becher Wein, dem Mädel Sekt, dem Alten Würzburger!

Die Diener erfüllten schnell den Befehl, brachten Sessel und Becher. Plötzlich aber fuhr der Markgraf zornig auf.

Haushofmeister! lehre doch dem Schlingel dort Sitte! — rief er. —

Schickt es ſich, einer ſolchen Jungfrau den Wein in einem zinnernen Becher zu kredenzen? Ein ſilberner gehört ihr von Rechtswegen, wohl eigentlich ein goldener.

Der Harfner erhob ſich jetzt, den Becher in der Hand. — Ehe ich dieſen leere, ſagte er mit Anſtand — möge mein Mund erſt Dank und Segen ausſprechen. Meinem gnädigen Herrn, dem Markgrafen Albrecht, möge Gott es wohlergehen und ſein Unternehmen gelingen laſſen! Alle ſeine frommen Wünſche möge er ihm gewähren, er noch lange der Schirm und Hort deutſcher Ehre und ſeines Glaubens ſein, der Adler der Hohenzollern ſchirmend, mächtig und hoch ſich ſchwingen über Deutſchland und ſein Stamm blühen, gedeihen und ſich vermehren!

Ich danke Dir, Alter, für Deine guten Wünſche, — ſagte der Markgraf — aber — ſetzte er lachend hinzu — was das Letzte betrifft, ſo überlaſſe ich das meinem Vetter zu Anſpach und dem Kurfürſten in Berlin, die mögen mit Gott den alten Stamm fortpflanzen. Was ich hinterlaſſe, ſoll unſterblich ſein; in meinen Thaten nur will ich fortleben, nicht in meinen Kindern! — Doch trink' Deinen Becher aus, und auch Du, rief er Marien zu, die, als ſie den Becher an die Lippen ſetzte, hocherröthend ſagte:

Auf Euer Wohl, gnädiger Herr!

Und weiter ſagſt Du mir nichts? fragte der Markgraf.

Ich weiß nicht, was ich Euch wünſchen ſollte! — ſagte ſie ſittſam — Gott nur weiß, was dem Menſchen nützen kann, deßhalb will ich Euch in mein Gedächtniß ſchließen, gnädiger Herr!

Thue das! — ſagte der Markgraf — Das bringt gewiß bis zu Gott, und wenn Ihr die Becher geleert und der erſte Gang abgetragen iſt, dann beginne Euer Geſang.

War es nun, daß es der Markgraf in der Stille befohlen hatte, oder waren alle Gäſte begierig, das Mädchen ſingen zu hören, die Trompeten gaben bald das Zeichen, daß der erſte Gang abgetragen werden ſollte, und ſelbſt der dicke Graf von Caſtel, ſonſt ein gar leckerer Herr, hatte den geſpickten Aal mit Salbei, ohne ihn zu berühren, vorübergehen laſſen.

Nun von der rothen burgundiſchen Traube, Mundſchenk! — befahl der Markgraf. — Schenk' raſch ein, raſch die Becher geleert, Ihr Herren, damit der Geſang beginnen kann. Dann Alles ſtill!

Auch die Becher wurden ſchneller als gewöhnlich leer, der Markgraf winkte und Marie legte dem Vater die Harfe in den Arm, der ſo ſicher, als könne er die goldnen Saiten deutlich erkennen, ſie griff und ſtarke Akkorde hervorrief, dann ſang er das Lied von dem treuen Reibiſch, der, als in Ungarn die Türken Kurfürſt Moritzens Pferd niedergeſtoßen hatten, ſich auf ſeinen Herrn warf, ihn mit ſeinem Körper deckte, bis Hilfe kam und ſo der Kurfürſt gerettet wurde. Der Edle ſtarb an ſeinen Wunden.

Gebe Gott jedem Fürſten viele ſolcher Diener! rief, als der Alte ſein Lied geendet, der Markgraf unwillkürlich aus.

Jeder von uns würde für Eure fürstlichen Gnaden ein Gleiches thun! nahm Wilhelm von Grumbach das Wort.

Möchte doch auf die Gefahr nicht unter meinem Rosse liegen und die Türkensäbel über mir! — sagte der Markgraf und sein Auge flog schnell im Kreise seiner Gäste umher. — Schweigt! — rief er dann den Trompeten zu, die eben das Signal zum Auftragen der zweiten Tracht gaben. — Erst noch den Gesang der Jungfrau, bis der geendet ist, müssen sich nun wohl meine werthen Gäste gedulden und ihre Eßlust zähmen. Singt uns etwas, das zum Herzen geht. Mitten in der Freude, selbst beim Becher liebe ich den schwermüthigen Gesang.

Das Mädchen verneigte sich, durchlief mit ihrer weißen Hand einige Mal die Saiten der Harfe, dann begann sie.

„Tritt näher, Sänger!" der König spricht.
Der Sänger nahet und leert
Den Becher mit traurig ernstem Gesicht,
Den ihm der König verehrt.

„Nun nenn' uns auch, Pilger, Dein Heimathland
Und Deinen Namen; denn traun!
Es ist kein Sänger aus niederm Stand,
Den wir hier vor uns schau'n."

Ich heiße Wolfram. Dies freundliche Land,
Der ernste Pilgersmann spricht,
Das ist auch mein liebes Vaterland,
Kennt mich denn mein König nicht?

„Bis einst der Tod die Blume geknickt
Mit kalter, eisiger Hand,
Sei Du, der meine Schwester berückt,
Von meinem Throne gebannt."

So spracht Ihr. — Gehorchend zog ich fort,
Hab' nimmer die Holde erblickt.
Doch nun ist gelöst Euer strenges Wort:
Der Tod hat die Blume geknickt.

Ich komm', ihr das Todtenopfer zu weih'n
In schauerlich nächtlicher Luft;
Gönnt mir ein Plätzchen auf moosigem Stein,
Herr König, an ihrer Gruft.

Da töne mein Lied, da dringe der Klang
Von meiner Harfe hinab,
Mein leiser, schmerzvoller Klaggesang
Umflüst're ihr einsames Grab.

„Zieh' hin in Frieden! Es sei Dir vergönnt;
Vernichtet ist, was ich gebot.
Was ich im Leben einst zürnend getrennt,
Das sühne nun fürder der Tod."

Der Sänger neigt sich und wandelt allein
Zur Stätte der Ruhe, und setzt
Sich auf den grauen, bemoosten Stein,
Von mancher Thräne benetzt.

Er seufzet tief auf, er starret hinab,
Durchdrungen von Gram und von Schmerz,
Denn unten im grausig einsamen Grab,
Da modert das treueste Herz.

Er greift in die Saiten — da bebet der Klang
Der Harfe durch säuselnde Luft,
Und wehmuthvoll steiget der Grabgesang
Hinab in das Dunkel der Gruft.

„Klein ist Dein Bett und eng der Raum,
Doch mild und freundlich ist der Traum,
Den Dir der Engel zugebracht,
Der Deinen sanften Schlaf bewacht.

„Schlaf wohl, schlaf süß im engen Haus! —
Wir gehen All' dort ein und aus,
Durch kurze Nacht führt ja der Tod
Den Pilger bis zum Morgenroth."

Der Sänger schweigt, kein bebender Laut
Dringt mehr durch die säuselnde Luft;
Und als im Osten der Morgen ergraut
Ist's still und todt um die Gruft.

Da nahet der König. — „Was störst Du die Ruh'
Der Todten noch immer? Steh' auf! —
Fest schließet der Tod die Gräber zu.
Keine Klage sprenget sie auf!"

Der Sänger acht't nicht das zürnende Wort,
Das der König zu ihm spricht;
Er blicket hinunter immer fort
Und rühret und reget sich nicht.

Das Haupt gesenkt, die Harf' in der Hand,
Bestrahlet vom Morgenroth,
Den starren Blick zur Gruft hingewandt,
Sitzt er erbleichet und todt.

Das Lied, das in dem Dunkel der Nacht
So wehmuthvoll schauerlich klang,
Das er der Treuen zum Opfer gebracht,
Es war sein Schwanengesang.

Tiefe Stille hatte im ganzen Saale während des Gesanges geherrscht' Gäste, Diener und Zuschauer hatten nicht aufzuathmen gewagt, Alle hatte eine tiefe Rührung ergriffen, Jeder unverwandt das Mädchen angeblickt, das, seiner Schönheit unbewußt, im Gefühl des Liedes, was es sang, wie eine heilige Cäcilie in dem hohen, getäfelten Saale stand und die Herzen

entzückte. Diese Stille herrschte noch als dasselbe schon längst schwieg und des Markgrafen Auge hing mit ernstem, unverwandten Blicke an der Jungfrau, deren Töne ihn so tief erschüttert, deren Anblick ihm so unaussprechlich wohl that. Da unterbrach der Graf von Castel endlich die Stille, er erhob sich, so schwerfällig er auch war, von seinem Sitze und ging mit dem gefüllten Becher auf die Sängerin zu. Mädchen! — sagte er — so wahr dieser Wein ein ächter Burgunder ist, so wahr versichere und schwöre ich im Beisein meines gnädigen Herrn und aller hier versammelten Edlen, daß, wenn Du uns noch ein Lied singen willst, ich den Becher hinsetzen und ihn nicht leeren und auf meinem Sessel, mitten im Geruch der dampfenden Schüsseln, sitzen bleiben will, ohne eine zu berühren und so mich kasteien, wie ich noch nie gethan; denn wahrlich! so wie Du, hat mich noch nichts entzückt, so haben mich noch keine Töne durchdrungen als die Deinigen!

Während Alle riefen: Haltet ihn bei'm Wort, Jungfrau! der Markgraf Marie bat, ihm noch ein Lied zu singen, hatte diese sich hocherröthend vor dem Grafen geneigt und erwiderte jetzt stammelnd: Euer Wunsch, Herr, ist mir Befehl!

Bis die Sonne untergegangen nicht Speis' und Trank! rief der Graf und setzte sich wieder auf seinen Platz, während der Hofprediger hierüber: Miraculum! ausrief.

Marie sang noch ein einfaches, trauriges Lied und bezauberte die Zuhörer von neuem, besonders ward der Markgraf ungewöhnlich ernst und befahl seinem Seckelmeister, als sie geendet, den silbernen Becher, aus dem sie getrunken, mit Nürnberger Groschen zu füllen und ihn der Sängerin bei ihrem Heimgange in seinem Namen zu verehren.

Bei manchem der Zuschauer hatte diese Scene gar verschiedenen Eindruck gemacht. Meister Klaus, der auch auf der Gallerie nicht fehlte — wo hätte er können eine Gelegenheit vorbeilassen, dem Gesange zu huldigen? — war ganz Ohr gewesen und man hätte ihn jetzt fragen können, ob die Sängerin ein braunes Gewand oder braunes Haar habe, er hätte es wahrscheinlich in seiner Verzückung bejahet. Seiner Meinung nach, die er jedoch für sich behielt, war Laurettens Gesang künstlicher, aber nicht so seelenvoll als der der Harfnerin; jener entzückte ihn, dieser aber sandte himmlische und doch verständliche Laute zu seinem Herzen. — Georg war still und in sich gekehrt, ihm waren die Töne nur ein sanfter Westhauch, der ihn wundersam in süße Träume wiegte; erwachte er, ruhte sein Blick auf dem Mädchen, so ergriff ihn eine unbeschreibliche Wehmuth, die er sich nicht zu erklären wußte. — Otto verwandte, so lange Laurette neben ihm ganz Aug' und Ohr war, kein Auge von der Sängerin, sein glühender Blick schien sie zu durchbohren und seine Phantasie geschäftig zu sein, aber jetzt ergriff er, sich vergessend, Laurettens Hand, drückte sie innig, und diese, hierdurch aufmerksam gemacht, raunte ihm leise zu: Beobachtet lieber die

Blicke des Markgrafen, als daß Ihr so unverwandt die Harfnerin anstarrt! Les't, wenn es Euch möglich ist, in seinem Auge, was in seinem Herzen vorgeht; ich will Marien beobachten. — Der Same, den die Mutter ausgestreut, war aufgegangen, des Markgrafen Benehmen hatte ihre Eifersucht geweckt, selbst Otto's Bewunderung des schönen Mädchens verursachte ihr ein unangenehmes Gefühl. Sie war so mit ihm und Marien beschäftigt, daß sie nicht das leise Flüstern der sie Umgebenden bemerkte, unter denen Einige, trotz ihrer Verkleidung, sie erkannt und ihren Nachbarn spottend zuraunten: Sieh nur, das ist die welsche Dirne!

Meister Peter, der Hofnarr, der, gegen seine Gewohnheit, bis jetzt ganz still gewesen war und jedermann mit seinem Witz verschont und sich zu dem blinden Harfner und seinem Kinde gesetzt und selbes mit Wohlgefallen betrachtet hatte, horchte jetzt nach dem Geflüster auf der Gallerie und erkannte, trotz der Verkleidung, Lauretten. Schnell trat er hinter den Markgrafen: Herr! — raunte er ihm, doch nicht so leise zu, daß es nicht auch die Nachbarn hätten hören können — Herr! seht die verkehrte Welt. Da oben steht eine Sirene im Trockenen, während hier unten ein Gottesengel unter Zechbrüdern sitzt.

Der Markgraf sah hinauf und sein erster Blick traf Laura, die er auch sogleich erkannte, sein zweiter den Gesellen ihr zur Seite. Es war ihm unlieb, Laura hier und den Gesellen neben ihr zu sehen; er hatte das unangenehme Gefühl, das man empfindet, wenn man aus einem lieblichen Traume, wenn auch durch eine liebe Person, geweckt wird; man ist erwacht, das Gewebe des Traumbildes ist zerrissen und durch nichts wieder anzuknüpfen. Seine Gedanken waren so ruhig, so heiter, so still beglückend gewesen, wie nach einer Himmlischen hatte er nach Marien geblickt und kein unheiliger Gedanke, kein sündlicher Wunsch hatte ihn verlockt. Seit er wieder in Laura's Flammenauge gesehen, wallte sein Blut wieder stärker, er leerte einen Becher nach dem andern, blickte bald hinauf nach der Italienerin, bald überflog sein Auge Marie, die am untern Ende des Saales mit dem Vater sich, von dem gespendeten Beifall beschämt, in eine Fenstervertiefung zurückgezogen hatte. Er verglich, legte die Schönheit Beider auf die Wage, befragte sich, ob das Feuer der Südländerin nicht die leuchtende Glorie der Harfnerin überstrahle, fragte sein Herz, wohin es sich neige, aber dieses Polypenartige streckte seine tausend Arme nach Beiden.

Unterdessen hatte Georg seinen Mitgesellen auf das Flüstern und Zeigen der Zuschauer aufmerksam gemacht und dieser theilte dies Lauretten mit, die schon während des ganzen Mahles über Markgraf Albrecht's Benehmen unruhig und mißmuthig gewesen war. Sie gab in ihrem Unmuthe um so leichter Otto's Bitten nach, sich, um ferneres Aufsehen zu vermeiden, davonzuschleichen, was jedoch nicht geschehen konnte, ohne daß es Peterlein nicht bemerkt hätte.

Gnädiger Herr! — sagte er zu dem Markgrafen — die Sirene taucht unter!

Dieser warf einen Blick auf die Gallerie und sah nur noch Laura an Otto's Hand sich durch die Menge der Zuschauer drängen. Dies verdroß ihn und doch wußte er eigentlich nicht, weßhalb. Er leerte nun um desto fleißiger den Becher, seine Gäste thaten ein Gleiches; der Lärm an der Tafel wurde immer stärker und die Blicke, womit der Markgraf zuweilen nach Marien sah, wurden immer glühender. Wohl ihr, daß sie die Augen jungfräulich niederschlug und den seinen nicht begegnete, doch befand sie sich demungeachtet bei dem immer noch zunehmenden Lärm in unbeschreiblicher Angst. Dies mochte der Oberhofmeister bemerken, er gab den Trompetern ein Zeichen, die alsbald ein lustiges Stückchen bliesen und die Zuschauer, von Alters her dies Signal wohl verstehend, entfernten sich allmälig. Dies war eine Sitte, die Melchior von Schaumburg mit Erlaubniß des Markgrafen eingeführt hatte, damit die Unterthanen ihren Herrn nicht sähen, wenn der Wein, wie es wohl öfters geschah, seine Sinne umnebelte; auch stand der alte, ehrwürdige Herr jetzt auf, ließ sich von dem Seckelmeister den Becher mit Nürnberger Groschen reichen, ging zu den Sängern und gab ihn mit den Worten Marien:

Dies sendet Dir mein Herr, der Markgraf, zum Lohne für Deinen Gesang; möge Dein Herz, Du liebes, frommes Kind, immer so rein bleiben, wie Deine Stimme, möge Dein Engel Dich vor Fehl bewahren! Nun geh', hier ist's für Dich nicht mehr geheuer!

Marie nahm den Becher und gedachte hierbei, wie sie nun Meister Klaus Ring und Becher bezahlen könne, neigte sich vor dem alten Herrn, dankte und küßte ihm kindlich die Hand. Als aber der Markgraf sie hinausgehen sah, rief er sie mit den Worten zurück:

Ihr müßt noch singen, ich muß noch ein Lied von Dir hören, schönes Mädchen!

Aber während Marie zitternd den Vater wieder zurückleitete, war Herr Melchior zum Markgrafen getreten und bat ihn väterlich, die Leutchen nach Hause gehen zu lassen, da sie hier wohl schwerlich mehr taugten.

Ihr seht, mein Hofmeister schwingt noch immer die Zuchtruthe über mich wie vor fünf und zwanzig Jahren! — rief dieser, sich zu seinen Nachbarn wendend — Aber er hat es so treu und redlich mit mir gemeint und meint es heute noch so gut, daß, wenn ich auf seine grauen Locken blicke, die Ehrfurcht mir gebietet, ihm zu folgen. — Geht nur, geht! — rief er dem Harfner zu — aber nicht ohne meine Erlaubniß aus Culmbach, wenn Ihr mich nicht erzürnen wollt!

Den gefüllten Becher in der Hand, freudig, als sei sie dem Kerker entlassen, verließ Marie den Saal. Von jedermann, dem sie begegnete, freundlich begrüßt, eilte sie mit Schätzen beladen, die sie gern für das Wiedergefundene hingeben wollte und mit dankbarem Gefühle für den

ehrwürdigen Oberhofmeister, der sie aus so peinlicher Lage gerissen hatte, in ihre Wohnung zurück. Sie konnte ihm auch danken; denn von dem Augenblicke an, da sie den Saal verlassen hatte, war das wilde Jauchzen und der Lärm noch ärger geworden, ihr Lob erscholl von jedem Munde und obgleich es in geziemenden Ausdrücken geschah, würde sich doch ihr Zartgefühl dadurch beleidigt gefühlt haben.

Bring' den großen Pokal, Mundschenk! rief mitten unter dem Jauchzen der Gäste jetzt Markgraf Albrecht. — Und Euch, hochgelahrter Herr, bitte ich zu bleiben! wendete er sich zu dem Magister Körber, für den der große Pokal immer das Zeichen zum Aufbruch war; denn wenn dieser die Runde machte, waren alle Zügel los und der geistliche Stolz konnte nicht mehr hoffen, durch seine Gegenwart die Unordnung zu hemmen.

Der Markgraf ließ nun den Becher bis zum Rande füllen. — Euch, dem Diener des Wortes, thue ich hiermit zuerst Bescheid! — sprach er ernst. — Es gilt einer großen, wichtigen Sache, es gilt unserm Kriegzuge —

Hoffentlich wird er zum Heil des Glaubens geschehen! fiel der Hofprediger dem Markgrafen in die Rede.

Unterbrecht mich nicht immer, Magister! — rief ihm der Fürst unwillig zu und seine Stirne furchte sich. — Hört lieber zu, was ich Euch sagen werde, so ziemt es sich! — Daß ich in den Krieg ziehen werde, wißt Ihr, Ihr Herren! — wandte er sich nun wieder zu seinen Gästen. — Gegen wen, blieb Euch bisher unbekannt. So will ich es Euch hiermit kund thun. — Er gab ein Zeichen, die Dienerschaft verließ den Saal. — Morgen, Graf Mannsfeld, brecht Ihr mit dem Fußvolk und Geschütz gegen Rotenburg auf, der Graf von Löwenstein wird Euch mit der Reiterei dahin folgen. Dort versammeln sich die deutschen Schaaren, die für Glauben, Vaterland und Freiheit gegen die spanische Tyrannei kämpfen werden.

Gegen des Kaisers Majestät? — riefen mehre Stimmen — Gegen Kaiser Karl geht der Zug? Bei Gott, ein gewagtes Unternehmen!

Nun? — fuhr der Markgraf heftig auf und sah wild im Kreise umher, besonders faßte er den Grafen von Castel, der das Letzte gesprochen hatte, scharf in's Auge. — Wer keinen Muth hat, mit mir den Strauß zu wagen, der ziehe heim! Allein, versteht sich, seine Fahne bleibt bei mir. Wer nicht Muth hat, taugt nicht einmal an meiner Tafel, geschweige in meinem Heere und thut deßhalb besser, sogleich sich zu entfernen.

Keiner stand auf.

Nun? — sprach der Markgraf weiter — Jetzt so stumm und vorhin so laut? — Was sollte der Ausruf gegen Kaiser Karl, den Ihr mit so ängstlicher Besorgniß thatet, Graf von Castel? — wandte er sich zu diesem. — Glaubt Ihr, ich hätte Euch Euer Regiment gegen die Schnapphähne im Fichtelgebirge werben lassen?

Markgraf Albrecht! — entgegnete der Graf, und erhob sich rasch und unmuthig von seinem Sitze. — Obgleich ich niemandem von meinen Gedanken und Thun Rechenschaft zu geben habe und als ein freier Stand des deutschen Reichs niemand als meinen Oberherrn erkenne, als das Oberhaupt deutscher Nation, so will ich doch mich gegen Eure fürstlichen Gnaden um meiner selbst willen entschuldigen. Nicht Furcht, Verwunderung erpreßte mir den Ausruf, Verwunderung über das kecke Wagstück und daß Ihr so schnell des Kaisers Partei verlassen habt, und diese Verwunderung theilen wohl die meisten der anwesenden Herren mit mir. So sauer es mir wird, ehe ich im Sattel sitze, so gern will ich mein Roß für Euch tummeln und mit Euch ziehen, und ging es auch gegen den Teufel selbst! Nur schmerzt es mich, daß Eure fürstlichen Gnaden Zweifel in meine Anhänglichkeit an Euch setzen; denn meinem Muthe gilt es doch hoffentlich nicht?

Das sei fern von mir! — sagte der Markgraf freundlich — der ist erprobt! Und nichts vor ungut, Graf Castel, wenn mir ein rasches Wort entschlüpft ist. — Er nahm seinen Becher und ging zu dem Grafen, der ihm schnell entgegen kam. — Auf gutes Vernehmen, Graf Wilhelm! sprach er und stieß mit ihm an, der aber schnell den schon an die Lippen gebrachten Becher absetzte.

Verzeiht mir, gnädiger Herr, daß ich nicht Bescheid thun kann! — sagte er — Ich gab aber vorhin der blondgelockten Dirne mein Wort, heute vor Sonnenuntergang keinen Becher mehr zu leeren, keinen Bissen mehr zu essen und Wort muß ich halten!

Ich dispensire Euch — nahm rasch und wohl etwas anmaßend Magister Körber das Wort. — Die Sache betrifft den Frieden der Streiter der Kirche und da müssen solche kleinliche Rücksichten schweigen.

Mit nichten, ehrwürdiger Herr! — erwiderte der Graf. — Mein Wort halte ich, und im Punkte der Ehre möchte Eure Dispensation, die überdies etwas nach dem Papstthume riecht, nicht viel gelten. Verzeiht daher, gnädiger Herr, wenn ich den Becher nicht leere. Mein Wort, daß ich Euch in Noth und Tod nicht verlasse, so sauer es auch meinem Leichname werden mag, genüge Euch.

Schon gut, schon gut! — sagte der Markgraf. — Ein Becher Wein mehr oder weniger mit einander geleert, befestigt die Freundschaft um keinen Heller mehr — Freunde und Krieggenossen wie immer! — Er schüttelte ihm treuherzig die Hand und der Graf war beruhigt.

Unter wildem Gejauchze wurde nun der Becher beim Trompetenschalle fleißig auf das Wohl der Armada geleert und noch lange wacker gezecht. Nur dem Markgrafen wollte der Wein heute nicht mehr so recht munden, er hob ungewöhnlich bald die Tafel auf, empfahl sich bis morgen den Gästen und zog sich mit den Grafen von Mannsfeld und Löwenstein in sein Gemach zurück.

Am nemlichen Abend saß Meister Klaus in seiner Wohnstube und hatte gar liebe Gäste bei sich, den Blinden, Marie und Georg, seinen jungen Freund. Noch ganz von dem schönen Gesange der Harfnerin entzückt, sprach er sich darüber offen und lebhaft aus und dies Lob erfreute Marie, da sie in der kurzen Zeit ihres Hierseins Zutrauen zu dem Meister gefaßt und ihr deßhalb sein Lob nicht unangenehm war. — Das Gespräch, an welchem Georg, der nur immer das Mädchen beobachtete, wenig Theil nahm, wandte sich endlich von der Musik auf das Schicksal des Blinden und die heitere Laune, die bisher in der kleinen Versammlung geherrscht hatte, wurde ernster.

Ihr seid mir durch so Manches werth geworden, — begann nun Meister Klaus — auch Eures Kindes wegen, deren Gesang mich so heiter und doch so feierlich, so wehmüthig und doch so wohl gestimmt hat. Kennt man das Schicksal der uns werthen Personen, so werden sie uns noch theurer; denn selten ist es die äußere Gestalt, die uns anzieht, meist nur der innere Mensch und der zeigt sich nur in seinem Handeln und Treiben. Deßhalb macht mich mit Eurem früheren Leben bekannt und theilt mir Euer trauriges Schicksal mit; denn traurig muß es für jeden Blinden gewesen sein.

Wenn man Wunden aufreißt, so bluten sie zwar von neuem, — sagte der Harfner — aber doch theilt sich der Unglückliche gern mit und versetzt sich willig in die Vergangenheit, als ob er in ihr schwelgen könne. So will ich denn, Euch zu Liebe und mir selbst zum Trost, meine einfache Lebensgeschichte erzählen, aber hofft keine wichtigen Begebenheiten:

Ich ward in Wunsiedel von armen Aeltern geboren, die ich schon in früher Jugend verlor. Nach ihrem Tode nahm mich ein wohlhabender Verwandter, ein Pelzhändler in Nürnberg, zu sich in sein Haus. Der Alte war ein wunderlicher Mann, lebhaft und unruhig, heute das, morgen jenes wollend. Bald sollte ich ein Handwerk lernen, bald wollte er mich zum Rechtsgelehrten bilden, bald glaubte er, wegen meiner Stimme und meiner Lust zum Versmachen, Talent zu einem Meistersänger in mir zu finden. So kam ich denn zu einem Kürschner in die Lehre, verließ das Handwerk bald wieder, um die Schulen zu besuchen, aber nur die Prosodie hatte Reiz für mich, Lateinisch und Griechisch ekelte mich an. Da wurde ich zu dem alten Meistersänger Gebhard in die Lehre gegeben, lernte Reime schmieden, Sylben abwägen und den ängstlichen Bau der Verse, und mein Wohlthäter war entzückt, wenn mir so ein mühsames Verslein gelungen war. Als ich aber die Lieder unserer früheren Minnesänger las, mich der Geist der Dichtung aus diesen Liedern anwehte und ich zu fühlen begann, daß nicht im Wort, nicht im Sylbenfall, nur in Geist und Gemüth die heilige Poesie wohne und dies laut äußerte, da erzürnte ich meinen Meister, er entließ mich als einen Thoren, und ich nahm getrost meine Harfe und den gefüllten Seckel, den mir mein Wohlthäter nebst seinem Segen

bei meinem Abschiede gab, und wanderte frei und froh, getrost und sorgenlos in die weite Welt, die ich für mich überall offen glaubte; denn den Schlüssel zu jeder Pforte hoffte meine Phantasie schon längst gefunden zu haben. Ich wanderte von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, der Seckel ward allmälig leer und ich mußte meine Kunst um Gewinn üben und mir so meinen Unterhalt verschaffen. So lebte ich zu meinem Aergerniß von der Kunst, oft im Ueberfluß, öfter noch mit Mängel kämpfend, durchstreifte während mancher Jahre mein Vaterland und die Fremde und wurde nicht reicher an Geld und Gut, nicht reicher an Erfahrung; denn überall suchte ich die Welt und die Menschen meiner Phantasie, und so fühlte ich mich stets betrogen, mithin unglücklich.

Aber Alles hat sein Ziel! Selbst der Dichtung Schwung, selbst die Flügel der Phantasie erlahmen und mir wurde mein herumziehendes Leben zuwider. Ich begann eine Leere in mir zu fühlen, die nicht Gesang, nicht Dichtung auszufüllen vermochte; wohl aber endlich ein Mädchen, das ich an den Ufern des Neckars fand. Nun erst gestalteten sich meine früheren Träume, nun erst glaubte ich den wahren Zweck meines Lebens gefunden, mein Ideal erfaßt zu haben. Die Liebe lohnte dem Minnesänger, verschönte ihm mehr als es je die Phantasie vermocht hatte, das Leben, und an der Hand eines lieben Weibes strömte mein Gesang nur um so inniger aus meinem wonneerfüllten Herzen, als ich immer mehr den Engel schätzen lernte, den mir Gott zur Gesellin gegeben hatte. Sechs Jahre habe ich schöne Tage durchlebt, keine Wolke umdüsterte meinen Horizont, ich fand in der Wirklichkeit alle Träume meiner Phantasie erfüllt, ich fand mich glücklich und war selig, wenn ich in die spiegelhellen Augen meines Weibes blickte. Da brach sie der Tod, meine zitternde Hand schloß sie, ein enges Grab, ein kleiner Hügel deckte all' mein Glück!

Ihr Beispiel, ihr frommer Wandel hatte mir Ergebung in den Willen des Höchsten, hatte mich männliche Duldung meines Schicksals gelehrt. Ich wanderte nun, ein einsamer Pilger, durch dies Leben und wo sich früher die Liebe im Hochgenuß ihres Glückes freudig und jauchzend ausgesprochen, da hauchte sie jetzt ihre wehmuthvollen Töne aus und ich lebte fortan nur noch in der Erinnerung. So zog ich manche Jahre umher, bis endlich am Fuße der Tyroler Alpen, als ich eben mein liebes deutsches Vaterland verlassen und nach Welschland ziehen wollte, mir das Schicksal einen neuen Stern aufgehen ließ —

Und das war? unterbrach ihn Meister Klaus gespannt.

Fortan zog ich nicht mehr allein; — fuhr er fort, ohne des Meisters Frage zu beantworten — meine Marie begleitete mich mit ihrer Wärterin und in dem Kinde lebte mein Weib von neuem um mich. Allmälig trug ich all' meine Liebe zu diesem Kinde über, mein Scherz verschmolz in sanfte Trauer und nur bei ihrem Lächeln — ach, könnte ich es nur noch einmal sehen! — fühlte ich mich wieder glücklich. So zog ich acht Jahre umher

und es ging mir wohl, ich war mit meinem Loose zufrieden. Nur wenn die Knospen schwollen, die Blüthen sich entfalteten und die ganze Natur ein duftender Blüthenkranz, die Frühlingssonne freudig begrüßte und das Kind mir ein Veilchen brachte, das mich an die lieben Augen der Entschlummerten erinnerte, da wurde ich traurig, denn in dieser Zeit hatte ich ihr die Augen zugedrückt und der Fruchtbaum mit seinen weißen Blüthen erinnerte mich nicht an das neue, aufstrebende Leben, nur an den Tod, nur an das weiße Leichentuch, worein ich mein Weib gewickelt und sie so der Vernichtung übergeben hatte.

Die schönen Gefilde Deutschlands hatte ich durchschweift, lange am Neckar verweilt, an dessen lachenden Ufern mein Glück erblüht war und mich die Erinnerung fest hielt, als mich die Sehnsucht nach der Heimat aus den lockenden Gefilden nach dem Fichtelgebirge zog. Ich verließ Schwaben, durchzog das schöne Frankenland und mein Herz schlug freudig, da ich mich nun den waldumkränzten Höhen meines Vaterlandes so nahe wußte. In Berneck, Ihr kennt ja wohl dies so romantisch gelegene Städtchen mit seinen rauschenden Wässern, übernachte ich und steige am Abend mit der Kleinen zu der alten, schon längst verfallenen Burg — solch alt Gemäuer zieht mich immer gar wunderbar an — setze mich dort auf die Trümmer und sorglos, als sei ich der König des Landes, lass' ich freudiges Herzens, während die Kleine Beeren sucht, mein Lied erschallen. Die Sonne sinkt hinter den Bergen, feuchter Nebel hebt sich aus dem belebten Thale, ich sehe es nicht, Dämmerung breitet sich vor mir, ich bemerke sie nicht, ist es doch licht in mir und sehe ich doch die Vergangenheit vor mir aufgerollt, die Burg in ihrer Pracht, und ruht mein Auge doch mit Wohlgefallen auf der Kleinen, die zu meinen Füßen sitzt und aus ihrem weidengeflochtenen Körbchen die gesammelten Beeren ißt. Da rauscht es in dem Gestrippe hinter mir, zwei schwarze, wilde Männer treten plötzlich hervor —

Georg! — unterbrach Meister Klaus den Erzähler — pochte es nicht an die Hausthüre? Horch! — Ja, ja, es pocht schon wieder! Ein — zwei — drei Mal. — Entferne Dich, Georg, — schnell! — Ihr könnt bleiben! — rief er im Hinauseilen Marien zu, die, trotz ihrer angstvollen Spannung, den leisen Druck fühlte, mit welchem ihr der Geselle, sich rasch entfernend: Gute Nacht, Marie! zuraunte.

Kaum hatte der Blinde sein Kind gefragt: Was mag das sein, Marie, mir wird so bange! als sich auch schon die Thüre öffnete und der Markgraf mit Meister Klaus eintrat, der höchst verlegen und unruhig zu sein schien.

Nach einem Banket, wo der Herr bis in die späte Nacht zu zechen pflegte und selten in ruhigem Zustande war, würde jeden dessen Besuch befremdet und erschreckt haben. So war es auch dem Goldschmied ergangen, als er den Markgrafen vor sich stehen sah, und er hatte, an die Harf-

nerin denkend, ihn schnell hinauf zu den fremden Frauen führen wollen, allein Markgraf Albrecht, wahrscheinlich von der Straße schon des Blinden Stimme vernehmend, hatte rasch die Thüre geöffnet, und so war Meister Klaus jede Hoffnung benommen, ihn zu entfernen.

Grüß Euch Gott! sprach Markgraf Albrecht im Hereintreten und sein Auge ruhete feurig auf dem Mädchen, die, den Blick niederschlagend, zu ihrem Vater trat und ihm leise etwas zuraunte, der dann schnell aufstand, den dargebotenen Arm der Tochter faßte und sich entfernen wollte.

Wohin? — rief der Markgraf. — Wo willst Du hin, Mädchen? Ich dachte, Du würdest mir hier noch ein Liedchen singen, deßhalb kam ich von der Burg herunter. Bleib'! — Setze Dich, Alter!

Wo mich mein Kind hinführt, da folge ich, gnädiger Herr! sagte der Hafner und setzte sich nicht. Auch Marie verneigte sich, um zu gehen.

Warum fliehst Du vor mir, was bebst Du, Kind? fragte der Markgraf zwar mit sanfter Stimme, jedoch funkelte sein Auge so lebhaft, daß Meister Klaus von neuem bangte.

Gnädiger Herr! — erwiderte Marie erröthend, doch war die schöne Furcht gewichen und Selbstvertrauen mochte ihr Muth gegeben haben. — Mich dünkt, ich tauge nicht hier und es sei besser, ich ginge mit dem Vater auf meine Kammer.

Und weßhalb? fragte der Markgraf.

Das weiß ich Euch nicht zu sagen! — erwiderte sie unbefangen. — Es flüstert mir eine leise Stimme zu, daß ich gehen soll. Darum erlaubt, gnädiger Herr!

Der Markgraf stand ungewiß vor dem Mädchen, die fromme Unschuld, die aus jedem ihrer Züge sprach, flößte ihm Achtung ein, aber die schönen Formen ihres Körpers, der Liebreiz, der sich wie ein rosiger Hauch über ihr Antlitz breitete, erhitzten seine von Wein aufgeregten Sinne noch mehr. Er faßte ihre Hand und hielt sie fast gewaltsam zurück.

Setzt Euch, Vater! — sagte sie jetzt mit heiterer Ruhe. — Der Herr Markgraf befiehlt, wir sollen hier bleiben, wir müssen wohl gehorchen und ich singe Sr. fürstlichen Gnaden auch noch ein Lied —

Laß das, — unterbrach sie der Markgraf, durch die Bereitwilligkeit des Mädchens, die sich ruhig niedergesetzt hatte, getäuscht — laß das für heute! Wir wollen lieber traulich mit einander kosen, führe den Vater, wenn er müde ist, hinauf auf die Kammer, kehre dann zurück; Meister Klaus bleibt bei uns.

Ich bin nicht müde, gnädiger Herr! — sagte der Alte mit bestimmtem Tone. — Wo mein Kind ist, da bleib' auch ich.

Du bist sehr frech, Graukopf! — fuhr der Markgraf auf. — Ein Bettler wie Du sollte schmiegsamer sein.

Gnädiger Herr! — erwiderte der Alte, jedoch mit Bescheidenheit — Erlaubt Ihr wohl einem alten Sänger — wenn er auch jetzt ein Bettler

ist — Euch ein Gleichniß vorzutragen? Vielleicht vergnügt es Euch, vielleicht auch nicht. Es kommt dabei Alles auf die Stimmung an, in der man sich eben befindet.

So beginne und mache es kurz! sagte der Markgraf, setzte sich neben Marie, bog seinen Arm über die Lehne ihres Sessels und suchte sich in ihrem Anblick für die Parabel entschädigen zu wollen. Meister Klaus stand in ängstlicher Erwartung.

Auf dem Fichtelgebirge, auf dem Schwarzwalde, wie in den Schweizerbergen — so begann der Blinde — entspringt der Main, die Donau und der herrliche Rhein, der das Land der Reben durchströmt. Stolz wälzen sich ihre Fluthen durch Felder und Fluren, strömen brausend über Felsen daher, und tragen, leicht wie der Sturm das falbe Blatt des Eichbaums, auf schäumenden Rücken hoch bemastete Schiffe, während die Quelle, welche der blumigen Wiese entsprang, sich leise murmelnd und kaum von spielenden Knaben bemerkt durch Sträucher und Blumen windet und nur auf kräuselnder Welle die Blume trägt, welche sinnend die Jungfrau in ihre Fluthen warf —

Und was soll das? — Ende, komm' an's Ziel! sagte der Markgraf schon ungeduldig.

Ich, gnädiger Herr, an's Ziel gelangen sie bald, an ein großes, allgemeines Ziel, dem tobenden Meere. Der stolze Rhein wie der klare Bach, beide treibt die Macht ihres Geschicks unaufhaltsam fort, die blaue Meeresfluth verschlingt beide, Quell und Strom, und in dem großen Becken des Oceans verschwinden und mengen sie sich und wogen als Tropfen in einer Welle dahin.

So auch der Mensch! — fuhr er fort und der Markgraf, der aufmerksam geworden war, wurde ernst. — Groß und Kleine; die, so brausend, stürmisch einherzogen und die still, bescheiden sich durch die Krümmungen des Lebens wanden, die Fürsten wie die Bettler wandern Alle nach einem Ziel; das Leben treibt sie vorwärts, bis das Grab sie Alle verschlingt. In diesem weiten Erdenbecken werden sie gleich, und gleich stehen sie dann vor Gott und müssen Rechenschaft geben von ihrem Thun! — Nun komm', Marie!

Er erhob sich, Marie desgleichen, sie neigte sich, ergriff des Markgrafen Hand, küßte sie und ihr Auge sah hierbei so fromm und engelmild zu ihm auf, daß der Fürst, frei von jedem irdischen Gedanken, sich zu ihr neigte und ihre Stirne küßte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Laurette trat ein.

Gottes Segen über Euch, mein gnädiger Herr! — sagte die Harfnerin, die durch Laura's Eintreten nicht verlegen geworden war, sie freundlich grüßte und des Vaters Hand ergriff, der mit tiefbewegter Stimme sagte: Wohl dem Fürsten, dessen Herz der Tugend nicht verschlossen ist! und von Meister Klaus begleitet das Zimmer verließ.

Staunend sah ihnen Laurette nach, dann wandte sie sich nach dem Fürsten, ihr Auge glühte, sie zitterte.

Ist das die Liebe, von der Ihr mir saget? Von der Ihr mit so viel Wärme, mit solchem Feuer zu mir spracht? — rief sie leidenschaftlich. — Welch' eine erbärmliche Liebe, die wie die Mücke um jedes flackernde Licht flattert und sich die Flügel versengt! Welch' eine Ewigkeit für dieses Götterkind! Nicht vom Morgen bis zum Abendroth, nicht eine Sturmnacht dauert ihr jämmerliches Leben —

Habt Ihr bald geendet? — unterbrach sie der Markgraf gereizt. — Mich langweilt es, von Eurem Munde Sermone zu hören, überlaßt das lieber meinem Magister, Euer Mund ist zum küssen, nicht zum predigen geschaffen.

Ueberrascht, regungslos stand Laura. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Markgraf dies sprach, der Unmuth, der sich auf seinem Gesichte deutlich ausdrückte, erpreßte ihr Thränen.

Ich bitte Euch, laßt das Weinen! — fuhr der Markgraf fort. — Weiberthränen sind mir zuwider; denn entweder sie rühren, oder sie ärgern mich, und beides mag ich nicht. Und weßhalb weint Ihr denn? Daß ich dem Engelkinde die Stirn küßte? — Bei Gott! so tugendsam küßte ich noch kein Mädchen. — Was zürnt Ihr mit mir? Legt die glühende Flamme auf kaltes Eis und sie verlischt; was kann die Flamme dafür? Lange genug habe ich vor Eurer Thüre gebettelt, kaum eine Lucke hat sich mir aufgethan, aus welcher Ihr mir mit karger Hand noch kargere Brosamen gereicht habt. Ich bin es satt! — Und wäret Ihr das schönste liebeathmende Weib, das ich noch sah, noch schöner, noch lockender als Ihr wirklich seid, ich müßte Euch Valet sagen und gehen. Bei Gott! — So sehr wie ich das Minnespiel liebe, so wenig mag ich, daß sie ihr Spiel mit mir treibt; denn Liebe ohne Gegenliebe ist ein Unding!

Nennt Ihr das, was Ihr für mich fühlt, Liebe? — sagte Laura, doch schien sie jetzt weniger aufgeregt zu sein als vorhin. — Aber was frag' ich noch! Ihr seyd Fürst! Was Eurem Auge gefällt, soll Eurem Willen unterthan sein, und so wähnt Ihr auch, die Schönheit sei Euch unterthan. Wahrer Liebe seid Ihr nicht fähig!

Hört, edle Dame! — unterbrach sie der Markgraf — mich dünkt, auch Ihr nicht. Um mit mir ein verliebtes Schäferspiel zu spielen, seid Ihr wahrlich nicht aus Welschland hierher gekommen, absichtlos nicht nach Culmbach gezogen. Ihr wollet mein Geld, warum schließen wir nicht rasch und ohne Verstellung den Handel ab? Fordert — ich biete!

Empört wandte sich Laura, entfernte sich und ließ den Markgrafen allein.

Der Markgraf war indessen in Gedanken hastig im Zimmer auf und abgeschritten und hatte nicht einmal das Eintreten des Meisters bemerkt. — Hm! — brummte er vor sich hin — Ein sonderbares Wesen! Mir neu! Es wäre wohl der Mühe werth!

Gnädiger Herr! unterbrach Meister Klaus das Selbstgespräch.

Wer ist hier? fuhr ihn der Markgraf zornig an; doch, gegen seine Gewohnheit, erschrack Meister Klaus diesmal nicht, sondern fuhr mit Fassung fort: Verzeiht, wenn ich Eure fürstlichen Gnaden störe. Es trieb mich aber zu Euch herein und ich komme, ein Bittender, zu Euch.

Was ist's — was wollt Ihr von mir? fragte der Markgraf immer noch unwillig.

Mir hat Gott einen Engel in's Haus gesendet —

Vielleicht einen Teufel! — unterbrach ihn der Markgraf.

Nein, mein gnädiger Herr, das ist die Tochter des blinden Harfners nicht!

Ja so, Ihr meint die! sagte Markgraf Albrecht, seinen Irrthum belächelnd.

Ich meine die unschuldige Jungfrau, die vor Euren Augen Gnade gefunden zu haben scheint und um derenwillen ich bittend vor Euch stehe.

Nun? — Warum stockt Ihr? — fragte der Markgraf den plötzlich Schweigenden.

Weil ich die rechten Worte nicht finden kann, um das, was meine Brust beengt, auszusprechen.

Redet nur offen, der Sinn ist die Sache, die Worte machen es nicht! — unterbrach ihn der Fürst, sich auf einen Sessel setzend.

Gnädiger Herr! — begann nun Meister Klaus — Ihr habt in meinem Hause die fremden Frauen, die mir aufgedrungen wurden, heimlich besucht. Ich habe aus gebührender Devotion geschwiegen, so schmerzlich es mir auch war, zu dergleichen die Hand zu bieten. Ihr habt mir darauf den blinden Harfner und sein Kind zugeschickt, ich habe ihnen aus schuldigem Gehorsam den Aufenthalt nicht verweigert; aber das, von dem ich heute Zeuge war, läßt mich fürchten, daß Ihr, mein gnädiger Herr, keine gottgefälligen Absichten mit dem frommen Kinde habt, und so ein arger, jedoch mit Gott reuiger Sünder ich auch bin, so möchte ich doch um alle Schätze der Welt diese neue Sünde nicht auf mich laden. Deßhalb, mein gnädiger Herr! verzeiht, wenn ich Euch in Demuth bitte, ehrt die Tugend und achtet das Haus eines ehrbaren Bürgers als eine Freistadt der Unschuld, seid ein gerechter, ein gütiger Herr!

Narr! — fuhr der Markgraf auf — Und was könntet Ihr thun, wenn ich Eurer thörigen Worte nicht achte?

Herr, was mir Gott befiehlt! erwiderte der Meister rasch.

Und was befiehlt er Euch?

Die Unschuld zu schützen mit Leib und Leben, lieber Haus und Hof zu verlassen und mit den Unglücklichen hinzuziehen, wohin Euer mächtiger Arm nicht reicht.

Wohl gar nach Nürnberg? fiel ihm der Markgraf in die Rede.

Nach Nürnberg, oder wohin Gott es mir eingäbe, — fuhr der Meister fort — nur sie retten, das habe ich meinem Gott in den Stunden der Reue geschworen, und meinen Schwur halte ich.

Der Goldschmied, sonst ein schmiegsamer Mann, stand jetzt ungebeugt vor seinem Fürsten, der ihn lächelnd vom Kopfe bis zur Sohle musterte.

Meister Klaus! — sagte er endlich, sich von seinem Sessel erhebend — ich liebe den Muth nicht allein an dem Krieger, auch an dem Bürger ehre ich ihn, besonders wenn ihn eine gute Sache entflammt. Deßhalb zürne ich Euch nicht über das, was Ihr eben gesprochen, sondern achte Euch deßhalb doppelt. Meister! wir Fürsten begegnen so selten der Unschuld, daß wir oft ihre Thränen für Täuschung, ihre Worte für Lockungen halten, uns zu täuschen; auch finden wir selten einen Biedermann, der die Wahrheit höher schätzt als unsere Gunst, darum fehlen wir auch öfterer, ohne schlimmer zu sein als Andere. Eure Pflegbefohlene hat nichts von mir zu befürchten! In zwei Tagen ziehe ich von hier; behaltet sie in Eurem Hause und ich werde es Euch vergüten, oder schickt sie fort und Ihr könnt ihnen von mir einen güldenen Zehrpfennig mit auf den Weg geben. Thut, wie es Euch gut dünkt und wißt, daß Ihr mir von dieser Stunde an werther seid als je; denn ich sehe in Euch einen Ehrenmann, der rein und würdig vor mir steht, so daß ihm Markgraf Albrecht mit Freuden die Hand reicht; denn Ihr waret, in diesem Augenblicke wenigstens, besser als ich.

Der Goldschmied ergriff hastig die dargereichte Hand und küßte sie. Herr! — sprach er, und sein ganzes Wesen war verändert, sein Auge glühte und war dennoch feucht, man sah es dem Manne an, daß sein ganzes Innere aufgeregt war — Herr! Ihr habt zu viel Milde für mich, ich verdiene sie nicht; denn ich war ein böser Mensch! — Dies sagend, warf er sich zerknirscht vor dem Markgrafen nieder. — Ja, ich bin ein arger, aber ein reuiger Sünder, der sich in Demuth dem Strafgerichte Gottes unterworfen hat und sich jetzt dem Schwerte der Gerechtigkeit übergiebt —

Sprecht Ihr irre? — unterbrach ihn Markgraf Albrecht verwundert — Steht auf! — Kniee vor Deinem himmlischen Richter, sündiger Mensch, nicht vor dem irdischen!

Meister Klaus stand auf. Nein, mein gnädiger Herr! — fuhr er dann fort — was ich sage, ist nicht im irrigen Wahne gesprochen, es kommt aus der enggepreßten Brust, worin es nicht länger verborgen bleiben will! Hört mich an, dann richtet mich! In Eurem, im Thüringer Lande, an den Grenzen der Bisthümer zieht eine Räuberbande umher —

Ich weiß es, habe schon mancherlei davon gehört, aber sprich nur weiter! — unterbrach ihn der Fürst.

Ein mächtiger Mann, der Eurer fürstlichen Person gar nahe steht, ist ihr Haupt, — fuhr der Goldschmied fort, während der Markgraf immer aufmerksamer wurde — nicht so eigentlich ihr Anführer, aber er giebt

Gnädiger Herr! unterbrach Meister Klaus das Selbstgespräch.

Wer ist hier? fuhr ihn der Markgraf zornig an; doch, gegen seine Gewohnheit, erschrack Meister Klaus diesmal nicht, sondern fuhr mit Fassung fort: Verzeiht, wenn ich Eure fürstlichen Gnaden störe. Es trieb mich aber zu Euch herein und ich komme, ein Bittender, zu Euch.

Was ist's — was wollt Ihr von mir? fragte der Markgraf immer noch unwillig.

Mir hat Gott einen Engel in's Haus gesendet —

Vielleicht einen Teufel! — unterbrach ihn der Markgraf.

Nein, mein gnädiger Herr, das ist die Tochter des blinden Harfners nicht!

Ja so, Ihr meint die! sagte Markgraf Albrecht, seinen Irrthum belächelnd.

Ich meine die unschuldige Jungfrau, die vor Euren Augen Gnade gefunden zu haben scheint und um derenwillen ich bittend vor Euch stehe.

Nun? — Warum stockt Ihr? — fragte der Markgraf den plötzlich Schweigenden.

Weil ich die rechten Worte nicht finden kann, um das, was meine Brust beengt, auszusprechen.

Redet nur offen, der Sinn ist die Sache, die Worte machen es nicht! — unterbrach ihn der Fürst, sich auf einen Sessel setzend.

Gnädiger Herr! — begann nun Meister Klaus — Ihr habt in meinem Hause die fremden Frauen, die mir aufgedrungen wurden, heimlich besucht. Ich habe aus gebührender Devotion geschwiegen, so schmerzlich es mir auch war, zu dergleichen die Hand zu bieten. Ihr habt mir darauf den blinden Harfner und sein Kind zugeschickt, ich habe ihnen aus schuldigem Gehorsam den Aufenthalt nicht verweigert; aber das, von dem ich heute Zeuge war, läßt mich fürchten, daß Ihr, mein gnädiger Herr, keine gottgefälligen Absichten mit dem frommen Kinde habt, und so ein arger, jedoch mit Gott reuiger Sünder ich auch bin, so möchte ich doch um alle Schätze der Welt diese neue Sünde nicht auf mich laden. Deßhalb, mein gnädiger Herr! verzeiht, wenn ich Euch in Demuth bitte, ehrt die Tugend und achtet das Haus eines ehrbaren Bürgers als eine Freistadt der Unschuld, seid ein gerechter, ein gütiger Herr!

Narr! — fuhr der Markgraf auf — Und was könntet Ihr thun, wenn ich Eurer thörigen Worte nicht achte?

Herr, was mir Gott befiehlt! erwiderte der Meister rasch.

Und was befiehlt er Euch?

Die Unschuld zu schützen mit Leib und Leben, lieber Haus und Hof zu verlassen und mit den Unglücklichen hinzuziehen, wohin Euer mächtiger Arm nicht reicht.

Wohl gar nach Nürnberg? fiel ihm der Markgraf in die Rede.

Nach Nürnberg, oder wohin Gott es mir eingäbe, — fuhr der Meister fort — nur sie retten, das habe ich meinem Gott in den Stunden der Reue geschworen, und meinen Schwur halte ich.

Der Goldschmied, sonst ein schmiegsamer Mann, stand jetzt ungebeugt vor seinem Fürsten, der ihn lächelnd vom Kopfe bis zur Sohle musterte.

Meister Klaus! — sagte er endlich, sich von seinem Sessel erhebend — ich liebe den Muth nicht allein an dem Krieger, auch an dem Bürger ehre ich ihn, besonders wenn ihn eine gute Sache entflammt. Deßhalb zürne ich Euch nicht über das, was Ihr eben gesprochen, sondern achte Euch deßhalb doppelt. Meister! wir Fürsten begegnen so selten der Unschuld, daß wir oft ihre Thränen für Täuschung, ihre Worte für Lockungen halten, uns zu täuschen; auch finden wir selten einen Biedermann, der die Wahrheit höher schätzt als unsere Gunst, darum fehlen wir auch öfterer, ohne schlimmer zu sein als Andere. Eure Pflegbefohlene hat nichts von mir zu befürchten! In zwei Tagen ziehe ich von hier; behaltet sie in Eurem Hause und ich werde es Euch vergüten, oder schickt sie fort und Ihr könnt ihnen von mir einen güldenen Zehrpfennig mit auf den Weg geben. Thut, wie es Euch gut dünkt und wißt, daß Ihr mir von dieser Stunde an werther seid als je; denn ich sehe in Euch einen Ehrenmann, der rein und würdig vor mir steht, so daß ihm Markgraf Albrecht mit Freuden die Hand reicht; denn Ihr waret, in diesem Augenblicke wenigstens, besser als ich.

Der Goldschmied ergriff hastig die dargereichte Hand und küßte sie. Herr! — sprach er, und sein ganzes Wesen war verändert, sein Auge glühte und war dennoch feucht, man sah es dem Manne an, daß sein ganzes Innere aufgeregt war — Herr! Ihr habt zu viel Milde für mich, ich verdiene sie nicht; denn ich war ein böser Mensch! — Dies sagend, warf er sich zerknirscht vor dem Markgrafen nieder. — Ja, ich bin ein arger, aber ein reuiger Sünder, der sich in Demuth dem Strafgerichte Gottes unterworfen hat und sich jetzt dem Schwerte der Gerechtigkeit übergiebt —

Sprecht Ihr irre? — unterbrach ihn Markgraf Albrecht verwundert — Steht auf! — Kniee vor Deinem himmlischen Richter, sündiger Mensch, nicht vor dem irdischen!

Meister Klaus stand auf. Nein, mein gnädiger Herr! — fuhr er dann fort — was ich sage, ist nicht im irrigen Wahne gesprochen, es kommt aus der enggepreßten Brust, worin es nicht länger verborgen bleiben will! Hört mich an, dann richtet mich! In Eurem, im Thüringer Lande, an den Grenzen der Bisthümer zieht eine Räuberbande umher —

Ich weiß es, habe schon mancherlei davon gehört, aber sprich nur weiter! — unterbrach ihn der Fürst.

Ein mächtiger Mann, der Eurer fürstlichen Person gar nahe steht, ist ihr Haupt, — fuhr der Goldschmied fort, während der Markgraf immer aufmerksamer wurde — nicht so eigentlich ihr Anführer, aber er giebt

ihnen Schutz an allen Orten, wo er Macht hat, sammelt sie um sich, wenn er ihrer bedarf —

Und dieser Mann?

Herr! seinen Namen darf ich nicht nennen, ein furchtbarer Eid bindet mich und hundert Dolche wären auf mich gezückt.

Und was hast Du mit den Räubern gemein? — fragte jetzt der Markgraf, dem die Sache wichtig zu werden begann, da er schon seit lange gern diesem Unwesen an der Grenze seines Landes gesteuert hätte.

Ihr Haupt, mit dem ich früher schon mancherlei ehrlichen Verkehr getrieben, überredete mich, der Hehler ihrer Unthaten zu sein, goldene und silberne Gefäße und die geraubten Kleinodien ihnen abzukaufen —

Mensch! — fuhr der Markgraf von seinem Sessel auf, doch setzte er sich gleich wieder — Fahre nur fort! — Nur weiter! sagte er dann anscheinend mit Ruhe.

Der Goldschmied, ohne vor dem zornigen Blicke seines Herrn zu erschrecken, fuhr mit Ruhe fort: Hierdurch gewann ich viel Geld, gab den Armen reichlich und hoffte so mein Gewissen zum Schweigen zu bringen; aber vergebens! Jeder Becher mit Wein, den ich leerte, jeder Heller, den ich mir zur Freude ausgab, mahnte mich an meine Schuld, verbitterte mir alles und ließ mir nicht Ruhe noch Rast. Dies bemerkte einer meiner Gesellen, der wohl schon manches, was um mich vorging und was ich verborgen glaubte, beobachtet haben mochte; er redete mir in's Gewissen, sprach mir so warm zum Herzen —

War das der kecke Bursche, den ich bei der Italienerin fand? fragte Markgraf Albrecht.

Nein, gnädiger Herr! — erwiderte der Meister — Das ist ein Kind der Sünde, jener aber ein Engel des Lichts!

Und, was that dieser Engel des Lichts?

Er ließ den Entschluß in mir reifen, jener schändlichen Verbindung zu entsagen. Ich habe mich muthig losreißen wollen, aber die Sünde hält fest und schwer ist es, ihr Netz zu zerreißen. Noch immer stürmen die Bösewichter auf mich ein und die, so Ihr eines Abends bei mir tobend und lärmend trafet, waren von dieser gottlosen Bande. Ich bitt' Euch, gnädiger Herr, schützt mich und unsere Stadt vor ihnen, sie haben gedroht, mein Haus anzuzünden und die Stadt in Flammen aufgehen zu lassen.

Fürchtet nichts! — beruhigte ihn der Markgraf, indem er den Meister scharf beobachtete — Ich werde meinen Rath, den von Grumbach mein' ich, mit seinen Fahnen hier zurück lassen, der wird schon den Ort rein halten und die saubern Gesellen zu Paaren treiben.

Den Ritter von Grumbach mit seinen Fahnen wollt Ihr hier lassen? wiederholte der Goldschmied erblassend.

Nun ja! — sagte der Markgraf gelassen — Aber warum erschreckt Ihr so, fürchtet Ihr ihn?

Nein Herr! stotterte Meister Klaus und seine Fassung schien dahin — Thut nach Eurer Einsicht.

Des Markgrafen Antlitz überzog plötzlich hohe Röthe, er stand rasch auf, ging, bitter lächelnd, einige Mal im Zimmer auf und ab, dann winkte er dem Goldschmiede, zu ihm zu treten. Meister Klaus! — sagte er und jeder Zug von Milde war aus seinem Antlitz verbannt — Ihr habt Euch durch Euer Geständniß der Gerechtigkeit übergeben, der ich Euch überantworten sollte. Sie würde Euch durch die Tortur zur Nennung des Namens bringen, den Ihr mir verschwiegen habt und Euch zum Strange verdammen. Da ich aber auch ohne Euch wohl den Mann kennen lernen will, Ihr aber Euch selbst angeklagt, ein reuiger Sünder seid und meiner Milde vertraut habt, so will Albrecht von Brandenburg es dem Markgrafen, Eurem Herrn, verschweigen und was Ihr dem gesagt, vergessen.

Das aber schmerzt mich tief, — fuhr er nach einer langen Pause unmuthig auf, während welcher Meister Klaus sich wieder muthig in sein Schicksal ergeben und Fassung erlangt hatte — daß ich mich schon wieder einmal getäuscht, Schlacke für Gold, Euch für einen redlichen Mann gehalten und Euch die Hand gereicht habe.

Ohne weiter zu grüßen, verließ der Markgraf das Haus des Goldschmieds.

Am andern Morgen erwartete der Markgraf Wilhelm von Grumbach, den er zu sich beschieden hatte, mit einer gewissen Unruhe. So manches, was ihm Meister Klaus gesagt, so Manches, was ihm der alte Oberhofmeister schon früher hinterbracht hatte, ließ ihn glauben, Grumbach sei der Mann, den der Goldschmied gemeint habe. Um alles in der Welt hätte er nicht gemocht, daß es so sei, besonders in jetziger bedenklichen Zeit, wo dieser Mann mit seinem hellen Verstande und seinem durchdringenden Blicke ihm unentbehrlich war und er ihn doch sogleich von sich hätte entfernen müssen, fand er seine Vermuthung gegründet.

Als Grumbach eintrat und ihm allerhand Papiere zur Durchsicht vorlegte, konnte er nur mit Gewalt seine Heftigkeit unterdrücken und so viel über sich gewinnen, sie mit Aufmerksamkeit zu durchlesen, dann unterzeichnete er Einiges, legte die Schriften vor sich auf den Tisch und wollte eben zu sprechen beginnen, als jener anhob:

Ich habe wichtige Nachrichten von Dresden erhalten. Der Kurfürst hat den Kaiser auf sehr listige Weise getäuscht, indem er die vom Kaiser Karl gewonnenen kurfürstlichen Räthe dem Schein nach in sein engstes Vertrauen zog, ihnen gerade das Gegentheil von dem, was er thun wollte, mittheilte und sie auf diese Weise hinterging, so, daß ihre Berichte den Kaiser noch sicherer machen mußten, als er schon war —

Das wußt' ich schon! unterbrach ihn der Markgraf.

Aber gewiß noch nicht, — fuhr Grumbach beifällig lächelnd fort — daß der Kurfürst in geheimen, ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Könige von Ungarn steht und er nur auf die Vereinigung des Heeres bei Rotenburg wartet, um sogleich einen Vertrauten in's Geheim nach Wien an König Ferdinand zu senden.

Das wußt' ich nicht, diese Nachricht ist wichtig! sagte der Markgraf und wurde nachdenkend.

Mich dünkt, mein gnädiger Herr, — fuhr Grumbach fort — der König von Ungarn und der Kurfürst sind bessere Freunde als es zu Eurem Vortheil frommt. Habt Acht, Ihr arbeitet auch diesmal wieder für Andere, und wenn Ihr Eure Rechnung schließt, so habt Ihr nichts gewonnen. Sich selbst wird Moritz von Sachsen wohl bedenken, wie er nach der Mühlberger Schlacht that, und Ihr habt Euch die Gnade des Kaisers verscherzt und keinen Meierhof dabei gewonnen.

Und doch riethest Du mir stets zum Bruch mit Spanien? unterbrach ihn der Markgraf.

Das that ich und thäte es auch jetzt noch aus treuer Anhänglichkeit! — erwiderte Grumbach. — Nur müßt Ihr an der Spitze stehen, und die Seele und das Haupt des Unternehmens, nicht nur der Arm sein, der das Schwert für Andere führt. Gelingt die Sache, so bleiben Euch kaum ein Paar tausend Gulden übrig; mißlingt sie, so trifft Euch die Rache des Kaisers, vielleicht noch mehr als den Mächtigeren, der an der Spitze stand. Ihr kennt ja das alte Sprüchwort: Kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen.

Kannst Recht haben, Grumbach! — fiel ihm der Markgraf in die Rede. — Aber gut, daß Du mich mit Deinem Sprüchwort an das erinnerst, worüber ich eben mit Dir sprechen wollte. Mir ist berichtet worden, daß eine Rotte Raubgesindel in meinen Landen an der böhmischen und thüringischen Grenze herumzieht, in den Städten mit List, auf dem Lande mit Gewalt raubt und furchtbaren Unfug treibt.

In Eurem Lande, gnädiger Herr? — fragte Grumbach überrascht. — Das glaub' ich kaum.

Woher behauptest Du, woher weißt Du das? — Oder glaubst Du, sie machten's wie die Marder, die an dem Orte, wo sie ihr Nest haben und sich geduldet glauben, nicht auf Raub ausgehen. Du irrst, der Mensch ist nicht einmal so dankbarer Natur als ein Marder! — Auch sagt man, — fuhr er fort und seine Stirne furchte sich — Du ständest an der Spitze dieser saubern Gesellen.

Ich? — erwiderte Grumbach mit frechem Lachen. — Was doch nicht alles in dem trocknen Hirn Eures alten Oberhofmeisters brütet!

Hast Du nicht Verkehr mit der Diebesbande? fragte der Markgraf, schon heftiger werdend.

Meine Bande hat ihre Fahnen aufgerollt und ist mit des Grafen von Castel's Regimente nach der Tauber gezogen! erwiderte Grumbach immer ruhiger werdend, je heftiger der Markgraf wurde.

Wie soll ich das verstehen? fragte der Markgraf.

Nun gnädiger Herr, daß ich immer so ein Paar hundert verwegene Bursche zu meiner Verfügung habe, die sich unter meine Fahnen stellen, wenn ich winke, Ihr kennt ja die bärtigen, verwegenen Gesichter, die ich immer, sobald Ihr Kriegsvolk bedurftet, zu Euch stoßen ließ. Welch Handwerk sie treiben, wenn ich sie wieder entlassen habe, darum bekümmere ich mich wenig.

So? — brummte der Markgraf und begann pfeifend seine Wanderung im Zimmer — Du kümmerst Dich nicht um sie und ich habe doch gehört, daß ihnen auf Deinen und Deiner Freunde Schlössern stets ein Asyl wird und Du ihnen sogar zum Absatz ihres Raubes behilflich bist.

Warum sollte ich nicht, gnädiger Herr? — erwiderte Grumbach, ohne außer Fassung zu kommen. — Kommt so ein braver Krieger in's Gedränge, hat er sich ein Stück Wild aus fremdem Forst geholt, oder verfolgt ihn ein zäher Rentmeister der schuldigen Steuer wegen, sollte ich ihm nicht ein Fleckchen gönnen, wo er ruhig das Gewitter abwarten kann? Ihr selbst waret ja wohl auch schon gegen einen alten Krieger gnädig und gabet ihm in Euren Landen ein Asyl, wenn es ihm in der Fremde schlecht ging und Euer fürstlichen Gnaden wissen besser als ich, daß man einen wackern Krieger auch in Friedenszeit freundlich behandeln muß, will man seiner in Zeit der Noth gewiß sein.

Ueberdies — fuhr er muthiger fort, da er sah, daß der Markgraf nicht ungern seine Entschuldigungen anhörte — bin ich eines höhern Zweckes wegen mit diesen alten Kriegern in näherer Verbindung geblieben, was mir schon manches Opfer und manchen rheinischen Gulden gekostet hat. Diese Menschen hausen meist auf den Grenzen der Bisthümer, kennen in der Bischöfe Land Weg und Steg, und sollte einmal der, von mir so sehnlich gewünschte Tag kommen, wo Euer Adler sich auf die Bischofsmütze setzt und einen Stein nach dem andern herauspickt, dann sind solch ein Paar hundert verwogene Kerle, so ein Paar Fahnen ein gutes Mittel, den Adel auf seinen Burgen fest zu halten und den Bauer in seiner Hütte einzusperren, denn wenn alle Nächte ein Paar Feuer im Lande brennen und niemand weiß, ob es auch ihn nicht morgen trifft, dann bleibt Alles daheim, seinen Heerd zu schützen und keiner will zur Fahne.

Ein teuflischer Einfall, eine furchtbare Vorsorge! rief der Markgraf.

Wie so, gnädiger Herr? — sagte er kalt. — Diese Kerle sind tüchtige Krieger, fechten stets unter Eurer Fahne und wenn es endlich einmal an dem Main losgeht, dann erst werdet Ihr ihren Nutzen und wie klug und vorsorglich ich handelte, erkennen.

Ich mag das Raubgesindel nicht bei meinem Heere! sagte der Markgraf unwillig.

Wie Ihr meint! — Soll ich die beiden Fahnen entlassen, daß sie zu Kurfürst Moritz stoßen, oder gar in die Dienste der Stadt Nürnberg treten, wenn die sich, wie ich fast vermuthe, für den Kaiser erklärt? Gnädiger Herr! Wo es Land und Leute gilt, wo es gilt, als ein mächtiger Fürst auf dem Throne zu sitzen, oder wie Kurfürst Friedrich und Landgraf Philipp von dem stolzen Spanier von Ort zu Ort zur Freude der Gassenbuben mitgeschleppt zu werden, da frage man doch nicht, ob das Schwert, mit dem man den Sieg und die Freiheit errang, vordem ein Königsschwert oder das eines Nachrichters war.

Hm! — brummt der Markgraf. — Müßte es gar schlecht mit mir stehen, griff ich nach solchem.

Und eben, weil ich Eure fürstlichen Gnaden kenne, so habe ich es erfaßt und werde es aus treuer Anhänglichkeit für meinen edlen Herrn führen. Wagniß und Verantwortung trifft mich allein, nicht Euch, und somit, gnädiger Herr, ist es ein Opfer, das ich Euch bringe. — Befehlt Ihr aber, so schicke ich dem Hauptmanne Freisleben einen Boten nach, rufe die zwei Fahnen zurück und entlasse sie. —

Der Markgraf schwieg.

Ihr würdet mir wehe thun, gäbt Ihr mir den Befehl, — fuhr Grumbach nach kurzem Schweigen fort — und Mißtrauen zeigen, das mich tief kränken müßte.

Sie mögen bei dem Heere bleiben! — sagte endlich der Markgraf, den Blick noch immer auf den Boden geheftet. — Bei dem ersten Sturme schicke ich sie voran und verdiene mir so ein Gotteslohn, wenn ich die Brut vertilge. Uebrigens thätest Du besser, Deine Luftschlösser nicht mit so schlechten Materialien zu bauen. Mir gefällt dergleichen nicht. Ich bedarf nicht solches Raubgesindels, um mit ein Paar Büchsenschützen fertig zu werden. Deines Kopfes bedarf ich, Grumbach, merke, daß ich Dein Herz so schätzen lerne wie jenen und Du bist mir unentbehrlich! — Bei diesen, mit strengem Ernst gesprochenen Worten gab er ihm die Papiere zurück.

Forsche ferner nach, was der Kurfürst im Schilde führt — sagte er dann freundlicher — und nun Gott befohlen!

So ernst, so streng hatte Grumbach den Markgrafen noch nicht gesehen. Von woher das Gewitter kam, ahnete er, und schon im Nachhausegehen schwur er dem alten Narren, dem Goldschmiede, Rache; aber auch zugleich überlegte er, daß unter solchen Umständen Laurettens Einschreiten nothwendiger sei als je, und er eilte schnell zu Franzeska.

Den Markgraf hatte dies Gespräch nicht beruhigt; so gern er sich auch

von Grumbach's Unschuld, wenigstens von seiner guten Absicht überreden, so gern er auch glauben wollte, daß Grumbach mit dem Gesindel nur aus Anhänglichkeit an ihn, nur aus Haß gegen den Bischof von Würzburg in Verbindung sei, so war es ihm doch nicht möglich, ihn ganz frei zu sprechen und des Kurfürsten Moritz Warnung schlug nur noch tiefere Wurzel in seinem Herzen.

Fällt mir doch immer, wenn ich die klugen Rathschläge dieses Mannes vernehme, der Teufel ein, der unsern Herrn versuchen wollte, und ihm die Schätze der Welt anbot, — brummte er vor sich hin — und doch — Ob wohl Meister Klausens Worte auch auf mich angewandt waren und die Sünde mich in Gestalt Grumbach's so fest umstrickt hätte, daß ich nicht mehr das Netz zerreißen könnte? —

Georg, der eben eingeführt wurde, störte ihn in diesem Selbstgespräche. Gut, daß Du kommst, Bursche! — rief ihm der Markgraf entgegen — Ich freue mich, Dich, und besonders in diesem Augenblicke, zu sehen; denn die Fürsten sehen so selten Männer um sich, die es so recht aus Herzensgrunde und uneigennützig treu mit ihnen meinen. Du hast brav an Deinem Meister gehandelt, mein Sohn, ich weiß es von ihm selbst, hast ihn durch Dein Beispiel und Deine Ermahnungen auf den rechten Weg zurückgeführt, deßhalb hab' ich Dich lieb gewonnen, ehe ich Dich noch sah. Aber auch Dein Aeußeres gefällt mir, Du hast ein offenes, biederes Gesicht und ich könnte Zutrauen zu Dir fassen. Willst Du in meine Dienste treten?

Womit könnte ich Euch nützen, gnädigster Herr? — sagte der Geselle, sich dankbar neigend — Ich bin nicht einmal Meister in meiner Kunst und überall würdet Ihr geschicktere Männer finden, als ich bin.

Was kümmert mich Dein Handwerk und Deine Kunst! Wirf das bei Seite, nimm ein Schwert zur Hand! Du scheinst mir Muth genug zu haben, auch einen ernsten Strauß männlich zu bestehen; folge mir im Kriege, eine Stelle unter meinen Leibdienern soll Dir werden. Aber nicht Deines Armes, Deines Herzens wegen will ich Dich werben. Die Wahrheit sollst Du mir sagen, die reine, ungeschminkte Wahrheit!

Herr! — sagte Georg hocherröthend und beschämt — dafür habt Ihr ja Meister Peter, den Hofnarren!

Bursch! fuhr der Markgraf drohend auf.

Und überdies — fuhr Georg ruhig fort — bin ich eines Nürnbergers Kind, und die stellen sich selten unter des Markgrafen von Brandenburg Fahnen. Deßhalb, mein gnädiger Herr, so wenig wie ich, so lange mir Gott das Leben schenkt, die Stunde nicht vergessen werde, in welcher Ihr so gnädig zu mir gesprochen und mir gesagt, daß ich brav an meinem guten Meister gehandelt habe, so wenig kann ich Euer Diener werden. Ich liebe mein Handwerk und nur zur Nothwehr, oder wenn meine Vaterstadt meiner bedarf, ziehe ich das Schwert.

Hör' einmal! — nahm der Markgraf das Wort — hat denn Deine Stadt viel solcher kecker Burſche wie Du?

Gnädigſter Herr! ich bin gewiß der Schlechteſten einer; denn ſchon früh verließ ich das ſchöne Nürnberg und zog in die Fremde. Wer aber ſo immer in ſeiner Heimath bleibt und mit den Vätern der Stadt ſeine Jugend verlebt, der mag wohl an Kenntniß weniger, aber an Liebe zu ſeinem älterlichen Heerde gewiß mehr gewinnen.

Du gefällſt mir! — ſagte der Markgraf — Und es ehrt Dich als Nürnberger, daß Du meine Dienſte ausgeſchlagen haſt. Ich gäbe Dir gern einen Beweis meiner Huld; aber was ſoll ich Dir geben? Geld — das nimmſt Du nicht; eine Kette — ſchickt ſich nicht für Deines Gleichen! einen ſilbernen Becher? Den machſt Du Dir ſelbſt —

Gebt mir für den armen blinden Harfner und ſein Kind einen Geleitsbrief durch Eure Lande! — bat Georg mit einer Art Haſt — Ich fürchte, ſie bedürfen Eures Schutzes.

Für wen ſprichſt Du in dieſem Augenblicke, für den Alten oder ſein Kind? fragte Markgraf Albrecht lächelnd.

Für beide, gnädiger Herr, wahrlich für beide! erwiderte der Jüngling mit heiterer Ruhe.

Saheſt Du nicht zu lange, zu tief in des Mädchens Veilchen-Auge? Mich dünkt, werther Reichsbürger von Nürnberg, das Mädchen hat Dich umſtrickt!

Georg ſchwieg.

Nun, wäre es auch ſo, dann kämen ein paar gute Menſchen zuſammen und ich würde mich freuen. Morgen hole Dir den Geleitsbrief ab und grüße den Alten und ſein Kind! — Er winkte ihm freundlich zu und klopfte ihm traulich bei'm Weggehen auf die Schulter.

Als es zu dämmern begann, ſaß Laurette, einer qualvollen Unruhe preis gegeben, allein auf ihrem einſamen Zimmer. Schon ſeit geſtern Abend, wo ſie der Mutter vertraut hatte, was ihr Gemüth ſo furchtbar bewegte, ſchon ſeit dem früheſten Morgen, den ſie weinend zugebracht, war ſie von Franzeska beſtürmt worden, Eitelkeit, Eiferſucht, ſelbſt ihre glühende Neigung, die ſie ſich nicht mehr verbergen konnte, Alles hatte dieſe zur Hülfe gerufen, ihren Stolz zu beugen, die Stimme des Engels zu unterdrücken, der ihr warnend zur Seite ſtand; aber noch ſtand er freudigen Blickes neben der Schwankenden, noch hörte ſie ſeine Stimme. Als aber ihr Vater eintrat, der ſchon früher das Nöthige mit Franzeska verabredet hatte, und die Nachricht brachte, der Harfner und ſeine Tochter würden dem Markgrafen nach Rotenburg folgen, ihnen erzählte, wie des Mädchens Geſang, wie ihre Geſtalt den Fürſten bezaubert habe, da brachen die

Thränen von Neuem hervor, alle wilden Leidenschaften wurden rege und sie hörte nicht mehr auf die warnende Stimme.

Grumbach, der selbst den Schein vermeiden wollte, als kenne er das Verhältniß seiner Tochter zu dem Markgrafen, verließ sie bald darauf und überließ Franzeska das Weitere. Es gelang ihr auch, das aufgeregte Gemüth des Mädchens noch mehr zu entflammen und als sie glaubte, ihrer gewiß zu sein, gestand sie ihr, daß sie dem Markgrafen Hoffnung gegeben und ihn heute Abend hierher beschieden habe. Laura erbebte bei dieser Nachricht, ihre Kniee schwankten, sie versuchte, die Mutter, die sich entfernen wollte, zurückzuhalten, aber es gebrach ihr die Kraft, es gebrach ihr der Wille.

Als sie sich nun allein befand, Dämmerung sie umgab, der Abendwind leise durch die hohe Linde vor ihrem Fenster rauschte, unten im Garten Alles still war und jeder leise Schritt ihr die Ankunft des Markgrafen verkündete, da wurde es ihr schauerlich und beklommen. Gott, mein Gott! — seufzte sie in ihrer Angst tief auf und Angstschweiß perlte vor ihrer Stirn — Gott! was soll aus mir werden! — Sie riß, frische Luft zu athmen, das Fenster auf; die Abendlüfte, mit ihren herabgefallenen Locken spielend, wehten ihr auch Kühlung zu, die Thränen, die sich von Neuem in ihr brennendes Auge drängten, lös'ten ihren angstvollen, stummen Schmerz und sie schritt jetzt händeringend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen Tugend! Tugend! — rief sie, starr vor sich hinblickend und ihre Gedanken gestalteten sich bald zu Worten, bald bewegten sie lautlos ihr aufgeregtes Gemüth — bist Du wirklich kein leerer Wahn, bist Du der Hauch eines Engels, der tief in des Menschen Brust drang? Oder bist Du nur ein Phantom, uns zu schrecken? — Bist Du eine Himmelgeborne oder ein Erdenkind? — Nährte ich doch den Wahn, Du allein reichtest dem Herzen die Palme des Friedens! Verdammte ich doch die Schwachen, die auf Deinem Pfade strauchelten, und jetzt? — Noch ist es Zeit! — rief sie auffahrend — Ein rascher Entschluß und Du bist gerettet, Laurette!

Will ich denn gerettet sein? — sagte sie mit bitterm Lächeln — Ist denn die Tugend mein Ziel? — Ihn will ich erringen! — rief sie feurig — Ihn mit meinen Armen umfangen, umklammern und so fest halten und so mit ihm Ehr' und Macht, Herz und Liebe theilen! Ja ihm, ihm will ich Alles opfern! — — Alles, unwiederbringlich opfern? — sagte sie jetzt dumpf vor sich hin — Das ist furchtbar! Aber ich muß! — Soll jene ärnten, wo ich säete? soll ich, indeß sie in Freude und Genuß schwelgt, darben und von Thüre zu Thüre mit der Mutter betteln?

Ja, ich will betteln! rief sie, die Hände zum Gebet faltend, den Blick vertrauenvoll gen Himmel gerichtet — Ich will! — Aber nur fort, fort von hier und schlüge dies Herz auch noch lauter ihm entgegen, fühlte ich mein Blut auch noch mit zehnfacher Gluth durch meine Adern jagen —

nur fort! — Sie ergriff ihren Mantel, eilte nach der Thüre, riß sie auf und stürzte — dem Markgrafen in die Arme.

Wohin? fragte der Erstaunte.

Laura schwieg. Schreck, Freude, Ueberraschung stürmten zu heftig auf sie ein, als daß sie hätte zu sprechen vermocht.

Da ergriff er die Hand der Bebenden und führte sie in das Zimmer zurück. Laura! — sagte er theilnehmend — sprich, was ist Dir?

Nichts, gnädiger Herr! — erwiderte sie kaum hörbar; als sie aber an ihm aufsah, des Fürsten besorglich liebender Blick sie traf, er sie noch einmal theilnehmend fragte: Wie ist Dir? da lispelte sie mit allem Schmelz ihrer Stimme: Mir ist wohl, recht wohl! — schmiegte ihr Haupt innig an seine Brust, ihr Herz bebte vor Wonne, der Himmelsstrahl, der sie durchdrungen hatte, erlosch, der warnende Engel warf einen wehmüthigen Blick auf die Unglückliche und verließ sie. — — —

Die Sonne hatte sich schon längst hinter den Höhen verborgen; was bedurften sie des heiligen Lichtes des Tages? der Abend breitete seinen Mantel über sie, er war ihnen willkommen; der Abendwind, vorhin so sanft, rauschte jetzt stürmisch durch die Linde; was kümmerte sie das? Hätten Donner gerollt, Blitze, die Dunkelheit erhellend, den Baum zerschmettert, sie hätten es nicht vernommen. Sie fühlten sich zu beglückt! Aber wie die milde Stimme des Engels, der die Todten aus langem Schlummer weckt, so weckten sie jetzt aus ihrem Sinnestaumel sanfte Harfenklänge, die aus dem Gärtchen zu ihnen herauftönten. Laurette riß sich jäh aus des Markgrafen Arm empor, er selbst sprang auf, schüttelte sein wildes, lockiges Haar und horchte auf, da vernahmen sie durch das Rauschen des Sturmes Mariens und des Harfners Gesang:

Die Tugend ist des Menschen Himmelsgabe,
Der Engel, der den Pilger schirmt und schützt,
Und wenn es um den Müden stürmt und blitzt,
Ihn treu begleitet bis zu seinem Grabe.

Wer einmal sie verließ — Es war für immer!
Nicht Reue, Buße nicht führt sie zurück.
Der Engel wandte weinend seinen Blick,
Und mit ihm schwand des Lebens heil'ger Schimmer.

Umsonst sucht dann der Mensch den innern Frieden,
Das heilige Vertrau'n, des Herzens Ruh';
Ihm schlossen sich die Himmelspforten zu.
Ach, ohne Tugend ist kein Glück hienieden!

Fort, Fort! — rief Laurette aufspringend wie das Reh, über welchem der tödtende Pfeil schwirrte — Weg, weg von hier! rief sie und stürzte unaufhaltsam fort.

An der Aisch, zwischen Windsheim und der Burg Bergheim, ging es gar lustig her. Zelte waren längs der Höhe in langen Reihen aufgeschlagen, im Thale wieherten und stampften die muthigen Rosse ungeduldig, hier rasten zu müssen; das ganze Feld schien belebt. In dem Städtchen wie auf den Dörfern wimmelte es von Kriegern, die lustig und in Freuden den am heutigen Mittag erhaltenen Sold verprassten und wacker auf eigene und fremde Unkosten zechten. Hier saß ein Haufe bärtiger Landsknechte um eine Trommel und würfelte, dort schwenkten unter dem luftigen Zelte der Marquetenderin die Reiter des Grafen Löwenstein die schmucken Bauerdirnen, die sich anfangs gesträubt, bald aber in den Armen der wohlgeputzten, munteren Krieger sich ganz wohl befanden. Weiterhin vergnügten sich die munteren Gesellen aus dem Oberlande mit dem Hahnenschlag, oder schossen mit der Armbrust nach der, an der Weide flatternden Taube. Böhmen und die aus der obern Pfalz, meist von des Sallendorf's Regiment, saßen in ruhigen Haufen und sangen Kriegslieder aus den Zeiten des Ziska. In der Stadt selbst, wo des Grafen von Castel Regiment, zu welchem die zwei Fahnen Grumbach's gehörten, im Quartiere lag, war es etwas stiller und wer sich recht vergnügen wollte, zog hinaus in's Feldlager und auf die Dörfer. Die Reichsbürger, die dem Markgrafen nur wider Willen die Thore geöffnet, hatten sich dabei strenge Manneszucht ausbedungen und der Graf von Castel hielt auch sonst immer auf gute Ordnung. Aber dem ungeachtet schlichen die Grumbacher, leicht an ihrer gelben Hahnenfeder auf dem Hute zu erkennen, wie der Marder um den Taubenschlag, umher und schienen doch ihre Rechnung hier mehr zu finden als draußen, wo viel zu verthun, aber wenig zu gewinnen war; denn die Landleute hatten ihre meiste Habe schon gerettet und zum Theil stand das Lager noch auf dem Grund und Boden des Markgrafen, wo nun freilich nicht so gehauf't werden konnte, als in den Paar Dörfern der Reichsstadt Windsheim. Die Regimenter, lustig und guter Dinge, lagen schon seit einigen Tagen hier und erwarteten das Heer des Kurfürsten Moritz, der sich in Schweinfurth mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen vereinigen und dann auf Rothenburg ziehen sollte, wo er den Markgrafen mit seinem 8000 Mann starken Heere zu treffen hoffte.

Markgraf Albrecht, der sein Quartier in Burg Bernheim genommen hatte, wo es nicht weniger munter herging als im Lager, obgleich der alte Oberhofmeister, der diesmal nicht daheim geblieben war, hier sehr auf Zucht und Ordnung hielt, kam eben mit Wilhelm von Grumbach die Höhe heraufgeritten und machte plötzlich aller der Lust und Freude ein Ende. Er ließ zum Aufbruch blasen und mit diesem Schmettern der Trompeten und dem Rasseln der Trommeln war wie durch einen Zauberschlag der ganze Schauplatz verändert. Die Spielenden trennten sich schnell, mit gefüllten oder leeren Taschen, mit freundlichen oder grämlichen Gesichtern, nachdem Frau Fortuna ihnen gelächelt hatte oder nicht, die

luſtigen Tänzer verließen ihre Dirnen, die, ſo ſchnöde verlaſſen, beſchämt in ihre Hütten zurückſchlichen. Die Reihen der weißen Zelte, die noch vor einem Augenblicke ſo hell im Sonnenſchein geglänzt hatten, waren in einem Nu niedergeriſſen, dicke Rauchwolken, praſſelnde Flammen wirbelten aus den in Brand geſteckten Hütten empor, und wo vor Kurzem nur wildes Leben gewogt, war jetzt überall Zerſtörung.

Nur erſt, als das Chaos ſich entwickelt, die Zelte gepackt, die Roſſe geſäumt, das Geſchütz beſpannt und jeder in Reih' und Glied getreten war, ſtand Alles wieder geordnet und man hätte meinen ſollen, die wilden, durch einander wogenden Maſſen hätten ſchnell nur Eine gebildet, ſo dicht an einander geſchloſſen, ſo unbeweglich ſtanden ſie, als der Markgraf die Reihen durchritt, freundlich wie immer zu den Kriegern ſprach und ſie zur Eintracht mit den ſächſiſchen und heſſiſchen Völkern ermahnte, dann ließ er ſie an ſich vorbei auf die Straße nach Rothenburg ziehen, er ſelbſt wandte ſein Roß und ritt auf die entgegengeſetzte Seite den Weg nach Ipsheim, wohin er ſeinen Amtmann aus Dachsbach beordert hatte, um noch Einiges mit ihm zu ſprechen.

Nur von Wilhelm von Grumbach begleitet, der bis Rothenburg mit ihm gehen ſollte, um bei der erſten Zuſammenkunft mit Kurfürſt Moritz mit ſeinem Rath bei der Hand zu ſein, ritt er langſam in dem Thale hin; ihre Unterredung betraf die Zeitereigniſſe. Die Nachricht war eingegangen, daß die Vereinigung der ſächſiſchen und heſſiſchen Völker vor ſich gegangen und ſie ſchon bei Kitzingen den Main überſchritten und ſo durch das Würzburger Land gegen Rothenburg zogen. Dieſe Nachricht war Grund des ſchnellen Aufbruchs. Markgraf Albrecht wollte guter Quartiere wegen dem Kurfürſten bei Rothenburg vorkommen und ſich gleich ſo lagern, daß ihm bei weiterem Marſch die Vorhut, mithin ſtets gute Quartiere, werden mußte.

Grumbach benutzte dieſen Augenblick, ſeinen Herrn noch einmal vor dem Kurfürſten zu warnen und ihm den Rath zu geben, ſobald es die Kriegsereigniſſe erlaubten, ſich von ihm zu trennen und an der Spitze eines eigenen, unabhängigen Heeres den Krieg für ſich allein zu führen. Er gab ihm noch manche Rathſchläge, wie er den verſchlagenen Bundesgenoſſen überliſten und ihn dahin bringen könne, auch ſein Intereſſe wahrzunehmen; aber er redete in den Wind. So ſehr Markgraf Albrecht ſich auch vornahm, den Rath zu befolgen, ſo wenig verſtand er die Kunſt, ſich zu verſtellen und dem ſchlauen Moritz würde ſeine Abſicht keinen Augenblick verborgen geblieben ſein.

Als ſie unter dieſem Geſpräche in kurzem Trott auf der Landſtraße hinritten, ſahen ſie in der Ferne an einem Feldbüſchchen zwei Krieger gelagert; der Eine hielt die Pferde, der Andere ſchien es ſich wohlſchmecken zu laſſen. Je näher ſie kamen, deſto deutlicher ſchien es ihnen, daß es angeſehene Krieger ſein mochten; denn ihr Anzug war ſtattlich. Der Eine,

nur mit einem Schwerte bewaffnet, schien auch keine andere Waffe führen zu können, der Andere aber, wie ein Hakenschütz mit Harnisch, Eisenhaube und Armschienen gepanzert, hatte eher das Ansehen eines Soldaten. Der Markgraf, neugierig, sie in der Nähe zu sehen, gab jetzt seinem Rosse die Sporen und sprengte auf sie zu. Kaum gewahrten ihn die Gelagerten, als sie plötzlich aufsprangen und der Eine sich leicht und behend auf seinen Klepper schwang und dem Fürsten entgegenritt, während der Andere, welcher der Diener zu sein schien, Mantel, Flasche und Mantelsack wieder ordnete.

Laurette! — rief der Markgraf freudig aus, als das Mädchen ihr weißes Roß anhielt und er sie mit allem Liebreiz, den die Tracht eines jungen Edeln noch erhöhte, vor sich sah. — Was willst Du hier?

Euch begleiten, gnädiger Herr! — erwiderte sie und ihr Auge ruhte innig und feurig auf ihm. — Euch begleiten in Noth und Tod, zu Freud' und Sieg! — Eure Fortuna will ich sein, die Euch bekränzt, die Zauberin Euch werden, welche die trüben Stunden verscheucht, die seligen Euch herbeiruft, als Euer Leibdiener will ich Euer Schild tragen und den Tod abwehren mit sicherer Hand; als Euer David die trüben Gedanken durch meinen Gesang verscheuchen und mehr als dies — als Eure Laura die Sorgen Euch wegküssen und mitten im Feldlager — doch — hielt sie plötzlich hocherröthend und verlegen an, da sie erst jetzt Grumbach bemerkte.

Laß Dich nicht durch dessen Gegenwart stören, — fiel der Markgraf rasch ein — für ihn habe ich kein Geheimniß und Du findest in ihm gewiß keinen strengen Richter.

Und doch — vielleicht! sagte das Mädchen ernst und ihr Auge vermied den Freiherrn, der, um die Verlegenheit schnell zu enden, den Markgrafen um die Erlaubniß bat, zurückreiten zu dürfen, damit er das Nöthige bei dem Hoflager zur Aufnahme des neuen Leibdieners besorgen könne.

Reite lieber voraus nach Ipsheim und ordne das Bewußte mit dem Dachsbacher Amtmann; in Burg Bernheim erwarte ich Dich morgen in aller Frühe.

Grumbach, ohne sich länger aufzuhalten, gab seinem Rosse die Sporen und entfernte sich.

Laura war über ihres Vaters Benehmen erstaunt. Sie hatte ihn auf der Plassenburg geglaubt und nicht geahnet, ihn hier zu finden. Hatte er nicht bemerkt, wie sie den Markgrafen empfangen hatte? — Wie konnte er sie mit ihm absichtlich allein lassen? — War es sein Plan? — Hatte auch der Vater gleiche Gesinnung wie die Mutter? War sie das Opfer ihrer ehrsüchtigen, eigennützigen Pläne? — Dieser Gedanke erschreckte sie und trübte die Wonne, den Geliebten wieder zu sehen. Der Markgraf hingegen fühlte sich durch Laura's Ankunft hoch erfreut. Seit jenem Abend, wo der Gesang des Harfners sie aus ihrem Rausche erweckt hatte und sie davongeeilt war, hatte er sie nicht mehr gesehen. Der frühe Auf-

bruch in's Lager, das kriegerische Gewühl, die Vorkehrung, die Berathung hatten ihn zerstreut und wenn er auch oft an sie dachte und er sich ihr liebliches, lockendes Bild auch oft zurückrief, und alsdann der Wunsch und die Sehnsucht nach ihr immer reger in ihm wurde, so wußte er doch eigentlich nicht recht, was er mit ihr in dieser stürmischen Zeit beginnen sollte. Er hatte endlich beschlossen, Grumbach den Auftrag zu geben, bei seiner Zurückkehr auf der Plassenburg für sie zu sorgen und sie bis auf ruhigere Zeiten zu vertrösten. Er glaubte seinen Verhältnissen und sich selbst dies Opfer schuldig zu sein. Aber jetzt hatte sie selbst den Knoten gelöst und um alles in der Welt hätte er jetzt nicht den schmucken Leibknappen, der an seiner Seite ritt, zurückgeschickt. Was die Welt hierüber sagen würde, das kümmerte ihn weniger, als was sein alter Mentor sagen könnte; aber auch dieser mußte jedoch endlich schweigen und so reichte er Laura traulich die Hand und sein Auge sprach noch herzlichern Willkommen aus als sein Mund.

Schon waren sie Windsheim vorbei und ritten eben über das Feld, wo noch vor einigen Stunden das Lager gestanden hatte, als der Markgraf sich zufällig umsah und den Hakenschützen gewahrte, der ihnen in bedeutender Entfernung folgte.

Wer ist jener dort auf seinem unbändigen Gaule? fragte sie der Markgraf.

Mein Diener! erwiderte sie, gleichgiltig scheinend.

Dem Markgrafen mußte das tolle Roß auffallen, er hielt an und wollte es mehr in der Nähe sehen, der Reiter aber hielt gleichfalls sein Roß an, stieg ab und ordnete etwas am Sattel.

Nun, wird's bald, Bursche? rief der Fürst, schon ungeduldig werdend, diesem zu, der gar nicht fertig werden zu wollen schien — Sitz' auf und reite mir Dein wildes Roß vor!

Der Hakenschütz gehorchte, schwang sich in den Sattel, drückte aber heimlich dem Pferde die Sporen tief in die Weichen, so daß der wilde Gaul in hohen Bogensätzen heransprengte und er so an dem Markgrafen, das Roß nicht mehr bändigen könnend, vorbeijagte. Markgraf Albrecht, zu sehr mit dem Gaule beschäftigt, hatte wenig auf den Reiter gesehen und jagte nun dem Flüchtigen nach. Aber je mehr er jagte, desto mehr spornte der Hakenschütze seinen Gaul. Dies bemerkte endlich der Markgraf. Warte, Bursche! — rief er, ohne weiter an Laura zu denken — mein Araber soll Dich schon einholen! — Er ließ jetzt seinem edlen Rosse den Zügel schießen, das nun flüchtig wie der Wind dahin jagte. Hältst Du Dein Roß nicht an, frecher Bursche! — rief jetzt der Markgraf, dem Reiter schon ganz nahe — so han' ich Dich vom Pferde! — Bei diesen Worten warf der Fliehende einen raschen Blick rückwärts, sah den Fürsten dicht hinter sich und that nun sein Möglichstes, das wilde Roß anzuhalten, welches

schon das Gebiß zwischen den Zähnen, nun nicht mehr der Faust seines Reiters gehorchen wollte.

Der Markgraf sah die Anstrengung, mit welcher der Hakenschütze seinen Befehl zu vollziehen sich vergebens mühte; er erfüllte deßhalb, als er ihn erreichte, seine Drohung nicht, sprengte an ihm vorbei, bog ihm vor, das Roß des Reiters prellte rasch auf die Seite und der Reiter selbst fiel herab.

Ei, ei, Bursche! — sagte der Markgraf, vor ihm haltend — Du bist ein kecker, aber ein schlechter Reiter, Du hast wohl einen derben Fall gethan? Steh' auf, nimm Dein Roß und dann steh' mir Rede!

Nur mit Mühe erhob sich der Reiter und nahm sein Roß aus des Markgrafen Hand.

Bister auf! — rief dieser. — Er schlug das Bister zurück. — Du bist's? — rief der Markgraf und hohe Röthe überflog sein zürnendes Antlitz, seine Faust griff rasch nach dem Schwerte, doch eben so rasch ließ sie es los. Was willst Du hier? — fragte er Otto, den Gesellen; denn dieser war es, der vor ihm stand.

Mit meinem gnädigen Herrn in den Krieg ziehen! — erwiderte er, sich anständig verbeugend.

So? — Gut, mein Sohn! — sagte der Markgraf lächelnd und es wäre schwer gewesen, zu sagen, ob dieses Lächeln Wohlwollen oder Verdruß ausdrückte — Und da begleitest Du die Signora, damit Euch der Weg bis zum Heere nicht zu einsam sei. Nicht wahr?

Zum Schutze des Fräuleins, das mich darum ersuchte, zog ich mit ihr.

Zum Schutze? — Und verstehst nicht einmal Dein Roß zu bändigen? — spottete der Markgraf — Du gewährtest ihr die Bitte wohl gern?

Mit Freuden! sagte Otto, sich vergessend, und sein Auge erglühte.

In des Markgrafen Brust erweckten diese so feurig gesprochenen Worte ein unangenehmes Gefühl, er sah den jungen Mann ungewiß und ernst an und wußte nicht so recht, ob er ihm zürnen oder seine Thorheit belachen sollte; doch schwand der Ernst allmälig, aber nicht Wohlwollen, eine Art Geringschätzung trat an seine Stelle.

Also Du willst mit in's Feld ziehen? fragte er endlich, sein Schweigen brechend.

Ja, gnädiger Herr!

Unter welcher Fahne?

Unter der, — erwiderte Otto mit Feuer — wo die meiste Ehre zu erwerben, die meiste Gefahr zu finden ist!

Hm! — brummte der Markgraf für sich und diese Antwort schien ihm nicht zu mißfallen — dazu kann Rath werden. Jetzt aber reite zurück und sieh, wo die Signora geblieben ist; sie scheint Dir nicht so eilig gefolgt zu sein als Du ihr.

Otto schwang sich auf sein Roß und trabte zurück, froh, so leichtes Kaufes davon gekommen zu sein.

Der Markgraf blieb auf der Höhe unter einem Baume halten und sah sinnend nach dem Wege, auf welchem Laura kommen mußte. Warum ärgert mich denn eigentlich der thörige Knabe! — fragte er sich — Scheint es doch ein braver Junge zu sein, und so habe ich einen tüchtigen Soldaten mehr unter meinen Fahnen, der schon aus toller Eitelkeit sich gewiß männlich zeigen wird. Oder fürchte ich etwa für Laurettens Herz? — Nein! — Gedenke ich jenes Abends, dann hätte ich Unrecht, sehr Unrecht — und überdies — müßte ich nicht über solchen Nebenbuhler erröthen? — Dies sagend, sprengte er Lauretten entgegen, die jetzt hinter dem Kieferwäldchen mit Otto hervorkam.

Dein Gaul, Laurette, scheint nicht sehr rasch zu sein! — rief der Markgraf ihr entgegen und reichte ihr freundlich die Hand, die das Mädchen ergriff und mit sonderbarer Bewegung an ihre Lippen drückte. Sie zwang sich hierbei, unbefangen an ihm aufzusehen, aber die hohe Röthe, die sie brennend auf ihren Wangen fühlte, machte sie dennoch verlegen. Gnädiger Herr! — sagte sie. — Ihr werdet wohl oft noch Nachsicht mit Eurem neuen Diener haben müssen, der ein gar verzagter Reiter ist.

Nun, wenn ich nur darin Nachsicht zu haben brauche, — sagte Markgraf Albrecht nicht ohne Betonung — so kannst Du auf sie rechnen; mein alter Stallmeister soll Dir schon Unterricht geben. Aber was soll Dir jener Fant dort, der immer hübsch bescheiden zurückbleibt, was willst Du mit ihm?

Ich nahm ihn aus Vorsorge zu meinem Schutze mit mir und wenn Ihr es erlaubt —

Was soll ich erlauben? unterbrach sie der Markgraf rasch.

So behalte ich ihn als meinen Diener bei mir.

Das möchte doch wohl nicht gut gehen! — meinte der Fürst halb ernst, halb scherzend — denn ich müßte Dein armes Pferd bedauern, wenn er es warten sollte. Er müßte wieder einen Andern dazu haben, und so hätte die Dienerschaft kein Ende. Er trete unter die Fahne meines Leibregiments und werde ein wackerer Soldat; Dir werde ich schon einen Diener wählen, wie er sich für Dich schickt und wie er mir passend dünkt.

Diese Worte befremdeten Laurette. — Hab' ich denn meinen Willen an Euch verpfändet, Markgraf Albrecht? — fragte sie stolz und unmuthig — daß ich nicht mehr das Recht habe, meine Diener mir zu wählen, wie ich will? Bin ich denn von Euch so ganz abhängig geworden?

Liebes Kind! — erwiderte der Markgraf, ohne ihren Unmuth zu beachten — wer an meinem Hoflager sich aufhält, der muß sich in meinen Willen fügen, und wenn Du mich liebst, wirst Du es gewiß gern thun und es einsehen, daß es sich nicht ziemt, daß Du den Goldschmiedgesellen um Dich hast? — Denke an Culmbach!

Habt Ihr denn so wenig Vertrauen zu mir, so wenig Vertrauen zu Euch selbst? — sagte Laurette aufgeregt und in ihren Worten sprach sich Hohn aus — Kann Markgraf Albrecht von Brandenburg —

Schweig! — unterbrach er sie heftig und seine Stirn furchte sich — Jetzt kein Wort mehr davon! Laura schwieg, der Markgraf ritt finster an ihrer Seite und so war der Augenblick des Wiedersehens eben nicht zu einem freundlichen geworden. Den Markgrafen verdroß es, daß sie den Gesellen mitgebracht und doch war er noch unzufriedener mit sich, daß ihm die Laune des Mädchens nicht gleichgiltig war. Laura hingegen fand ihre Erwartung getäuscht.

So ritten sie sinnend neben einander, als der Markgraf einen Trupp Reiter auf sich zukommen sah. Da kommt mein Oberhofmeister und sucht mich, da ich ohne Diener weggeritten bin, sicherlich auf! — sagte der Markgraf — Bleib' zurück, er darf unvorbereitet Dich nicht so finden; ich glaube, der Alte könnte sich nicht fassen. Den Gesellen kannst Du als Deinen Diener bei Dir behalten. In Burg Bernheim findest Du mich! — Dies sagend, sprengte er dem alten Schaumburg entgegen.

Langsam, im Nachdenken versunken, folgte Laurette dem Markgrafen. Sein Benehmen that ihr weh; sie hatte gehofft, er würde mit glühender Liebe ihr entgegenkommen, ihr tausend Mal für den Entschluß, ihm gefolgt zu sein, danken, und statt dessen — kaum ein herzliches Wort, kaum ein liebender Blick, ein warmer Händedruck. Der Gebieter hatte sich mehr gezeigt, als der Geliebte und unwillkürlich drängte sich eine Thräne bei dem Gedanken in ihr Auge: Das war des Opfers nicht werth! — Daß es ihm unangenehm sein konnte, Otto um sie zu sehen, daran dachte sie nicht. Ihr war der Geselle ein ihr treu ergebener Diener, den ihre Eitelkeit allein, nicht ihr Herz gewählt hatte, der nur seiner alles opfernden Neigung, seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit wegen Werth für sie hatte, dem sie aber dafür zu lohnen, wahrlich nicht gesonnen war. Wie konnte der Markgraf seinetwegen fürchten, wie konnte er sie für so klein, so erbärmlich halten, daß sie in diesem thörigen Jünglinge mehr als einen Narren finden könnte, der das Unerreichbare sich zu seinem Ziele gesetzt hatte? — Die Stolze kannte das weibliche, kannte das eigene Herz zu wenig, sonst hätte sie sich nicht über des Fürsten Benehmen verwundert.

Otto, der, so lange der Markgraf gegenwärtig gewesen, bescheiden immer in einiger Entfernung zurückgeblieben war, ritt nun schon eine ganze Weile dicht hinter ihr und hoffte vergebens, daß sie ihn anreden sollte; aber sie war zu sehr in Gedanken versunken und obgleich auch mit ihm beschäftigt, dachte sie doch gewiß in diesem Augenblicke nicht daran, daß er in ihrer Nähe sei, ritt immer schweigend weiter und selbst der Markgraf, der jetzt die ihm Entgegenkommenden eingeholt und mit ihnen

die Straße nach Burg Bernheim verfolgte, schien ihre Aufmerksamkeit nicht mehr zu fesseln. Dies Schweigen begann endlich Otto zu langweilen.

Damel — sagte er, neben dem Mädchen vorreitend — Seid Ihr denn ganz verstummt? Euch scheint der Markgraf nicht so in Bewegung gesetzt zu haben, wie mich und meinen braven Rappen, der noch vom Schaum so weiß ist als Euer Schimmel.

Laura schien nicht auf ihn zu hören.

Ich glaubte, — fuhr er fort — wenn Ihr Euch Beide wiedersähet, würdet Ihr in Lust und Freude schwimmen, die Himmelspforten würden sich Euch aufthun und lauter Jubel Eurer Brust entsteigen. Statt dessen geht Euer erstes Zusammentreffen ziemlich frostig vorüber, dann trifft mich die Jagd, ich mußte meinen Schädel für Euch wagen und ich weiß eigentlich noch nicht, was ihn vor des Markgrafen Schwert geschützt hat, das sonst eben nicht spaßt; dann schient Ihr im ernsten Gespräch vertieft, wovon ich nichts vernahm, als manchmal meinen Namen, und der war mir gar nicht lieb, auf diese Weise zu hören und seit der Herr davon sprengte, reitet Ihr nachdenkend und sinnend, schwermüthig und niedergeschlagen einher, als wäre alles Leben mit ihm von Euch gewichen und Otto, Euer treuer Schildknappe, wäre nicht in Eurer Nähe.

Du darfst in meinen Diensten bleiben! — sagte jetzt Laura, sich freundlich nach ihm wendend. — Er hat es erlaubt.

Wer? fragte Otto.

Der Markgraf! erwiderte Laura.

Was hab' ich mit ihm gemein, was hat er über mich zu gebieten, was über mich zu bestimmen? — rief der Jüngling unwillig. — Bin ich denn sein Diener? Ist er mein Herr? — Ich bin keines Menschen Diener, nur der Eurige, und dies freiwillig. — Nein! Der Wahrheit die Ehre, nicht freiwillig. — Gegen meinen Willen, gegen mein besseres Ich reißt mich die Leidenschaft zu Euch hin. — Wie der Bettler stehe ich an Eurer Thüre, der Brosamen harrend, die in meinen Sack fallen könnten, strecke die Hand nach dem Gottespfennig aus, der seit jenem Abende zur falschen Münze geworden und verrufen ist.

Otto! — fuhr das Mädchen auf und ihr Blick traf den Jüngling zornig, der jedoch unbekümmert fortfuhr.

Seit jenem Abende, wo ich die Schlange belauschte, als sie der Eva den Apfel reichte, und ich in wilder Verzweiflung den Engel in den Garten lockte, Euch in Eurem wilden Taumel zu stören, seit jenem Abende kümmere ich mich weniger als sonst um dergleichen zornige Blicke, wie sie mich jetzt treffen. Ich kümmere mich nur um mich selbst, daß ich die Bande nicht zerreißen kann, die mich umstricken und daß ich wie ein Thor hinter Euch herziehe und auf den Augenblick warte, wann es dem Markgrafen gefällig ist, Euch Valet zu sagen.

Laura hatte ihm anfangs mit immer steigendem Unwillen angehört, nach und nach schien er sich zu legen. Sie mochte Otto aus dem richtigen Gesichtspunkte auffassen und seine unbesonnenen, verwundenden Worte nur auf Rechnung seiner gereizten Eitelkeit und seiner glühenden Leidenschaft schreiben; denn sie erwiderte mit mehr Ruhe, als ihr sonst wohl eigen war:

Wollt Ihr in meiner Nähe bleiben, Otto, dann nie mehr ein solches Wort! — Hat Euch Euer Vorwitz von Dingen unterrichtet, die überdies fürder kein Geheimniß bleiben können, so gibt Euch dies kein Recht, sie zu berühren. Bescheidenheit ziemt Euch allein, nur durch sie könnt Ihr mir werth werden.

Wollt Ihr mir denn immer nur Hartes sagen, wollt Ihr stets meinem Herzen wehe thun? — nahm jetzt Otto das Wort und gab in seinem Unmuthe dabei dem Gaule so tüchtig die Sporen, daß das Thier, sich hoch bäumend, mit einem wilden Satze seinen Reiter noch einmal abzuwerfen drohte. — Wollt Ihr so zu mir reden — fuhr er dann fort — so wendet Euren Blick von mir ab. Seh' ich in Euer Auge, so ist mir, als spräche dies freundlichere Worte zu mir als Euer Mund, als gäbe es mir die Hoffnung, wo er sie mir nimmt. Zürnt mir ganz mit Auge und Mund und ich will mich zurückziehen wie die getretene Schnecke in ihr Haus, will meine Gluth mit Weisheit ersticken und meiner Leidenschaft selbst die Schellenkappe anhängen. Aber treibt nicht länger Euer Spiel mit mir. — Zieht mich nicht an —

Guter Freund, Ihr irrt! — unterbrach ihn Laura beleidigt und höhnisch. — Ich spiele ein höheres Spiel, um es mit Euch versuchen zu wollen. Deßhalb seid vernünftig und besonders bescheiden, bleibt um meine Person, ich will es Euch gönnen; denn ich mag Eure Unterhaltung gern und Euer Anblick ist mir nicht zuwider, leset, wenn es Euch glücklich macht, aus meinem Blick was Ihr wollt, hofft, was Ihr nicht hoffen solltet, mir gleichviel, nur wägt Eure Worte.

Dame! — erwiderte nach einigen Sekunden düstern Nachdenkens der Geselle. — Sucht einen stummen Diener, wo es Euch beliebt; ich danke für dieses Amt. In Reih' und Glied, wenn der Tod mir nahet, will ich ihm statt Euch in's Auge sehen und so mich von einer Thorheit heilen, wenn ich noch der Heilung bedürfte. Ich könnte Euch noch manches Bittere sagen, ich fände sattsam Stoff; aber ich will schweigen. Nur noch das: Bedürft Ihr meiner, so winkt und ich bin, wo und wie es auch sei, zu Euern Diensten, versteht sich aber nur um Minnelohn, nicht den kleinsten Dienst ohne Zahlung, nicht Euch vom Pferde gehoben ohne Händedruck! — Dies sagend, hielt er sein Pferd an.

Thut was Ihr wollt! — erwiderte Laura, gleichgiltig scheinend, konnte jedoch nicht umhin, als er, ihr Lebewohl sagend dahin sprengte, die schöne Gestalt des Jünglings noch lange und mit Wohlgefallen zu betrachten.

Gern hätte sie ihn jetzt schon zurückgerufen; denn es war ihr unangenehm, so ganz allein, ohne alle Begleitung in Burg Bernheim einzureiten und sich so den Umgebungen des Markgrafen zu zeigen, aber sein Roß hatte ihn schon weit weggetragen und so blieb ihr nichts weiter übrig, als an dem einsamen Häuschen, das sie vor sich liegen sah, zu warten und erst weiter zu reiten, wenn die Dämmerung sie dem Auge der Neugierigen verbergen konnte. Sie stieg daher, als sie das Haus erreicht hatte, ab, band ihr Pferd an einen Apfelbaum und trat in das Haus, das sie ganz leer und ausgeplündert fand. Es ward ihr ängstlich zu Muthe, sie eilte hinaus und setzte sich auf eine verfallene Bank neben ihrem Pferde. Hier hatte sie Muße, über sich und ihre Verhältnisse nachzudenken; denn die Straße, auf welcher am Morgen noch Alles voll Leben war, war jetzt wie ausgestorben und nur der Karren einer nachziehenden Marketenderin störte sie in ihrem Sinnen. Endlich sprang sie ärgerlich von ihrem Sitze auf. Sie war mit sich unzufrieden, daß Otto's Bild sich immer neben das des Markgrafen stellte und sie ein schmerzliches Gefühl nicht unterdrücken konnte, daß dieser Jüngling sie verlassen habe. Sie blieb sich ein Räthsel, wie sie das schmerzen könne, da sie es selbst herbeigeführt habe und der Geliebten des Markgrafen ein Goldschmiedgeselle doch ganz gleichgiltig sein müsse; aber es mochte doch nicht so sein; denn immer brachte ihr die neckende Phantasie das Bild des schönen Jünglings zurück und lockte sie so unaufhörlich damit, daß sie endlich unmuthig ausrief: Was gräm' ich mich? — Kann ich ihn doch wieder so fest an mich binden, wie ich nur will, ein Blick, ein Kuß —

Dame! — rief eine männliche Stimme hinter ihr und weckte sie aus ihrem versöhnenden Traume — mich sendet der Markgraf hierher —

Laurette fuhr auf, hob das gesenkte Auge empor und vor ihr stand der Freiherr von Altenstein.

Ihr hier? sagte sie verwundert.

Er neigte, sie begrüßend, schweigend sein Haupt.

Was führt Euch zu mir und hierher? fragte sie, sich schnell fassend.

Der Befehl meines Herrn! — erwiderte der Freiherr — Der junge Mensch, der Euch begleiten sollte, kam wie ein Wahnsinniger durch das Thor gesprengt, der Markgraf sah ihn, ließ ihn zu sich führen, fragte nach Euch und erfuhr, daß er nicht in Eure Dienste, sondern als Reiter unter eine Fahne treten wollte, dort ehrenvoll zu dienen. Diese Worte hatte der Freiherr so stark betont, daß Laura hoch erröthete. — Der Markgraf stellte ihn hierauf unter meine Fahne — fuhr dieser fort — und gab mir den Befehl, Euch entgegenzureiten und Euch in der Dämmerung ohne Aufsehen nach Burg Bernheim zu geleiten.

Ihr habt schon einmal die Güte gehabt, — begann nun Laura, den Unmuth verbergend, den ihr der Befehl des Markgrafen, sie nur in Däm-

merung zu sich zu führen, verursacht hatte — es scheint, der Zufall ist mir immer so günstig.

Der Freiherr erwiderte hierauf nichts, er war freundlich, höflich, aber sein Benehmen war kalt und abgemessen, und niemand, der beide hier in der Einsamkeit gesehen hätte, würde ihr früheres Verhältniß geahnet haben. Nur zuweilen ruhete sein Auge, aber wehmüthig, auf dem Mädchen, das sich eben nicht sehr zu beeilen schien, das Roß zu besteigen, welches der Diener des Freiherrn schon lange bereit hielt. — Als sie es endlich bestiegen hatte, ritt ihr der junge Krieger zwar zur Seite, sein Schweigen aber zeigte keinesweges, daß er den Auftrag seines Herrn mit Freuden erfüllte.

Es ist lange her, seitdem wir uns das letzte Mal in Culmbach sahen! unterbrach Laura nach langem Kampfe mit ihrem Stolze die eingetretene Stille.

Mehre Monate! erwiderte er.

Es hat sich Manches seitdem verändert! fuhr sie fort. Als jedoch der Freiherr nichts hierauf antwortete und sie sein finsteres Auge bemerkte, das auf den Hals seines Rosses geheftet war, fühlte sie erst, was sie gesprochen hatte. In Frieden trennten wir uns, — lenkte sie schnell ein — im Kriegsgewühl treffen wir uns wieder.

Sonnenschein und trübe Tage wechseln! — sagte er ernst — Was heute blüht, ist morgen verwelkt; auch die Sonne, selbst das Herrlichste des Lebens geht unter!

Ein tiefer Seufzer hob unwillkürlich Laurettens Brust; sie knüpfte das Gespräch nicht wieder an. Es war ihr nicht gleichgiltig, auch dieses Herz von sich gewendet zu sehen, fast war es ihr schmerzlicher als Otto's Entfernung. Jenen trieb der Unmuth und die Hoffnungslosigkeit von ihr; sie fühlte aber, sie war ihm noch wünschenswerth geblieben; für diesen hatte sie Alles verloren, was ihren Besitz ihm einst theuer machen konnte, er trauerte um die verwelkte Blume, um die untergegangene Sonne; sie hatte seine Achtung verloren. Noch war sie nicht durch jene unglückliche Stunde so tief gesunken, daß ihr dies nicht ein peinliches, schmerzliches Gefühl hätte sein sollen; sie versuchte deßhalb nicht noch einmal, sich ihm zu nähern und ritt schweigend neben ihm, bis sie durch das alte Thor des Marktfleckens einzogen.

Dort ist das Amthaus! — sagte der Freiherr, auf ein hohes Gebäude am andern Ende der Straße zeigend — Dort wohnt der Markgraf, dahin müßt Ihr reiten. — Er zog seinen Hut, grüßte sie mit einem leisen Kopfnicken und bog in eine Seitengasse ein. —

Langsam und mit klopfendem Herzen durchritt Laurette die Straße, stieg vor dem Amthause ab, wo sie am äußersten Thore zwei Diener fand, wovon der eine ihr das Pferd abnahm, der andere sie auf einer Wendeltreppe, einen kleinen Thurm hinauf in ein kleines, schmuckloses Zimmer

führte und sie dann verließ. Hier blieb sie in ihren Gedanken überlassen; denn es dauerte lange, ehe der nemliche Diener wieder eintrat, ihr Speise und Trank brachte und sich, ohne ein Wort zu sagen, bald wieder entfernte.

Beginnen so meine Träume in Erfüllung zu gehen? — seufzte sie tief auf — Ist das der Glanz, der mich umgeben sollte, dies einsame, ärmliche Stübchen der Palast, in dem ich zu herrschen gedachte? Wagt er es nicht, der Welt offen zu sagen: das ist meine Geliebte, das ist sie, die ich mir aus Tausenden erkor? Muß ich, in Dämmerung gehüllt, zu ihm kommen, und darf ich nicht im Glanze mich ihm nahen? Ist das die geträumte Herrlichkeit, dann wehe mir! Sie warf sich unmuthig auf einen Sessel, schob Speise und Wein ungeduldig von sich und bedeckte mit bebender Hand das glühende Auge.

Ein treues Herz und die Achtung eines edlen Mannes habe ich verloren, — fuhr sie fort — den Jüngling habe ich von mir gestoßen, der mit leidenschaftlicher Gluth an mir hing und den ein Kuß von meinen Lippen, ein freundliches Wort in die Schwerter meiner Feinde gejagt hätte. Aber nein! so kann es nicht bleiben — so wird Markgraf Albrecht nicht an mir handeln, so gering kann er mein Opfer nicht schätzen! — Thränen entrollten ihr, der Schmerz gekränkter Eitelkeit, der Schmerz getäuschter Liebe zerriß ihr Herz.

Da öffnete sich die Thür und der Markgraf trat ein, eilte auf sie zu und schloß sie in seine Arme. — Sie schob ihn zurück, ihr thränengetrübtes Auge ruhte zürnend auf ihm, der sie verwundert ansah. — Liebchen! — rief er, halb theilnehmend, halb unwillig — was sollen die Thränen? Weinst Du sie der Vergangenheit, so fließen sie vergebens! Und die Gegenwart sollte doch wohl Freude mit sich bringen, und statt daß Du mich kalt zurückweisest, solltest Du mir glühend in die Arme sinken.

Ist dies Gemach, dieser Ort für mich geeignet? unterbrach sie ihn, in dem verfallenen Zimmer umherschauend.

Armes Kind! — sagte der Markgraf lächelnd — In diesem Kriegzuge wird uns noch oft die ärmliche Hütte des Landmannes aufnehmen müssen, der Himmel unsere Decke, der Rasen unser Teppich sein, daran mußt Du Dich gewöhnen. Spare Deine Thränen für ernstere Sachen auf.

Und nur in der Dämmerung sollte der von Altenstein mich zu Euch führen? Schämt Ihr Euch, der Welt zu zeigen, daß Ihr mich liebt?

Wahrlich, nein! — sagte der Markgraf treuherzig — Der ganzen Welt will ich es verkünden, daß Du mein Liebchen bist und stolz darauf sein; denn Du bist ein herrliches, schönes Weib!

Und weßhalb diese Vorkehrungen, dieses Geheimnißvolle?

Das will ich Dir sagen! — unterbrach sie der Markgraf und reichte ihr, sie zu beschwichtigen, die Hand — Da oben hausen zwei Männer, die ewig brummen und mit mir grollen und denen ich nichts recht machen kann, der Oberhofmeister und der Feldprobst, Magister Ruprecht. Beide

wollte ich erst vorbereiten. Wenn sie erst meinen festen Entschluß sehen und merken, daß ihre Worte in den Wind geredet sind, so schweigen sie und lassen das Ding gehen, wie ich es für gut finde. Ueberdies, Kind! muß ich zuweilen Rücksichten nehmen und darein mußt Du Dich fügen. Mein Seckel steht Dir so offen wie mein Herz; was ich Dir zu Liebe thun kann, soll geschehen, gern will ich selbst Deinen Launen nachgeben, aber was so einmal Sitte bei mir ist, was ich einmal angeordnet habe, versuche nicht, ändern zu wollen. Mein Herz wirst Du beherrschen, da bist Du Königin, meinen Willen aber nie. Auch bitte ich Dich, laß das Weinen, ein fröhliches Gesicht ist mir wie ein heiterer Himmel, unter dessen blauem Dom sich es recht wohl sein läßt; einem trüben, regnerigen entziehe ich mich und suche dann ein anderes Obdach.

Du scheinst Dich zu wundern, Laurette, daß ich Dir dies eben jetzt sage, wo Du Liebesworte statt dieser ernsten erwartest! — fuhr er fort, da das Mädchen trauernd vor sich nieder sah — Es ist so meine Art, nichts auf dem Herzen zu behalten und offen zu sagen, wie ich es haben will. Darum, Liebchen, laß Dich das nicht kümmern, ich meine es nicht böse und meine Liebe zu Dir ist demungeachtet eben so feurig als spräch' ich in den schönsten Ausdrücken! — Er schlang, indem er dies sagte, seinen Arm um sie, vergaß bald, was er gesagt, — und auch sie schien besänftigt.

Am andern Morgen fand sie eine Dienerin vor ihrem Bette, ihre Befehle zu vernehmen, welche ihr hierauf, nicht ohne heimliches Lächeln, die männliche Kleidung anlegen half und sich dann entfernte. Kurz darauf trat der männliche alte Diener, der sie gestern Abend hier herauf geführt, ein, brachte ihr das Frühstück und sagte ihr nicht im freundlichsten Tone: Junker, ich bin auf meines Herrn Befehl zu Eurem Dienste beordert und frage Euch deßhalb, ob Ihr heute wieder Euer Roß besteigen oder in einer Sänfte getragen sein wollt; denn Karossen giebt es nicht in unserm Heerlager.

Laß mein Roß vorführen! befahl Laurette dem Alten ziemlich unfreundlich: denn an Otto denkend, mochte ihr wohl der grämliche Diener nicht so ganz recht sein, wie überhaupt Manches nicht, was sie seit gestern erfahren hatte. Du hatteſt wohl recht, Mutter! — murmelte sie vor sich hin — Er ist zu rauh für die schwärmerische Empfindung der Liebe; ich habe mich getäuscht. Nicht Liebe um Liebe, nicht Opfer um Opfer! Es war ein Sinnenrausch, der mich bethörte und ich bin früh erwacht. Nun wohl, so handle besonnen, Laurette. Von seinem Herzen erwarte nichts, er nichts von dem deinen!

Mit diesen Gedanken beschäftigt, schwang sie sich auf ihr Roß und folgte, von dem Alten begleitet, dem Trosse, der schon weit voraus auf dem Wege nach Rothenburg sich befand.

Der Markgraf war schon seit mehren Stunden in Rothenburg und musterte eben das Kriegsvolk, als man ihm die Nachricht brachte, Kurfürst Moritz rücke in die Stadt ein.

Desto besser, so mag er mich an der Spitze meines Heeres finden! sagte er und sandte den Oberhofmeister zurück, den Kurfürsten zu empfangen.

Melchior von Schaumburg begegnete dem Fürsten schon diesseit der Stadt, der, den Markgrafen zu überraschen, dem Lager zujagte.

Herzlich war der gegenseitige Empfang der beiden Fürsten, mit lautem Jubel empfing den Kurfürsten das Heer, durch dessen Reihen er mit dem Markgrafen ritt.

Traun! — sagte er zu diesem — Das sind tüchtige Krieger, alte Soldaten, die ihrem Handwerk gewachsen sind, absonderlich gefällt mir die Reiterei, gute Rosse und die Reiter bärtige, gediente Männer, die man ohne Gefahr dem hispanischen Volke entgegenstellen kann. Ich danke Euch, Markgraf Albrecht, daß Ihr mir solch einen trefflichen Kriegerhaufen zugeführt habt.

Hm! — lächelte der Markgraf und strich seinen langen Bart. — Wo es die Selbsterhaltung gilt, da muß man wohl alle Mittel anwenden, die einem zu Gebote stehen. Ich wette, Eure kurfürstlichen Gnaden führen eben so stattliche Haufen mir zu, als ich Euch.

Der Kurfürst stutzte. Der Markgraf hatte das mir so stark betont, daß er leicht die Absicht, warum er es gethan, errathen konnte. Zu bedächtig, sich etwas merken zu lassen, schwieg er, sprach von ganz gleichgiltigen Dingen und erst in Rothenburg, nachdem sie mit einander gespeis't hatten und sich auf des Kurfürsten Zimmer allein befanden, betraf ihr Gespräch wieder ernstere Gegenstände.

Nun, so wäre endlich der Augenblick gekommen, den ich so lange erwartet habe, — nahm der Kurfürst das Wort — der Augenblick, der uns vor ganz Deutschland und vor unsern Glaubensbrüdern rechtfertigen wird; denn selbst die katholischen Stände Deutschlands müssen uns Dank wissen, wenn wir das spanische Joch zerbrechen, das Kaiser Karl um Deutschland so tyrannisch geworfen hat.

Ich glaube kaum! — unterbrach ihn der Markgraf. — Die geistlichen Fürsten leiden wenig von diesem Druck und die weltlichen stehen zu sehr unter dem Einfluß der Pfaffen, um es fühlen zu dürfen. Ich muß Euch offen gestehen, ich fürchte, Deutschland wird es uns wenig danken.

Nein, nein, Markgraf Albrecht! — sagte der Kurfürst und ein ruhiger, freundlicher Zug um seinen Mund belebte sein Antlitz. — Ich glaube und hoffe zu Gott, wir erwerben uns durch diesen Kriegzug den Dank der Zeitgenossen und die Bewunderung der Nachwelt. Aus reiner Absicht, allein zum Heil unsers Glaubens und zur Erhaltung deutscher Freiheit habe ich das Schwert gezogen und gewiß auch Ihr, mein edler Waffengenosse!

I nun! — meinte der Markgraf — Hätte ich wie Eure kurfürstlichen Gnaden geärntet, würde auch ich dem Hülfsbedürftigen gern die Aehrenlese gönnen und auch einmal für das allgemeine Beßte etwas thun. Wer aber, wie ich, bis jetzt noch leer ausging, immer zu Pferde saß und sich nie etwas erjagte als ein Gotteslohn, der hofft freilich, auch einmal auf errungenem Grund und Boden absitzen zu können und sein Roß weiden zu lassen. Bisher habe ich bei allen meinen Fehden noch nichts gewonnen als einen leeren Seckel und ein volles Schuldbuch und das ist doch bei Gott und dem Ritter Görg weniger als nichts.

Mit der Zeit kommt das Glück! — tröstete der Kurfürst, der diese Wendung des Gesprächs nicht erwartet hatte.

Eben deßhalb muß man es auch beim Schopfe festhalten, wenn es sich bietet, und das Schwert muß nicht eher in die Scheide zurückkehren, als bis es etwas Tüchtiges erworben hat! — erwiderte Markgraf Albrecht. — Doch von etwas Anderem. Wie steht Ihr mit den Reichsstädten, was sagen Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und die anderen?

Sie scheinen bereitwillig, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen, besonders Augsburg. Mit Nürnberg habe ich mich in Unterhandlung eingelassen und Alles ist geordnet.

So? — stutzte der Markgraf gedehnt. — In wiefern?

Die Stadt zahlt in der Stille 200,000 Gulden, bleibt neutral und wir verlangen weiter keine Erklärung von ihr, — erwiderte der Kurfürst — da sie nicht auf unserem Wege liegt, weder Durchzug noch Besatzung uns nothwendig ist, wohl aber ihr Geld, so bin ich es gern eingegangen.

Mir ist es lieb, daß ich den Vergleich nicht mit abgeschlossen, nicht unterzeichnet habe! fiel ihm der Markgraf rasch in die Rede.

Euer Theil von dem Gelde wird Euch nicht entgehen, Vetter! — sagte der Kurfürst freundlich. — 40,000 Gulden liegen für Euch bereit.

Weiß ich doch nun, wie hoch Ihr meine Hilfe schätzt! — unterbrach ihn Markgraf Albrecht mit Unmuth, doch wußte er sich zu mäßigen. — Was Nürnberg betrifft, — sagte er dann gelassener — so habe ich manche alte Rechnung mit der Stadt abzumachen und das möchte ich gern allein thun.

In diesem Augenblicke wurde die Ankunft des Landgrafen Wilhelm und des Herzogs Georg von Mecklenburg gemeldet und ihre Ankunft unterbrach das Gespräch, welches eine ernste Wendung zu nehmen gedroht hatte.

So waren denn die vier Fürsten beisammen, die sich zu einem edlen, großen Zweck vereinigt hatten. Der Herzog von Mecklenburg und der Markgraf waren alte Bekannte, wenn auch eben nicht Freunde. Ganz dem Kurfürsten ergeben, war der Herzog bei diesem Kriegzuge mehr ein Werkzeug in dessen Hand als ein selbstständiger Fürst; denn er befehligte nur die im Namen des Kurfürsten geworbenen Völker und war mithin mehr

dessen General als dessen Verbündeter. Den Landgrafen, des Kurfürsten Schwager, leiteten persönliche Rücksichten mehr noch als das allgemeine Wohl. Sein Vater schmachtete, gegen des Kaisers Wort, noch in der Gefangenschaft, und so war Kindespflicht die stärkste Triebfeder, die ihn zu diesem Kriegszuge bestimmte. Die Befreiung seines Vaters war der Hauptzweck, Freiheit und Glaube standen diesem nach; zu erobern, lag ganz außer seinem Plane. Kurfürst Moritz führte einen tiefdurchdachten Plan dabei aus, und er wollte bei diesem Zuge das schon Erworbene erhalten. Die schwankende Gunst des Kaisers fürchtend, der ihm stets den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich entgegen zu stellen drohte, hatte er sich ganz auf die Seite König Ferdinand's geneigt, der mit seinem Bruder, dem Kaiser, haderte. Dieser wandte Alles an, nach seinem Tode die Kaiserkrone seinem Sohne Philipp zu sichern und das wohlerworbene Recht Ferdinand's zu schmälern. Er suchte diesen zur Entsagung, die deutschen Fürsten zur Wahl Philipp's von Spanien zu vermögen, aber alle diesfallsigen Unterhandlungen scheiterten. Moritz's Scharfblick sah bald, daß dieser Augenblick der Spaltung der günstige sei, einen festen Grund für das schwankende Gebäude der Religion zu legen und den Kurhut auf seinem Haupte zu befestigen. Er trat daher in der Stille auf die Seite Ferdinand's, heuchelte dem Kaiser völlige Ergebung und trat, den schlauen Spanier überlistend, nun plötzlich als das Haupt der protestantischen Partei, als der Verfechter Deutschlands an der Spitze eines mächtigen Heeres ihm gegenüber. Sein Zweck war mehr, zu erhalten, zu beschirmen, als zu erobern; diese Ansicht theilte aber Markgraf Albrecht nicht mit ihm. Der ritterliche Fürst wollte für seinen Glauben, für die Freiheit deutscher Nation kämpfen, der Krieger aber wollte auch erwerben, mit Nürnberger Gelde auf den Trümmern Würzburg's und Bamberg's sein Fürstenthum vergrößern und so immer weiter — wo findet der Eroberer seine Grenzen? — sein Land und seine Macht vermehren.

Dies Alles durchschaute Moritz recht gut. Er sah wohl, aus welch lockeren Fäden die Bande der Eintracht gewebt waren, welche die Fürsten jetzt verbanden. Landgraf Philipp's Freilassung konnte seinen bedächtigen Schwager wankend machen, der Kaiser durfte nur öffentlich oder in's Geheim dem Markgrafen in Erwerbung des bambergischen Landes behilflich sein und er konnte ihn leicht sich gegenüber, statt jetzt an seine Seite sehen und die Loslassung des gefangenen Johann Friedrich ihm einen neuen, mächtigen Feind erwecken. Deßhalb dünkte ihn die größte Eile noth und er hatte alle Anstalten so gut getroffen, daß in Wochen ausgeführt werden konnte, wozu es Monate bedurft hätte.

Dies war die Gesinnung der Fürsten, die hier in Rothenburg versammelt waren, sich der spanischen Tyrannei entgegenzustellen und sich mit dem Schwert in der Hand im Felde das zu erkämpfen, worüber auf den friedlichen Reichstagen so oft und vergebens unterhandelt worden war.

Der Herzog und der Markgraf begrüßten sich demnach als alte Bekannte, der Brandenburger und der Hesse wie zwei Männer, die sich als Freunde auf einem Wege finden, den sie nun vereint gehen sollen. Der Markgraf empfing seine neuen, jungen Waffengefährten mit einer Art Uebergewicht, die des Landgrafen ernstes Gesicht eben nicht zuvorkommender und freundlicher machte, und erst Albrecht's trauliches Wort, mit dem er ihn anredete: Wahrlich, Herr Landgraf, Ihr habt unter uns Allen das meiste Recht, mit Karl dem Fünften zu hadern und das Schwert gegen ihn zu ziehen; denn Euch ruft die Kindespflicht auf und Ihr habt ihm nichts zu danken wie der Kurfürst und auch wohl ich! — brachte ihn dem Landgrafen näher, der, sonst kalten, ruhigen Gemüths, sich nicht leicht ohne strenge Prüfung irgend jemand hingab.

Die Fürsten setzten sich nun, um, wie es damals Sitte war, beim vollen Becher sich über die weiteren Kriegsoperationen zu berathen. Kurfürst Moritz wurde einstimmig der Oberbefehl übertragen, nur machte der Markgraf hierbei die Bemerkung, daß nichts, weder im Kriegswesen noch in der Politik, geschehen dürfe, was nicht gemeinschaftlich beschlossen worden sei. — Zum Beispiel, — sagte er, sich zu dem Kurfürsten wendend, — wenn Eure Kurfürstlichen Gnaden vielleicht schon mit dem König Ferdinand in Unterhandlung getreten sind, so könnten wir verlangen, daß das, was geschehen sei, uns mitgetheilt würde; denn hier, wo jeder seinen Mann stellt und mit Gut und Blut an der Spitze seiner Völker sein Beßtes thut, da will man auch mit sehenden Augen handeln, nicht mit verbundenen sich der Leitung Anderer blindlings hingeben.

Wäre dem so, — erwiderte der Kurfürst gelassen — so würde ich gewiß meine lieben Freunde und Verbündete davon unterrichtet haben. Was ich mit König Ferdinand verhandelte, betrifft die Wahl Philipp's von Spanien allein.

Euer Wort genügt mir! — sagte der Markgraf. — Aber jetzt, werthe Herren, wandte er sich nun an die Fürsten, — vor allen Dingen eine Frage, die Euch sonderbar dünken wird, es aber wahrlich nicht ist: Was wollen wir eigentlich bezwecken?

Die Freiheit unsers Glaubens erkämpfen! — nahm der Herzog das Wort, — das spanische Joch abschütteln —

Wohl gesprochen, lieber Vetter von Mecklenburg! — unterbrach ihn der Markgraf. — Das wußt' ich schon, als ich das erste Fähnlein werben ließ. Aber wie, auf was für Weise? das ist zu wissen nöthig.

Wir versichern uns der schwäbischen Städte, — nahm jetzt der Kurfürst das Wort — bringen in die österreichischen Lande, selbst in Italien ein, wenn es sein müßte, und erzwingen uns so einen Vertrag, der unsere Rechte als Fürsten und die freie Uebung unserer Religion sichert.

Wohlgesprochen! — meinte der Markgraf. — Das heißt, wir unterhandeln, trauen auf Versprechungen, welche die dringende Gefahr dem

Kaiser abnöthigte und die, ist die Gefahr vorüber, nicht gehalten werden. Wir begnügen uns in Sachen der Religion mit Bewilligungen, die mit jesuitischer List entworfen, mit pfäffischem Trug späterhin umgangen würden. Summa, wir stecken unser Schwert wieder in die Scheide, ehe es Zeit ist.

Lieber Vetter, — nahm der Kurfürst das Wort — Ich halte es stets für räthlich, den Bogen nicht zu stark zu spannen, zur rechten Zeit die Hand zum Frieden zu bieten und mit einem kleinen Gewinn zufrieden zu sein, ehe man Alles auf's Spiel setzt. Ist Landgraf Philipp frei, wird den Beschwerden der Fürsten, die wir mit Recht führen, abgeholfen, ist uns die freie Ausübung der Religion zugestanden, was wollen wir mehr? —

Sicherheit für die Zukunft wollen wir haben! — unterbrach ihn der Markgraf rasch — That, nicht Worte! Mit Schulden belastet, kehre ich in meine Länder zurück, entlasse mein Volk und singe und bete auf meiner Plassenburg, was ich bisher auch konnte, wenn ich wollte; und wenn es dann einem hochweisen Rathsherrn von Nürnberg beliebt, über mich bei kaiserlicher Majestät Klage zu führen, oder der Würzburger oder Bamberger Bischofsmütze es einfällt, mich auf meiner Grenze zu necken und ich losschlage und der Kaiser, sich des jetzigen Zuges erinnernd, aus schuldiger Dankbarkeit die Acht über mich spricht, wie über Euren Vater, Landgraf von Hessen, und über den alten Kurfürsten, was dann? Werdet Ihr, lieber Vetter von Mecklenburg, von der Ostsee nach Franken ziehen, dem bedrängten Markgrafen zum Schutze? — Ihr, Kurfürst Moritz, Euren Kurhut d'ran wagen, dem alten Waffengefährten einen Reiterdienst zu erweisen? Ihr allein, Herr Landgraf, würdet vielleicht kommen; denn Ihr seid, wie ich, von Katholischen umgeben und kennt die Gefahr, wenn man so wie ein Eber im Dickicht von den Hatzhunden umstellt ist.

Und was ist der Sinn Eurer Rede? fragte der Kurfürst ernst.

Das man sich so ein wenig Luft macht, da man es kann! — antwortete der Markgraf — die Bisthümer zapft und die stolzen Reichsstädte rupft und sich so bei Kräften erhält, statt von Kräften zu kommen. Auf völlige Abstellung aller Beschwerde und hauptsächlich auf völlige Freiheit und freie Ausübung des Glaubens muß man dringen, das will sagen, liebe Herren, nicht daß man uns Ketzer duldet, nein, daß wir mit den Katholischen gleiche Rechte theilen, Summa, daß wir die Sache gründlich abmachen, den Vortheil eines Jeden vor Augen haben und nicht ein Einzelner zufrieden ist, wenn er seinen Theil erworben hat und sich dann um die Uebrigen nicht mehr bekümmert. — Bei diesen Worten traf ein scharfer Blick den Kurfürsten, der ihn gar wohl verstehen mochte.

Ihr habt weise gesprochen, — nahm dieser das Wort — Ihr habt an die Zukunft gedacht, das ist vorsichtig; aber die Gegenwart liegt uns näher, deßhalb von ihr zuerst. Laßt uns morgen gegen die Donau aufbrechen, Donauwörth ist uns von Bedeutung und in drei Tagen sind wir dort:

dann ohne Aufenthalt gen Augsburg. Ob man uns da einlaſſen oder die Thore ſchließen wird, wird viel beſtimmen. In Augsburg alſo das Weitere! — Bis dahin erſuche ich Euch, Markgraf Albrecht, die Vorhut mit Eurem Volke zu bilden. Und nun, Freundſchaft und Eintracht, Ihr Fürſten! — ſagte er, mit Würde zwiſchen ſie tretend — denn ohne ſie ſind wir nur ſchwankende Rohre, leicht zerbrechlich in der mächtigen Hand des Spaniers! — Indem er dies ſagte, reichte er jedem der Fürſten nach altdeutſcher Sitte die Hand, ſie thaten gegenſeitig ein Gleiches und befeſtigten ſo durch Handſchlag das Band, welches die Noth und gleiche Geſinnung, wenn auch nicht gleicher Zweck geknüpft hatten. Die Becher wurden auf Deutſchlands Wohl geleert und ſo trennten ſie ſich in Freundſchaft.

Während dies im Feldlager geſchah, ſaß Meiſter Klaus traurig in ſeinem Zimmer, denn ſeine lieben Freunde wollten ihn morgen Alle und für immer verlaſſen. Georg hatte ihm ſchon längſt ſeinen Entſchluß mitgetheilt, nach ſeiner Vaterſtadt zurückzugehen und den Blinden und ſeine Tochter zu ſeinen Aeltern zu führen; auch hatte er den Meiſter bereedet, ſein Geſchäft aufzugeben, Haus und Hof zu verkaufen und in Nürnberg oder in Augsburg ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen. Meiſter Klaus hatte auch gleich nach des Markgrafen Abreiſe ſchon allen Vorrath an Gold und Silber heimlich nach Nürnberg geſandt, jedoch ſeine Abſicht, Culmbach zu verlaſſen, weislich verſchwiegen. Noch konnte er ſeine Vaterſtadt nicht verlaſſen, hauſeten doch noch die Italienerinnen bei ihm. Als aber Laurette und Otto ſich in aller Stille davon gemacht, Franzeska allein noch zurück war und ihm ankündigte, daß ſie bald einen andern Aufenthaltsort ſuchen würde, ſo traf er alle Anſtalten, ſeinem jungen Freunde Georg und dem blinden Harfner, den er mit ſeinem Kinde immer lieber gewann, bald zu folgen.

Sie ſaßen heute Abend noch einmal in dem traulichen Stübchen beiſammen, wo ſie ſich in dieſer Zeit ſo manchmal zuſammen gefunden hatten und Meiſter Klaus manch liebes Lied vernommen hatte. Der Gedanke an die morgende Trennung machte ſie traurig, nur ſchienen Georg und Marie ſich zuweilen mit Blicken zu begegnen, denen der Troſt nicht fehlte, denn eine ſtille Neigung hatte die Beiden einander immer näher gebracht. Der Harfner ſaß auf ſeinem Lehnſtuhle, ſprach kein Wort und regte kein Glied, wie er zu thun pflegte, wenn ſeine Seele mit etwas ausſchließend beſchäftigt und ſein Gemüth bewegt war; der Meiſter war deſto unruhiger, bald trat er zu dem Alten, ſprach einige tröſtende Worte zu ihm, liebkoſ'te Marie und drückte Georg herzlich die Hand, dann eilte er hinaus, kehrte jedoch bald wieder zurück. Kein Wein, den die alte Urſula brachte, war ihm gut genug, ſo daß es ihn endlich ſelbſt in den Keller trieb, von dem Beßten zum Valettrunk heraufzuholen.

Als er die Becher gefüllt und dem Harfner den seinen hingeschoben hatte, sagte er mit bewegter Stimme: So soll es denn morgen getrennt sein, Ihr lieben Freunde, so wollt Ihr fortwandern und ich bleibe allein zurück? Das ist für mich betrübt! Bei Euch fand ich das Vertrauen zu Gott und zu mir wieder, bei Euch ward das schwankende Rohr zum festgewurzelten Stamm und nun soll ich Euch missen und allein stehen, weiß Gott wie lange! Deine kindlich frommen Worte, mein Georg, Deine süße Engelstimme, holdes Mädchen, und Deine ernste Lebensweisheit, Du hartgeprüfter, blinder Mann, soll ich nicht mehr vernehmen? Das macht mich beklommen und mir ist, als sei unsere Trennung für lange, wohl gar für immer. Darum sprecht mir Trost zu, denn ich bedarf seiner mehr als Ihr, die Ihr in Lieb' und Freundschaft vereint bleibt und mit einander wandert, mit einander Euer Schicksal theilt.

Wer kann das wissen! — sagte der Alte ernst. — Wer wagt es, mit sicherer Hand den Schleier von der kommenden Stunde zu ziehen!? Gottes Huld deckte des Menschen Zukunft mit undurchdringlichem Dunkel und gab ihm dann die Hoffnung als Trösterin zur Seite. — In meinem traurigen Leben — fuhr er fort und winkte seinem Kinde, daß es sich ihm näher setzen sollte, — habe ich oft die Erfahrung gemacht, wie die kommende Stunde uns das Erwartete so selten bringt und ich möchte fast das harte, fabelnde Wort sprechen: die Phantasie ist des Menschen einzige Freudengeberin.

Als der Alte schwieg, nahm Georg das Wort. — Lieber Herr! — sagte er — Ihr wurdet neulich durch die Ankunft des Markgrafen in der Erzählung Eurer Lebensgeschichte unterbrochen, jetzt, so nahe der Trennung von dem Meister! würdet Ihr ihm kein lieberes Andenken zurücklassen können, als wenn Ihr sie vollendet. Ihr befandet Euch in Eurer Erzählung eben auf der alten, verfallenen Burg zu Berneck, Marie saß zu Euren Füßen und aß aus ihrem weidengeflochtenen Körbchen die gesammelten Beeren —

Ihr habt Alles recht wohl behalten, Georg! — unterbrach ihn das Mädchen, und es schien sie zu freuen, daß ihr Bild aus jenem Augenblicke noch so lebendig vor ihm stand. Statt Antwort drückte er ihr die Hand; sie duldete es gern.

Ja, wie war es doch? — fuhr der Geselle nach dieser Unterbrechung fort. — Ja, wie Ihr so in Gedanken versunken da saßet, rauschte es hinter dem Gestrippe und schwarze, wilde Männer brachen hervor.

So war es! — fiel der Blinde ein. — Zwei wilde Männer mit struppigem Haar und furchtbaren Blicken stürzten auf mich zu, der Eine setzte mir den Dolch auf die Brust, der Andere packte das aufschreiende Kind. — Laßt das Kind los, Ihr wilden Gesellen! — rief ich — nehmt meine Habe, ich gebe sie euch gern! — Damit reichte ich ihnen meinen Quersack, worin mein ganzer Reichthum sich befand. Sie durchwühlten ihn, nahmen Alles,

auch den kleinen Becher heraus, durchsuchten meine Kleider, nahmen der zitternden Kleinen auch den Ring vom Finger und eilten in das Dickicht zurück. Freudigen, dankenden Blickes sah ich nun auf gen Himmel — hatten sie mir doch mein Kind und meine Harfe gelassen! — War ich auch so arm, daß mir nicht so viel blieb, meinen Hunger zu stillen, fühlte ich mich doch noch reich. Ich drückte die Kleine in meine Arme, sah mit Andacht und vertrauenvollem Herzen der untergehenden Sonne nach, griff dann in die Saiten meiner Harfe und stimmte ein Loblied zur Ehre Gottes an. Dann wanderte ich, mein Saitenspiel am Arme, die Kleine an der Hand, getrost in die Stadt hinab, stellte mich in den Kreis mehrer Bürger, die, sich auf dem Markte versammelt hatten, sang ihnen ein Lied und gewann mir Zehrung auf mehre Tage. — Meine Erzählung, wie man mich beraubt hatte, erweckte ihr Mitleid; denn sie wußten nur zu gut, daß gottloses Gesindel in der Gegend umherziehe, die der Adel auf seinen Burgen beschütze und besonders der von Grumbach.

Still, ich bitte Euch, still! — unterbrach ihn der Meister. — Nennt den Namen nicht oder nennt ihn mir leise.

Ich werde ihn noch öfters nennen müssen! — fuhr der Harfner fort. — Doch hört nur weiter! — Den andern Tag trat ich den Weg nach meiner Heimath an, Gefreß und Weißenstadt lagen bald hinter mir und ich sah die Thürme Wunsiedels. — Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen! —

Es ist doch ein eigenes Ding um die Heimath. Ist die Fremde auch noch so schön, steht man auch noch so entzückt vor den Palästen und den Denkmälern des Alterthums, das Giebeldach des Vaterhauses, die Linde, unter der man spielte, der einfache Glockenthurm und mehr als alles dies, der stille Friedhof, wo Vater und Mutter schlummern und die Erinnerung mit so schaurig wehmüthigem Hauch uns anweht — ach, lieber Herr, das ist zehn Mal mehr als jener Prunk! Nicht Staunen, nicht Bewunderung, Sehnsucht ergreift uns, Sehnsucht nach jener goldnen Zeit, nach jenen theueren Menschen erwacht. Aus jedem Baum, aus jedem Haus, auf jeder Stelle spricht uns die Erinnerung an und was das Schicksal über uns verhängte, alles bleibt zurück, frei wie in der Zeit der Kindheit athmet die gedrückte Brust, die lindernde Thräne bricht hervor, noch einmal ist man Kind und ist glücklich. —

Ich blieb nur kurze Zeit in meiner Heimath! — fuhr er nach einer kurzen Pause fort. — Die Erinnerung, anfangs wohlthuend, stimmte mich immer trauriger; denn mir war dort nichts geblieben, als das Grab meiner Aeltern, und sonderbar, mir war es hier drückender als an jedem anderen Orte, von Haus zu Haus, von Herberge zu Herberge zu ziehen und für Lohn zu singen und zu spielen. Darum wanderte ich eines Morgens aus nach den bischöflichen Landen und von da nach Frankfurt, zog immer längs dem Main hin und suchte mich zu täuschen und mich glauben zu machen, es sei der Neckar, wo ich mein Weib zum ersten Mal gesehen, und

so kam ich bald nach Zettlitz. Ich hatte zwar auf dem ganzen Wege viel von dem Raubgesindel gehört, das an der thüringischen Grenze bald diesseit bald jenseit hause; aber ein Armer fürchtet die Räuber nicht, er hat ja nichts zu verlieren! Ich kehrte deshalb getrost in dem Gasthause ein, fand dort eine Menge lustiger Gesellen, spielte und sang und verdiente mir manchen Groschen. Einer unter ihnen, der sich viel mit der Kleinen abgegeben hatte, setzte sich endlich zu mir und raunte mir zu: Spielmann! hier ist's nicht geheuer, mach', daß Du fortkommst! Immer landeinwärts — der Grumbach —

Still, still! unterbrach ihn Meister Klaus von Neuem.

Der Grumbach wirbt und da ziehen seine Gesellen von allen Weltgegenden her. — Ich in meiner Thorheit erwiderte auf diesen wohlgemeinten Rath ganz laut: — Zu verlieren habe ich nichts, was kümmert deshalb einen armen Meistersänger der Grumbach und sein Gesindel! — Kaum hatte ich aber das unvorsichtige Wort gesprochen, als die wilden Gesellen aufsprangen, doch einer von ihnen gebot Ruhe; sie gehorchten und kümmerten sich weiter nicht um mich, der ich wohl meinen Fehler einsah, mich ruhig fortschlich und bei Nacht ohne weiteres Abenteuer in Lichtenfels ankam. Am andern Tage zog ich landeinwärts gen Bamberg und setzte von da ungehindert meinen Weg gen Würzburg fort. Es begann schon zu dämmern, als ich bei Schwarzbach über den Main ging; denn ich wollte noch vor Nacht Dettelbach erreichen; aber Gott hatte es anders beschlossen. In einem Büschchen überfielen mich Gewaffnete, knebelten, banden mich und warfen mich und mein Kind auf einen Karren und jagten so mehre Stunden in der Dunkelheit mit mir fort. Endlich hielt der Karren, ich hörte eine Zugbrücke niederlassen, ein Thor aufrasseln und wir fuhren ein. Hier wurde ich zwar meiner Bande entledigt, mir meine Harfe wiedergegeben, aber in einem finstern Thurm mit meinem Kinde geworfen, wo ich ein schreckenvolles Jahr zugebracht habe, ohne daß ich nur einen Schimmer des Sonnenlichtes erblickt hätte —

Vater, wollt Ihr nicht aufhören? — bat Marie. — Es greift Euch zu sehr an.

Laß mich nur enden! — sagte der Alte. — Es ist mir, als ob ich heute dazu berufen wäre.

Ich lag mit meinem Kinde, wie ich Euch schon berichtete, im finstern Kerker; — fuhr der Harfner fort — Brot und Wasser war unser Speis' und Trank, Stroh unser Lager, ein feuchtes, niederes Gewölbe unser Himmelszelt, eine matte Lampe unsere Sonne. Anfangs murrte ich, haderte mit Gott, doch des Kindes Sanftmuth und Geduld, das nicht klagte, nicht weinte, gaben mir endlich auch die Kraft, mit Ergebung mein Schicksal zu ertragen. In dieser Zeit lehrte ich Marie die Harfe spielen, aber auch diese Freude sollte nicht lange dauern; denn bald sprang eine Saite

nach der andern, wie eine Hoffnung nach der andern mir entfloh und mein Saitenspiel verstummte und mit ihm die Stimme des Trostes.

Eines Tages — mehre Monden mochten wohl hier schon vergangen sein, öffnete sich die Thür meines Kerkers und ein großer, stattlicher Mann von wildem Ansehen trat mit dem Schließer, der mir täglich die sparsame Kost brachte, herein. Er setzte einen zinnernen Krug vor mich auf den Tisch und sagte mit höhnischem Lächeln: Du hast auf Deiner Wanderung so oft auf unsern Herrn, den Ritter von Grumbach geschmäht, heute ist ein feierlicher Tag für ihn und er sendet Dir aus besonderer Gnade einen Becher mit Wein, den Du auf seine Gesundheit leeren und Gott bitten sollst, ihm Glück und Heil zu schenken. Da nimm und trink'!

Beim Nennen dieses Namens schauderte ich zusammen. Was ich auf meinen Wanderungen von ihm gehört hatte, ließ mich ihn verabscheuen; auch mochte ich wohl zuweilen unvorsichtig genug gewesen sein, mich nicht im Guten über ihn geäußert und ihn geschmäht haben, und so zauberte ich. „Trink!" wiederholte der Mann. „Auch die Kleine muß Bescheid thun!" — Weiß Gott, wie mir bei diesen Worten der sonderbare Gedanke kam, es sei Gift in dem Weine — als ob meine Peiniger nicht Mittel genug gehabt hätten, mir den Tod auf andere Weise zu geben. Dieser Gedanke und mein Abscheu gegen den Ritter ließen es mich standhaft verweigern. Habe ich so lange Euer Wasser getrunken, — sagte ich keck — so will ich es auch heute! — Ich schob bei diesen Worten den Krug zurück und mochte dies wohl mit Heftigkeit gethan haben; denn ich stieß ihn um, so daß der Wein zu Boden floß. „Bube!" rief der Unhold, schlug mich, daß ich niedertaumelte und entfernte sich.

Als der Schließer mir am Abend mein Brot brachte und mich wieder verließ, nahm er die Lampe mit. „Zur Strafe Deiner Frechheit — sprach er — sollst Du auch dieses Lichtes beraubt sein!" — Und als ob ich mein trauriges Schicksal ahnete, schloß ich Marie in die Arme, schaute noch einmal auf ihr liebes Antlitz, blickte noch einmal in ihr frommes Auge und habe es nie wieder gesehen; denn der Grausame setzte mir Brot und Wasser in der Dunkelheit hin und trat nie wieder mit dem Lichte ein.

Er hielt inne und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, liebkos'te und küßte das Mädchen, das ihn zu trösten und zu beruhigen suchte und sich selbst nicht beruhigen konnte, dann fuhr er fort: Fortan war es Nacht um mich, die Saiten meiner Harfe gesprungen, der Anblick meines Kindes mir genommen; denn die graue Dämmerung, zu der sich nach langer Gewohnheit die dunkle Nacht endlich vor meinem Auge gestaltete, ließ mich doch ihr liebes Antlitz nicht deutlich sehen; nichts blieb mir als der Gesang. — Zu meinem Gott ließ ich nun mein Lied erschallen und wenn es so recht aus voller Brust tönte und in dem feuchten Gemäuer wiederhallte, dann kehrte das Vertrauen, das mir doch kein Mensch, kein Wüthrig nehmen konnte, in mir zurück.

So vergingen Monden. Die leise, sanfte Stimme des Kindes begleitete oft meinen Gesang und mit Ergebung ertrug ich mein Geschick; denn noch war ich und Marie wohl, noch fühlte ich mich von Hoffnung gestärkt. Aber jetzt begannen mir die Augen zu schmerzen, ich mochte sie wohl zu sehr angestrengt haben, um, trotz dem Dunkel, die Gegenstände zu erkennen; sie brannten mich, ich litt schmerzlich und das Wasser, was uns zum Trinken gereicht wurde, war den Augen die einzige Erquickung, die einzige Kühlung. So verlebte ich traurige Tage; der Gesang wollte mich nicht mehr erheitern und Mariens Stimme tönte mir nur wie eine leise Klage, die sich der jungen Brust entrang. Aber Gott läßt den Menschen nie, ohne daß ihm nicht eine Tröstung zur Seite steht, auch mir ließ er die Phantasie; sie zauberte mir aus dunkler Nacht das blaue Himmelszelt, sie ließ mir die Sonne meinen Kerker erleuchten, bettete mich auf weichen Pfühl und malte mir das Engelantlitz des Kindes immer rosenroth. Manch gutes Lied mag ich damals gedichtet, manch hoher Gedanke mich beseelt haben, aber das Lied ist verhallt, den Gedanken hat der Augenblick mit sich genommen und nichts ist mir aus diesen Tagen geblieben als der Schmerz des Erwachens. — Auch jetzt noch fühl' ich ihn.

Eilt doch, Vater! — bat Marie, ängstlich werdend — Eilt doch schnell über die Schreckenzeit hin; wie könnt Ihr nur so gern da verweilen?

Der Schmerz ward mein Erbtheil, mein Kind; er ist mir lieb geworden! — sagte der Alte — Es ist ein Pfund, das mir jenseits wuchern muß, und um nichts in der Welt gäb' ich ihn hin. Eines Tages, — begann er wieder, und sein Antlitz erheiterte sich, sein Auge hätte gewiß geglüht, wäre es nicht geschlossen gewesen — Eines Tages saß ich auf meinem Schemel, Marie lag neben mir auf dem Strohlager und schlief, da wandte ich meine Seele so recht innig zu Gott und — ich will es gestehen — bat den Barmherzigen um einen sanften Tod. Da war es mir, als träte ein Engel neben mich, nicht glänzend, nicht strahlend, nein! wie ein zarter, freundlicher Jüngling stand er da, legte seine Hand auf meine Stirn und sagte mild und freundlich: „Dein Wunsch sei Dir gewährt!" — und als sein Odem mich anwehte, durchrieselte es mich kalt und mir war es, als habe der Tod mich erfaßt, als läg' ich im Grabe, und die Nacht, die mich umgab, sei Grabnacht. Ich mochte über diesen Gedanken eingeschlummert sein und meine Hand im Schlafe die wenigen Saiten der Harfe berührt haben, sie tönten, und als ich von ihrem Klange erwachte, war es mir, als hörte ich ein Chor von Harfen und das Grab thäte sich auf und licht war es um mich. Mein Geist fühlte sich seiner Hülle ledig, ich schwebte auf, immer höher und höher der Sonne zu, die ich im vollen Glanze vor mir strahlen sah und in die mein Auge ungeblendet schauen konnte. Je näher ich ihr kam, desto größer, desto strahlender erschien sie mir, bald sah ich nur sie und der ganze Himmel schien mir ein Gluthmeer zu sein. Da sah ich plötzlich, wie sie sich theilte und zur Strahlenpforte ward, die sich vor mir

aufthat und das Paradies lag offen vor mir. Wie das Allerheiligste verbarg ein Strahlenglanz den Thron des Höchsten meinem Blicke, aber die lieblichen Engel, die ihn umschwebten, konnte ich sehen und die Heiligen und Frommen deutlich erkennen, die zu seinen Stufen betend knieen und heilige Hymnen sangen. Auch ich, von Andacht durchdrungen, sank anbetend nieder und neigte in Demuth mein Haupt. Da rasselte die Thür meines Kerkers, meine Sonne erlosch, mein Paradies war dahin, aber ein matter Schein dämmerte noch vor mir und ich vernahm die Stimme eines Engels, der mir sagte: „Steh' auf, alter Mann, nimm Dein Kind und Deine Harfe und ziehe von hier!" — Ich starrte nach dem Orte hin, woher die Stimme kam, sah aber nichts, nur hörte ich noch einmal sagen: „So steh' doch auf und wecke die Kleine!"

Marie! — rief ich.

Das Kind sprang auf, that einen lauten Schrei und sank mir in die Arme. „Eine Dame steht von uns! — Seht Ihr sie denn nicht?" — raunte sie mir zu.

Es ist ja dunkel um uns! — sprach ich aufhorchend — Ich sehe nichts! — „Dunkel? — sagte Marie — Es brennen ja Fackeln und die Tropfen am Gewölbe funkeln glänzend wie Edelgestein!" — Ich rieb mir die Augen, strengte sie an — ach, ich war blind! — Hatte sich auch meinem innern Auge das Himmelsparadies geöffnet, das Paradies der Erde war mir verschlossen. — „Kommt nur, Vater! — sagte Marie und faßte meine Hand — Kommt nur und folgt dieser freundlichen Dame!" — Es war des Grumbach's Gattin, die sich unserer erbarmt hatte. — „Ich will Euch leiten, Euch nicht verlassen!

Vater, Vater! — rief Marie, sich dem Alten in die Arme werfend — ich bitte Euch, nicht weiter; Ihr zerreißt mein Herz!

Und sie hat mich nicht verlassen! — sagte der Harfner und über sein Antlitz verbreitete sich Heiterkeit — Gott lohne es ihr!

Könnte die Tochter den Vater verlassen? — unterbrach ihn Marie — Ich that ja nur meine Pflicht!

Der Alte seufzte tief auf. Ach Gott! — sagte er und preßte Marien mit Heftigkeit an sich — Arme, verlassene Waise!

Was redet Ihr doch, Vater! — zürnte das Mädchen — Bin ich denn eine Waise? Seid Ihr mir nicht geblieben, wenn mir auch Gott die Mutter nahm?

Armes Kind! seufzte der Alte.

Da pochte es leise an die Hausthüre. — Wer stört uns denn schon wieder? brummte Meister Klaus und ging hinaus, die Thüre zu öffnen.

Der Harfner lauschte indessen, seiner Gewohnheit nach, was es draußen gäbe; Marie aber hatte nur Auge, nur Ohr für Georg, dessen Herz bei ihrem Anschauen hoch und freudig klopfte. Georg! — weckte ihn der Alte aus seinem Entzücken — mich däucht, ich höre draußen Wortwechsel.

Georg horchte an der Thür, riß sie schnell auf, stürzte hinaus. Der Lärm wurde nun stärker, heftiger das Fluchen und Toben fremder Stimmen. Jetzt, da man deutlich vernahm, daß sie draußen handgemein wurden, riß sich Marie von dem Vater los, stürzte nach der Thür, die sich öffnete und durch welche ein Mann von wildem Ansehn, ganz denen ähnlich, denen sie schon früher begegnet waren, eintrat. Kommt, Jungfer! — sagte er mit grinsendem Lächeln zu der Bebenden — Reicht Eurem Vater die Hand und folgt mir!

Wohin? fragte das Mädchen mit Fassung.

Werdet es schon erfahren! — erwiderte er — keine Umstände, der leiseste Laut und Ihr und der Alte seid des Todes!

Gehorcht! — sagte der Alte, die Hand nach seinem Kinde streckend — Laß uns der Gewalt weichen, Gott wird uns schützen!

Nimm die Harfe mit, Tobias, daß uns der Alte etwas vorspielen kann! — befahl, als der Harfner von seinem Sessel aufgestanden war, der Räuber einem Andern — Und nun kommt rasch und kein Wort, kein lauter Athemzug!

Marie gehorchte und leitete den Vater hinaus, doch als sie in die Hausflur traten, bebte sie zurück. Von einer Menge wilder Männer umringt, lagen der Meister und Georg geknebelt am Boden, über des Gesellen Gesicht rann Blut. Mein Georg! — schrie sie, Drohung und Alles vergessend, laut auf, ließ ihren Vater los und stürzte zu Georg hin. Aber plötzlich hielt sie an, auch ergriff sie schon der Arm eines Frechen, der sie fortschleuderte und den Dolch auf sie zückte. Nur ein Wort, — drohte er — und Du bist des Todes! — Marie warf noch einen Blick auf Georg, faßte bleich wie der Tod des Vaters Hand, sträubte sich nicht mehr und folgte dem Manne, der voranschritt und mit ihnen das Haus verließ.

Während Meister Klaus und Georg auf der Hausflur geknebelt lagen und mit klopfendem, angsterfülltem Herzen einen Wagen, der wahrscheinlich den Harfner und seine Tochter wegführte, rollen hörten, hatten mehre der Räuber das Haus, welches sie genau zu kennen schienen, durchsucht und was sie an Geld oder Geldeswerth fanden, zusammengepackt. Sie schienen mit ihrer Beute nicht sehr zufrieden zu sein, da der Meister glücklicherweise seine Kleinodien und das silberne Geräth nach Nürnberg geschickt hatte, deßhalb fluchten und drohten sie auch, ihn zu durchbohren, wenn er nicht gestände, wo er seine Reichthümer verborgen habe. Der Meister aber gab durch Zeichen zu verstehen, daß er ihnen nichts Weiteres angeben könne und so ließen sie sich beruhigen und zogen mit ihrem Raube davon.

Da nun Alles ruhig im Hause war, hoffte Meister Klaus, seine treue

Magd würde aus ihrem Versteck hervorkriechen und ihn und Georg ihrer Bande befreien, aber eine lange Stunde verging und niemand erschien; sie lagen in schmerzvoller Unruhe und niemand kam zu ihrer Hilfe. Da klopfte es endlich leise an die Thüre, es klopfte wieder, niemand konnte öffnen. Endlich that sie sich auf und Peterlein, der kurzweilige Rath, trat mit seinem Blendlaternchen ein und fuhr bei dem Anblicke der Gebundenen erschrocken zurück. Schnell war er bei der Hand, Georg von seinen Banden zu befreien, der dann den Meister der seinen zu entledigen half. — Sagt mir nur um Alles in der Welt, was ist geschehen? fragte der Kleine, und als ihm der Meister, der kaum aufrecht zu stehen vermochte, mit wenigen Worten das Vorgefallene erzählte, schüttelte er bedenklich den Kopf, wunderte sich nicht wenig und trat sogleich der Meinung Georg's bei, daß es nicht allein auf Raub, sondern hauptsächlich auf den Harfner und seine Tochter abgesehen sei. Noch mehr wurden sie darin bestärkt, als sie die Magd gleichfalls in ihrer Kammer geknebelt fanden, welche aussagte, daß sie vernommen, wie einer der Räuber die andern durch Drohungen abgehalten habe, das Zimmer Franzeska's, die sich eben abwesend befand, zu betreten. Da sagte Peter mit teuflischem Lachen! Das hat sicher der Grumbach gethan!

Ihr habt Recht, Peterlein! — rief Georg. — Ihr bringt mich auf die Spur. Schnell ihnen nach. — Lebt wohl! Er stürzte fort und der Meister sah ihm traurig nach; denn mit Georg verließ ihn sein einziger Freund.

Nun kommt nur und laßt uns sehen, was geschehen ist! — sagte der Kleine, den Meister aus seinem Stumpfsinn weckend. — Heute kann ich Euch noch mit Rath und That an die Hand gehen, morgen ziehe ich dem Herrn mit den Proviantwagen nach; denn so lange der Grumbach, der gestern zurückgekehrt ist, auf der Plassenburg das Regiment führt, schmeckt mir kein Trunk mehr und ich mag oben nicht mehr bleiben.

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als die Hausthüre sich öffnete und zu seinem Schreck Franzeska, von Grumbach begleitet, eintrat.

Guten Abend, Meister! — sagte dieser, dem Erstaunten treuherzig die Hand schüttelnd. — Ich bin gestern aus dem Feldlager zurückgekommen und wollte doch Euer Haus nicht vorbei gehen, ohne den Auftrag des Herrn auszurichten. Er läßt Euch den Harfner und sein Kind empfehlen und Euch sagen, Ihr möchtet ja Sorge für sie tragen, sie pflegen und warten lassen, er würde Euch Alles vergüten.

Diese Worte Grumbach's überraschten den Goldschmied, er starrte ihn mit Erstaunen an und fand nicht Worte, etwas zu erwidern. Doch Peter war nicht so überrascht als der Meister.

Die Vöglein sind ausgeflogen — sagte Peter — und das Nest ist leer, wie Ihr wohl wissen werdet, gestrenger Herr! Seht nur, wie sie hier unten ausgeräumt haben, und nun solltet Ihr erst sehen, wie es oben zu-

gegangen. Auf Eurem Zimmer, Signora, haben die Böſewichter furchtbar gehaus't.

Mein Gott! — ſchrie Franzeska auf. — Sagte ich es Euch nicht? wendete ſie ſich dann vergeſſend zu Grumbach und eilte hinauf.

Was ſpricht der Narr? fuhr der Freiherr jetzt Meiſter Peter an.

Wahrheit, Wahrheit, geſtrenger Herr! — entgegnete dieſer hohnlachend. — Ich habe geſehen, wie die Männer den Harfner und ſein Kind fortführten, habe ſie geſehen, wie ſie ſich mit dem Raube davonſchlichen. Ich kenne den Einen, ſah ich doch den Frechen heute noch, als ich mein Vesperbrod verzehrte, auf dem Schloſſe umherſchleichen. Ach, Ihr kennt ihn gewiß auch, wenn ich ihn Euch zeige. — Groß, lang, einen rothen Bart wie Judas Iſchariot, der unſern Herrn verrieth. — Beſinnt Euch nur!

Schweig, Narr! — unterbrach ihn Grumbach unwillig. — Seid Ihr beraubt worden, lieber Meiſter? — fragte er nun dieſen, der ihn ſcharf beobachtet hatte. — Iſt es wahr, daß der Alte mit ſeinem Kinde gewaltſam weggeführt wurde?

So iſt es! erwiderte der Goldſchmied.

Ei, ſo will ich gleich Anſtalt treffen! — rief Grumbach ganz entrüſtet. — Glaubt die Brut, weil der Herr nicht zugegen iſt, ſie dürften hier hauſen nach Wohlgefallen?

Eben weil der Herr zugegen iſt! murmelte Peterlein vor ſich hin. — Grumbach ſchien dies nicht gehört zu haben, fragte noch nach einigen Umſtänden und ging dann hinauf zu Franzeska, die ſich höchlich freute, daß Alles ſo gut gelungen und ſie ohne Schaden davon gekommen war. Schon vor ſeiner Abreiſe nemlich hatte ihn Franzeska angelegen, Marie und ihren Vater fortzuſchaffen. Andere nur nach ſich beurtheilend, fürchtete ſie immer noch, das ſchöne Mädchen möchte den Markgrafen von Laurette abziehen; überdies war ihr die fromme, ſtille Jungfrau zuwider und ſie haßte ſie ſchon ihrer Sittſamkeit wegen. Grumbach, dem anfangs der Harfner gleichgiltig war, da er ſich ſeiner nicht mehr erinnerte, wollte ſich nur an dem Goldſchmied rächen und fürchtete den Einfluß Mariens weniger. Seit ihm aber der Markgraf den Auftrag gegeben, den Harfner zu bewegen, in Culmbach zu bleiben, ihm bis dahin das Nöthige reichen zu laſſen und gegen ihn den Wunſch geäußert hatte, den Blinden mit ſeiner Tochter an ſeinem Hoflager zu behalten, ſeitdem einer ſeiner Leute den Alten als den Blinden wieder erkannt, den er nur auf Bitten ſeiner Gattin frei gegeben, fürchtete er ihn und ging ganz in Franzeska's Pläne ein. Da ſchon früher die Beraubung des Goldſchmieds beſchloſſen war, ſo wurde nun beides zugleich ausgeführt und der arme Blinde zum zweiten Mal ſeiner Freiheit beraubt.

Meiſter Klaus ließ ſich von dem Narren leicht über den erlittenen Verluſt tröſten, aber das Schickſal des Alten und ſeiner Tochter bekümmerte ihn ſehr; doch auch hier verſprach ihm Meiſter Peter Hilfe. — Er

wolle schon — meinte er — dem Markgrafen einen Floh in's Ohr setzen und ihn bestimmen, ernste Maßregeln zur Befreiung Mariens zu nehmen; denn er habe die feste Ueberzeugung, Grumbach sei der Anstifter alle des Unglücks! — Mit diesem Troste verließ er den Meister und ging auf die Plassenburg, wohin kurz vor ihm der von Grumbach gleichfalls zurückgekehrt war.

Mit mancherlei Plänen beschäftigt, nahm der Kleine alsbald seinen gewöhnlichen Schlaftrunk, legte sich zur Ruhe und freute sich des kommenden Morgens, der ihn weit weg von der Plassenburg und dem Verhaßten bringen sollte. Aber der Morgen erfüllte seine Hoffnungen nicht. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch, die Rüstwagen, die ihn mitnehmen sollten, waren schon seit Anbruch des Tages und früher fortgefahren, als es bestimmt war; er selbst hatte gegen seine Gewohnheit und ihm unerklärbar bis Mittag geschlafen und fühlte sich unwohl. Daß ihm Grumbach einen Streich gespielt habe, war ihm einleuchtend und er sann nun auf Rache.

Georg, welchen mehr als ein Beweggrund trieb, die Spur der Räuber zu verfolgen, hatte, so sehr sein Gemüth auch erschüttert war, dennoch seine ruhige Fassung nicht verloren. Er war, sich mit Geld und einem Pferde zu versehen, zu seinen Freunden geeilt, war dann ausgegangen, um an den Thoren Erkundigungen einzuziehen und erfuhr gleich an dem, das nach Koburg führt, daß ein Karrn, auf welchem mehre Menschen gesessen, spät am Abend die Straße nach Lichtenfells genommen habe. Er eilte ihm nach, holte ihn auch bei Anbruch des Tages bei'm Ueberfahren über den Fluß ein, erkannte die Räuber, sah aber weder den Harfner noch seine Tochter. Ihm war weniger an dem Raube als an dem Auffinden Mariens gelegen, überdies, wenn ihn die Räuber gewahrten, so konnte es leicht um ihn geschehen sein; er eilte daher schnell nach Culmbach zurück, setzte hier seine Nachforschungen fort und erfuhr endlich, daß das Fuhrwerk mit dem Blinden und seiner Tochter den Weg nach Erlangen genommen habe.

Da er nun wohl einsah, daß es unmöglich wäre, die Räuber einzuholen, beschloß er, wo möglich wenigstens ihre Spur zu verfolgen. In jedem Dorfe, in jeder Hütte forschte er nach, und so glückte es ihm, bis zu dem festen Schlosse Beiersdorf auf ihrer Spur zu bleiben. Hier schien ihn das Glück verlassen zu wollen, das Schloß wurde so streng bewacht, daß es unmöglich war, hinaufzukommen; im Orte selbst wußte man nicht, was dort vorging, und so blieb Georg nichts übrig zu thun, als die Burg noch am Abende mehrmal zu umschleichen, überall auf Kundschaft auszugehen und es übrigens dem Zufalle zu überlassen.

Dieser war ihm auch behilflich. Ein Weißgerber von Emskirchen, der in der nemlichen Herberge zu Beiersdorf eingekehrt war, erzählte zufällig,

daß markgräfliche Reiter einen blinden Harfenſpieler mit ſeiner jungen Tochter bei ihnen durchgeführt, die das Mitleid des ganzen Städtchens erregt hätten. Der Alte wäre ſtill und in ſich verſchloſſen, das Mädchen aber heiter und geſprächig geweſen und niemand hätte begreifen können, weßhalb der Herr, der doch ſonſt Geſang und die Spielleute ſo ſehr liebe, dieſes hübſche Kind und den alten unglücklichen, blinden Mann nach Hoheneck in Verwahrſam bringen laſſen, da beide ſo fromm ausſähen, daß ſie gewiß niemand ein Leid zugefügt hätten. Dies war für Georg genug, ſein Pferd ſatteln zu laſſen und nach Hoheneck zu jagen. Hier erfuhr er ſogleich, daß der Harfner geſtern angekommen, in der Nacht aber weiter geführt worden ſei; wohin? konnte ihm niemand berichten und jede ſeiner Nachforſchungen blieb nutzlos. Da entſchloß er ſich, auf das Schloß zum Amtmann ſelbſt zu gehen, von dem er allgemein erfuhr, daß es ein wackerer alter Mann ſei, den jedermann in der Nachbarſchaft liebe und ſchätze. Er trug ihm ſein Geſuch vor und bat, ihm nur zu ſagen, wohin die Unglücklichen gebracht worden wären.

Der Amtmann lächelte bei dieſer ſonderbaren Zumuthung des jungen Mannes. Mein Sohn, — ſagte er jedoch nicht unwillig. — Du ſcheinſt noch wenig mit der Welt bekannt zu ſein, da Du mir eine ſolche Frage thuſt. Soll es niemand wiſſen, wohin die Leutchen gebracht ſind, ſo werde ich Dir es gewiß nicht ſagen, ſoll es kein Geheimniß ſein, ſo würde es Dir jeder Neugierige im Orte ſagen können. Aber Du ſagteſt mir vorhin von gewaltſamen Wegführen durch Räuber. Berichte mir doch, was Du davon weißt.

Georg machte den Amtmann mit dem Vorgefallenen bekannt, der bedenklich ſein greiſes Haupt ſchüttelte. Ich rathe Dir, mein Sohn, — ſagte er zu Georg — unſern gnädigen Herrn, den Markgrafen, in ſeinem Feldlager aufzuſuchen und ihm den Vorfall zu berichten; ich glaube kaum, daß es mit ſeinem Wiſſen geſchehen iſt, obgleich ſeine Reiter die Gefangenen hierher gebracht haben. Doch Dich treibt, ſo wie mich es dünkt, mehr noch als Menſchenliebe zur Hülfe der Armen, und deßhalb wollte ich Dir wohl wünſchen, daß Du ſie auffändeſt, wenn Dir das Ziel nur nicht zu hoch läge. Nun geh', mein Sohn!

Die Worte: „wenn Dir das Ziel nur nicht zu hoch läge", hatte der alte Herr, beſonders das Wort hoch, ſo ſcharf betont, daß es Georg aufgefallen war und er auf dem Wege nach ſeiner Herberge immer darüber nachdachte. Nach Hohen-Landsberg! — dieſer Gedanke durchfuhr ihn plötzlich und zugleich erinnerte er ſich, daß Herr Ernſt von Maudelsloh, den er oft bei ſeinem Meiſter geſehen, dort befehlige. Er ſäumte daher keinen Augenblick und machte ſich auf den Weg dahin.

Es war ſchon ſpät am Abend, als er in Weichenheim, einem Dorfe, das an dem Fuße des Hohen-Landsberges liegt, ankam; hier kehrte er in einer elenden Herberge ein. Aber kaum begann es zu tagen, ſo zahlte er

seine Zeche, ließ sein Roß für jeden Fall satteln und packen und eilte zu Fuß den Berg hinauf. Nebel deckte noch die hohe Burg und rollte sich, vom Ostwinde gejagt, durch das Thal, bald aber brachen die Strahlen der Sonne hindurch, drückten die Nebel nieder und überglänzten gar freundlich die Burg.

Georg stand nun auf dem waldbewachsenen Berge, über dessen alten Eichen der nackte Fels ragte, auf den, der Zerstörung zum Trotz, die Veste gebaut war. Kein hoher Thurm überragte die alten Gebäude, nur westlich stand einer mit niedrigem Dache, der gemeinhin die Wohnung des Befehlhabers zu sein pflegte, weil man von da die Gegend rings umher am besten übersehen konnte. Das eigentliche Schloß, was in der Mitte der Befestigung lag, war ein altes, einfaches, mit vier Thürmchen auf der Seite versehenes Gebäude von geringem Umfange. Erst seit einigen Jahren hatte es der Graf von Schwarzenberg dem Markgrafen eingeräumt, der die Werke vermehrt und es ganz zu einem festen, fast unangreifbaren Posten gemacht hatte, der ihm einen festen Punkt zwischen den beiden Bisthümern gab. Mit ängstlichen Gefühlen begann Georg jetzt seine Wallfahrt, ungewiß, ob er sie dort finden würde; denn im Dorfe hatte er nicht das Mindeste von dem Harfner und seinem Kinde gehört.

Während er den steilen Fußpfad hinaufklomm, der nach einem kleinen Häuschen führte, das unfern des Einganges zu dem Schlosse auf der westlichen Seite des Felsens lag, stieg der Gedanke in ihm auf, ob er nicht besser gethan hätte, wenn er, statt Marie hier aufzusuchen, sogleich zu dem Markgrafen geritten wäre, der doch allein über ihre Freiheit gebieten könne. Aber einmal hier, schien es ihm thörig zu sein, umzukehren und er schritt munter nach dem Häuschen zu, wo ein freundliches Mädchengesicht, frisch wie der Thau, der auf dem Moose perlte und lächelnd wie die Frühsonne, zu einem Fenster heraus sah, ihn begrüßte und erstaunt war, schon so früh einen Fremden hier zu sehen. Sie bat ihn, einen Augenblick hier zu verweilen.

Während er ihrer harrend vor der Thüre stand, blickte er hinauf nach dem Schlosse, dessen Mauern hier auf steiler Felswand unübersteiglich jedem Angriffe zu trotzen schienen. Ein bärtiger Krieger lugte aus einem Vorsprungshäuschen heraus, überschaute die Gegend und brummte sein Morgenlied; sonst konnte er von dem Schlosse nichts gewahren, das dicht über ihm seine grauen Steinmassen den Wolken entgegen hob. —

Indessen war das Mädchen herausgekommen, stand in ärmlicher, aber reinlicher Kleidung vor ihm und lud ihn ein, bei ihr einzutreten.

Es ist nur ein schlechtes Gasthaus, — sagte sie freundlich — Es kehrt auch nicht viel bei uns ein, als die Leute vom Schlosse, aber tretet nur herein, eine warme Suppe soll gleich vor Euch stehen.

So wenig sich auch Georg sehnte, die schöne freie Natur mit der ärmlichen Hütte zu vertauschen, so war doch die Einladung des Mädchens zu freundlich, um widerstehen zu können, auch hoffte er, hier etwas von Marien zu erfahren. Er betrog sich nicht; denn kaum hatte das Mädchen ihr Versprechen gelöst und eine dampfende Mehlsuppe ihm vorgesetzt, als sie auf Georg's Frage auch gleich erwiderte, daß sie von den Knechten, die in dem Wasser, was sich dort vor dem Hause in der Vertiefung des Felsens sammle, die Pferde zu schwemmen pflegten, erfahren habe, daß ein blinder Spielmann mit seinem Kinde gefänglich auf die Burg gebracht, ihnen aber in dem innern Schlosse ein gut Quartier bereitet worden sei.

Die Knechte — fuhr sie fort — konnten nicht genug die Schönheit des Mädchens rühmen und die Neugier trieb mich hinauf, aber ich habe sie nicht gesehen, sie kam nicht an's Fenster; ich hörte sie jedoch ein frommes Lied singen und sie sang so schön! — Ach, Herr, wenn Ihr sie nur einmal hören könntet! Ich wollte es Euch wohl gönnen.

Ja wohl! seufzte Georg und sein unwillkürlicher Ausruf unterbrach für einen Augenblick die Redseligkeit des Mädchens.

Hättet Ihr nur Erlaubniß, auf die Burg zu gehen, — fuhr sie jedoch gleich wieder fort — so wollte ich Euch schon auf einen Fleck bringen, wo Ihr sie sehen könntet.

Wäre es denn gar nicht möglich, auf das Schloß zu kommen? fragte der Geselle.

Ohne des gestrengen Herrn von Mandelsloh Erlaubniß, der dort oben befehligt, würde es wohl nicht geschehen können. Ich will gern ein gutes Wort bei ihm einlegen, — sagte sie nach einigem Nachdenken — der Herr ist immer recht wohlwollend gegen mich, wenn ich seine Bestellung gut ausgerichtet und ihm allerhand von Sensheim mitgebracht habe. Gedulbet Euch nur, bis mein Vater aus seiner Kammer herunter kommt, dann will ich hinauf auf das Schloß und für Euch bitten.

Thue das, liebes Kind! — sagte Georg. — Der gestrenge Herr da oben kennt mich recht gut. Sag' ihm nur, ich käme von Meister Klaus, dem Goldschmied aus Culmbach und hätte ihn nothwendig zu sprechen.

Das Mädchen sprang nun eilig nach dem Schlosse hinauf.

Sie verweilte dort nicht lange und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß jemand kommen würde, den Fremden hinauf zu führen. Ein alter bärtiger Lanzknecht kam auch bald herunter und befahl mit gravitätischem Ernste dem Gesellen, ihm hinauf zu dem Hauptmanne zu folgen, nicht von seiner Seite zu weichen und sich nicht vorwitzig rechts und links umzusehen; Georg folgte ihm. Der alte Krieger, ihn fest im Auge behaltend, schritt rüstig durch das geöffnete Fallgatter, daß sich wieder hinter ihnen schloß, dann führte er ihn durch einen Zwinger, den längs der steilen Felswand auf der äußeren Seite hohes Pfahlwerk umgab, auf der

andern aber eine hohe Mauer mit einem Bollwerk, worauf mehre ganze Karthaunen aufgepflanzt waren.

So gelangten sie bald zu einer kleinen Pforte, die in den Thurm auf der Abendseite führte, wo Ernst von Mandelsloh sein Quartier hatte. Der Lanzknecht gab ein Zeichen, die Pforte öffnete sich, Georg trat mit ihm ein und stieg eine Wendeltreppe hinauf, die in ein Vorhaus führte, das mit den Ahnenbildern der Freiherren von Schwarzenberg behangen war. Hier mußte er einige Zeit warten; denn der Hauptmann saß noch bei seinem Frühstück, wo er sich dann nicht gern stören ließ.

Als Georg endlich vorgelassen wurde und in das getäfelte Zimmer trat, erkannte ihn Mandelsloh sogleich.

Seid mir gegrüßt, Georg! — rief er ihm zu. — Was bringt Euch hierher zu mir? Es müssen wichtige Dinge sein, daß Euer Meister Euch so weit von sich entfernt. Setzt Euch und nehmt einen Morgentrunk, Ihr habt mir in Culmbach manchen Becher mit gutem, altem Weine kredenzt, trinkt auch hier von dem Meinigen. — So! — Und nun, da Ihr getrunken habt, so beginnt; denn ich sehe Euch die Ungeduld in den Augen an.

Ihr habt immer ein weiches Herz gehabt, edler Herr! — begann nun Georg. — Waret stets so gütig, so mild gesinnt —

So weit es einem Krieger ziemt! unterbrach ihn der Hauptmann.

Habt Mitleid mit den Unglücklichen gehabt —

Hm! nicht immer; doch laßt das und kommt lieber zur Sache! — Was begehrt Euer Meister von mir?

Georg begann nun, ihm das Vorgefallene zu berichten, verschwieg jedoch seinen Argwohn und erwähnte Grumbach's mit keinem Worte.

Mandelsloh hatte ihm aufmerksam zugehört. — Ja, ja! — sagte er dann — das ist ein gar sonderbarer Handel. Aber wie kommt Ihr dazu, — fragte er plötzlich, sich besinnend — daß Ihr Euch deßhalb an mich wendet? Was weiß ich, wohin die Räuber die Dirne geschleppt haben?

Das wüßtet Ihr nicht, lieber Herr? — unterbrach ihn Georg und sah dabei dem Krieger treuherzig und zutraulich in's Auge. — Wüßtet nicht, daß sie in dem innern Schlosse wohnen, hättet sie nicht gestern Abend singen gehört?

Da hätte ich sie freilich sollen in's Burgverlies stecken lassen, wo sie niemand gesehen und gehört hätte, — sagte er verdrüßlich — aber der alte Mann dauerte mich und die Dirne war zu hübsch, um da unten zu vermodern. Ueberdies lautete ja auch mein Befehl nicht so. Nun, da Ihr es einmal wißt, so schadet es auch nichts, aber helfen kann ich nicht! Die Leute sind mir auf Befehl meines gnädigen Herrn zur Verwahrung übergeben, seine Reisigen haben sie hierher gebracht, was kann ich für sie thun?

Laßt sie mich sehen, nur einen Augenblick sprechen! bat Georg.

Der Hauptmann besann sich, dann sagte er lächelnd: Die Dirne ist wohl gar Euer Liebchen? — Nun, wenn dem so ist und da es nicht gegen

den erhaltenen Befehl ist, so will ich Euch selbst zu ihr führen. Aber macht es kurz; denn die Unterhaltung von Verliebten ist mir immer langweilig gewesen und allein laß ich Euch nicht.

Lieber Herr! — sagte Georg hoch erfreut, daß ihm sein Wunsch so schnell gewährt wurde — Bleibt in Gottes Namen bei uns, ich will ihnen nur einige Worte Trost und Hoffnung bringen, weiter habe ich nichts zu sagen.

Nun, — meinte Mandelsloh lächelnd — wir wollen sehen! — Er gürtete sein Schwert um und setzte den spitzen, mit Federn geschmückten Hut auf. — Kommt, Georg! — sagte er dann freundlich, ging die Wendeltreppe voran, die sie zu einem andern Pförtchen nach dem inneren Hofe brachte und bald standen sie vor dem Schlosse. — Wundert Ihr Euch nicht, — fragte er hier den Gesellen, den die Ungeduld immer vorwärts trieb — hier so wenig wie an dem äußern Thore den Brandenburgischen Adler zu sehen? Aber all' meine Vorstellungen und Bitten haben in der Zeit, als ich hier bin, den Herrn nicht bewegen können, das Wappen der Schwarzenberge abbrechen und das Brandenburgische aufrichten zu lassen, und Ernst Mandelsloh muß zu seinem Verdruß in einem Schlosse befehligen, an dessen Thore ein Wappen steht, was um keinen Heller besser ist als das seine.

Kommt doch, lieber Herr! bat Georg, der zu seinem Schrecken ein paar alte Lanzknechte auf sie zukommen sah und noch größeren Aufenthalt fürchtete.

Ihr seid verdammt eilig, junger Herr! sagte Mandelsloh, doch nicht im mindesten unwillig werdend, winkte den Soldaten, zu warten und pochte an die Thüre. Sie wurde ihnen geöffnet und sie traten ein. —

War es nun, daß der Krieger mit der Ungeduld des Gesellen seinen Scherz treiben wollte, oder daß es so in seiner Art war, er begann, ihm die alten Schlachtgemälde, auf denen die Farben kaum mehr zu erkennen waren, zu erklären; aber Georg hörte nicht darauf, seine Seele war bei Marien. Das mochte doch endlich Mandelsloh bemerken, er brach die Beschreibung der Schlacht bei Mühldorf ab und rückte nun endlich Georg's so lang ersehntem Ziele näher.

Als sie in dem innern Thurme hinaufgestiegen waren, zeigte der Freiherr nach einer kleinen Thür. — Dort wohnen sie; — sagte er — die kleine eiserne Thür ist Euer Paradiespförtlein, geht, öffnet sie! — Aber zu seinem Erstaunen eilte Georg nicht, sie zu öffnen, er blieb beweglos stehen und faßte des Hauptmannes Hand. Nur einen Augenblick verzeiht, lieber Herr! — bat er — Nur einen Augenblick!

Haha! — sagte der Krieger lächelnd — hatt' ich doch recht, das Herz ist mit im Spiele! und er blieb nun so lange ruhig stehen, bis Georg's Blick ihn bat, das Pförtlein zu öffnen.

Hier bringe ich Euch einen Bekannten! — rief Mandelsloh, als er die Thür aufgeschlossen hatte, den Gefangenen entgegen.

Marie, die hinaus in die weite Ferne geblickt hatte, wandte sich, sah den Gesellen und rief, sich vergessend: Vater! — Georg! mein Georg! und sank dem Jünglinge in die Arme.

Liebe Marie! — war Alles, was dieser stammeln konnte.

Georg ist da, unser guter Freund aus Culmbach? — fragte der Alte, und Freude leuchtete auf seinem Gesicht — So sprich doch, Marie! — Aber Freude und Schreck, vielleicht auch der Ort, wo sie ruhte, hatten ihre Lippen geschlossen, ihre Wange gebleicht, so daß, als Georg es bemerkte, er sie ängstlich auf den Sessel trug und das Fenster öffnen mußte, daß die frische Luft sie wieder erquicke.

Aber Marie, antwortest Du mir nicht? — fragte der Alte von Neuem — So rede doch, sprich! ist es unser Freund Georg, der hierher zu uns gekommen ist?

Es ist Euer Freund Georg! antwortete der Hauptmann.

Und wer seid Ihr, der statt meines Kindes mir Antwort giebt?

Ich bin der Befehlhaber dieses Schlosses, der markgräflich Culmbach'sche Hauptmann Ernst von Mandelsloh! — erwiderte dieser, mit soldatischer Gravität vor den Blinden tretend — Euer Kind ist vor Freude unwohl geworden, aber schon wird von Freundes Hand für sie gesorgt.

Meine Marie! — rief der Alte aufspringend — Ach, da steh' ich nun — jammerte er — und kann keinen Schritt vorwärts thun, nicht einmal meinem Kinde zu Hilfe! Herr, führt mich hin zu ihr, seid barmherzig! — Mandelsloh hatte, trotz seinem steten Kriegleben, ein weiches Gemüth, er besann sich keinen Augenblick und leitete den Harfner zu der Ohnmächtigen, die Georg durch allerlei Mittel, die ihm eben zu Gebote standen, wieder zum Leben zurückzurufen, sich bemühte. Während er ging, tappte der Alte schon mit der Hand nach ihr, endlich erreichte er die Zitternde und traf ihre Stirn. Kalt, kalt! — sagte er dumpf vor sich hin — als habe der Tod sie mit seinem eisigen Odem angehaucht, so kalt! — Nun, geh' nur an dieser Knospe vorüber, furchtbarer Geselle! Sahst Du denn den alten Blinden nicht? — Nimm ihn, da brauchst Du nicht erst die Augen zu schließen. Geh' nur an ihr vorüber!

Sie lebt! — rief Georg freudig aus — Ihre Wangen röthen sich, die Lippe zuckt!

Gelobt sei Gott! der Tod hat meine Bitte erhört und hat seine Beute fahren lassen! — jauchzte der Harfner — Marie, sprich nur ein Wort, ich seh' ja nicht das Leben auf Deinen Wangen zurückkehren, seh' Deine Lippen nicht zucken, deßhalb sprich nur ein Wort des Trostes —

Wo war ich? sagte jetzt das Mädchen, die Augen aufschlagend; doch als sie Georg erblickte, überzog Purpurgluth ihre Wangen, sie sank an des Alten Brust. Vater, — lispelte sie ihm zu — ich habe ihm mein Herz verrathen, ich habe an seiner Brust geruht!

Beruhige Dich, Kind! — sagte der Harfner, ohne die Umstehenden zu

beachten — Georg ist ein rechtlicher Mann, ein treues Herz, das auch Dir mit wahrer Liebe zugethan ist.

Ja, Marie, der Vater spricht wahr, er spricht aus meinem Herzen! — sagte der Geselle und reichte ihr die Hand, die sie, die Augen senkend, mit Zittern ergriff — Warum es uns auch länger verhehlen, Marie, daß unsere Herzen sich in treuer Liebe fanden? Ist dem nicht so, gute Marie?

So ist's! sprach sie leise und sank von Neuem in des Vaters Arm.

Mandelsloh, der dem Allen nicht ohne Theilnahme zugehört hatte, nahm jetzt einen Schemel, rückte ihn an die Thür, setzte sich und sah vor sich auf die Erde, wahrscheinlich aus Gutmüthigkeit, damit es den Schein habe, als bemerke er die Liebenden nicht. Diese achteten auch nicht auf ihn; der Augenblick, wo das erste süße Geständniß der Liebe tönt, ist kein Augenblick, der der Welt angehört. — Unbewußt, was um und neben uns ist, haben wir nur ein Gefühl, nur einen Gedanken und sind todt für alles Andere. So standen Georg und Marie Hand in Hand, Ang' im Auge, ihr Glück durchschauerte sie, doch waren sie sich dessen kaum bewußt, selbst den blinden Vater beachteten sie nicht in dem Augenblicke, wo sie sich ganz einander zu eigen gaben. Der leise Druck von Georg's Hand rief sie erst zum Leben zurück.

Für ewig bin ich Dein! sprach sie und wie vorhin die jungfräuliche Scham sie in des Vaters Arme geworfen hatte, so führte sie jetzt die Liebe, die überschwenglich glückliche Liebe an des Geliebten Brust.

Sie mochte lange so in stillem Entzücken geruht haben, als Mandelsloh, den die Sache zu langweilen begann, ihre Wonne störte. Macht der Sache ein Ende; — sprach er — ein Weilchen laß' ich es mir gefallen, das währt aber zu lange; Georg, sagt ihnen nun, was Ihr zu sagen habt; denn wahrlich! der Sessel ist hart und ich möchte nicht bis zum Mittag hier sitzen.

Schon bei den ersten Worten des Hauptmannes hatte sich Marie schnell aus Georg's Armen gerissen und leitete, vor Scham hocherröthend, den Vater zu seinem Sitze, schob für Georg einen Sessel neben ihn und setzte sich, die Augen niederschlagend, in das andere Fenster.

Nun beginnt! — brach Mandelsloh, ungeduldig werdend, das Schweigen — Nur noch wenige Augenblicke gebe ich Euch Zeit, dann wird der Rückmarsch angetreten.

Ich komme hierher, lieber Vater! — sagte Georg, durch des Hauptmannes Worte zur Eile gemahnt — Euch zu trösten und Hoffnung zu bringen. Ihr seid auf einem Schlosse des Markgrafen und befindet Euch in dem Gewahrsam eines edlen, menschenfreundlichen Mannes, der Euch nicht hart behandeln wird; deßhalb tröstet Euch und habt Geduld, der Markgraf will Euch, will mir wohl, und sicherlich seid Ihr nicht auf seinen Befehl hierher gebracht, und sobald er durch mich Euer Schicksal kennt, wird er Euch die Freiheit geben, deßhalb hofft und seid gutes Muthes. Ich

mache mich noch heute auf den Weg nach dem Lager der verbündeten Fürsten und hoffe mit Gott, bald wieder mit dem Befehl, Euch in Freiheit zu setzen, hier bei diesem edlen Herrn einzutreffen, der gewiß mit freudigem Herzen Euer mildes Gefängniß öffnen wird.

Da thut Ihr wohl daran, Georg! — nahm der Hauptmann das Wort — Ist dem so, wie Ihr mir sagt, so wird der Markgraf keinen Augenblick anstehen, Eure Bitte zu erfüllen; denn er ist ein gar gnädiger Herr.

Das gebe Gott! sprach der Harfner.

Und nun kommt, sagt der Dirne Lebewohl, ich will Euch die Freude nicht stören, will es draußen abwarten, aber macht nicht zu lange! Dies sagend, ging er hinaus.

Lebt wohl, Vater! leb' wohl, Marie! rief Georg. Das Mädchen trat auf ihn zu und reichte ihm verschämt die Hand.

Gott segne Euch, meine Kinder! — sprach der Alte feierlich — Möge der Himmel Euerer Liebe nie von Wolken umflort werden!

Leb' wohl! — sprach Marie, die Hand des Geliebten an ihr Herz drückend — Gott sei mit Dir, Georg! — So schieden sie in der Hoffnung baldigen Wiedersehens; die Gewißheit treuer Liebe blieb ihr zurück.

Du hast mich nicht lange warten lassen! — sagte der Hauptmann im Heruntergehen zu Georg. — Nun, etwas länger hättest Du immer drinnen bleiben können, das hätte ich Dir schon gegönnt. Nun aber komm' mit mir in mein Gemach, stärke Dich dort durch Speise und Trank zu einem tüchtigen Ritte.

Georg wollte Einwendungen machen.

Eile mit Weile! — fuhr der Hauptmann fort. — Ich will Dir einen Paß ausstellen, daß Du ungehindert zum Heere gelangen kannst, die Vorsorge ist wohl in dieser Zeit nöthig und da dies etwas Zeit erfordert, so versäumst Du nichts, wenn Du mir einen Hirschziemer verzehren und eine Kanne Wein leeren hilfst. Komm!

Georg gehorchte dem menschenfreundlichen Krieger gern, der den Befehl zur Ausfertigung eines Passes sogleich gab und sich dann, obgleich es noch früh war, an den schon gedeckten Tisch setzte.

Du hast mir ja noch kein Wort, keinen Gruß von meinem Freunde, dem von Grumbach gebracht, — begann nun Mandelsloh — und er ist doch, da er auf der Plassenburg wohnt, gewiß täglich in Meister Klausens Hause?

Eben weil er Euer Freund ist, schwieg ich! — entgegnete Georg, besann sich aber sogleich und lenkte ein. — Ich habe den Herrn vor meiner schleunigen Abreise nicht gesehen! sagte er doch in etwas verlegen.

Mandelsloh wurde nachdenkend, vergaß selbst Essen und Trinken und erwähnte Grunbach nicht weiter. Bald kam der Paß, er unterzeichnete ihn, was ihm freilich einige Anstrengung kostete, und wünschte Georg glückliche Reise, der nun auf dem Wege, auf den er gekommen war, das Schloß in Begleitung des grämlichen Landsknechtes wieder verließ, der ihn hinauf geführt hatte. — Als sie das äußere Gatterthor hinter sich sahen und der Lanzknecht, dem Georg ein kleines Geschenk in die Hand gedrückt hatte, eben wieder zurück wollte, sahen sie einen Reiter, dessen Roß von Schweiß triefte, in scharfem Trott den Berg herauf reitend.

Wer seid Ihr? fragte der Reiter, sein Pferd anhaltend und Georg scharf in's Auge fassend, diesen mit barschem Tone.

Ein Freund unsers Hauptmannes, um den Du Dich nicht zu bekümmern hast, Reitersmann! — nahm der alte Lanzknecht schnell das Wort. — Komm nur mit mir auf das Schloß und laß ihn ungehindert gehen. — Nun, gehabt Euch wohl, junger Herr!

Der Reiter ritt unmuthig hinauf, der Landsknecht folgte ihm; Georg aber, des freundlichen, bereitwilligen Mädchens gedenkend, bog, so sehr es ihn auch weiter trieb, nach dem Gasthause ein. Er fand aber hier die Dirne nicht, drückte dem Vater ein Stück Geld für die Zeche in die Hand und eilte den Berg hinunter. — Nun war er allein, nun konnte er sich seinen Gedanken, seinen Gefühlen, seinen Träumen hingeben, sein Glück erst ganz fühlen. Wie anders erschien ihm jetzt das alte Schloß, nach welchem er oft sehnsuchtsvoll zurückblickte, wie ganz anders erschien ihm die Natur, wie viel heiterer war ihm die Aussicht, wie viel freier und doch so bekommen war ihm jetzt die Brust. Nur mit sich und seinem Glücke beschäftigt, übertrug er seine Gefühle jedem Gegenstand, den er traf, er hatte nur Sinn für sein Glück, das er Allen gern mitgetheilt hätte. Da traf sein Blick am Fuße des Berges etwas, das dennoch seine Aufmerksamkeit anzog, er sah das Mädchen aus dem ärmlichen Gasthause, sein gesatteltes Roß an der Hand, eiligst den Berg herauf kommen; das war ihm auffallend, er verdoppelte seine Schritte, das Mädchen die ihrigen und bald trafen sie sich.

Herr! — rief sie ihm schon von weitem entgegen — besteigt schnell Euer Roß und jagt davon. Ein Reiter von Culmbach sucht Euch auf, hat in der Herberge, wo ich eben vor dem Fenster stand und es hörte, den Wirth befragt, ob kein junger Mann zu Roß, der nach dem gefangenen Blinden gefragt habe, bei ihm eingekehrt sei, und als der Wirth es bejahte und sagte, Ihr wäret den Schloßberg hinauf gegangen, sprengte der Reiter fort immer den Berg hinauf; ich aber ließ mein Körbchen im Stich, eilte in den Stall, wo ich Euer Pferd schon gesattelt fand, bat den Knecht, den ich gar wohl kenne, es aufzuzäumen und es durch das Hinterpförtchen mir hinaus zu führen, und da ich ihm versicherte, daß ich es Euch bringen wolle, und ihm einen Kuß zum Lohne gab, — setzte sie erröthend hinzu —

that er es und Gott muß es mir eingegeben haben, daß ich es Euch entgegen führe. Macht nur, daß Ihr fortkommt!

Sie verweigerte die Gabe, die ihr Georg bot, sprang die Klippen hinauf, Georg befolgte ihren Rath, schwang sich auf sein Roß und sprengte, das Dorf vermeidend, davon.

Das Mädchen hatte recht gehört. Grumbach, vorsichtig und listig, hatte über Georg Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß er in der Nacht zu Pferde die Straße nach Coburg eingeschlagen habe, wieder zurückgekehrt und dann zum Thore, das nach Erlangen führt, hinaus gesprengt sei. Ihm zuvor zu kommen, sendete er einen vertrauten Reiter ihm nach, der zugleich seinem Freunde Mandelsloh einen Brief mit näheren Befehlen in Hinsicht der Gefangenen bringen sollte. Der Reiter hatte auf dem Wege hierher Georg's Spur gefunden und eilte um so mehr, vor ihm den Hohenlandsberg zu erreichen. Er fand eben Mandelsloh noch mit dem Hirschziemer beschäftigt und übergab ihm den Brief.

Schon gut! — sagte dieser, als er ihn gelesen, die Stirne runzelnd. — Sorg' für Dein Pferd, dann sollst Du bald Antwort haben.

Herr! — nahm der diensteifrige Reisige das Wort — Ich habe —

Wahrscheinlich Hunger? — Geh' in die Küche! — unterbrach ihn mit befehlendem Tone der Hauptmann. — Geh'!

Als Mandelsloh allein war, entfaltete er den Brief und las ihn noch einmal.

„Werther Freund und Bruder!

„Ein Geselle Meister Klausens, des Goldschmieds, ein verliebter, „aberwitziger Bursche, Georg Tirschner mit Namen, verfolgt, wie ich so „eben vernommen, die nun wohl schon Dir übergebenen Gefangenen, den „blinden Harfenspieler und sein Kind, in das der Narr verliebt zu sein „scheint, um wo möglich sich ihrer zu versichern. Er ist eines reichen Bür„gers Sohn aus Nürnberg und Du weißt, wie die gegen unsern Herrn „gesinnt sind. Leicht könnte der junge Fant ein Paar Dutzend verwegener „Bursche auftreiben und ein Wagstück unternehmen, was ihm jetzt, wo der „größte Theil der Besatzung mit dem Herrn gezogen ist, leicht werden „könnte. Sei deßhalb auf Deiner Hut, und wo Du seiner habhaft werden „kannst, halte ihn fest und wirf ihn in's Loch, mein Befehl setzt Dich außer „aller Verantwortung. Auch mußt Du die Gefangenen durch einen Ver„trauten bei Nacht in den finstern Kerker unter der Roßmühle stecken „lassen und dann aussprengen, sie seien entflohen, so wendest Du jede toll„kühne Unternehmung von Dir ab. Du weißt, was sich so ein Nürn„berger und besonders, wenn ihn die Liebe spornt, zu unternehmen fähig „ist. Nochmals warne ich Dich, auf Deiner Hut zu sein. Es liegt in „mancherlei Hinsicht gar viel an den Gefangenen."

Hm! — brummte Mandelsloh und schob in seinem Unmuthe sogar den Becher von sich. — Das ist ein schlimmer Handel und Freund Grum-

bach hätte wohl können einen Andern dazu aussuchen; er weiß, zu dergleichen tauge ich nicht. Aber was nun zu thun? — Den Jungen, — so dachte er — der noch vor ein Paar Augenblicken so glücklich, so dankbar gegen mich war, einfangen? — Nein! Reise mit Gott, freundlicher Bursche! Der Markgraf, mein Herr, mag über Dein Schicksal entscheiden. — Dem alten, blinden Mann, der keine Freude mehr auf der Welt hat, das Bischen gesunde Luft rauben? Das arme Kind, dem ich seiner Züchtigkeit und Schönheit wegen ordentlich wohl will, in den fauligen Kerker werfen? — Das wäre eine Sünde gegen den Schöpfer, hätte er denn so eine liebliche Blume geschaffen, daß sie da unten vermodern sollte? Nein! — Ich will diesmal meinem Herzen folgen, will alle Vorkehrungen treffen, will selbst die Nacht wachen und die Runde gehen; aber hart will ich nicht handeln. — Und überdies — murmelte er von Neuem vor sich hin — kömmt es mir bald vor, als sei es ein arges Stückchen von Grumbach und der Herr wisse kein Wort von den Leuten. War er doch schon lange von Culmbach fort, als sie gefangen genommen wurden. Nun, zu ihrem Verderben thue ich nichts!

Dieser Entschluß stand fest und er traf seine Einrichtung darnach.

Rasch trabte indessen Georg's Klepper immer vorwärts, sein Herr ließ ihm die Zügel und glücklich, daß ihn sein Weg auf die Heerstraße führte, die das ungarische, muntere Roß nicht verließ, er würde sonst oft genöthigt gewesen sein, wieder umzukehren und den Weg zwei Mal zu machen: denn nur mit seinem Glücke beschäftigt, kümmerte Georg sich wenig um den Weg. So erreichte er am dritten Tage glücklich Donauwörth, aber obgleich die Sonne schon zu sinken begann, so trieb es ihn doch heut' noch über die Donau. Als er nun auf der Landstraße längs der Schmutter ritt und eben in Gedanken mit dem beschäftigt war, was er morgen dem Markgrafen vortragen wollte, sah er einen zweiräderigen Karren, mit einem Verdeck von bemalter Leinwand und mit einem schweren brabanter Gaul bespannt, vor sich her fahren, der sich gar sonderbar ausnahm. — Der Mann muß schwer geladen haben, — dachte er bei sich selbst — da er einen so starken Gaul vorgespannt hat. Und da er schon die Häuser von Draisheim, wo er übernachten wollte, vor sich liegen sah, hielt er sein müdes Roß an und folgte im Schritte dem sonderbaren Fuhrwerke. Aber wie erstaunte er, als er in der Ferne den Klang einer Schalmei vernahm, wie sie zu damaliger Zeit die Hirten zu blasen pflegten, und ein ihm wohlbekanntes Lied hörte. Schnell gab er seinem Pferde die Sporen, sprengte an den Karren heran und fragte den Fuhrmann: wen er fahre?

Affen, — erwiderte der Mann in niedersächsischer Mundart — die mein Herr, der Herzog von Cleve, dem Herzog von Baiern schickt.

Und blasen die auf der Schalmei? fragte Georg lachend.

Nein, so viel Künste sie auch machen können, das verstehen sie doch nicht! — erwiderte der Niederländer. — Es sitzt aber noch ein anderes

Geschöpf darin, das ich für guten Lohn bei Dünkelsbühl aufgenommen habe, um es nach Augsburg zu dem Markgrafen zu bringen; es macht mir aber alle meine Affen mit seinem Pfeifen und Geklingel unwirsch!

Kaum hatte er dies gesagt, so hörte Georg auch schon das ihm wohlbekannte Klingeln und erblickte Peterleins Kopf, den dieser aus der Leinwand herausstreckte. — Willkommen im Schwabenlande, Sanct Georg! — rief der Kleine — Wir ziehen wohl einen Weg?

Grüß' Dich Gott, Peterlein! — erwiderte der Geselle und reichte dem Narren die Hand — Aber wie sind ich Dich?

Gut! — sagte der Kleine — Ist es nicht gleich, ob man zwischen Menschen oder Affen sitzt? Beide sind tückischer Natur, beide zausen Dich, wo sie nur können und machen Dir, wenn Du ihnen einen Apfel hinwirfst, gern ihre Künste vor. Machen es die Menschen nicht eben so? — Da sitz' ich hier oben auf dem Kasten eines Pavians, der, wenn ich meine kurzen Beine nicht recht an mich zöge, gern mit seinen Krallen meine gelbwollenen Strümpfe zerrisse, und wenn nun die Bestien unter und neben mir unruhig werden, schreien und toben, so nehme ich meine Schalmeie, bkase ein Liedchen und Magister Körber hat auf der Plassenburg so andächtige Zuhörer nicht, wie ich hier in meinem Kasten; denn Alles wird still, die Affen kriechen in die Ecken ihrer Käfige und fürchten sich vor meiner schönen Musik. Aber wie weit wollt Ihr heute noch?

Bis Draisheim! antwortete Georg.

Das ist ja schön! — sagte Peterlein schmunzelnd — Mein schwerfälliger Karrengaul wird auch nicht weiter kommen; da habe ich doch an Euch einen Schutz und die Gassenbuben lassen mich in Ruh'.

Aber sagt mir nur, Peterlein, — fragte nun Georg — wie in aller Welt kommt Ihr in den Karren? Ich glaubte Euch schon lange bei dem Markgrafen.

Ja, — entgegnete der Kleine — wohin kann nicht ein Narr gerathen? Auf den Thron wie unter die Affen! Das Schicksal führt den Menschen, am meisten den närrischen Menschen, gar wunderlich. Auch mich hat es sonderbar geführt, seit wir uns nicht sahen; doch davon erst, wenn wir in unserer Herberge angekommen sind. Reitet nur voraus und bestellt ein gutes Nachtessen und ein weiches Bett; denn auf dem Affenkasten wird mein armer Leichnam gar zu arg gerüttelt.

Georg erfüllte seine Bitte, ritt voraus und besorgte Alles, wie der Narr es verlangt, und als dieser eingekehrt war, sattsam gegessen und getrunken und die müden Glieder auf einem alten Lehnsessel ausgestreckt hatte, begann er seine Erzählung.

Ich nahm doch in Culmbach Abschied von Euch, wollte am andern Morgen mit des Herrn Küchenwagen, wo mir die alte Gertraud ein bequemes Plätzchen eingerichtet hatte, nach dem Lager fahren und bei dem Herrn Eure und des Blinden Sache führen, aber es ging ganz anders.

Eine geschäftige Hand mochte mir ein paar betäubende Tropfen in meinen Schlaftrunk gethan haben, die mich länger schlafen ließen als ich sollte, und als ich erwachte, war es nicht mehr früh am Tage und die Bagage schon lange abgefahren. Ich zürnte, daß mich niemand geweckt hatte und erfuhr, daß der gestrenge Rath verboten hatte, den lustigen Rath zu wecken; also von daher kam der Wind und mein Plan war schnell gemacht. Zu Pferde, das wißt Ihr, kann ich nicht fort, auf einem Eselein zu reiten, da kommt man auch nicht vom Flecke und die Gassenbuben hätten mich, glaub' ich, gesteinigt. Ich mußte also ein Fuhrwerk haben; aber wie mir das verschaffen? Von Spionen war ich umgeben, das sah ich, und es bedurfte der List, um aus Grumbach's Klauen zu kommen, da fiel mir Meister Klaus ein, dem ich zwar eben nicht viel Unternehmunggeist zutraute, aber in der Noth ist auch ein halber Mann noch etwas. Ich schlich zu ihm, fand ihn, mir zu helfen, bereitwilliger als ich geglaubt hatte und redete mit ihm ab, daß er mir des andern Tages einen guten Wagen mit zwei tüchtigen Pferden vor das Erlanger Thor schicken sollte, mit denen ich auf gut Glück und sonder Bedeckung meine Reise antreten wollte.

Alles ging glücklich, ich konnte in der Dämmerung mein Bündel fortbringen, niemand bemerkte mich, als ich am frühen Morgen die Plassenburg verließ, und ich kam glücklich zu dem Wagen und fuhr ab, gelangte ohne Abenteuer nach Rothenburg, begegnete von da auf dem Wege nach Dünkelsbühl manchem Krieger, der mich beutelustig anhielt, aber bei dem Anblick meiner kleinen Person, meines kleinen Bündels und meiner schwarz und weißen Schellenkappe ließen sie mich in Ruhe; was sollten die vierschrötigen Kerle auch in ihren Pluderhosen mit meinen knappen Höslein machen? So kam ich den vierten Tag, denn ich reis'te aus Bequemlichkeit etwas langsam, in ein Wäldchen, nicht weit von Dünkelsbühl, da nesteten sich drei Reiter mit gar sonderbaren Gesichtern an meinen Wagen, beschauten mich und ich sie, und erkannte in ihnen gleich ein paar Gesellen Grumbach's. Sie befahlen jetzt dem Knecht, umzulenken und meinten, sie wollten mich schon einen bessern Weg zu einem guten Nachtquartier führen. Als nun der Knecht, von ihrer Drohung erschreckt, umlenken will, schrie ich und stellte mich, als ob ich fürchte, der Wagen falle um, sprang heraus, schlüpfte zwischen den Pferden hindurch in das Gebüsch und lief, so rasch mich meine krummen Beine tragen konnten, durch das Dickicht immer waldeinwärts. Aber zwei von diesen Unholden hatten abgesessen und waren hinter mir drein und hätten mich sicher erwischt; denn meine Schellenkappe, die ich doch nicht wegwerfen wollte, verrieth mich mit ihrem Geklingel, doch zu meinem Glücke erblickte ich einen alten, hohlen Eichstamm, in den kroch ich hinein, und wie die Jagdhunde, wenn sie die Spur des Hasen verloren haben, rechts und links springen und schnuffeln, so suchten die gottlosen Gesellen links und rechts. Ich aber stak ruhig in meinem Baume und rührte mich nicht, selbst als eine Wespe mich auf die Stirn

stach — noch könnt Ihr die Beule sehen — hatte ich die Kraft, den Schmerz geduldig zu ertragen und nicht mit dem Kopfe zu schütteln. Endlich wurden sie des Suchens müde und meinten, ich müßte in einen Dachsbau gekrochen sein oder der Teufel müßte mich geholt haben, gingen zurück und ich hörte sie mit meinem Wagen und meinem Päckchen davon fahren.

Als es nun zu dämmern begann, wagte ich mich aus meinem Verstecke und schlich, vorsichtig umherlugend, nach der Landstraße, und vom Schreck und Laufen ermüdet, setzte ich mich am Wege auf einen umgehauenen Eichstamm. Ein paar alte Weiber, die vorübergehen wollten, bekreuzigten sich, als sie mich da hucken sahen, und ein vorwitziger Knabe, der des Weges kam, sprang vor Schreck in den Wald. So saß ich, Andern ein Schrecken, in furchtbarer Todesangst, als der Karren mit Affen angefahren kam. Nach langem Unterhandeln nahm mich endlich der Mann ein, und wohl mir, daß ich kein Narr gewesen und mein Geld in den Bündel gepackt hatte, sonst wär' es mir übel gegangen und der niederländische Grobian hätte mich sicher nicht aufgenommen. So bin ich nun geborgen; denn in dem Kasten suchte mich kein Mensch, bin glücklich hieher gekommen und morgen wird ja auch Gott mich ferner schützen. Aber nun, Freund Georg, erzählt mir nun auch Eure Fata, berichtet mir, ob ein Glücks- oder ein Unglücksstern Euch auf Euerer Wanderung geleitet hat.

Georg erzählte nun seinerseits, was ihm auf der Reise begegnet war. Peterlein horchte aufmerksam zu, machte manchmal seine schelmischen Bemerkungen oder brach in Verwünschungen über Grumbach aus und bat endlich den Gesellen, ja nicht vor ihm zum Markgrafen zu gehen, sondern ihn zuerst mit dem Herrn sprechen zu lassen, weil er erst des Herrn Galle gegen Grumbach rege machen wolle, da überdies, so wie er schon auf der Plassenburg vernommen, die Italienerin von Burg Bernheim aus den Herrn begleite und Grumbach an ihr eine gute Fürsprecherin habe.

Georg versprach es und ließ auch am andern Morgen den Karren mit den Affen und dem Narren eine Strecke voraus, ehe er sein Roß bestieg.

Georg und Peterlein kamen fast zu gleicher Zeit vor Augsburg an, das sie schon in den Händen der Verbündeten fanden. Die protestantischen Bürger, als die bedeutende Mehrzahl, hatten sich für die Fürsten erklärt, die schwache Besatzung war in der Stille abgezogen und die Bürger hatten den Herrn die Thore geöffnet.

Georg suchte nun eine Herberge auf, Peterlein aber war schon vor dem Thore ausgestiegen und schlich nach der Wohnung des Markgrafen. Hier fand er die Fürsten bei einem Bankett versammelt und obgleich dies sonst sein eigentlicher Tummelplatz war, so hatte er doch heute keine Lust, seinen Witz zu üben und überdies hatte er noch einen Groll auf den Kur-

fürsten, der einmal in seiner Gegenwart gesagt hatte, daß er die Narren nicht liebe. Er setzte sich deßhalb still und unbeachtet in's Vorzimmer seines Herrn, das Ende des Festes abzuwarten.

Er hatte schon einige Zeit da gesessen und sich gelangweilt, als er in einem Gemache, dem des Markgrafen gegenüber, Geräusch vernahm; er lauschte und hörte leise sprechen, verstand jedoch kein Wort, und wollte, löblicher Gewohnheit nach, durch's Schlüsselloch zusehen. Er sah aber nichts. Da versuchte er leise die Klinke zu drücken, die Thüre war verschlossen; das dünkte ihm sonderbar, besonders da es ihm schien, als vernähme er drinnen eine weibliche Stimme. Seine Neugier ließ ihn nicht ruhen, er ging hinaus, schlich über den langen Gang, versuchte hier alle Thüren, die nach dem Gemache führen konnten, fand aber alle verschlossen, doch die letzte nicht, er öffnete sie und trat ein. — Es war ein Frauengemach, wahrscheinlich einer Zofe gehörig; denn weibliche Kleidungstücke lagen ungeordnet umher, aber was ihn wunderte, war der Spitzenkragen eines Junkers und ein Hut mit einer weißen Schwungfeder geschmückt, die er hier fand. Er trat in ein zweites Zimmer, da staunte er noch mehr. Neben einem mit gelbdamastenen Vorhängen behangenen Prachtbette lagen weibliche und männliche Kleidungstücke, zwar geordnet, neben einander, weibliches Nachtzeug, männliche Prachtkleider, ganz neu, als wären sie erst vom Meister Schneider gekommen. Doch seine Aufmerksamkeit verweilte hier nicht lange; denn er hörte ein leises Gemurmel im Nebengemache, bemerkte eine geöffnete Tapetenthüre und glücklich, seine Neugier befriedigen zu können, schlich er hin, öffnete sie mit Vorsicht noch ein wenig mehr und sah — zwei junge Männer, den Rücken nach ihm gewendet. Bei ihrem Anblick glaubte er sich schon in seinen Erwartungen betrogen; denn er hatte hier, während Alles bei dem Banket beschäftigt war, ein verliebtes Abenteuer zu belauschen gehofft und sah nichts als zwei junge, anständig, fast reichgekleidete Bursche, die mit einander im Wortwechsel begriffen zu sein schienen. — Eben wollte er sich wieder davon schleichen, als sich der Eine nach ihm wandte und er seinen Freund Otto in ihm erkannte.

Otto! rief er sich vergessend, öffnete die Thüre, trat hastig in's Gemach und auch Laura stand nun vor ihm.

Ihr seht nun die Folgen Eurer Thorheit, — sagte diese zu Otto, jedoch nicht im mindesten in Verlegenheit. — Wenn Euer Freund Peter plaudert, so habt Ihr Euch eine wohlverdiente Züchtigung von dem Markgrafen zugezogen. Geht und wagt es nicht wieder, zu mir zu kommen.

Ja, geht nur, mein lieber Otto — bat der Narr — denn träf' Euch der Herr hier, er spießte Euch auf wie der Koch eine Lerche. — Geht, besucht mich bald; denn wir haben allerhand mit einander zu plaudern.

Otto ging, ohne auf Alles dies ein Wort zu erwidern, nur in seinem trotzigen Blicke konnte man deutlich lesen: Und ich komme doch wieder.

Ein zudringlicher, kecker Burſche! ſagte Laura, da ſie ihn entfernt wußte.

Und doch ein ſchöner, feuriger, kühner, blondgelockter Jüngling, wohl eines ſüßen Minnelohnes werth! unterbrach ſie Peterlein und ſein Auge ruhte ſchalkhaft auf dem hübſchen Jungen, der dies nicht gehört zu haben ſchien.

Wie ſteht's in Culmbach; denn von daher kommt Ihr doch, Meiſter? — fragte ſie ablenkend. — Habt Ihr meine Mutter geſehen und was macht ſie?

Sie ſitzt daheim ruhig im Neſte, Signora, gleich einem Grasmücken Weibchen, das dem Kukuk ein Junges aufgezogen hat und es jetzt ſeinen erſten Ausflug machen ſieht.

Laßt Euern Witz, Peter! unterbrach ihn Laura.

Wie könnt' ich das? Ein Narr ohne Witz iſt wie eine Braut ohne Myrthenkranz, ſeine ſchönſte Zierde fehlt ihm.

Narr! — unterbrach ihn Laura unwillig, lenkte jedoch bald ein und fragte: Was macht Marie und ihr blinder Vater, der treue Georg und unſer ewig mit der Welt und ſich ſelbſt uneinige Wirth?

Ihr fragt viel auf einmal! — erwiderte der Narr. — Ich will verſuchen, ob ich Euch auf Alles antworten kann. Zum Erſten der Harfner und ſein Kind, — hierbei faßte er Laurette feſt in's Auge — die ſind — aber ich bitte Euch, verrathet mich nicht! — ſagte er plötzlich, mit geheimnißvoller Miene einhaltend — die ſind gewaltſam entführt! — Laurette konnte bei dieſer Nachricht ſich eines Lächelns nicht verbergen. — Und errathet, auf weſſen Befehl? — Auf des Markgrafen Befehl! — Sie werden bald hier ſein.

Anfangs erblaßte das Mädchen, ſchnell aber faßte es ſich. Das glaube ich nicht, Peterlein! — ſagte ſie mitleidig lächelnd — Da ſeid Ihr falſch berichtet.

Wie Ihr meint! — fuhr dieſer unbekümmert fort. — Zum Zweiten, der treue Georg iſt hier.

Hier?

Ja, hier in Augsburg; gleicht einer Glucke, die ihre Flügel über die Küchlein breitet, um ſie gegen den Stoßvogel zu ſchützen. Er wird bald hier im Hauſe ſein, um mit dem Herrn über den blinden Spielmann und ſeine Tochter zu ſprechen. — Zum Dritten, der ewig mit ſich und der Welt unzufriedene Meiſter gleicht einer gerupften Gans, die ſchnatternd umher läuft und niemand gibt ihr, trotz ihres Geſchreies, nur eine Feder wieder.

Ihr ſprecht in Räthſeln, Peterlein! ſagte Laura.

Meine Räthſel, werthe Dame, ſind von Euch wohl leicht zu löſen. — Eure Mutter ſcheint ob Eurem Ausflug vergnügter zu ſein als Georg über die Entführung Mariens, und den armen Meiſter Klaus haben Diebe ge-

rupft. Nun wißt Ihr Alles, aber irr' ich nicht, ſo höre ich den Herrn kommen, ich muß von hier ihm entgegen. Riegelt nur auf, der rechte Vogel will einfliegen.

Raſch eilte er nun auf den Weg, den er gekommen war, zurück, trat unangemeldet in des Markgrafen Zimmer und blieb mit einer Armenſünder-Miene an der Thüre ſtehen.

Ei, Peterlein! — redete ihn der Markgraf an, der mit dem Oberhofmeiſter auf und ab ging. — Iſt es Dir endlich gefällig geweſen, zu kommen? Nun gut, daß Du da biſt, wir bedürfen hier Deiner Schwänke; denn es geht hier gar ernſt her.

Und warum biſt Du nicht mit dem Küchenwagen gekommen, wie ich es befohlen hatte? — nahm der Oberhofmeiſter das Wort. — Haſt gewiß neue Unkoſten gemacht?

Lieber Herr! — entgegnete Peter. — Der Freiherr von Grumbach hatte mich ſo lieb gewonnen, da wollte er mich nicht fortlaſſen, gab mir einen Schlaftrunk ein und da mich niemand weckte, verſchlief ich die Zeit.

Alſo auch einmal über den Durſt getrunken? ſagte der Markgraf lachend.

Nein, mein gnädiger Herr! — erwiderte Peter. — Ich hatte nur meinen gewohnten Becher geleert aber ſie hatten mir ſo etwas Teufliſches hineingemiſcht.

Wie ſoll ich das verſtehen? fragte der Markgraf; ehe aber Peter noch antworten konnte, trat ein Diener ein und meldete den Goldſchmiedgeſellen Georg, von Eulmbach, der den Herrn zu ſprechen wünſche.

Hat er ſich eines Beſſeren beſonnen? — ſagte der Markgraf lächelnd. — Aber heute bin ich nicht bei Laune, er kann morgen wieder kommen.

Was mag der junge Mann hier im Feldlager wollen? — nahm jetzt der Oberhofmeiſter das Wort. — Er iſt ein rechtlicher Menſch, von unbeſcholtenem Wandel —

Der Geſelle will ſich nicht abweiſen laſſen, er gibt vor, wichtige Dinge Eurer fürſtlichen Gnaden vortragen zu müſſen! berichtete der eintretende Diener.

Laßt ihn herein kommen, gnädiger Herr! — bat der Narr. — Sie haben ihm ſeine Taube weggefangen und die ſollt Ihr ihm wieder verſchaffen.

Er komme! befahl der Fürſt und Georg trat alsbald herein.

Sei mir willkommen, ehrlicher Burſche! — redete der Markgraf Georg an — Haſt Du Dich beſonnen? Willſt Du in meine Dienſte treten oder führt Dich ſonſt etwas zu mir?

Gnädiger Herr! Vor dieſem edlen Manne darf ich wohl offen ſprechen? nahm Georg das Wort, auf den Oberhofmeiſter zeigend.

Das kannſt Du! — ſagte der Markgraf und winkte Peter, ſich zu entfernen — Nun rede und mach' es kurz.

Ich komme zu Eurer fürstlichen Gnaden, Gerechtigkeit zu erflehen.

Das Recht soll Dir werden! — erwiderte der Markgraf ernst — Gegen wen klagst Du?

Gegen Euren Rath Wilhelm von Grumbach!

Bursche, bedenke wohl, was Du sagst! — fuhr der Markgraf auf — Ich lasse meine treuen Diener nicht ungestraft verläumden!

Mein Leben sei Euch verfallen, wenn ich ein Verläumder bin! — entgegnete Georg mit Ruhe — Erlaubt, gnädiger Herr, daß ich Euch meine Sache vortragen kann.

Thu' das! — sagte der Markgraf immer noch verdrießlich — Ich liebe zwar dergleichen Geschäfte nach einem Bankete nicht, doch heut' mag's sein. — Er setzte sich und winkte dem alten Herrn, ein Gleiches zu thun. Georg begann nun, den ganzen Hergang zu erzählen, und nur mit Mühe konnte der Fürst seinen Unwillen mäßigen, der oft gegen den Erzähler, öfterer noch gegen den Angeklagten losbrechen wollte.

Als Georg geendet hatte, schellte der Markgraf. Ein Diener trat ein. Der Schreiber komme und der Junker von Altenstein soll sich zum Ritt bereit halten! — befahl er diesem, dann ging er im Zimmer heftig auf und ab, pfiff sein Liedchen und murmelte zuweilen unverständliche Worte vor sich hin. — Melchior, — sagte er dann zu dem Oberhofmeister und seine Faust ballte sich krampfhaft und nur mit Mühe konnte er seine Wuth unterdrücken — diesmal will ich mit Gelassenheit untersuchen, will bedächtig handeln, aber streng strafen; Du stehst, wie ruhig ich bin —

Das seid Ihr nicht, gnädiger Herr! — erwiderte der Alte lächelnd — Ihr bebt vor Zorn, mäßigt Euch, ehe Ihr einen Entschluß faßt.

Du thust mir leid, armer Junge! — wandte sich dann der Markgraf zu Georg — Ich will nicht fragen, ob Du dem Mädchen mit Liebe zugethan bist, oder ob Dich bloß die Anhänglichkeit an Deinen Meister und das Mitleid zur thätigen Hilfe aufgefordert hat, aber es sei wie es will, ihnen soll Recht werden. Wehe Dir aber, hast Du mich hintergangen!

Das hab' ich nicht, gnädiger Herr! sagte Georg furchtlos.

Freiheit soll den armen Leuten werden, — fuhr der Markgraf immer noch aufgeregt fort — Entschädigung soll ihnen Grumbach geben und aus seinem Seckel. Ich will für den Alten sorgen als wär' er mein Freund, für Marie, als wäre sie — doch wozu die Worte! — Gut, daß Du kommst! — sagte er zu dem Schreiber, der eben eintrat — setze Dich und schreib'.

Gnädiger Herr! — bat der Oberhofmeister, während der Markgraf brummend und pfeifend auf und ab schritt und Georg unbeachtet und noch immer erwartungsvoll an der Thür stand — Euer Blut ist noch in Wallung, reitet ein Stündlein spazieren und dann erst handelt.

Du meinst wohl, Alter, — erwiderte Markgraf Albrecht unwillig — der Wein jage mir das Blut nach dem Hirn und das mache mich so wild? —

Du irrst! Die Schandthat empört mich, das Benehmen eines Mannes, der mir, besonders im jetzigen Augenblicke, wo jahrelanges Brüten zur That werden soll, so unentbehrlich ist, das ist es, was mich kränkt!

Ich weiß es, gnädiger Herr — unterbrach ihn der Oberhofmeister, ängstlich durch Blicke auf Georg und den Schreiber zeigend — deßhalb müßt Ihr ruhig sein, ehe Ihr über die Sache entscheidet. So sehr ich Grumbach hasse — Ihr wißt es! — sagte er leise — so wenig dürft Ihr jetzt um solcher Sache willen mit ihm brechen.

Der Markgraf schwieg, ging noch einige Mal auf und ab, dann sagte er plötzlich zu dem immer mit der Feder in der Hand Harrenden: Schreib'! — Der Schreiber gehorchte.

Von Gottes Gnaden Albrecht, Markgraf von Brandenburg u. s. w. — las dieser dann laut.

Schon gut, schon gut! — sagte der Markgraf, dann dictirte er ihm immer auf und abgehend, oft einhaltend und das, was geschrieben werden sollte, mit Heftigkeit sagend:

Unsern günstigen Gruß zuvor,
Lieber, Getreuer!

„Uns ist hinterbracht worden, wie der von Grumbach, unser Rath und „Statthalter auf dem Gebirge, Euch einen blinden Meistersänger und seine „Tochter in Verwahrsam nach dem Hohen Landsberg zugeschickt hat. Da „dies gegen Unsern Willen und Gebot geschah, so habt Ihr sie sogleich ihrer „Haft zu entlassen, sie mit dem Nöthigen zu versehen und dem Junker „von Altenstein zu übergeben, der sie zu Uns führen wird. — Datum zu „Augsburg, den 18. April des Eintausend fünfhundert und zwei und „funfzigsten Jahres.

Unserm Hauptmann von dem Hohen Landsberg
und Lieben, Getreuen,
Ernst von Mandelsloh."

Da nehmt! — sagte er zu dem Junker, der eben reisefertig eintrat — Reitet in Begleitung einiger Bewaffneten nach dem Hohen Landsberg, übernehmt von dem dortigen Hauptmann einen Harfner und seine Tochter, laßt Euch von dem Seckelmeister das nöthige Geld geben und führt sie mir zu. In Dünkelsbühl sollt Ihr die Weisung finden, wo Ihr mich treffen könnt. Nun reis't mit Gott!

Euere fürstlichen Gnaden verzeihen, daß ich unterbreche; — sagte jetzt Georg, hervortretend — es ziemte wohl mir am beßten, daß ich der Bote wäre, der ihnen ihre Freiheit brächte, besonders da sie mir zu meinen Aeltern nach Nürnberg folgen wollen.

Ihr? — sagte der Markgraf, sich rasch nach ihm wendend — Ihr bleibt so lange hier im Verwahrsam, bis ich weiß, ob Alles so ist, wie Ihr mir berichtet habt!

Ueberdies, gnädiger Herr, — fuhr Georg fort, ohne sich des Mark-

grafen ernstes Gesicht schrecken zu lassen — zweifle ich, ob der Blinde mit seiner Tochter in Euer Feldlager zu kommen begehrt.

Es ist mein Wille! — sagte der Markgraf herrisch — und deßhalb soll es so sein!

Euer Wille, gnädigster Herr, — nahm Georg, jedoch mit bescheidenem Tone, das Wort — kann wohl nicht über den Willen eines freien Menschen gebieten.

Reichsbürger von Nürnberg! — drohete Markgraf Albrecht — prüfe meinen Langmuth nicht zu sehr, ich ehre Kühnheit, strafe aber Frechheit! — Nehmt ihn mit, Junker, — befahl er dem Altenstein — sorgt, daß er in strenge, aber gute Verwahrung komme und daß ihm niemand Leid zufügt, weder mit Wort noch That.

Der Gewalt muß ein jeder weichen! sagte Georg, verbeugte sich und olgte, ohne ferneres Widerreden dem Junker, auch der Schreiber durfte abtreten.

Liegt doch ein sonderbarlicher Trotz in dem reichsstädtischen Volke! — fuhr jetzt der Markgraf auf, als er mit dem Oberhofmeister allein war — Der ärmste Handwerker dünkt sich so gut wie ein Edler, die Reichen meinen, sie müßten es den Grafen gleich thun, und die Patrizier, die dünken sich vollends höher als die Fürsten. Stadtwohlfahrt ist ihr Wahlspruch, als ob ihre Stadt das einzige Paradies der Welt wäre und Gott das Land ringsumher nur für sie geschaffen hätte. Haben immer die Freiheit im Munde und bald herrscht das Volk, bald die Patrizier, und sie kämpfen und streiten sich um die Gewalt und so gibt es bei ihnen auch nichts weiter als Herren und Knechte; denn es gibt Arme und Reiche; aber warte, du stolzes Nürnberg, das immer um sich her gegriffen und sich zu einem Fürstenthume ausgebreitet hat, ich will dich einengen und zwacken, und gönnen mir die Andern auch nicht, daß ich dich zuvor schlage, will ich dich fettes Hühnlein doch so rupfen, daß du lange zu thun haben sollst, bis dir die Federn wieder wachsen!

Die Stadt ist mächtig — sagte Melchior von Schaumburg — und hat immer männlich den Markgrafen, Eueren Vorfahren, widerstanden; sie hatten nie Segen von den Fehden mit Nürnberg.

Das weiß ich wohl, alter Herr! — unterbrach ihn der Markgraf, über den Widerspruch verdrießlich — Selbst der mächtige Albrecht Achilles, mein kriegerischer Ahnherr, vermochte nichts gegen sie. Aber die Zeiten haben sich geändert; damals hielten die Reichstädte in Eintracht zusammen, jetzt trennt sie der Eigennutz und der Neid, damals stritten sie um ihre Freiheit, jetzt um die Erhaltung ihres Habes und Gutes. Zu jenen Zeiten zogen die Gewerke zu Felde und stritten für ihren Heerd, jetzt geben sie mit grämlichen Gesichtern einen Theil ihrer Reichthümer her, um Söldner zu werben. Es sind nicht mehr die Alten! Gib nur Acht, wie ich sie zu Paaren treiben werde. Doch das wird die Zeit lehren, jetzt — habe ich

doch heute schon selbst während des Bankets so manchen Verdruß gehabt — jetzt will ich auch ein Stündchen der Freude widmen. Gehab' Dich wohl! Er ging hinüber zu Laura.

Nur wenige Tage blieb das verbündete Heer vor Augsburg, dann zog es vor Ulm, von welcher Stadt man vorher 3 Tonnen Goldes und den dritten Theil ihres Geschützes und ihrer Munition gefordert hatte. Die Reichsbürger schlugen diese unbillige Forderung ab und die Belagerung der Stadt wurde beschlossen. Aber hier brach der Unfriede aus, der schon seit einiger Zeit im Stillen zwischen dem Kurfürsten und dem Markgrafen Wurzel gefaßt hatte. Der Kurfürst wollte sich die Reichsstädte zu Freunden erhalten, der Markgraf meinte, man müsse die Gelegenheit zu ihrer Demüthigung nicht vorbei gehen lassen, der Kurfürst wollte Alles mit Bedacht ausführen, der Markgraf Alles mit Gewalt durchsetzen und so entzweiten sie sich in einem Kriegsrath, der über die Führung der Belagerung gehalten wurde. — Markgraf Albrecht's Meinung war, das ganze Gebiet von Ulm nach und nach mit Feuer und Schwert zu verwüsten und so die Stadt, um ihre Besitzungen zu retten, zur Uebergabe zu zwingen. Der Kurfürst verweigerte dies grausame Mittel und da er überdies eine Einladung König Ferdinand's erhalten hatte, zu ihm nach Passau zu kommen, um hier über den Frieden zu unterhandeln, so ergriff er diese Gelegenheit, sich entfernen zu können, trat rücksichtlos gegen den Markgrafen auf und da dieser halsstarrig auf seinem Plane beharrte, ließ er sein Heer gegen Stockach aufbrechen und trennte sich ganz von seinem Verbündeten, der Landgraf und der Herzog von Mecklenburg folgte ihm; er selbst eilte nach Passau.

Hatte der Kurfürst geglaubt, den Markgrafen durch diese Trennung zu kränken, so hatte er sich geirrt. Albrecht war froh, ihn los zu sein und frei schalten und walten zu können wie er wollte. Wußte er doch, daß seine Freunde, der Graf von Oldenburg und Jobst von Dahlbeck, mit 300 Reitern und 6000 Mann Fußvolk zu ihm zu stoßen im Anzug waren und so dünkte er sich stark genug, da er überdies von Frankreich dreimonatliche Hilfgelder ausgezahlt erhalten hatte, mit eigenen Mitteln seine Plane auszuführen. Er begann nun mit Abbrennen aller der am nächsten um Ulm gelegenen Häuser und Dörfer und drohte der Stadt, wenn sie seine Bedingungen nicht einginge, mit ihrem ganzen bedeutenden Gebiete auf gleiche Weise zu verfahren. Die Ulmer sahen jedoch standhaft ihre Landhäuser und Gärten verwüsten, sahen die Flammen von Langenau und Günzburg, die blühenden Dörfer geplündert und eingeäschert und blieben in ihrer Vertheidigung unerschüttert, so daß der Markgraf, der nicht Mittel genug hatte, die wohlbefestigte Stadt regelmäßig zu belagern und nachdem er aus der Umgegend bedeutende Brandschatzung eingetrieben hatte, seinen Vorsatz aufgeben und die Belagerung aufheben mußte.

Während dieser Begebenheit, welche ihn eben nicht in die beßte Laune setzte, hatte er ganz den Junker von Altenstein und Marie vergessen und Georg saß immer noch im Kloster Söflingen, wo der Markgraf sein Quartier genommen hatte, in Verwahrsam. Meister Peter hatte zwar einige Mal versucht, ihm gelegentlich in Erinnerung zu bringen, daß der arme Junker sich in Dünkelsbühl langweilen müsse und Georg's Gewahrsam doch etwas lange daure, aber ein mürrisches! „Schweig', Narr!" hatte den thätigen Freund bald gelehrt, daß es jetzt nicht der rechte Zeitpunkt sei. Der Oberhofmeister, an den er sich wendete, war froh, daß der Harfner entfernt war, er hatte an der welschen Sängerin schon genug und so blieb Petern nichts übrig, als zuweilen Georg zu trösten, mit Otto zu trinken und ihn über seine thörige Neigung zu Laura, aus der er kein Hehl machte, zu spotten.

Das Heer rückte nun nach Heidenheim, plünderte das Kloster Königsbrun, fand dort gar stattliche Beute, die dem Seckel des Markgrafen wohl zu statten kam, und zog dann nach Elwangen, wo das Ländchen des gefürsteten Probstes arg mitgenommen wurde. Als hier der Markgraf nach der Mittagtafel am Fenster des auf dem hohen Berge gelegenen Schlosses stand und sich die Namen der verschiedenen Burgen nennen ließ, die man von hier aus sieht, trat auch der Narr hinzu und sagte:

Seht, mein gnädiger Herr, da drüben hinter jenem Berge liegt die Reichsstadt Dünkelsbühl, dermalen von Euern Fahnen besetzt, es ist gar nicht weit hin — da erwartet der Junker von Altenstein —

Gut, daß Du mich daran erinnerst, — sagte der Markgraf — ich werde noch heute an ihn denken!

Ob er es und wie er es gethan, konnte Meister Peter nicht erforschen; nur so viel sah er, daß der Junker von Altenstein am andern Morgen allein nach Elwangen kam, wohl eine Stunde bei dem Markgrafen war und dann wieder fort ritt, ohne irgend jemand weiter gesprochen zu haben; auch bemerkte er, daß der Markgraf sehr übel gelaunt war und den Kanzler zu sich rufen ließ.

Ich muß Euch heute mit einer Weibergeschichte bekannt machen, Kanzler, womit ich Euch sonst nicht behellige! — begann der Markgraf den Eintretenden anzureden, der sich tief verneigte und ernst, als beträfe es des Landes Wohlfahrt, aufhorchte, was sein Herr ihm sagen würde. — Der Grumbach hat schlechte Streiche gemacht und selbst meinen Namen dabei gemißbraucht. Er hat des Goldschmied Klaus Barnbühlers Haus überfallen und plündern und den Harfner und seine Tochter, die Ihr auf der Plassenburg bei Tafel gesehen habt, gewaltsam fortführen lassen; auch hat er die Frechheit gehabt, sie, als geschähe es auf meinen Befehl, auf den Hohen-Landsberg in Gewahrsam zu schicken. Dieses eigenmächtigen, unedlen Verfahrens bin ich satt, des Mannes Herz ist zu schlecht. — Der Kanzler zuckte die Achseln. — Ich mag ferner nichts mehr mit ihm gemein haben.

Setzt Euch, schreibt ihm, daß er meiner Dienste entlassen sei und meine Gnade verwirkt habe.

Der Kanzler, seinen Herrn genau kennend, säumte keinen Augenblick, sich hinzusetzen, hielt sich zwar etwas länger als gewöhnlich auf, ehe er begann, und schielte zuweilen nach dem Markgrafen hin, der heute nicht, wie er zu thun pflegte, auf und ab ging, sondern an einem Fenster stand und mit den Fingern erst leise, dann immer heftiger an die Scheiben trommelte, begann aber doch zu schreiben. Der Kanzler war Grumbach's Freund oder vielmehr ein so treuer Diener seines Herrn und ihm so mit ganzer Seele zugethan, daß er Grumbach wohlwollte, weil er ihn dem Markgrafen ganz ergeben glaubte und seinen durchdringenden Verstand schätzte, wenn ihm auch übrigens des Mannes Thun und Treiben mißfiel. In diesem Augenblicke aber war ihm der Auftrag seines Herrn höchst unangenehm und er suchte Alles hervor, das Ungewitter zu beschwören.

Gnädigster Herr! — begann er endlich, den Markgrafen aus seinem Sinnen störend — wie befehlt Ihr, daß ich das Schreiben abfassen soll, in harten oder in milden Ausdrücken?

Schreib' ihm meinen Willen derb und verständlich! befahl der Markgraf und trat von dem Fenster weg, begann seine Wanderung und pfiff sein Stückchen. — Der Kanzler schrieb, doch jetzt, da der Markgraf sich ihm gegenüber auf einen Sessel geworfen hatte und finster zur Erde blickte, nahm er sich ein Herz und sagte mit bittendem, treuherzigen Tone: Wollten Euere fürstlichen Gnaden nicht bedenken, daß dieses Schreiben von zu wichtigen Folgen sein kann, als daß man es im Augenblicke des Zornes absenden sollte. Ihr stoßt damit einen Euch ergebenen, brauchbaren Diener von Euch, der viel bei dem fränkischen Adel vermag und der, mehr noch als alles dies, alle Eure Geheimnisse kennt. Wäre es wohl rathsam, diesen Mann in dem Augenblicke, wo er Euch so viel nützen, so viel schaden kann, von Euch zu thun und den Gekränkten zur Rache aufzufordern?

Schaden? — Mir? — sagte der Markgraf, verächtlich lächelnd — Freilich, Ihr fürchtet immer und überall. Aber les't nur, les't —

Sei es, daß diese Bemerkung den Kanzler verdroß, oder wollte er das Letzte wagen, er stand auf und trat vor seinen Herrn. Euere fürstlichen Gnaden, mir befiehlt meine Pflicht, meine treue Anhänglichkeit, Euch zu bitten, daß Ihr mir erlauben möget, erst morgen früh den Brief Euch vorzulegen, und ihn erst nach reiflicher Ueberlegung abzusenden. Gewährt einem treuen Diener die Bitte, die er nur zu Euerem Wohle thut.

Der Markgraf besann sich einen Augenblick, dann sagte er gelassener: Packt Eueren Kram zusammen; kommt morgen wieder, aber hofft nicht, mich anders gestimmt zu finden!

Der Kanzler, froh, Zeit gewonnen zu haben, legte den Brief zusammen, verließ eilig das Zimmer und schlich durch die Hinterthür zu Laurette.

Er mußte ihr Verhältniß zu Grumbach, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange, kennen, sonst würde er diesen Schritt wohl nicht gethan, sie von dem Vorgefallenen unterrichtet und ihr den Rath gegeben haben, ihren Einfluß auf irgend eine Weise zu benutzen, den Herrn umzustimmen; dann ging er in der nemlichen Absicht zu Herrn Melchior von Schaumburg; denn ihm lag Alles daran, den Markgrafen in diesem Augenblicke nicht mit Grumbach entzweit zu sehen.

Laura hatte diese Nachricht unangenehm überrascht. Obgleich sie ihren Vater wenig liebte und wenig Theil an seinem Glücke nahm, so hielt sie es doch schon der Klugheit gemäß, ihn in der Gunst des Markgrafen zu erhalten, da sie immer noch seines Schutzes zu bedürfen glaubte, aber mehr als alles dies bestimmte sie der Gedanke an Marie, sich seiner mit allen Kräften anzunehmen. Hatte er nicht ihretwegen den Harfner und seine Tochter gefangen nehmen lassen? Hatte er es nicht selbst auf ihre Bitte gethan? Deßhalb glaubte sie, Mittel anwenden zu müssen, das Gewitter von ihrem Vater abzuwenden, aber auch das ihr so verhaßte Mädchen, in dem sie seit jenem Abend nur ihre Nebenbuhlerin sah, zu verderben.

Der Markgraf, der eben bei ihr eintrat, fand sie in Thränen. Er fragte nach der Ursache, sie gestand es ihm offen, daß die Theilnahme, die er an Marien nähme, ihrem Herzen wehe thäte, daß die Ungnade, in welche Grumbach gefallen sei, sie betrübe.

Wer hat Dich davon benachrichtigt, und weßhalb nimmst Du denn solchen Theil an ihm? fragte der Markgraf, begierig, das Verhältniß endlich zu durchschauen, in welchem Grumbach zu den fremden Frauen stand.

Er nahm sich der Hilflosen treulich an, — erwiderte Laura — und als Noth uns drückte, sorgte er für uns, deßhalb möchte ich gern dankbar sein.

Wenn Du Alles weißt, kannst Du das, was er gethan, entschuldigen? fragte der Markgraf, ungeduldig werdend.

Wißt Ihr doch selbst noch nicht, gnädiger Herr, wie die Sache zusammenhängt; wartet doch erst seinen Bericht ab, vielleicht verdienten es die Menschen, vielleicht that er es bloß zu Euerem Besten. Wie könnt Ihr doch so schnell einen treuen Diener verdammen?

Du nimmst Dich seiner fast mit zu viel Wärme an, Laurette! — unterbrach er sie verdrießlich — Du thätest besser, — sagte er dann ernst — Dich um Deinen Putz als um dergleichen Angelegenheiten zu bekümmern. Mich dauern die armen Leute, die auf so ungerechte Wise ihrer Freiheit beraubt, vielleicht gemißhandelt sind; ich muß gut machen, so viel ich kann.

Eben das, daß sie Euch dauern, zerreißt mir das Herz! — fuhr Laurette leidenschaftlich auf — Eben, weil ich sehe, welchen Theil Ihr an der Harfnerin, an diesem bleichen Madonnengesichte nehmt, die so kalt ist wie das Eis Eurer Berge, fühl' ich mich unglücklich. Gnädiger Herr! rief sie,

sich ihrer nicht mehr mächtig, und warf sich unter Thränen zu seinen Füßen — habt Mitleid mit meinem Schmerze und gebt mir das feierliche Versprechen, das Mädchen nie wieder zu sehen.

Sie lag in ihrer ganzen Schöne vor ihm, ihr thränenvolles, dunkles Auge sah bittend an ihm auf. Er wurde weich, fürchtete, es möchte ihn nachgebend stimmen, und doch dauerte sie ihn. Ohne auf ihre Bitte etwas zu erwidern, liebkos'te er sie und suchte sie zu beruhigen. Aber sie wiederholte, mit Heftigkeit sich losreißend, ihre Bitte, und so stürmisch, daß es den Markgrafen verdroß.

Kind! — sagte er, zwar immer noch freundlich, aber der scharfe Beobachter konnte leicht seinen Unmuth durchblicken sehen — Kind, ich lasse meine Handlungen nie durch ein voreiliges Versprechen binden, vielweniger meinem Willen von irgend jemand Fesseln anlegen, deßhalb werde ich den Blinden und Marien sehen und hören, wenn es mir beliebt. Ich sollte meinen, Du hättest mich schon besser kennen gelernt, als daß Du hoffen könntest, mich am Gängelbande zu führen. Laß das! Dem liebenden Mädchen bringe ich gern ein Opfer, dem herrischen könnte ich leicht abhold werden. — Mit diesen Worten verließ er sie rasch.

Starr sah ihm Laura nach. Also das war mein Lohn? sagte sie endlich, wischte ihre Thränen und schüttelte zornig das wild flatternde Haar zurück — Du willst der Löwe sein, der keine Bande duldet, willst Gold geben für Liebe, nicht Liebe für Liebe? Gut, Albrecht! Ich nehme Dein Gold, aber mein Herz bleibt mein Eigenthum, das verkauft sich nicht für solch elenden Preis! Sie trat an's Fenster, blickte sinnend hinunter in das Thal, ohne dort das Städtchen mit seinen vielen Thürmen, ohne auf dem Berge gegenüber die schöne Kirche der heiligen Maria von Loretto zu sehen. Plötzlich aber fuhr sie auf: Ja, so sei es! Er selbst hat mir den Weg bezeichnet, den ich gehen soll. Sagte er nicht, nur dem liebenden Mädchen bringe er Opfer? O, ich verstand dies höhnende Wort gar wohl! Ich verstehe wohl, was Du Liebe nennst. — Gut! So will ich mit Liebe, mit der Liebe Dich bändigen, der einzigen, die Du kennst. An meiner Brust soll der Löwe schon zahm werden und meine Lippen sollen die stolzen Worte schon wegküssen, daß sie leise tönen sollen, wie das Girren des Taubers. Ich will schon die rechte Stunde finden, wo Du stark Dich dünkend, schwach bist wie ein liebesiecher Knabe! Du selbst sollst sie verderben, diese Fromme, die mit ihrer kalten Heiligkeit, weil Du ihr noch nie begegnet bist, Dich anzieht, sie, die vielleicht nur tugendhaft ist, weil kein Tropfen heißen Blutes durch ihre Adern rinnt. Untergehen muß sie durch ihn!

So brütete Laura, welche die Eifersucht zur Unholdin umgeschaffen, Verderben über die Unglückliche, die in ihrem Morgen- und Abendgebet selbst für ihre Feinde den Frieden des Herzens erflehte.

Als der Kanzler am andern Morgen zu dem Markgrafen kam, um seine ferneren Befehle zu vernehmen, erwähnte dieser, mit Anordnung des Marsches beschäftigt, der Sache Grumbach's gar nicht und der Kanzler hütete sich wohl, sie zu berühren. Auch setzte sich der Markgraf alsbald zu Pferde, rückte mit dem Heere nach Schwäbisch Hall, um von dort des andern Tages den Deutschmeister zu Mergentheim einen Besuch abzustatten. Er mochte seine Ursachen haben, diesen noch weniger zu schonen, als den Probst zu Elwangen; denn er schrieb fast überschwängliche Brandschatzung aus und das ganze Land wurde geplündert. In banger Erwartung sahen nun die geistlichen Fürsten auf das Heer, das wie ein Rachegeist die Unthaten rächen zu wollen schien, welche die Spanier und das katholische Heer des Kaisers in Sachsen und Hessen und den protestantischen Reichsstädten verübt hatte. Mainz, Würzburg und Bamberg zitterten, der Abt von Fulda, die reichen schwäbischen Abteien fürchteten, da wendete sich zu jedermanns Erstaunen der Markgraf, während das Heer des Kurfürsten bei Gundelfingen an der Donau seine Befehle erwartete, plötzlich nach seinen Landen zurück. Das Ungewitter, das die geistlichen Lande bedrohte, zog diesmal vorüber und das Heer lagerte wieder bei Rothenburg an der Tauber, wohin es der Graf von Mansfeld auf seinen alten Lagerplatz geführt hatte.

Der Markgraf war indessen in aller Stille mit dem alten Schaumburg und einer geringen Begleitung, ohne irgend jemand davon zu benachrichtigen, selbst Laura wär es ein Geheimniß geblieben, nach Hohen-Landsberg geritten, und überraschte daselbst niemanden mehr, als Ernst von Mandelsloh, der eben seinen Vespertrunk zu sich nahm, als der Markgraf, der seiner Begleitung vorausgesprengt war, zu ihm in's Zimmer trat.

Willkommen, Ernst! — rief er ihm zu. — Was macht Dein Arm, kannst Du ihn bald wieder gebrauchen, oder mußt Du noch länger hier unthätig sitzen?

Der Hauptmann, vor Schreck erstarrt, hielt den Becher immer noch in die Höhe und stand starr und steif vor seinem Herrn.

Laß nur gut sein, — sagte der Markgraf — der Thurmwart hätte freilich besser Acht haben und blasen sollen und die Schildwache mich nicht so hereinjagen lassen sollen, aber die hat mich wohl erkannt. Grämе Dich deßhalb nicht, laß es gut sein, laß Wein geben und schicke mir den Harfner und seine Tochter her, die der Altenstein Dir schon wieder wird zurückgebracht haben.

Mandelsloh, erst jetzt zu sich gekommen, verneigte sich tief, stammelte einige Worte und ging die Befehle seines Herrn zu befolgen, der indeß an das geöffnete Fenster trat und hinaus in's Freie sah.

Eine weite, schöne Aussicht! — sagte er umherschauend. — Hier das Würzburger, dort das Bamberger Land, schöne Auen, gesegnete Fluren!

Du würdest Dich doch freuen, alter Burggraf Friedrich, wenn Dein Geschlecht da geböte und in die Thore jener Waffenstädte als Herrn aus- und einzöge? — Nun, Gott gebe es, vielleicht!

Der eintretende Diener, welcher den Wein brachte, störte ihn in seinem Selbstgespräche auf; bald darauf kam Mandelsloh mit dem Junker von Altenstein und dem Harfner, den Marie leitete.

Laßt mich mit den Leutchen allein, — befahl der Markgraf — und wenn mein Gefolge kommt, soll mich niemand stören.

Setze Dich, Alter! auch Du, Marie! — sagte er jetzt zu dem Mädchen, das schüchtern gehorchte und mit ängstlich klopfendem Herzen den Ausgang von diesem Allen erwartete. — Da — reich' ihm einen Trunk Wein zur Erquickung. — Ich hoffe, man hat Euch gut behandelt und es hat Euch an nichts gefehlt?

Uns hat nichts gefehlt, gnädiger Herr, als die Freiheit! erwiderte der Alte, den Becher auf das Wohl des Herrn leerend.

Nun, berichtet mir den ganzen Borgang, — befahl der Markgraf — verschweigt mir nichts, selbst nicht Euern Verdacht. Sprecht ohne Furcht, es soll Euch Recht werden.

Der Alte erzählte nun umständlich den Hergang, verschwieg dem Markgrafen nicht, daß er schon einmal von Grumbach hart behandelt und er die Ursache seiner Blindheit sei, äußerte die Vermuthung, daß es jetzt auch dessen Leute gewesen, die den Goldschmied beraubt und sie hierher gebracht hätten. Er bat hierauf den Markgrafen, Gott die Rache zu überlassen, ihnen aber die Freiheit zu schenken, sie würden wohl in Nürnberg ein Asyl finden, wo sie vor Grumbach's Verfolgung sicher wären.

Der Markgraf hatte zwar anfangs aufmerksam zugehört, da er aber nichts erfuhr, was er nicht schon wußte, so hatten sich seine Blicke allmählig nach Marien gewendet und seine Gedanken waren nur bei ihr. Er fand sie heute schöner als je, sie war aufgeregter wie gewöhnlich, des Markgrafen feurige Blicke beleidigten ihr Zartgefühl und erhöheten das Roth ihrer Wangen. Das sittsame, jungfräuliche Betragen des Mädchens hatte doppelten Reiz für ihn und er mußte, obgleich eine innere Stimme ihm sagte, er entheilige dadurch die Reine, sie mit Lauretten vergleichen, und sie gewann dabei.

Gnädiger Herr! — unterbrach endlich der Harfner die eingetretene Stille — Ihr habt mir nicht auf meine Bitte geantwortet, ich wiederhole sie daher: Gebt uns die Freiheit und laßt uns ungehindert nach Nürnberg ziehen.

Nach Nürnberg wollt Ihr? — fuhr der Markgraf aus seinen Gedanken auf. — Was wollt Ihr dort? Da giebt es der Meistersänger zu Dutzenden, Ihr werdet dort nicht viel verdienen und überdies — doch das gehört nicht hierher, ich rathe Euch, nicht nach Nürnberg zu gehen. Bleibt bei mir.

Nein, Herr! So sehr ich auch Eure Güte zu schätzen weiß, so kann es nicht geschehen! erwiderte der Alte.

Und warum nicht? fragte Markgraf Albrecht.

Aus mancherlei Gründen, die ich Eurer fürstlichen Gnaden nicht vertrauen dürfte! erwiderte der Harfner.

Laßt uns ruhig ziehen! bat nun auch Marie.

Weil ich Euch wohl will, darf ich Euch nicht ziehen lassen! — entgegnete der Markgraf. — Glaubt mir's, es geschieht bloß zu Eurem Besten. Auch habe ich noch eine Ursache, warum ich Euch, wenn auch nur auf einige Tage, bei mir zu sehen wünsche, deßhalb dürft Ihr jetzt noch nicht von mir. — Er besann sich einige Augenblicke, dann sagte er — Alter, willst Du mir versprechen, noch während des Maimondes an meinem Hoflager mit Marien zu bleiben, so genügt mir Dein Wort und Du genießest völlige Freiheit und eine fürstliche Belohnung soll Dir dafür werden — aber willst Du nicht, so muß ich Dich zwingen, bis dahin mir zu folgen.

Gnädiger Herr! unterbrach ihn Marie bittend.

Fürchte nichts, liebes Kind! — sagte der Markgraf mit Huld — Georg soll Dein steter Begleiter sein, er soll Dich schützen und schirmen, und fern sei es von mir, Eure Herzen zu betrüben, Eure Liebe zu stören. Aber Ihr müßt bei mir bleiben!

Und wenn Ihr uns auch in Gewahrsam behaltet, gnädiger Herr! — nahm der Blinde das Wort — könnt Ihr mich, könnt Ihr mein Kind doch nicht zwingen, vor Euch zu singen. Was nützten wir Euch? Gesang und Dichtkunst sind Kinder der Freiheit, nur ungebunden erheben sich ihre Schwingen; im Kerker erlahmen sie.

Wer sagt Dir denn, alter störriger Mann, daß Ihr im Kerker schmachten sollt? Frei sollt Ihr sein, thun und lassen können, was und singen wenn Ihr wollt, nur bleibt wo ich bin.

Gnädiger Herr, wir sind in Eurer Gewalt, thut mit uns, wie Ihr es vor Gott und vor Menschen verantworten könnt, — erwiderte nun der Alte — aber freiwillig folgen wir Euch nicht.

So muß ich Euch zwingen! sagte der Markgraf, über den Widerstand des Harfners heftig geworden, da er sich keiner bösen Absicht bewußt war, gab sogleich die Befehle, sie unter Bedeckung nach Beiersdorf zu dem Amtmann zu bringen. Diesem gab er die Weisung, sie auf dem Schlosse in strengem Gewahrsam zu halten, übrigens aber sie gut und freundlich zu halten und ihnen jede Freiheit zu gewähren. Auch sandte er sogleich den Befehl in's Lager, Georg die Freiheit zu geben und ihn zu benachrichtigen, daß der blinde Harfner in Beiersdorf sei. Dann schrieb er eigenhändig an Wilhelm von Grumbach, verwies ihm ernstlich sein ungeziemendes, grausames Betragen und drohte ihm mit seiner Ungnade. Das Schreiben war derb, aber dennoch schonend.

Den Markgrafen bestimmte Manches zu diesem anscheinend harten

Verfahren gegen den Harfner. Nürnberg konnte in diesem Augenblicke kein friedlicher Aufenthalt für sie sein, deßhalb wollte er sie nicht dahin ziehen lassen und der eigennützige Grund, weßhalb er sie um sich haben wollte, war, Lauretten zu zeigen, daß er den ungerechten Bitten nicht nachgebe. Seine Absicht war löblich; wenn auch Mariens Schönheit seine Sinnlichkeit reizte, so achtete er ihre Tugend und seit jenem Abende in Culmbach, wo er einen Kuß auf ihre Stirn drückte, stand der Wille, das Mädchen zu schützen und nicht zu verderben, fest in ihm und deßhalb erfreute ihn auch ihre Neigung zu Georg. Aber der Fürst hatte nicht Widerstand zu ertragen gelernt, was er einmal beschlossen, mußte durchgesetzt werden, in den kleinsten wie in den bedeutendsten Dingen, und so handelte er zuweilen, trotz seines edlen, guten Herzens, tyrannisch.

Noch am nemlichen Tage verließ der Markgraf das Schloß und traf während der Nacht im Lager bei Rothenburg ein. Jedermann glaubte, er würde wieder mit dem Heere den alten Weg über Nördlingen nach Donauwörth ziehen und sich mit dem sächsischen oder hessischen Kriegsvolk vereinigen, das bei Gundelfingen die Ankunft des Kurfürsten erwartete; aber man irrte sich. Sein längst genährter Plan war reif, er ließ zwar am Morgen das Lager aufbrechen, rückte aber, statt an die Donau, seitwärts nach Herrieden in's Eichstädtische, ließ sein Kriegsvolk in diesen bischöflichen Landen nach Gefallen hausen und wandte sich, zu aller Welt Erstaunen, am andern Tage nach Lichtenau, einem Nürnbergischen Amt und Schloß, was mitten in den Anspachischen Landen liegt. Die Stadt wurde schnell genommen, geplündert und angezündet und das Schloß belagert. Da der Markgraf sich hier nicht lange aufhalten wollte, befahl er schon am andern Morgen zu stürmen. Die Besatzung wehrte sich tapfer und schlug einigemal die Stürmenden zurück. Endlich gelang es den Markgräflichen auf der Seite, wo er selbst hielt und die Stürmenden anfeuerte, die Mauer zu ersteigen. Vorzüglich that sich hierbei ein reisiger Knecht hervor, klimmte, ein markgräflich Fähnlein in der Hand, allen Andern voran, die Leiter hinauf, sprang auf die Mauer, wehrte sich tapfer gegen die Nürnberger Söldner, bis seine Kameraden ihm folgten und das Schloß erobert ward.

Ehe der Markgraf dort einzog, verlangte er den Reiter zu sehen, der diese muthige That vollführt hatte, und war nicht wenig erstaunt, als der Graf von Mansfeld ihm den Goldschmiedsgesellen Otto vorführte, der sich freiwillig unter die Stürmenden gemischt hatte.

Du bist ein wackerer Bursche, — sagte der Markgraf huldvoll — und Dein Muth scheint so unbändig zu sein als Dein Roß! Willst Du künftig unter meinen Trabanten fechten, so habe ich einen tüchtigen Krieger mehr um mich.

Mit Freuden, gnädigster Herr! — erwiderte Otto — Je näher Eurer Person, desto mehr Gefahr, desto mehr Gelegenheit, Ruhm zu erwerben!

Nun, so besteige Dein wildes Roß nur wieder — sagte der Markgraf — und folge mir. — Otto küßte die dargereichte Hand. Stolz, und wohl an Laura denkend, bestieg er sein Roß und zog seinem Herrn voran in das Schloß.

Erst von hieraus sandte der Markgraf den Absagebrief an Nürnberg, ließ Geschütz und Munition, die er hier in Menge fand, abführen und auf seine Schlöffer bringen, zerstörte die Veste und rückte dann weiter in das Gebiet der Reichsstadt vor.

Eben als er Lichtenau verlassen wollte, erhielt er ein Schreiben Grumbach's, das ihm über den Anmarsch des Grafen von Oldenburg erfreuliche Nachricht gab und folgendermaßen schloß:

„Euere fürstlichen Gnaden scheinen über den Vorfall im Hause des „Goldschmieds Varnbühler und mit meinem Verfahren in Betreff des blin„den Spielmannes und seiner Tochter ungnädig auf mich zu sein. Das „schmerzt mich tief und giebt mir von neuem die Lehre, daß es thörig ist, „seinen Diensteifer zu weit zu treiben und sein eigenes Beßtes dem seines „Herrn nachzusetzen. Was den Goldschmied betrifft, so erfuhr ich, daß er „vereint mit einem seiner Gesellen, einem Nürnberger, böse Praktiken treibe, „Alles, was hier vorgeht, dorthin berichte und schon alle seine Habe an „Gold und Silber nach Nürnberg geschickt und unter der Hand sein Haus, „Hof und Garten zu verkaufen gesucht habe. Da mir dies auffallen mußte „und er ohne Euere Bewilligung die hiesigen Lande nicht verlassen darf, so „wollte ich Licht in der Sache haben und stellte deßhalb die Sache so an, „wie sie geschehen ist. Bei der Durchsuchung fand sich denn der Verdacht „gegründet. Die Reisigen fanden nicht einen Heller Werthes an Silber „oder goldenen Gefäßen, die Meister Klaus doch sonst in gutem Vorrath „hatte, fanden kein Geld und nur das Nothwendigste an Leinenzeug, wo„von nichts angerührt ist. An verdächtigen Schriften hat sich nichts vor„gefunden als ein Schreiben, aus dem man sehen kann, daß er die Absicht „hatte, nach Nürnberg auszuwandern, was er denn auch seitdem in aller „Stille gethan.

„Was nun den Harfner und sein Kind betrifft, so schien es mir aus „Manchem, was mir Euere fürstlichen Gnaden gesagt haben, daß Euch „das Mädchen gar wohl gefiele. Noch in dem Augenblicke der Abreise „empfahlt Ihr mir sie dringend, und so glaubte ich Eueren Wünschen zu„vorzukommen, wenn ich sie von dem Gesellen entfernte, dem sie nicht ab„hold zu sein scheint, und sie in sichern Gewahrsam und so viel als mög„lich in Euere Nähe bringen ließe; hätte ich diese Absicht nicht dabei ge„habt, so würde ich sie wohl auf eines meiner Schlöffer geschickt haben.

„Ich hoffe durch diese aufrichtige, wahrhaftige Darstellung Eure fürst„lichen Gnaden von meiner Unschuld überzeugt zu haben und werde, so-

„bald ich Euch im Feldlager vor Nürnberg weiß, mich nach Erlangen „begeben, um dort Eueren weiteren Befehlen entgegen zu sehen.

„Jobst von Dahlbeck wird, so wie ich eben erfahren, mit seinem Hau„fen, der aus wackeren Knechten bestehen soll, morgen in Schmalkalden „eintreffen. Wohin soll er sich von da wenden?

Meines gnädigen Herrn unterthäniger, gehorsamer Diener
Wilhelm von Grumbach."

Der Fürst lächelte, als er diesen Brief durchlas. Er mochte der Wahrheit des Inhaltes nicht so recht vertrauen und doch war es ihm lieb, Grumbach's Entschuldigung gelten lassen zu können. Es ist mir lieb, — sagte er am nemlichen Tage zum Kanzler, als er das Heer bei Schwabach gesammelt hatte, daß ich in der Sache mit Grumbach Eueren Rath befolgt habe; er ist nicht so schuldig als ich dachte.

Während dem war Georg, seiner Haft entlassen, in Eil von Rothenburg nach Beiersdorf geritten, wo Marie schon früher mit ihrem Vater eingetroffen war. Der alte, freundliche Amtmann, an den er sich sogleich wandte, machte auch nicht die mindeste Schwierigkeit, ihn zu dem Harfner zu lassen.

Als er bei ihnen eintrat, erheiterte sich Mariens trübes Antlitz, sie suchte ihre Thränen zu verbergen und empfing ihn mit inniger Herzlichkeit; sie gab sich ihm mit unverstellter Liebe in Blick und Worten hin.

So thust Du recht; — sagte der Alte — der Mensch muß sich seiner Gefühle nicht schämen, und hat die Jungfrau einmal ihr Herz entschleiert, muß es auch dem Geliebten offen da liegen.

Besonders da wir dem Ziele so nahe sind, Marie; — unterbrach sie Georg — nur wenige Stunden sind es von hier bis zu meiner Vaterstadt. Mein Vater, meine Mutter segnen gewiß den Tag, wo ich Dich bei ihnen einführe, und nichts steht meinem Glücke mehr im Wege, als daß Du mir ein freundliches „Ja!" entgegen rufst!

Werther Freund! — sagte das Mädchen mit Wehmuth — gern spräch' ich das Wort. Du hast es so ehrlich mit mir und dem Vater gemeint, hast so zart um mich armes, hilfloses Mädchen geworben, hast mein Herz so ganz verstanden. Wie könnte ich nicht mit Sehnsucht den Augenblick herbeiwünschen, wo ich in Dein Vaterhaus eintreten könnte. Aber was hilft mir Sehnsucht und Wunsch? Wir sind Gefangene des Markgrafen und dürfen nicht von hier!

Nicht von hier? — rief Georg heftig — Gefangen und immer noch gefangen, und mit welchem Rechte?

Wir sollten nicht nach Nürnberg, meinte der Markgraf! Wir würden dort keinen friedlichen Aufenthalt finden. — Mich däucht, er meinte

es nicht böse mit uns und mich beruhigte er, als er mir sagte, daß Du um mich bleiben könntest, daß er unsere Herzen nicht betrüben, unsere Liebe nicht trennen wollte, jedoch verlangte er, daß wir den Maimond noch hier bleiben müßten.

Sonderbar! — sagte Georg bedenklich — Eine böse Absicht traue ich dem Herrn nicht zu. Er ist jähzornig, hart, im Kriege selbst grausam, aber unedel ist er nicht. Sollte der Kriegzug meiner Vaterstadt gelten? — Doch sei es auch wie es sei! Du bist mein, Deine Liebe ist ein fester, unerschütterlicher Anker, von dem kein Sturm mich losreißt, Du bist der Stern meines Lebens!

Nur bei Nacht leuchten die Sterne dem Wanderer! — unterbrach ihn der Alte — Gebe Gott, daß sie Deine Lebenssonne wird! Marie! — sagte er dann und weckte das Mädchen gewiß aus süßen Träumen; denn sie ruhte an Georg's Brust — Marie, laß mich einen Augenblick mit ihm allein. Männer haben sich oft etwas zu sagen, was vor den Ohren der Frauen nicht taugt. — Marie gehorchte. — Nun Georg, setze Dich zu mir, — sprach er, als sie sich entfernt hatte — recht nahe, daß ich leise zu Dir reden kann. So, — nun höre und vernimm, was so lange schon auf meinem Herzen lastend lag und was ich Dir jetzt entdecken muß, so schwer es mir auch wird; denn mir ist, als senkte ich mit diesen Worten mein letztes Lebensglück in's Grab.

Du liebst Marie, auch sie hängt an Dir mit treuer Zärtlichkeit; Du willst die Waise in Dein väterliches Haus als Deine Verlobte führen! Dies zwingt mich, Dir zu sagen — o barmherziger Gott, gib mir Kraft! — Dir zu sagen — Marie ist nicht mein Kind!

Nicht Euer Kind? fuhr Georg auf.

Still, um Gottes willen still! daß sie es nicht hört. Laß ihr den süßen Glauben, daß sie all' ihre Liebe, ihre Sorgfalt nicht an ein fremdes Herz verschleuderte, das mit heißer Gier die Wonne des Vatergefühls einsog, das ihre kindliche Neigung sich widerrechtlich zu eigen gemacht hat, laß ihr den Wahn, sie sei nicht ganz verwaist't, und mir laß den Trost, daß ich nicht ganz verlassen stehe. Ach, Georg! sah ich den Himmelsblick ihres Auges, mit dem sie mir für meine Liebe dankte, hörte ich in späterer Zeit ihre süße Stimme, die mir Trost einsprach, ward es mir wehmüthig um's Herz, wenn ich dachte, ihr Auge würde ruhig mir danken, ihr Mund nur kalt mir Trost zusprechen, wüßte sie, daß ich ihr ein Fremder bin. Und jetzt, wo sie ein Herz gefunden hat, ihr werther als das Vaterherz, wo dies sonst so kindliche Herz mit innigen, glühenden Banden umfangen ist, da würde ihr der arme Blinde nichts mehr sein und er hat doch nichts als sie!

Tröstet Euch, Vater! — sprach Georg, ihn zu beruhigen — Sie bleibt Eure Tochter und Ihr gewinnt an mir einen Sohn. Habt Ihr nicht mit Vaterliebe für sie gesorgt? Dankt sie Euch nicht Alles was sie ist?

Ich war ein eigennütziger Mensch und weiter nichts! — seufzte der

Harfner — Um meinetwillen that ich mehr als um sie. Ich fühlte mich so verlassen, da nahm ich die Verlassene auf und sie ward der Engel meines Lebens.

Hört nur wie alles geschah! — sagte der Harfner in heftiger Bewegung. — Eines Abends wandere ich, an mein Weib denkend, längs den Ufern der Etsch, da, wo sie sich in einem Thale des Lessinischen Gebirges nach Italien hinabstürzt; die Harfe ruhete mir im Arme, mein Auge schweifte in der Gegend umher, mein Geist war bei ihr. Da gewahrte ich in der Ferne eine Frauengestalt auf einer weit über den Fluß ragenden Felsspitze einsam sitzen. Dieser Anblick zieht mich von meinen Träumen ab, ich nahe dem Weibe und sehe deutlich, daß ein Kind auf ihrem Schoße ruht — sehe wie sie jetzt aufspringt, auf die äußerste Spitze des Felsens tritt und sich über die Wellen beugt — mir schwindelt bei diesem Anblick — sehe, wie sie das Kind hoch in die Höhe hebt, als ob sie es in die Fluth schleudern wollte — ich schreie auf — da zieht sie die Arme langsam zurück, drückt das Kind an ihre Brust und setzte sich auf die nemliche Stelle wieder nieder, wo sie vorher gesessen hatte.

Eiskalt hatte es mich durchrieselt. Ich glaubte in dem Weibe eine Verzweifelnde oder eine Wahnsinnige zu sehen, die sich und ihr Kind in die Wellen stürzen wollte, und eilte deßhalb mit klopfendem Herzen auf sie zu. Als sie mich gewahrte, sprang sie auf, ließ den Schleier fallen, blieb einen Augenblick starr vor mir stehen, dann reichte sie mir mit Heftigkeit das Kind. — „Nehmt, nehmt! — rief sie mit furchtbarer Stimme — Nehmt um Gott und aller Heiligen willen das Kind, rettet es, rettet mich vom Verderben!" Dies sagend, legte sie mir das Kind in den Arm und eilte fort. Aber plötzlich kehrte sie um, steckte einen kleinen Ring an des Kindes Finger, warf den kleinen Becher, den Ihr kennt, neben mich auf einen Stein und ehe ich zur Besinnung kommen konnte, rannte sie wie eine Wahnsinnige den Felspfad, der nach Verona führt, hinab und war verschwunden.

Da stand ich nun, das Kind in meinen Armen. Mein Auge ruhete auf der Kleinen, die mich freundlich anlächelnd an mir aufblickte und mit diesem Lächeln, mit diesem Blick Trost und Vertrauen in mein Herz senkte. Ich lehnte meine Harfe an den Felsen — sie war ja nun nicht mehr das Einzige, was ich hatte — setzte mich auf die nemliche Stelle, wo das Weib gesessen, wickelte das Kind in meinen Mantel und überließ mich meinen Gedanken, mehr aber wohl noch meinen Gefühlen.

Was ich so oft in den Tagen meines Glückes mir gewünscht hatte, drückte ich jetzt an meine Brust; ich war nun nicht mehr allein! Der Himmel hatte mir ein Wesen zugesellt, dem ich meine Tage weihen, für das ich sorgen, für das ich arbeiten sollte, und der arme Spielmann, der keinen Reichthum besaß als seine Harfe und seinen Gesang, fühlte sich in dem Augenblicke reich und vor ihm rollte sich eine frohe Zukunft auf, die

ihm Muth und Vertrauen wieder gab. Ich drückte das Kind freudetrunken an mein Herz. — Marie sollst Du heißen! — rief ich — der Name der Verstorbenen soll Dir werden, werde auch ihr gleich an Milde und Liebe!

So saß ich wohl eine Stunde und konnte mein Glück kaum fassen, als die untergehende Sonne mich zum Heimgange mahnte. Aber wo sollte ich hin? — Ich war ein irrer, heimathloser Wanderer, der eben seine Wallfahrt nach Italien beginnen wollte und der kein Obdach für das Kindlein hatte, das in seinen Armen so sanft schlummerte. Ich stand nur noch wenige Schritte von dem steinernen Kreuze, das dicht am Flußbette die schäumende Welle der Etsch bespritzt und wo der Fuß des Deutschen hinüber tritt in das fremde, welsche Land. — Aber was sollte ich jetzt dort? — Nach der Heimath zog es mich ja, nach einem Hüttchen in meinem Vaterlande, wo ich für die Kleine ein Lager, ein Obdach finden konnte. Welches Land Dich auch gebar, arme Waise! — so sprach ich — Deutschland, das Land biederer Treue, soll Dein Vaterland werden, komm!

Ich kehrte um, ging den Weg zurück, den ich gekommen war, und stimmte, vom Rauschen des Sturmes, vom Brausen der tobenden Wellen begleitet, mit freudigem Herzen ein Danklied an und so gelangte ich spät am Abend zu der einsamen Hütte, wo ich mein Vesperbrod verzehrt hatte. Hier bat ich um Herberge und fand eine freundliche Aufnahme und freundliche Menschen, aber mehr noch als dies, eine arme, hilflose, vierzehnjährige Waise, mit der die Armuth die kargen Brocken theilte; sie folgte mir am andern Morgen, trug und wartete das Kind. Sechs Jahre hat mich diese Treue begleitet, dann mußte auch ich sie begraben, wie ich Alles begraben muß, was mir theuer ist. —

Er hielt inne, beweglos hatte sich sein Haupt gesenkt, als ob er schon die Stelle vor sich sähe, wo er ihr Grab graben solle.

Habt Ihr wohl davon gehört, — fuhr der Harfner jetzt fort, sein Haupt langsam erhebend — wie auf einem Dorfe bei Augsburg ein armer Spielmann begraben wurde, sein treuer Hund sich auf sein Grab legte, nicht wich noch wankte und seinem Herrn auch im Tode folgte, wie er es treu im Leben gethan? — So würde auch ich! Auf Mariens Grab würde ich mich setzen, in die Saiten meiner Harfe mit zitternden Händen greifen, bis eine nach der andern zerriß, wie mein gebrochenes Herz. — Gott! — rief er — Laß mich nur bald sterben, laß mich diesen Jammer nicht erleben!

Beruhigt Euch doch, Vater! — bat Georg. — Marie blüht ja wie eine frische Rose.

Georg! — unterbrach ihn der Alte, erhob sich von seinem Sitze und über sein Antlitz verbreitete sich so Schauerliches, daß Georg mit Staunen auf ihn blicken mußte; denn er glaubte einen blinden Seher vor sich zu sehen. — Georg! Nicht aller Sterne Licht ist mild und strahlend! Es

stehen auch finstere Sterne am Himmelsdôme, Unglück bringend, Unglück verkündend. Wehe, über wen sie bei seiner Geburt dahin zogen, ihm folgt durch's ganze Leben ein finsteres Geschick! — Ueber meinem Haupte stand der dunkelsten einer!

Darf ich Marie herein rufen? fragte Georg, den Alten abzulenken.

Rufe meine Marie — sagte der Alte — daß sie mir ein tröstendes Lied singe, damit sie den finsteren Geist verscheuche und ich mich wieder zu Gott erheben kann; rufe sie!

Marie! — bat der Alte, als er ihre Tritte vernahm — Setze Dich und singe mir ein Lied, das meinen entmuthigten Geist kräftige und erhebe. Singe mir das Lied der Sehnsucht. — Ach, der blinde Sänger möchte so gern heimwärts ziehen und das Leben hält ihn mit seinen Banden so fest? — Setze Dich und singe das Lied.

Marie, wohl wissend, daß nur eine traurige Stimmung den Vater zu solcher Bitte bewegen konnte, sank an seine Brust.

Muth, Muth! — sagte sie und auch ihr gebrach vielleicht der Muth. — Vertrauet Gott, sein Auge wacht! —

Singe nur, liebes Kind! — bat er — Auf den Tönen des Gesanges dringt, wenn auch nicht Trost, doch Wehmuth in mein Herz.

Marie sang:

Zieh'st Du, Schwan, mit immer gleichem Flug,
Sanft getragen von den Abendwinden,
Wohin oft Dich schon Dein Flügel trug,
Nach der Heimath langersehnten Gründen?

Segle nur, Du Himmelspilger, schnell,
Schlag' die Luft mit Deinen raschen Schwingen,
Noch im Osten ist es heiter, hell,
Doch der West wird bald den Sturmwind bringen.

Segle, segle muthig nur voran!
Warum blickst Du nur auf eine Stelle?
Heb' Dein sehnend Auge himmelan,
Blick' hinab zur dunkelblauen Welle.

Sieh', die Wolken thürmen sich,
Horch! es rauscht des Sturmwinds schwarz Gefieder.
Segle, Waller, sonst ergreift er Dich
Und er stürzt Dich in die Fluth hernieder.

Aber ruhig, stets im gleichen Flug',
Unbekümmert ob des Sturmes Toben,
Wohin oft ihn schon sein Flügel trug,
Zieht der Schwan, den Sehnsuchtsblick gehoben.

Nur der trauten, lieben Heimath zu
Seinen ewig gleichen Flug gewendet,
Segelt er in ungestörter Ruh',
Hofft, die Wallfahrt sei nun bald beendet.

Doch der Sturm treibt ihn von seiner Bahn,
Sauset durch sein weißes Flaumgefieder,
Reißet jetzt ihn brausend himmelan,
Stürzt ihn jetzt in's Wellenbett hernieder.

Und der Pilger kämpft durch Sturm und Nacht,
Stets den Blick der Heimath zugewendet,
Gegen der Orkane wilde Macht,
Die sein finst'res Schicksal ihm gesendet.

Doch er sinkt ermattet in die Fluth,
Einmal sieht er sehnend noch hinüber,
Dann erbleicht der Flamme heil'ge Gluth
Und sie wird mit jedem Seufzer trüber.

Da ertönt sein leiser Sterbesang,
Einmal nur ward ihm der Ton verliehen,
Doch wenn dieses Wehmuthslied erklang,
Darf er nach der stillen Heimath ziehen.

Tiefe Schwermuth hatte sich Aller bemeistert, es schien, als sei das Vertrauen auf den Tönen des Liedes nicht zu ihnen herniedergeschwebt; denn mit gesenktem Haupte sahen sie starr und sinnend vor sich hin, selbst Mariens Hand, die in der Hand Georg's ruhte, fühlte keinen leisen, wohlthuenden Druck des Geliebten; der ernste Greis hatte sie alle ernst gestimmt. Da wurde die Thüre jach aufgerissen und Laura, von Otto begleitet, trat hastig ein. Willkommen, Ihr Freunde! — rief sie mit freundlichem Gesicht, nur hätte der scharfe Beobachter leicht die Wolke bemerken können, die es umzog, als ihr Auge die erschrockene Marie traf, — Willkommen hier auf dem alten, traurigen Schlosse!

Wessen Stimme ist dies? Sie dünkt mir wohlbekannt! fragte der Harfner, während Otto seinem alten Stubengesellen treuherzig zum Willkommen die Hand schüttelte.

Es ist Laura, raunte Marie dem Vater zu, der bei diesen Worten bekümmert sein greises Haupt schüttelte; er hatte immer die Italienerin für einen Engel der Finsterniß gehalten.

Wir kommen aus dem Feldlager, — nahm nun Laura das Wort — da habe ich gar mancherlei erlebt, was auch die Brust eines Weibes mit Muth beleben kann, habe gesehen, wie die Karthaunen blitzend und donnernd die Mauern niederschmettern, wie das Kriegsvolk mit wildem Jauchzen zum Sturm anrückt, Wall und Mauer erklettert, Stadt und Schloß dann in Flammen aufgeht und von aller Herrlichkeit nichts übrig bleibt als rauchende Trümmer. Es ist ein großer, herrlicher Anblick!

Bewahre Dich Gott dafür! sagte der Alte, Marie an sich drückend.

Und wo habt Ihr dies Fürchterliche gesehen? fragte Georg.

Vor Lichtenau, einem Nürnbergischen Orte.

Das habt Ihr brennen, von dem Markgrafen verbrennen gesehen?

Schloß und Stadt! erwiderte Laurette.

Georg erbleichte, erwiderte jedoch nichts.

Ich komme hierher, — fuhr Laura fort — um Euch in Eurer Einsamkeit Gesellschaft zu leisten, mich langweilt das Kriegleben, und da ich wünschte, in der Nähe des Markgrafen zu bleiben, der, wie ich glaube, vor Nürnberg ziehen wird, so habe ich dies Schloß zu meinem Aufenthalte gewählt. Wir wollen uns mit Gesang unterhalten, Marie und Euer Vater wird sich wohl die Mühe geben, mein Lehrmeister zu werden.

Ihr bedürft meiner nicht, — sagte der Harfner ernst — Gott hat Euch eine reine, wohlklingende Stimme gegeben und wenn Ihr fühlt, was Ihr singt, wenn die Töne nicht allein aus der Kehle, wenn sie auch aus dem Herzen kommen, so bringen sie wieder zum Herzen und es bedarf keiner weitern Anleitung. Wer lehrt der Nachtigall ihr süßes melancholisches Lied?

Auch Ihr, Marie, sollt mir Unterricht im Drehen der Spindel geben, — wendete sie sich zu dieser, ohne des Vaters Antwort zu beachten — und ich lehre Euch dagegen die Kunst, mit der Nadel gar künstliche Sachen zu sticken, so wird uns die Zeit vergehen in stiller Freude; Ihr habt überdies jemand an Eurer Seite, der alles Uebrige Euch entbehrlich macht, wenn ich mich mit der Mutter begnügen muß, die, so wie ich hoffe, bald hier eintreffen wird. — Dies sagend, grüßte sie freundlich und verließ das Gemach, um, wie sie sagte, sich in dem alten wüsten Schlosse ein Obdach zu suchen. Otto folgte ihr.

Ihr Erscheinen hatte den Harfner, Marie und Georg in eine ernste Stimmung versetzt. Mir ahnet Böses; — sagte der Alte — ist mir doch immer, wenn ich die Italienerinnen höre, als vernähm' ich die Stimmen tückischer, Unglück verkündender Geister. Könnt' ich nur einmal, um darin zu lesen, in ihr Auge schauen. Hüte Dich vor ihr!

Ja, hüte Dich vor der Sünderin! — fiel ihm Georg in die Rede — Sie ist einer der gefallenen Engel, der Alles mit sich in das Dunkel der Hölle ziehen möchte. Mir grauet bei dem Gedanken, daß sie wieder mit Dir unter einem Dache hausen soll. Und besonders jetzt, wo ich Dich verlassen muß.

Du, mich verlassen? fuhr Marie erschrocken auf.

Ja, Geliebte, ich muß! Meine Vaterstadt ist in Gefahr und sie bedarf des Armes ihrer Söhne. Ich muß hin, mich ruft die Pflicht, wenn auch die Liebe mich zurückhält; ich muß hin und noch in dieser Stunde. Wer weiß, ob nicht in der kommenden die Thore mir verschlossen sind.

Dies überraschte Marie, sie sank weinend an seine Brust. — Fasse Dich, Kind! — tröstete der Alte — Ihn ruft seine Pflicht und diesem Rufe muß jeder gute Mensch folgen!

So ziehe mit Gott! — sagte das Mädchen gefaßt — Muß es geschieden sein, so will ich Dich keinen Augenblick zurückhalten; ich habe jetzt den Muth, es zu ertragen. Leb' wohl! Wenn Dich in Deinem Vaterhause

die Morgensonne weckt, so denke, Deine Marie wacht auch schon und sendet Ihr Gebet für Dich zu Gott; wenn Du hinter dem Walde die Abendsonne sich senken siehst, so wisse, Dein Mädchen sitzt hier an diesem Fenster, schaut hinüber nach jenen Höhen und auch ihr Auge ruht, wie das Deine, auf der Scheidenden und ihre Seele ist dann bei Dir, wie die Deinige sicher bei ihr! Der Raum trennt ja die Herzen nicht, nicht Berg und Thal, nicht Strom noch Wald hemmen die Vereinigung unserer Gedanken, ewig sind sich die Herzen nah, Sehnsucht führt sie zu einander, die Liebe vereint sie, selbst wenn auch das Grab sie trennte. Ziehe mit Gott! Sein Auge wacht.

Lebt wohl, Vater! sagte jetzt Georg, zu dem Alten tretend.

Warum nennst Du mich so? — fuhr dieser unwillig auf — Geh' nach Nürnberg, dort wartet Vater und Mutter Dein, hier sitzt der Kinderlose in seiner Grabnacht allein!

Vater, Vater! — rief Marie und sank vor ihm nieder — habt Ihr in Eurem Unmuthe Euere Marie vergessen? Könnt Ihr mich in dieser unglücklichen Stunde noch so tief betrüben?

Der Alte streckte die Arme nach ihr, drückte sie mit Heftigkeit an seine Brust, aber schwieg und sprach kein Wort des Trostes.

Da riß sich Marie von ihm los. Ist mir doch in diesem Augenblicke, — sprach sie — als ob ich ganz allein auf der Welt stände, als ob in der Stunde, wo mich Georg verlassen muß, auch der Vater sich von mir losreißen wollte? — Zögere nicht länger! — sagte sie dann, mit ungewohnter Heftigkeit dem Geliebten die Hand reichend — Ziehe, wohin Dich Deine Pflicht ruft! Die Stunde der Trennung ist so bitter, daß man sie nicht verlängern muß; an jede ihrer Minuten hängen sich, wie am Abend der Thau an der welkenden Blume, die Thränen; erst das Wiedersehen trocknet sie. Leb' wohl!

Gott schirme Dich, Marie! rief Georg, drückte sie noch einmal an sein Herz, drückte noch einmal des Alten Hand und eilte hinweg.

Der alte, freundliche Amtmann hatte zwar unter Kopfschütteln dem schriftlichen Befehl des Markgrafen zu Folge für Laurette die beßten Zimmer des Schlosses in Stand setzen lassen, aber ganz unumwunden ihr erklärt, daß er ihren Begleiter, der ihm doch etwas zu vertraut mit der Dame umzugehen schien, nur die Herberge im Flecken zur Wohnung anweisen könne, da er ohne ausdrücklichen Befehl des Herrn keinen fremden Krieger hier dulden dürfe und erst auf Otto's Erwidern, daß er auch nicht gesonnen sei, in diesem Schlosse sich einsperren zu lassen, beruhigte er sich.

Also Ihr benutzt die Erlaubniß des Markgrafen, einige Zeit mir folgen zu dürfen und reitet mir zu Liebe nach Eulmbach? nahm Laura das Wort, als sie allein waren.

Eine sonderbare Weise, diese Erlaubniß zu benutzen, — erwiderte Otto — mich auf's Pferd zu setzen und davon zu reiten.

Wenn ich Euch bitte, recht herzlich bitte! — sagte das Mädchen mit schmeichelndem Tone, — so müßt Ihr es mir gewähren und meine Mutter hierher geleiten.

Wenn ich mich verlocken ließe, wäre ich doch ein Thor! — erwiderte er. — Statt einer jungen Schönen in das Frauenauge zu schauen, neben einer Alten herzureiten und ihr langweiliges Geschwätz mit anzuhören. Und thät ich es, welcher Lohn würde mir?

Ungenügsamer! — erwiderte Laura und ihr Auge strafte dem ernsten Worte Lügen. — Genügt es Euch nicht, daß ich Euch um mich dulde, daß ich Euch gern um mich sehe?

Der Anblick des köstlichen Mahles genügt dem Hungrigen nicht, — erwiderte Otto keck — er verlangt mehr.

Und was könnt Ihr mehr verlangen?

Den Honig von diesen Lippen zu schlürfen, mich so zu berauschen, daß mir die Sinne vergingen; denn nur sinnlos könnte ich mich Euch ganz zu eigen geben.

Und würdet Ihr auch dann so ganz mit Leib und Seele, mit Herz und Blut mein eigen? fragte sie mit einem Blicke, in dem er den Himmel schon geöffnet zu sehen glaubte.

Ihr verlangt viel, Laurette! — antwortete er besonnener als sie es erwartet hatte. — Herz und Blut, Leib und Leben sei Euch geweiht; ob die Seele? — Da meint Ihr doch wohl nur, ob ich von ganzer Seele Euch anhängen könnte? Ja, darauf könnt Ihr rechnen und darum versucht es mit mir.

Bei diesen Worten schlang er den Arm um sie, sie wehrte es ihm nicht und ihre Lippen fanden sich im glühenden Kuß.

Wahrlich! — rief Otto, als sie sich seinen Armen entwand und er sie noch trunken mit feurigem Auge anstarrte. — Wahrlich, Deine Lippen sind glühende Magnete, sie ziehen an mit Himmelsgewalt, sind Flügel eines Paradiesvogels, auf denen man zum Wohnort der Seligen sich schwingen kann. — Dein Kuß hat Zaubergewalt, übe sie fürder an mir, liebliches Mädchen!

Dienet mir treu! — antwortete sie, ihm die Hand reichend — Euer Lohn soll Euch werden; jetzt aber geht. Der Markgraf hat nur in einem Anfalle von übler Laune, da ich seiner Eifersucht spottete, Euch erlaubt, mich zu begleiten. Ich muß wenigstens *ihm* zeigen, daß Ihr mir gleichgiltig seid und trotz seiner Erlaubniß Euch von mir entfernen und die

Mutter zu mir kommen lassen. Geht, verlaßt mich, Otto! — und kehrt bald zurück.

Und so soll ich gehen? Jetzt in diesem Augenblicke, wo alle meine Pulse klopfen und mein Herz vor Freude aufspringen möchte? — rief er glühend. — Gehen, ohne eine Gabe, ohne die kleinste Gabe? Das wäre hart!

Da, nehmt! sprach sie und reichte ihm die Hand zum Kusse.

Er hielt sie fest in der seinen, sein Auge ruhte fast traurig auf dem Mädchen.

So herrlich ausgestattet von der Natur, so reich an Schönheit und Liebreiz, so reich an Mitteln zu beglücken und doch so karg! — Die Hand reicht Ihr mir? — Sie ist schön, sehr schön — aber könnte mich doch nicht mehr beglücken! — Dies sagend ließ er sie mit Heftigkeit los und eilte davon.

Noch lange stand Laura auf derselben Stelle und sah starr vor sich hin.

Also Dir wäre meine Hand jetzt schon kein wünschenswerthes Gut? — murmelte sie leise. — Meine Hand, mit der Du Alles empfängst, wonach Dein lechzender Mund dürstet, was Deine glühende Phantasie Dir malt, wäre Dir schon jetzt kein beglückendes Gut mehr, lieber, wilder, feuriger Mann? — Auch Du verlangst die Tugend? — Tropf! — rief sie auffahrend. — Was nützt sie Dir? Hätte ich sie treu in meiner Brust bewahrt, Du ständest, ein ewig Dürstender, vor dem goldenen Becher mit reinem Wein. Schlürfe lieber aus dem rosenumwundenen, mit perlendem Schaum gefüllten und hätt' auch ein Tropfen Sünde ihn getrübt.

Sie wollte des Jünglings spotten, doch ihre Lippen vermochten es nur, ihr Herz fühlte sich tief verwundet, ihr Stolz sich tief gebeugt.

— —

Georg hatte Recht gehabt, zu eilen; denn kaum war er in seinem Vaterhause angekommen, als auch schon die markgräflichen Geschwader heranrückten und die Stadt einschlossen. Lauf, Gräfenberg und mehre Schlösser waren durch sie eingenommen und eingeäschert worden und das ganze weitläufige Gebiet der Stadt in des Markgrafen Gewalt. Er ließ dort, dem Geiste der damaligen Zeit gemäß, gar übel hausen und überall stiegen Rauchwolken empor, die seinen Heereszug bezeichneten.

Aber dennoch verzagte Nürnberg nicht. Es fühlte wohl, daß die schönen Zeiten des schwäbischen Bundes vorüber waren, aber mit dieser Zeit hatte es seine Kraft und seinen Muth nicht verloren und als der Markgraf noch am nemlichen Tage seinen Kanzler in die Stadt zur Unterhandlung schickte, verwarf der Rath die ihm vorgeschriebenen harten Bedingungen, die in nichts weniger bestanden, als dem Markgrafen alle die

genommenen Städte, Schlösser und Dörfer zu überlassen, 600,000 Goldgulden Kriegskosten zu bezahlen und markgräfliche Besatzung einzunehmen.

Auf diese abschlägige Antwort, die Markgraf Albrecht voraussehen konnte, begann die Einschließung und Beschießung der Stadt und schon am andern Tage ward die Gostenhofer Vorstadt genommen, geplündert und abgebrannt, das Geschütz aufgefahren und die Stadt aus zwölf ganzen und vierzehn halben Karthaunen beschossen.

Die Nürnberger wehrten sich tapfer; ihr gut bedientes Geschütz that den Markgräflichen bedeutenden Schaden, welche die Ankunft Jobst's von Dahlbeck, der mit acht Fahnen zum Belagerungheere stieß, von Neuem ermuthigte. Der Markgraf selbst verließ nach einigen Tagen, da sich die Unterhandlungen ganz zerschlagen hatten, das Heer, übergab während seiner Abwesenheit dem Grafen von Mansfeld den Oberbefehl und ging nach Erlangen, dort das Weitere mit Wilhelm von Grumbach zu besprechen.

Dieser hatte sich schon, von Franzeska begleitet, auf den Weg dahin gemacht, so daß Otto, der sie unterweges traf, mit ihnen nach Erlangen zurückgehen und von da die Mutter nach dem Schlosse von Beiersdorf begleiten konnte.

Der Markgraf, der kurz darauf in Erlangen eintraf, konnte gegen Grumbach seinen Unmuth nicht ganz verbergen, doch dieser hütete sich wohl, es bemerken zu wollen und das Vorgefallene zu erwähnen, im Gegentheil berichtete er dem Markgrafen so mancherlei und so wohlgefällige Dinge, daß dieser ihm willig und gern Alles im Herzen vergab. Auch meldete er ihm, daß der Graf von Oldenburg mit seinen Fahnen heute nach Streitberg rücken werde, er habe sie dem Befehle gemäß gemustert und 10 Fähnlein alter Lanzknechte und 1000 wohlberittene Reiter gefunden, das nöthige Geschütz stehe schon in Streitberg bereit und so könne der Tanz mit Nürnberg und den Bisthümern zugleich losgehen.

So wollen wir nach Beiersdorf, um von dort das noch fehlende Geschütz und die Munition abgehen zu lassen — unterbrach ihn der Markgraf — und dann den Pfaffen einen Streich spielen, der sie überraschen wird.

Ich glaube es kaum! — erwiderte Grumbach. — Sie sehen schon lange das Ungewitter heranziehen, bangen und haben mir schon allerhand Vorschläge machen lassen. Laßt Euch nur vor der Hand auf nichts ein, gnädiger Herr, ein großer Schlag muß erst geschehen, ehe die geistlichen Herren zu Kreuz kriechen. Das große Ziel, das Ihr vor Augen behalten müßt, ist der Herzoghut von Franken, der Eurem Stamme gebührt.

Säßen nur die Bischofmützen nicht so fest und so innig in einander verbunden, — erwiderte der Markgraf — so könnte man wohl diese Hoffnung nähren, so aber — wer an einer rüttelt, rüttelt an allen. Jetzt freilich

ist der Zeitpunkt, oder nie! — Er ließ den Kanzler rufen und befahl ihm, den Absagebrief an Bamberg aufzusetzen. — Mit dem an den Würzburger Bischof — meinte er — hat es noch ein Paar Tage Zeit.

Und welche Beschwerden soll ich als Gründe anführen? fragte der Kanzler.

Da wäret Ihr doch ein schlechter Schriftgelehrter, wenn Ihr die nicht auffinden könntet! — erwiderte der Markgraf. — Einem Kanzler muß es leicht werden, Beschwerden selbst gegen den lieben Gott aufzufinden, wenn es sein müßte.

Wir wollen sehen! meinte Herr Straß und schon am andern Morgen ritt ein markgräflicher Trabant mit dem Fehdebrief gen Bamberg; der Markgraf aber ritt nach Beiersdorf.

Hier fand er Laurette, welche mit der männlichen Kleidung alle Launen und selbst die Eifersucht abgelegt zu haben schien. Sie folgte hierin ganz dem Rathe ihrer Mutter, auch mochte Otto vielleicht Theil an dieser Veränderung haben; denn seit jenem Kusse hatte sein Bild Lauretten stets umschwebt. Suchte sie auch in der Gunst des Markgrafen immer noch das schimmernde Glück, so hatte sein derbes, oft rauhes Benehmen ihr wohl gezeigt, daß seine Liebe zuweilen wohl herzlich und gut gemeint, aber doch nur sinnlich sei. Was ihr klopfendes Herz, ihre glühende Phantasie bei ihm nicht fand, glaubte sie in Otto gefunden zu haben und hätte ihr Stolz und ihre Eitelkeit sie nicht noch aufrecht erhalten, so hätte sie vielleicht jetzt schon gern die Brust des kriegerischen Fürsten mit der des Goldschmiedsgesellen vertauscht, der, sie mußte es sich selbst gestehen, ihrem Herzen theurer war. Sie verbarg auch ihre Empfindungen der Mutter nicht, an die sie sich jetzt weit mehr anschloß als sonst; die Kluft, die sie einst getrennt, hatte sich verengt und sie standen sich jetzt näher. Auch tadelte die Mutter die Neigung zu Otto nicht, sie warnte nur und hoffte auch daraus Nutzen für sich zu ziehen.

Den Markgraf überraschte die Heiterkeit Laurettens, mehr aber noch ihr Entschluß, hier auf dem Schlosse zu bleiben, obgleich er ihr eine bequeme Wohnung in Erlangen anbot. Weißt Du denn nicht, — fragte er sie neckend — daß Marie mit ihrem Vater hier wohnt? Sollte Dir das unbekannt geblieben sein? —

Eben weil sie hier wohnt, will auch ich hier bleiben! — erwiderte Laura mit unverstellter Heiterkeit. — Ich war ein thöriges Mädchen, Euch zu bitten, die Armen zu entfernen. Wohin sollten sie jetzt in dieser unruhigen Zeit, wo sollten sie ein sicheres Obdach, wo das schöne zarte Mädchen einen Schutz für ihre Tugend finden, da überall Kriegvolk umherzieht und keine Landstraße, keine Herberge sicher ist?

Und da willst Du wohl die Tugend unter Deinen Schutz nehmen? — unterbrach sie der Markgraf spottend — Willst sie bewachen und glaubst, in Deiner Nähe könntest Du sie am beßten vor mir wahren.

Bei Gott nicht, Markgraf Albrecht! — rief das Mädchen erröthend — Bleibt hier, laßt mich allein nach Erlangen gehen, ich vertraue Euerem Herzen, Euerer Liebe. Das warme Blut, das durch meine Adern rinnt, die Lebendigkeit des Südens, die mein Erbtheil wurde, lassen mich oft in dem Augenblicke der Leidenschaft die Sachen aus falschem Gesichtspunkte sehen und dann sprechen sich meine Empfindungen auch heftig und unbedacht aus. Was kann mir Marie schaden? Und selbst, sähe ich die Kalte in Euerem Arm, wohin sie nur der Eigennutz, nicht die Liebe führen könnte, so würde ich es lächelnd und mit Ruhe sehen; denn fesseln, fesseln mit den Ketten glühender, unverwelklicher Rosen, das könnte die Lebendig-Todte wahrlich nicht.

Nein, Laura, — sagte der Markgraf — das könnte sie nicht. Ich würde sie nicht an mein Herz mit glühender Begierde reißen, sie nicht mit stürmischer Sehnsucht umfangen; denn auch der wildeste Mann trägt eine scheue Ehrfurcht für die Tugend in seiner Brust und auch ich fühle, daß Marie für die wilde Liebe eines Kriegers zu rein, zu hoch steht.

Diese Wendung überraschte Laurette und kränkte tief ihren Stolz. Also höher stellt Ihr sie, — sprach sie mit Empfindlichkeit, die sie auch gar nicht zu bergen suchte — höher stellt Ihr sie, weil kein Tropfen warmen Blutes durch ihre Adern rinnt, höher als das Mädchen, das mit schwärmerischer Liebe sich Euch hingab? Also nur die wilde Liebe des Kriegers ward mein Theil? Die edle Liebe des Fürsten gehört ihr, deren Tugend noch keine Probe bestand?

Wie kannst Du nur so thörig sprechen? — unterbrach Markgraf Albrecht die Leidenschaftliche — Du verstehst mich sicher und willst mich doch nicht verstehen. Eben weil ich gezwungen bin, sie zu achten, ist jede Neigung fern von mir. Als Du mich in Culmbach, ihre Stirn küssend, überraschtest, da sah ich nur ein frommes Kind vor mir knieen, dessen Mund um Schutz, dessen Auge um Schonung flehte. Beides hab' ich ihr gelobt und werd' es mit Gott auch halten.

So lange die Gelegenheit fehlt! — unterbrach ihn Laura — Die Sinne Markgraf Albrechts sind geschäftige Boten der Hölle, wer nicht ihr Herr ward, ist verloren!

Ueberdies ist sie die Verlobte des Gesellen Georg! fuhr der Markgraf fort.

Strecktet Ihr die Hand noch nie nach fremdem Eigenthume? — fragte Laurette nicht ohne Bitterkeit — O! läg' dieses bleiche, nur von zartem Rosenhauch belebte Antlitz in Eurer Brust, fühltet Ihr das Klopfen ihres bebenden Herzens, das nur wider Willen und unter Qualen des Gewissens lauter in Eueren Armen schlüge, sähet Ihr das halbgeschlossene Auge, das um Schonung flehend, doch von Sehnsucht erglüht, — wahrlich! so wie ich Euch kenne, Euer männlicher Entschluß würde wanken und dahin sein!

Nein! — sagte der Markgraf mit ruhigem Lächeln — Du irrst in mir, Laura! Ich breche unbekümmert die Blumen, die sich mir entgegen neigen, aber, Gott sei gedankt, so wild ich bin, so gern, so gierig ich die Freuden des Lebens genieße, verlernte ich doch nicht, die Tugend zu achten und mir selbst zu gestehen, daß sie das Beßte im Menschen ist.

Nun, wir werden sehen! — sagte Laura lächelnd — So ein tapferer Kriegsheld Ihr auch seid, so schwach dünkt Ihr mir, wenn Euere Sinne locken. Besteht die Probe und ich will mich für überwunden erklären.

Du bist sehr uneigennützig, — nahm der Markgraf das Wort — uneigennütziger als ich geglaubt hatte. Nun wohl, es gilt! Aber auch Du magst eine Probe bestehen! — Wo ist der wackere Junge, der Otto, so keck bei'm Sturm als bei den Frauen?

Ich sandte ihn nach Culmbach, die Mutter abzuholen, — antwortete Laura — und als er sie hierher gebracht, eilte er in's Lager vor Nürnberg zurück.

Nun, so mag er wieder hierher kommen und Dein Begleiter sein. Du siehst, ich bin kühner als Du; denn Dein Erröthen könnte mich fürchten lassen — doch ich will Dir an Großmuth nicht nachstehen.

Was hab' ich mit Otto zu theilen? — unterbrach Laurette den Markgrafen und wollte empfindlich scheinen, konnte jedoch ihre Verlegenheit nicht ganz verbergen — Laßt ihn dort, wo er sichere Lorbeeren zu pflücken hat; hier würde ihm wahrscheinlich nicht einmal ein verwelktes Blatt zu Theil werden.

Der Markgraf lächelte, erwiderte weiter nichts und brach das Gespräch ab.

Noch am nemlichen Abend ließ er den Harfner mit seiner Tochter zu sich kommen und nachdem sie ihn mit ihrem Gesange vergnügt hatten, fragte er das Mädchen nach Georg.

Er hat uns bei der Nachricht, daß seine Vaterstadt bedroht werde, verlassen! antwortete Marie.

Und will wohl gar gegen mich fechten?

So glaub' ich, mein gnädigster Herr! erwiderte das Mädchen nicht ohne Zagen.

Da hat er recht gethan! — sprach der Markgraf mit Feuer — Sein Arm wird zwar in der Wagschale wenig nützen, aber es ist brav von dem Jungen, es ist ein treues, redliches Herz, Deiner werth, Marie! — Das Mädchen erröthete. — Schäme Dich Deiner Liebe nicht, — fuhr der Markgraf fort — Du kannst mit Stolz jedermann sagen: Das ist mein Verlobter! — Und damit Du nicht so ganz als eine Arme in sein väterliches Haus trittst, will ich für eine kleine Mitgift für Dich sorgen.

Marie schien sich dieser Huld nicht zu freuen. — Nun, — sagte der Markgraf — Dir scheint meine Gabe nicht erfreulich?

Gnädiger Herr! — erwiderte das Mädchen zögernd — Ihr seid so

gnädig gegen mich und doch möchte ich, wenn Ihr mir nicht zürnen wolltet, gern Euer Geschenk ausschlagen. Arm hat mich Georg gewählt, arm wie ich bin an Geld und Gut, ihm genügte mein Herz. Und würde ich durch Euere Gnade ihm werther, würde ich ihm theurer sein, träte ich mit Eurer Mitgift in sein Vaterhaus? Ich wäre nicht reicher, ich wäre für ihn ärmer geworden.

Du bist stolz, Marie, fast könnt' ich sagen, zu stolz; — sprach der Markgraf — doch wie Du willst, ich dringe meine Wohlthaten niemand auf und bin Dir deßhalb nicht gram geworden. In jeder Lage meines Lebens sei meines Schutzes gewiß.

Meint Ihr es gut mit uns, gnädiger Herr, so laßt uns von hier ziehen! — sagte plötzlich der Alte, der bisher kein Wort gesprochen hatte — Gebt uns unsere Freiheit —

Ihr thörigen Leute, unterbrach ihn der Markgraf — Seht Ihr denn noch nicht, daß es zu Euerem Besten war, daß ich Euch nicht nach Nürnberg ziehen ließ? Dort wüthet der Krieg, mein Geschütz bringt Tod und Verderben über die Stadt, und wenn sie in meine Hände fallen, wenn sie mit Sturm genommen werden sollte, wie könnte ich Euch da schützen? Sobald die Stadt sich mit mir vertragen hat oder in meiner Gewalt ist, sollt Ihr Euere Freiheit haben und meinetwegen hinziehen, jetzt aber wo das Kriegsvolk überall umherschwärmt, wo keine Stadt, kein Dorf sicher ist, ohne daß dort die Kriegsfurie nicht zerstörend wüthete, freut Euch Euerer Freistatt!

Seit die italienischen Frauen hier wohnen, kann ich mich dessen nicht freuen! erwiderte der Harfner.

Schweig' alte Unke! Weil Du nichts siehst, glaubst Du überall Unglück sehen zu müssen! — fiel ihm der Markgraf rasch in die Rede — Tröste Dich und Gott befohlen! Du aber, Marie, — sagte er, sich ihr freundlich nähernd — reich mir zum Abschied Deine Wange zum Kusse; zwar hat dies vielleicht noch weniger Werth für Dich als eine Mitgift, aber ich fordere es als eine Gabe von Dir.

Du kannst wohl des Herrn Wunsch erfüllen, Marie; — sagte der Alte — er will Dir wohl und hat sicher nichts Böses im Sinne.

Bei Gott nicht! — sagte der Markgraf treuherzig, ergriff des Mädchens Hand, das ihm auch nun die hocherröthende Wange bot. Doch nicht die Wange, den Mund des Mädchens küßte er mit stürmischem Feuer, und als die Zürnende leise, damit der Vater sich nicht kränke, zu ihm sagte: Das war nicht edel von Euch, Herr! blickte er sie mit so klaren, offenen Augen treuherzig an und sagte: Du irrst doch in mir, es war nicht bös' gemeint! blickte noch einmal mit Wohlgefallen auf die Hocherröthende und verließ sie dann.

Am andern Morgen rückte der Markgraf mit einem Theile seiner Trabanten, einer Fahne Fußvolk und zwei halben Karthaunen dem Grafen von Oldenburg entgegen, der von Streitberg heran zog. Es galt diesmal der bambergischen festen Stadt Forchheim, die sogleich aufgefordert und deren Thor, während die Rathsherren sich auf dem Rathhause zur Berathung versammelten, durch zwei Kanonenschüsse aufgesprengt wurde. Der Markgraf drang ein, die Bürger zogen sich ohne Gegenwehr in ihre Häuser zurück, die schwache Besatzung streckte das Gewehr, wurde unter die markgräflichen Fahnen gesteckt und die Stadt kam mit einer Brandschatzung von 30,000 Gulden davon; der Fürst schonte sie absichtlich, da er sie zu behalten gedachte. Von hier aus sandte der Markgraf dem Bischof von Würzburg den Absagebrief, übergab die fernere Eroberung der bischöflichen Lande dem Grafen von Oldenburg und eilte wieder nach Beiersdorf zurück. —

Diesmal war sein Aufenthalt daselbst nur von kurzer Dauer, nur wenige Stunden blieb er dort; aber diese wenigen reichten hin, Lauretten tief zu kränken. In der kurzen Unterredung, die sie mit dem Markgrafen hatte, führte sie das Gespräch bald wieder auf Marie. Der Markgraf hatte ihr schon früher erzählt, wie er die Probe ritterlich bestanden und das Mädchen feurig umarmt habe; heute wiederholte er, daß es ihm bei dieser Umarmung gewesen sei, als drücke er die Schwester, als drücke er eine Heilige an sein Herz.

Ich stand beschämt — gestand er offen — als sie mir zuraunte — das war nicht edel von Euch, Herr! — und sie hatte Recht. Habe ich doch keine sündigen Gedanken, so war es doch unedel von mir, daß ich dem Mädchen, mich zu prüfen, auf diese Art wehe that und ihr Zartgefühl beleidigte. Nun, ich will es gut machen so viel ich kann und das arme Kind gewiß nicht mehr quälen, und willst Du mir eine Freude, willst Du Dich mir noch werther machen, Laura, so nimm sie in Deinen Schutz, schenke ihr Deine Freundschaft, sie verdient sie gewiß.

Wird die Heilige mit der Sünderin in Gemeinschaft treten wollen? — fragte Laura und konnte ihre Empfindlichkeit nicht verbergen. — Was bedarf eine Dirne meines Schutzes, die der Himmel selbst zu beschützen scheint? Denn wahrlich! dem Mädchen muß ein schirmender Engel zur Seite stehen, das Markgraf Albrecht, wenn er es in seine Arme schließt, noch für eine Heilige hält.

Spotte wie Du willst! — erwiderte der Markgraf ernst. — Ich wiederhole es Dir nochmal, mein Herz ist im Kriegsleben nicht so verdorbt, daß es nicht Achtung für Tugend, Achtung für das Heilige hätte.

Und warum hieltet Ihr mich nicht für eine Heilige, als Euer starker Arm mich Sträubende umfing und Ihr wider meinen Willen den ersten Kuß auf meine Lippen preßtet?

Närrisches Mädchen, — erwiderte der Markgraf hell auflachend —

weil Du keine Heilige bist und daß Du keine seiest, sagte mir beim ersten Anblick Dein Auge.

Und doch ehrte ich noch die Tugend, als ich Euch zum ersten Male sah! seufzte Laurette still vor sich hin und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Leb' wohl! — rief der Markgraf, ihre Thränen gewahrend. — Leb' wohl, Du weißt, Thränen sind mir was dem Löwen das Hahngeschrei ist. Wenn ich von Nürnberg zurückkehre, hoffe ich sie getrocknet zu sehen, bis dahin sei freundlich gegen den Blinden und sein Kind, schütze sie, daß niemand, selbst mein Vertrautester, nicht wieder einen tückischen Streich ausübe; denn ich würde zum zweiten Mal wahrscheinlich nicht so nachsichtig sein.

Er wollte sie umfassen, aber sie entzog sich mit Unmuth seiner Umarmung und floh in ein Nebenzimmer. Der Markgraf rief ihr lachend ein Lebewohl nach, setzte sich auf das bereitstehende Roß und trabte, unbekümmert um Laura's Unmuth, dem Feldlager vor Nürnberg zu. Ihm waren beim Karthaunendonner die Pfeile der Liebe nur Spielwerk, sie kümmerten ihn wenig bei dem ernsten Geschäft.

Als Franzeska ihre Tochter in Thränen fand und von ihr die Ursache, auch die Unterredung mit dem Markgrafen erfuhr, schüttelte sie bedenklich den Kopf.

Die Dirne — sagte sie dann — kann uns verderblich werden, darum werde sie selbst dem Verderben geweiht. Dein Plan, sie durch den Markgrafen untergehen zu lassen, war thörig und gefährlich, wär' er Dir gelungen, so wareſt Du verloren. Sie hätte sich ihm dann mit aller duldenden Liebe hingegeben, hätte in ihrer erst jetzt erwachten Neigung Trost und Vergebung gesucht und Deine Reize, Deine Leidenschaft wären nicht vermögend gewesen, ihn von ihr loszureißen. Solchen gefallenen Engel hat der himmlische Zauber nicht verlassen und er schlingt um das wilde, begehrliche Herz des Mannes ein festes, oft unauflösliches Band. Durch einen andern muß sie verdorben werden — durch Otto!

Otto? — fuhr Laura aus ihrem Sinnen auf. — Was soll der?

Du hast mir jetzt Dein Herz verrathen, Laurette! Du liebst den Gesellen, den Markgrafen liebst Du nicht mehr!

Ihr könnt Recht haben, Mutter! meinte Laura, da sie ihr Erröthen fühlte.

Mir gleichviel! — fuhr Franzeska fort. — Je weniger Du den Markgrafen liebst, desto besonnener wirst Du handeln. Ich habe immer Deine schwärmerische Liebe getadelt, sie taugt nicht und gemahnt mich nur, wie der erste Ausflug des jungen Adlers, der, seine Kräfte noch nicht kennend, die Sonne sich zum Ziel setzt und nach kurzem Flattern ermattet zu Boden sinkt. Ach, Laura! Die Flügel der Phantasie eines liebenden Mädchens sind Schmetterlingsflügel, bunt und schön, von einer Blume zur andern

flatternd, aber zum kühnen, hohen, zum geistigen Fluge haben sie nicht Kraft, jeder Westhauch treibt sie wohin er will.

Ihr sprecht wahr, Mutter! — nahm Laura das Wort. — Die geträumte Ewigkeit hat schon jetzt ihr Ende, das Paradies ist entlaubt und nach einem neuen sehnt sich dieses Herz.

Ist auch das Paradies entlaubt, — unterbrach sie die Mutter — sind ihm doch die goldenen Früchte noch geblieben; sammle sie ein und spare sie mit Bedacht, auf eine Zeit, wo auch sie Dir nicht mehr reifen. Aber wir kommen ganz von unserem Gespräche ab, Laurette, wir vergessen ganz Marie. — Also Otto sei das Werkzeug!

Ich weiß nicht, Mutter, was sich in mir dagegen sträubt! — fiel ihr Laura in die Rede. — Eifersucht ist es nicht, ich glaube es wenigstens nicht, und doch ruft mir eine innere Stimme zu: Wag' es nicht!

Wag' es nur, thöriges Kind! — sagte die Mutter lächelnd. — Du setzest nichts dabei auf's Spiel. Otto ist ganz anderer Natur als jener rohe Krieger. Wo dieser, ist er gesättigt, den Becher gleichgültig wegsetzt, löscht jenem der Wein den Durst nie und macht ihn nur noch begehrlicher, lechzender. Otto's Leidenschaft dünkt mir nicht wie die Motte zu sein, die sich am Licht erwärmend die Flügel versengt und vernichtet sinkt, sie gleicht eher dem Phönix, der verjüngt aus seiner Asche ersteht. Reiche ihm die Schale mit perlendem Weine gefüllt und der Trunkene ist Dein mit Leib und Seele.

Seine Leidenschaft ist eine wilde, zerstörende Flamme, fast fürchte ich sie! sagte Laura.

Warum sie fürchten, Laura? Eben eine solche wilde, Alles zerstörende brauchen wir. Wem sie nicht, wenn es sein muß, den Dolch in die Hand zu drücken vermag, wer nicht Alles für sie opfern kann, Blut und Leben, Seel' und Leib, der taugt nicht für uns; zum Tändeln findest Du tausend Schmetterlinge, die die Rose umflattern, so lange sie noch duftet, aber selten wirst Du ein Herz finden, das für Dich sich dem Verderben weiht, und ein solches glaube ich in Otto gefunden zu haben.

Wider der Tochter Willen wollte die Mutter den jungen Krieger in ihre Pläne ziehen. Laura konnte nicht widerstreben und nur mit Zagen versprach sie, die Hand dazu zu bieten. Nicht um Mariens, nicht um Otto's Willen sträubte sie sich, um ihrer selbst war es ihr unangenehm, daß er es sein sollte. Es war, so wenig sie sich es gestehen wollte, die Eifersucht, oder vielleicht eine leise Mahnung ihrer längst entflohenen Tugend; aber einmal der Sünde anheim gefallen, vermag nichts, den Menschen aus ihren Netzen loszureißen, und überdies haßte sie Marie zu sehr, um nicht Alles, selbst den Geliebten zur Befriedigung ihrer Rache opfern zu können.

Mutter und Tochter beschlossen nun, Alles zu thun, um Mariens und des Harfners Zutrauen zu gewinnen; Laura sollte, da ihr Verhältniß zum

Markgrafen selbst Marien nicht hatte unbekannt bleiben können, die büßende Magdalene, Franzeska die unglückliche, zürnende Mutter spielen. Diese hatte während des Harfners Aufenthalt in Culmbach nur mit Verachtung von dem blinden Spielmanne gesprochen, ihn kaum im Vorbeigehen gegrüßt und ihn seit jener kurzen Unterredung, wo sie ihm einen Zehrpfennig bot, keines Blickes gewürdigt. Heute aber, da sie mit der Tochter zu ihm ging, sich dem Alten gegenüber setzte und Einiges mit ihm sprach, schienen doch die edlen Züge des Mannes ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und während Laura mit Marie sich unterhielt, ruhte ihr Auge unverwandt auf dem Alten, der, obgleich ihm ihre Gegenwart zuwider war, doch bisher freundlich zu ihr gesprochen hatte. Aber seit mehreren Minuten war ihre Unterhaltung in's Stocken gerathen, Franzeska hatte keine weiteren Fragen an ihn gethan und er nicht gesonnen, das Gespräch weiter fortzusetzen, hatte geschwiegen. Da brach sie plötzlich das Schweigen und fragte ihn mit sonderbar bewegter Stimme! Meister, waret Ihr nie in Welschland?

Nie hat mein Fuß jenes Land betreten! erwiderte er.

Nie? — murmelte Franzeska vor sich hin und holte tief Athem, wie jemand, den eine schwere Last zu drücken beginnt — Also nie? — Sie stand auf, ging unruhig im Zimmer auf und ab und schien ganz den Zweck ihres Hierseins vergessen zu haben; denn erst, nachdem Laura ihr Einiges leise zugeflüstert hatte, setzte sie sich wieder zu dem Alten und bat ihn, doch immer noch zerstreut, ihm Einiges aus seinem Leben mitzutheilen.

Signora, — erwiderte er — wer, wie ich, blind ward, der ruft nicht gern die Erinnerung herbei, die ihm Alles darstellt, als säh' er es vor dem noch geöffneten Auge, es ist dann eine nur kurze Täuschung und die Wahrheit ist zu bitter! Ueberdies liegt so viel Trübes hinter mir, daß ich nicht gern zurückschaue. Sollte es Euch nicht eben so gehen? Ihr seid Wittwe, habt den Gatten, vielleicht schon ein theures Kind verloren —

Graukopf! — rief Franzeska, wild aufspringend, so daß Laura und Marie erschrocken herbei eilten — was sagst Du mir? Kennst Du mein Schicksal — willst Du mich höhnen?

Nein, Signora! — erwiderte der Harfner mit Freundlichkeit und Ruhe — das wollte ich nicht. Mir ist Euer Schicksal unbekannt, und so konnte ich wissentlich keine Saite greifen, die Euch schmerzen sollte. Ihr seid Mutter, seid mit Eurem Kinde allein hier, muß ich nicht glauben, Ihr wäret Wittwe, und könnte Euch der Himmel nicht noch ein Kind geschenkt und es Euch wieder genommen haben?

Nein, nein! — rief Franzeska immer noch heftig — nur ein Kind gab mir der Himmel, nur eines! —

So verzeiht! — fuhr der Harfner fort — Aber begreifen kann ich nicht, wie dann meine Worte Euch verletzen konnten.

Was ist der Mutter? — fragte Laurette staunend aber kalt, während Marie mit inniger Theilnahme auf die Frau sah, in deren Gesicht sich alle

Leidenschaften ausdrückten. Erst als die Tochter zum zweiten Male fragte, was ihr sei, rief sie ihr ein hartes „Schweig!“ zu, sprang auf und verließ das Zimmer. Laura folgte ihr mit Unmuth.

Marie! — fragte der Alte, als sie allein waren — hast Du die Frau, während sie so außer sich war, beobachtet?

Ja, Vater! — erwiderte das Mädchen — Noch schaudere ich, wenn ich mir das Bild der Verzweiflung zurückrufe, das sich auf dem Antlitz dieser Frau zeigte. Alle Leidenschaften schienen in ihr aufgeregt, ihr Auge sah starr und leblos vor sich hin und doch schien es zu flammen, ihr Mund schwieg und doch bebten ihre Lippen. Einmal hoben sich ihre Augen gen Himmel, aber schnell senkten sie sich wieder und mir war es, als ob sie dort oben Trost gesucht und ihn nicht gefunden hätte. Vater, die Frau dauert mich, tiefer Kummer muß sie drücken!

Oder tiefe Schuld! — sagte der Harfner ernst — Marie, dies ist der Unterschied zwischen dem Sünder und dem Reinen: das Schicksal schlägt beiden Wunden, beide fühlen die Schmerzen, aber jenen treiben sie zur wilden Verzweiflung, wenn sie diesen zur stillen Ergebung mahnen. Jener fühlt sich für ewig aus dem Himmel geschieden, wenn dieser nur in dem Blicke nach oben den Trost findet. Sie muß eine arge Sünderin sein, daß mein absichtlos gesprochenes Wort sie so zerschmettern konnte.

Und doch habe ich Mitleid mit ihr; sie ist unglücklich! Seid kein so strenger Richter, Vater! Ihr wägt mit zu strenger Wage.

Die Menschen haben das Mitleid aus meiner Brust gerissen! erwiderte er finster.

Marie, die wohl wußte, wie sehr dieser Gedanke, einmal aufgefaßt, ihn immer düster stimmte, nahm die Harfe. Soll ich Euch ein Lied des Trostes singen? fragte sie, und als der Alte bejahend ihr zunickte, griff sie in die Saiten und ihr Gesang beruhigte bald des Vaters aufgeregtes Gemüth.

Nicht so schnell war das Gemüth Franzeska's beruhigt, sie war verstummt, nur mit finsteren, zurückstoßenden Blicken beantwortete sie die Fragen ihrer Tochter, die sie auch bald nicht mehr damit belästigte. Sie schien ganz in düsteres Nachdenken versunken zu sein; aber nicht lange blieb sie in dieser Abspannung, ein heftiges Fieber durchschüttelte sie, sie mußte sich zu Bett legen und eine Nacht voll Fieberphantasieen folgte dem düster durchlebten Abend.

Als Marie am Morgen erfuhr, Franzeska sei gefährlich krank, trieb sie das Mitleid zu ihrem Lager. Da, wo Laurette fast wider Willen Pflege übte, war sie bereitwillig zu jedem Dienste, wachte die kommende Nacht am Krankenbette und betete hier zu Gott, die Sünderin in ihren Sünden nicht sterben, ihr Zeit zur Buße zu lassen. Mehr als je schloß sie sich an

Laura an, schien das Geschehene vergessen zu haben, übersah die wenige Theilnahme, die jene für die Leidende fühlte und gedachte nur, daß, wenn Gott die Kranke heim rufe, die Unglückliche eine Waise sei und allein auf dieser Erde stehe. Anfangs machte dies großmüthige Benehmen Mariens Eindruck auf Laurettens Herz, sie ward inniger, offener gegen die Harfnerin und zuweilen, wenn ein kurzer Schlummer die Mutter stärkte und sie unbelauscht am Krankenbette saßen, schien sie Vertrauen zu Marien fassen zu wollen und manches Wort, mancher Seufzer sagte dieser, daß Laurette sich nicht glücklich fühle. Aber die Ankunft des Markgrafen störte nur zu bald diesen Frieden. Die Achtung, welche er Marien bewies, die Theilnahme für sie, welche sein Auge aussprach, das Lob, das er ihr spendete, sah er sie als sorgsame Krankenwärterin an dem Bette eines Weibes, von der sie die Ueberzeugung haben mußte, es sei ihre Feindin, erweckten Laurettens Eifersucht von Neuem, der alte Haß erwachte und trotz dem, daß sie wider ihren Willen sich sagen mußte, Marie sei ein Engel, war doch ihre Leidenschaft stark genug, sie eben deßhalb doppelt zu hassen und ihr unversöhnliche Rache zu schwören.

Während der Tage, wo der Markgraf nur auf kurze Stunden in Beiersdorf gewesen war, hatte Franzeska in steten Fieberphantasieen gelegen. Ihre Tochter und Marie waren die Gegenstände, mit denen sie sich am meisten beschäftigte, zuweilen mochte auch der Harfner, den sie jedoch immer jugendlich und in männlicher Schönheit ausmalte, vor ihren irren Sinnen vorüber ziehen. Am vierten Tage erwachte sie nach dem ersten erquickenden Schlafe am Abend, als eben Marie ihr Bette verlassen hatte und Laurette allein bei ihr saß. Nach einigen unzusammenhängenden Fragen, die deutlich zeigten, daß sie sich ihres fieberhaften Zustandes nicht bewußt war, fragte sie, ob die Harfnerin nicht hier gewesen sei, und als Laura es bejahte, sagte sie, wild um sich blickend:

Ich habe sie oft in meinem langen, unruhigen Traume gesehen, bald erschien sie mir wie der Engel des Todes, der sich neben mein Lager setzte, auf meinen letzten Athemzug lauschend, bald wie eine Jungfrau, die den Myrtenkranz im Haare statt der Todtenkrone, aus einem Grabe erstand, am öftersten aber als ein schlafendes Kind, das sich mit Polypenarmen an meine eiskalte Brust anklammerte und heftig schrie, so daß ich jedesmal davon erwachte. Wenn ich aber die Augen aufschlug und um mich sah, war das Kind verschwunden und ich erblickte nur gaukelnde Gestalten um mich; nur heute erkenne ich Dich. — Ich mag sie nicht mehr sehen! — fuhr sie dann fort. — Laß sie nicht mehr meinem Lager nahen! — Ich hasse dies Wesen, das mein Inneres so widrig aufregt und meine ruhigen Träume stört.

Auch ich hasse sie, die mit ihrer kalten Glorie den Fürsten lockt, der nur für mich ein ungetheiltes Herz haben soll! — nahm Laura jetzt das Wort. — Ich hasse sie doppelt, weil ich fühle, sie bewahrte in Rein-

heit, was ich leichtsinnig verschleuderte, weil ich fühle: Sie steht höher als ich —

Verderbe sie Gott! rief Franzeska in einem neuen Fieberanfalle und bei diesen schaudervollen Worten schrak selbst Laura zusammen und konnte nicht umhin, der Mutter zu erzählen, wie Marie bisher bei ihr gewacht und ihren alten, blinden Vater oft allein gelassen habe, um nur sie zu pflegen.

That sie das? Und das littest Du? — unterbrach sie die Mutter zürnend. — Ließest Andern die Pflichten erfüllen, die Dir oblagen? — Ja, ja! — murmelte sie vor sich hin. — Ich habe mein Kind früh verloren und stehe allein auf der Welt!

Ihr seid ungerecht gegen mich, Mutter! — fuhr Laura unmuthig auf. — Ihr wißt, mein Wahlspruch ist: Liebe für Liebe! und wahrlich! ich habe Kindespflicht besser geübt, als Ihr die Pflichten der Mutter.

Franzeska, ohne etwas zu erwidern, wandte der Tochter den Rücken, hüllte ihr Antlitz in die Kissen, wahrscheinlich um Lauretten ihre Thränen zu verbergen.

Kaum hatte diese die Mutter verlassen und ihr Zimmer wieder betreten, als sie unvermuthete Gäste bekam, Otto und Meister Peter traten ein.

Der Markgraf, Signora, — begann der fürstliche Trabant — hat mich, und ich muß es gestehen, diesmal nicht ganz mit meinem Willen hierher geschickt, Euer Ritter zu sein — dies sind des Herrn eigne Worte — bis er von dem Heerhaufen des Grafen von Oldenburg zurückkehrt. So beseelt ich mich fühle, wenn ich Eure schönen, zwar jetzt umflorten Augen schauen darf, holde Dame, so beglückt ich mich fühle, in Euerer Nähe zu sein, so that es mir doch wehe, den wackern Junker von Altenstein und die Karthaunen zu verlassen, die so manche schwere Kugel in die halsstarrige Stadt geschickt haben.

Und auch ich — begann nun der Narr und achtete wenig der flammenden, zornigen Blicke, die über Otto weg ihn trafen — und auch ich bin auf Befehl meines Herrn hier, durch meine Schwänke Eure böse Laune zu vertreiben, mit der Ihr, wie der Herr meint, seit einiger Zeit geplagt seid. Ich habe diesen Befehl gern befolgt, erstens, weil ich die schönen Frauen liebe, zweitens —

Habt die Güte zu schweigen! — unterbrach ihn Laura mit Unmuth. — Mich zu langweilen hat Euch vermuthlich der Markgraf nicht hierher gesandt und jetzt bitte ich, Euch zu entfernen.

Glaube wohl, daß der da es noch besser versteht, Euch bei guter Laune zu erhalten, als ich! — erwiderte der lustige Rath mit hämischem Blinzeln auf Otto zeigend. — Deßhalb will ich auch gehen; aber vorher muß ich Euch noch einen guten Rath ertheilen und hört Ihr den nicht ruhig an, so gehe ich nicht von der Stelle.

Für's erste, Signora, — begann er, da Laura nichts einwendete —

muß man große Herren nie seine Laune fühlen lassen; diese Herren sind gewohnt, überall freundliche Gesichter zu sehen, selbst wenn sie den Leuten auf die Füße treten. Zweitens ist es leichter, sich auf zwei Stühle festzusetzen, als zwei Liebhaber zugleich sich zu erhalten. — Gott befohlen!

Wie könnt Ihr mir nur den Narren zuführen! — zürnte Laura, als sie mit Otto sich allein befand. — Ihr wißt, er war mir stets zuwider. Er ist ein heimtückischer Affe.

Der es mit mir redlich meint; — unterbrach sie Otto. — Kein Frauenknecht und ich glaube auch fast, ein arger, unversöhnlicher Feind, aber auch ein desto treuerer Freund!

Er soll nicht wieder vor meine Augen! — rief Laura, durch die Theilnahme, die Otto für Meister Peter zeigte, nur noch mehr entrüstet. — Nicht über meine Schwelle!

Thut das nicht, holde Dame! rief der Jüngling. — Des Narren Wort findet bei dem Markgrafen oft eher eine Herberge als das Wort seines Feldkaplans. Ueberdies vergeßt nicht, daß er in Augsburg uns belauschte und er leicht aus Rache selbst den Freund opfern könnte. Auch fürchte ich, der Markgraf läßt sich von Euch nur absichtlich täuschen.

Worin? — fragte Laura stolz. — Kennt Ihr ein Geheimniß von mir, daß ihm nicht kund werden dürfte?

Meine Lippen kennen es, aber behalten es nur zu gern für sich, deßhalb schweigen sie gewiß.

Habt Ihr den Harfner, habt Ihr seine Tochter schon gesehen? fragte jetzt Laura erröthend.

Wie sollte ich nach irgend etwas schauen, ehe ich nicht das Herrlichste der Erde gesehen! rief er, doch mehr galant als entzückt.

Spart Eure Worte — und von etwas Ernsterem. Ihr habt wohl nicht vergessen, was Ihr mir gelobtet, treu mir zu sein mit Leib und Leben, mit Gut und Blut —

Ich vergaß es nicht!

So verlange ich jetzt den ersten Dienst von Euch. Ihr horcht auf — seid gespannt — fürchtet vielleicht, es koste den Kopf! — So grausam bin ich gegen meinen Ritter nicht; mein Auftrag ist von ganz anderer, von süßerer Art, nur höchstens Dornen könnten Euch dabei ritzen. Nur hört genau auf das, was ich Euch sage —

Ehe Ihr weiter sprecht, holdes Mädchen, — unterbrach sie Otto feurig — so laßt mich erst, wenn ich auf Eure Worte achten soll, den Mund küssen, der sie ausspricht, ich würde sonst nur an jenen Kuß zurückdenken und Eure Rede würde unbeachtet an mir vorüber gehen.

Euer Wunsch sei Euch gewährt! — sagte Laura kalt, ihm die Wange reichend — Ich wehre es Euch nicht.

Nein, Dame! — sprach Otto, stolz zurücktretend. — Um ein Gotteslohn habe ich nicht gebettelt, wenig von Euren Lippen, viel von Eurem

Herzen verlangt. Ihr wollt Eurer Gabe für mich den Werth nehmen, wollt gleichgiltig scheinen und doch wäret Ihr es wahrlich nicht geblieben, wenn ich Euch in meine Arme geschlossen hätte. Aber sprecht nur weiter, laßt Euch nicht durch meine Reden, nicht durch meine Blicke irre machen. Ich will ganz Ohr sein und mir Eure rosigen Lippen denken, als wären es Schneeglöckchen, die meine Sehnsucht eiskalt zu Grabe lauteten. Sprecht nur weiter!

Laurette war überrascht; Otto hatte sie an Stolz und Gleichmuth überboten, sie mußte einen andern Weg einschlagen, welchen? — darüber dachte sie eben nach. Ihr Auge sah hierbei zuweilen auf von dem Boden, auf den es geheftet schien, nach dem jungen Krieger, der in voller Kraft und in seiner Schönheit erwartungvoll vor ihr stand Endlich brach sie das Schweigen.

Heute spreche ich nicht, vielleicht morgen! — Auch da nicht! — Es wird sich schon eine Stunde finden, wo meine, wo Eure Laune besser ist als heute. Kommt morgen um die achte Stunde im Zwielicht zu mir, bis dahin stärke Euch dies.

Ein flüchtiger Kuß, mit dem sie seine Lippen schloß, überraschte ihn und ehe er sich noch von seinem Erstaunen erholen konnte, war sie in das Krankenzimmer der Mutter geschlüpft.

Während des ganzen folgenden Tages schlich Meister Peter im Schlosse herum, suchte bald den Amtmann über Manches auszuforschen, bald kroch er in allen Winkeln des weitläufigen Gebäudes umher, als ob jedes Kämmerlein für ihn von Wichtigkeit sei, dann hatte er den Harfner besucht und sich von ihm das, was ihm bisher begegnet war, erzählen lassen. Jetzt aber verspottete er Otto, der unruhig bald auf dem alten, viereckigen Thurme die Tauben verscheuchte, bald im Zwinger mit der Armbrust aus Langweile schoß, sie zu tödten, bald an Laura's verschlossene Thüre vergebens klopfte und mit Ungeduld das Zwielicht erwartete.

Als die Sonne sich hinter den Höhen senkte, klopfte er leise an Laurettens Thür, aber niemand öffnete ihm, er mußte immer noch seine Ungeduld und seine Neugier zügeln; denn die Art, wie Laura gestern das Gespräch abgebrochen, die Ursache, weshalb sie ihn so spät im Zwielicht hierher bestellt haben konnte, das geheimnißvolle Verschließen der Thür, alles dies mußte seine Erwartung spannen, seine Neugier regen.

Endlich, als schon hie und da im Schlosse eine Kerze sichtbar wurde, machte er sich von Meister Peter, der sich heute überall an ihn anneftelte, los, schlich noch einmal hinauf und fand nun endlich die Thür offen. Laura trat ihm entgegen, aber nicht Laura, wie er sie zu sehen gewohnt war — nein! eine Himmlische, stand sie im Glanz irdischer Schönheit vor ihm.

Nicht seidene Stoffe, nicht Juwelen schmückten sie, einfach und schlicht war ihr Gewand, wie an einem heitern Frühlingmorgen jeder Reiz der üppigen Natur in buntem Blumenflor vor dem Auge ausgebreitet liege, so hatte hier die Natur mit einfachem Gewande ihr Herrlichstes zauberisch verhüllend, sich entfaltet. Der Schein der Kerzen, der die Himmelsgestalt des Mädchens mit einem magischen Licht umgab, blendete fast das Auge des Jünglings, der, in ihrem Anblicke versunken, wie leblos da stand und ihr nicht zu nahen wagte.

Bist Du bereit, zu vollführen, was ich von Dir verlangen werde? fragte jetzt das Mädchen und streckte die Hand zum Willkommen nach ihm.

Ich bin bereit! sagte Otto, vor Wonne bebend.

So höre! — rief sie und duldete, daß er sie stürmisch umfing. Aber bald entwand sie sich seiner Umarmung. — Nicht also! — sprach sie — Handle, dann erst erwarte den Lohn! Komm, setze Dich, Otto! — Meine Ruhe ist hin; — begann sie nun nach einer kurzen Pause — ich habe meinen Himmel für einen schlechten Preis geopfert, und selbst diesen Preis fürchte ich nun zu verlieren.

Den Markgrafen meinst Du Laurette? unterbrach sie Otto gespannt.

Wen sonst! — fuhr sie, immer ernster werdend, fort — Ihn sollst Du mir erhalten.

Ich? — Ihn Dir erhalten? — Sonderbare Zumuthung! rief der Jüngling aufspringend.

Wo kein Opfer ist, ist auch kein Verdienst! — sagte sie gelassen und zog ihn wieder zu sich hin — Vermagst Du nicht das Schwerste zu vollbringen, so hoffe auch nicht das Höchste zu erwerben; nur durch Aufopferung bewährte sich wahre Liebe! Und wie leicht, wie süß ist das, was ich von Dir verlange; es gilt nur, eine Blume zu zertreten, die mir im Wege steht, eine Lilie zu zerknicken, deren strahlendes Weiß mir lästig wird — es gilt nur — sie hielt ein, schlang ihren Arm um seinen Nacken — es gilt, mich zu erringen!

Wem gilt es noch? — fragte jetzt Otto, sie feurig an sich drückend — Und müßt ich mit Satan anbinden — Dich in meinen Armen haltend, in Dein flammend Auge blickend, fühle ich Kraft und Willen zu Allem. — Wem gilt es? Sprich, ehe die Kraft mir vergeht, ehe der Augenblick kommt, wo der Gedanke an Dich, wo der Blick nach Dir alle andere Gedanken verschlingt! — Wem gilt es?

Der Harfnerin! sagte Laura, sich erhebend.

Marien? — rief Otto erschrocken — der Braut meines Freundes, dem frommen Engel, dem einzigen Trost des alten, blinden Mannes?

Ihr gilt es! — unterbrach ihn Laura — Uns beide mußt Du erringen, oder Dir wird keine!

Otto schien nicht nach ihr zu hören, sein Auge ruhte starr auf dem Boden, als ob er zu seinen Füßen einen furchtbaren Abgrund geöffnet

sähe, während Laura ihn mit ernstem Blicke, der aber nach und nach immer weicher, immer liebevoller wurde, betrachtete. — Otto! — rief sie und der Arm, den sie um ihn schlang, weckte ihn mehr noch aus seinem Sinnen als ihre Stimme — liebst Du mich so wenig, daß Du aus meiner Hand das köstliche Geschenk verschmähst? — Sie schläft einen tiefen Schlaf, — fuhr sie fort, ihn mit sich fortziehend — noch während einer Stunde hält der Mohnsaft ihre Augen verschlossen und raubt ihr die Besinnung. — Dies sagend, trat sie mit Otto durch die von ihr geöffnete Thür, schloß ihn leidenschaftlich in ihre Arme, preßte einen glühenden Kuß auf seine Lippen und ließ ihn allein.

Ein Lämpchen, das auf einem mit Blumen bestreuten Tische stand, verbreitete in dem kleinen Gemach ein schauerliches Licht, das Otto das auf einem Ruhebette schlummernde Mädchen zeigte. — Marie! — rief er bei diesem Anblicke, von einem angstvollen Gefühl ergriffen — Marie, erwache! — Aber die Jungfrau schlief fest, sein ängstlicher Ruf störte ihren Schlummer nicht. Da trat er mit ungewissen Schritten ihr näher, sein Blut begann heftiger durch seine Adern zu jagen, die Pulse stärker zu klopfen; er nahm das Lämpchen und beleuchtete die Schläferin. Züchtig wie die wache Unschuld, sanft und freundlich lächelnd wie ein schlummerndes Kind, lag das holde Mädchen in all' ihrer Schönheit vor ihm. Ein süßer Traum mochte sie umgaukeln; denn ihr Mund lächelte freundlich, ein höheres Roth umzog ihre Wangen und erhob ihren Liebreiz nur noch mehr. Mit glühendem Blicke hing Otto an diesem holden Mädchen, das sorglos, nur von dem Himmel und ihrer Unschuld beschützt, sanft schlummerte und nicht ahnete, daß ein finsteres, unheilbringendes Schicksal ihr so nahe stand.

Lange hatte Otto schon, in ihrem Anschauen versunken und in stetem Kampfe mit seinen Sinnen, an ihrem Lager gestanden. Jetzt fühlte er, sein böser Engel könne siegen, da rief er noch einmal: Marie, Marie! erwache! — Aber sie hörte nicht auf seinen warnenden Ruf, sie erwachte nicht! Da ergriff ihn ein schauerliches und zugleich ein heiliges Gefühl. Ihm war, als sähe er einen Engel am Fuße ihres Bettes sitzen, dessen Flügel, aus Lilienblättern gewoben, hell im Scheine der Lampe erglänzten. — Nein, frommes Kind! — sprach er leise — war auch der Engel, den ich Dich bewachend erblickte, nur ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie, ich will Dein schützender Engel, nicht Dein Verderber sein. Schlummere sanft! — Er nahm eine Lilie und legte sie auf ihr Herz. — Rein und keusch wie diese Blume klopfe immer, du frommes, liebes Herz; das Heilige soll nicht in Sünde untergehen! — Dies sagend, verließ er die Kammer und trat ernsten Blickes zu Lauretten. Aber wie erschrak er, als er sie in den Armen des Markgrafen fand, der unvermuthet angekommen war, sich zu Lauretten geschlichen und sie überrascht hatte.

Du hier, frecher Bursche? rief Markgraf Albrecht zornig.

Doch ehe noch Otto etwas erwidern konnte, zog Laura den Markgrafen nach der Kammer hin. Der Besuch galt mir nicht, er galt Euerer Heiligen! — raunte sie ihm tückisch zu — Beschämt die Unglückliche nicht; — bat sie — es genüge Euch die Ueberzeugung! Dies sagend, öffnete sie die Thür nur ein wenig und ließ den Markgrafen die Schlummernde nur auf einen Augenblick sehen, dann schloß sie sie schnell und sagte lächelnd: Mehr ist nicht noth, nun kennt Ihr die Heuchlerin!

Der Markgraf sah bald Laura, bald Otto verwundert an, ihm schien die Sache nicht ganz klar zu sein. Otto! — sagte er dann — weißt Du, daß Marie die Verlobte Deines ehemaligen Freundes ist?

Ja, Herr! erwiderte der Jüngling, sich wohl anderer Schuld, nur nicht der bewußt, die der Markgraf von ihm glaubte.

So geh'! — sagte der Markgraf, ihn zornig anblickend — Morgen, vor meiner Abreise, warte im Vorzimmer, bis ich Dich rufen lasse. — Und Ihr, — sagte er, als Otto sich entfernt hatte, sich zu Laura wendend — Ihr hättet auch die Hand nicht zu solchem Bubenstücke bieten sollen, dem Verführten vergiebt's der Himmel leichter als dem Verführer, auch schäme ich mich, daß Ihr mit meinem Trabanten in dergleichen Verbindungen getreten seid. Gute Nacht!

Laurette suchte ihn mit Schmeichelworten und Bitten zurückzuhalten, aber vergebens. Erst muß ich Licht in dieser Sache haben, eher seht Ihr mich nicht wieder, Signora! — Mit diesen Worten verließ er sie im Zorn und Laura eilte, von dem Benehmen Markgraf Albrechts überrascht, zu ihrer Mutter.

Als Marie aus ihrem todtähnlichen Schlafe erwachte, erstaunte sie nicht wenig, sich allein in einem ihr unbekannten Zimmer zu finden, mehr aber noch, als sie die Lilie an ihrem Herzen fand. Bin ich erwacht oder träume ich noch? — Was ist mit mir geschehen? — sprach sie, sich langsam von ihrem Lager erhebend — Sonderbare Träume, wie ich sie noch nie gehabt, verwirren jetzt noch meine Sinne. Wo war ich doch gestern? — dachte sie, um sich Alles lebhaft zurückzurufen — Den Nachmittag bei meinem Vater — dann rief mich Laura zu ihrer Mutter. Ja, ich fand diese schon außer dem Bette und dann — ja dann weiß ich mich nichts Weiteres zu erinnern. Der Schlaf muß mich überrascht und ich lange geschlummert haben. — Aber wie kam ich hierher — wie die Lilie an meine Brust? — Mir räthselhaft! Aber der arme Vater, — fuhr sie plötzlich auf — wie wird er sich geängstigt haben, wie um mich besorgt gewesen sein? — Bei diesem Gedanken ergriff sie schnell das Lämpchen, öffnete leise die Thür und fand das Nebenzimmer, welches sie sogleich für das Laurettens erkannte, dunkel und leer. Nun wußte sie, wo sie war, und eilte unbemerkt hinaus, über den langen Gang, der zu ihrer Wohnung führte, hinweg. Hier trat ihr Otto entgegen.

Gelobt sei Gott, daß ich Euch erwacht finde! — sagte er, sie aufhal-

tend — Seid auf Eurer Hut, Marie, vertraut Euch niemanden an, geht zu niemand, bleibt in Euerem Gemache verschlossen. Mehr kann ich Euch nicht sagen, ich höre bekannte Tritte sich nahen, gute Nacht! — Dies sagend, eilte er auf dem Wege, den er gekommen war, zurück. Sie aber öffnete mit Hast die Thür ihrer Wohnung und verschloß sie schnell hinter sich; denn sie sah den Markgrafen, von einem Diener geleuchtet, auf sich zukommen.

Der Blinde, schon gewohnt, Marie bei Tag und Nacht am Krankenbette Franzeska's zu wissen, hatte sich Anfangs nicht um sie geängstigt; da sie aber zur Zeit des Nachtessens immer bei ihm zu sein pflegte und dann bei ihm blieb, bis er sich zur Ruhe gelegt, war es ihm doch ängstlich geworden. Wie sehr freute er sich daher, als sie bei ihm eintrat. Wohl ihm! daß er nicht die Bläße ihrer Wangen, überhaupt nicht ihren verstörten Blick sehen konnte. Hätte er nur die leiseste Ahnung von dem gehabt, was Marien begegnet war, so würde schon das Aengstliche, Ungewisse ihrer Rede es ihm verrathen haben. So aber legte er sich unbekümmert zur Ruhe, Marie jedoch fand die Mitternacht noch wach. Beängstigende Gedanken raubten ihr den Schlaf und Otto's Worte: „Gelobt sei Gott, daß ich Euch erwacht finde!" beunruhigten sie am meisten. Er hatte sie also schlafend gesehen? — Was war mit ihr vorgegangen, was ihr geschehen? Dies waren die Gedanken, die sich in ihr durchkreuzten. Sie fürchtete nun gar, was sie geträumt, sei ihr wirklich begegnet, und versuchte nun, ihre Träume sich zurückzurufen und sie zu ordnen, aber sie schwirrten nur wie düstere Schattenbilder vor ihr, so durcheinander verschlungen, daß sie sich keines klaren Gedankens bewußt werden konnte. Da wendete sie in ihrer qualvollen Unruhe ihr Herz zu Gott, und so fand sie endlich im Bewußtsein ihrer Unschuld die Ruhe, doch den erquickenden Schlaf nicht wieder.

Am frühesten Morgen stand Otto schon in des Markgrafen Vorzimmer, woselbst er Meister Peter fand.

Peterlein! — redete er ihn an. — Ich weiß nicht, wohin mich die kommende Stunde führen wird, deßhalb übertrage ich Dir ein Amt, das Dir vielleicht lästig werden könnte. Sorge für Marie, sie ist von argen Feinden umgeben.

Und gehört Ihr nicht zu diesen? fragte der Kleine mit grinsendem Lächeln.

Nein, wahrlich nicht! — entgegnete Otto. — Ich liebe das Mädchen schon deßhalb, weil sie Georg's Verlobte ist und überdies irr'st Du in mir, wenn Du mich für gar zu schlimm hältst.

Der Narr lächelte. — Ihr seid sonst eine gar gute Haut, — sagte er — bei den Weibern aber seid Ihr ein schlimmer Geselle, da verliert Ihr

mit dem Herzen den Kopf. Sollte wohl ein kluger Mann um solche verrufene Münze buhlen wie die welsche Sängerin? Ihr gemahnt mich da, wie der Knabe, der sich glücklich preis't, die Aehren lesen zu dürfen, die der Schnitter zurückließ. Werbt um etwas Besseres, hängt Euch an eine wackere Dirne, die Euch mit Liebe und Treue zugethan ist, nicht an —

Das verstehst Du nicht! unterbrach ihn Otto unbillig.

Hm! — lächelte dieser spöttisch — das verstände ich nicht, wüßte nichts von Weibern und Liebe? — Ihr meint wohl, weil ich eine Zwerggestalt bin? — Ihr irrt, kluger Leibtrabant des Markgrafen. Wer sich an Weiber hängt, ist ein Narr, mithin meines Ordens, und deßhalb verstehe ich so viel davon als Ihr und habe mithin das Recht, Euch einen Thoren zu schelten, da Ihr Euch an solche Buhlerin hängt.

Guter Peter! — unterbrach ihn Otto — Du hast gut reden, Dein Herz kennt die mächtige Zauberin, die Liebe nicht, die den Weisen zum Thoren, den Thoren oft zum Weisen macht; kenntest Du sie, würdest Du mich nicht verdammen. Eben das Sündhafte gibt für mich dem Mädchen einen höheren Reiz, zieht mich an und erregt in mir eine Leidenschaft, welcher es gleich ist, ob sie durch Himmel oder Hölle zum Ziele gelangt. — Doch, Freund, Du hörst nicht auf mich — Deine Gedanken sind fern von hier — Du verstehst nicht, was ich Dir sage, kannst Dir die Qual nicht denken, zu harren und harren und immer nur mit der Gluth im Herzen, einem Falken gleich, sich aufzuschwingen und doch nur wie eine Schnecke seinem Ziele entgegen zu kriechen.

Otto! sagte jetzt der Kleine, hob sein gesenktes Haupt und sah mit schwermüthigem Blicke an dem Jünglinge auf. — Glaube nicht, daß dies Herz, weil es der Schöpfer in einem verkümmerten Körper schlagen läßt, so ganz fühllos wäre, glaube das nicht. Aber eben das ist die Pein, brennender als die Pein der Verdammten, nur unerreichbare Wünsche zu nähren, immer zu hoffen und sich zu sehnen und nie die Hoffnung erreicht, die Sehnsucht gestillt zu sehen, Neigung zu fühlen und sich fügen zu müssen! Du erweckst nie ein gleiches Gefühl, höchstens nur Mitleid! — Das ist ein herbes, trauriges Loos — es war einst mein Loos!

Armer Narr! sagte Otto theilnehmend.

Bemitleide mich nicht! — unterbrach ihn Peter mit Unmuth — Mitleid ist mir ein Greuel, ist mir wie verschimmeltes Brod, das man in den Bettelsack stecken soll, es nützt einem nichts und doch soll man dafür danken.

Otto wußte nicht, sollte er den Kleinen bemitleiden oder sollte er ihn belächeln, dem eine trübe Erinnerung eben vorschweben mußte, denn Bitterkeit und Wehmuth wechselten sichtbar auf seinem Gesichte. Da öffnete sich die Thüre, Grumbach trat heraus und einen finstern, vernichtenden Blick auf Otto werfend, gab er ihm den Befehl, bei dem Markgrafen einzutreten.

Otto gehorchte und fand diesen in seinem Morgenkleide auf einem Sessel sitzend. Dies war für den, welcher den Markgrafen näher kannte, ein gutes Zeichen, denn wenn er zornig war, ging er pfeifend im Zimmer auf und ab.

Tritt näher! — rief er Otto zu. — Du bist ein braver, verwegener Soldat, ich mochte Dich trotz Deiner dummen Streiche in Culmbach wohl leiden und bin Dir wider Willen noch jetzt nicht gram. Sage die Wahrheit, erzähle mir, was gestern vorgefallen ist, ich gebe Dir mein fürstliches Wort, Alles was geschehen ist, sei Dir verziehen.

Eure fürstlichen Gnaden werden mich stets wahr finden! — antwortete Otto bescheiden, aber furchtlos. — Wollt Ihr nach dem fragen, was Ihr zu wissen verlangt, würde ich Euch die Wahrheit nicht verhehlen; aber meine Sünden, hätt' ich deren gethan, freiwillig zu bekennen und sie wie im Beichtstuhl herzubeten, das habe ich, da ich kein Katholik bin, nicht gelernt.

Nun, so steh' mir Rede, wie kamst Du in Laura's Gemach? fragte der Markgraf.

Auf Befehl Eurer fürstlichen Gnaden.

Auf meinen Befehl? fuhr der Markgraf auf.

Ja, gnädigster Herr! Habt Ihr mich nicht selbst, gegen meinen Wunsch, zu dem Fräulein geschickt, ihr Ritter zu sein? muß ich sie da nicht schützen, für sie kämpfen, wenn es Noth thut? Darf ich, muß ich da nicht in ihrer Nähe sein?

Im Zwielicht war es eben nicht nöthig! — unterbrach ihn der Markgraf. — Aber steh' mir jetzt Rede — Was hast Du mit des Harfners Tochter zu schaffen, wie kamst Du mit ihr in Laura's Kammer? Was ist dort vorgefallen?

Herr! — sagte Otto, mit dem festen Vorsatze, Laura, es koste was es wolle, nicht zu verrathen. — Ich sah die Himmelsthüre offen, da trat ich ein und fand einen Engel auf einem mit Blumen geschmückten Lager schlummern —

Und? fiel ihm der Markgraf gespannt in die Rede.

Und trat vor den Engel und blickte auf ihn, wohl anfangs mit frevelhaften Gedanken, aber da war es mir — gewiß nur in der Einbildung — als säße ein zweiter Engel zu den Füßen des Schlummernden und da ergriff mich ein heiliger Schauer — ich hätte niederknieen und wie zu einer Heiligen, zu ihr beten können; statt dessen legte ich eine Lilie auf das Herz der Schlafenden und rief ihren Namen, daß sie erwachen sollte; sie aber schlief fest und hörte nicht auf meinen Ruf, ich verließ sie und traf Eure fürstlichen Gnaden! sagte er hoch erröthend.

Und Du standest in keinem früheren Verhältniß mit Marie?

In keinem, so wahr mir Gott gnädig sein und er Nürnberg in Eure Hände geben mag!

Stehst Du mit der Italienerin auch in keinem Verhältniß?

Otto schwieg und fühlte, wie das Blut ihm auf die Wange trat.

Antworte! fuhr der Markgraf heftig auf.

Die Antwort wird mir schwer! — erwiderte Otto sich fassend. — Wollte ich ja sagen, so thäte ich Unrecht gegen das Mädchen; wollte ich nein sagen, so spräche ich von mir nicht die Wahrheit —

Sprich deutlich und nicht in Räthseln, befahl Markgraf Albrecht schon unmuthig werdend.

Gnädiger Herr! — sagte Otto nach einigem Sinnen und man konnte es ihm ansehen, daß das, was er sprach, ihm unangenehm war, zu sagen. — Ich gemahne mich, als wäre ich ein treuer Hund, der sich an einen fremden Herrn drängt, dieser weis't ihn zwar hart zurück, das Thier will aber einmal nicht von dem Herrn lassen und so wird er am Ende geduldet.

Gut, schon gut, — fiel ihm der Markgraf in die Rede — ich verstehe Dich schon. Du bist ein kluger, rechtlicher Bursche. — Er ging einige Mal auf und ab, dann sagte er gelassen — Der Oberhofmeister ist gestern Abend von Erlangen auf's Schloß gekommen, geh' hin zu ihm, sag' ihm, daß er zu mir komme und erwarte dann im Vorzimmer meine Befehle.

Otto ging nachdenkend, was aus alle diesem noch werden sollte, richtete den Befehl des Markgrafen aus, folgte dem Oberhofmeister und wartete im Vorzimmer, wo er ganz allein sich seinen Gedanken überlassen konnte; denn Meister Peter, in welchem eine düster klingende Saite berührt war, hatte sich schon lange davon geschlichen.

Er mußte eine ganze Weile erwartungvoll da sitzen, ehe er zum Fürsten gerufen wurde.

Otto! — sagte der Markgraf freundlich und doch umwölkte ein finsterer Ernst seine Stirn — Ich will Dir wegen Deines am Stum in Lichtenau bewiesenen Muthes das, was Du vielleicht gegen mich verschuldet haben könntest, vergeben und Dir wie bisher in Gnaden gewogen bleiben, und somit ist das Geschehene vergessen; und nun von dem, was geschehen soll. Du bleibst hier, in drei Tagen begleitest Du die italienischen Frauen; wohin sie ziehen wollen, mir gleichviel! Für das Uebrige wird mein Seckelmeister sorgen. Geh' zu ihnen und kündige ihnen an, daß sie binnen drei Tagen das Schloß und mein Land meiden müssen. — Du kannst bei ihnen bleiben, kannst sie trösten, wenn Du willst, oder zurückkehren und als mein Trabant mir wieder dienen; ein braver Krieger ist mir immer werth.

Herr! wollte Otto beginnen, aber der Fürst unterbrach ihn mit Heftigkeit —

Schweig'! Geh' und thue, was ich Dir befohlen!

Das werde ich, gnädiger Herr! — erwiderte er muthig. — Aber gönnt mir nur ein Wort —

So mach' es kurz! sagte der Markgraf.

Ich werde thun wie Ihr befohlen, hingehen und Euren Willen den Frauen verkündigen; ist aber dies geschehen, so erlaubt, daß ich Euch in's Kriegslager folgen und dort als ein tüchtiger Reitersmann kämpfen kann und nicht hier wie ein Frauenknecht herumschleichen muß.

Deine Bitte sei Dir gewährt! — erwiderte der Markgraf, dem des Jünglings Rede nicht mißfallen hatte. — Du darfst mir, wenn Du Deinen Auftrag ausgerichtet hast, in's Lager folgen, aber nach drei Tagen kehrst Du hierher zurück und begleitest die Frauen. Keine Widerrede, mein Wort ist unwiderruflich — nun geh'! —

Nicht ohne Unruhe ging Otto nun nach dem Gemach der Frauen. — Er fand Laura schon wach, Franzeska schlief noch.

Ich bin von dem Markgrafen zu Euch gesendet! begann er und sein Auge ruhte traurig auf dem Mädchen, das im leichten Morgengewande lockend wie eine Sirene vor ihm stand.

Bei diesen Worten zog ihn Laura schnell mit sich in die Kammer.

Kommt! — sprach sie — daß meine Mutter nicht gestört wird. — Sie ordnete noch einiges an ihrem Anzuge, steckte die dunklen Flechten zusammen und setzte sich dann auf das Ruhebette.

Vor Otto's Seele war indeß der gestrige Abend getreten — o, wie ganz anders fand er jetzt Alles hier! — Die frischen, duftenden Blumen waren verwelkt und umhergestreut, das magische Licht des Lämpchens, welches ausgebrannt noch auf dem Tische stand, hatte dem Lichte des Tages weichen müssen, statt der Schlummernden mit ihrem Engelgesicht, lag jetzt Laurette nachlässig auf der nemlichen Stelle, wo jene geruht, und statt des festgeschlossenen Auges, begegnete dem Blicke des Jünglings, der fast darüber seinen Auftrag vergessen hätte, das dunkle, brennende Auge des Mädchens, und nur den Blick senkend, vermochte er sich zu sammeln.

Nun, so berichtet mir, was der gestrenge Herr mir wissen läßt! — begann sie jetzt, durch ein stolzes Lächeln die Unruhe verbergen wollend, die ihren Busen schneller hob. — Berichtet es mir ohne Scheu.

Otto war verlegen. War auch sein Herz gegen Laura empört, verwischte doch ein einziger Blick, der ihn traf, seinen Vorsatz, seinen Abscheu; er wollte ihr zürnen, wollte sie verachten und war zu schwach, es zu können.

Es wird mir schwer, mich meines Auftrags zu entledigen! begann Otto endlich.

Laßt die Entschuldigung; — fiel sie ihm in die Rede — nur zur Sache!

Aber er stand von Neuem in ihrem Anblicke versunken und hörte nicht, was sie ihm sagte. — O, wie schön seid Ihr! — rief er, sich vergessend, mit glühender Leidenschaft — Welch herrliche, himmlische Gestalt gab Euch der Schöpfer! — Laura unterbrach ihn nicht, seine gluthvollen Worte schienen ihr nicht zu mißfallen. — O, wie Schade ist es, daß alles dieses

Herrliche zertrümmert ward! — Aber nein! — fuhr er auf — Nein! Soll denn das Herz, das eine Welt beglücken könnte, nur einem Einzigen angehören? — Schuf Gott das Schönste der Erde nur, daß es nur Einem zu Theil werde? — Laura — fuhr er nach einer kurzen Pause fort — ich liebe Euch, trotz Euerer Sünde, liebe Euch, obgleich ich fühle, die Seele eines Engels wohnt nicht in dieser Engelsgestalt. Ja, ich bin, trotz dem Kampfe meines guten Geistes, der Eure bis in den Tod. Ich glühe für Euch und dennoch kann ich Euch nicht achten!

Mensch! — rief Laura, bei diesen Worten aufspringend — Schwacher Mensch! der, wenn ich ihn in meine Arme schließe, wenn ich ihn an meine wogende Brust drücke, seinen Bruder morden würde, sobald ich es ihm geböte, glaubst Du, Deine Achtung wäre das Ziel, nach dem ich strebe? Wir sind uns gleich. Warmes Blut rinnt durch Deine, wie durch meine Adern, nur das meine dämpfte eine Zeit lang der Stolz, das Deine jetzt allenfalls noch die Gewohnheit, Tugend zu üben, wahrlich nicht die Tugend selbst! Ich sank, weil ich es so wollte, Dich werden Deine Sinne verderben gegen Deinen Willen, und somit was könnte mir an Deiner Achtung gelegen sein, da Du schwächer bist als ich, da Du keinen andern Werth für mich hast, als daß Du schön und glühend und mir mit Leib und Seele zugethan bist? Aber wohin führt mich der Zorn? — sagte sie lächelnd und warf sich nachlässig auf das Ruhebette — Richte Deinen Auftrag aus! — Redet, Otto, und laßt Euch durch meine leidenschaftlichen Worte nicht stören!

Aber diese leidenschaftlichen Worte hatten Otto wenig bekümmert, doch sein wallendes Blut hatten sie gekühlt, seinen Stolz erregt. Fest und ruhig blickte er jetzt auf sie, auf deren Rosenlippen für ihn der Zauber seine magische Kraft verloren hatte, ernst, als säß' nur die Sünderin vor ihm, sprach er: Der Markgraf läßt Euch seinen Willen durch mich wissen, binnen drei Tagen das Schloß und sein Land zu verlassen, sein Seckelmeister würde das Weitere besorgen.

Dieser Schlag traf Laura unerwartet. — Hin zu ihm! rief sie aufspringend.

Bemüht Euch nicht! — sagte Otto, sie zurückhaltend — Dort reitet der Markgraf über den Schloßhof in das Feldlager. — Jach riß sie das Fenster auf, aber zu spät, der Markgraf hog eben um die Krümmung des Thores und war ihren Augen entschwunden.

Das hatte ich nicht erwartet! — sagte sie dumpf vor sich hin, bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz und blieb unbeweglich vor Otto stehen — Das hatte ich noch nicht um ihn verdient.

Auch befahl er mir, Euch dahin zu begleiten, wohin Ihr geführt sein wolltet! — sagte nun Otto, Mitleid mit der Unglücklichen fühlend.

Sie erwiderte hierauf nichts und blieb noch eine Weile in der nemlichen Stellung, dann sanken ihre Hände, aber ihr Auge blieb immer noch

auf den Boden geheftet. — Werdet Ihr diesem Befehle nachleben? fragte sie endlich.

Ich werde ihm nachleben und mit Freuden! — erwiderte Otto — Gelobte ich doch Leib und Blut, Hab' und Gut Euch zu weihen! Was ich gelobte, werd' ich halten!

Da hob sie den gesenkten, trüben Blick, in dem alle Flammen verlöscht zu sein schienen. Otto, — sprach sie — wollt Ihr mich nicht verlassen, die Gefallene, die Unglückliche nicht verlassen?

Ich verlasse Euch nicht! — sagte er theilnehmend — Ich liebte Euch von dem Augenblick an, da ich Euch sah, mit so wilder Leidenschaft, daß ich auch der Gefallenen in Treue und Liebe folgen konnte. Ich glaube nicht, daß auch in mir eine reine, heilige Flamme für Euch glühte; und noch lodert sie. Aber daß Ihr die Unschuld morden wolltet, das hat sie gekühlt, wenn auch nicht gelöscht.

In diesem Augenblicke öffnete sich rasch die Thüre und Grumbach trat mit Franzeska ein. Was macht Ihr hier, Trabant? fragte er mit barschem, befehlenden Tone.

Ich bin hier auf Befehl Eures und meines Herrn! erwiderte dieser stolz, während Laura wieder mit flammendem Blicke ihrem Vater entgegen trat.

Verlaßt uns! befahl Grumbach.

Auch ohne Euch würde ich gegangen sein! entgegnete der junge Mann und verließ, noch einen theilnehmenden Blick auf Laura werfend, das Gemach.

Das sind die Folgen Deiner Thorheiten! — begann nun Grumbach, zürnend auf seine Tochter blickend — Genügte Dir die Zuneigung des Markgrafen nicht? Bedurfte Dein Herz noch des wilden Gesellen? Doch das hätte Dir weniger geschadet als Dein unsinniges Benehmen gegen die Harfnerin, die Gott verdammen möge, so wie den buckligen Zwerg, der Alles dem Herrn verrieth. Die Rache, die Du an ihr nehmen wolltest, war furchtbar, aber thörig; Du vergaßest, daß der Heiligenschein, welcher in den Augen des Markgrafen die Tochter des Spielmannes umgibt, sie allein gegen seine Nachstellungen schützte; denn noch versteht er nicht, die lächerliche, lästige Scheu vor der Tugend ganz abzuschütteln. Du zerbrachst selbst die einzige Waffe des Mädchens. Und was wolltest Du mit dem Gesellen? Zum Spielzug war die Sache zu ernst, zum Ernst der Mensch zu erbärmlich, zu gering!

Habt Ihr nun geendet? — fragte Laura mit kühnem, trotzigem Muthe, als Grumbach schwieg — Der Lehren bedarf ich nicht, die behaltet zur Selbstbefolgung für Euch! Was geschehen ist, kann nicht mehr geändert werden, was geschehen soll, darüber denkt nach und rathet. Wo soll ich hin, was soll aus Euerer Tochter, aus Franzeska werden? Es ist endlich Zeit, daß auch Ihr einmal für beide sorgt. In drei Tagen,

eher keine Minute, reise ich von hier ab. — Wohin soll mich Otto begleiten?

Er? — Sicher nicht! fiel ihr Grumbach in die Rede.

Und doch! Ohne ihn weiche ich keinen Schritt von hier! — sprach sie mit Heftigkeit — Glaubt Ihr, weil Ihr mir ein elendes Leben gegeben habt, Ihr hättet ein Recht, von mir die Pflichten eines Kindes zu verlangen? Bettet Eure väterliche Gewalt neben Eure Vaterpflicht, daß sie beide ruhig schlafen; ich will ein Herz, das das meine versteht, nicht von mir stoßen, es ist ja das erste, das einzige, was ich noch fand. Schon in meiner Wiege lag ich, ohne daß eine theilnehmende Hand mich pflegte, der Mutter Abendgebet mir Segen erflehte; schon von dem Tage an, wo ich die ersten Wörte lallen konnte, ist kein herzlicher Laut zu meinem Herzen gedrungen. Mutter, Euerem Herzen blieb ich stets fremd, so wie Ihr dem meinigen — Euch, Vater, habe ich erst hier kennen gelernt, und wie? Vater und Mutter, mich aus Ehrgeiz und Geldgier dem Fürsten verkuppelnd, den ich unerfahrene Thörin zu lieben glaubte!

Ja, — rief sie nach kurzem Sinnen — allein will ich mit ihm ziehen. Was brauch' ich Vater und Mutter, die mich verderbten? Will versuchen, mit ihm, dessen Herz noch nicht vergiftet ist, wie das meine, auf redlichen Wegen zu wandeln. Eine neue Bahn will ich betreten ohne Euch!

Grumbach hatte dies alles mit kalter Ruhe, Franzeska mit auffallender Ungeduld angehört. Ich könnte Dich mit einem Worte niederschmettern, thöriges, undankbares Kind! sprach sie.

Thörig! Ja, Mutter, das war ich und bin es vielleicht noch. — Undankbar? Nein, das will ich nicht sein. Ihr gabt mir Speise und Trank, und so will auch ich den letzten Heller, der mir werden kann, mit Euch theilen. — Liebe? die ward mir nie und auch ich kann sie Euch nicht geben. Die Stimme der Natur schweigt in meiner Brust, wie sie in der Euren schwieg, als Ihr mich vom Wege der Tugend verlocktet. Ihr steht beide vor mir, als wäret Ihr mir fremd, und ich könnte eher denken, eine Wölfin habe mich gesäugt als Ihr! — Gott möge mir das, was ich sprach, vergeben! rief sie, zusammenschaudernd, und stürzte hinaus.

Ein finsterer Geist wohnt in diesem Mädchen! — rief Grumbach, ihr nachblickend.

Das einzige Erbe, was Ihr Euerem Kinde gabt! — sagte Franzeska, höhnisch auf ihn blickend — Laßt sie gehen, sie ist ein Kind des Augenblickes und die auflodernde Flamme wird bald gedämpft sein, dann ist sie schmiegsam und weich wie Wachs. — Aber sagt mir, ist keine Hoffnung, daß der Markgraf wieder in ihre Fesseln zurückkehrt? Glaubt Ihr, daß sein Entschluß so fest steht, daß auch Ihr ihn nicht erschüttern könntet?

Ich fürcht' es wenigstens für den Augenblick. — Der Vorfall mit der Harfnerin — der hämische Narr hat ihn ausgespürt, ohne daß Marie selbst ahnet, was ihr hat geschehen sollen — hat den Herrn empört. Der Ober-

hofmeister und der Feldprobst, beide haben wackere Sermone gehalten; der Eine hat ihm das Aergerniß vorgestellt, das er dem Heere und den verbündeten Fürsten gegeben, der Andere ihn ermahnt, in einem heiligen Religionskriege, wofür ihn der Priester hält, durch gottgefälligen Wandel die Reinheit seiner Absicht öffentlich kund zu thun und die Papistin wegzuschicken. Doch hätten diese Sermone wenig gewirkt, der Markgraf ist schon gewohnt, dergleichen gleichgiltig anzuhören, aber so manches Andere hat sein Scherflein dazu beigetragen, Laura's hochfahrender Charakter, ihr Verhältniß zu dem elenden Burschen, wobei sie, wenn auch nicht strafbar, doch den Schein nicht ganz zu vermeiden wußte, brachte ihn auf und hat ihn endlich bestimmt. Ueberdies ist der Markgraf jetzt mit seinen hochfliegenden Planen zu sehr beschäftigt, daß er auf den Zeitvertreib der Liebe, denn nur Zeittödterin ist sie ihm, weniger Werth legt als sonst. Vielleicht später, wenn ihn einmal Dame Fortuna wetterlaunisch behandeln und Laura ihm begegnen sollte, könnte er zu ihr zurückkehren. Daß er aber den frechen Burschen nicht zertreten hat, bleibt mir ein Räthsel.

Was er versäumte, werd' ich nachholen! — sagte Franzeska kalt und schlich, noch hatte sie sich von ihrer Krankheit nicht ganz erholt, nach einem Schränkchen, das sie öffnete — Auch die Heilige soll es büßen! — sagte sie und ein teuflisches Lächeln belebte ihre todtenähnlichen Züge — O, meine Rache schläft nicht! Kein Flügelschlag der Zeit wiegt sie in Schlummer! Dann schloß sie, ohne irgend etwas aus dem Schranke genommen oder hineingelegt zu haben, ihn wieder zu und nahte Grumbach, der in diesem Augenblicke, von der Nemesis geweckt, mit Grauen auf die schwankende, geisterähnliche Gestalt sah. Glaubet nicht, Wilhelm, — sagte sie und eine leichte Röthe überflog ihr bleiches Gesicht, — glaubt nicht, daß meine Worte Euch galten. Nicht die Zeit, die eigene Schuld hat die Euere aus meinem Schuldbuche gewischt und unsere Herzen verstehen sich ja auch jetzt noch. Nicht wahr, Ihr reicht mir die Hand zum Rachebund, der Marie zuerst verderben muß?

Grumbach, so wenig er sonst vor dergleichen erschrak, reichte ihr doch die Hand mit Widerwillen.

Also drei Tage gibt er uns Zeit? — fuhr sie fort — O, wie viele Stunden, wie viele Minuten hat nicht so ein Tag, und es bedarf ja nur eines Augenblicks zur That! — Auch er, der stolze, kühne Krieger, — murmelte sie vor sich hin — der mit frecher Hand die liebliche Blume knickte — auch er —

Franzeska! — fuhr Grumbach auf — seid Ihr rasend? Wagt es! Ja ich selbst könnte Euch verderben! Da — ich kenne Euch aus alter Zeit! — rief er und nahm hastig ein künstlich gearbeitetes Beutelchen, das auf ihrem Bettische lag und hielt es ihr vor — Da! auf diese Reliquie, die Ihr höher haltet als Euern Gott, schwört mir, gegen den Markgrafen nichts Feindliches zu unternehmen, oder, so wahr ich Wilhelm von Grum-

bach heiße, Ihr wandert von hier in den finsterſten Kerker und ich ſelbſt werde Euer Ankläger!

Franzeska warf einen verächtlichen Blick auf den Mann. — Ihr ſeid doch nie etwas ganz, nicht einmal ein vollendeter Böſewicht! — ſprach ſie höhniſch, neigte ſich dann ehrfurchtvoll vor der Reliquie, bekreuzte ſich, legte drei Finger auf ſie und ſprach: Ich ſchwöre, vor jetzt aller Rache an Markgraf Albrecht von Brandenburg zu entſagen und ihm ſeinen an Laura verübten Treuebruch zu verzeihen, ſo wahr mir dieſe heiligen Reſte den Weg zum Himmel bahnen mögen!

Nun ſeid Ihr doch beruhigt, Furchtſamer? — wandte ſie ſich zu Grumbach. — Doch nun auch raſch an's Werk! — Ihre Heftigkeit riß ſie fort, aber noch zu ſchwach, ſank ſie ermattet auf das Ruhebett.

Dem Markgrafen war der Entſchluß, Laurette zu entfernen, nicht leicht geworden, ſie hatte ſeine Sinne gefeſſelt und es trefflich verſtanden, dem kühnen Aufſchwunge ſeines Geiſtes zu folgen. Auch hatte ſie Muth, ſcheute keine Gefahr, dies machte ſie ihm werth und ſelbſt ſein Herz würde für ſie geſprochen haben, wenn er ſie nicht von einer Seite hätte kennen gelernt, die ihm zeigen mußte, daß ſie ſeiner Achtung unwerth ſei. Otto's wegen zürnte er ihr nicht, ihr Benehmen gegen dieſen ſetzte er auf Rechnung der Eitelkeit; Otto hielt er für einen Menſchen, der im Kriege wie in der Liebe kühn, ſelbſt nach dem Unerreichbaren ſtrebte, und da ſein Stolz ihn nie glauben ließ, daß er einen Nebenbuhler an ihm haben könnte, ſo blieb er ihm immer noch gewogen, wie er ſeit dem Sturm von Lichtenau geweſen war. Einem Krieger verzieh Markgraf Albrecht gern alle Fehler, nur nicht Mangel an Muth.

Meiſter Peter war eigentlich der Hebel, der in der Stille Alles in Bewegung geſetzt und früher ſchon durch manche beißende Bemerkung Laura bei dem Markgrafen geſchadet hatte. Otto's Freund, Grumbach's Feind, haßte er Laura, weil dieſer ſie beſchützte und die Italienerin jenen, wie er ſich ausdrückte, in ſeinen Orden einführte. Er traute Otto weniger Feſtigkeit zu und fürchtete, Laura würde ihn zu böſen Thaten verlocken; überdies wußte er, daß er ſeinem Wohlthäter, dem alten Oberhofmeiſter, ſich nicht dankbarer erzeigen könne, als wenn er dieſe Sirene vom Hoflager entferne, und ſo folgte er ſeinem natürlichen Inſtinkt, ſchlich Laura überall nach, belauſchte und bewachte ſie ununterbrochen und dadurch war ihm der Vorfall mit Marie nicht verborgen geblieben, wo er aus Otto's Reden ſelbſt, ſo ſehr dieſer ſich auch hütete, Laurette zu verrathen und aus manchem, was er am Abend noch von Marien ſelbſt erfuhr, ſich leicht das Geſchehene zuſammenreimen konnte, beſonders da es ihm Gewohnheit war, jeder Handlung den ſchlechteſten Grund unterzulegen. Er hatte die

Keckheit, am frühen Morgen den Markgrafen die Sache in seiner hämischen Manier als einen lustigen Schwank vorzutragen und da diese Erzählung so ganz mit dem, was der Markgraf selbst gesehen hatte, übereintraf, so empörte sich sein edles Gemüth und von seinem lustigen Rath durch beißenden Witz immer noch mehr gereizt, faßte er endlich nach langem Kampfe den Entschluß, Laura zu entfernen, jedoch sie nicht hilflos zu lassen. Daß er Otto zu ihrem Begleiter wählte, that er, um ihn zu prüfen, wobei der Markgraf freilich die Schwäche des menschlichen Herzens und seines eigenen wenig berücksichtigte.

Indessen ging die Belagerung von Nürnberg nur langsam vor sich. Die Stadt wehrte sich tapfer, es fehlte ihr an nichts zu ihrer Vertheidigung und besonders war sie den Belagerern in Bedienung des Geschützes überlegen. Zwei Thürme zwischen dem Spittler- und Frauenthor waren zwar schon eingeschossen, hie und da eine Lücke in Wall und Mauer sichtbar, aber nirgend war noch eine so große Bresche geschossen, daß man den Sturm hätte wagen können. Von allen Seiten kamen Abgeordnete der Städte und Fürsten, um zu Gunsten der Stadt zu unterhandeln, selbst Kurfürst Moritz, der indessen seinen ritterlichen Zug nach Tyrol unternahm, schickte Gesandte an den Markgrafen, mit der Mahnung, die ihm so befreundete Stadt, welche durch ihren ersten Vertrag mit den verbündeten Fürsten mehr wie Alliirte als Feindin zu betrachten sei, nicht ferner mit Krieg zu überziehen. Aber nichts beugte den Starrsinn Markgraf Albrecht's, der zwar einsah, daß, wenn auch Nürnberg in seine Hände fiel, er nicht würde im Besitz dieser wichtigen Reichsstadt bleiben können, jedoch hoffte er einen Theil der eroberten Schlösser und Aemter für sich zu behalten und die Kriegskosten von der damals so reichen Stadt sich bezahlen zu lassen. Deßhalb wendete er, während ein Theil seines Heeres den Bischof von Bamberg zu einem schimpflichen Vergleich zwang, welcher dem Markgrafen achtzehn Aemter und hunderttausend Goldgulden Kriegskosten bezahlen mußte, alle seine Macht gegen Nürnberg, jedoch immer noch vergebens.

An einem nebligen Morgen, als eben der Markgraf beschäftigt war, Geschütz, das er von Hoheneck hatte kommen lassen, in den Schanzen aufzustellen, hörte er plötzlich an dem Graben der Stadt ein lebhaftes Feuern, der Nebel hinderte ihn, das was vorging, deutlich erkennen zu können. Er ließ jedoch sogleich die zwei zur Deckung des Geschützes in den Schanzen aufgestellten Fahnen vorrücken, sandte den hinter St. Leonhardt im Lager stehenden Regimentern den Befehl zu, schleunig zur Besatzung der Schanzen auszurücken, besonders aber ließ er die in Schweinau stehende Reiterei zum schleunigen Vorrücken beordern, denn er war blos von seinen Trabanten umgeben und ahnete einen allgemeinen Ausfall der Städtischen.

Er irrte sich nicht, denn als er vorsprengte, um in der Nähe zu sehen, was es gäbe, kamen ihm die Seinigen schon fliehend entgegen und selbst die beiden Fahnen, es waren zufällig Grumbach's Fahnen, die er zur Unterstützung abgeschickt hatte, zogen sich eben nicht in bester Ordnung zurück. Der Markgraf schäumte vor Wuth, suchte die Fliehenden aufzuhalten, aber es war ihm unmöglich; Alles drängte sich nach den Schanzen hin, um dort Rettung zu finden, denn die Nürnberger drangen in geschlossenen Reihen, ihre trefflichen Hakenschützen vor sich her, unaufhaltsam vor. Schon wurden mehre von des Markgrafen Umgebung neben ihm getödtet, schon konnte er durch den aufsteigenden Nebel die dichten Massen des städtischen Kriegsvolkes auf sich zukommen sehen; da sah er wohl ein, daß für den Augenblick hier kein Widerstand möglich sei. Er befahl dem Hauptmann der Grumbacher, sich in die Schanzen zu werfen und sie so lange tapfer zu vertheidigen, bis der Succurs käme, er selbst sprengte, von seinen Trabanten begleitet, zurück, suchte von Flüchtigen zu sammeln was möglich war, stellte die Trabanten hinter ein eingeäschertes Gebäude im Versteck auf und da er wohl an hundert Zerstreute in den Schanzen gefunden hatte und hoffen konnte, auch die beiden Fahnen würden sie besetzen, so fürchtete er nicht, daß die Nürnberger hier weiter vordringen und das Geschütz nehmen würden, besonders da die Hilfe in jedem Augenblicke ankommen mußte. Er ritt zu den Trabanten, war so guten Muthes, daß er von seinem Rosse abstieg und erwartete nun in dem Vertrauen auf den Muth seiner Völker ruhig den Ausgang. —

Aber er täuschte sich, die Nürnberger waren so rasch vorgedrungen, daß sie des Grumbach's Fahnen ereilten. Ein panischer Schrecken hatte diese ergriffen und ihres alten Ruhmes uneingedenk, senkten sie ihre Spieße nicht gegen das städtische Volk, trennten ihre Glieder und flohen völlig aufgelöst, jedoch nicht den Schanzen zu, aus welchen jetzt ein mörderisches Karthaunenfeuer auf die Anrückenden begann. Aber die von Nürnberg, obgleich ganze Reihen der Ihrigen niedergerissen wurden, drangen unaufhaltsam vor, die Schanzen, das Geschütz schien verloren, da hob sich der Nebel, der Markgraf sah in diesem kritischen Augenblicke von Schweinau her eine Staubwolke, sah aus St. Leonhard das Fußvolk hervorbrechen und ein kühner Gedanke ergriff ihn — der rettende Augenblick mußte benutzt werden und ohne weiteren Befehl zu geben, sprach er mit kaltem Blute, wie er es stets zu thun pflegte, wenn er sein Roß zum entscheidenden Kampfe bestieg, sein Schlachtgebet:

Das walte der Herr Jesus Christ
Mit dem Vater, der über uns ist.
Wer stärker ist als dieser Mann,
Der komm' und thu' ein Leid mir an.

und schwang sich dann auf sein Streitroß. Seine Trabanten, dieses Sprüchlein und dessen Bedeutung wohl kennend, hielten schon kampffertig,

und nun rief er: „Mir nach!“ Die Trompeten schmetterten und auch im nemlichen Augenblicke durchbrachen die Geharnischten die Reihen der im Siegestaumel unordentlich gegen die Schanzen Heranrückenden. Aber bald folgte bei dem Feinde die Besonnenheit der Ueberraschung. Wenn auch des Markgrafen Trabanten den Tod um sich her verbreiteten, ihre wilden Rosse die städtischen Söldner niederrannten und ihre Hufe sie zermalmten, schlossen sich doch die Reihen hinter ihnen, Kugeln sausten von allen Seiten, von den Partisanen der Städter durchbohrt sank manches Roß, von ihrem Schwertschlag mancher Geharnischte. Da vernahm man das Schmettern der Trompeten, so wie das dumpfe Rollen des Donners drang aus der Ferne, das Dröhnen des Hufschlags der Löwensteinischen Reiter durch den Schlachtlärm zu dem Ohre der Kämpfenden; die Nürnberger stutzten, die markgräflichen Reiter sprengten mit gesenkten Lanzen heran, drangen in die aufgelöst'en Reihen — der Markgraf mit seinen Trabanten bekam Luft, die Flucht der Nürnberger ward allgemein, sie flohen unter dem Gemetzel der Sieger ihrer Stadt zu und wohl ihnen, daß das Geschütz von Wall und Thürmen den Markgrafen vom weiteren Verfolgen abhielt.

Mitten im Kampfgewühle hatte Otto mit lüsternem Auge eine städtische Fahne mit ihrem zweiköpfigen Adler und dem Stadtwappen flattern gesehen. Mehre Male drang er auf sie ein, aber immer drängten sich die Nürnberger zwischen ihn und sein ersehntes Ziel und schützten männiglich ihr Kleinod. Jetzt, da sich der Haufen in wilde Flucht auflöst'te, sprengte er, wie der Falke auf die fliehende Taube, hin, wo er die Fahne flattern sah, ritt, hieb Alles vor sich nieder und drang so fast bis zu dem Fahnenträger vor. Ergib Dich! — rief er ihm schon aus der Ferne zu — oder Du bist des Todes!

Der Fahnenträger aber achtete seiner Drohung nicht, rannte mit seinem anvertrauten Kleinod einer halbverbrannten Mauer zu, und in dem Augenblicke, wo Otto ihn ereilt zu haben glaubte, durchstach die Partisane eines fliehenden Lanzknechtes sein muthiges Roß, und als ob es auch noch im Sterben seinen Herrn zum Siege führen wollte, stürzte es über den Fahnenträger hin, warf ihn nieder und seinen Herrn über ihn.

Fest hielt der Städtische seine Fahne, fest hatte sie Otto gepackt. Sie rangen auf dem Boden, Brust an Brust, Stirn an Stirn, um das Kleinod der Ehre, schon zuckten sie die Dolche, da rief Otto plötzlich, den schon zum Stoß gehobenen Arm des Gegners aufhaltend: Ergib Dich, Georg, es ist keine Rettung mehr für Dich! Kämpfe nicht, Du siehst, es naht mir Hilfe! — Dies sagend, schob er sein Visir zurück, sprang auf und unterstützte den vom Falle des Rosses Gequetschten. — Wir wollen nicht mit einander kämpfen! — sagte er dann zu seinem alten Freunde, der immer noch halbbetäubt seine Fahne fest umfaßt hielt. — Gern ließe ich Dir die Fahne, aber ich darf nicht!

Laß sie ihm nur, wackerer Junge! — rief es hinter ihnen; Otto erkannte des Markgrafen Stimme, wandte sich, und der Herr hielt, von Schweiß und Staub bedeckt, hinter ihm — Führ' ihn mit seiner Fahne nach meinem Quartiere zurück — sagte er — und erwarte mich dort! Dann sprengte er den Fliehenden nach.

Schweigend schritt Georg neben Otto über die Leichen seiner Landsleute hin. Sein Blick war finster und nur vor sich hingerichtet; auch Otto sprach nicht. Endlich, nachdem sie die Schanzen und den Kampfplatz weit hinter sich hatten, sagte der Trabant: Kamerad, ich glaube, das Gehen wird Dir so sauer wie mir, wir haben beide einen bösen Fall gethan; komm, laß uns hier unter den Bäumen niedersetzen und ausruhen, meine Feldflasche ist noch nicht ganz leer, da nimm und trink, Du bedarfst der Stärkung mehr als ich!

Georg setzte sich; aber weigerte sich, zu trinken. Höre, Georg, — sprach Otto treuherzig — Du zürnst mit dem Schicksal, daß es Dich meinen Gefangenen werden ließ, daß es Dich in die Hände Deines ehemaligen Nebengesellen gab, den Du immer weit tiefer stelltest als Dich selbst. In Manchem mochtest Du Recht haben, Du warst frömmer, fleißiger, rechtlicher — immer ein besserer Mensch als ich; aber so ganz schlecht bin ich doch wahrhaftig nicht, daß ein ehrlicher Reichsbürger sich schämen müßte, mein Gefangener zu sein. Ich bin ein tüchtiger Soldat und wahrlich auch ein besserer Mensch als Du vielleicht meinst und Ursache hast, zu glauben. Gib mir die Hand und sei vergnügt! Sieh, ich lasse Dir Deine Fahne, die Du so fest an Dich drückst, als hättest Du Marie im Arm! — Bei diesen Worten erheiterte sich Georgs Gesicht. — Sie ist wohl, — fuhr Otto fort — und hat, so viel ich weiß, einen gesunden Schlaf. Schlag Nürnberg und Deinen Unfall aus dem Gedächtniß, denk an Marie, die Du bald sehen wirst, und laß uns gute Freunde sein, wie wir, trotz unserer verschiedenen Gesinnungen, es immer waren.

Otto — sagte Georg, dem Treuherzigen die Hand reichend — hätte mir unser Gewerk nicht seine Fahne anvertraut und wäre ich mit der Partisane in der Hand gefangen worden, so wollte ich mich nicht grämen, ob es mich gleich schmerzt — ich muß meinen Fehler gestehen — daß Du es eben bist, der mich gefangen nahm. So aber kann ich mich nicht zufrieden geben, daß ich die Anvertraute nicht wieder auf ihrem alten Platze aufstecken kann.

Otto tröstete ihn, so gut er konnte, und nachdem sie noch eine Weile ausgeruht hatten, machten sie sich wieder auf den Weg und waren bald in des Markgrafen Quartier, wo sie aber noch lange auf seine Ankunft warten mußten.

Der Markgraf hatte, als er die Flucht der Nürnberger sah, einen kühnen Gedanken gefaßt, den er auch sogleich ausführte. Er sammelte die herbeigeeilten Regimenter und stellte sie hinter den Trümmern der Vor-

stadt Gostenhofen auf, zog dann die zwei Fahnen von Grumbach, die sich indessen wieder gesammelt hatten, vor und befahl ihnen, den Sturm auf das Bollwerk am Spittlerthore, das am meisten gelitten hatte, zu eröffnen. Ich kenne Euch jetzt! — redete er sie an — Im Fichtelgebirge und im Thüringer Walde seid Ihr ein gar tapferes Volk, im Angesicht des Feindes aber flieht Ihr wie Memmen! — Wetzt Eure Scharte aus, oder, bei Gott! ich lasse den zehnten Mann von Euch aufhängen! Nun frisch voran! Ein reichlicher Lohn oder der Galgen erwartet Euch! —

Aber des Markgrafen Verheißung ging nicht in Erfüllung. Mit wildem, blutdürstigen Blicke, mit Wuth im Herzen hörten die schwarzen Gesellen die Rede des Markgrafen an, den sie vielleicht in diesem Augenblicke lieber als alle Nürnberger gemordet hätten, drückten ihre Eisenhauben tiefer ins Gesicht, ergriffen mit wilder Hast die bereit gehaltenen Leitern und Faschinen, und sich wohl mehr dem Teufel als Gott empfehlend, rückten sie unter Trommelschlag mit aufgerollter Fahne da, wo der Graben schon halb ausgefüllt war, auf das Bollwerk los. Der Graf von Castel folgte mit dem übrigen Theile seines Regimentes.

Sie fanden die Nürnberger weder unvorbereitet noch entmuthiget und ein mörderisches Feuer empfing sie. Schweigend, ohne Kriegruf, ernst, als fühlten sie sich schon dem gewissen Tode geweiht, warfen sie die Faschinen in den Graben, stürzten sich nach, setzten die Leitern an und klommen muthig, wenn auch über und neben ihnen die Kameraden, von Kugeln und Partisanen getroffen, sanken, das Bollwerk hinan, schwangen sich über die Brustwehr und hoch flatterte schon ihre Fahne. Aber das Glück belohnte ihren Muth nicht. Die Nürnberger, ehe noch der Graf von Castel den Seinen folgen konnte, drangen auf das kleine Häuflein ein — es galt ja ihre Vaterstadt, ihre Freiheit, und trotz verzweifelter Gegenwehr unterlagen die Muthigen der Uebermacht; die Stadt war gerettet.

Als Markgraf Albrecht, welcher den Angriff blos in der Hoffnung der Ueberraschung unternommen hatte, die Niederlage der Grumbacher sah, wollte er nicht mehr sein Volk opfern und ließ zum Rückzuge blasen. Von 240, so stark waren die Fahnen Grumbachs gewesen, kehrten nur 32 zurück; ihre Fahne, ihre Ehre war jedoch gerettet. Als diese kleine Schaar an dem Markgrafen vorbeizog, trat einer unter ihnen, ein schon bejahrter Mann mit buschigem Barte und wildem, verwogenem Ansehen aus dem Gliede. Herr Markgraf! — sprach er, an den Fürsten herantretend — den Galgen haben wir doch wohl nicht verdient, aber Euern Lohn mögen wir auch nicht. Zweihundert der Unsern sind einen ehrlichen Reitertod gestorben, möge Euch Gott einer gleichen Gnade würdig halten! — Ohne des Markgrafen Antwort abzuwarten, trat er wieder in sein Glied und marschirte mit seinen Kameraden weiter.

Einen Augenblick war der Markgraf unschlüssig gewesen, ob er den Verwegenen für seinen Freimuth züchtigen oder ihn ziehen lassen sollte;

doch der Hingeopferten gedenkend, beſchloß er, ihm zu verzeihen. Der Menſchheit iſt eine Wohlthat geſchehen, daß ich dieſe Rotte zur Schlachtbank geführt habe; — ſagte er zu den Umſtehenden — auch ihnen; denn ihres Muthes wegen wird Gott ihnen gewiß ihre andern Sünden vergeben.

Als er in ſein Quartier zurückgekehrt war, ließ er Georg und Otto zu ſich kommen. Ihr ſeid beide ein paar wackere Burſche! — redete er ſie an — Dir war ich ſchon lange gewogen, — wendete er ſich zu Georg — und bin Dir nicht abhold geworden, daß Du für Deine Vaterſtadt gefochten haſt. Ich gebe Dir deßhalb die Freiheit und mache Dir Deine Fahne zum Geſchenk, die Du gleich nach Nürnberg zurückbringen kannſt, jedoch unter zwei Bedingungen: Du kehrſt heute wieder zurück, und wenn es noch Deine Abſicht iſt, Marie zu ehelichen, ſo trittſt Du ſchon morgen mit ihr auf meinem Schloſſe zu Beiersdorf zum Altar. Auch bringſt Du Meiſter Klaus zu mir hierher. Dies iſt die zweite Bedingung. Sag ihm, daß ich ihm nicht zürne, daß ich ſein gnädiger Herr noch bin, wie ich es ſtets war,. und ich gebe ihm mein Wort, daß ihm kein Leid geſchehen ſoll, und wenn er nach Nürnberg zurückkehren will, er es noch heute kann. — Nun nimm Deine Fahne und geh! — Du aber, toller, verwegener Burſche, — ſprach er zu Otto — Du ſollſt ferner mir näher ſtehen. Leute wie Du braucht Markgraf Albrecht um ſich und wird ſie brauchen bis an ſein ſeliges Ende. Morgen begleiteſt Du mich nach Beiersdorf, von wo Du am andern Tage die fremden Frauen wenigſtens ein Stück Weges geleiten mußt.

Gnädiger Herr! — bat Otto — laßt mich hier im Lager.

Fürchteſt Du Dich mehr vor den Frauen als vor den Nürnbergern? — fragte der Markgraf lächelnd — Dich zu prüfen, gebe ich Dich zur Begleitung ihnen mit, vielleicht auch noch aus einer andern Urſache, doch dies mag Dir gleichviel ſein. Du gehſt morgen mit mir nach Beiersdorf, übermorgen, wohin Deine Dame befiehlt.

Grumbach hatte noch am nemlichen Tage die Kunde von dem unglücklichen Gefechte ſeiner beiden Fahnen erhalten und ſchäumte vor Wuth. Er konnte des Markgrafen früherer Aeußerung nach recht wohl wiſſen, daß er ſie abſichtlich auf die Schlachtbank geführt hatte, doch ſagte er weiter nichts, als daß er ſtill vor ſich hinbrummte: Zu ſeiner Zeit werde ich es Dir gedenken! — Die Nachricht aber von der auf morgen beſtimmten Ankunft des Markgrafen, von der Gefangenſchaft Georgs und daß der Herr dem Oberhofmeiſter im Geheim den Befehl gegeben habe, alles zu dem Hochzeitsfeſte Mariens vorzubereiten, was ihr jedoch unbekannt bleiben ſollte, theilte er Franzeska mit. Dieſe lächelte tückiſch bei dieſer Nachricht.

Nun so sei ihr Hochzeittag der Tag meiner Rache! — sprach sie zu Grumbach. — Haltet für mich und Laura nur Rosse bereit, daß wir im Nothfall uns retten können.

Dann legte sie sich ruhig zu Bette, unterhielt sich noch lange mit Laura, die seit des Markgrafen Abreise still und in sich gekehrt war und von der alles Leben, aller Muth gewichen zu sein schien. Sie hatte, seit Otto sie verlassen, keinen andern Gedanken, als an ihn und fragte sich unaufhörlich, ob er wohl morgen kommen und sie dann begleiten würde. Von dem Vorhaben ihrer Mutter war sie nicht unterrichtet. —

Marie hatte seit jenem Abende ihren Vater nicht verlassen. Zu reinen Gemüths, ahnete sie nicht, was vorgefallen war, aber eine, ihr selbst unerklärbare Scheu hielt sie vor den fremden Frauen zurück. In ihrer Einsamkeit beschäftigte sie sich nur mit Georg und bangte für ihn, den sie in so großer Gefahr wußte; um so beunruhigender war ihr daher die Nachricht, die ihr Grumbach von der Niederlage der Nürnberger noch am nemlichen Abende brachte, der ihr dabei tückischer Weise ihr nahes Glück verschwieg und sie in Ungewißheit über Georgs Schicksal ließ.

Am andern Morgen, als sie eben mit dem Vater im ernsten Gespräch begriffen war, erstaunte sie nicht wenig, Laura von ihrer Dienerin gefolgt bei sich eintreten zu sehen. Die Dienerin legte ein reiches Gewand und mehre kostbare Sachen auf einen Sessel und entfernte sich, während die Italienerin, Marie und den Alten freundlich begrüßend, sagte:

Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen; denn morgen verlasse ich dies Schloß und ziehe nach meiner Heimath zurück.

Freiwillig? fragte der Harfner sie unterbrechend.

Gern ziehe ich von hier! erwiderte sie.

Nun, dann reiset mit Gott! — sprach der Alte herzlich. — In fernen Landen mögen seine Engel Euch näher stehen als hier!

Laura schien dies nicht gehört zu haben, sie ergriff das neben ihr liegende Kleid und sagte, anscheinend mit Wohlgefallen auf Marie blickend:

Ehe ich von hier gehe, wollte ich Euch ein kleines Andenken zurücklassen, Marie! — Dieses Kleid, diese einfache Perlenschnur und diesen Myrthenkranz. — Ich habe die Myrthe selbst gebrochen und meine Hand hat sie zum Kranz gewunden, nehmt ihn zur Erinnerung an mich freundlich an und wenn Ihr Euch mit diesem Kleide schmückt, die Perlenschnur um Euren blendenden Hals hängt und Ihr den Kranz in Eure blonden Locken schlingt, so gedenkt meiner mit Liebe!

Marie war überrascht.

Was soll mir das köstliche Gewand? — sprach sie. — Dies einfache braune Pilgerkleid, das mir eine würdige adelige Matrone im Schwabenlande verehrte und das mich nun schon ein Jahr deckt, ist gut genug für mich.

Und wenn Ihr nun zum Altar treten müßtet?

So würde ich meinem Verlobten auch in dem braunen Gewande gefallen und er gern mit der einfach Geschmückten zum Altare treten. Aber er ist in seiner Vaterstadt und Gott weiß es, ob er noch lebt —

Und Eurer gedenkt! — fiel ihr Laura in die Rede. — Die Männer sind in der Liebe vergeßlich und treulos

Er nicht! sagte Marie und in Ton und Blick drückte sich die feste Ueberzeugung aus.

Und wer ist Euch dafür gut? fragte Laura.

Mein Herz, das mich noch nie betrog! — erwiderte sie und nahm den Myrthenkranz vom Tische, auf den Laura ihn gelegt hatte. Behaltet doch diesen Kranz, den Ihr so künstlich und gewiß unter mancherlei Gefühlen geflochten habt! — bat sie. — Es soll nicht gut sein, wenn die Jungfrau einen Myrthenkranz verschenkt, den sie selbst gewunden und dabei an ihren Geliebten gedacht hat. Behaltet das Kleid und auch den Kranz, Ihr bedürft ihn vielleicht eher als ich.

Das reine Gemüth Mariens ahnete bei diesen Worten gewiß nicht, wie schmerzhaft sie für Laurette sein mußten, die jedoch von ihnen weniger gekränkt als betrübt wurde.

Ich bedarf seiner nie mehr! — sagte sie und eine Thräne quoll aus ihrem dunklen Auge. — Für mich bleibt dieser Kranz ewig entlaubt.

Unglückliche! — rief Marie, der in diesem Augenblicke das Schicksal des Mädchens vor Augen schwebte. — Verzeihet mir — lenkte sie schnell ein — daß ich eine Saite berührte, deren Ton so wehmutherregend in Euer Herz drang.

Laura, in welcher der gute Geist noch zuweilen wie das letzte Flackern der verloschenen Lampe aufflammte, drückte ihr innig die Hand, doch sich bald dieses Gefühles schämend, trocknete sie die Thräne und spottete über ihr schwaches, kindisches Herz.

Marie! — sagte sie, wieder ganz sie selbst — Nehmt Kleid und Kranz, ich bitte Euch!

Nimm es nur, mein Kind, wenn es die Dame nicht anders will; — sagte der Alte — leg' es bei Seite in Deine Truhe, da Du es wohl nie gebrauchen wirst.

Nein! — sagte Laura lebhaft. — Noch heute muß sie sich damit schmücken, ich selbst flechte ihr den Kranz in die Locken.

Wozu? — unterbrach sie Marie — Wozu dieses traurige Spiel? Noch ist das Ziel mir fern und die einsame Wallfahrt noch nicht beendet. Was soll mir der Tand, was die Brautkrone im Haare?

Oft ist die Entscheidung näher als wir glaubten! — entgegnete Laura. — Versagt mir meine Bitte nicht, läg' auch keine weitere Bedeutung in ihr, wäre es nur eine kindische Laune, so gebt ihr nach; erfüllt meine Bitte.

Sie bat so inständig, so dringend, daß Marie, wenn auch ungern,

endlich nachgab und sich zu schmücken versprach, Laurette bot sich an, ihr dabei hülfreiche Hand zu leisten.

Franzeska, ihrer Tochter noch wenig vertrauend, hatte sie absichtlich zu Marie mit dem Auftrage gesandt, es koste was es wolle, sie zu bewegen, sich bräutlich zu schmücken, der Tochter jedoch verhehlt, daß Georg heute noch eintreffen würde. Laura, zwar den Grund nicht kennend, weßhalb sie mit dem Mädchen dies Fastnachtspiel treiben sollte, ahnete jedoch doch, daß die Mutter irgend eine feindliche Absicht dabei habe, ließ sich willig dazu bereden, da ihr Haß gegen Marie, trotz ihrer trüben Stimmung, noch immer lebendig in ihr glühte und ging mit der Magd hinüber. — Als sich nun Franzeska allein befand, ging sie erst einige Mal mit frohlockendem Lächeln im Zimmer auf und ab, setzte dann zwei Becher, wovon der eine inwendig vergoldet, der andere aber es nicht war, auf einem Credenzteller zurecht, füllte sie mit Wein, öffnete hierauf den Wandschrank, nahm eine kleine Phiole heraus, die sie neben die Becher stellte und ging dann zu ihrem Bettisch. Hier kniete sie nieder, erfaßte die Reliquie, preßte sie an ihre Lippen, sprach mit andachtvoller Geberde einige Gebete über sie und so in ihrem Wahne gestärkt, trat sie wieder zu dem Tische und öffnete die Phiole.

Der Mensch ist doch ein jämmerlich, elendes Ding! — sprach Franzeska. — Stolz und kühn entwirft er für die Zukunft riesenhafte Pläne, trotzt dem Schicksal, glaubt für die Ewigkeit zu bauen, schwingt sich in stolzem Uebermuthe wie der junge Adler der Sonne entgegen und zwei Tropfen aus diesem Fläschchen, und seine Flügel sind gelähmt, seine stolzen Gebäude zertrümmert, seine Kraft — Staub. Ehe die Sonne sich hinter die Berge senkt, — fuhr sie fort und träufelte die Tropfen vorsichtig in den vergoldeten Becher — sind Deine frommen, blauen Augen geschlossen, Marie! Niemand weiß mehr, ob sie fromm oder lüstern umherschauten! Der Rosenhauch Deiner Wangen ist gebleicht — der Todtenkranz, den ich Dir winden will, schlingt sich statt Laurettens Brautkranz durch Dein Haar — und all' die Herrlichkeit, all' die Heiligkeit hat ein Ende! Eine Ketzerin wandelt weniger auf der Erde und ich habe mit alle dem noch ein gutes Werk gethan! — Hierauf verschloß sie die Phiole wieder in den Schrank, deckte die Becher sorgfältig zu und ging in ihr Schlafgemach, sich anzukleiden und durch Gebet sich zu ihrem Unternehmen zu kräftigen. Wohl eine Viertelstunde mochte sie damit zugebracht haben, als sie heraustrat, klingelte und der Magd befahl, ihr mit den Bechern zu folgen.

Guten Morgen, blinder Sänger! — sprach sie im Hereintreten. — Guten Morgen, Marie! Ei, Du trittst mir ja wie eine Verklärte entgegen. — Wahrlich, alter Mann! Ihr seid zu beklagen, daß Ihr Euer Kind nicht in ihrer ganzen Schönheit sehen könnt. So wie sie heute vor mir steht, so herrlich sah ich sie noch nie!

Dame! — erwiderte der Alte — Marie bedarf keines äußern Tandes,

um ihrem Verlobten zu gefallen, und schöner als mein geschlossenes Auge sie vor sich sieht, schöner als meine Phantasie sie mir malt, seht Ihr sie gewiß nicht!

Ich komme als ein Bote des Glücks, — fuhr Franzeska fort — komme, Euch zu verkünden, was zwar noch vor Euch verborgen bleiben sollte; aber ich möchte gern noch kurz vor meiner Abreise Euch meine Theilnahme beweisen und an Euerem Glücke Theil nehmen und so kann ich nicht schweigen. Kommt, Marie, laßt uns auf Georgs Wohl einen Becher leeren. Sträubt Euch nicht, leert ihn auf das Wohl Eures Verlobten, denn ihn betrifft die Kunde, die ich Euch zu bringen habe. —

Ihr seid doch kein Bote des Unglücks? — rief Marie erschrocken. — O sprecht, sprecht!

Fürchtet nichts! fuhr Franzeska fort. — Mir folgt das Glück! In diesem Becher findet Ihr die Ruhe wieder; nehmt und leert ihn auf das Wohl des Geliebten!

Sie reichte ihr den Becher und ergriff den andern. — Zu Euerem ewigen Heil, zu Eueres Verlobten Glück, und sei es noch so kurz, trinke ich, und nun folget meinem Beispiel! — Sie drang in das Mädchen, das gezwungen aus dem Becher nippte und ihn wieder hinsetzte.

Auch ich trinke auf sein Wohl! — sprach Laurette und griff hastig nach dem Becher, aber die Mutter verwies es ihr gelassen. — Trink aus dem meinen, Laurette! — sprach sie. — Was die Braut ihrem Verlobten geweiht hat, das dürfen keine anderen Lippen berühren. — Aber Ihr habt ja nur aus dem Becher genippt! — fuhr sie fort, sich zu Marie wendend. — Haltet Ihr Euern Bräutigam nicht werther? Nun noch einen Trunk und ich sage Euch, daß er noch heute hier ist und daß — doch trinkt nur, trinkt, was bebt Ihr vor Freude? Trinkt auf seine baldige Ankunft! — Sie drückte ihr den Becher in die Hand; Marie, freudevoll den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trank. — Ich danke Dir, Gott im Himmel, für die Freude, die Du mir bereitetest, — sprach sie — und Euch, liebe Dame, danke ich für die frohe Nachricht und Euern Wein!

Ich gab beides gern, — erwiderte Franzeska hohnlachend, — und verkünde Euch nun überdies, daß Alles zu Euerem Hochzeitsfeste bereit ist und daß Ihr heute noch als Gattin in des Geliebten Arm schlummern werdet. Hört Ihr den Thurmwart sein lustig Liedchen blasen — hört Ihr Pferdegetrappel? — Seht, er ist's! Er kommt! — Dies sagend, ergriff sie eiligst die Becher, und während Marie das Fenster öffnete, ihren Georg zu begrüßen, verließ sie mit Laura das Zimmer, die über der Mutter sonderbares Benehmen nicht wenig erstaunt war.

Das Glöcklein der Schloßkapelle rief die Bewohner zur feierlichen Handlung. Marie schritt zwischen Georg und ihrem blinden Vater, von

Meister Klaus und Otto begleitet, zum Altar, wo der Prediger den Segen über sie sprach und den Bund für die Ewigkeit knüpfte. Als die Ceremonie beendet war, umarmte Otto seinen Freund. Ach! würde es mir doch auch einmal so wohl wie Dir, mein Bruder! — sprach er. — Stände ein solcher reiner Engel mir zur Seite und das Ja aus seinem Munde tönte mir so lieblich und beglückend, wie Dich dies Wort Deiner Marie beseligte! Aber zu solchem stillen Glück bin ich verdorben, mir wird wohl kein anderer Engel nahen als der Engel des Todes, der mich im Schlachtgewühl aufsucht. Nun, Glück zu, lieber Kamerad! Und lange, lange Dauer der Freude — dies wünsch' ich Dir und Deinem holden Weibe von Herzen! — Dies sagend verließ er die Kapelle.

Als die Neuvermählten in ihr Zimmer zurückgekehrt waren, sank Marie in des Geliebten Arm. — Georg! — sprach sie — Du hast edel an mir gehandelt, hast die Arme, Verlassene, Hilflose zu Dir hinaufgehoben. Ich mußte durch die Welt ziehen, mein spärliches Brod mir verdienen und die Schmach erdulden, vor dem frechen Blicke der gaffenden Männer mich hinzustellen und für den drückenden Lohn Töne aus meiner gepreßten Brust zu locken, die freudig und rein erklingen mußten und gern nur wehmüthig ertönt hätten; Du hast mich diesem Elende entrissen, mehr aber noch als dies, Du hast mich durch Deine treue Liebe unaussprechlich glücklich gemacht. Tausend Dank dafür! In jeder Minute meines Lebens will ich Dir, so viel ich vermag, es lohnen. — Aber, edler, lieber Mann, — fuhr sie, ihn traulich umfassend, fort — sei auch meinem Vater ein gütiger Sohn, stoße ihn nicht von Dir, denn müßte ich den blinden Mann von mir lassen, fehlte mir die Ruhe des Herzens und ich könnte nicht glücklich sein.

Sorge nicht, Marie! — sprach Georg — ich werde ihn lieben und ehren wie den eigenen Vater.

Und wird dieser nicht zürnen, wenn mein Vater mit uns in sein Haus eintritt, wird Deine Mutter mir deßhalb nicht gram werden?

Nein, Marie, Vater und Mutter sind durch mich schon von Allem unterrichtet und werden ihn aufnehmen wie es dem Vater meiner Marie gebührt.

So lohne sie Gott dafür, sprach das Mädchen und sank auf die Kniee und brachte dem Vater im Himmel ihren innigen Dank im stillen Gebet. Dann traten beide in das Nebengemach, wo Meister Klaus und der Harfner mit stillen Betrachtungen über die sonderbare Fügung des menschlichen Schicksals sich beschäftigten. Der Alte konnte sich des Glückes seiner Kinder nicht recht freuen. So oft vom Unglück getroffen, fürchtete er immer seine Nähe und seine Freude konnte nicht so recht laut werden, eine drückende Angst beklemmte ihm die Brust, er wollte dies seinen Kindern verbergen, aber er vermochte es nicht ganz, Marie täuschte er nicht und so trübte er ihre Freude.

Nicht so in stiller Heiterkeit war man auf dem andern Flügel des Schlosses. Als Otto bei den Frauen eintreten wollte, hielt ihn Meister Peter an ihrer Thüre zurück.

Junger Freund! — sprach er — Für die Frauen stehen unten im Tannenhölzchen Pferde zur schleunigen Flucht bereit, Grumbach hat sie ihnen verschafft, folge ihnen nicht, Du ergibst Dich dem Satan! Ich bitte, folge ihnen nicht! — Die Alte ist des Teufels Großmutter, die Junge sein Kebsweib.

Ich muß sie begleiten, Peter! — sagte Otto — Halb thue ich es mit Widerwillen, halb gern. Der Markgraf hat es befohlen und ich muß gehorchen.

So ziehe nur heute nicht von hier! bat der Kleine.

Ich muß sie begleiten, wenn und wohin sie wollen! entgegnete Otto.

So wisse, die Italienerin hat Marie — indem er dies sprach, öffnete sich die Thüre und Franzeska trat heraus.

Ha, Ihr hier, Otto! — rief sie ihm mit Hast entgegen. — Seid mir willkommen, und tretet ein, Laura erwartet Euch mit Sehnsucht. — Aber so dringend sie ihn auch nöthigte, konnte sie es doch nicht verhindern, daß der Narr ihm zuraunte: Trink keinen Wein, Du bist sonst des Todes!

Diese Warnung überraschte Otto; ernster wie es vielleicht sonst geschehen wäre, trat er ein und fand Laurette heiterer als er erwartet hatte. Er grüßte sie freundlich.

Ich bin nun zu Eurem Dienste; wohin befehlt Ihr, daß ich Euch morgen begleiten soll? sagte er.

Nach Würzburg! antwortete rasch die Mutter — aber nicht erst morgen, schon heute. Sobald der Seckelmeister uns abgefunden hat, ziehen wir von hier. Unser Gepäck ist schon voraus und unten auf der Straße nach Neustadt stehen die Rosse bereit; schickt auch die Eurigen dorthin, aber bald.

Und Ihr seid so still, Laura, und sagt zu alle dem kein Wort? — fragte Otto, sich zu ihr wendend. — Ist es auch Euer Wille, schon heute zu reisen, und wollt Ihr nicht noch die Ankunft des Markgrafen abwarten?

Nein! erwiderte sie kalt.

Ihr scheint mißlaunig, einsylbig zu sein?

Ich gleiche nur Euch! — sagte sie ernst. — Für die Geliebte des Markgrafen hattet Ihr tausend süße Worte, tausend Liebesblicke; für die Verstoßene habt Ihr nicht einen —

Laurette! — erwiderte Otto und er wollte gern ruhig und heiter scheinen, aber dennoch sprach der Trübsinn aus seinem Blicke. — Warum soll ich Euch und in dem Beisein der Mutter wiederholen, was mich quält, weßhalb ich meine Gefühle unterdrücken und meine Leidenschaft zügeln muß? — Denkt an Marie! —

Hohe Röthe überflog des Mädchens Wange, ihr Auge flammte, sie wollte eben antworten, als die Magd hastig hereintrat.

Ach, Frau! — rief sie — Alles läuft im Schlosse zusammen, man hat schon nach dem Arzte gesendet. Die junge Braut soll unwohl, sehr unwohl sein.

Triumph; rief Franzeska, raunte Laura die Weisung in's Ohr, Otto hier fest zu halten und eilte nach dem andern Flügel, wo sie mit Heftigkeit in Mariens Gemach trat.

Was wollt Ihr hier? — fragte Georg, dem Todtenblässe das Antlitz entstellte. — Ihr thätet besser, Euch zu entfernen.

Ich komme, hilfreiche Hand zu leisten! — erwiderte Franzeska, während Marie, obschon sie auf ihrem Lager in heftigen Kämpfen lag, dennoch Georg durch Blicke bat, schonend gegen die Eintretende zu sein. Ich habe manche Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, — fuhr Franzeska fort — die Euch vielleicht von Nutzen sein könnten.

Nehmt nichts von ihr! — sprach der Blinde, der an Mariens Lager niedergekniet war — Denn was sie reichen würde, ist Gift! — Meister! — rief er Klaus zu — Entfernt das Weib, mich schaudert's in ihrer Nähe.

Eben als Klaus sich Franzeska nahen wollte, die mit teuflischem Lächeln die Kranke unverwandt anstarrte, warf diese sich krümmend auf ihrem Lager umher und rief: Ach Gott, mich dürstet so sehr, gebt mir einen Trunk.

Franzeska erfaßte, ehe noch Georg ihn ergreifen konnte, den auf dem Tische stehenden Becher und reichte ihn Marien, doch als diese darnach faßte, schrie Franzeska auf —

Wo kamt Ihr zu dem Becher? — Jesus Maria, auch der Ring!

Marie ließ vor Schreck über die Furiengestalt des Weibes den schon gefaßten Becher fallen.

Wo kamt Ihr zu Ring und Becher? rief Franzeska noch einmal und starrte dabei stier auf die Kranke.

Es ist das einzige Erbtheil, das mir meine Mutter hinterließ! lallte Marie, von Schreck und Schmerz betäubt.

So stehe mir Gott bei! — rief Franzeska. — Mein Kind hat Gift! — Gift von meiner Hand!

Sie stürzte hinaus rasch über den langen Gang hinweg, riß jäh die Thüre ihres Gemaches auf und schloß mit Hast den Schrank auf.

Leer! — rief sie. — Alles schon fort, kein Gegengift mehr da, es meinem Kinde zu geben! — Otto, bat sie — führe mich hin zu ihr, zu meinem Kinde, daß ich es noch einmal sehe.

Euer Kind steht ja neben Euch! — sagte er, sie beruhigen wollend — seht, hier steht ja Laura.

Sie ist nicht mein Kind! — Sie ist mir fremd. — Aber komm', lieber Otto, führe mich zu meiner Marie! — bat sie von Neuem. — Komm! —

Nicht so in stiller Heiterkeit war man auf dem andern Flügel des Schlosses. Als Otto bei den Frauen eintreten wollte, hielt ihn Meister Peter an ihrer Thüre zurück.

Junger Freund! — sprach er — Für die Frauen stehen unten im Tannenhölzchen Pferde zur schleunigen Flucht bereit, Grumbach hat sie ihnen verschafft, folge ihnen nicht, Du ergibst Dich dem Satan! Ich bitte, folge ihnen nicht! — Die Alte ist des Teufels Großmutter, die Junge sein Kebsweib.

Ich muß sie begleiten, Peter! — sagte Otto — Halb thue ich es mit Widerwillen, halb gern. Der Markgraf hat es befohlen und ich muß gehorchen.

So ziehe nur heute nicht von hier! bat der Kleine.

Ich muß sie begleiten, wenn und wohin sie wollen! entgegnete Otto.

So wisse, die Italienerin hat Marie — indem er dies sprach, öffnete sich die Thüre und Franzeska trat heraus.

Ha, Ihr hier, Otto! — rief sie ihm mit Hast entgegen. — Seid mir willkommen, und tretet ein, Laura erwartet Euch mit Sehnsucht. — Aber so dringend sie ihn auch nöthigte, konnte sie es doch nicht verhindern, daß der Narr ihm zuraunte: Trink keinen Wein, Du bist sonst des Todes!

Diese Warnung überraschte Otto; ernster wie es vielleicht sonst geschehen wäre, trat er ein und fand Laurette heiterer als er erwartet hatte. Er grüßte sie freundlich.

Ich bin nun zu Eurem Dienste; wohin befehlt Ihr, daß ich Euch morgen begleiten soll? sagte er.

Nach Würzburg! antwortete rasch die Mutter — aber nicht erst morgen, schon heute. Sobald der Seckelmeister uns abgefunden hat, ziehen wir von hier. Unser Gepäck ist schon voraus und unten auf der Straße nach Neustadt stehen die Rosse bereit; schickt auch die Eurigen dorthin, aber bald.

Und Ihr seid so still, Laura, und sagt zu alle dem kein Wort? — fragte Otto, sich zu ihr wendend. — Ist es auch Euer Wille, schon heute zu reisen, und wollt Ihr nicht noch die Ankunft des Markgrafen abwarten?

Nein! erwiderte sie kalt.

Ihr scheint mißlaunig, einsylbig zu sein?

Ich gleiche nur Euch! — sagte sie ernst. — Für die Geliebte des Markgrafen hattet Ihr tausend süße Worte, tausend Liebesblicke; für die Verstoßene habt Ihr nicht einen —

Laurette! — erwiderte Otto und er wollte gern ruhig und heiter scheinen, aber dennoch sprach der Trübsinn aus seinem Blicke. — Warum soll ich Euch und in dem Beisein der Mutter wiederholen, was mich quält, weßhalb ich meine Gefühle unterdrücken und meine Leidenschaft zügeln muß? — Denkt an Marie! —

Hohe Röthe überflog des Mädchens Wange, ihr Auge flammte, sie wollte eben antworten, als die Magd hastig hereintrat.

Ach, Frau! — rief sie — Alles läuft im Schlosse zusammen, man hat schon nach dem Arzte gesendet. Die junge Braut soll unwohl, sehr unwohl sein.

Triumph; rief Franzeska, raunte Laura die Weisung in's Ohr, Otto hier fest zu halten und eilte nach dem andern Flügel, wo sie mit Heftigkeit in Mariens Gemach trat.

Was wollt Ihr hier? — fragte Georg, dem Todtenblässe das Antlitz entstellte. — Ihr thätet besser, Euch zu entfernen.

Ich komme, hilfreiche Hand zu leisten! — erwiderte Franzeska, während Marie, obschon sie auf ihrem Lager in heftigen Kämpfen lag, dennoch Georg durch Blicke bat, schonend gegen die Eintretende zu sein. Ich habe manche Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, — fuhr Franzeska fort — die Euch vielleicht von Nutzen sein könnten.

Nehmt nichts von ihr! — sprach der Blinde, der an Mariens Lager niedergekniet war — Denn was sie reichen würde, ist Gift! — Meister! — rief er Klaus zu — Entfernt das Weib, mich schaudert's in ihrer Nähe.

Eben als Klaus sich Franzeska nahen wollte, die mit teuflischem Lächeln die Kranke unverwandt anstarrte, warf diese sich krümmend auf ihrem Lager umher und rief: Ach Gott, mich dürstet so sehr, gebt mir einen Trunk.

Franzeska erfaßte, ehe noch Georg ihn ergreifen konnte, den auf dem Tische stehenden Becher und reichte ihn Marien, doch als diese darnach faßte, schrie Franzeska auf —

Wo kamt Ihr zu dem Becher? — Jesus Maria, auch der Ring!

Marie ließ vor Schreck über die Furiengestalt des Weibes den schon gefaßten Becher fallen.

Wo kamt Ihr zu Ring und Becher? rief Franzeska noch einmal und starrte dabei stier auf die Kranke.

Es ist das einzige Erbtheil, das mir meine Mutter hinterließ! lallte Marie, von Schreck und Schmerz betäubt.

So stehe mir Gott bei! — rief Franzeska. — Mein Kind hat Gift! — Gift von meiner Hand!

Sie stürzte hinaus rasch über den langen Gang hinweg, riß jäh die Thüre ihres Gemaches auf und schloß mit Hast den Schrank auf.

Leer! — rief sie. — Alles schon fort, kein Gegengift mehr da, es meinem Kinde zu geben! — Otto, bat sie — führe mich hin zu ihr, zu meinem Kinde, daß ich es noch einmal sehe.

Euer Kind steht ja neben Euch! — sagte er, sie beruhigen wollend — seht, hier steht ja Laura.

Sie ist nicht mein Kind! — Sie ist mir fremd. — Aber komm', lieber Otto, führe mich zu meiner Marie! — bat sie von Neuem. — Komm! —

Otto zauderte, sah bald auf Franzeska, bald auf Laura, die erschrocken und erstaunt auf jene blickte. Da warf sich Franzeska vor ihm nieder.

Führe mich hin zu ihr, unterstütze mich! — fuhr sie fort — Ich fühle meine Kniee wanken, ich kann nicht hin und ich muß doch, ich muß sie noch einmal sehen! — Hab' Erbarmen!

Da konnte er nicht länger ihren Bitten widerstehen, hob sie auf, unterstützte die Schwankende und führte sie der Wohnung Mariens zu. — Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Grumbach.

Wilhelm! — rief das Weib ihm zu — komm zu Marie, die ist unser Kind, nicht des Markgrafen Buhlerin. — Sie ringt mit dem Tode — ich gab ihr Gift! —

Weib, was sprichst Du? fuhr Grumbach erschrocken auf.

Die blutige Wahrheit! — rief sie hohnlachend. — Was die Sünde gebar, muß die Sünde auch verderben. — Nur geschwind, führe mich hin! — Sie raffte alle Kraft zusammen und eilte so schnell sie konnte.

Als sie mit Grumbach und Otto eintrat, fanden sie schon den Arzt mit der Kranken beschäftigt und Meister Peter gegenwärtig.

Blinder Harfner! — sprach Franzeska mit leiser, zitternder Stimme — Legte Dir nicht im Etschthale ein Weib dies Kind in Deine Arme? Sprich die Wahrheit vor Gott und diesen Zeugen!

So ist es! — stammelte der Alte händeringend. — Marie ist nicht mein Kind!

Laßt mich mit der Kranken allein! — sagte der Arzt. — Noch ist Hoffnung, das Gift war nicht tödtend, gönnt ihr Ruhe.

Ich sollte von meinem Kinde gehen, thöriger Quacksalber? — rief Franzeska. — Wenn die achte Stunde schlägt, muß sie sterben — ich kenne die Kraft meines Giftes!

Rasende! zürnte Georg, umfaßte sie und trug sie hinaus. Otto, Meister Klaus und der Narr folgten; die Andern blieben bei der Kranken, die in heftiger Bewegung war, aber dennoch bald zu schlummern begann.

Mit Gewalt mußte man die Verzweifelte in ihr Zimmer bringen. Sie setzte sich hier auf einen Sessel, starrte unverwandt nach dem leeren Schrank, schüttelte bitter lachend das Haupt und sagte dann —

Der Arzt ist ein Narr, drei Tropfen tödten sicher nach zwölf Stunden — um die achte Stunde leerte sie den Becher. — Horch! — sie zählte sieben. — Noch eine Stunde und sie ist im Paradiese und ich sehe sie nicht wieder; denn da sind mir die Pforten verschlossen.

Frau! — sagte Meister Peter, den ihr Jammer endlich rührte — verzweifelt nicht, Euer Kind ist nicht ohne Rettung verloren, denn sie kann nur eine kleine Portion von Eurem Gifte bekommen haben. Ich mißtraute Euch schon längst, da leitete Gott meine Schritte nach Eurer Thüre, ich lauschte, sah durch das Schlüsselloch und sah, wie Ihr eben die Tropfen in den Becher träufeltet, ihn bedecktet und Euch entferntet. Da öffnete ich

leise die Thüre, schlich hinein, goß den Wein aus beiden Bechern zu dem offenstehenden Fenster hinaus und füllte sie, Euch zu täuschen, von Neuem aus dem Kruge. Leider muß ich ihn nicht rein ausgeschüttet und sich Gift zu Boden gesetzt haben und so muß etwas darin geblieben sein — oder habt Ihr vielleicht hernach noch einmal —

Narr! — sagte Franzeska lachend — Du erzählst mir da wunderliche Dinge. — Hast Du denn Deine Schlangennatur abgelegt und sie mit Mitleid vertauscht? Du lügst, um mich zu trösten. — Spare die Mühe. — Wer sein Kind in fremde Arme legen, wer ihm den Giftbecher füllen konnte — der ist verdammt hier und dort und aller Trost ist an ihm verschwendet. — Sie blickte bei diesen Worten wieder starr vor sich nieder und sprach ferner kein Wort.

So wenig wie Laurette Franzeska als Mutter geliebt hatte, so war sie doch durch das Vorgefallene tief erschüttert. Sie wußte nicht, sollte sie sich freuen, daß dies Weib ihre Mutter nicht war, sollte es sie schmerzen, daß sie nun so ganz einsam, eine Waise da stand. Sie trat zu Franzeska.

Ich vergebe Euch die so lange Täuschung, — sprach sie — vergebe Euch, daß Ihr mich unglücklich gemacht habt, aber sagt mir auch, wer sind meine Aeltern?

Franzeska schwieg.

Meinen Verlust habe ich nicht zu bedauern — fuhr Laura fort. — Mich zog mein Herz nie zu Euch, nicht zu dem, den Ihr meinen Vater nanntet, vielleicht ist mir ein besseres Loos beschieden. — Wo weilt mein Vater, wer ist meine Mutter?

Die Sünde! murmelte Franzeska vor sich hin und schwieg.

Nicht die Bitten Georg's, nicht die Drohung Meister Klausens konnte sie zu reden bewegen; sie schwieg und verfiel in eine Art Starrsucht. Als aber die Glocke acht schlug, sprang sie auf.

Verhüllt mein Antlitz! — rief sie. — Die Engel steigen hernieder und kommen, die Seele der Heiligen aus der Hand des Todes zu empfangen. — Verhüllt mein Antlitz, daß sie mich nicht erkennen, sie fordern mich sonst vor Gericht und dann ist für mich kein Erbarmen! — So! — rief sie nach einer Weile und strich die herabgefallenen schwarzen Locken von der Stirn. — Nun kann ich wieder frei athmen, frei aufblicken — es ist vorüber! — Sie schwangen sich auf und trugen die Lilie auf ihren schneeweißen Armen empor — mich ließen sie zurück!

Dies sagend, sank sie ermattet zusammen.

Meister Peter's Vermuthung, daß ein Rest vergifteten Weines im Becher geblieben sein müßte, war richtig gewesen, doch die Heilmittel, die Jugend und die kräftige Natur Mariens hatten schon in der Nacht den

Sieg über das Gift errungen, so daß ihr körperlicher Zustand am Morgen leidlich war und sie schon das Bett verlassen konnte; ihr Gemüth war jedoch noch sehr angegriffen. Der Vorfall des vorigen Abends hatte sie zu tief erschüttert, als daß sie sich so schnell hätte fassen können, und der Glaube, der alte Mann, an dem sie so ganz mit kindlichem Herzen auch jetzt noch hing, sei nicht ihr Vater, sei ihr ein fremder Wohlthäter, war ihr bitter und schmerzhaft. Und gegen wen sollte sie dies Herz voll Liebe, dieses edle Gemüth vertauschen? Gegen einen Mann, vor dem sie immer mit Widerwillen zurückgetreten war und den sie nicht lieben, nicht achten konnte? Gegen eine Mutter, die ihr den Giftbecher gereicht, vor der ihr schauderte und für die höchstens das Mitleid sprechen konnte? Selbst wenn sie Georg ängstlich und sorgsam neben sich sitzen sah und Worte des Trostes vernahm, schien ihre Seele nicht ganz bei ihm zu sein; sie streckte die Hand nach dem Blinden, der schweigend und in sich verschlossen da saß, und es schien, als ob sie mit heißerer Liebe als je an ihm hinge. Nach der Mutter fragte sie nur selten, den Vater erwähnte sie gar nicht; ihr ward es schwer, diesen theuern Namen einem Andern als dem zu geben, der so väterlich für sie gesorgt hatte. Das Bild ihrer Mutter hatte bisher nur wie im Traume sie umschwebt und sie hätte es eher mit einem andern vertauschen können, wenn es nur nicht das Bild Franzeska's gewesen wäre.

Sie saß, das Geschehene überdenkend und noch sehr ermattet, in dem Armstuhle, als man ihr meldete, Grumbach wünsche sie zu sprechen. Der Arzt, der eben gegenwärtig war und dem der Eindruck nicht entging, den diese Nachricht auf sie machte, wollte es hindern, aber sie verlangte ihn zu sehen. Er ist mein Vater, ihm darf meine Thür nicht verschlossen sein! sprach sie.

Als Grumbach eintrat, verlangte er von den Umstehenden, ihn mit Marie allein zu lassen. Meister Klaus leitete den Harfner hinaus, Georg aber wollte das Gemach nicht verlassen. Grumbach befahl es ihm im gebietenden Tone, er aber erwiderte ruhig: Nach dem, was geschehen ist, laß' ich mein Weib hier nicht allein, nicht mit dem Vater, nicht mit der Mutter, und ich bleibe!

Grumbach, die Festigkeit Georg's kennend, bestand nicht weiter darauf und meinte, es wäre auch wohl gut, daß er das mit anhöre, was er Marien zu sagen habe, und ohne irgend eine Liebkosung oder irgend eine Aeußerung der Freude begann er:

Du sollst meine Tochter sein? Ich will es glauben, obgleich die Wahnsinnige mir schon eine als solche unterschob; doch muß ich Dich fragen, hast Du ein Mal auf Deiner linken Schulter?

Marie bejahete es erröthend.

So hat der Zufall dem Weibe treulich beigestanden, — fuhr er fort — und ich will meine Zweifel unterdrücken. Höre weiter! — Gott hat meine Ehe reichlich mit Kindern, auch mit Töchtern gesegnet, so daß Du

es mir nicht verargen kannst, wenn mich das Glück, eine Tochter im Fluge erhascht zu haben, eben nicht berauscht. Du bist mir so lieb als mir jene war, in mancher Hinsicht lieber, und ich werde gern ein gütiger Vater gegen Dich sein, nur verlange ich eins —

Und was ist dies Eine? unterbrach ihn Georg.

Daß es der Welt ein Geheimniß bleibt, daß Du meine Tochter bist. Dir kann es nichts nützen, wenn sie es weiß. Bleib' vor der Welt des Harfners Tochter.

Auch im Herzen! sagte Marie unwillkürlich.

Nun, dann soll Dir auch eine Mitgift werden —

Herr! — fuhr Georg auf, den diese Worte empört hatten — behaltet Eure Mitgift; was aus Euren Händen kommt, bringt überdies keinen Segen. Auch ohne Euer Geld wird mein Weib mit Freuden den blinden Harfner als ihren Vater erkennen und es mit freudigem Herzen vergessen, daß Ihr der Vater seid. Glaubt es mir, Herr, sie müßte ja doch nur erröthen, wenn sie Euch Vater nennen wollte. Seid außer Sorgen —

Bursche! fuhr Grumbach auf.

Droht nicht! — unterbrach ihn Georg — Ich war Gefangener, der Markgraf gab mir die Freiheit und wird mich und mein Weib gewiß schützen. Ueberdies muß ich Euch ersuchen, uns zu verlassen. Der Vaterrechte habt Ihr entsagt, mithin bleibt Euch kein Recht, uns lästig zu werden.

Beruhige Dich, Georg! — bat Marie — Laß mich mit dem Vater reden. — Was Ihr verlangt Herr, — wendete sie sich zu Grumbach — werde ich erfüllen; ich werde es zu vergessen suchen, was Ihr so leicht vergessen könnt. Aber auch ich habe eine Bitte an Euch, die erste und wohl auch die letzte. Sorgt für die Mutter, damit es ihr wohl gehe, Elend sie nicht in's Verderben zurückführe und sie Zeit zur Buße gewinne. Versprecht es mir!

Hm! — brummte Grumbach, sinnend, was er erwidern sollte.

Quält Euch nicht um eine Antwort! — sagte Georg — Ihr braucht nicht für sie zu sorgen, das überlasset mir. Bin ich auch noch nicht Herr meines Vermögens, so hat doch Meister Klaus mich an Kindes Statt angenommen, und da wird sich wohl so viel finden, einer Unglücklichen die Tage zu fristen. Geht mit Gott, Herr! Kümmert Euch nicht um Euer Kind, nicht um dessen Mutter. Wir verlangen von Euch nichts als Ruhe, und die werdet Ihr uns doch wohl gönnen. —

Wie es Euch beliebt! sagte Grumbach mit dem höchsten Gleichmuthe und ging nach der Thür.

Da sprang Marie, so schwach sie auch war, von ihrem Sessel auf, ergriff Grumbach's Hand, küßte sie mit Innigkeit. Zürnt mir nicht, — bat sie — und scheidet nicht in Unmuth von mir. Sprecht nur ein freundliches Wort, gönnt mir einen herzlichen Blick!

Den Bitten dieses Engels konnte der Fühllose nicht widerstehen, er schloß sie in seine Arme, küßte ihre Stirn und entfernte sich schweigend.

Georg hatte mit finsterm Blicke Marie dies kindliche Opfer bringen sehen; aber sie liebkos'te mit himmlischer Freundlichkeit den Ernsten. Sei nicht böse, mein Georg! — sprach sie — ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ein Herz mir nicht wohl will, am wenigsten das Herz meines Vaters; ich mußt' es versöhnen!

Georg fühlte in diesem Augenblicke den hohen Werth seines Weibes, er drückte sie liebend an sein Herz. Wahrlich, Marie, — rief er, — Du bist besser als ich!

Schon am folgenden Abend saß die kaum Genesene an Franzeska's Krankenbette.

Hier scheitert meine Kunst, — sagte der Arzt — ihr Gemüth ist zerrüttet, nicht ihr Körper. Wahnsinn hat sie ergriffen und den kann nur die Zeit heilen.

Marie litt unaussprechlich, die steten Phantasieen der Kranken, die immer in dem Etschthale auf den steilen, herüberhangenden Felsen zu sitzen glaubte und stets den Giftbecher vor sich sah, erschütterten ihr Gemüth und wenn es auch Georg endlich gelungen war, sie von dem Krankenbette zu entfernen, so zog doch das Mitleid, wohl auch das kindliche Herz sie wieder hinüber; denn nur wenn die Wahnsinnige Mariens Hand erfaßt hatte, oder sie mit ihren stieren Augen das freundliche Weib anblickte, schien sie beruhigt zu sein.

Laurette hingegen verließ selten ihre Kammer und kümmerte sich wenig um Franzeska, die sie, jemehr sie über ihr Schicksal nachdachte, desto stärker zu hassen begann. Der Seckelmeister hatte ihr im Namen des Markgrafen 1000 Gulden ausgezahlt, dies und mehre Kleinodien, die sie von dessen Freigebigkeit besaß, setzten sie in Stand, wenigstens für den Augenblick sorgenfrei zu leben. Sie hatte schon am Morgen das Schloß verlassen und nach Augsburg sich begeben wollen; Otto aber, der nach dem Vorgefallenen erst die Ankunft des Markgrafen und dessen Befehle abwarten wollte, hielt sie davon ab. Sie fügte sich in seinen Willen, schien sich ganz ihrer Neigung hinzugeben, glaubte kein anderes Glück, als in Otto's Liebe zu finden und so besonnen auch dieser geworden war, so sehr er auch gegen sich selbst kämpfte, so konnte er doch leicht voraussehen, daß sie ihn bald mit ihren Zaubernetzen ganz umstricken würde.

Den Markgrafen hielten wichtigere Angelegenheiten vor Nürnberg zurück. Kurfürst Moritz war bis Inspruck vorgedrungen und hatte den Kaiser gezwungen, vor ihm zu fliehen. Die abgebrochenen Unterhandlungen in Passau waren wieder angeknüpft und indessen eine Art Waffenstillstand eingetreten, welchen die verbündeten Fürsten benutzten, einen

Vergleich zwischen dem Markgrafen und der Stadt Nürnberg zu Stande zu bringen. Endlich gelang es ihnen, da Markgraf Albrecht wohl einsah, daß er seine beßten Kräfte vor dieser mächtigen Stadt unnütz vergeuden würde. Er hob die Belagerung auf und gab die eroberten Städte und Schlösser zurück; jedoch mußte Nürnberg außer 200,000 Goldgulden Kriegskosten dem Markgrafen noch 6 ganze Karthaunen und 400 Centner Pulver geben. Auch schloß Wilhelm von Grumbach zur nemlichen Zeit einen Vertrag mit Würzburg, wonach das Würzburger Land dem Markgrafen 200,000 Gulden baar bezahlte und einen großen Theil seiner Schulden überahm. Erst nachdem dies Alles geordnet war, kam der Markgraf nach Beiersdorf, wo sich seit diesem Vorfalle nichts Wesentliches geändert hatte.

So vergingen mehre Tage. Franzeska's Sinne blieben zerrüttet und Mariens Körper, durch die Nachtwachen angegriffen, immer noch schwach. Laura zog das Netz immer enger und enger um den leidenschaftlichen Jüngling, der nicht mehr auf des Narren Warnung hörte. Der Harfner war glücklich, auf gewisse Weise seinem Kinde wiedergegeben zu sein, und Meister Klaus ordnete das Nöthige zu der bevorstehenden Abreise nach Nürnberg, wozu ihm der Markgraf die Erlaubniß gegeben hatte.

Soll ich Dir rathen, junger Freund, — sprach am andern Tage der Ankunft des Markgrafen, Meister Peter zu Otto — so besteige Dein Roß und ziehe morgen mit dem Freunde nach Nürnberg, bleibe so lange bei ihm, bis Dich die Kriegstrompete wieder in's Feldlager ruft, hier ist nicht gut sein für Dich.

Weßhalb? fragte Otto erstaunt.

Der Falke zieht wieder in langen Kreisen über der schon einmal gerupften Taube, gib Acht, er packt sie von neuem.

Dann, Freund, erwiderte Otto — dann folge ich Deinem Rathe gewiß; früher aber nicht.

Otto, — sprach der Kleine — kennst Du das alte Sprichwort nicht: „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen!" Nimm Dich in Acht; denn — sagte er hämisch lächelnd und zog ein Schreiben unter seinem Mäntelchen hervor — ich soll Dir dies Schreiben mit der Weisung geben, es sogleich dem Oberhofmeister nach Erlangen zu bringen und nur mit Antwort zurückzukehren. — Nimm Dich in Acht, daß es kein Urias-Brief ist!

Otto belachte den Einfall. — Nun wahrlich, zu so etwas ist der Herr zu edel! sprach er, bestieg seinen Rappen und ritt sorglos nach Erlangen.

Aber der Narr konnte doch in gewisser Art Recht gehabt haben; denn der alte Oberhofmeister hielt Otto unter mancherlei Vorwand lange auf und als er ihn endlich abfertigte und er auf dem Schlosse einritt, war es

Nacht, der Markgraf schlief schon und Laurettens Thüre war verschlossen und sie öffnete sich ihm trotz wiederholtem Klopfen nicht.

Am Morgen, als er dem Markgrafen den Brief brachte, der eben keiner großen Eile bedürfen mußte, da er ihn unerbrochen auf den Tisch warf, sagte ihm dieser mit Huld —

Otto, ich habe Dich als einen recht wackern Burschen kennen gelernt, und was mir Dein Freund, der Narr, von Dir gesagt, so hast Du Dich auch ziemlich männlich der Italienerin gegenüber benommen, deßhalb will ich Dir wohl und habe Dich Deines Amtes, sie zu begleiten, entbunden; es schien mir überdies, als ob Du es nur wider Willen übernommen hättest. Ich habe sie allein ziehen lassen und so ist es besser.

Otto war bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt.

Ich meinte es gut mit Dir! — fuhr der Markgraf fort. — Willst Du ihr in vierzehn Tagen folgen, soll Dir kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Bis dahin überlege und prüfe genau. Nun geh'!

Als Otto den Herrn verließ, fand er den Narren im Vorzimmer.

Nun? fragte ihn dieser höhnisch lachend.

Wohin haben sie Laura gebracht? fragte ihn Otto mit Heftigkeit.

Was weiß ich es! erwiderte Peter.

Hämischer Mensch! — rief Otto zornig. — Aber Du sollst mich nicht hindern, heute noch dem Markgrafen den Dienst aufzusagen und sie aufzusuchen; finden werde ich sie gewiß! Dies sagend, eilte er fort.

Otto, Otto! rief ihm der Kleine ängstlich nach.

Was willst Du? fragte der Jüngling sich wendend.

Nimm doch meine Schellenkappe auf die Reise mit, Du wirst sie brauchen können.

Otto warf einen verächtlichen Blick auf den Narren und ließ ihn stehen.

Der Markgraf schien nicht unwillig zu sein, als Otto ihn gleich darauf um seine Entlassung bat.

Ich kann Dich nicht zurückhalten, wenn Du Deinem Verderben entgegen gehen willst, kann nichts weiter für Dich thun, als Dich wieder freundlich aufnehmen, wenn Du von Deinem thörigen Abenteuer zurückkehrst. Gott befohlen!

Er ließ ihn stehen und ging zu Marien, die sich eben zur Abreise mit ihrem Gatten, dem Harfner und Meister Klaus anschickte.

Ihr nehmt, so wie ich höre, die Wahnsinnige mit Euch, — sprach der Markgraf — obgleich ich ihr einen Aufenthalt auf diesem Schlosse gönnen und für sie sorgen wollte; dies macht Eurem Herzen Ehre! — Dann reichte er ihr ein Schmuckkästchen. — Nehmt und tragt es mir zum Andenken! — fuhr er fort, es der Verlegenen aufdringend. — Nehmt es, denn

wahrlich, Frau, Ihr seid das erste Weib, vor dem ich mit Ehrfurcht stehe! Wüßte ich unter den fürstlichen Fräulein Eine, die Euch glich', ich glaube mein Vorsatz, mich nur der Dame Fortuna anzutrauen, würde schwankend, und ich schmiegte mich in's eheliche Joch.

Marie nahm das Geschenk; dann reichte er jedem zum Abschiede die Hand und verließ noch früher als sie das Schloß, um sogleich mit dem Heere zu neuem Kampfe aufzubrechen.

Mit Innigkeit wurde Marie in Nürnberg von Georg's Aeltern empfangen und sie verbreitete einen neuen Reiz über die Tage der Alten. In ruhiger Stille verlebte sie an ihres Gatten Seite ihre Tage, nur der Mutter Wahnsinn störte zuweilen ihr Glück. Oft noch lauschte Meister Klaus, wenn sie mit ihrer melodischen Stimme den Gesang des blinden Harfners begleitete.

An einem heißen Nachmittage des Juli-Monats im Jahr 1552 zogen zwei Reiter die Straße nach Frankfurt und unterhielten sich eifrig. Es mochten Krieger sein, wie sie zu damaliger Zeit im lieben deutschen Lande, Dienste suchend, schaarenweise umherzogen, und fanden sie keine, ward ihr Seckel leer, dann thaten sie sich in Haufen zusammen, wählten einen Anführer und lebten, zum Schrecken des Landmannes und der Reisenden, trotz des Landfriedens, vom Stegreif.

Diesem ähnlich waren auch die beiden Gesellen, wovon den Einen ein elender Klepper trug, der Andere auf einem stattlichen Rosse saß. Beide aber, Roß und Mann, schienen milde zu sein und sich nach der Herberge zu sehnen.

Der Reiter, welcher den magern Klepper ritt, hatte viel Aehnliches mit seinem Gaule. Mager, wie das verhungerte Thier, hing er nur in seinem Harnisch und man hätte denken sollen, die eisernen Schienen zögen mit ihrem Gewichte seine Beine hinunter, so matt hing er auf seinem Klepper, der, über jeden Stein stolpernd, neben dem Streitrosse des Andern einher trabte. Aber so abgespannt, so kraftlos auch der Reiter zu sein schien, so blitzten doch seine dunkeln, leuchtenden Augen unter den buschigen Augenbrauen feurig hervor und der krause Bart, der fast die Lippen bedeckte, gab ihm eher ein wildes als ein mattes Ansehen. Zwischen alle diesem lag auf seinem Antlitz ein Ernst, der mehr edel als finster zu nennen war, und das lange, hagere Gesicht, die tiefen Furchen, welche das Schicksal, der Zeit vorgreifend, darein gezogen hatte, würden eher Theilnahme erregt, eher angezogen als abgestoßen haben, hätte sich nicht in dem ganzen Manne ein bitterer Hohn ausgesprochen, der jeden, der sich ihm nahen wollte, abschreckte; das Schicksal muß ihm hart mitgespielt haben.

Sein Reisegefährte war ein ganz anderer Geselle; jung, kraftvoll, voll Lebensmuthes. Bald sang und pfiff er, gab zuweilen seinem milden Rosse

aus bloßem Uebermuthe ganz zur Unzeit die Sporen, bald ließ er den gelockten Kopf hängen oder blickte schwermuthvoll nach dem blauen Himmel, den heute kein Wölkchen trübte. Daß die Liebe ihn schwermüthig, die Jugendkraft ihn lustig stimmte, konnte jeder leicht sehen, der das menschliche Herz nur ein wenig kannte. — Es war Otto, der Leibtrabant Markgraf Albrecht's, der bisher vergebens die Kreuz und Quer gezogen war, seine verschwundene Schöne, die Italienerin Laurette, aufzusuchen.

Wir sind dem Lager so nahe, — sagte jetzt der hagere Reiter — laßt uns die Rosse ein wenig anhalten und sie verschnaufen; ehe es Abend wird, sind wir längst dort. Singe lieber ein Liedchen, junger Mann, hängt den Kopf nicht so und seht nicht so erbarmenswürdig auf Euern Sattelknopf nieder, dort sitzt's Liebchen wahrlich nicht!

Otto hielt sein Roß an und blickte verdrießlich auf seinen Reisegefährten.

Nun, stiert mich nur nicht so feindlich an, Herr Leibtrabant Markgraf Albrecht's! — fuhr jener fort — Ihr habt wahrlich keine Ursache, den Kopf hängen zu lassen und über Euer Schicksal zu klagen. Wer heißt Euch, wie ein Landstreicher einer unnützen Dirne nachreiten, die wahrlich nicht des Spornstichs werth ist, mit dem Ihr Euern wackern Gaul vorwärts treibt. Fragt den Markgrafen, der wird schon wissen, wo die Dirne steckt; sucht sie in seinem Feldlager auf, dort findet Ihr sie gewiß.

Habt Ihr Euer Versprechen schon vergessen, nie diese Geschichte zu berühren? sagte Otto unmuthig.

Und Ihr das Eurige, Euch von dem abgeschmackten Abenteuer die gute Laune nicht verderben zu lassen? — erwiderte der Andere — Ihr fangt früh an, Euch das Leben zu verbittern; wartet es doch fein gelassen ab, bis die Zeit kommt, wo das Schicksal über Euch losbrechen wird; es bleibt sicher nicht aus. Erst wenn Euch ein wirkliches Unglück trifft, dann laßt Euch die Stunden eines mühevollen Lebens verbittern, jetzt aber, in Eurer Jugendfrische, ist es noch nicht an der Zeit, besonders nicht um einer solchen Buhlerin willen.

Ihr predigt wie ein Dominikaner, — unterbrach ihn Otto — verweis't mich auf das Lied vom Frohsinn und plärrt selbst das Miserere den ganzen Tag, sprecht mir Muth ein und hängt auf Eurem polnischen Klepper wie ein zusammengeflickter Gliedermann. —

Ein sonderbares Lächeln umzog bei diesen Worten den Mund des hageren Mannes, man konnte nicht wissen, war es Stolz, Hohn oder Wuth, was es aussprach, aber das sah man deutlich, daß der Reiter und sein Roß in diesem Augenblicke alle Kräfte anstrengten; denn der Reiter hob sein gesenktes Haupt, der gebeugte Rücken verlängerte sich, die schlaffen Schenkel umschlossen fest und kraftvoll das magere Roß, das, von diesem Drucke aufgeweckt, Kopf und Schweif hob und mit brausenden Nüstern

neben dem schwarzen Streitrosse stolz einher schritt, Roß und Reiter waren verändert.

Junger Mann! — sagte der Hagere — wäret Ihr nicht so ein wackeres Gemüth, wie Ihr es mir schon, seitdem wir zusammen ziehen, oft bewiesen habt, wahrlich! der Gliedermann raffte seine letzte Kraft zusammen, Euerem Schädel Achtung dem Alter, mehr noch Achtung dem Unglück einzuprägen, so aber —

Zürnt mir nicht! — unterbrach ihn Otto beschwichtigend — Weiß ich denn, ob Euch das Unglück verfolgt? Daß Ihr ein verdrießlicher Reisegefährte seid, das allein weiß ich und habe Eure Launen und Euern Unmuth nur geduldet, weil ich ahnete, daß Ihr ein Unglücklicher wäret. Ich habe Euch offen meinen Kummer mitgetheilt, Ihr mir den Euren verschwiegen. Ihr neckt mich ewig, daß ich umher ziehe und ein Mädchen suche, dem vielleicht nicht einmal etwas daran gelegen ist, wenn ich sie finde, und lasse ich meiner Laune den Zügel und berühre sie eine Saite, die Eure Ohren verletzt, dann hättet Ihr schier Lust, mit Eurem rostigen Schwerte mir das Hirn einzuschlagen. Ich habe Euch noch nicht einmal nach Eurem Namen gefragt —

Den werdet Ihr auch so bald nicht erfahren! fiel ihm der Andere finster in die Rede.

Nun, so behaltet ihn für Euch! brummte Otto vor sich hin, ließ seinem Rappen die Zügel, der jedoch nun in starkem Schritte der Herberge zueilte.

So waren sie eine Weile geritten, als der Alte das Schweigen brach. Sagt mir doch, sind denn Markgraf Albrecht und Moritz von Sachsen so recht ein Herz und eine Seele?

Könnt' es eben nicht sagen! — erwiderte Otto — Schon seit Ulm schien mir die Freundschaft der beiden Fürsten ziemlich lauer geworden zu sein. Ihr wißt, dort trennte sich der Kurfürst von dem Markgrafen, und dieser züchtigte, während Moritz nach Tyrol zog, die Bischöflichen und Nürnberg, zog dann nach Mainz und rupfte dieser fetten Henne ihre beßten Federn aus. Als aber der Kaiser sich nicht fügen wollte und Kurfürst Moritz unverrichteter Sache Passau verließ und mit dem Heere vor Frankfurt zog, schloß sich der Markgraf wieder an ihn an und belagerte Sachsenhausen. Das Ding dauerte ihm aber zu lange; denn seit Herzog Georg's von Mecklenburg Tode, den bei'm Verfolgen der Feinde eine Kugel traf, ging die Sache gar langsam von Statten und der Markgraf verließ noch einmal mit seinen Völkern das Heer, suchte Worms und Speier heim, plünderte Mainz und kehrte dann, da der Kurfürst wieder nach Passau gegangen war, den Frieden mit dem Kaiser endlich abzuschließen, zum zweiten Male nach Frankfurt zurück.

Mich dünkt, sie passen nicht recht für einander! — nahm jetzt der Hagere das Wort — Der Eine rasch in Wort und That, offen, ohne Hehl, der Andere versteckt, die That immer anders als sein Wort. Zwei solche

Männer können meinem Bedünken nach nicht so recht lange fest beisammen halten, der Offene wird überlistet, und kömmt er dahinter, so schlägt er mit dem Schwerte drein und aus ist die Freundschaft. —

Hm! — brummte Otto vor sich hin — So könnt' es wohl kommen!

In Einem sind sie sich gleich! — fuhr jener fort — Beide sind wackere Krieger, beide haben Muth, beide sind rasch mit dem Schwerte zur Hand; nur buhlen sie dabei nicht um ein und dasselbe Liebchen. Der Eine weiß eigentlich selbst nicht, was er will, da er Alles will; Kriegsruhm möchte er erwerben, damit von allen Seiten die Reisigen und Lanzknechte angezogen kämen, sich unter seine Fahnen zu stellen, Geld und Gut, um es mit Weibern, seinen lustigen Gesellen und mit den Soldaten zu verprassen, und Land und Leute möchte er gewinnen, damit eine Menge Lehnsträger ihm folgen und die Unterthanen Geld geben müßten, neue Regimenter werben zu können. Markgraf Albrecht will den Krieg des Krieges wegen.

Nicht so der bedächtige Moritz. Kriegsruhm ist ihm lieb, der Ehre wegen und des Vortheils, den er daraus ziehen kann, Geld und Gut mag er gern erwerben, um es als ein kluger Haushalter zu Rathe zu halten, damit er es im Fall der Noth habe; und Land und Leute erwerben, das ist sein Element und sollte er sich dem Teufel darüber verschreiben und Gott und seinen Glauben darüber vergessen!

Da haltet Ihr es gewiß mit dem Bedächtigen? unterbrach ihn Otto.

Wer sagt Euch das? — erwiderte der Andere, höhnisch lachend — Mit ihm es halten, da bewahre mich Gott vor!

Nun, so zieht mit zu Markgraf Albrecht! meinte Otto.

Wüßt' ich, daß die Freundschaft bald zu Ende ginge, thät' ich es mit Freuden!

Ihr seid ein sonderbarer Mann, lobt den Kurfürsten —

Den Moritz von Sachsen, wollt Ihr sagen? — unterbrach ihn der Hagere heftig, sein Auge glühte und seine Faust rückte unwillig mit dem Zügel, daß der Klepper mit dem Kopfe zurückschnellte. Auch dem Feinde muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, selbst wenn man ihn haßt! sagte er dann finster.

Also Moritz ist Euer Feind? — Nun so seid Ihr gewiß ein Diener des gefangenen Herrn, den der Kaiser mit sich herumführt, aller Welt zur Aergerniß?

Errathen! — erwiderte der Alte — Und ich bin stolz, eines solchen Herrn Diener gewesen zu sein.

Und seid ihm doch nicht in die Gefangenschaft gefolgt, fragte Otto. Bei diesen Worten drückte der Hagere dem Polen die Sporen so unsanft in die Weichen, daß er aus seinem kurzen Trott im Galopp dahin jagte. Otto folgte ihm und holte ihn bald ein.

Herr! — sagte er hier zu ihm — Ihr seid über meine Worte unwillig

geworden und habt es Eurem armen Gaule entgelten lassen, der so fürchterlich schnauft, daß es einen jammern möchte; haltet doch Euer Roß an und laßt uns fein ruhig und friedlich neben einander reiten. Meine Frage von vorhin war so böse nicht gemeint.

Der Alte schien auf die beschwichtigenden Worte Otto's zu achten, hielt sein Roß an und setzte nun langsam aber schweigend seinen Weg fort.

Nach einer Weile brach der Alte das Schweigen wieder. —

Ihr möget vorhin wohl Recht gehabt haben, die Frage an mich zu thun, junger Mann! — sagte er. — Denn ein treuer Diener seines Herrn sollte ihn nie, am wenigsten im Unglück, verlassen; darum sei es Euch verziehen und da Ihr mir früher Vorwürfe gemacht habt, daß ich Euch nicht mit gleicher Offenheit entgegen gekommen bin wie Ihr mir, so will ich es wieder gut machen und mich zugleich vor Euch entschuldigen.

Ich heiße Dietrich von Karras, bin ein sächsischer Edelmann aus der Gegend von Wittenberg, war Kurfürst Johann Friedrich's Lehnmann und ward gleich nach seines Vaters Tode einer seiner Räthe, da ich vorher nur Hofjunker gewesen und mit dem seligen Herrn auf die Jagd geritten war. Im Rathe, ich gestehe es Euch unverholen, taugte ich nicht viel; denn gelernt habe ich wenig, kein anderes Buch gelesen, als des Doctors Martini heilige Schrift und mich überhaupt mehr mit dem Kriegshandwerk als mit Praktiken abgegeben. Aber wo man mit der gesunden Vernunft ausreicht, wo allenfalls auch ein klares Auge die drohende Gefahr voraussehen kann, da stand ich im Rathe meinen Mann. Galt es aber die edle Jagd, oder irgend die Rüstung zu einem Kriege, so saß ich fester im Sattel, als irgend einer der klugen Räthe, die mit ihren langweiligen Bedenklichkeiten unsern überdies ruhigen Herrn nur noch ruhiger machten; auch war ich ein Freund Luther's, der mir wohlwollte und oft mein aufbrausendes Gemüth mit seinem kräftigen Worte beschwichtigte und ich glaube, hätte mir der nun schon in Gott ruhende fromme Mann nicht beim Kurfürsten das Wort geredet, die Räthe, die mich schon längst anfeindeten, hätten mich schon früher von meinem guten Herrn getrieben. Aber des Doctors Martini Wort galt viel und man hörte auf ihn.

Ihr kennt die Geschichte des schmalkaldischen Bundes; mir wollte er nie gefallen. Viel Köpfe, viel Sinne! Manchem, so wie dem Kurfürsten, war die Religion und die Freiheit des Vaterlandes Zweck und Ziel; Viele hingegen wollten nur ihr Privatinteresse dadurch befördern. Der Kurfürst, stets bedächtig und schwankend, Landgraf Philipp von Hessen, unternehmend und rasch in Geist und That, wie konnten die beiden Häupter neben einander stehen, wie den Bund zu etwas Ersprießlichem führen? Ich war immer auf der Seite des Landgrafen, erzürnte schon bei Ingolstadt meinen Herrn, als ich in ihn drang, das schlecht befestigte kaiserliche Lager, wie es der Landgraf wollte, anzugreifen, ehe Kaiser Karl die Verstärkung aus den Niederlanden an sich zöge, und als die Nachricht von dem heimtücki-

schen Beginnen Herzog Moritzen's im Lager eintraf und der Kurfürst seinen bedrängten Landen zu Hilfe ziehen wollte, da beschwor ich ihn, sein Land zu opfern und die allgemeine Sache nicht zu verlassen, stellte ihm vor, daß, wenn der Kaiser geschlagen würde, Herzog Moritz verloren und Alles ohne Schwertschlag wieder gewonnen sei; aber die andern Räthe waren für ihre Schlösser bange und so zogen wir nach Sachsen.

Was bis zur Mühlberger Schlacht geschah, wißt Ihr. Diese Schlacht, Gott vergebe denen nimmer, die sie schlugen, ging durch des Kurfürsten Sorglosigkeit und wahrscheinlich auch durch Verrätherei verloren. Ich theilte des Herrn Gefangenschaft, war zugegen, als sie ihm vor Wittenberg das Todesurtheil vorlasen, erkannte hier erst recht seinen frommen Muth, mit dem er es anhörte und sich zum Sterben bereitete, und, von jeher mit Leib und Blut ihm ergeben, schwur ich in diesem Augenblicke, auch, wenn es zu seinem Heile wäre, Leib und Seele zu opfern.

Wie zur Schau führte uns der Kaiser mit sich umher, überall mußten wir ihm folgen. Der Kurfürst ertrug auch diese Schmach geduldig und ertrug sein Schicksal als ein Held. — Ich aber murrte, zähneknirschend sah ich in Augsburg Herzog Moritz, nachdem er die Lehn vom Kaiser empfangen hatte, in vollem Gepränge bei uns vorbeiziehen. Ich zog den Herrn fast mit Gewalt vom Erkerfenster zurück, von wo er den Zug mit ansah. — Laß mich, Dietrich, — sagte er mit freundlicher Ruhe — laß mich, den Prüfungkelch ganz leeren: Der Herr hat es über mich verhängt, sein Wille sei gelobt! — Und nachdem er eine Weile nachdenkend, mit gesenktem Haupte dagestanden, sagte er, den Blick erhebend: Vor dem Könige Himmels und der Erden werde ich an seinem Throne dereinst würdig als sein treuer Diener stehen und mag dann nicht mit Moritz tauschen. — Schon hier möchte ich es nicht, sagte er heftiger hinzu —

Aber, junger Freund, wir sind dem Lager so nahe. — Ich muß meine Erzählung abbrechen, das Weitere sollt Ihr schon ein andermal hören. — Sagt mir nur, wessen Völker stehen hier vor Sachsenhausen? Euer scharfes Auge kann wohl schon die flatternden Panner erkennen.

O ja! — erwiderte Otto. — Sie sind schwarz und weiß, das brandenburgische Feldzeichen; Markgraf Albrecht steht hier.

Nun, wenn dem so ist — sagte der Alte — und Ihr mich beherbergen könnt, möchte ich wohl ein Paar Tage im Lager zubringen und sehen, wie die Freundschaft zwischen Moritz und dem Markgrafen sich gestaltet hat. Weiß zwar nicht, ob der Markgraf mich dulden wird.

Laßt mich nur dafür sorgen; denn hoffentlich ist er mir noch immer ein so gnädiger Herr als sonst, sagte Otto und fragte einen Reiter, der eben des Weges geritten kam, wo sie Markgraf Albrecht finden könnten.

Sie erfuhren nun, daß er an gar verschiedenen Orten sein Quartier habe. — Bald sei er im Lager, gemeiniglich in Oberoden, zuweilen auch in Offenbach.

So laßt uns nach Offenbach ziehen und das Lager umreiten! — meinte Otto. — Ich möchte wohl erst in Offenbach spioniren, ehe ich mich dem Herrn zeigte.

Und was hofft Ihr dort zu finden? fragte Herr Dietrich von Karras.

Wie könnt Ihr noch fragen? — erwiderte Otto. — Was ich so lange vergebens suchte.

Hofft oder fürchtet Ihr es da zu finden? fragte der Sachse. Otto schwieg und erwiderte nichts.

So kamen sie bald, um die Landwehr reitend, an welchem das markgräfliche Lager stand, nach Offenbach, einer damals kleinen, unansehnlichen, dem Grafen von Ysenburg gehörigen Stadt. Hier ritten sie in eine Herberge ein, wo sich Otto nach Allem genau erkundigte und bald erfuhr, daß der Markgraf sich oft hier aufhalte, jedoch nur selten in dem für ihn bereiteten Quartiere auf dem gräflichen Schlosse, sondern meist in einem Bürgerhause absteige, in welchem, wie man sagte, eine junge, schöne Dame wohne, die mit ihm hierher gekommen sei. Otto erkundigte sich sogleich nach diesem Mädchen, da sie aber niemand gesehen hatte, konnte man ihm auch über sie keine weitere Nachricht geben, als daß sie von jedermann für die Geliebte des Markgrafen gehalten werde.

Froh, endlich sein Ziel erreicht zu haben, machte sich Otto, kaum daß es dämmerte, auf den Weg, schlich, in seinen Mantel verhüllt, nach dem Hause, wo Laurette jetzt wohnen sollte, fand es aber verschlossen. Unruhig schritt er auf und ab, sah hinauf, wo er durch die zugemachten Laden Licht gewahrte; aber niemand ließ sich blicken. Da pochte er leise an die Thüre und eine rauhe Stimme, welche er der Aussprache nach für keinen Hausbewohner, sondern für einen aus dem Frankenlande erkannte, fragte: wer draußen sei? Er antwortete nicht und wohl ahnend, daß der Markgraf drinnen und das Haus unten bewacht sei, trat er zurück und lehnte sich ruhig, so sehr ihm auch das Herz pochte und es ihn dort hinaustrieb, an eine gegenüber stehende Mauer, hier abzuwarten, ob der Markgraf wirklich in jenem Hause sei, oder nicht.

Er brauchte nicht lange zu warten; bald öffnete sich die Thür und der graugefleckte Saufänger, der heraussprang, gab ihm die Gewißheit, daß sein Herr nicht ferne sei, trieb ihn aber auch aus seinem Versteck hervor; denn der Hund hatte ihn ausgewittert und bellte ihn grimmig an.

Der Markgraf, der eben heraustrat, ging auf Otto zu, rief den Hund zurück und fragte, wer er sei?

Meines gnädigen Herrn Leibtrabant Otto, erwiderte dieser.

Bist Du wieder hier, hat sich das Fieber gelegt? — sagte der Herr lachend und winkte ihm, daß er ihm folgen sollte — Hat Dich Dein Sol-

datenherz endlich wieder zu Deiner Fahne geführt, wackerer Bursche? Nun, so sei mir willkommen! Solche brave Soldaten, wie Du bist, brauchen wir hier. — Wo warst Du in der Zeit?

Ich schwärmte herum wie ein fahrender Ritter —

Und hast Deine Dame nicht gefunden — Nicht wahr? unterbrach ihn der Markgraf.

Doch, doch! erwiderte Otto vorschnell.

Wo? fragte der Markgraf gespannt.

Otto fühlte, daß er unvorsichtig gesprochen habe und lenkte schnell ein. Gefunden habe ich sie nicht —

Nun, was redet der Narr! unterbrach ihn der Markgraf mit Unmuth und schritt dem Schlosse zu, — der Trabant folgte in einiger Entfernung.

Otto! — rief ihm der Markgraf endlich wieder zu — von woher kommst Du jetzt?

Von Trier, gnädiger Herr!

Was spricht man dort?

Viel und mancherlei. Dort fürchtet man, daß den Protestanten in Passau zu viel eingeräumt werden möchte, so sehr ihnen auch der Friede willkommen ist, da man durch ihn Eurer Nachbarschaft quitt würde.

Markgraf Albrecht murmelte einiges vor sich hin, das Otto nicht verstehen konnte, dann fragte er ihn: Wenn kamst Du hier an?

Heute Nachmittag.

Was suchtest Du hier auf der Straße?

Frische Luft, gnädiger Herr!

Hm! — brummte der Markgraf, der übrigens in keiner heitern Stimmung zu sein schien — Die konntest Du überall finden. Kamst Du allein? fragte er dann weiter.

Ein alter Diener des abgesetzten Kurfürsten von Sachsen begleitete mich, antwortete der Trabant.

Haha! — rief der Markgraf — Gewiß Einer von denen, die den Mantel nach dem Winde hängen und, wie ihren unbrauchbaren Rock, den alten Herrn mit dem neuen vertauschen wollen?

Ihr irrt, gnädiger Herr! erwiderte Otto — Der Mann ist seinem Herrn noch mit Leib und Seele zugethan.

Das ist ein Wunder! Im Unglück mögen Freunde und Diener ein seltener Artikel sein! — Was will er denn hier?

Ich glaube, er wünschte bei Euch Dienste zu nehmen, gnädiger Herr!

Bei mir?

In der Voraussetzung —

Was setzt der Narr voraus?

Daß Eure Freundschaft, gnädiger Herr — doch was kümmert das mich? Ihr könntet mir zürnen —

Sprich weiter, sprich gerade heraus! sagte der Markgraf, stehenbleibend.

Daß Eure Freundschaft mit Kurfürst Moritz — wiederholte der Trabant — nicht von langer Dauer sein würde.

Der Markgraf erwiderte hierauf nichts, und als sie in den Schloßhof traten, gab ihm der Markgraf ein Zeichen, daß er ihm in's Schloß folgen sollte, ging, ein Lied summend, die Wendeltreppe hinauf, und erst als sie auf einen langen Gang kamen, wo Meister Peter, der Hofnarr, Otto freundlich begrüßte, wandte sich der Markgraf nach diesem. Komm' morgen früh mit Deinem Reisegefährten nach Oberraden, wo Du mich treffen wirst. Nun kannst Du gehen.

Diese kurze Abfertigung verdroß Otto; er wandte sich mürrisch um, hätte bald in seiner Heftigkeit den Kleinen umgerannt, der ihn eben bei seinem, auf dem Arm zusammengerollten Mantel festhielt. Nun, nur nicht so rasch, junger Freund! — sagte er lachend — Kommt mit auf meine Kammer, eine Kanne mit Rüdesheimer steht dort parat, als ob sie auf Euch gewartet hätte —

Ich habe keine Zeit! fiel ihm Otto unmuthig in die Rede.

Hat Euch der Herr mit seiner üblen Laune angesteckt? Ja, seit einiger Zeit, besonders so oft er hier in Offenbach ist, treibt sie ihr böses Spiel mit ihm; aber kommt, hier haben die Wände Ohren und Ihr sollt manches erfahren, was seitdem vorgefallen ist. — Er zog hierbei den Trabanten fast mit Gewalt mit sich fort und Otto mußte wider Willen folgen.

In seiner Kammer angelangt, schenkte Meister Peter die Becher voll. Setzt Euch und trinkt diesen guten alten Wein mit Ruhe — sagte er — und erzählt mir, was Euch, seit wir uns in Beiersdorf sahen, begegnet ist, dann will ich Euch auch von uns berichten.

Otto, nur an Laura denkend, nur nach ihr sich sehnend, hatte keine große Lust, dem Narren Bericht über seine thörigen Fahrten abzustatten, aber da er hoffte, von ihm manches zu erfahren, was ihm wichtig sein konnte, so begann er endlich: Was soll ich Euch erzählen, Meister Peter? Daß ich durch mancher Herren Länder gezogen bin —

Das ist freilich nicht viel! — meinte der Kleine — In einem Tage kann man auf einem Maulthiere zehn Herren Länder im lieben Deutschland heimsuchen.

Ihr wißt, — fuhr Otto fort — daß ich Laurette aufsuchte. Keine Stadt, kein Schloß zog ich vorüber, ohne nach ihr zu forschen, aber immer vergebens. Ich bestand manches Abenteuer, meine Faust mußte mir oft Luft machen, wenn ich zu sehr in's Gedränge kam und Händel hatt' ich vollauf. Die Taube glaubte ich ausgeflogen und sie sitzt noch im alten Neste —

Ei, das wäre! unterbrach ihn der Narr.

Reite ich herum, statt ruhig bei meinem Herrn zu bleiben, wie sie gethan. — Erst hier hab' ich sie gefunden.

Hier? — grinzte Peter — Sonderbar! — Und wo das?

Seht, daß Ihr ein Scheinheiliger seid und es nicht redlich mit mir meinet, so wie wohl mit keinem Menschen auf Erden! — Stellt Euch, als wüßtet Ihr nicht, daß Laurette hier wäre und eben kam doch der Markgraf von ihr und hätte mich nicht der schnuffernde Hektor verrathen, wahrlich! ich säße jetzt bei ihr, statt hier bei Eurem ächten Weine und Eurem gleißnerischen Gesichte zu sitzen.

Der Kleine schenkte, mehr grinsend als lachend, die Becher wieder voll. Otto! — sagte er dann — Wie oft habt Ihr mir schon Unrecht gethan? — Seht, ich will Euch jetzt beweisen, wie sehr ich Euer Freund bin, will mit Euch nach dem Hause gehen, aus dem Hektor kam, Euch auszuspüren, und will eine Tracht Prügel wagen, um Euch gefällig zu sein; denn wahrlich! ohne meine Protection gelangtet Ihr nicht zu dem Schatze, der, wie von Drachen, von einem baumstarken Kerl bewacht wird.

Laura bewacht? fragte Otto verwundert.

Die Zeiten ändern sich, lieber Junge! oft mehr als wir selbst! — sagte der Kleine und über sein ganzes Gesicht breitete sich die Schadenfreude — Leert Euern Becher und kommt! — Er nahm sein Mäntelchen um und Otto säumte nicht, ihm zu folgen. Aber bald war er dem Kleinen voraus, der hinter ihm herkeuchte. Eilt doch nicht so! — rief er — Ihr kommt wahrhaftig nicht ohne mich in's Haus und kommt überdies immer noch zu früh. — Geduldet Euch! — Aber Otto, den die Ungeduld trieb, hörte nicht auf die Bitten des Narren, ging immer rasch voraus und Meister Peter blieb endlich brummend zurück, setzte sich auf einen Eckstein, schöpfte Athem und ließ den Trabanten immer zu laufen.

Otto war indessen vor dem Hause angekommen und wollte hineinstürmen, fand es aber verschlossen, und auf sein wiederholtes Klopfen ward er mit der Antwort zurückgewiesen, daß hier auf hohen Befehl niemand eingelassen werde. Er sah nun wohl ein, daß er Meister Peter's bedürfe; denn mit Gewalt war hier nichts auszurichten, kehrte um, suchte und fand ihn auch bald.

Seht Ihr es wohl, junger Mann, — sagte der Narr — Eile bringt selten Gutes. Laßt mich nur erst verschnaufen, legt einstweilen die Hand auf's Herz und sagt mir, weßhalb Ihr denn eigentlich, wie der Falke hinter der Taube, hinter der Italienerin herlauft? — Liebt Ihr sie denn noch?

Lieben, ich das Mädchen lieben? — sagte Otto halb vor sich. — Nein! — Ich glaube, geliebt, so wahr und innig geliebt, wie Georg Marie, hab' ich sie nie. Sie war das Ziel, nach welchem ich rang, ein schönes Ziel, aber wenn ich es auch erreiche, doch ein verfehltes!

Da gebt Ihr Euch viel Mühe um etwas Geringes! — nahm Meister Peter das Wort. Aber was wollt Ihr jetzt da oben?

Weiß ich's? Sehen muß ich sie, sprechen, ihr sagen — weiß ich, was ich will? — Kommt nur, kommt! —

Doch vorerst Euren Handschlag, niemandem, wer es auch von dem Gefolge des Markgrafen sei, und, versteht sich, ihm selbst nicht, zu verrathen, daß ich Euch da hinaufgebracht. Versichert es mir durch Hand und Mund.

Otto reichte ihm seine Rechte.

Nun, so kommt! — sagte der Kleine und klopfte leise an die Hausthür. — Mach' auf, alter Cerberus! — rief er dann durch's Schlüsselloch — Meister Peter ist's!

Bei diesen Worten öffnete sich wie durch einen Zauberschlag die Thüre, ein alter, bärtiger Krieger grüßte sie mehr ehrerbietig als freundlich und schloß, Otto scharf in's Auge fassend, wieder sorgsam die Thüre hinter ihnen zu.

Nun faßt ein Herz! — sagte der Kleine, die Treppe voranschreitend.

Ist Eure Herrin zu sprechen? fragte er eine rothwangige, hübsche Dirne, die, im Vorhause ihre Spindel drehend, ein Liedchen trällerte.

Für Euch, Meister Peter, ist sie immer zu sprechen! — erwiderte sie, nach einer Thüre zeigend. — Tretet nur ein.

Aber ehe Peter nur den Fuß heben konnte, riß Otto die Thüre schon auf und stürzte: „Laurette!" rufend, in das Zimmer, wollte aber eben so rasch wieder zurück nach der Thüre, die sich hinter ihm geschlossen hatte.

Was ist Euer Begehr, Herr? — sagte eine Dame, die bei seinem stürmischen Eintreten von ihrem Sitze aufgesprungen war. — Was führt Euch hierher?

Ich kam — stammelte Otto verlegen — und hoffte jemand zu finden —

Also mir galt Euer Besuch nicht? — sagte sie weniger ernst. — Wen suchtet Ihr?

Ich suchte ein Mädchen, das mir einst werth war! erwiderte Otto, zwar noch von dem Anblick der Dame überrascht, doch nicht mehr verlegen.

Und wer führte Euch hier ein? fragte sie weiter.

Meister Peter.

Ein Schalkstreich von ihm, und wo ist er? — Otto wandte sich nach ihm um und bemerkte erst, daß er ihm nicht gefolgt sei. — Ihr riefet vorhin den Namen Laurette, meint Ihr vielleicht die Italienerin?

Ja, sie mein' ich! — rief Otto schnell. — Wo ist sie? — O sagt es mir, Dame!

Ich weiß es nicht! — erwiderte sie kalt. — Bei mir werdet Ihr sie nicht finden. Nun lebt wohl! Wer Ihr auch seid, ich warne Euch um Euretwillen, niemandem zu sagen, daß Ihr hier waret.

Otto verbeugte und entfernte sich, ohne die Dame nur einmal recht in's Auge gefaßt zu haben; er war zu überrascht, zu beschämt.

Ein hämischer Streich von Euch! — sagte er im Heraustreten. — Mich bei einer Fremden einzuführen, das gedenke ich Euch, Peter, und vergebe es Euch nie!

Droht nie, wenn Ihr nicht schlagen könnt! — erwiderte der Kleine gelassen — Und schweigt, so lange wir im Hause sind, auf der Straße könnt Ihr Euerm Herzen Luft machen.

Aber auf der Straße war Otto stumm, verließ den Narren bald und ging nach seiner Herberge, ohne ihm nur gute Nacht! gesagt zu haben. Der Streich, den er ihm gespielt, war zu empfindlich.

In der Herberge fand Otto seinen Reisegefährten noch wach und ihn erwartend.

Ihr scheint schon ein Abenteuer bestanden zu haben und kein glückliches, — redete ihn dieser an — denn Ihr kehrt so verdrießlich heim, wie ich Euch noch nie sah.

Der Markgraf will Euch morgen früh sprechen! sagte Otto statt Antwort.

Mir recht! erwiderte jener.

Ihr seid mir das Ende Euerer Erzählung noch schuldig! — unterbrach Otto endlich die eingetretene Stille, da ihm wohl bei dem Gedanken, seinen Reisegefährten morgen bei dem Markgrafen einführen zu müssen, auch die Nothwendigkeit klar wurde, daß er dessen weitere Schicksale kennen lerne. — Ich bedarf überdies einer Zerstreuung, die meine Gedanken auf etwas Anderes lenkt. Habt die Güte und fahrt heute fort; Ihr scheint noch nicht ermüdet zu sein und ich bin zu aufgeregt, um schlafen zu können. — Ihr endetet eben, als Ihr mit Eurem Herrn dem Kaiser nach Augsburg zum Reichstage gefolgt waret —

Ja, ja! da blieb ich stehen! — sprach der Alte, da, als Moritz in vollem Gepränge an unsern Fenstern vorüberzog und Gott dem Kurfürsten Muth und Seelenstärke gab, dies ruhig mit anzusehen. Es war ein trüber, unglücklicher Tag und ich werde ihn, so lange ich lebe, nicht vergessen, nie die Seelenstärke meines Herrn vergessen, der in seinem Glauben Trost und Beruhigung fand. Aber was kann ich Euch Weiteres erzählen? — Wollt Ihr wissen, wie wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land herumzogen und der spanische Stolz uns verächtlich behandelte? — Da könnte ich Manches sagen, das Euer deutsches Herz empören müßte. Solltet Ihr es glauben, daß man selbst in den nichtkatholischen Städten Deutschlands es vergaß, daß wir für deutsche Freiheit so gut wie für unsern Glauben bei Mühlberg gefochten hatten? Man höhnte uns der Religion wegen,

vergaß unser Unglück und kroch wie ein Sklave vor jedem spanischen Großen, der sich auf der Straße blicken ließ. O Luther, Luther! Hättest Du Dein Vaterland so tief erniedrigt gesehen! Und Ihr, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, hättet Ihr den deutschen Adel vor dem ausländischen Stolze sich so erbärmlich beugen sehen, nie würdest Du, edler Franziskus, vor Frankfurt gerückt sein, um mit bewaffneter Hand die Stimmen für Karl von Spanien zu erttotzen. Du hast dem deutschen Volke weher gethan, als ihm genützt, hast es tief verwundet! —

Doch, was rede ich von dergleichen, — fuhr der Alte nach einer Pause fort — Ihr wollt ja nur wissen, weßhalb ich meinen unglücklichen Herrn verlassen mußte. Ach! er selbst sandte mich zürnend von sich. Hört, wie dies geschehen konnte.

Wir waren eben in Brüssel, wo wir durch einige niederländische Große zuweilen Nachrichten aus Sachsen bekamen. Mir blutete jedesmal das Herz, wenn ich von meinem Vaterlande hörte. Die Kurfürstin und ihre Kinder hatten kaum noch so viel, daß sie nothdürftig, nicht fürstlich leben konnten; in den Kirchen, wo sonst Luther selbst die reine Lehre verkündete, wurde der Gottesdienst nach einer neuen Weise, auf Art des Interims, gehalten und Alles, was wir von dort her erfuhren, mußte uns tief betrüben. Des Kurfürsten standhafter Muth ward durch alles dieses nicht erschüttert, mir aber wollte die Geduld fast vergehen, die mir auch nicht in reichlichem Maße zugemessen ist; denn der rechte Glaubensmuth ist mir nicht geworden, weßhalb mich auch Doctor Martinus zuweilen getadelt hat. Oft bot sich uns in dieser Zeit eine Gelegenheit zu entfliehen dar, aber nie wollte der Kurfürst sie benutzen. „Mein Wort ist mir heilig, nie werde ich es brechen;“ sagte er dann: „ist es Gottes Wille, daß ich als ein freier Fürst in die mir übrig gebliebenen Lande zurückkehren soll, so wird er schon meine Bande lösen.“ Ich aber meinte, Wunder geschehen nicht mehr und dem Menschen hätte der Himmel Kraft und Verstand, auch den freien Willen gegeben, sich selbst zu helfen, und dem lieben Gott Alles aufzubürden, sei eben nicht recht, und da schalt er mich einen gottlosen Menschen, dem die Demuth mangele und der Glaube, behandelte mich streng und sprach wochenlang kein freundliches Wort mit mir. Dann, wenn dies abstoßende Betragen des Herrn mich empörte, faßte ich den Entschluß, ihn zu verlassen, aber weiß Gott, ich konnte nicht; auch in dem Menschen liegt zuweilen eine hündische Treue — und ich blieb bei ihm.

Das muß ein gar würdiger Herr sein, der Kurfürst, eines bessern Looses werth! — unterbrach Otto den Erzähler — Möchte wohl den Mann sehen, dessen Vertrauen zu Gott nichts erschüttern kann.

Ja! — fuhr der Alte fort, und sein Auge leuchtete feurig — sähet Ihr ihn nur einmal, wie ich ihn oft sah, Ihr würdet mit so treuem Herzen an ihm hangen als ich, der Verstoßene, noch jetzt ihm zugethan bin. Es ist eine gar eigene Sache um den Glauben und das Vertrauen zum

Himmel! — fuhr er dann fort — An jenem Tage, als die Spanier mit dem Kurfürsten vor Wittenberg unterhandelten, er seinem schönen Lande entsagen mußte und er mit ruhigem Ernste zu dem Bischof von Arras sprach: „Ich bin in Euerer Gewalt und kann mein Land nicht mehr schützen, nehmt und thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt.“ Und der Pfaff ihm dann die Aussicht zeigte, daß er manches schöne Stück sich erhalten könne, wenn er im Punkt der Religion nachgäbe und dem Kaiser zu Willen wäre, da erzürnte der sanfte Dulder — „Und sollte ich als ein Bettler durch Deutschland ziehen, barhaupt und barfuß,“ so sprach er: „ich weiche von meinem Glauben nicht eines Haares breit und ergebe mich getrost in den Willen des Herrn!“ Der Bischof schwieg, sah den Fürsten verwundert an, neigte sich, wohl unwillkürlich, vor dem edlen Manne wie vor einem Heiligen, und seit dem Tage bis zum Interim haben sie den Herrn nicht mehr mit dergleichen Anforderungen belästigt.

Es muß doch eine schöne, große Sache sein, — fuhr er nach einer langen Pause fort — als Märtyrer seines Glaubens zu sterben, so recht die feste Gewißheit zu haben, was uns auch betreffen mag, komme von oben und sei zu unserm Heile, und den Blick nur nach dem Himmel gewandt, ruhig über die Trümmer des Glückes auf Erden zu wandeln, hier zu arbeiten, um dort den Lohn zu empfangen. Mir fehlt dies Vertrauen, ich möchte es wohl besitzen, aber der Herr hat es mir nicht gegeben, wohl aber Kraft und Muth, mit Beharrlichkeit den mir einmal vorgesetzten Weg zu gehen und für die gute Sache Märtyrer werden zu können.

Doch ich komme ganz von meiner Erzählung ab. Mich störte auch jetzt ein Gedanke, der mich seit der Mühlberger Schlacht verfolgt und der mich so fest hält — doch hört nur weiter. Als ich des Herumziehens nun ganz überdrüssig war, das Schicksal meines Herrn sich immer nicht wieder zum Beßten lenken wollte, ergriff ich einmal, wie ich meinte, eine gute Gelegenheit, da ihm ein Schreiben der Kurfürstin, das ihm aus seinem Lande traurige Nachrichten mitgetheilt, ganz unmuthig gestimmt hatte, und sagte ihm, da wir uns eben allein befanden, für alles dies wüßte ich ein schnelles Mittel! — Der Herr schien aber nicht auf mich zu hören, er hielt das Schreiben immer noch in zitternder Hand und der Unmuth erfaßte ihn so sehr, daß er den Brief in seinem Zorn zerdrückte und, gegen seine Gewohnheit, heftig im Zimmer auf und ab schritt.

Gnädiger Herr! — wiederholte ich, ihm in den Weg tretend — ich kenne ein Mittel, dies Alles rasch zu beenden,

„Nun?“ fragte er aufhorchend.

Die Spanier mißtrauen dem Herzog Moritz, ich glaube, nachdem sie ihn zu ihren Planen benutzt, legten sie ihn gern bei Seite, da er ihnen hier und da im Wege ist; — und dann sagte ich ihm noch etwas, das ich Euch jedoch verschweigen muß.

Der Kurfürst blieb, nachdem er mich angehört, unbeweglich vor mir

stehen, sein Auge sah starr auf mich, kein Glied seines Körpers rührte sich, es schien, als hätten ihn meine Worte gelähmt; plötzlich hob er jedoch den Arm, zeigte nach der Thüre „Fort von mir, Bote der Hölle!“ rief er zornig. Ich gehorchte und habe ihn seitdem nicht wiedergesehen; denn als ich am andern Tage ihn sprechen wollte, bekam ich den Bescheid: daß ich meiner Dienste entlassen sei. Man reichte mir das nöthige Geld, in meine Heimath zu ziehen, das ich nun freilich nicht annahm, und so bin ich nun seit sechs Monden herumgeirrt wie ein Aussätziger, der nicht in's Vaterhaus treten darf, habe den Unwillen meines Herrn auf mich geladen und nichts mit mir genommen als die Ueberzeugung, daß ich für solchen Herrn zu schlecht bin.

Das ist freilich wenig! — sagte Otto, mit einer Art Scheu den Mann betrachtend, der gebeugt und doch stolz vor ihm stand — Und was wollt Ihr nun beginnen? fragte er dann.

Weiß ich's — erwiderte der Alte starr vor sich hinsehend — So wie Euch das lockende Bild der Sünde in der Gestalt jener Italienerin von Ost nach West, von Süd nach Norden zieht, obgleich Ihr nur zu gut wisset, daß sie die Sünde ist, so treibt mich auch ein schwarzer Gedanke, der meine Seele erfaßt hat, unaufhaltsam umher, ich kann ihn nicht los werden, obgleich ich weiß, daß er der Hölle angehört.

Ihr dauert mich, armer Mann! — sagte Otto — Aber faßt einen kräftigen Entschluß, treibt den teuflischen Gedanken von Euch und überlaßt dem Lenker der Welt das Schicksal der Fürsten.

Der alte Krieger sah mitleidig auf Otto. Könnt Ihr denn Herr Eurer Begierden werden? Habt Ihr denn Ruh' und Rast? Müßt Ihr nicht umherirren und dem sündigen Weibe nachrennen, das, wenn Ihr es gefunden habt, Euch verderben wird? — Mein Ziel ist doch ein großes, meine That hat doch einen edlen Zweck! — Aber gute Nacht! Er reichte Otto die Hand und entfernte sich ohne Weiteres.

Am andern Morgen ritten beide nach Oberraden. Gedachte Otto des Gespräches von gestern Abend, so wollte es ihm fast unheimlich werden, wenn er den langen, hageren Mann auf seinem polnischen Klepper betrachtete, der unverwandt und ohne zu sprechen vor sich nieder sah. Es gereuete ihn fast, daß er seinetwegen mit dem Herrn gesprochen hatte, da ihm nach jener Erzählung der Mann gefährlich zu sein schien, und er wäre lieber mit ihm umgekehrt, als daß er ihn bei dem Markgrafen einführte. Aber jetzt war es zu spät, er mußte vorwärts und so gelangten sie bald nach Oberraden.

Hier fanden sie den Markgrafen in einem, vor dem Orte aufgeschlagenen türkischen Zelte und mußten lange warten, bis der Alte vorgelassen

wurde; denn ihn allein verlangte Markgraf Albrecht zu sprechen; Otto blieb zurück.

Nachdem ihn dieser vom Kopf bis zum Fuße genau betrachtet hatte, grüßte er ihn durch Kopfnicken und fragte: Ihr waret in des Kurfürsten Johann Friedrich's Dienste?

Ja, gnädiger Herr! erwiderte der Sachse, sich verbeugend.

Und sucht jetzt?

Dienste bei Eurer fürstlichen Gnaden.

Der Markgraf faßte den Mann mit seinem blassen, ernsten Gesichte noch einmal fest in's Auge.

Hm! — sagte er dann — Ich brauche stets tüchtige Soldaten, aber wer bürgt mir dafür, daß Ihr einer seid?. Ich kenne Euch nicht, sah Euch noch nicht, weder an meiner Seite fechten, noch mir gegenüber —

Doch, doch! — fiel der Alte, über des Markgrafen Wort empfindlich, ihm rasch in die Rede. — In Rochlitz —

So? waret Ihr auch da? — Nun, große Thaten habt Ihr Herren da nicht vollbracht, noch weniger habt Ihr Euer Glück zu benutzen gewußt. Doch still davon — Ihr hättet besser gethan, mich nicht daran zu erinnern, es bleibt mir immer ein unangenehmer Tag. Uebrigens — fuhr er fort — könnt Ihr mir es nicht verargen, daß ich nicht mit rascher Faust zugreife, wenn Ihr Euch mir anbietet. Ihr seid ein alter Mann, Euer Aeußeres zeigt nichts Kräftiges und wenn ich sagen wollte, daß mich Euer Gesicht anspräche, müßt' ich lügen; da ich Euch nun nicht kenne —

So feilscht Ihr um mich wie der Metzger um einen Stier!

Hört, Freund! — fuhr der Markgraf auf — unterbrecht mich nicht, wenn ich rede, oder packt Euch fort, wenn Ihr es nicht anders könnt. Wer mir dienen will, vergesse nie, daß er mit einem Fürsten spricht!

Der Alte verneigte sich, ohne etwas zu erwidern, warf einen ernsten, durchdringenden Blick auf den Markgrafen und entfernte sich. Aber ehe er noch das Ende des Zeltes erreicht hatte, rief ihn dieser zurück.

Was befiehlt Markgraf Albrecht? antwortete der Sachse.

Tretet näher! — Der Alte gehorchte. — Wie lange dientet Ihr dem gefangenen Kurfürsten?

Seit seiner Regierung.

Warum verließet Ihr ihn?

Weil er mich von sich entfernte.

Mit Recht?

Kurfürst Johann Friedrich handelt nur nach dem Rechte!

Ihr scheint ihn auch jetzt noch hoch in Ehren zu halten?

Das wollt' ich meinen! fuhr der Alte rasch auf und sein Auge erglänzte.

Und doch bietet Ihr mir Eure Dienste an?

Ja!

Hm! — brummte der Markgraf. — Freund- und Feindschaft wechselt oft wie Aprilwetter, besonders bei Fürsten. — Doch auf wie lange wollt Ihr in meine Dienste treten?

So lange als mein alter Herr meiner nicht bedarf und — er hielt inne.

Nun weiter, weiter! sagte der Markgraf ungeduldig.

Und Ihr des Kurfürsten Johann Friedrich's Freund bleibt.

Topp, alter Herr! — rief der Markgraf, ihm die Hand reichend. — Bleibt bei mir so lange es Euch gefällt!

Und wo und wie soll ich Euch dienen? fragte der Alte.

Das wird die Zeit lehren, vielleicht werde ich Eurer bald bedürfen. Geht und meldet Euch bei meinem Oberhofmeister, der wird Euch schon das Nähere sagen, und bleibt bis auf Weiteres in Offenbach.

So schweigend als Dietrich von Karras hierher geritten war, ritt er auch wieder heim, nur schien er heiterer gestimmt zu sein; aber desto unmuthiger war Otto, den es verdroß, daß der Markgraf gar nicht nach ihm gefragt und ihn nicht vorgelassen hatte. Durch des Fürsten Herablassung verwöhnt, glaubte sich sein Stolz beleidigt und er ritt mißmuthig in seine Herberge zu Offenbach ein, setzte sich auf einen Lehnstuhl und dachte über das nach, was er nun beginnen sollte. Das Leben als fürstlicher Trabant, so wenig er es auch noch genossen hatte und so viel Kriegsruhm auch dabei zu gewinnen war, wollte ihm nicht recht munden; denn ihm fehlte die ungebundene Freiheit, nach welcher sein auffliegender Geist strebte, ihm war es drückend, im Vorzimmer Wache zu stehen, das gnädige Wort des Herrn als ein Glück, sein Schweigen als ein Zeichen seines Unwillens betrachten zu müssen und da ihn überdies der Markgraf schon in Beiersdorf seines Dienstes entlassen, so glaubte er sich frei und ungebunden ziehen zu können, wohin er wolle.

Wohin aber seine Schritte wenden? Das war die Frage, welche ihn jetzt beschäftigte. Noch einmal die Irrfahrt zu beginnen und Laurette aufzusuchen, schien ihm doch zu thörig, obgleich sein ungestümes Herz immer noch für sie schlug; nach Anspach ziehen, dort die gelernte Kunst üben, sich als ehrsamer Meister in der Vaterstadt ansiedeln, das wollte ihm auch nicht recht in den Sinn. In dem Schwerte liegt eine sonderbar magnetische Kraft, wer es einmal geführt, dem will kein anderes Werkzeug als dieser Hammer des Todes mehr gefallen. Aber fremde Kriegsdienste suchen, vielleicht selbst gegen den Markgrafen fechten, das hätte er um Alles in der Welt nicht gethan; denn sollte sich sein freier Sinn einmal die Fesseln der Dienstbarkeit anlegen, so konnte es nur der Markgraf von Brandenburg sein, dem er dienen mochte.

Aber bald riß ihn und den Alten, der nachdenkend ihm gegenüber gesessen, ein plötzlicher Lärm aus ihren Betrachtungen.

Eine bedeutende Nachricht mußte das Städtchen durchlaufen; denn Alt und Jung strömte freudigen Gesichts aus den Häusern, trat auf der Straße zusammen und horchte und plauderte eifrig mit einander. Otto eilte hinunter und kam bald mit der Nachricht zurück, die sich in dem Lager und der Stadt verbreitet hatte; Kurfürst Moritz sei von Passau zurückgekehrt und der Friede sei zwischen dem Kaiser und den verbündeten Fürsten geschlossen.

Diese Nachricht mußte dem Alten sehr zu Herzen gehen; denn er sprang auf, gürtete sein Schwert um und ohne Otto zu sagen, was er vorhabe, bestieg er seinen Klepper und jagte nach Oberraden zu dem Markgrafen, den er jedoch nicht fand; denn er war nach Bornheim zu dem Kurfürsten geritten und, wie ihm die Diener sagten, hatte er eben nicht in der besten Laune sein Pferd bestiegen.

Im Lager selbst, das er einstweilen durchstrich, fand Herr Dietrich Alles in Bewegung. Kein Krieger war in seinem Zelte; sie standen auf ihren Waffenplätzen, sprachen mit einander und berathschlagten sich, was nun zu thun sei. Auf Aller Gesichter las man deutlich Unmuth; denn was konnte den Söldnern unwillkommener sein als der Friedensruf; mit dem Kriege hörte ja ihr Gewerbe auf. Sie mußten heimziehen, statt des Schwertes den Pflug ergreifen und im Schweiße ihres Angesichts die kärgliche Mahlzeit verzehren, da sie sich jetzt an dem Tische von Bürger und Bauer in Behaglichkeit gütlich thaten.

Hast Du es gehört, Kamerad aus Schwaben? — rief ein bärtiger Küraßreiter einem Hakenschützen zu, der nachdenkend an dem Zelte der rothwangigen Marketenderin stand. — Es ist Friede, der Kaiser hat den Muth verloren, den spanischen Stolz abgelegt, und kein Spanier darf mehr in's heilige römische Reich; wir können das Abendmahl genießen, wie wir wollen, und brauchen nicht mehr den Pfaffen zu beichten.

Und bekommen auch keine Absolution mehr! — erwiderte der Hakenschütze, der bei Ulm sich unter des Markgrafen Fahnen hatte anwerben lassen. — Ich bleibe bei meinem alten Glauben; komme ich nach Haus, bringe ich reichliche Beute mit und theile sie mit unserm Schloßpater, so so spricht er mich frei von allen Sünden, die ich die Zeit über im Felde begangen habe; wenn ich gemächlich dem Fegefeuer vorüber, dem Paradiese zugehe, mußt Du dort schwitzen und braten und keine fromme Messe rettet Dich aus ihren Flammen.

So wenig es mir heute lustig zu Muthe ist, — erwiderte der Geharnischte hell auflachend — muß ich doch über Deine Thorheit lachen, Kamerad. Doch was kümmert mich das! Beichte und laß Dich zehnmal absolviren, Du wirst um nichts besser und wenn Du am Paradiese Deinen Ablaßzettel vorzeigst, lassen sie Dich doch nicht ein, so wenig als sie Dich mit dem falschen Feldgeschrei in Frankfurt einlassen. Aber wenn es Friede ist und wir entlassen werden und Du, Deinen Laufpaß in der Hand,

demüthig nach der Heimath wanderst, dann öffnet Dir die alte Ehehälfte das Thürlein Deiner Hütte und blickt eher nach Deinem Ranzen als nach Dir, statt daß Dir hier jede rothwangige Dirne willig das Pförtlein öffnet. Glaube mir, ein entlassener Soldat, den weißen Stecken in der Hand, ist nicht halb so viel werth, als wenn er in Reih und Glied steht, sein Pistol in der Hand, sein Schwert an der Seite. Gehst Du in Deiner Heimath nach der Schenke und willst toben und lärmen, wenn der Wirth Dir nicht gleich aufwartet, wie Du es gewohnt bist; so lachen Dich die Buben aus und der erste Beßte schlägt Dich mit seinem Dornenknüppel über das Hirn, daß Dir Hören und Sehen vergeht. — Hier befehlen nur wir, Bürger und Bauer beugt sich vor uns, als wären wir ihre Herren. Sieh! Wenn der Markgraf an der Spitze seines Heeres einherzieht, wie geehrt ist er, wie hofieren ihm nicht die stolzen Rathsherren der Reichsstädte! Käme er allein, sie krebenzten ihm kaum einen Ehrentrunk. Aber das machen wir; wir geben ihm Kraft und Ehre; denn jeder von uns ist ein Glied in der Kette, stark und fest, wenn wir treu beisammen halten. Sind wir aber aufgelöst, ziehen wir heimwärts, so ist es aus mit uns und wir sind um keinen Deut besser als die andern Menschenkinder. Sieh nur meinen rüstigen Gaul, ist er nicht glatt wie ein Aal und rund wie eine schwäbische Dirne, und steht er nicht wiehernd und muthig vor mir wie ein Wittenberger Student, der seinen ersten Strauß glücklich bestanden hat; steht er aber daheim im Stalle bei sauerm Heu und Gerstenstroh, das häßliche Kummt um den stolzen Hals, den Pflug hinter sich, die harte Erde aufzuschaufeln, da ist es aus mit ihm, mager und struppig wird das arme Thier und putze und striegle ich ihn auch noch so sehr, die Kraft von innen fehlt ihm; denn sie ist die Hauptsache bei Menschen und Vieh!

Hört, Kamerad! — unterbrach Dietrich von Karras, dem das kernige Wort des Geharnischten wohlgefiel. — Sollte es denn wirklich Friede mit dem Kaiser sein und Euch der Markgraf entlassen?

So sprechen sie — brummte der Reiter statt Antwort und besah sich den Alten vom Kopf bis zum Fuß. —

Nun, der Friede hat auch sein Gutes! meinte Herr Dietrich, aber der Küraßreiter entgegnete zornig: Für faule Bärenhäuter und magere Pickelheringe, wie Ihr und Euer Klepper, mag er was taugen, für einen ehrlichen Krieger ist er den Teufel nicht werth.

Bursche! — rief der Alte und hob drohend die geballte Faust — wäre ich nicht ein sächsischer Edler, so sollte Dich mein Schwert belehren.

Ihr ein sächsischer Edelmann? — rief der Reiter lachend. — Da seid Ihr wohl seit der Mühlberger Schlacht gelaufen bis jetzt; denn Ihr gleicht eher einem Windhunde als einem Eber.

Herr Dietrich blieb bei dieser frechen Rede dem Scheine nach gelassen, ergriff ruhig sein Pistol und während mehre Krieger, von dem Lärm herbeigezogen, sich um sie versammelten und er seine Lunte anzündete, sagte

er stolz zu dem Reiter: Ich könnte Dich niederschießen wie einen tollen Hund, aber das mag ich nicht, und da Du mir ein tüchtiger Krieger zu sein scheinst, so will ich vergessen, daß ich ein Edler, und nur denken, daß ich Soldat bin. Sitz' auf, zieh Dein Pistol, tummle Dein Roß und wir reiten dann gegen einander auf Leben und Tod und wollen sehen, wer den Andern in den Sand streckt, Du mit Deinem gemästeten Ranzen, oder ich, der Pickelhering mit meinem magern Gaule. Macht Platz, Kameraden! rief er den Umstehenden zu: Es gilt einen Zweikampf, deßhalb haltet Ruhe!

Herr! — sagte der Küraßreiter, dem die edle Gestalt des alten Mannes Ehrfurcht gebot — ich bin zum Kampfe mit Helm, Panzer, Arm- und Brustschienen gewappnet, Ihr seid im leinenen Wamms, nur eine Blechhaube auf Euerm greisen Schädel; ich bin ein kraftvoller Mann, Ihr ein abgelebter Greis, der Kampf ist ungleich und so wehrlos, wie Ihr seid, trete ich Euch nicht gegenüber. Reitet heim, kommt gewappnet zurück und Ihr werdet den Rottmeister Klaus von des Seckendorf's Fahne hier zum Kampfe bereit finden, er wird den Tanz mit Euch beginnen, obgleich er nie gern nach einem greisen Haupte, wie das Eurige, seine Streiche führt.

Zu viel Worte, zu wenig That! — rief der Alte ungeduldig. — Sitz' auf, Prahlhanns, oder ich jage Dir die Kugel durch's Hirn!

Nun, wenn's so gemeint ist, — brummte der Reiter und schwang sich in den Sattel — so sei's! Aber indem er sich bügelfest setzte, begann ein furchtbares Feuern aus dem groben Geschütz. Was Teufel! — rief er, sein Pistol ergreifend — Sind denn die Konstabler dort in den Schanzen toll geworden, daß sie feuern, als sollte die Erde untergehen? Oder ist das ein Freudenfeuer des heillosen Friedens wegen? Hört nur, wie die alten Karthaunen donnern. Das bedeutet etwas!

Mag es bedeuten, was es will! — rief der Alte zornig — Seid Ihr kein Feiger, so tummelt Eure Mähre und nehmt die Lunte zur Hand!

Macht Platz, Kameraden! — rief der Reiter. — Der alte Narr will es nicht besser haben! schwenkte sein Roß, jagte eine Strecke abwärts, während Dietrich von Karras mit gespanntem Pistol kein Auge von ihm verwandte.

Aber kaum war der Reiter einige hundert Schritte abwärts gejagt, als er sein Pistol rasch in die Holster warf, vom Pferde sprang und steif und unbeweglich neben seinem Rosse stand und im nemlichen Augenblicke sah man um die Ecke des Busches den Markgrafen mit seinem Gefolge heransprengen. Ohne den Reiter zu beachten, ritt er an ihm vorüber, gerade auf den von Karras zu, der noch immer, seinen Gegner erwartend, das Pistol in der Hand, auf seinem Klepper saß.

Was macht Ihr hier und in dieser Stellung? — fragte der Markgraf finster und sein blitzendes Auge übersah schnell das Kriegvolk, das sich an

ihn herandrängte; doch ehe der Alte noch antworten konnte, befahl der Fürst, daß er ihm folgen solle.

Gnädiger Herr! ist es Friede? — riefen jetzt mehrere Krieger und traten ihm in den Weg. — Müssen wir Euch verlassen?

Friede ist's! — erwiderte der Markgraf. — Aber wir bleiben beisammen!

Ein lauter Jubel erscholl. Hört Ihr nicht, wie die Büchsen donnern? — fuhr der Markgraf fort. — Auch allein wollen wir den Muth nicht sinken lassen! Mag Sachsen und Hessen heimwärts ziehen, Brandenburg steht fest!

Mit Gott und Euch! riefen die Krieger. — Der Markgraf grüßte freundlich und sprengte durch die jubelnde Menge hindurch; Dietrich von Karras folgte ihm.

Der Markgraf ließ Dietrich von Karras bald in sein Zelt rufen, wo er niemand gegenwärtig fand als den Kanzler und den Oberhofmeister.

Sorgt für diesen Mann, Melchior! — sagte der Fürst zu diesem. — Er ist in meine Dienste getreten und wir werden ihn bald brauchen können. Gebt ihm ein neues Kleid, ein gutes Roß und einen tüchtigen Knecht und haltet mir ihn in Ehren; er kann auf dem Schlosse in Offenbach sein Quartier nehmen, wohin auch ich, sobald ich zu Mittag gegessen habe, reiten werde. — Dies sagend, reichte er dem Alten die Hand. — So lange es Euch bei mir gefällt, könnt Ihr bleiben; ruft Euch Euer alter Herr zu sich, so zieht mit Gott! — Hier und dort findet Ihr nicht des Kurfürsten Moritz Freunde. — Dann entließ er den Alten, der, als er wieder seinen treuen Klepper bestiegen hatte, nicht recht wußte, sollte er wieder zurück und den Reiter aufsuchen oder ruhig nach Offenbach reiten und dort des Markgrafen Befehe abwarten. Er that das Letztere. — Hätte mich ja doch nur mein Jähzorn zu einer Thorheit verleitet! — sprach er vor sich hin. — Narrheit war es, mich mit einem elenden Kürraßreiter messen zu wollen; muß ich mich doch für etwas Größeres aufsparen.

Als er seinen Gaul in den Stall gebracht und ihn versorgt hatte, ging er hinauf in das Zimmer, wo er Otto nach schon beendeter Mahlzeit bei dem Becher und, wie es schien, in weit heiterer Laune fand, als er ihn verlassen hatte.

Nun, junger Mann, — redete er ihn an — waren wir bis jetzt Reisegefährten, so werden wir es noch lange sein; denn ich bin heute auch in den Dienst des Markgrafen getreten.

Hm! — lächelte der Trabant. — Und ich werde ihn verlassen. Ist es Friede, was soll ich noch hier? Ueberdies könnte meines Bleibens so nicht lange mehr hier sein.

Wie so? fragte ihn der Alte theilnehmend.

Ich war, wie Ihr wißt, des Dinges ſchon lange müde, ſtehe nicht gern wie ein gaffender Tagedieb vor dem Zelte und wenn es dem Herrn nicht gelüſtet, mir einen guten Tag an den Hals zu werfen, kann ich Stunden lang ſtehen und er bekümmert ſich nicht um mich. Ueberhaupt iſt ein Trabant eine Art Zwitterding; halb Diener, halb Krieger, und das liebe ich nicht. Frei iſt der Menſch und edel geboren, es mag ihn ein ſeidenes oder leinenes Wamms decken, gleich viel; in der Kraft der Jugend ſteht dem Kühnen die ganze Welt offen und das höchſte Ziel dünkt ihm nicht zu hoch, ſelbſt wenn ein Fürſt ihm gegenüber in die Schranken tritt, bebt er nicht zurück und ringt muthig mit ihm um den Preis.

Otto! — unterbrach ihn der Alte lächelnd — Was iſt Euch begegnet? Ihr ſeid in ſo aufgeregter Stimmung, wie ich Euch noch nie ſah. Oder hat der Wein Euch erhitzt und Euern Sinnen einen ſolchen tollen Schwung gegeben, daß Ihr Euch höher zu heben gedenkt als Euch die Flügel tragen?

Dient nur dem Markgrafen und kümmert Euch nicht um mich! — fiel ihm Otto in die Rede. — Wollte ich einem Herrn dienen, ſo wäre es keiner als er; denn er iſt noch unter den Hoffährtigen der Herablaſſendſte und ein ächter Kriegsheld; aber mein Schickſal führt mich ihm immer entgegen und ſo kann ich ſein Diener nicht ſein.

Redet ohne Räthſel, oder ſchweigt lieber, wenn Ihr unverſtändliche Worte ſprechen wollt! ſagte der Alte verdrießlich.

So werde ich ſchweigen und trinken! — meinte Otto, füllte den Becher und ſchien von gar luſtiger Laune zu ſein; der Alte trat indeſſen an's offene Fenſter und wurde nachdenkend. Da weckte ihn Pferdegetrappel, er ſah hinaus.

Der Markgraf iſt ſchon gekommen! rief er und hing ſchnell ſein Wehrgehenk um.

Reitet er vorüber nach dem Schloſſe? brach Otto das Schweigen.

Er nicht, nur ſein Gefolge! — erwiderte der Alte. — Ein Knecht führt ſein Roß.

Ha! — rief Otto aufſpringend und ſein Antlitz erglühte. — So iſt er — doch — fuhr er lächelnd fort — was ereifere ich mich! Kommt, lieber, alter Herr! — ſagte er freundlich — leert einen Becher mit mir — auf gut Glück.

Ja, das gebrauchen wir Alle! — ſagte Herr Dietrich. — Es ſei! Gut Glück zu allen edlen Unternehmungen!

Otto ſtutzte einen Augenblick.

Es ſei! — rief er anſtoßend. — Denn was ich unternehmen will, ſtreitet nicht gegen Gottes Gebot und iſt ein ächt chriſtlich Werk.

Der Alte ſetzte bei dieſen Worten den Becher vor ſich hin, hob ihn jedoch bald wieder mit beiden Händen und ſah ſtarr hinein. Da ſah Otto zwei große Thränen über die bleiche Wange des alten Mannes herab in den Becher rollen und er wagte nicht, den Schmerz des Mannes zu ſtören.

Herr mein Gott vergieb und sei barmherzig! — murmelte der Alte vor sich hin, als Hufschlag vieler Rosse und ein tobender Lärm auf der Straße ihn an's Fenster zog, doch kaum hatte er hinausgeblickt, als er heftig den Becher auf den Boden und das Fenster zuwarf.

Ha! — rief Otto lachend — Bringt Euch der Anblick des Kurfürsten schon so in Wuth, da thut Ihr wohl, wenn Ihr hier bleibt und nicht auf das Schloß gehet. Ihr seid zu aufgeregt, setzt Euch, lehrt einen Becher Wein —

Wollt Ihr mir das Blut noch mehr erhitzen? — sagte der Alte, sich in den Lehnstuhl werfend. — Armer Johann Friedrich! Edler Dulder! o daß ich Dir nicht helfen kann!

Sagt mir nur, lieber Herr! — sprach Otto, ihm den Becher reichend und sein ganzes Mitgefühl war bei dem Anblicke des niedergebeugten Mannes rege. — Sagt mir nur, was hat so mächtig die Anhänglichkeit in Euch erweckt, daß Ihr nur Gedanken und Wünsche für einen Herrn habt, der Euch doch und wie es mir scheint, ziemlich unfreundlich von sich gewiesen hat. Hat er Euch früher viel Gutes gethan und Euch so mit festen Banden an sich gefesselt? Habt Ihr früher vielleicht gegen ihn schwer gefehlt und er hat Euch großmüthig verziehen, oder war er Euch mit besonderer Liebe ergeben?

Von alle dem nichts! — erwiderte Dietrich ernst. — Der Kurfürst, mein Herr, hat mir nie vor Andern etwas Gutes gethan, meine Dienste zwar hinlänglich belohnt, doch weiter nichts; auch hat er nie Gelegenheit gehabt, mir eine Schuld verzeihen zu können, und mit besonderer Liebe war er mir nicht zugethan und duldete mich nur um sich als einen treuen Diener seines Vaters, mochte wohl oft im Gegentheil auf mich zürnen, da ich nach seiner Meinung nicht immer alles Gott anheim stellen und nicht so fromm sein konnte als er. — Aber, junger Mann, es liegt eine Zauberkraft in der Scholle Erde, wo unsere Aeltern begraben liegen und wir unsere Kindheit verlebten, die Heimath; das Vaterland ist ein heiliges Band, das den Menschen fest an diese kleine Scholle kettet und so kommt es auch, daß die Völker mit unwandelbarer Treue ihrem alten Fürstenhause anhangen, dessen Thron seit Jahrhunderten über den Gräbern ihrer Väter stand. Wer dem Volke seinen Regenten gewaltsam nimmt, wer den alten Thron umstürzt, wird auf dem neuen nur wankend sitzen; denn die alte Liebe zum alten Herrscherstamme erwacht spät oder früh. Das ist es, junger Mann, was mich an den edlen Dulder und an sein Unglück fesselt, das ist es, warum ich stolz bin, mit ihm zu theilen. Ich folgte ihm in die Gefangenschaft und ließ Haus und Hof — Gottlob, daß ich nicht Weib und Kind drinnen zurück ließ — und als der neue Fürst mir die Mahnung sandte, heimzukehren und mich bei seinem Heere mit einem Ritterpferde zu stellen, da war ich zu stolz, mich vor einem aufgedrungenen Fürsten zu beugen, zu edel, dem Feinde meines Herrn zu dienen, blieb dem gefangenen

Fürſten treu und ſie nahmen mir dafür mein väterliches Erbe, das ich im Churkreis beſaß; daß ſie mir mein kleines Gütchen zu Corbede im Meißner Lande nahmen, daran thaten ſie nicht Unrecht; denn Herzog Moritz war dort mein Lehnsherr. — Nun, — ſagte er nach einer Pauſe — was ſie mir nahmen, kann ich wohl wieder gewinnen, mit furchtbaren Zinſen wieder gewinnen!

Als ſie noch ſo ſprachen, ſprengte der Markgraf dem Schloſſe zu, ſein Ausſehen war finſter, faſt wild und er ſchien ſeinen Unmuth über den Beſuch des Kurfürſten nicht verbergen zu wollen. Er hatte ſich nemlich, als er die Nachricht von dem Paſſauer Frieden vernahm, ſogleich in der größten Aufregung auf's Pferd geſchwungen, um zu dem Kurfürſten zu reiten, war jedoch, kaum über den Main gelangt, durch ſeinen väterlichen Freund, Herrn Melchior von Schaumburg, nach langen Bitten zur Rückkehr bewogen worden. Kurfürſt Moritz mochte davon unterrichtet worden ſein, und da ihm die Freundſchaft des Markgrafen von Werth war, hatte er ſich, wohl hauptſächlich hierzu durch den Donner des Geſchützes bewogen, der ihm deutlich des Markgrafen Geſinnung ausſprach, ſelbſt auf den Weg gemacht.

Der Markgraf war eben bei der fremden Dame, welcher am vorigen Abend Otto mit Meiſter Peter einen unwillkommenen Beſuch abgeſtattet hatte, als der Kurfürſt in Offenbach einritt. Schon an der Treppe erwarteten der Kanzler und der Oberhofmeiſter den Markgrafen, ihn, der über den Paſſauer Vertrag empört war, zu beruhigen; Markgraf Albrecht verſprach auch endlich, gelaſſen zu ſein und ſeine Empfindlichkeit gegen den Kurfürſten, ſo viel ihm möglich, zu unterdrücken.

Mit dieſem Vorſatze eilte er die Treppe hinauf und fand den Kurfürſten ſchon auf ihn wartend. — Markgraf Albrecht! — redete dieſer ihn an, ihm freundlich entgegentretend — ich komme ſelbſt, Euch die frohe Botſchaft zu bringen, daß unſer Ziel erreicht, zu Paſſau ein ehrenvoller Friede mit dem Kaiſer geſchloſſen und die Freiheit unſers Glaubens errungen iſt.

Ich wußte es ſchon, ehe Euer Liebden ſich zu mir bemüht hatten, mir eine eben nicht erfreuliche Nachricht mitzutheilen! — erwiderte Markgraf Albrecht, über dieſe Anrede empfindlich. — Ich bin wahrlich einer der Letzten, der ſie erfahren hat; denn von Euerm Lager kamen ſie haufenweiſe über den Main, und jeder Troßbube wußte mehr als ich und konnte die Artikel vom Anfang bis zum Ende herzählen.

Der Kurfürſt ſchien den Unmuth, mit welchem der Markgraf dies ſprach, nicht zu beachten und ſagte freundlich: Alſo nur weil Ihr den Abſchluß des Friedens noch nicht kanntet, ließet Ihr noch ein ſolch mörderiſches Feuer gegen die Stadt beginnen?

Mit nichten! — erwiderte der Markgraf. — Jetzt ſoll erſt der Tanz recht losgehen!

Wißt Ihr auch, daß ich und der Landgraf mit unsern Völkern in drei Tagen abziehen werden? unterbrach ihn der Kurfürst.

Wenn ich es auch nicht wüßte, würde ich es doch nicht anders glauben! — erwiderte Albrecht. — Zieht meinetwegen, wohin Ihr wollt, ich mag es Euch nicht wehren; ich bleibe hier!

Albrecht! — sagte der Kurfürst mit Herzlichkeit — wir waren seit unserer Jugend Freunde und Waffenbrüder, sind einem Wege, einem Willen gefolgt, laßt uns auch jetzt beisammen bleiben in Fried' und Freundschaft. Ich will Euch die Artikel des Passauer Vertrags mittheilen, und wenn Ihr mit Ruhe überlegt, so werdet Ihr finden, daß wir beide zufrieden sein können.

Ihr gewiß! unterbrach ihn der Markgraf.

Der Kurfürst schien dies nicht gehört zu haben, er nahm das auf dem Tische schon bereit liegende Friedens-Instrument und las Artikel nach Artikel vor, der Markgraf hörte aufmerksam zu. Nun, — sagte der Kurfürst — findet Ihr nicht, daß Alles für die Religion geschehen ist und wir erst durch diesen Frieden ein Recht erlangt haben, wo wir früher uns nur der Duldung erfreuen konnten?

Der Markgraf lächelte und erwiderte nichts.

Euch schließt dieser Friede mit ein, sobald Ihr nur Euer Kriegsvolk entlaßt oder es dem Könige von Ungarn gegen die Türken zur Hilfe sendet, — fuhr Kurfürst Moritz fort. — Ich sollte meinen, die Gunst des Kaisers würde Euch nützlicher sein, als wenn Ihr in Unfrieden mit ihm lebt.

Ja! wenn ich meinen Vortheil so gut verstände als Euer Liebden, — unterbrach ihn der Markgraf mit Bitterkeit — doch wozu diese Worte? Warum nicht lieber reden, wie es um's Herz ist? — Deßhalb muß ich es ausschütten, was mich schon lange drückt. Ich habe Euch ein Heer zugeführt, wie man es nicht besser finden kann, zehntausend kriegkundige Gesellen, die ich theils aus meinem Seckel, theils von den in Feindes Landen erpreßten Brandschatzungen bezahlt habe. Laß' ich mein Kriegvolk auseinandergehen, so fallen die Bischöfe und die Reichsstädte über mich her, nehmen mir die Aemter wieder, die ich ihnen abgezwackt, und Markgraf Albrecht sitzt auf der Plassenburg um keinen Deut, um keinen Meierhof reicher, als da er Euch zur Hilfe zog. Für Euch rückte ich nach Sachsen und gerieth in Gefangenschaft, Euch zu Liebe machte ich die langweilige Belagerung von Magdeburg mit, wo nicht Ehre, nicht Geld zu gewinnen war. In der Hoffnung, das Vaterland vom spanischen Joche zu befreien, unsern Glauben zu schützen und Land und Leute zu gewinnen, schickte ich auf Euer Bitten und Mahnen dem Kaiser, der mir bisher ein gar gnädiger Herr gewesen war, den Absagebrief zu, stieß mit einer tüchtigen Kriegmacht als Verbündeter zu Euch, und schon vor Ulm meintet Ihr, Markgraf Albrecht solle nur tanzen, wie es Euch zu pfeifen beliebe. Und in dem

Augenblicke, wo das Glück uns günstig ist und wir das kaiserlich spanische Joch ganz abschütteln könnten, thut Ihr nichts, handelt blos für Euch, seid zufrieden, der Religion wegen, die Ihr bei Mühlberg unterdrücken halft, Euer Gewissen beruhigt zu haben und glaubt, wenn Ihr nur den Kurhut und ein treffliches Land gewannet, könne das Spiel in Gottes Namen beendet sein. Hättet Ihr mir wenigstens das, was ich im Frieden mit Nürnberg und den Bischöfen gewann, in Passau zusichern lassen, so hätte ich mich vielleicht nach Euerm Willen gefügt.

Wie konnt' ich das? — sagte der Kurfürst, ihn zu beruhigen suchend. — Wie konnte der Kaiser —

Wer eine Kur und ganze Länder im Wittenberger Lande verschenken konnte, durfte auch ein paar elende Aemter Markgraf Albrecht zur Belohnung geben, der bis jetzt noch immer leer ausgegangen ist.

Hatten sich Nürnberg, Bamberg und Würzburg gegen den Kaiser aufgelehnt, wie Johann Friedrich? — nahm der Kurfürst das Wort. — War die Acht über sie ausgesprochen?

Vetter! — unterbrach ihn der Markgraf — überlisten könnt Ihr mich wohl, aber überreden sollt Ihr mich nicht, daß Ihr recht an dem gefangenen Kurfürsten oder an mir gehandelt habt. Ihr habt gehandelt wie in der Fabel der Löwe bei der Theilung der Beute, habt Alles für Euch behalten und Eueren Mitgenossen nichts gegönnt. So behaltet es; Markgraf Albrecht will fortan allein stehen, allein handeln, für sich allein sorgen. Vielleicht als des Kaisers Feind untergehen, vielleicht als des Kaisers Freund über seine falschen Freunde victorisiren —

Wie es Euch beliebt, Markgraf Albrecht — erwiderte der Kurfürst mit Stolz. — Glaubt Ihr, Euch mit Gewalt eine Bahn brechen zu können, so versucht es. So lange es möglich ist, werde ich Euch nicht feindlich gegenüber treten; denn es sollte mir leid thun, die alte Freundschaft in Feindschaft verwandelt zu sehen, und somit lebt wohl! In drei Tagen ziehe ich mit meinen Völkern und den Hessen ab. Ueberlegt Alles wohl, noch steht Euch die Aussöhnung mit dem Kaiser offen.

Lebt wohl, Kurfürst Moritz! sprach der Markgraf und reichte ihm mit feindlichem Blicke die Hand; als jedoch die beiden Fürsten so Hand in Hand sich gegenüber standen, mochte wohl in beiden der Gedanke aufsteigen: Wäre die Trennung für immer? Da erwachte die alte Liebe, unwillkürlich sanken sie sich in die Arme und trennten sich mit Herzlichkeit, um sich nie mehr zu sehen.

Nach dieser Unterredung verließ der Kurfürst Offenbach, auch der Markgraf verließ das Schloß und begab sich in sein Lager, dort Anordnungen zu treffen, die auf die Fortsetzung der Feindseligkeiten deuteten.

Er befahl, daß immer noch an den Schanzen gearbeitet werden solle und ließ noch am nemlichen Abende unter Trompeten- und Trommelschall dem Heere bekannt machen, daß er, trotz des Friedens, den Krieg fortsetzen, keine Fahne entlassen, sondern neue anwerben und die alten vermehren würde. Bei dieser Nachricht ertönte ein froher Jubel durch das Lager, jede Unruhe war verschwunden und mit neuem Muthe gingen sie an's Werk.

Während dem dort Alles in Lust und Freude der Nacht entgegen schwärmte, saß Herr Dietrich in der Herberge und hatte, trotz Otto's häufiger Mahnung, der im Zimmer unruhig auf- und abging und etwas zu erwarten schien, sein Quartier noch nicht auf dem Schlosse genommen, obschon er den Kurfürsten hatte wegreiten gesehen. Seine Gedanken waren nur bei Johann Friedrich, er brannte vor Begierde, zu wissen, ob der Friede diesem edlen Fürsten die Freiheit geben werde und unter welchen Bedingungen, und machte sich deßhalb auf den Weg nach dem Schlosse, dort Erkundigungen einzuziehen. Eben als er das Haus verlassen wollte, trat ihm ein kleiner Bursche entgegen und fragte ihn, ob er der fremde Herr sei, der seit gestern hier wohne? und da er es mit Ja beantwortete, reichte er ihm ein versiegeltes Briefchen und entfernte sich schnell. Neugierig öffnete es der Alte und las:

„Ihr habt den Zettel, den ich herabfallen ließ, aufgehoben und gelesen und ich zweifle nun keinen Augenblick, daß Ihr zu meinem Dienste bereit seid. Um die zehnte Stunde erwarte ich Euch, mein Argus wird dann hoffentlich, vom Weine berauscht, schlafen, und meine Magd Euch zu mir heraufführen. Seid Ihr nun ein unternehmender, ritterlicher Mann, wie Ihr den Schein habt, so zweifle ich keinen Augenblick, Ihr werdet zu meiner Rettung um die bestimmte Stunde erscheinen."

Hm! — brummte der Alte — So viel ist gewiß, daß das Brieflein nicht mir galt und wohl dem jungen Trabanten. Er kehrte um und wollte eben die Treppe wieder hinaufgehen, um es ihm zu geben, als er sich doch bedachte. Thue ich auch recht, — fragte er sich — wenn ich ihm den Brief gebe? — Was kann es sein als irgend ein verliebtes Abenteuer, das selten zu etwas Gutem führt? — Er steckte den Brief ruhig wieder ein und ging nach dem Schlosse.

Hier fand er aber niemand, blos einige Diener, die von nichts unterrichtet waren und Meister Peter, an dem er vorbei ging, ohne ihn nach etwas zu fragen; denn ihm war der Kleine mit seinem stechenden, listigen Blicke unangenehm und widrig; doch entging er der scharfen Zunge des Kleinen nicht. Ihr sucht wohl Euer Nest, Gevatter Rabe? — redete dieser ihn an. — Wenn Ihr es Euch nicht selbst macht, könnt Ihr lange vergebens hoffen, bis sich einer von dem Hofgesinde Eurer erbarmt. Uebrigens heiß' ich Euch willkommen, da ich vernahm, daß Ihr in die Dienste unsers Herrn getreten seid: werdet hier sattsame Gelegenheit finden, Euch wieder auf die Beine zu helfen; denn an unserem Hofe ist gut für Küche und Keller gesorgt.

Der Alte ging, einen verächtlichen Blick auf den Narren werfend, schweigend an ihm vorbei, wieder nach Hause. Hier fand er Otto noch unruhiger als er ihn verlassen hatte und eben im Begriff, auszugehen. Der Alte hinderte ihn nicht daran und bald stand Otto vor dem Hause, wo er gestern mit Meister Peter gewesen und ihm heute von zarter Hand ein Briefchen zugeworfen worden war. Aber alle Fenster waren dicht verhängt, die Thür verschlossen und da er fürchten mußte, den Markgrafen dort zu finden, so schlich er einige Mal auf und nieder und machte sich dann wieder unmuthig auf den Weg nach Hause. — Sonderbar, — dachte er — daß ich meinem Herrn, dem ich doch eigentlich mit Leib und Seele zugethan bin, immer bei den Weibern in den Weg treten muß, auch hier schein' ich wieder dazu auserwählt zu sein und ich kann nicht leugnen, so wenig als mich auch die ernste, stolze Dame da oben angezogen, so wenig wie sie auch Laurettens Bild aus meinem Herzen verdrängt hat, möchte ich doch, obgleich ich kein Ritter, nur ein schlichter, markgräflicher Trabant bin, mich zu ihrem Ritter aufwerfen.

Erst am andern Morgen zeigte ihm Herr Dietrich wie von ungefähr den Zettel; Otto fuhr auf, machte dem Alten die bittersten Vorwürfe; dieser aber blieb gelassen, kümmerte sich, nur an den Passauer Frieden und seinen alten Herrn denkend, wenig um die Verzweiflung seines jungen Freundes und verließ ihn, um in's Lager zu reiten, dort das Nähere des Friedens wegen zu erfahren.

Schon unterwegs begegnete Herrn Dietrich ein Bote, der ihn, zum Markgrafen zu kommen, beordern sollte. Er trieb nun seinen Gaul an und stand bald vor dem Markgrafen, der, obgleich eine finstere Wolke über seinen Augenbrauen zu schweben schien, ihn doch freundlich empfing.

In Passau ist der Friede mit dem Kaiser geschlossen worden! — redete er ihn an. — Wir Protestanten haben leidliche Versicherungen der Religion wegen erhalten; die aber, wie immer, nur leere Versprechungen bleiben werden. Kurfürst Moritz hat den Kurhut und die schönen Lande Eures alten Herrn behalten, dieser hat die Freiheit, ich aber nichts erhalten und Deutschland bleibt nach wie vor unter spanischem Joche. Deßhalb mache ich keinen Frieden, verstärke das Heer und trotze allein der Macht des Kaisers. Geht zu dem Kurfürst Johann Friedrich, tragt ihm ein Bündniß mit mir an. Während Moritz in Ungarn für König Ferdinand gegen die Türken kämpft, ziehe ich nach Sachsen und wir treiben das nemliche Spiel mit ihm, wie er es vor der Mühlberger Schlacht mit Eurem Herrn spielte. Sagt ihm, daß er sich vor dem Kaiser nicht zu fürchten brauche, ich kenne ihn zu gut; der vergibt Moritz den Streich, den er ihm gespielt, nimmermehr und freut sich, wenn er ihn gedemüthigt sieht. Ich will am kaiserlichen Hofe schon das Nöthige einlenken und glaube dort immer noch besser zu stehen als der Stolze, der den Passauer Frieden schloß. In Kurzem, so schreibt man mir von Inspruck, geht der Kaiser nach Augsburg, dort wird

er dem gefangenen Kurfürsten seine Freiheit geben, der dann über Nürnberg nach seinen Landen zurückkehren wird. Reitet nach Nürnberg, gebt ihm dies Schreiben; seine Antwort wird mich bestimmen, wohin ich mich mit meinem Heere wenden soll; ich hoffe, Ihr werdet mit dieser Botschaft Eurem Herrn willkommen sein.

Ich glaube kaum! — nahm Herr Dietrich das Wort. — Ich fürchte —

Was wäre hierbei zu fürchten? — fuhr Markgraf Albrecht auf. — Gilt es nicht, die Kur und die verlorenen Lande wieder zu gewinnen.

Johann Friedrich, gnädiger Herr, wird nicht in Euren Vorschlag eingehen, — antwortete der Alte gelassen — ich kenne ihn zu gut; für seinen Glauben konnte er freudig das Schwert ziehen, für sich selbst läßt er es in der Scheide ruhen?

Dann ist er ein Narr! fuhr der Markgraf, immer heftiger werdend, auf.

Narrheit und Weisheit trennt nur ein schmaler Steg! fuhr Herr Dietrich, über des Markgrafen Worte empfindlich, fort.

Thorheit ist's, wenn man nicht für sich selbst sorgt! — unterbrach ihn der Markgraf von neuem. — Gott hat seine Donner, er bedarf unsers Schwertes nicht, wohl aber wir bedürfen es zu unserer Vertheidigung. Ich hänge an meinem Glauben so fest als Euer Kurfürst; nicht für die ganzen deutschen Lande würde ich ihm ungetreu; denn was ich tief in meinem Herzen fühle, was mein Geist als das Bessere einsieht, vertausche ich mit dem Schlechteren um Alles in der Welt nicht. Wer mich zwingen wollte, ein Papist zu werden, dem würde ich mich mit aller Kraft entgegen und Leib und Blut, Land und Leute daran setzen; das thät ich jedoch meinetwegen, nicht Gottes wegen, dessen Allmacht meiner, eines elenden irdischen Wurmes, nicht bedarf. Aber nähme man mir ein Schloß, ein Amt — ja nur einen Meierhof, so könnte ich es nicht vergessen so lange ich lebte; wer es mir genommen, bliebe mein Feind und ich setzte Alles daran, es wieder zu gewinnen.

So denkt der Kurfürst nicht! — nahm Herr Dietrich das Wort, als der Markgraf schwieg. — Auch mögen ihn wohl sein trauriges Geschick und seine lange Gefangenschaft muthlos gemacht haben.

Hm! — begann Markgraf Albrecht, pfeifend im Zimmer auf- und abgehend. — Als ich in Gotha gefangen saß, wo ich freilich nicht hoffen konnte, so bald meine Freiheit wieder zu erlangen, da sann ich alle Tage, alle Stunden, bei Tag und Nacht, wie ich mich aus meinem Gefängnisse befreien könne und war damals heiterer als hernach, da mir das Glück wieder lächelte. Im Unglück, Herr, muß man das Haupt höher heben als im Glück. Beuge man nur den Nacken nicht vor dem Schicksale, und es lächelt uns bald wieder freundlich an, wie eine stolze Dirne, die doch selten dem Beharrlichen widersteht. — Aber diese weisen Lehren will ich mir bis zur Zeit der Prüfung sparen. — Jetzt reiset mit Gott, grüßt den Kurfürsten, sagt ihm von mir, er solle die alte Fehde vergessen und mir fortan

vertrauen. Sucht den frommen Herrn zu seinem Besten zu lenken. Ein guter Gaul für Euch, einer für Euren Diener und auch das Reisegeld ist bereit, und laßt mich bald Weiteres von Euch wissen; aber beeilt Euch; denn des Kurfürsten Entschluß bestimmt meinen Plan.

Hierauf entließ er Herrn Dietrich, den der Gedanke, seinen alten Herrn wieder in Freiheit zu sehen, schon allein zur Eile spornte.

Als er in Offenbach ankam, fand er Rosse und Diener bereit, auch der Seckelmeister wartete schon, ihm das Reisegeld und eine neue Kleidung zu reichen; denn in damaliger Zeit war ein neuer Rock ein bedeutender Theil der Besoldung fürstlicher Diener. — Herr Dietrich hatte nun bald sein Bündel geschnürt und Alles zur Abreise bereitet; nur fehlte sein lustiger Reisegefährte, dem er doch gern ein Lebewohl gesagt hätte. Otto war aber schon früh ausgegangen und wollte gar nicht wiederkehren; der Alte harrte und harrte vergebens, die Rosse wurden ungeduldig und so mußte er seinen polnischen Klepper besteigen, ohne Otto Valet gesagt zu haben; der stattliche Rappe, den ihm der Markgraf verehrt hatte, folgte als Saumroß, und er zog, einen finstern Blick aus der Ferne auf des Kurfürsten Lager werfend, längs dem Maine, Aschaffenburg zu und setzte seinen Weg in der freudigen Hoffnung, bald seinen geliebten Herrn wieder zu sehen, nach Würzburg fort.

An einem schwülen Mittage, wo die Sonnenhitze unerträglich brannte, kam er an den Ufern des Maines bei Trissenstein an, stieg in einer Herberge, die an den lachenden Ufern des Flusses den Reisenden durch zwei hohe schattige Linden zur Rast einlud, ab, setzte sich, während die müden Rosse im Stalle ruhten, unter die Bäume und erquickte sich durch Speise und Trank.

Bald verfiel er jedoch in düsteres Nachdenken. Nicht die flatternden Segel, nicht die plätschernden Wellen, nicht das muntere Treiben der Schiffer, die hier an einem bequemen Landungplatze geschäftig waren, konnten ihn zerstreuen. Der Gedanke, der mit unumschränkter Gewalt ihn erfaßt, der ihn ununterbrochen begleitet hatte, verließ ihn auch jetzt nicht. Der gute Werthheimer blieb unberührt neben ihm stehen, die Schiffe zogen unbeachtet vorüber; nur an seinen Herrn denkend, nur daran denkend, wie er dessen Loos verbessern könne, sah sein umdüsterter Blick in die dahinrauschende Fluth.

Es ist doch ein elendes Leben, was uns hier zu Theil wird! — brummte er vor sich hin. — Mühen und Treiben ist unser Loos; wie ein lecker Nachen zwischen Eisschollen drängen wir uns durch die Klippen des Schicksals mühsam nach einem thörigen Ziele, und das einzige Ziel, was wir Alle sicher erlangen, ist das Grab; jeder endet damit, hungrige Wür-

mer zu speisen — und dann? — Hm! — brummte er und nahm den Becher zur Hand — Doctor Martinus meinte, dann erst wäre die Aernte, hier nur die Saat. — Wer es nur so recht glauben könnte. Ja, es muß ein schönes Ding sein, während der kurzen Spanne Lebens zu entbehren, um für die Ewigkeit reichlich zu sammeln; aber niemandem ist noch Rechnung abgelegt worden und wir sind nicht klüger als die Kinder, welche willig die Mährchen glauben, die man ihnen erzählt. Nun, wohl dem, der gläubigen Herzens, wohl aber auch dem, der ohne Glauben reines Herzens ist! — Auf einen sanften Schlaf, Doctor Martinus, und eine fröhliche Auferstehung! — rief er jetzt mit lauter Stimme und leerte den Becher. — Du lebtest und wirktest für diese wie für jene Welt und wareſt ein Biedermann, ein großer Mann in Wort und That. — Dir aber, frommer Johann Friedrich! — sagte er dann bewegt, den Becher wieder füllend — ein ruhiges, friedliches Alter! Möge Dir Gott dereinst reichlich vergüten, was er Dir hier nahm und Dir dort eine himmlische Krone statt des Kurhutes werden, hier bist Du zu fromm für einen Thron!

Diese letzten Worte sprach er schon mit Heftigkeit, ein finsterer Gedanke mußte dabei seine Rührung gestört haben: denn er trank den Wein hastig hinunter und setzte den Becher unmuthig vor sich hin, dann füllte er ihn wieder und ein höhnendes Lächeln umzog seine Lippen.

Soll ich auf sein Verderben trinken? — sagte er und sein Auge rollte wild. — Auf des Mannes Verderben trinken, der meinem Herrn Land und Leute nahm? — Nein! — rief er — Verderbe ihn Gott! —

Wer ist der Narr, der wie ein Besessener mit sich allein spricht und mit seinen dürren Armen die Luft durchschneidet? schallte es störend hinter Herrn Dietrich, der jetzt aufblickte und einen stattlich gekleideten Reiter von einem Haufen Geharnischter und Diener umgeben vor sich auf einem gelben Rosse halten sah. Bei dem Anblicke des Mannes schrak der Alte zusammen; es war jedoch mehr Ueberraschung als Furcht; denn er faßte sich bald und sagte:

Der Narr ist Dietrich von Karras, einst im Dienste des Kurfürsten Johann Friedrich, jetzt —

Ah! — rief Kurfürst Moritz — Treffen wir uns endlich hier? Warum habt Ihr Eurer Lehnspflicht nicht Folge geleistet und seid mit dem Ritterpferd mir nicht zugezogen, als Ihr gefordert wurdet? fragte er ihn dann und sein Auge sah finster auf ihn.

Gnädiger Herr! — erwiderte der Alte gelassen; — Wenn mein Roß auf einem Ritte lahm wird, soll ich es dann, ohne für seine Heilung zu sorgen, stehen lassen und ein anderes besteigen? Soll ich meinen Herrn wechseln wie meinen Rock? Was würde dann aus Euch werden, gnädiger Herr, wenn Euch ein Unglück beträfe und alle die geputzten und gewappneten Herren, die ich in Eurem Gefolge erblicke, Euch verließen und Ihr

allein bliebet? In der Noth mögen die Fürsten ihre treuen Diener erkennen, im Glück, da finden sie Schmarotzer genug.

Der Kurfürst betrachtete den Mann aufmerksam, dann sagte er: Ich habe Mancherlei von Euch gehört, Dietrich von Karras, Mancherlei, das, wäre es wahr, Euch den Kopf kosten könnte; aber Eures Freimuthes wegen will ich das Beßte von Euch glauben, sonst müßte ich Euch gefangen nehmen und zur Untersuchung führen lassen.

Dafür schützt mich meine Bestallung als Hauptmann des Markgrafen von Brandenburg! erwiderte Herr Dietrich, seinen Bestallungbrief aus dem Koller ziehend.

Also jetzt im Dienste des Markgrafen? — nahm der Kurfürst das Wort und stieg vom Pferde — und wohin wollt Ihr?

Nach Nürnberg, meinem alten unglücklichen Herrn entgegen.

Euch sendet der Markgraf? — fragte Moritz, seinem Gefolge einen Wink gebend, das sich entfernte.

Mich treibt mein Herz zu ihm!

Und habt Ihr keinen Auftrag von Markgraf Albrecht an den Kurfürsten?

Keinen! erwiderte der von Karras.

Ist es schon lange her, daß Ihr des Kurfürsten Dienste verlassen habt?

Seit einem halben Jahre.

So seid Ihr lange mit dem unglücklichen Fürsten umhergezogen, den der Kaiser so ungerecht behandelte und für dessen Freiheit ich Alles so willig that!

Der Alte erwiderte hierauf nichts und sah dem Fürsten starr in's Auge. Ist es Hohn oder ist es wirklich Mitleid, was ihn dies sprechen ließ? fragte er sich und bemerkte nun erst, daß sich das Gefolge zerstreut hatte und er sich mit Kurfürst Moritz allein befand; dies überraschte ihn, ein finsterer Gedanke mochte in ihm aufsteigen.

Meine Frage scheint Euch stumm gemacht zu haben? — sagte der Kurfürst, die eingetretene Stille unterbrechend — Euer Auge ruht so fest auf mir, was soll ich von Euch denken?

Denkt, gnädiger Herr, von mir, was Euch gut dünkt, denkt nur das Beßte! — erwiderte Herr Dietrich, und man sah ihm an, daß in dem Augenblicke ein anderer Entschluß in ihm gereift sein mußte; denn sein Auge sah nicht mehr feindlich auf den Kurfürsten, sein ganzes Wesen war verändert. — Bedenkt nur stets, daß ein Gott im Himmel thronet, dessen Auge den Fürsten wie den Bettler bewacht! sagte er dann ernst.

Wie soll ich das verstehen? fragte Moritz, über diese sonderbare Ermahnung verwundert.

Gnädiger Herr, erlaßt mir die Erklärung; was ich sagte, kam aus gutem, friedlichen Herzen! erwiderte der Alte.

Der Kurfürst, zu klug, um nicht zu bemerken, daß in dem Alten irgend etwas verborgen sei, was er ihm verheimlichen wollte, versuchte noch einige Mal, ihn über seine Sendung nach Nürnberg auszuforschen, aber es gelang ihm nicht, auch nur das Mindeste ihm zu entlocken; doch gab er nicht alle Hoffnung auf. Der Weg nach Nürnberg führt Euch über Würzburg, auch ich reite dahin und Ihr könnt mich begleiten.

Herr Dietrich verneigte sich und der Kurfürst, sich nicht weiter um ihn kümmernd, setzte sich mit einigen seines Gefolges unter die Linde und ließ die Becher füllen.

Der Alte hatte indessen seine Rosse wieder aufzäumen und herausführen lassen, und da er es für gerathen fand, der Einladung des Kurfürsten zu folgen, so wartete er es ruhig ab, bis der Herr aufbrechen würde. Der Kurfürst säumte auch nicht lange und bestieg bald wieder sein Roß, Herr Dietrich folgte auf seinem magern Klepper dem Zuge in einiger Entfernung. Doch nicht lange ließ man ihn dort seinen Gedanken nachhängen; denn er wurde zum Kurfürsten, der allein seinem Gefolge voran ritt, entboten. Dietrich von Karras, — redete dieser ihn an — welchen von Euren drei Herren werdet Ihr von jetzt an dienen? Euerm Lehnsherrn, Euerm Kriegobersten oder Euerm ehemaligen Herrn? Antwortet mir offen und ohne Scheu, Ihr seht, daß ich Euerm Fehler vergeben habe und gnädig gegen Euch bin.

Mein Lehnherr, — erwiderte der Alte — hat mich in dem Augenblicke meiner Pflicht entbunden, als er mein Lehn einzog, meinem Kriegobersten bin ich nur so lange verpflichtet, als Kurfürst Johann Friedrich meiner nicht bedarf, und so seht Ihr wohl, gnädiger Herr, daß ich Euch so eigentlich nicht sagen kann, wem ich künftig dienen werde.

Also Einem von beiden, nur mir nicht! sagte Kurfürst Moritz lächelnd.

Ja, Herr, so ist's!

Und was hat Euch so feindlich gegen mich gestimmt?

Gnädiger Herr! erwiderte der Alte rasch, doch hielt er schnell in seiner Rede ein.

Nun? fragte der Kurfürst.

Bedarf es noch einer Antwort? — fuhr Herr Dietrich fort — Erlaßt sie mir —

Nein, rede, rede frei! — sagte der Kurfürst freundlich — Was Du mir auch sagst, sei Dir schon im Voraus verziehen, darauf gebe ich Dir mein fürstliches Wort!

Gnädiger Herr! — hub der Alte an, und man sah, daß er seine Empfindungen zu unterdrücken versuchte — wozu könnte das führen, wozu es frommen?

Zu Vielem! — erwiderte der Kurfürst — Zu einer aufrichtigen Versöhnung zwischen mir und Johann Friedrich.

Ein bitteres Lächeln umzog den Mund des alten Mannes. Eine aufrichtige Versöhnung kann wohl nie zwischen Euch und dem Kurfürsten stattfinden; der Unterdrückte kann wohl schweigen, die Gottesfurcht ihm Vergebung lehren, vergessen wird er jedoch nie, nie wird der Stachel seine wunde Brust verlassen, den sein Feind ihm eindrückte. Die beiden Kurfürsten von Sachsen können nie Freunde werden.

Moritz hatte, indem Herr Dietrich dies sprach, ihn aufmerksam beobachtet. Er glaubte in dem Blicke des Mannes unversöhnlichen Haß zu lesen und sich so Manches erinnernd, was ihm von dem kleinen Hoflager Johann Friedrich's über den von Karras zu Ohren gekommen war; denn auch dieser fromme Fürst war von Verräthern umgeben, glaubte er, in seinem Blicke die Bestätigung der feindseligen Nachrichten zu lesen, die ihm hinterbracht worden waren, deßhalb hielt er es um so mehr für räthlich, ihn ausforschen zu müssen und sagte, nachdem der Alte schon eine Weile schweigend neben ihm geritten war: Ich hatte Euch auserwählt, Dietrich von Karras, das Euch unmöglich Dünkende möglich zu machen, Ihr solltet den Freundschaftbund schließen helfen, der den sächsischen Landen so Noth thut.

Ich? — Nimmermehr! — fuhr der Alte auf, doch besann er sich schnell — Wie könnte ich das? Von Euch, gnädiger Herr, kaum gekannt, vom dem Kurfürsten meiner Dienste entlassen, tauge ich am wenigsten zu einem Friedensboten.

Und doch! — unterbrach ihn der Kurfürst — und doch! In Euerm Blicke liegt so viel Offenheit, so viel Zutrauenerweckendes, daß ich Euch, trotz der Nachrichten vertraue, die ich über Euch und über die Ursache vernommen habe, weßhalb mein Vetter Euch entlassen hat.

Da seid Ihr gewiß falsch berichtet worden, gnädiger Herr! — sagte Herr Dietrich mit Fassung und Ruhe — Warum mich der Kurfürst entließ, weiß nur Er und ich und der allwissende Gott!

Man sagt, — fuhr Kurfürst Moritz fort — Ihr hättet dem frommen Fürsten das Anerbieten gemacht, mich zu ermorden und er habe Euch deßhalb in seinem Zorne von sich gewiesen.

Dietrich von Karras schwieg und sah dem Kurfürsten starr in's Auge.

Seit ich dies edle Benehmen meines Feindes erfuhr, hielt ich es für doppelte Pflicht, Alles für seine Freiheit zu thun, und es ist mir geglückt.

Dankt Gott dafür, gnädiger Herr, daß er Euch den Weg offen ließ, in etwas wieder gut zu machen, was Ihr Böses gethan. — Ja, seht mich nicht so finster an — Ihr selbst fordertet mich ja auf, freimüthig zu reden und so will ich es auch thun und meinen, Gott habe es mir befohlen! Bei diesen Worten verklärte sich sein Gesicht und die vom Alter gebeugte Gestalt erhob sich kraftvoll und kühn. — Gnädiger Herr! — sprach er, und der Ton seiner Stimme war Anfangs weich und sanft, aber indem er sprach, ward er immer rauher und heftiger — Ihr habt unrecht gehandelt

an dem Kurfürsten, habt Euch mit dem Kaiser und den Katholischen gegen Eure Glaubensbrüder vereinigt, die Spanier in's Land gelockt und so das Verderben über Deutschland herbeigerufen. Was Ihr an dem Glauben gesündigt, habt Ihr in Passau redlich wieder gut gemacht; macht auch wieder gut, was Ihr dem frommen Fürsten gethan, gebt ihm sein Land und Euch den innern Frieden wieder; denn der ist Euch seit der Mühlberger Schlacht genommen.

Den Menschen, — fuhr er fort, da der Kurfürst ihn mit ernstem, unverwandten Blicke anschaute, ohne auf diese, wohl zu freimüthigen Worte etwas zu erwidern — den sterblichen Menschen mahnt jeden Abend die untergehende Sonne an seinen Heimgang. Mag es auch jenseit sein, wie es will, so nimmt Keiner Krone und Scepter, Land und Leute mit in die Gruft und das Grab macht Bettler und Fürsten gleich und endet jedes irdische Treiben. Euer Stündlein könnte früher schlagen als Ihr glaubt; denn der Rächer des Unrechts schleicht im Verborgenen der bösen That nach, aber da Ihr dem Stamme des edlen Sachsenfürsten entsprossen seid, so fühle ich gegen meinen Willen eine Art Zuneigung zu Euch, die nie in der Brust des Sachsen für sein Fürstenhaus ganz verlöschen kann und ich warne Euch deßhalb. — Zehn, dem Kurfürsten Johann Friedrich getreue Männer, haben sich, ohne daß er es weiß, und sicher gegen seinen Willen, gegen Euch verschworen. Söhnt Euch mit dem unglücklichen Fürsten aus und stellt ihn zufrieden, oder bereitet Euch zu einem nahen Ende.

Seid Ihr einer der Zehn? fragte Kurfürst Moritz mit ungestörter Ruhe.

Ja, Herr! — erwiderte Dietrich von Karras — Ich will es nicht leugnen, jedoch Euch warnen. Nun thut mit mir nach Euerm Willen!

Alter Mann! — sagte der Kurfürst bei aller seiner Ruhe von diesem Geständniß überrascht — Ihr dauert mich!

Ich wüßte nicht, weßhalb ich Euch dauern könnte! Brächet Ihr Euer fürstlich Wort, das mich aufforderte, ungestraft freimüthig zu reden, so sterbe ich den Märtyrertod für meine Treue und der gilt mir so werth als der für den Glauben; laßt Ihr mich aber ruhig ziehen, so hoffe ich, meine Worte werden nicht ganz im Winde verhallt sein. Entscheidet über mich.

Du bist ein wahnsinniger Narr! — sagte der Kurfürst endlich, die Geduld verlierend, und hielt sein Roß an — Denn nur ein Solcher kann so thörig und verwegen mit seinem Herrn reden. Ich sollte Dich an jener Weide aufknüpfen lassen, aber ich verlache Deine Drohung und Deine neun Gesellen und mag selbst einem Wahnwitzigen mein Wort nicht brechen. Gib Deinem Rosse die Sporen und mach', daß Du aus meinen Augen kommst, damit mich der Zorn nicht erfasse!

Herr Dietrich warf noch einen scharfen, durchdringenden Blick auf den Kurfürsten; es mochte wohl der Gedanke in ihm aufgestiegen sein, den Augenblick zur That zu benutzen, dann gab er seinem flüchtigen Gaule die

Sporen, bekümmerte sich wenig um seinen Diener und das Saumroß, das er zurück ließ, und sprengte in vollem Jagen davon.

Als Herr Dietrich eine Weile geritten war und ruhiger über das Vorgefallene nachdachte, sah er wohl ein, daß er thörig gehandelt und daß der Wunsch, seinem Herrn zu dienen, ihn irre geleitet habe. Wozu konnten alle die Worte nützen? Wozu es nützen, daß er den Kurfürsten gewarnt hatte? Ihm allein konnte seine Unvorsichtigkeit schaden und ihn in's Verderben führen. Bei dem allen wunderte er sich, wie ihn der Kurfürst habe frei ziehen lassen können, ohne ihn in Verwahrsam zu halten. Dies bestimmte ihn, seinen Weg nicht über Würzburg zu nehmen und dieser Vorsatz war sein Glück; denn Kurfürst Moritz, nachdem er sich die Sache ruhiger überlegt hatte, glaubte die Sache ernster behandeln zu müssen und gab bei seiner Ankunft in Würzburg Befehl, Dietrich von Karras aufzusuchen und gefangen zu nehmen.

Dieser aber trabte indessen ruhig Rothenburg zu, noch ungewiß, ob er von hier aus seinen Herrn in Augsburg aufsuchen, oder in Nürnberg erwarten sollte. Er beschloß endlich das Letztere und setzte nun durch die Anspach'schen Lande den Weg nach der alten Reichsstadt fort.

Aber auch dahin sollte er nicht ohne Abenteuer gelangen. Als er eben durch Lehrberg geritten war und sinnend auf seinem müden Gaule hing, hörte er plötzlich Pferdegetrappel hinter sich und als er sich umsah, erblickte er Otto, der mit noch einem jungen Manne und einem Diener hinter ihm hergesprengt kam. —

Seht! — rief ihn Otto zu, der den Alten mit seinem magern Klepper schon von Weitem erkannt hatte — Wir sind vom Schicksal einmal zu Reisegefährten bestimmt und treffen uns auch hier. Wohin geht Euer Weg?

Nach Nürnberg! erwiderte der Alte.

Nun, dahin führt auch der Meine! sagte Otto, seinem Reisegefährten traulich die Hand reichend, der diesen Gruß auch eben so treuherzig erwiderte, jedoch dabei den jungen Begleiter Otto's scharf in's Auge faßte. Otto mochte dies bemerkt haben; denn er raunte dem Alten leise zu: Thut über den jungen Gesellen keine Frage an mich, Ihr sollt schon heute Abend Alles erfahren. — Herr Dietrich, eben nicht neugierig, noch weniger sehr gesprächig, erfüllte gern diese Bitte, bekümmerte sich nicht weiter um den Fremden und setzte unbekümmert seinen Weg fort.

So sehr sie aber auch eilten, noch heute Nürnberg zu erreichen, war der junge Geselle von dem Ritte zu ermüdet, um heute noch weiter zu können, und sie mußten einige Stunden vor der Stadt in einem Dorfe Herberge suchen. Das einzige Kämmerchen, das sie fanden, wurde dem

jungen Fremden eingeräumt, der während des ganzen Weges kein Wort gesprochen hatte; Herr Dietrich und Otto nahmen in einem einsamen Winkel der Gaststube Platz.

Ihr seid wohl recht neugierig, zu wissen, was mich hierher geführt hat? — nahm Otto das Wort, als sie sich endlich allein befanden. — Ich will Euch Alles getreulich mittheilen, werther Freund, wenn ich auch schon im Voraus weiß, daß ich durch meine Erzählung sicher Euren Tadel mir gewinnen werde. Wißt Ihr, wer mein Reisegefährte ist?

Ein Weib! — erwiderte Herr Dietrich — das sah ich auf den ersten Blick.

Und ein schönes Weib!— fuhr Otto fort. — Schön, aber langweilig. Das Abenteuer, das ich bestanden habe, gehört nicht zu den lustigen.

Das freut mich Eurer und ihretwegen; — erwiderte der Alte — aber kommt hübsch zur Sache und berichtet mir, wie Ihr zu der Dame kamt, oder vielmehr sie zu Euch; macht es aber fein kurz; denn ich fühle mich ermüdet.

Nun, so hört! — begann Otto und rückte Herrn Dietrich näher. — In Offenbach erfuhr ich, wie Ihr wißt, daß der Markgraf dort öfters eine fremde Dame besuche. Ich glaubte sicher, es sei Laurette und ich eilte hin und wurde nicht wenig überrascht, als ich statt der Italienerin eine Fremde fand, die mich mehr stolz als freundlich aufnahm, jedoch bald wieder entließ. Dies verdroß mich; aber sie war schön und das war genug, mich am andern Tage, während Ihr beim Markgrafen waret, mehre Male an ihrer Wohnung vorbei zu führen, wo ich dann fleißig nach ihrem Fenster schielte. Ich sah zwar eine weibliche Gestalt hinter dem Vorhange, konnte aber nicht erkennen, ob es die Schöne von gestern Abend war, wohl sah ich aber bald darauf eine kleine, niedliche Hand das Fenster öffnen, die ein Papier fallen ließ, das ich unbemerkt aufhob und es in meiner Narrheit an die Lippen drückte. Sobald ich mich nun in einer Seitengasse befand, öffnete ich den Zettel, der mir zeigte, daß die Dame eine Unglückliche sei, die wider ihren Willen von dem Markgrafen in Verwahrsam gehalten wurde und die mich zu ihrer Rettung aufforderte. Sie würde mich noch heute das Nähere wissen lassen, wenn ich, zum Zeichen, daß ich ihren Wunsch erfüllen wolle, noch einmal ihrer Wohnung vorüber ging. Ich that dies sogleich und erwartete nun während des ganzen Abends mit Ungeduld einen Brief, der in Eure Hände gekommen ist und den Ihr mir leider erst am andern Tage gabet.

Kaum hattet Ihr Euch nach dem Lager begeben, als ich nach ihrer Wohnung eilte, die ich aber verschlossen fand; jedoch, nachdem ich einige Male auf und ab gegangen war, öffnete sich das Fenster wieder und wie am vergangenen Tage flatterte mir ein Zettel entgegen, der das nemliche enthielt, was der Brief mir schon gesagt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß ich auf heute Abend an die Hinterpforte des Gartens bestellt ward,

wo ich Alles zur Flucht bereit halten sollte. So leichtsinnig ich mich auch sonst in jede Gefahr stürze, so dünkte mich dies doch fast zu gewagt. Ich kannte die Fremde und ihre Verhältnisse nicht, und daß sie den ersten Besten, den ihr der Zufall zuführte, zu ihrer Rettung erkor, mußte mir sagen, daß sie entweder eine leichte Dirne sei, oder mich nur zu ihrer Hilfe aufrufe, ohne mich dafür belohnen zu wollen. Auch befand ich mich noch im Dienste des Markgrafen, und es war mir klar, daß ich mit dem, was ich vollführen sollte, ihm wahrscheinlich keinen Dienst erweisen würde. Doch nach manchem Ueberlegen ließ ich mein Roß satteln und ritt in's Lager zum Markgrafen, ihn um meine bestimmte Entlassung zu bitten; aber dort wäre mein Wille bald wieder wankend geworden.

Alter Herr, — fuhr Otto nach einer Pause fort — Ihr hättet das Treiben und Rennen sehen sollen: Der Main wimmelte von Kähnen, alle mit Soldaten, meist mecklenburgisches Volk, besetzt, die, statt sich unter des Kurfürsten Fahnen zu stellen, zu dem Markgrafen zogen. An dem einen Tage kamen an die Zweitausend herüber, alle gediente Krieger, sogar ganze Compagnieen mit aufgerollten Fahnen und klingendem Spiele. Der Kurfürst soll es gar übel aufgenommen haben, aber was kümmert sich der Markgraf darum? Eine wahre Lust war das Jauchzen und Jubeln im Lager; der rückständige Sold ward ausgetheilt, und Ihr wißt, wie der Soldat dann gutes Muthes ist, wenn er Geld im Seckel und Beute zu erwarten hat. Fast gereuete mich jetzt mein Vorsatz, aber als ich zurück nach des Markgrafen Zelt ritt und die Stelle sah, wo ich an jenem Tage so lange unbeachtet hatte stehen müssen, da erwachte die Sehnsucht nach freiem, ungebundenen Willen wieder in mir und ich ging zu dem Oberhofmeister und trug dem meine Wünsche vor. „Otto, — sagte der alte, würdige Herr — warum willst Du von uns ziehen? Du taugst zu nichts als zum Krieger; Dir gab der Himmel eine kräftige Gestalt, und ich fürchte, einen noch kräftigeren Willen; Du bist zum Soldaten geboren.“ Aber ich beharrte auf meiner Bitte, und er gewährte sie mir endlich, meinte aber, der Markgraf würde unwillig werden, wenn er es erführe. Er ließ mir hierauf durch den Schreiber meinen ehrenvollen Abschied ausfertigen, und als er mir ihn einhändigte, sprach er die väterlichen Worte zu mir: „Du gehst vielleicht einem tollen Beginnen entgegen! Vergeude Deine Kräfte nicht vor der Zeit und laufe der Buhldirne nicht nach. — Mache, daß Du morgen bei Zeiten fort bist, daß Dich der Herr nicht mehr findet, ich stände nicht dafür, daß er Dich nicht hart anließe!“ Er reichte mir die Hand, und ich, meiner Schuld mir bewußt, küßte sie ehrerbietig; denn wahrlich, Herr Melchior von Schaumburg ist ein gar wackerer Mann.

Das ist er! — fiel ihm Herr Dietrich in's Wort — Bei dem Zuge in's Sachsenland hat er manches Uebel abgewendet und sich manchen Segen verdient.

Als ich nach meiner Herberge zurückritt, war es mir doch ganz sonder-

bar zu Muthe. Ich fühlte, daß ich unrecht gegen den Markgrafen handelte, der mir so wohl gewollt hatte; aber die Lust, ein Abenteuer zu bestehen, die Erinnerung an die schöne Dame, auch, ich kann es offen gestehen, der Gedanke, eine Unglückliche zu retten, ließen bald mein Gewissen schweigen; ich packte meine Sachen, kaufte noch ein Roß und ehe die Glocke zehn schlug, stand ich schon an der Gartenpforte bereit.

Wie klopfte mein Herz, als ich Schritte nahen, die Thüre sich öffnen hörte. Die Dame trat in männlicher Kleidung heraus, reichte ihrer weinenden Zofe zum Abschiede die Hand, und sagte zu mir: Es ist edel von Euch, Herr, daß Ihr Wort gehalten. Wohin werdet Ihr mich führen?

Daran habe ich noch nicht gedacht. Ich mußte erwarten, sie selbst würde mir den Ort nennen, wohin ich sie bringen sollte, und die Sache kam mir nun fast ein wenig zu abenteuerlich vor. Ich besann mich jedoch nicht lange, gedachte eines alten Freundes in Nürnberg, und beschloß, meinen Weg mit ihr dahin zu nehmen. Wir trabten nun Aschaffenburg zu, ohne daß sie ein Wort sprach; auch ich schwieg; weiß Gott, wodurch mir die Stumme solche Ehrfurcht einflößte, daß ich neben einem schönen Weibe so demüthig reiten konnte, und als der Tag grau'te, waren wir schon jenseits des Mains und hatten einen guten Vorsprung gewonnen. Aber ich wagte es dennoch nicht, den geraden Weg nach Nürnberg einzuschlagen, und bog seitwärts auf Rothenburg zu. Als es nun Tag ward, die Morgensonne freundlich meine junge Reisegefährtin beschien und ich ihr in das ernste Auge sah, mußte ich gestehen, daß meine Schöne wahrlich des Wagstückes werth, und wohl schöner sei als Laurette, aber doch fehlte ihr der Zauber, der mich so gewaltsam nach der Italienerin gezogen hatte. Kalt blickte das dunkelblaue Auge auf mich, kein freundliches Lächeln umzog den rosigen Mund, und wenn sie zu mir redete, sprach sie wie eine Herrin zu ihrem Diener. Das verdroß mich, noch mehr aber ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich so demüthig wie ein Frauenknecht neben ihr herritt und mir gefallen ließ, daß sie meine Fragen kaum beantwortete. Wußte ich doch nicht einmal, wer sie war und was sie in des Markgrafen Gewalt gebracht hatte.

Erst gestern faßte ich den Vorsatz, sie zum Sprechen zu bringen, oder sie mit ihrer Hoffahrt allein die Straße ziehen zu lassen; denn ihr Stolz und die Kälte, mit welcher sie jede Annäherung zurückwies, waren mir unerträglich geworden. Ich sagte ihr, daß wir uns Nürnberg naheten, wo ich sie einer angesehenen Bürgerfamilie übergeben wollte, müßte aber deßhalb wissen, wer sie sei und was sie in das Feldlager vor Frankfurt geführt habe. Da bedachte sie sich eine ganze Zeit, ob sie reden solle oder nicht; endlich erfuhr ich, daß sie die Witwe eines jungen Adeligen aus Steyermark sei, der gleich ihr der Lehre Luther's angehangen und durch manche unüberlegte Worte, durch manche Widersetzlichkeit sich die Ungnade Königs Ferdinand's zugezogen habe. Dieser habe, bei Gelegenheit eines

unbedeutenden Aufstandes, ihren Gatten gefangen nehmen und nach der Ehrenberger Klause in Tyrol bringen lassen, wohin sie ihm gefolgt; hier sei er an einem bösartigen Fieber wenige Zeit vorher, ehe Kurfürst Moritz die Bergveste eingenommen habe, gestorben. Sie sei dann in die Hände der Sieger gefallen und habe dem Herzog Georg von Mecklenburg auf seinen Heerzügen folgen müssen. Als er vor Frankfurt den Tod gefunden, habe sie Kurfürst Moritz in ihre Heimath zurückschicken wollen; da sie aber dadurch von neuem in des Königs von Ungarn Gewalt gefallen wäre, habe sie sich heimlich an den Markgrafen gewandt, ihr einen Zufluchtort zu geben, der zwar ihren Wunsch erfüllt und sie in der Stille habe aufheben lassen, allein ihr Schicksal sei dadurch um nichts verbessert worden.

Und in welchem Verhältnisse folgte sie dem Herzoge? fragte der Alte.

Sie schwieg, als ich sie deßhalb befragte, ihre ganze Antwort war ein stolzer, strafender Blick, der mich traf. Mich beginnt die ganze Sache zu langweilen.

Auch mich; — sprach Herr Dietrich gähnend — Ihr hättet hübsch bei des Markgrafen Heere bleiben, dort als ein wackerer Krieger kämpfen und Euch einen Namen erwerben sollen, statt Euern Herrn zu verlassen und ihn durch Euer thöriges Beginnen zu erzürnen.

Hab' ich doch eine gute That gethan! — meinte Otto empfindlich.

Junger Mann! — sprach der Alte, des Jünglings Hand mit Wärme ergreifend — die Folgen der edelsten Handlung sind in den Schleier der Zukunft gehüllt. Kein Sterblicher kann wissen, ob er dem Sinkenden wohl thut, dem er, ihn aus den Fluthen zu ziehen, die Hand reicht. Das ist das Elende im menschlichen Leben, daß des Menschen Auge so schwach, sein Wille so kräftig ist; daß er mitten im Licht dennoch im Dunkeln wandelt, daß er bei keiner That mit Sicherheit ausrufen kann: Sie wird mir, sie wird Andern frommen!

Nun, was schadet das? — unterbrach ihn Otto mit Lebhaftigkeit — Folge man der Stimme des Herzens; was das befiehlt, vollführe man, und der Mensch hat gethan, was er vermochte.

Würde die Absicht nur erkannt, dann stände es gut um mich! murmelte Herr Dietrich vor sich hin und sprach heute mit tieferer Rührung sein Gebet als je.

Die Spitzen der Thürme Nürnbergs wurden nun allmählig über den grauen Nebeln sichtbar und begannen im Morgenlichte zu erglänzen, als die Drei langsam der Stadt zuritten. Herr Dietrich beobachtete während dem die fremde Dame genau, und als sie in das hohe Thor der alten Reichsstadt einritten, raunte er Otto zu: Trügt mich nicht alles, so ist Eure Begleiterin eine edle Frau. Eben der kalte, ruhige Blick, der Euch so sehr geärgert hat, der ernste Zug um den schön geformten Mund, sind

mir Bürge eines wackeren Gemüths. Sorgt ja für sie, so viel es in Euren Kräften steht. — Otto versprach es, und so ritten sie in die Herberge zur Glocke ein.

Aber kaum waren sie dort, als Otto nach der Wohnung Georg's eilte. Er überraschte ihn in der Werkstatt bei der Arbeit, und beider Freude war groß; denn sie liebten sich, trotz der Verschiedenheit ihrer Gemüther, von Herzen. — Komm, — sagte Georg, und zog den Freund mit sich fort — komm und überrasche meine Marie, die Dir gar wohl will und recht für Dich bange war, als sie erfuhr, daß Du die Italienerin aufsuchtest. Komm! — Er zog ihn mit sich fort und führte ihn in ein Hinterstübchen, das die Aussicht in einen kleinen Blumengarten hatte, wo sie Marie reinlich und einfach gekleidet mit einer Handarbeit beschäftigt fanden. Sie erröthete, als Otto sich ihr nahte, doch war sie nur einen Augenblick verlegen; denn sogleich reichte sie ihm mit freundlicher Unbefangenheit die Hand zum Willkommen.

Traun! werthe Frau, der Ehestand hat Euch noch verschönert! — redete Otto sie an. — Ihr seht frischer, freudiger aus und in Euren Augen steht klar geschrieben: „Ich bin ein glückliches Weib!"

Wer ist der Fremde, dessen Stimme mir so bekannt dünkt? sagte jetzt der blinde Harfner, sich von seinem Sitze erhebend, und riß Maria dadurch aus der Verlegenheit, auf Otto's verbindliche Anrede etwas zu erwidern.

Vater, — sagte die junge Frau — es ist ja Otto, der Mitgeselle und Freund meines Mannes.

Otto war indessen zu dem Alten getreten.

Sei mir gegrüßt, Du alte, patriarchalische Gestalt, — redete er ihn an — der Du mit geschlossenen Augen und doch so scharf in die Tiefe der Natur schaueſt und mit wankendem Tritte Dich so leicht in dem Gebiete des Sanges bewegst! — Seid mir gegrüßt, Vater Mariens, wahrlich, bei Eurem Anblicke hebt sich mein Gemüth aufwärts, und ich möchte sagen, ich fühle auch den Geist der Dichtung und des Gesanges in mir rege werden.

Auch mir seid willkommen, Otto! — erwiderte der Alte und drückte ihm herzlich die Hand. — Wer noch bei dem Anblick eines alten, blinden Mannes Ehrfurcht fühlt, wem noch die Poesie und Musik die Saiten des Herzens höher stimmen kann, der ist noch nicht in den Lüften der Welt so tief gesunken, daß er sich nicht wieder erheben und aufschwingen könnte. Wohl Euch, ich bangte für Euch!

Ich nie! — sagte Georg — ich kenne sein Herz.

Ihr kommt mir Alle mit so viel Liebe entgegen — fiel ihm Otto in die Rede — daß ich mich wahrlich gerührt fühle; Ihr habt eine so gute Meinung von dem wilden, unbändigen Jüngling und sprecht sie so herzlich aus, daß ich nicht weiß, wie ich Euch danken soll. Nur Ihr, liebe Frau,

Ihr schweigt, und Eure freundlichen Worte, ich gestehe es, hätten doch den meisten Werth für mich.

Statt Antwort reichte ihm Marie die Hand und drückte sie ihm recht herzlich. — Dieser Druck sage Euch, Otto, daß ich Euch werth, recht werth halte! sprach sie, und bei diesem Worte mochte wohl die Erinnerung Manches aus der Vergangenheit ihr zurückrufen; denn sie schien tief bewegt.

Der junge Trabant hielt noch die Hand der lieblichen Frau in seiner Rechten und streckte eben die Linke nach seinem Freunde, ihn an seine Brust zu ziehen und so in der Mitte dieser guten Menschen auf einmal den stillen Frieden des Herzens zu empfinden, als eine dumpfe Stimme hinter ihm sagte: „Gib ihm die Hand nicht, Marie, sie ist vergiftet!“ Otto wandte sich, durch diesen Unkenton unangenehm überrascht, und Franzeska, mit stierem, feindlichem Blicke auf ihn schauend, stand hinter ihm. Er erschrak bei ihrem Anblicke; denn der Wahnsinn sprach noch aus ihrem Auge.

Liebe Mutter, kommt nach dem Garten, — bat Marie; sie schüttelte verneinend mit dem Kopfe — oder setzt Euch wieder auf Euren Lehnstuhl.

Nein, nein! — erwiderte Franzeska mit Heftigkeit, doch drückte sie schnell Marie an sich und liebkoste sie, aber ihr Auge war hierbei unverwandt auf Otto gerichtet, dem Georg einige Worte zuraunte. — Otto! — schrie jetzt die Wahnsinnige, die ihn in diesem Augenblicke erkennen mußte, freudig auf. — Bist Du es, schmucker Bursche? sei mir willkommen. Reich' mir die Hand! — und als Otto sie ihr reichte, lächelte sie zufrieden. — So stehe ich nun doch nicht mehr in diesem frommen Hause allein, eine Sünderin, bist Du doch hier, den Laurettens Blick dem Satan verkaufte. — Glaub' es mir, Otto, sie pflegen und warten mich hier mit Liebe; Marie ist eine fromme Tochter und betet für mich, rückt mir das Kissen, wenn ich mich zur Ruhe lege, und übt treue Kindespflicht wie ein Engel des Himmels an mir; Georg hat Mitleid mit der Armen und duldet willig die wahnsinnige Mutter im Hause; selbst der blinde, grämliche Mann dort in der Ecke zürnt nur zuweilen, wenn ich zu tolle Worte spreche, und gibt sich die vergebliche Mühe, mich belehren zu wollen; aber doch ist es mir unbehaglich hier, so allein unter Frommen zu wandeln, ist langweilig, und ich sehne mich oft nach Laurette. — Wo ist sie? Wo hast Du sie gelassen? Erzähle mir von ihr, der Undankbaren! — Fluch möge sie treffen! — rief sie plötzlich wild auffahrend — doch als der Blinde schnell in die Saiten seiner Harfe griff und die Akkorde ertönten, legte Franzeska den Finger auf den Mund, schlich nach ihrem Sessel und winkte Otto, ihr zu folgen. Hier bog sie sich zu ihm und raunte ihm kaum hörbar zu: — Mein David ergreift die Harfe, um die bösen Geister zu verscheuchen; ich muß still sein, daß sie ihn hören können — setze Dich nur neben mich und giß Acht, wie einer nach dem andern sich davon schleicht — Keiner nimmt aber den Giftbecher mit, den ich der Tochter gab, der bleibt unzertrennlich

bei mir, ich muß ihn mit in's Grab nehmen und ihn am Tage der Auferstehung selbst vor Gottes Thron tragen, daß er mich dort anklagen kann. Versuche Du es, Otto, ob Du ihn nicht wegnehmen kannst.

Wollt Ihr Euch nicht auf Euer Ruhebett legen, Mutter? — bat jetzt Marie. — Kommt! — Sie bot ihr den Arm, Franzeska folgte ihr willig. — Verlaß uns noch nicht, — raunte sie im Weggehen Otto zu — damit ich Dich bei meinem Erwachen wieder finde.

Armer Freund, Du dauerst mich! — sagte nun Otto zu Georg, als sich Marie mit der Mutter entfernt hatte. — Das Weib verbittert Dein Glück.

Nein, — erwiderte der wackere Mann — das thut es nicht. Oft zwar zerreißt der Anblick der Wahnsinnigen meines Weibes fühlendes Herz, manche Thräne fließt der Unglücklichen, aber der Gedanke, daß der Arzt sie heilen, daß die Tochter der Mutter zerrüttetes Gemüth Gott wieder zuführen könne, diese Hoffnung gibt ihr Muth und Stärke, und wenn man eine schwere Pflicht übt, geht immer eine sanfte Beruhigung uns zur Seite.

Otto schüttelte ungläubig den Kopf. — Das ist mir nicht so recht klar! — meinte er. — Mir wäre Franzeska eine böse Zuthat zu dem frommen, lieblichen Weibe.

Thöriger Jüngling! — zürnte der Blinde, der bisher geschwiegen hatte. — Hoffst Du denn immer nur auf rosige Tage in Deinem Leben? Soll Deine Sonne ewig ungetrübt Dir scheinen, nie Wolken an ihr vorüberziehen? — Das Morgenroth wird zur brennenden Sonnengluth, bis sie sich endlich zur Ruhe senkt und der letzte Schein der Abendröthe in Dämmerung ergrauet. Dem Glücke geht das Unglück zur Seite und jeder Mensch muß seine Bürde tragen, damit er nicht zu kühn und keck sich über andere erhebt und fein demuthvoll seine irdische Bahn durchwandle. Franzeska ist Georg's und Mariens Bürde; oftmals auch wohl der blinde Harfner; — setzte er traurig hinzu — mir nahm Gott der Augen Licht, daß ich bei dem Anblick meiner Marie nicht zu hoffährtig würde; doch ließ er mir das Licht des inneren Auges, das bis über die Sterne, durch die Strahlen der Sonne mit Klarheit schauet und dem keine Pforte des Unerreichbaren verschlossen ist. Dich ließ er Laurette sehen, und Du trägst mit Deiner Leidenschaft schwer an Deiner Bürde — Sieh', so hat jeder sein Theil, auch meine Kinder haben das ihrige.

Indem trat Marie wieder ein. — Zürnt meiner Mutter nicht! — bat sie Otto mit der ihr so eigenen Freundlichkeit. — Vergeßt, was geschehen ist, und möge die Gegenwart der Unglücklichen Euren Aufenthalt bei uns nicht verbittern. — Gewöhnt Euch daran, Euch nicht immer von glücklichen Menschen umgeben zu sehen.

Liebe Frau, — erwiderte Otto — daran habe ich mich wohl die Zeit über gewöhnen müssen. Seit mehren Wochen bin ich eines alten sächsi-

schen Edelmannes Reisegefährte gewesen, dem das Glück eben nicht auf dem Fuße gefolgt ist, eine ausgetrocknete, hagere Gestalt, ein Mann, der auf der Erde nichts als einen dürren Gaul und kaum noch seinen Leichnam sein nennen kann; denn er schrumpft mit jedem Tage immer mehr wie eine Mumie zusammen.

Wie kamst Du zu dem? fragte Georg.

Der Zufall führte mich in einer Herberge mit ihm zusammen, als ich, Laurette aufzusuchen, umherzog. Wir bekamen bald Streit mit einander; denn es ist ein alter Haudegen, der leicht zu erzürnen ist. Ich hatte Unrecht, erkannte es und das gefiel dem Alten, und da wir einen Weg in's Feldlager vor Frankfurt zogen, blieben wir beisammen und sind gute Freunde geworden und auch geblieben.

Und ist er Dir auch hierher gefolgt? fragte Georg weiter.

In Lehrberg führte uns der Zufall wieder zusammen und wir ritten hierher, wo er seinen Herrn, den Kurfürsten Johann Friedrich, erwartet.

Der zieht in einigen Tagen in unsere Stadt ein, und der edle Dulder wird gar stattlich empfangen werden! — fiel ihm Georg in die Rede. — Aber was führt Dich hierher?

Je nun, was mich hierher führt, ist ein gar närrisches Ding, — fuhr Otto etwas verlegen fort — wobei ich ganz auf Deine Freundschaft und auf die Herzensgüte Deines Weibes gerechnet habe. Im Grunde ist es wieder ein unüberlegter Streich von mir; aber mich dünkt, da ich einmal zu Abenteuern verdammt bin, so kann ich ihnen auch nicht entgehen.

Er theilte ihnen nun das Vorgefallene, seine Reisegefährtin betreffend, mit und bat, daß er sie einstweilen in ihr Haus bringen könne, bis sie über ihr ferneres Schicksal entschieden habe.

Hierüber laß uns im Freien sprechen! — sagte Georg, seines Freundes Arm erfassend. — Marie, bereite indessen, bis wir wiederkehren, einen Imbiß.

Dies sagend, verließ er mit Otto das Zimmer und trat mit ihm in den Garten.

Otto! — begann er hier — Wie stehst Du mit der Dame, die Du unserer Sorge anvertrauen willst?

Der junge Krieger sah seinen Freund bei diesen Worten verwundert an.

Befremdet Dich meine Frage? — fuhr Georg fort. — Wem ich in meinem Hause einen Zufluchtort gebe, der muß es werth sein, daß ich ihn aufnehme; denn die Flecken meiner Hausgenossen trüben meinen und meines Weibes Ruf, deßhalb sei wahr, Freund.

Otto lachte hell auf. — Lieber Georg! — sagte er. — Sieh' die Dame nur einen Augenblick und Du wirst Dir Deine Frage selbst beantworten können. Sie ist das kälteste, stolzeste, langweiligste Geschöpf, das mir noch aufgestoßen ist, nicht eines freundlichen Dankes habe ich mich zu erfreuen.

Und sie zog doch mit dem Mecklenburger Herzog aus einem Feldlager in's andere? — fragte Georg. — War wochenlang in des Markgrafen Gewalt und ließ sich von Dir entführen? — Verzeih', wenn ich Deinen Worten nur in dem, was Dich betrifft, glaube, sonst aber in die Heiligkeit Deiner Schönen noch manchen Zweifel setze. Führe sie zu uns, aber ehe ich mich zu etwas entschließe, muß ich sie kennen und prüfen; denn was die Weiber betrifft, kann ich Deinem Auge nicht ganz trauen. Aber auch Deinen alten Reisegefährten führ' uns zu.

Otto versprach es und sie traten wieder in das Zimmer ein, wo sie schon den Tisch gedeckt und die Hausfrau geschäftig fanden.

Noch am nemlichen Morgen führte Otto die Dame bei Marie ein und nachdem er sie seinem Freunde anempfohlen, ließ er sie, Georg's Wunsche gemäß, mit ihnen allein und kehrte zu seinem alten Reisegefährten in die Herberge zurück, den er dort aufgeregter als je fand. Herr Dietrich hatte nemlich die Nachricht eingezogen, daß der Kurfürst Johann Friedrich in einigen Tagen in Nürnberg erwartet würde. So werde ich ihn wiedersehen, den edlen Fürsten wiedersehen und seine Milde wird mich gewiß huldreich aufnehmen, er wird mir gewiß verziehen haben! Mit diesen leidenschaftlich gesprochenen Worten empfing er seinen jungen Freund und das ganze Gesicht des alten Mannes war dabei wie verklärt. Otto konnte in seine Freude nicht mit einstimmen, ihm war das Gefühl fremd, das den Alten so tief bewegte, und überdies waren heute seine Gedanken mehr als je bei Laura; denn Franzeska, Marie, selbst Georg hatten die verflossenen Tage ihm lebhaft zurückgerufen.

Hab' ich denn keine Seele, die mit mir fühlt, sich mit mir freut? — klagte der Alte, da Otto ihm kalt erwidert hatte: auch er habe es vernommen, daß der Kurfürst bald eintreffen würde — Muß ich denn meine Freude wie meinen Kummer in meine Brust verschließen, und lacht mich denn kein menschlich Antlitz an, wenn aus diesen verwelkten Zügen auch einmal die Freude spricht?

Nun, nur gemach, alter Herr! — unterbrach ihn Otto — Ich will Euch heute noch zu Menschen bringen, die so sanft und voller Theilnahme sind, daß sie willig mit Euch lachen und weinen werden. Erinnert Ihr Euch wohl noch aus der Erzählung meines Lebens des Gesellen Georg, der die Tochter des Harfners ehelichte? Zu ihm will ich Euch bringen.

Nun, da finde ich wohl eine theilnehmende Seele, — sagte der Alte — die meine Freude mitfühlt. Ist der blinde Harfner bei ihnen?

Ja, und auch die Wahnsinnige!

Um die kümmere ich mich nicht, aber den Harfner möcht' ich sehen. Ein Blinder erweckt in mir stets Theilnahme, entweder hat ihn der Him-

mel mit Finsterniß gestraft und er tappt wie ein Büßender auf seiner langen Bußfahrt umher, dann seh' ich in ihm eine furchtbare Mahnung, oder der Himmel nahm ihm das Licht der Augen und gab ihm dafür ein reineres, heiligeres Licht, das von innen herausströmt, dann steh' ich ehrfurchtvoll vor dem Seher und mir ist es, als sähe ich einen der Propheten der Vorzeit. Ward ihm überdies noch die Gabe der Dichtung und des Gesanges gegeben, dann dünkt es mich immer, ich sähe den alten königlichen Sänger vor mir, die Harfe in der Hand, die Psalter zum Lobe des Herrn anzustimmen.

Ihr seid ja heute recht fromm gelaunt! unterbrach ihn Otto scherzend.

Die Bemerkung ziemte Euch nicht, junger Mann! — erwiderte der Alte finster — Wenn sich mein Herz freut, dann erhebt es sich stets zu Gott, wenn es aber verwundet und zerdrückt sich fühlt, dann — ja dann wankt mein Glaube und mir fehlt die muthige Erhebung. Darum bin ich auch nur ein sündiger, schwacher Mensch!

Otto berührte die Saite nicht mehr; es that ihm leid, daß er über die ernsten Gefühle des alten Mannes hatte scherzen können und er suchte durch Freundlichkeit und Theilnahme es wieder gut zu machen, was ihm auch bald gelang.

Nach dem Mittagmahle führte er nun Herrn Dietrich zu Georg, den er mit dem Harfner in dem Gartenstübchen allein fand. Georg begrüßte den Krieger mit Ehrerbietung, der seinen Gruß nur flüchtig erwiderte; denn sein Auge war nur auf den Harfner geheftet. Er näherte sich diesem, begrüßte ihn treuherzig und bald waren die beiden Alten so bekannt, als ob sie schon lange mit einander gelebt hätten.

Indessen besprachen sich die beiden Freunde über die fremde Dame, die Otto ihnen zugeführt hatte. Da meine Aeltern eben auf's Land gereiset sind, wo sie wohl noch längere Zeit bleiben werden — sagte Georg — so stört es unser Hauswesen nicht, wenn die Fremde einige Zeit bei uns verweilt und Du bist somit der Sorge um sie überhoben. Marie will sie gern bei sich aufnehmen, und die Dame scheint auch zu verdienen, daß man thätig für sie handelt und für ihre Zukunft sorgt. Daß Du sie langweilig findest, glaube ich gern, sie scheint keine Rose zu sein, die den gaukelnden Schmetterling liebt. Aber habe Dank, daß Du das Vertrauen zu uns hattest und sie uns zugeführt hast —

Indem er dieses sagte, öffnete sich die Thür und die Fremde trat an Mariens Seite, in weiblicher Kleidung, ein. Ich danke Euch, — redete sie Otto an — daß Ihr mich aus den Banden des Markgrafen befreit und hierher, zu diesen guten Menschen gebracht habt, ich danke Euch um so mehr, da Ihr meinetwegen Euern Herrn verlassen habt, ohne von mir irgend einen Lohn erwarten zu können. Nehmt dieses einfache Kreuz, es hat nur geringen Werth, aber als das Einzige, was ich noch habe, mag es Euch genügen. Erinnert Euch meiner dabei und gebt es einst dem Mäd-

chen Eurer Liebe, wenn Ihr es zum Altar führt! — Sie sprach dies so feierlich, daß Otto, ohne zu wissen, warum, davon ergriffen war und fast mit Demuth sein Haupt beugte, als sie ihm das Kreuz, das an einer goldenen Kette hing, um den Hals befestigte.

Hatte dieser Augenblick etwas Ergreifendes für ihn, oder war durch die Freundlichkeit, mit der sie sprach, der Ernst gemildert, der ihn sonst so abgestoßen hatte, die Dame erschien ihm in diesem Augenblicke ganz anders und viel liebenswerther als sonst. Ich werde Euer Geschenk ehren — sagte er mit Rührung — und es nicht von mir geben, selbst nicht meiner Verlobten! — Georg lächelte bei dieser Aeußerung: denn sein weniges Vertrauen auf die Beharrlichkeit seines Freundes hatte sich noch jetzt nicht vermehrt. —

Schon am andern Tage fühlte sich Herr Dietrich in Georg's Hause heimisch und verließ es fast keinen Augenblick. Er und der Harsner saßen dann in der einsamen Fliederlaube des Gärtchens und waren immer in ernstem Gespräche vertieft; Otto allein trieb die Unruhe umher; denn er fand hier nichts, das seine Phantasie fesseln konnte; die Fremde blieb auf ihrer Kammer, oder, war sie zugegen, so unterhielt sie sich mit Marien, die sich mehr um ihren Hausstand als um ihn bekümmerte; Georg ging ungestört seinen Geschäften nach, die beiden Alten waren unzertrennlich und ihm blieb nur Franzeska, die er sorgfältig vermied, so sehr sie auch sich mit ihm zu beschäftigen suchte. Meister Klaus, sein ehemaliger Lehrherr, war in dieser Zeit auch von Nürnberg abwesend und so fühlte er sich oft mitten unter diesen guten Menschen wie verlassen.

Aber diese stille Einförmigkeit sollte bald belebter werden. Ganz Nürnberg schien heute in Bewegung. Alt und Jung zog in Festtagkleidern durch die Straßen, dem Spittlerthore zu und wogte auf dem Wege nach Schwabach, von wo Kurfürst Johann Friedrich heute erwartet wurde. Einige Glieder des Rathes waren bis an die Grenze des städtischen Gebiets dem Fürsten entgegen gegangen, ihn dort feierlich zu empfangen. Von dem äußersten Thore der Vorstadt bis zu der für ihn bestimmten Wohnung waren die Gewerke aufgestellt, die Jungfrauen der Stadt aber, Alle in weiß und grün, die Farbe Sachsens, gekleidet, versammelten sich in der Gostenhofer Vorstadt, wo sich die jungen Männer aus allen Ständen und selbst die Alten anschlossen, um vor dem Kurfürsten einherzuziehen. An dem Thore selbst stand die Geistlichkeit, den Fürsten zu empfangen, der, ein Märtyrer seines Glaubens, so lange standhaft und mit so viel Ergebung geduldet hatte. Kein Bürger blieb daheim, ein jeder wollte den Fürsten sehen, der größer im Unglück als im Glück, selbst seinen Feinden Bewunderung eingeflößt hatte.

Auch aus Georg's Hause hatte diese freudige Begebenheit die meisten Bewohner getrieben, nur der Blinde und Franzeska hatten unter der Obhut einer verständigen Magd zu Hause bleiben müssen und zu ihnen gesellte sich bald Herr Dietrich von Karras, den es heute nicht zu Hause hielt und der doch nicht vor allem Volke seinem Herrn zum ersten Male wieder vor Augen treten wollte. Es trieb ihn zu dem Blinden, zu dem er ein besonderes Zutrauen gefaßt, ihm sein Herz geöffnet und ihn theilweise mit seinem Schicksale bekannt gemacht hatte; aber die Ursache, warum ihn der Kurfürst seiner Dienste entlassen, hatte er ihm bisher noch verschwiegen. Auch heute, obgleich ihn vielleicht eine Unruhe, die ihn kaum auf einer Stelle bleiben ließ, redseliger machte als gewöhnlich, erwiderte er doch nur auf des Harfners deßfallsige Frage — Werdet es schon mit der Zeit erfahren, alter Spielmann!

Jetzt donnerte das Geschütz von Wall und Burg und verkündete der Stadt, daß der Kurfürst im Anzuge sei und Glockengeläute ertönte von allen Thürmen, ihn feierlich zu begrüßen, da sprang Herr Dietrich auf und ergriff sein Baret.

Mich hält's hier nicht länger! — rief er — ich muß hin, muß ihn sehen! — Lebt wohl!

Er eilte fort, drängte sich auf der Straße durch die wogende Menge, durch die aufgestellten Reihen der Gewerke, durch die im Thore in Reih' und Glied stehenden Soldaten und, vielleicht der Einzige, der nicht festlich gekleidet war, drang endlich bis zur Gostenhofer Vorstadt.

Hier war das Gedränge zu groß, um weiter kommen zu können, er mußte für den Augenblick seine Eile zügeln und trat, um sich von seiner Anstrengung zu erholen, unter den Thorweg eines Hauses. Immer noch donnerte das Geschütz in kurzen Pausen, feierlich hallte das Läuten der Glocken zu dem leisen Murmeln der wogenden Menge, die ihre Freude so ehrerbietig aussprach. Herr Dietrich, von dem, was er sah und hörte, leidenschaftlich ergriffen, wollte vor Freude und Furcht, vor Hoffen und Bangen vergehen und stand mit gefalteten Händen da und sein stummes Gebet war schon lange zum Himmel aufgestiegen, als endlich seine Empfindungen sich in Worten aussprachen und ohne die ihn umgebende Menge zu beachten, murmelte er vor sich hin: Herr, mein Gott! öffne mein Herz dem Vertrauen und Glauben, laß mich fromm werden in Wort und That wie dieser edle Dulder, wie dieser, kaum seiner Bande entledigte, Würde und Lande beraubte Fürst, der, besiegt, dennoch triumphirend hier einzieht, der, wenn auch schwach an Macht, doch stark ist im Glauben und so höher steht vor Gott und Menschen als der, der ihm Land und Leute nahm und mich einen wahnsinnigen Narren schalt, wofür ich ihn zur Rechenschaft fordern werde.

Feierlich und leise hatte das Gebet begonnen, heftig und laut, von seiner Leidenschaft hingerissen, hatte er es beendet, so daß die Umstehenden

aufmerksam wurden, auf ihn sahen und sich scheu von ihm zurückdrängten; denn die lange, hagere Gestalt, in ein unscheinbares ledernes Koller eingezwängt, der wilde Blick des zornfunkelnden Auges, selbst die letzten Worte, die er laut und jedermann vernehmlich aussprach, mußte die Umstehenden glauben lassen, es sei ein Wahnsinniger, der, während Alles aus den Thoren strömte, seinem Gewahrsam entsprungen sei. Aber bald wurden Aller Augen von ihm abgewandt; denn das Gerücht: „Er kommt, er kommt!" durchlief die Reihen, eine feierliche Stille folgte, man hätte das Lüftchen können durch die Lindenbäume rauschen hören, dann aber begann plötzlich wie aus einer Kehle der feierliche Gesang: „Eine feste Burg ist unser Gott!" von dem Läuten der Glocken und dem Donner des Geschützes begleitet.

Und die Jungfrauen mit ihren Blumenkränzen im Haare, Palmenzweige in der Hand, zogen singend und Gott preisend, paarweise heran und bestreuten den Weg mit Blumen. Ihnen folgten die Jünglinge und Greise, dann der Rath und die Geistlichkeit, und in der Ferne sah man auf hohem Rosse den Kurfürsten mit seinem kleinen Gefolge heranziehen. Bei seinem Anblicke hielt es Herrn Dietrich nicht länger auf dem einsamen Platze; am ganzen Körper zitternd, brach er sich Bahn durch die Menge, drängte bald rechts, bald links, stieß Alles vor sich hin und achtete wenig auf den Unwillen, der sich jetzt laut um ihn aussprach, bis ihn eine derbe Faust von hinten packte und festhielt.

Seid Ihr toll geworden, Herr Dietrich? — raunte ihm eine wohlbekannte Stimme zu. — Wollt Ihr vom Volke erschlagen werden? — Denn wahrlich, nur der Feier des Tages verdankt Ihr es, daß man Euch noch nicht gemißhandelt hat!

Herr Dietrich hatte sich umgeschaut und sah Otto hinter sich, der ihn noch festhielt.

Laßt mich los! — rief er — Ich muß meinen Herrn, den Kurfürsten, sehen!

Dies immer mit lauter Stimme sagend, drängte er wieder vorwärts und die ihn Umgebenden, welche dies wahrscheinlich vernommen hatten, machten auch willig Platz, so daß er, ehe noch der Fürst heran kam, in der vordersten Reihe stand.

Jetzt nahete der Kurfürst auf lichtbraunem, friesischem Rosse und grüßte freundlich die Menge, die mehr in stiller Hochachtung als mit lautem Jubel ihn bewillkommte; denn noch tönte das feierliche Lied, noch sangen die Umstehenden es mit, und selbst der fromme Fürst schien leise mit in den Gesang einzustimmen, als er bis an Herrn Dietrich heran kam. Freudig und doch mit banger Furcht, der Herr könne ihm noch zürnen, sah dieser auf den Mann, den er jetzt auf Erden am höchsten stellte und an den er sich wie durch unzertrennliche Bande gekettet fühlte. Auch des Kurfürsten Auge traf ihn jetzt, er schien überrascht, ihn hier zu sehen und

nickte ihm freundlich zu; aber schon während der kurzen Bewegung seines Hauptes umdüsterte sich des Fürsten Antlitz und er wandte finster das Auge von ihm ab.

Der Alte stand zerknirscht; aus einem langen, süßen Traume, den er sich so herrlich ausgebildet hatte, ward er so unfreundlich geweckt. Mit weitgeöffnetem, stierem Auge sah er dem Fürsten noch lange nach und wie durch einen Zauberschlag glaubte er durch diesen einen Blick alle so lange, so sorgfältig genährten Empfindungen in sich vernichtet zu fühlen.

Führt mich nach Hause, oder besser in's Freie, — bat er Otto, der ihm zur Seite stand — meine Kniee schwanken, mir wird hier unter der Menge so beklommen zu Muthe. — Kommt, junger Freund, geleitet mich hinaus auf's Feld, die Stadt wird mir zu enge, es ist mir, als ob die Giebel der Häuser sich über mich zusammen bögen; kommt!

Otto, dem des Kurfürsten finsterer Blick nicht entgangen war, ahnete, was in dem Alten vorging, faßte ihn beim Arme und suchte, so gut er konnte, ihn durch das, dem Zuge folgende Gedränge zu bringen. Endlich gelang es ihm, bis an's Ende der Gostenhofer Vorstadt und in's Freie zu kommen. Hier führte er den Alten von der Landstraße ab, nach einer Rasenbank unter einen wilden Birnbaum, auf der sich Herr Dietrich niederließ.

Ich danke Euch, junger Freund! — sagte er nun, Otto die Hand reichend. — Geht zurück in die Stadt, weidet Euch an dem Schauspiel der jubelnden Menge und laßt mich allein, ich bedarf der Einsamkeit, um mich zu sammeln.

Otto zögerte; da aber der Alte ihn von neuem dringend bat, gab er nach und verließ ihn, blieb jedoch in einiger Entfernung im Verborgenen stehen, um seinen Reisegefährten, für den ihm bangte, zu beobachten und im Fall der Noth ihm beispringen zu können.

Herr Dietrich saß hier lange mit gebeugtem Haupte, doch schien sein Kummer immer mehr ernstem Nachdenken zu weichen. Er grub allerhand Zeichen in den Sand, wischte sie dann mit dem Fuße wieder aus und trieb dies Gaukelspiel lange Zeit. Plötzlich stand er auf und sah starr vor sich hin. — Nein! — rief er dann — Ich will nicht länger ein Thor sein und wie ein Hund, trotz den Fußtritten, vor meinem Herrn kriechen. Dem Manne ziemt nicht hündische Treue, stößt man ihn von sich, so muß er gehen. — Rasch schritt er dann vorwärts, aber kaum hatte er einige Schritte gethan, so blieb er stehen. — Und soll ich wirklich mein Ziel aufgeben, nach dem ich so lange rang? Soll den Mann verlassen, dem ich mein ganzes Leben mit störrischem Eigensinne weihte, ihn verlassen, weil er meine Hilfe verschmäht, und so meinen Eid brechen? — Nein, ich will wider seinen Willen für ihn wirken, und hat er nicht immer Kraft genug, zu handeln, ist er nur groß im Dulden, so soll das mich nicht von ihm entfernen; denn auch sein Weg ist ein schöner, sein Ziel ein edles Ziel. —

Ueberdies — fuhr er fort — ist ja auch seine Sache die meinige geworden. Daß Moritz mir mein väterliches Erbe als verfallenes Lehn einzog, vergebe ich ihm, eine Art Recht war auf seiner Seite; daß er mich aber, der ich es in dem Augenblicke wahrhaft gut mit ihm meinte, einen wahnsinnigen Narren schalt, das zahl' er mir theuer! — Dies sagend, schritt er rasch der Stadt zu und sein nun gefaßter Entschluß schien ihm neue Kräfte gegeben zu haben.

Am Thore trat ihm Otto entgegen. — Wohin so eilig? fragte er ihn.

Zum Kurfürsten! entgegnete der Alte.

In dieser Kleidung?

Einem Geächteten ist der elendeste Kittel gut genug! — erwiderte Herr Dietrich — Dies Wamms gab mir der Kurfürst; mag er sehen, daß es abgetragen ist.

Darf ich Euch begleiten? fragte Otto besorglich.

Bis an die Pforte des Hauses, in welchem er wohnt, ja! — antwortete der Alte — weiter kommt Ihr nicht. Glaubt nicht, daß die Thüre zu des Kurfürsten Gemach jedermann so offen stehe wie die des Markgrafen; das ist nur Sitte bei Kriegsleuten, am Hofe des Kurfürsten aber geht es nach der strengen Sitte des Hofes, deßhalb thut Ihr besser, Ihr verlaßt mich; das Schwere meines Ganges könnt Ihr mir doch nicht erleichtern.

Aber demungeachtet begleitete ihn Otto bis zur Wohnung des Kurfürsten, wo so eben die Herren vom Rathe und die Geistlichkeit heraustraten.

Nun geht mit Gott! sagte der junge Krieger, immer noch für den Alten besorgt, der mit Hast in das Haus trat.

Hier traf Herr Dietrich manchen seiner alten Bekannten, die ihn herzlich begrüßten. Viele, denen er seines derben, offenen Wesens wegen verhaßt war, empfingen ihn mit scheelem Blicke. Alle riethen ihm aber, nicht vor dem Herrn zu erscheinen, der den Befehl gegeben habe, ihn ohne dringende Noth nicht vorzulassen. Ich komme nicht als ein Diener, nicht als ein Bittender zu dem Kurfürsten, — erwiderte er stolz — ich komme als ein Abgesandter! — Hierauf nahte er sich dem alten Leibdiener des Kurfürsten, der eben Rüstzeug die Treppe hinauf trug, und sagte leise zu ihm: Klaus, geh' aus alter Liebe zu mir hinauf zum Herrn und verschaffe mir Einlaß!

Ich darf nicht! — erwiderte dieser — Der Herr will Euch nicht sehen.

Du darfst! — sagte der Alte — Ich bin von Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einem Schreiben an den Kurfürsten hierher gesandt. Nenne meinen Namen nicht und sag' dem Herrn nur, ein Abgesandter des Markgrafen wünsche ihn zu sprechen, und so bist Du aus aller Schuld.

Nun, Euch zur Liebe muß ich es wohl wagen, meinte Klaus, legte das Gepäck bei Seite und ging in das Gemach des Kurfürsten, von wo er bald

mit der Nachricht zurückkehrte, daß der Abgesandte des Markgrafen eintreten könne.

Aber es bedurfte einiger Zeit, ehe der Alte die nöthige Fassung finden konnte, sein Herz schlug gewaltig, die alte Liebe, die unbegrenzte Hochachtung, die er für den Kurfürsten gefühlt, erwachte, und mit zitternder Hand öffnete er endlich die Thür.

Kurfürst Johann Friedrich, sonst so gelassen und mild, fuhr bei seinem Anblicke zornig auf. Und Ihr wagt es, vor mir zu erscheinen?! — rief er ihm entgegen — Gebot ich Euch nicht, Dietrich von Karras, mir nie wieder unter die Augen zu treten?

Ich stehe vor Euch, gnädiger Herr, — nahm der Alte das Wort, und obgleich durch des Fürsten Empfang tief gebeugt, doch nicht entmuthigt — Ich stehe vor Euch, von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu Euch gesandt; in *seinem* Auftrage bin ich hier —

So? — sagte der Kurfürst, Fassung suchend — Da hätte der Markgraf mir auch wohl einen Andern schicken können als Euch. — Was will er von mir?

Dies Schreiben wird es Eurer Kurfürstlichen Gnaden sagen, erwiderte Herr Dietrich.

Der Kurfürst nahm das Schreiben und las es. Während dem stand der Alte vor dem edlen Fürsten und sein Auge ruhte schmerzvoll auf dem Manne, der mit so viel Härte seine treue Anhänglichkeit von sich stieß. Er wollte ihm zürnen, aber die tiefen Furchen des Grames, das bleiche Antlitz, die vor der Zeit gebeugte Gestalt des sonst so rüstigen Mannes erfüllten seine Seele mit Wehmuth. Er fand sein Haar gebleicht, das Feuer seiner Augen verloschen, ihn seit den Monden, wo er ihn nicht gesehen, um Jahre gealtert, und sein Unmuth war dahin, das Herz schlug dem Fürsten aus dem alten Stamme der Sachsen wieder wie vormals treu entgegen, und noch hatte der Kurfürst das Schreiben nicht durchgelesen, als schon Herr Dietrich wieder von ganzer Seele der Alte war, treu, seinem Herrn ergeben und fest entschlossen, müßte es sein, für ihn zu sterben.

Jetzt faltete der Fürst den Brief zusammen. — Kennt Ihr den Inhalt des Schreibens? fragte er dann.

Ja, gnädiger Herr!

Der Markgraf scheint es wohl mit mir zu meinen?

Ihr könnt ihm vertrauen! — In ihm ist kein Falsch, so wie in —

Still! — gebot der Kurfürst — Ich werde Euch noch heute ein Antwortschreiben einhändigen lassen, das Ihr Euerm neuen Herrn von mir überbringen könnt.

Meinem *neuen* Herrn? — sagte Herr Dietrich traurig — Nein, bei Gott schwöre ich —

Mißbraucht den Namen des barmherzigen Gottes nicht! — unter-

brach ihn der Kurfürst — Ihr wißt, ich dulde dies nicht in meiner Gegenwart und habe es Euch schon oft verwiesen.

Nun, so will ich mit aller Ruhe, die mir möglich ist, Eurer Kurfürstlichen Gnaden sagen, — fuhr der Alte fort — daß ich nur auf so lange in des Markgrafen Dienste getreten bin, bis Ihr mich wieder zu Gnaden aufnehmt.

Das wird nimmer geschehen! sprach der Kurfürst ernst. —

Nimmer? — rief Dietrich von Karras leidenschaftlich und sein Auge wurde naß — Nimmer? Es ist hart, daß Ihr mit einem Worte alle meine Hoffnung zerstört.

Dietrich von Karras! — nahm der Kurfürst das Wort und sein Auge sah mit Milde auf den alten Mann, der ihn zu jammern schien — Ihr seid ein treuer Mensch! Wollte Gott, Alle, die mir dienten, hätten mit der Ergebenheit, wie Ihr, an mir gehangen. Ich zürne Euch nicht, aber ich fürchte Euch! Ihr seid der Versucher, den Satan mir sendet, mich zu verlocken; Ihr reißt Wunden in mir auf, die ich längst vernarben ließ, und weckt Wünsche, die zu unterdrücken mir viel Mühe gekostet und die von mir zu entfernen, nur der Glaube und das Gebet vermochten. Gelobt sei Gott, daß ich endlich dahin gelangt bin, wo ich jetzt stehe, daß ich nun, den Blick nach dem Himmel gewendet, das Irdische vergessen, tiefe Kränkung erdulden gelernt habe und die Rache mir fremd geworden ist. Gott hat mich prüfen wollen in Demuth, sein Wille sei gelobt!

Gnädiger Herr! — nahm Herr Dietrich das Wort — ständet Ihr allein, so hättet Ihr vielleicht Recht, aber die Prinzen, Eure Söhne, denken vielleicht nicht wie Ihr.

Sie werden es müssen! sagte der Kurfürst mit Ruhe.

Und die tausend Herzen, die von Euch losgerissen sind und die sich unter fremdem Scepter unglücklich fühlen, — rechnet Ihr die für nichts? nichts die kurfürstliche Würde?

Dietrich von Karras! — sprach der Fürst und sein Antlitz umzog Trauer — tief blutet mein Herz, denke ich an meine getreuen Unterthanen, die mir nun fremd geworden sind, denk' ich meiner Schlösser zu Torgau und Wittenberg, die ich nur noch als ein Fremdling betreten darf, denke ich jener mir so theuern Stadt, wo der Mann Gottes, der Mann des Friedens begraben liegt. Hätte ich Luther's Lehre befolgt, nie das Schwert für den Glauben gezogen und es dem Allmächtigen überlassen, das Reich des Lichtes selbst zu gründen, es stände noch gut mit mir und mein Haar wäre nicht vor der Zeit ergraut, mein Herz nicht mit so vielem Kummer belastet. Und deßhalb will ich auch in Frieden mich zur Ruhe legen und das Wenige, was mir Gott gelassen, dankbarlich genießen, als sei es mir von Neuem geschenkt, will vergessen, was man mir genommen, und den Eid, den ich in Augsburg leisten mußte: mich nie an Moritz zu rächen, treulich halten, wie es einem Christen geziemt.

Solchen Eid habt Ihr in Augsburg geschworen, gnädiger Herr? — rief der Alte und sein Auge glühte. — Das habt Ihr schwören müssen? — Nun, dann freilich, der Mann hält sein Wort, der Christ seinen Schwur und somit hätte ich dem Markgrafen nichts Weiteres zu sagen, als daß er auf Eure Hilfe nicht rechnen kann.

Das sagt ihm und danket dem Markgrafen, daß er sich meiner hat annehmen wollen, wenn er auch wahrscheinlich nur seinen Vortheil, nicht den meinigen dabei vor Augen gehabt hat. Sagt ihm, ich ließe ihn zum Frieden mahnen, das Kriegglück wäre ein gar veränderliches Ding und der tapferste Soldat müßte endlich unterliegen.

Nun, das mag er halten wie er will! — nahm der Alte, über des Kurfürsten Gleichmuth etwas verdrießlich geworden, das Wort. — Wenn es gegen Moritz geht, steh' ich ihm zur Seite; denn ich habe in Augsburg keinen Eid geleistet und mir steht die Rache frei, wie ich sie nehmen mag oder kann. Ihr habt mich auf ewig von Euch gestoßen, gnädiger Herr! Habt mir alle Hoffnung, Moritz mir mein kleines Lehn genommen und das Erbe meiner Väter, so steh' ich, ein alter Bettler, auf der Landstraße, und sollte Almosen mir einsammeln und die Vorübergehenden ansprechen und sagen: Gebt einem armen sächsischen Edelmanne, den sein alter Herr von sich stieß, sein neuer das Erbe nahm, um Gottes willen einen Heller? — Aber nein, noch habe ich einen Gaul und ein Schwert und ein Herz, das auch in der Verbannung für Euch schlägt und für sich selbst zu handeln Muth genug hat, einen grauen Kopf, der weder das Schlachtschwert noch das Henkerbeil scheut und somit wird der alte Dietrich von Karras nicht am Scheidewege stehen und die dürre Hand nach der Gabe ausstrecken; er wird handeln für sich und doch für Euch!

Dietrich! — sagte der Kurfürst bewegt und steckte ihm huldvoll die Hand entgegen — ich bin ein armer Fürst, sie ließen mir nicht viel, aber so lange ich noch einen Gulden im Seckel habe, sollst Du keine Noth leiden; jedoch Dich wieder in meine Dienste zu nehmen, verbietet mir mein Gewissen.

Der Alte, obgleich er des Kurfürsten Hand fast mit Verehrung geküßt hatte, erwiderte doch in seiner rauhen, derben Sprache: Mögt Ihr meine Dienste nicht, Herr! mag ich auch keinen Lohn von Euch!

Alter Mann! — nahm der Kurfürst das Wort und sein Antlitz umdüsterte sich — kann ich einen Diener um mich dulden, der mich für so unedel hielt, daß er mir den Vorschlag machen konnte, meinen Feind meuchlings morden zu lassen, der sich selbst dazu antrug? Darf die Treue so weit führen, daß sie sich der Hölle verkauft? Nur ein Wahnsinniger oder ein Bösewicht kann zum Mörder werden wollen; denn der Zweck heiligt nie die Mittel. Ich kenne Euer Herz, kenne Euern finstern, unbeugsamen Sinn, weiß, daß das, was Ihr Euch einmal vorgesetzt habt, unwandelbar und fest in Euerm Kopfe steht; darf ich solch einen gefähr-

lichen Mann in meiner Nähe dulden? Muß ich ihn nicht von mir weisen, wenn auch mein Herz blutet? Ich weiß Treue zu schätzen, sie muß aber ihre Schranken nicht überschreiten, nicht von der Bahn des Rechts weichen. Deßhalb zieht hin, wohin Euch das Schicksal trejbt. Es gehe Euch wohl, ich erkenne Eure Liebe, Eure Treue — beweis't sie mir nie blutig, beweiset sie mir durch gottesfürchtigen Wandel und lebt wohl!

Bei diesen mit Rührung gesprochenen Worten hatte der Alte unwillkührlich sein Kniee gebeugt, sank langsam vor dem Fürsten nieder und preßte des Kurfürsten Hand, auf welche die heißen Thränen rollten, an seine Lippe, Ihr liebt mich noch, Herr, trennt Euch ungern von mir? Nun, so will ich mit Freuden ziehen, mit Freuden für Euch sterben!

Stirb! wenn Dich Gott abruft, aber stirb im Frieden! — sagte der Kurfürst ernst. — Laß die freigeistigen Gedanken fahren, denen Du von jeher anhingest und werde ein frommer Christ. Steh' auf und wandele fortan auf Gott gefälligem Wege! — Herr Dietrich stand auf, der Kurfürst öffnete eine Truhe und nahm ein kleines ledernes Beutelchen heraus und reichte es ihm. Nehmt dies Scherflein der Wittwe zum Zehrgeld, Herr Dietrich, — sprach er — und zieht nun mit Gottz das Schreiben an den Markgrafen werde ich Euch morgen in die Herberge senden.

Herr Dietrich aber legte das Beutelchen wieder auf den Tisch und sah noch einmal den Herrn mit leuchtenden Augen an. Und sollte ich der Hölle verfallen, doch muß ich Euch rächen! rief er und stürzte zur Thür hinaus.

Herr Dietrich kehrte in seine Herberge zurück und suchte hier sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Manche widerstrebenden Empfindungen kämpften in ihm gegen einander, aber nur eine beherrschte ihn ganz, eine, von der er scheute, sich selbst Rechenschaft zu geben. Otto, der ihn besuchte, wollte ihn bereden, mit ihm zu Georg zu gehen, der Alte aber schlug es hartnäckig aus und blieb allein zurück, desto ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen. Jedoch als der Abend nahte, ward es ihm doch zu einsam in seinem Zimmer und er eilte hinaus in's Freie, durchstrich die Stadt und besuchte die alte Burg, aus welcher einst der Stamm der Hohenzollern seine Aeste ausgebreitet hatte.

Vergänglichkeit ist doch das Loos alles Irdischen! — sagte er, auf der Zinne der Burg stehend und von hier aus über die volkreiche Stadt blickend. — Hier zog Friedrich von Hohenzollern als Burggraf ein, hier blühte ein Geschlecht von Helden und obgleich jetzt mächtiger als je, müssen doch jetzt die Nachkommen der ehemaligen Bewohner hier vorüber ziehen und dürfen nicht durch die Gemächer wandern, wo ihre Ahnherrn hauf'ten, wenn es ihnen die Herren vom Rathe der Stadt Nürnberg nicht erlauben. Oede steht diese Kaiserburg, sonst von dem mächtigen Burggrafen-Ge-

Solchen Eid habt Ihr in Augsburg geschworen, gnädiger Herr? — rief der Alte und sein Auge glühte. — Das habt Ihr schwören müssen? — Nun, dann freilich, der Mann hält sein Wort, der Christ seinen Schwur und somit hätte ich dem Markgrafen nichts Weiteres zu sagen, als daß er auf Eure Hilfe nicht rechnen kann.

Das sagt ihm und danket dem Markgrafen, daß er sich meiner hat annehmen wollen, wenn er auch wahrscheinlich nur seinen Vortheil, nicht den meinigen dabei vor Augen gehabt hat. Sagt ihm, ich ließe ihn zum Frieden mahnen, das Kriegglück wäre ein gar veränderliches Ding und der tapferste Soldat müßte endlich unterliegen.

Nun, das mag er halten wie er will! — nahm der Alte, über des Kurfürsten Gleichmuth etwas verdrießlich geworden, das Wort. — Wenn es gegen Moritz geht, steh' ich ihm zur Seite; denn ich habe in Augsburg keinen Eid geleistet und mir steht die Rache frei, wie ich sie nehmen mag oder kann. Ihr habt mich auf ewig von Euch gestoßen, gnädiger Herr! Habt mir alle Hoffnung, Moritz mir mein kleines Lehn genommen und das Erbe meiner Väter, so steh' ich, ein alter Bettler, auf der Landstraße, und sollte Almosen mir einsammeln und die Vorübergehenden ansprechen und sagen: Gebt einem armen sächsischen Edelmanne, den sein alter Herr von sich stieß, sein neuer das Erbe nahm, um Gottes willen einen Heller? — Aber nein, noch habe ich einen Gaul und ein Schwert und ein Herz, das auch in der Verbannung für Euch schlägt und für sich selbst zu handeln Muth genug hat, einen grauen Kopf, der weder das Schlachtschwert noch das Henkerbeil scheut und somit wird der alte Dietrich von Karras nicht am Scheidewege stehen und die dürre Hand nach der Gabe ausstrecken; er wird handeln für sich und doch für Euch!

Dietrich! — sagte der Kurfürst bewegt und steckte ihm huldvoll die Hand entgegen — ich bin ein armer Fürst, sie ließen mir nicht viel, aber so lange ich noch einen Gulden im Seckel habe, sollst Du keine Noth leiden; jedoch Dich wieder in meine Dienste zu nehmen, verbietet mir mein Gewissen.

Der Alte, obgleich er des Kurfürsten Hand fast mit Verehrung geküßt hatte, erwiderte doch in seiner rauhen, derben Sprache: Mögt Ihr meine Dienste nicht, Herr! mag ich auch keinen Lohn von Euch!

Alter Mann! — nahm der Kurfürst das Wort und sein Antlitz umdüsterte sich — kann ich einen Diener um mich dulden, der mich für so unedel hielt, daß er mir den Vorschlag machen konnte, meinen Feind meuchlings morden zu lassen, der sich selbst dazu antrug? Darf die Treue so weit führen, daß sie sich der Hölle verkauft? Nur ein Wahnsinniger oder ein Bösewicht kann zum Mörder werden wollen; denn der Zweck heiligt nie die Mittel. Ich kenne Euer Herz, kenne Euern finstern, unbeugsamen Sinn, weiß, daß das, was Ihr Euch einmal vorgesetzt habt, unwandelbar und fest in Euerm Kopfe steht; darf ich solch einen gefähr-

lichen Mann in meiner Nähe dulden? Muß ich ihn nicht von mir weisen, wenn auch mein Herz blutet? Ich weiß Treue zu schätzen, sie muß aber ihre Schranken nicht überschreiten, nicht von der Bahn des Rechts weichen. Deßhalb zieht hin, wohin Euch das Schicksal treibt. Es gehe Euch wohl, ich erkenne Eure Liebe, Eure Treue — beweis't sie mir nie blutig, beweiset sie mir durch gottesfürchtigen Wandel und lebt wohl!

Bei diesen mit Rührung gesprochenen Worten hatte der Alte unwillkührlich sein Kniee gebeugt, sank langsam vor dem Fürsten nieder und preßte des Kurfürsten Hand, auf welche die heißen Thränen rollten, an seine Lippe, Ihr liebt mich noch, Herr, trennt Euch ungern von mir? Nun, so will ich mit Freuden ziehen, mit Freuden für Euch sterben!

Stirb! wenn Dich Gott abruft, aber stirb im Frieden! — sagte der Kurfürst ernst. — Laß die freigeistigen Gedanken fahren, denen Du von jeher anhingest und werde ein frommer Christ. Steh' auf und wandele fortan auf Gott gefälligem Wege! — Herr Dietrich stand auf, der Kurfürst öffnete eine Truhe und nahm ein kleines ledernes Beutelchen heraus und reichte es ihm. Nehmt dies Scherflein der Wittwe zum Zehrgeld, Herr Dietrich, — sprach er — und zieht nun mit Gottz das Schreiben an den Markgrafen werde ich Euch morgen in die Herberge senden.

Herr Dietrich aber legte das Beutelchen wieder auf den Tisch und sah noch einmal den Herrn mit leuchtenden Augen an. Und sollte ich der Hölle verfallen, doch muß ich Euch rächen! rief er und stürzte zur Thür hinaus.

Herr Dietrich kehrte in seine Herberge zurück und suchte hier sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Manche widerstrebenden Empfindungen kämpften in ihm gegen einander, aber nur eine beherrschte ihn ganz, eine, von der er scheute, sich selbst Rechenschaft zu geben. Otto, der ihn besuchte, wollte ihn bereden, mit ihm zu Georg zu gehen, der Alte aber schlug es hartnäckig aus und blieb allein zurück, desto ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen. Jedoch als der Abend nahte, ward es ihm doch zu einsam in seinem Zimmer und er eilte hinaus in's Freie, durchstrich die Stadt und besuchte die alte Burg, aus welcher einst der Stamm der Hohenzollern seine Aeste ausgebreitet hatte.

Vergänglichkeit ist doch das Loos alles Irdischen! — sagte er, auf der Zinne der Burg stehend und von hier aus über die volkreiche Stadt blickend. — Hier zog Friedrich von Hohenzollern als Burggraf ein, hier blühte ein Geschlecht von Helden und obgleich jetzt mächtiger als je, müssen doch jetzt die Nachkommen der ehemaligen Bewohner hier vorüber ziehen und dürfen nicht durch die Gemächer wandern, wo ihre Ahnherrn hauf'ten, wenn es ihnen die Herren vom Rathe der Stadt Nürnberg nicht erlauben. Oede steht diese Kaiserburg, sonst von dem mächtigen Burggrafen-Ge-

Solchen Eid habt Ihr in Augsburg geschworen, gnädiger Herr? — rief der Alte und sein Auge glühte. — Das habt Ihr schwören müssen? — Nun, dann freilich, der Mann hält sein Wort, der Christ seinen Schwur und somit hätte ich dem Markgrafen nichts Weiteres zu sagen, als daß er auf Eure Hilfe nicht rechnen kann.

Das sagt ihm und danket dem Markgrafen, daß er sich meiner hat annehmen wollen, wenn er auch wahrscheinlich nur seinen Vortheil, nicht den meinigen dabei vor Augen gehabt hat. Sagt ihm, ich ließe ihn zum Frieden mahnen, das Kriegglück wäre ein gar veränderliches Ding und der tapferste Soldat müßte endlich unterliegen.

Nun, das mag er halten wie er will! — nahm der Alte, über des Kurfürsten Gleichmuth etwas verdrießlich geworden, das Wort. — Wenn es gegen Moritz geht, steh' ich ihm zur Seite; denn ich habe in Augsburg keinen Eid geleistet und mir steht die Rache frei, wie ich sie nehmen mag oder kann. Ihr habt mich auf ewig von Euch gestoßen, gnädiger Herr! Habt mir alle Hoffnung, Moritz mir mein kleines Lehn genommen und das Erbe meiner Väter, so steh' ich, ein alter Bettler, auf der Landstraße, und sollte Almosen mir einsammeln und die Vorübergehenden ansprechen und sagen: Gebt einem armen sächsischen Edelmanne, den sein alter Herr von sich stieß, sein neuer das Erbe nahm, um Gottes willen einen Heller? — Aber nein, noch habe ich einen Gaul und ein Schwert und ein Herz, das auch in der Verbannung für Euch schlägt und für sich selbst zu handeln Muth genug hat, einen grauen Kopf, der weder das Schlachtschwert noch das Henkerbeil scheut und somit wird der alte Dietrich von Karras nicht am Scheidewege stehen und die dürre Hand nach der Gabe ausstrecken; er wird handeln für sich und doch für Euch!

Dietrich! — sagte der Kurfürst bewegt und steckte ihm huldvoll die Hand entgegen — ich bin ein armer Fürst, sie ließen mir nicht viel, aber so lange ich noch einen Gulden im Seckel habe, sollst Du keine Noth leiden; jedoch Dich wieder in meine Dienste zu nehmen, verbietet mir mein Gewissen.

Der Alte, obgleich er des Kurfürsten Hand fast mit Verehrung geküßt hatte, erwiderte doch in seiner rauhen, derben Sprache: Mögt Ihr meine Dienste nicht, Herr! mag ich auch keinen Lohn von Euch!

Alter Mann! — nahm der Kurfürst das Wort und sein Antlitz umdüsterte sich — kann ich einen Diener um mich dulden, der mich für so unedel hielt, daß er mir den Vorschlag machen konnte, meinen Feind meuchlings morden zu lassen, der sich selbst dazu antrug? Darf die Treue so weit führen, daß sie sich der Hölle verkauft? Nur ein Wahnsinniger oder ein Bösewicht kann zum Mörder werden wollen; denn der Zweck heiligt nie die Mittel. Ich kenne Euer Herz, kenne Euern finstern, unbeugsamen Sinn, weiß, daß das, was Ihr Euch einmal vorgesetzt habt, unwandelbar und fest in Euerm Kopfe steht; darf ich solch einen gefähr-

lichen Mann in meiner Nähe dulden? Muß ich ihn nicht von mir weisen, wenn auch mein Herz blutet? Ich weiß Treue zu schätzen, sie muß aber ihre Schranken nicht überschreiten, nicht von der Bahn des Rechts weichen. Deßhalb zieht hin, wohin Euch das Schicksal treibt. Es gehe Euch wohl, ich erkenne Eure Liebe, Eure Treue — beweis't sie mir nie blutig, beweiset sie mir durch gottesfürchtigen Wandel und lebt wohl!

Bei diesen mit Rührung gesprochenen Worten hatte der Alte unwillkührlich sein Kniee gebeugt, sank langsam vor dem Fürsten nieder und preßte des Kurfürsten Hand, auf welche die heißen Thränen rollten, an seine Lippe, Ihr liebt mich noch, Herr, trennt Euch ungern von mir? Nun, so will ich mit Freuden ziehen, mit Freuden für Euch sterben!

Stirb! wenn Dich Gott abruft, aber stirb im Frieden! — sagte der Kurfürst ernst. — Laß die freigeistigen Gedanken fahren, denen Du von jeher anhingest und werde ein frommer Christ. Steh' auf und wandele fortan auf Gott gefälligem Wege! — Herr Dietrich stand auf, der Kurfürst öffnete eine Truhe und nahm ein kleines ledernes Beutelchen heraus und reichte es ihm. Nehmt dies Scherflein der Wittwe zum Zehrgeld, Herr Dietrich, — sprach er — und zieht nun mit Gottz das Schreiben an den Markgrafen werde ich Euch morgen in die Herberge senden.

Herr Dietrich aber legte das Beutelchen wieder auf den Tisch und sah noch einmal den Herrn mit leuchtenden Augen an. Und sollte ich der Hölle verfallen, doch muß ich Euch rächen! rief er und stürzte zur Thür hinaus.

Herr Dietrich kehrte in seine Herberge zurück und suchte hier sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Manche widerstrebenden Empfindungen kämpften in ihm gegen einander, aber nur eine beherrschte ihn ganz, eine, von der er schente, sich selbst Rechenschaft zu geben. Otto, der ihn besuchte, wollte ihn bereden, mit ihm zu Georg zu gehen, der Alte aber schlug es hartnäckig aus und blieb allein zurück, desto ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen. Jedoch als der Abend nahte, ward es ihm doch zu einsam in seinem Zimmer und er eilte hinaus in's Freie, durchstrich die Stadt und besuchte die alte Burg, aus welcher einst der Stamm der Hohenzollern seine Aeste ausgebreitet hatte.

Vergänglichkeit ist doch das Loos alles Irdischen! — sagte er, auf der Zinne der Burg stehend und von hier aus über die volkreiche Stadt blickend. — Hier zog Friedrich von Hohenzollern als Burggraf ein, hier blühte ein Geschlecht von Helden und obgleich jetzt mächtiger als je, müssen doch jetzt die Nachkommen der ehemaligen Bewohner hier vorüber ziehen und dürfen nicht durch die Gemächer wandern, wo ihre Ahnherrn hauf'ten, wenn es ihnen die Herren vom Rathe der Stadt Nürnberg nicht erlauben. Oede steht diese Kaiserburg, sonst von dem mächtigen Burggrafen-Ge-

schlechte bewohnt, und jener Söldling mit seiner zweischneidigen Hellebarde und dem Stadtwappen auf dem Wamms, geht, sich spreizend, umher, als sei er im Namen des Bürgermeisters Burggraf des Schlosses. — Und doch ist es gut, — fuhr er fort — daß Alles vergeht, Allem gleiches Recht, Alles zu Staub wird.

Er besah sich den stolzen Söldner mit seinem Wappen noch einmal, dann ging er lächelnd an ihm vorbei, den Berg hinab und sein Weg führte ihn nach der Wohnung des Goldschmieds.

Die alte Magd öffnete ihm die Thür.

Herr Soldat, — sagte sie — geht nur in den Garten, dort findet Ihr Alles versammelt, was zu Hause ist, die andern werden bald wieder heimkommen.

Herr Dietrich, ohne ihr zu antworten, ging rasch dem Garten zu; denn es war ihm lieb, daß er niemand zu Hause fand, da er sich vorgesetzt hatte, den alten Harfner, zu dem er in kurzer Zeit so großes Vertrauen gefaßt hatte, mit seinen Verhältnissen bekannt zu machen und nicht sowohl seinen Rath, als seine Meinung zu vernehmen. Als er aber an die Gartenpforte kam, überraschte ihn ein sonderbares Schauspiel. Der alte Harfner saß auf einer Rasenbank unter einem Apfelbaume, hatte die Harfe vor sich, ohne jedoch ihre Saiten zu berühren, ihm seitwärts kauerte Franzeska, flocht ihre langen, schwarzen Haare in Flechten und sah bald freudig auf ihr Haar, bald traurig an dem Alten auf.

Es war für Herrn Dietrich ein sonderbarer Anblick, besonders heute, wo er überdies aufgeregt war und Alles so leicht sich in ihm romantisch zu gestalten vermochte. Der Alte mit seiner patriarchalischen Ruhe, der, wenn er die Hand auf den Saiten ruhen ließ, einem sanft Entschlummerten glich, den ein schöner Traum umschwebte; das Weib, das zu seinen Füßen saß, auf deren Antlitz die Reste vergangener Schönheit den Ausdruck des Wahnsinns nicht zu mildern vermochten, schien jetzt gedankenlos ihr Haar zu flechten, jetzt gedankenvoll an dem Alten aufzublicken, ihr stieres Auge ruhte dann lange auf ihm, als ob sie erwartete, daß sich das Seinige öffnen sollte. Es war, als habe sie ihm etwas mitzutheilen, das schon lange ihre Brust zu beengen schien; sie meinte sicher, er schlafe und wollte ihn nicht wecken.

Der alte Krieger hatte durch die Gitterthür diesem stummen Schauspiele schon einige Zeit theilnehmend zugesehen; Franzeska bemerkte ihn nicht, da ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Blinden gerichtet war und so konnte er sie unbemerkt beobachten, als das Weib ungeduldig zu werden begann.

He, alter Harfenspieler! — sagte sie jetzt — schläfst Du denn einen ewigen Schlaf? Wach' doch auf, Franzeska will mit Dir plaudern.

Ich schlafe ja nicht! erwiderte der Alte.

Warum hast Du denn die Augen zu? — fragte sie unwillig. — Ich

sitze wohl schon eine Stunde hier und harre, daß Du erwachen möchtest und harre immer vergebens. Warum singst Du nicht? Singe mir doch ein recht schauerlich Liedchen, das von dem ermordeten Königsohn — dann will ich Dir auch etwas sagen.

Ich habe heute keine Laune zum Singen, antwortete er, unwillig, daß ihn das Weib in seinen Gedanken störte.

Nun, was thust Du denn, wenn Du nicht singst?

Ich denke über manches nach, Franzeska, manches ruft mir die Erinnerung zurück — .

Denke dann nicht an mich! — fuhr sie heftig auf. — Denke nicht an mein Kind — nicht an den Becher —

Nein, das habe ich schon längst vergessen — sagte er, sie beruhigen wollend. — Ich dachte an den sächsischen Edelmann, der seit einiger Zeit bei uns ist.

An den denk' ich auch oft; denn ich wollte wetten, er wäre auch dem Bösen verfallen. — Seine lange, hagere Gestalt deutet auf nichts Gutes. — Solche Menschen sind ausgedörrt am Leib und Seele — auch ich weiß es an mir! — Als ich noch voll und rund war, da war ich auch menschlicher und der Böse hatte nicht so Gewalt über mich als hernach. — In des Mannes lang verzerrten Zügen, da grinst Satan überall heraus und dann — verachtet mich nicht — besitze ich einen Instinkt — ich witterte, wie ein guter Jagdhund das Wild, die Sünde, aus — und deßhalb bin ich lustig, wenn Otto kommt und auch den Hagern seh' ich deßhalb gern —

Da sieh ihn, alte Unke! rief Herr Dietrich, ungeduldig geworden, riß die Gartenthüre auf und trat zu den beiden.

Habt Ihr mich doch fast durch Euer heftiges Eintreten erschreckt! — sagte der Harfner, Herrn Dietrich willkommen heißend. — Ihr habt gelauscht —

Wärst Du nur nicht ein so hageres, gelbes Gesicht, — nahm Franzeska das Wort, noch ehe der Krieger dem Harfner antworten konnte — ich könnte Dir wohl gut sein — aber so? — Doch warte einen Augenblick, dann komm' ich wieder und bin schön geschmückt, Rosen und Lilien auf meinen Wangen und mein schwarzes Haar windet sich gar üppig im Kranz auf meinem Scheitel, gedulde Dich nur einen Augenblick.

Sie ging rasch dem Hause zu, der Harfner gab mit einer Pfeife das Zeichen und die alte Magd eilte herbei, die ein lustiges Liedchen singende zu begleiten.

Der Himmel hat die Arme furchtbar gestraft! — sagte jetzt der Harfner. — Sie war gewiß ein gutes Geschöpf, ehe sie den ersten Fehltritt that; aber dann ging sie rasch von Stufe zu Stufe, und hätte Gott nicht über sie gewacht, so wäre sie Mörderin ihres eigenen Kindes geworden —

Herr Dietrich unterbrach den Alten nicht und sah nachdenkend vor sich hin.

Ja, — fuhr der Harfner fort — die Sünde ist wie die Schneelawine. — Ein kleiner Ballen löst sich ab, rollt von der Höhe herab, und immer größer und größer werdend, von der eignen Last fortgerollt, zertrümmert sie Häuser und bedeckt lachende Fluren. Ein gottloser Gedanke, gern und mit sündiger Liebe genährt, ist schon hinreichend, den besten Menschen zu verlocken; wird er zur That, dann ist er verloren.

Verloren — unwiederbringlich verloren? sagte Herr Dietrich vor sich hin.

Ja, Herr! — fuhr der Harfner fort. — Der erste Schritt wird zaghaft gethan, der zweite muthig, die folgenden mit Freuden —

Hört, alter, blinder Mann, den Gott einen tiefen Blick in's menschliche Herz thun ließ, als er ihm den Blick in die schöne Welt nahm, der, wie mich dünkt, stets auf rechten, Gott gefälligen Wegen wandelte — sagt mir — heiligt nie der Zweck die That?

Zuweilen, doch selten; — erwiderte der Harfner — nur da, wo ich mir allein schade, nicht Andern.

Wenn zum Beispiel ein freidenkender Mann einen Tyrannen tödtet — fuhr Herr Dietrich fort — und dadurch das Sklavenjoch von Millionen abschüttelte, wenn er dafür als Märtyrer büßte, thät er dann nicht Recht? Und würde ihm dereinst dennoch die That und nicht der edle Zweck auf die Wagschale gelegt? —

Der Mensch muß Gott das Richteramt überlassen, nicht das Schwert des Allmächtigen mit kraftloser Hand ergreifen! — erwiderte der Harfner. — Wollte Gott den Tyrannen verderben, bedürfte es nur seines Willens, nicht eines Menschen Arm. — Aber warum thut Ihr so sonderbare Fragen an mich? — Ich kann Euer Antlitz nicht sehen, weiß daher nicht, welchen Stempel Gott darauf gedrückt, weiß nicht, ob Ihr vielleicht selbst — Doch laßt uns von der Sünde schweigen, sie nahet auch ungerufen. — Wehe dem Manne, — fuhr er dann fort und erhob sich von seinem Sitze, stützte seine Linke auf die Harfe und streckte die Rechte nach dem Krieger — Wehe dem, der mit kecker Faust das Richtschwert Gottes ergreift! — Und trieb ihn der edelste Wille, er weiht sich dem ewigen Verderben!

Nicht immer, nicht immer! rief Herr Dietrich! doch die Ankunft der übrigen Hausbewohner störte die ernste Unterredung der beiden Alten und Mariens frommes, freundliches Wesen führte bald die Heiterkeit in den kleinen Kreis zurück; nur Herrn Dietrich wollte sie nicht erfassen, er schlich sich, als Franzeska mit Blumen geschmückt eintrat, leise davon.

Kaum war Herr Dietrich in seine Herberge getreten, als ein Diener des Kurfürsten ihm zwei Schreiben brachte; das eine war für den Markgrafen, das andere an ihn gerichtet. Als der Diener sich entfernt hatte,

erbrach und las er das an ihn gerichtete und ein sonderbares Gefühl mußte sich seiner hierbei bemeistern; denn er blieb, nachdem er es gelesen, unbeweglich stehen, seine Hand hielt den Brief krampfhaft geballt und auf seinem Antlitz sprach die Verzweiflung: Täusche ich mich nicht, habe ich auch recht gelesen? rief er, entfaltete den Brief und las noch einmal:

„Da ich Eure Absicht kenne, so befiehlt mir mein Gewissen, den Kurfürst Moritz vor Euch zu warnen. Vermeidet daher seine Nähe, wagt Euch nicht in seine Lande und hütet Euch, daß Ihr nicht in seine Gewalt gerathet; es würde mir wehe thun, wenn Euch durch mich ein Unglück begegnete. Gerathet Ihr in Noth, so wendet Euch getrost an mich.

Johann Friedrich."

Ein gar gnädiger Herr, der Kurfürst! — fuhr jetzt Herr Dietrich, bitter lachend, auf. — Lohnt meine Treue und den guten Willen, ihm zu dienen, auf gar besondere Art, die mich leicht, ehe ich noch mein Ziel getroffen hätte, auf's Blutgerüste bringen könnte. Doch nein! — rief er plötzlich — ich thue dem edlen Fürsten Unrecht. Nur mich von Moritz entfernt zu halten, schrieb er dies, mich von meinem Vorsatz abzubringen, gebrauchte er diese List. Ich kenne Dich schon, edler Herr; Du wandelst auf zu frommen Wegen, um das Leben eines Menschen auf das Spiel zu setzen. Ich verstehe Dich schon!

Hierauf ging er in den Stall und schüttete seinem Polen doppeltes Futter vor. Du wirst bald tüchtig laufen müssen, altes, treues Thier! — sagte er dabei. — Morgen beginnt die Wallfahrt von neuem, darum stärke Dich zu dem langen Ritt.

Als er am Morgen aufstand, seinen Gaul besorgt und Alles zu seiner Abreise bereitet hatte, ging er nach Georgs Wohnung, dort Lebewohl zu sagen. Zuerst traf er Otto, von dem er sich nur mit Rührung trennte; denn er liebte den jungen, stürmischen Mann wahrhaft. Wir treffen uns doch wieder, — sagte er — denn Ihr könnt nicht lange unthätig bleiben, und da zieht es Euch zu dem Markgrafen, der Euch gewiß Euern thörigen Streich vergeben wird. — Also auf Wiedersehen! — Dann empfahl er sich Georg und Marien und suchte den Harfner auf, der sich im Garten an der Morgensonne erquickte.

Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen, da ich heute noch von hier will! redete er ihnan.

Schon heute? — sagte der Harfner. — Das überrascht mich. — Sind wir allein? fragte er ihn dann leise, und da Herr Dietrich es bejahete, bat er, sich neben ihn zu setzen. Lieber Herr! — begann er dann — Ihr habt Euch so gern mit dem alten Blinden unterhalten, habt ihm so viel Zutrauen gezeigt, ihm so Manches aus Euerm Leben erzählt und wohl hier und da Euer Herz ihm aufgeschlossen, so daß ich wahrhaftigen Theil an Euch nehme. Dies zwingt mich, ein freimüthiges, aber ernstes Wort mit Euch zu reden; darf ich es?

Thut es nur! erwiderte Herr Dietrich.

Ihr habt einen bösen Vorsatz gefaßt! — fuhr der Harfner fort — er ist mir aus so Manchem, was Ihr mir gesagt habt, klar geworden. Ihr meint, die Treue zu Euerm alten Herrn verlange dessen Ausführung: aber verzeiht, Herr! ich begreife nicht, was Eure Treue bis zu solch furchtbarem Grade genährt haben kann. Der Kurfürst Johann Friedrich hat Euch nie sein besonderes Vertrauen geschenkt. Ihr sagtet mir selbst, er sei oft, Eurer wenigen Gottesfurcht wegen, ungnädig gegen Euch gewesen, Doktor Luther allein habe Euch am Hofe das Wort geredet und Ihr selbst wäret nicht immer mit dem lauen Betragen Eures Herrn zufrieden gewesen. Was ist es denn, das solche furchtbare Treue in Euch geweckt und erhalten hat, so daß Ihr meint, Ihr müßtet beides, Seel' und Leib, Euerm Herrn opfern? Dankbarkeit kann es nicht sein, persönliche Neigung scheint es mir auch nicht; erklärt mir das Räthsel; denn so wie ich Euer Verhältniß erkenne, fänd' ich auch nicht die leiseste Entschuldigung für eine böse That.

Herr Dietrich schwieg lange und bedachte sich, ehe er antwortete; endlich begann er: Da Ihr einmal in die Tiefe meines Herzens geschaut habt, so will ich Euch auch mein Innerstes nicht länger verbergen. Hört mich an.

Ihr habt Recht, wenn Ihr vermuthet, daß weder ich bei dem Herrn sehr in Gunst, noch er früher sehr in meinem Herzen gestanden hat. Mein auffahrendes, heftiges Gemüth konnte den duldenden Gleichmuth Johann Friedrichs nicht recht fassen, deßwegen tadelte ich manches an ihm. Mein geringer Glaube an die Fortdauer nach dem Tode und an eine vormundschaftliche Fürsorge des Himmels, die den Verstand und den freien Willen des Menschen unnütz macht, nahmen mir das Zutrauen des Herrn. Er sandte den Doktor Martinus an mich, mich zu belehren, mich auf die rechte Bahn zurückzuführen und der fromme Mann übernahm es auch gern; denn er war mir immer wohlgewogen, und oft saß ich Stunden lang bei ihm, disputirte mit ihm und sein kräftiges Wort drang tief in mein Herz. Ich sah wohl ein, daß mein Geist auf Abwege gerathen war, aber den rechten, festen, unerschütterlichen Glauben, selbst da, wo die Vernunft nicht mit einstimmte, der wollte mir nicht so recht kommen. Luther zürnte mir deßhalb nicht und meinte, die Wahrheit gewinne doch endlich den Sieg, und so würde es auch bei mir gehen; aber es ging nur langsam, desto schneller wuchs die Liebe und die Hochachtung für den würdigen, frommen Mann. Er ward mein Vorbild; denn in ihm war Kraft und That und furchtlos ging er seinen Weg.

Den Abend vorher, ehe er seine letzte Reise nach Eisleben antrat, saß ich in Wittenberg bei ihm auf seinem Studirstübchen. Katharina, sein Eheweib, brachte uns eben einen frischen Trunk Torgauer Bier und wollte sich zu uns setzen, er aber gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen, und als

wir allein waren, sah ich auf seinem Antlitz, daß er mir etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Lieber Dietrich! — sagte er zu mir — ich ziehe von hier und Gott weiß, ob ich wieder zurückkehren werde. Die Welt bedarf meiner nicht mehr, ich ihrer nicht, deßhalb können wir uns leicht trennen und so dünkt mich, mein Heimgang ist nahe. Wenn ich nicht mehr bin, wird hier Alles anders werden, der Landgraf wird so lange an dem Kurfürsten rütteln, bis er ihn dahin gebracht hat, das Schwert zu ziehen. Der Friede, der allein das Wort Gottes befördern kann, wird gestört und die Kriegsfurie bricht über dies fromme Land aus und wird es verwüsten.

Der Kurfürst hat viele Diener, aber wenige, die es treu mit ihm meinen; er ist ein gar frommer, aber ein unentschlossener Herr, der Alles gern der Weisheit Anderer überläßt, und kein Vertrauen zu sich selbst hat. Im Glück werden sie: Hosianna! vor ihm her singen, im Unglück werden sie ihn verlassen. Ihr aber werdet nicht gleich ihnen sein; denn seid Ihr auch kein gläubiges, so seid Ihr doch ein treues Herz, und so versprecht mir denn, Euerm Herrn treu zu bleiben in Noth und Tod, ihn nach Kräften bei Ehren und Würden zu erhalten, sollte es Euch auch Hab' und Gut, Blut und Leben kosten; gebt mir den Handschlag darauf! — Ich reichte ihm ohne Zögern meine Rechte, er drückte sie und sprach feierlich: Was zum Besten des Landes, zum Besten der Kirche ist, thut es und Gott wird Euch stärken und beschützen! — Und ich that den feierlichen Schwur, seine Worte zu befolgen, dann schieden wir. Er starb in Eisleben, Gott nahm ihn zu sich, mir aber blieb die Erinnerung an ihn und an mein Versprechen und der feste Vorsatz, es zu erfüllen.

Seit ich dem Kurfürsten in die Gefangenschaft gefolgt war, ward mir auch der Herr werther und ich sah ein, daß man, ohne mit dem Schwerte d'rein zu schlagen, auch als Dulder ein Held sein kann. Johann Friedrich's stille Ergebung, seine unerschütterliche Standhaftigkeit erweckten meine Bewunderung und ich sah, wo ich sonst nur Frömmelei, Muthlosigkeit und Unentschlossenheit erblickt hatte, den wahren Glauben, der uns über das Schicksal erhebt, den wahren Muth des Christen und die Standhaftigkeit, die nichts beugen, nichts erschüttern kann, und mein Herz hing nun mit Schwärmerei an dem Dulder, dessen Beispiel kräftiger auf mich wirkte als selbst die Worte Luthers. So ist die Treue mir geworden, die nichts erschüttern soll und die mich bis zum Tode begleiten wird!

Und glaubt Ihr, — unterbrach ihn der Harfner — daß Ihr durch eine böse That sie beweisen könnt?

Ja! erwiderte Herr Dietrich mit Zuversicht.

Ihr irrt.

Ich irre nicht! — rief der Krieger mit Feuer. — Verderben kann ich nur mich und was ist eine That ohne Opfer? Was das Verderben einer Seele gegen das Heil so vieler Tausende? — Und sagte nicht Martin Luther: „Was zum Besten des Landes, was zum Besten der Kirche ist,

das thut, Gott wird Euch stärken und schützen!" — Was opfere ich dabei als meinen Leib? Meine Seele übergebe ich dem barmherzigen Gott —

Dem Teufel übergebt Ihr sie! — kreischte Franzeska, die sich leise herbeigeschlichen hatte, hinter ihm und störte das Gespräch; auch Otto und Georg, die ihr gefolgt waren, traten herzu, und so konnte der Blinde sein Herz nicht weiter ausschütten und nur noch beim Abschiede Herrn Dietrich warnend sagen: Ihr geht einen gefährlichen Weg, lieber Herr, berathet Euch erst mit Eurem Gewissen, ehe Ihr handelt.

Herr Dietrich schied, durch diese Worte in seinem Vorsatze nicht wankend gemacht, aus dem Kreise dieser guten Menschen, bestieg seinen Klepper und trabte Frankfurt zu.

Auch Otto hielt es nicht länger mehr in Nürnberg. Die Fremde ließ sich fast nicht vor ihm sehen und die Versicherung Georgs, daß sie Hoffnung habe, bald in ihr Vaterland zurückzukehren, wo sie in dem Schooße ihrer Familie ihr stilles Leben beschließen wolle, war eben nicht geeignet, ihn zu bewegen, seinen Aufenthalt ihretwegen in Nürnberg zu verlängern. Er entschloß sich daher, die Reichsstadt zu verlassen und auf einige Tage zu seinen Aeltern nach Anspach und von dort nach Göttingen zum Herzog Erich zu ziehen, wo, wie er meinte, ein tüchtiger Krieger auch willkommen wäre.

Zwei Tage nach Herrn Dietrichs Abreise sagte Otto Marien und dem Harfner Lebewohl und zog nach Anspach, wohin ihn Georg, der dort eben Geschäfte hatte, begleitete. Unterwegs kam das Gespräch, wie natürlich, auf die fremde Dame.

Jetzt — sagte Georg — will ich Dir die Wahrheit gestehen, bis jetzt haben wir Dich in Rücksicht ihrer getäuscht. Sie ist, wie sie Dir gesagt hat, eine adelige Dame aus Steyermark, die gegen ihren Willen mit einem Manne vermählt ward, den sie nicht lieben konnte, der sie mißhandelte und, als die Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, so grausam war, sie als Mitschuldige anzugeben, weßhalb sie auch mit ihm nach der Ehrenberger Klause ins Gefängniß gebracht wurde. Hier theilte sie zwei unglückvolle Jahre mit ihm den Kerker, bis der Tod sie von dem Unmenschen, die Verbündeten sie aus ihrer Haft befreiten. Als die Klause genommen ward, rettete sie Herzog Georg aus den Händen der wüthenden Soldaten und gewährte ihr Schutz. Heimwärts durfte sie nicht, aus Furcht vor neuer Gefangenschaft, sie wußte nicht wohin, da bot ihr der Herzog den Aufenthalt in seinen Landen an, wo er für sie zu sorgen versprach. Sie nahm in der Noth das Anerbieten an und folgte ihm; aber ihre Abreise nach Mecklenburg verzögerte sich von Tag zu Tage, immer traten neue, vielleicht absichtlich herbeigeführte Hindernisse ein; denn der

Herzog hatte indeß Neigung zu ihr gefaßt und den Reizen der schönen Frau nicht widerstanden. Sie aber kämpfte lange gegen ihr Herz, dem die Liebe bis jetzt unbekannt geblieben war. Endlich aber gewann des Herzogs edles, schonendes Betragen das schon längst Befangene und so entspann sich nach und nach ein Verhältniß, das mehr der Freundschaft und der Dankbarkeit, als der Leidenschaft entsprang.

Nun, wahrlich! — lachte Otto laut auf. — Entweder Du hältst mich für sehr leichtgläubig, oder bist es selbst! Ein Weib, das mit ihrem fürstlichen Buhlen aus einem Feldlager in das andere, aus einer Stadt in die andere zieht und nach Monden als eine Heilige erscheinen will, muß uns überreden wollen, Gott habe Wunder an ihr gethan Behalte Dein Mährchen für Dich, Freund, Du rührst nur mein Zwergfell damit, nicht mein Herz.

Lache so viel Du willst, — erwiderte Georg — ich habe die Beweise in Händen gehabt. Nie war sie im Lager, nie wohnte sie mit ihm in einem Hause, das bezeugen die Briefe, die sie von ihm erhielt und in denen ich den Beweis ihrer Tugend sattsam gefunden habe. Wäre sie des Herzogs Buhlerin gewesen, warum hätte sie dem Markgrafen widerstanden?

Weiberlaune! — Aber bei den 11,000 Jungfrauen, die in dem alten Köln sämmtlich ihr Leben für ihre Tugend hingaben, so ein Fall ist mir noch nicht vorgekommen!

Ueberhaupt, werther Freund, scheint es, hast Du noch nicht vielen edlen Frauen auf Deinem Lebenswege begegnet und kennst sie noch wenig. Dein Ideal war kein Kind des Himmels, es war eine irdische, leichtsinnige Dirne — und nach ihr willst Du das ganze Geschlecht messen? — Auch muß ich Dich fragen, da unser Gespräch eben die Frage herbeiführt, willst Du wirklich noch Laurette aufsuchen, willst Du so Deine Kraft, Deine Zeit vergeuden?

Nein, Georg, das will ich nicht! — erwiderte Otto. — Schon im Lager vor Frankfurt that ich den Schwur, mich nicht mehr um sie zu kümmern und hätte mich die langweilige, steyermärkische Dame nicht verlockt, mein Rappe trüge mich heute noch zum Kampf vor die festen Wälle der Reichsstadt Frankfurt, statt jetzt nach dem stillen Vaterhause hinzutraben, wo ich nach dem ersten freudigen Willkommen nur ein eintöniges Leben erwarten kann. Ich glaube kaum, daß ich dort werde länger als einige Tage, und dies meiner Mutter zur Liebe, aushalten können. Alles ist mir dort zu enge und mein Vater gibt mir jeden Abend statt des Nachttrunkes, eine langweilige, christliche Ermahnung mit ins Bette.

Und ist Dir die Liebe Deiner Aeltern so wenig? fragte Georg.

Sie lieben mich und ich liebe sie von Herzen. Sollte ich für meinen alten Vater zehn Mal mein Leben wagen, ich thät es; für die Mutter wagte ich es hundert Mal mit Freuden. — Aber wie der Vogel, der dankbar sein Futter aus Deiner Hand empfängt und doch sein golden gegittertes

Haus für ein Gefängniß hält und die erste Gelegenheit, trotz Sturm und Regen, wahrnimmt, es zu verlassen, so geht es auch mir; das Vaterhaus beengt mich, ich kann nicht drinnen toben und lärmen wie ich möchte, mein Geist taugt nicht in die enge Werkstatt; denn müßte ich jetzt einen Becher verfertigen, so langweilte die Arbeit mich sicher mehr noch als sonst; denn ich dächte nicht an mein Werk, nur an den Wein, der darin perlen, oder an die rosigen Lippen, die aus ihm schlürfen würden und dann möchte ich den perlenden Wein trinken und die rosigen Lippen küssen, den Becher aber bei Seite werfen.

Georg schüttelte unmuthig den Kopf.

Du kennst mich ja, wie ich sonst war und mein Kriegleben und mein abenteuerlich Rennen hinter der Italienerin haben mich um nichts gebessert, vielleicht mir noch das Bischen Poesie, die mich, wenn auch auf Abwege, doch auf schönem Wege führte, genommen. Klarer sehe ich zwar jetzt ins Leben hinein, täusche mich nicht mehr so oft und verschönere mir nicht Alles mehr wie sonst; aber ich fürchte, damit bin ich um nichts gebessert.

Ich glaube kaum, daß ich Dir dazu Glück wünschen kann, — meinte Georg — ich weiß nicht, ob Du dabei gewonnen hast —

Ich fürchte dies selbst; — sagte Otto — aber seitdem ich mich ins thätige Leben geworfen und allen Träumereien abgesagt habe, ist es, als ob der Schwung meines Geistes eine ganz andere Richtung genommen habe.

Gebe Gott, daß er Dich nicht irre leitet! — sagte der bedächtige Georg und zeigte nach der Thurmspitze, die hinter der Höhe hervorragte. — Sieh'! da blickt der Thurm Deiner Vaterstadt herüber und begrüßt Dich, dahin sollte der Aufschwung Deines Geistes Dich führen. Wenn ich Nürnbergs Thürme von weitem erblicke, klopft mir immer das Herz lauter, die Sehnsucht wird stärker und ich möchte Flügel haben, um den kurzen Weg desto rascher zu beenden.

Otto lächelte, trieb aber sein Roß nicht weiter an und schien eben nicht von Sehnsucht beflügelt zu sein.

Bald gelangten sie nach Anspach, wo sich die Freunde trennten; denn Georg verweigerte es, die Gastfreundschaft von Otto's Aeltern in Anspruch zu nehmen.

Otto fand Alles im väterlichen Hause, wie er es erwartet hatte; eine zärtlich liebende Mutter, einen ewig schmollenden Vater, die alte Dienerschaft, wie vor Jahren, selbst der alte Haushund bellte ihn zum Willkommen so unfreundlich an wie sonst, so daß ihm das alte Einerlei schon an dem ersten Tage Langeweile erregte. Als Georg am dritten Tage auch die Stadt wieder verließ, hielt es ihn nicht länger und er bestieg am vierten sein Roß wieder und sagte seinem Vater Lebewohl, der, trotz seiner Abmahnung, es doch vielleicht gern sah, daß der unruhige Sohn sein Haus wieder verlassen wollte; denn er füllte seinen Seckel reichlich und mit den Spar-

pfennigen, die ihm die Mutter heimlich in den Mantelsack schob, konnte Otto gar sorgenlos seine Reise antreten.

So vergnügt er auch sonst zu sein pflegte, wenn er auf seinem wilden Rosse saß und er von Ort zu Ort einem freudigen Ziele entgegen trabte, so war er doch heute unmuthig. Es wollte ihm nicht recht behagen, einen neuen Herrn aufzusuchen und es trieb ihn immer nach Frankfurt in's Lager des Markgrafen; fast war er entschlossen, es zu wagen und ihm wieder unter die Augen zu treten, doch fürchtete er seine aufbrausende Hitze zu sehr und so ritt er denn langsamer, als gewöhnlich, den Weg nach Würzburg, wo er sich bestimmen mußte; denn dort trennte sich der Weg. Auch vermied er bedächtig, die Lande des Markgrafen Albrecht zu berühren und zog deßhalb nicht über Windsheim, sondern über Rothenburg.

Am andern Tage seiner Reise gesellte sich ein schlichter Reiter zu ihm, der auch nach Würzburg wollte. Es war ein Mann schon bei Jahren, der, wie er sagte, mancher Fehde, manchem Treffen beigewohnt hatte, und deßhalb Otto eine willkommene Unterhaltung war, wenn er ihm von den mailändischen Kriegen erzählte, die er zum Theil unter dem kaiserlichen Heere mitgemacht hatte. Unter mancherlei ähnlichen Gesprächen ritten sie in gutem Vernehmen neben einander, als sie durch Frauenthal, ein anspachisches Dorf, kamen und von hier einem Buchenwalde zuzogen, der am Abhange des Hügels lag.

Die Schwüle des Tages ließ sie eilen, den schattigen Wald zu erreichen. Hier sollten wir rasten, — sagte der Reiter — hier ist es kühl, der Wind weht hier erquickend, und seht doch! bei dem kleinen Bache unter der hohen Buche, da sitzen schon ein paar Mäde, und verzehren ihr kleines Mittagmahl. — Otto meinte zwar, in einer Herberge, die nicht mehr weit sein könne, wäre es doch bequemer, als er aber zwei muntere Gesellen unter dem Baume beim Becher sitzen sah, von denen der eine eine Laute neben sich liegen hatte, glaubte er auch, daß es sich hier gut rasten lasse, hielt sein Roß an, stieg ab, band es an einen Baum und hing ihm den Futtersack um, dann setzte er sich, seine mit gutem Wein gefüllte Kürbisflasche mit sich nehmend, zu den Andern.

Als er die munteren Gesellen näher betrachtete, die ihn mit wildem Gejauchze, den Reiter aber als einen alten Bekannten begrüßten, fand er sich nicht recht behaglich unter ihnen; die Zither hatte ihn verführt, er hatte geglaubt, es wären ein paar muntere Musensöhne, von Altorf oder Wittenberg, die hier vorbei zögen und mit denen sich wohl ein heiteres Gespräch anknüpfen ließe; bei näherer Betrachtung aber gewahrte er, daß es ein paar rohe Gesellen waren, die eher eine Axt oder das Schlachtschwert führen als die Zither spielen könnten, und die auf sein Begehren, ein Liedchen zu singen, hell auflachten, und ihn, den Becher reichend, einluden, mit ihnen zu trinken. Unter Wölfen muß man mit heulen! dachte Otto, trank und holte ein Stück frischen Schinken aus seinem Quersacke, ihn mit

seinen Genossen theilend, welche gierig aßen und tranken und sich wenig um die Unterhaltung kümmerten.

Der Reiter war indessen aufgestanden, auch seinen Theil zum frugalen Male herbei zu holen, als sich Otto plötzlich von zwei starken Armen umfaßt fühlte, und als er aufspringen und sich losreißen wollte, stürzten die beiden Gesellen über ihn her, so daß er, trotz seiner Jugendkraft, niedergerissen, gebunden und geknebelt wurde. Hierauf schleppten sie ihn tiefer in den Wald hinein, warfen ihn hier auf einen bereitstehenden bedeckten Wagen und jagten mit ihm davon.

Otto hatte hier Zeit, über sein Schicksal nachzudenken; denn es wurde Nacht und immer noch fuhr der Wagen, den, so wie er hören konnte, mehre Männer zu Roß begleiteten, in schnellem Trabe fort. Anfangs glaubte er unter Räuber gefallen zu sein, die ihn von der Landstraße abwärts nach irgend einem verborgenen Aufenthalte, ihn dort zu plündern, wohl gar zu ermorden, schleppen wollten; als es aber zu dämmern begann und der Wagen immer noch nicht hielt, schwand seine Besorgniß, aber eine andere trat an ihre Stelle, die Besorgniß, auf Befehl des Markgrafen gefangen worden zu sein. Aber bald fiel es ihm ein, daß dieser Fürst, der mit so wichtigen Dingen beschäftigt war, von seiner so schnell beschlossenen Reise keine Kunde haben könne, und der Gedanke, daß jemand, der mit der von ihm entführten Edelfrau in Verbindung stehe, ihm diesen Streich gespielt, stieg nun in ihm auf und wurde ihm wahrscheinlich. So beschäftigte sich seine Phantasie unaufhörlich, die Quelle seines Unglücks zu erforschen, als er bemerkte, daß der Wagen bergauf fuhr. Es mußte ein steiler Weg sein; denn kaum vermochten die müden Rosse ihn aufwärts zu ziehen. Jetzt hielt er; ein Thor rasselte auf, eine Zugbrücke rasselte nieder, ein zweites Thor öffnete sich, der Wagen fuhr langsam hindurch und hielt dann an. Drei Männer hoben ihn vom Wagen und trugen ihn, trotz seines Sträubens, eine kleine Strecke, dann eine Wendeltreppe hinab; eine eiserne Thür ging auf und schloß sich hinter ihm zu.

Jetzt lös'ten die Männer, während der eine die Lampe anzündete, seine Bande und er sah sich in einem Kerker; auch die Knebel wurden ihm abgenommen und er konnte wieder frei athmen und stand frei und ledig unter den Dreien, in denen er seinen Begleiter zu Pferde und die beiden Gesellen mit der Laute wieder erkannte. Der Zorn übermannte ihn, er schlug den Einen mit der Faust zu Boden, packte den Andern mit kräftigem Arme bei der Brust, der aber, während der Dritte schnell die Lampe auslöschte, sich von ihm losmachte und entwischte; nun hörte er die Thür öffnen und schnell wieder schließen und so glaubte er sich in der Dunkelheit allein. Aber bald, als er heftig auf und ab schritt, stieß sein Fuß an ein menschliches Wesen, das der von ihm zu Boden Geworfene sein mußte. Steh' auf! — rief er, noch immer seiner kaum mächtig, und schüttelte ihn unsanft — Steh' auf und beichte, wo ich bin und wer mich hat hierher

führen lassen, oder bei Gott! meine Fäuste sollen Dich erdrosseln! — Aber der Unglückliche lag beweglos auf dem Boden, rührte sich nicht und blieb stumm. — Nun, ich muß Dich derb getroffen haben — sagte er nun ruhiger; denn der Mann dauerte ihn — oder Du mußt ein weichlicher Wicht sein, daß ein Schlag Dir schon das Lebenslicht auslöschen konnte. — Nun, wer weiß, wie bald auch meine Stunde schlägt! — Da hörte er Tritte sich nahen, und bald darauf trat ein bejahrter Mann von stattlichem, edlen Ansehen, von mehren Bewaffneten und Fackelträgern begleitet, zu ihm ein.

Junger Mann! — sagte dieser — Ihr habt Euch ziemlich ungeberdig betragen, wie es wohl einem Gefangenen nicht ziemt, habt hier diesen Mann, der kaum aufzustehen vermag, zu Boden geschlagen und verdientet Züchtigung, doch weil Ihr sonst ein ehrenwerther Krieger seid, mag es Euch verziehen sein, jedoch betragt Euch künftighin anständiger, zähmt Euren Unmuth und gebt mir so die Gelegenheit, Euch Eure Haft zu erleichtern; denn ungern möchte ich sie Euch erschweren.

Auf wessen Befehl bin ich hier?

Hierüber muß ich schweigen. Nur das darf ich Euch sagen, daß Euch ein bequemes Lager und gut Essen und Trinken werden soll, wenn Ihr fein ruhig seid, aber eine strenge Behandlung zu erwarten habt, geberdet Ihr Euch noch einmal so unwirsch wie vorher. Bei diesen Worten grüßte er Otto freundlich und verließ ihn.

Dieser sah wohl ein, daß ihm sein Zorn hier nichts helfen würde, er war daher gegen den grämlichen Mann, der ihm sein Lager machte und Speise und Trank brachte, so freundlich als er es nur sein konnte und hoffte, dadurch den Stummen zur Sprache zu bringen; aber er blieb nach wie vor einsilbig und beantwortete keine der Fragen, die Otto an ihn that. So verstrichen mehre Tage, in denen er vor Ungeduld vergehen wollte; denn noch wußte er nicht, in wessen Gewalt er war und sich aus diesem tiefen Kerker zu retten, schien ihm unmöglich. Da schimmerte ihm am achten Tage eine neue Hoffnung entgegen; der Kerkermeister, das einzige Wesen, das er bisher gesehen, brachte ihm heute nicht die Speisen, ein alter Mann von listig freundlichem Ansehen ersetzte seine Stelle. Er wagte es, ihm ein Stück Geld in die Hand zu drücken, das dieser auch willig annahm und auf die Frage: in wessen Gewalt er sich befinde? antwortete: Das werdet Ihr noch heute erfahren.

Als er ihm am Abend sein Nachtessen brachte, erwiderte er bedeutsam lächelnd das Nemliche auf die nemliche Frage und hätte beinahe damit Otto zum Zorn gereizt, wenn diesem nicht die Vernunft gesagt hätte, daß er hier nur mit Freudlichkeit gewinnen, aber nichts durch Jähzorn erreichen könne. Er schenkte ihm wieder einige Heller, die der Alte anzunehmen nicht verweigerte.

So wenig Otto auch den Worten des alten Wächters Glauben beimessen konnte, so hatten sie ihn doch aufgeregt und seine Neugierde geweckt,

und als es schon spät war, ging er noch bei dem Scheine der Lampe nachdenkend im Kerker auf und ab und dachte an sein früheres Leben und was wohl die eigentliche Ursache seiner Gefangenschaft sein könne. Immer glaubte er, die steyermärkische Dame sei die Ursache und dachte er an sie, so ward er stets unwillig. — Ich Thor! — rief er unwillkürlich aus — daß ich mich um diese langweilige Schöne bemühte; so reizend sie ist, war sie doch nicht einmal werth, daß ich meinen Rappen ihretwegen sattelte und demungeachtet, wenn mich der Himmel aus diesem dunkeln Käfig erlöst, wird es nicht die letzte Thorheit sein, zu der mich die Weiber bringen —

Indem er dies sprach, rasselte das Schloß, die Thüre öffnete sich und statt des alten Mannes trat ein in den Mantel Vermummter herein.

Wollt Ihr mir vielleicht die Nachricht bringen, wer mich hier, wider alles Recht, gefangen hält? fragte Otto.

Statt Antwort warf der Vermummte den Mantel weg und Laurette lag in seinen Armen.

Du hier? — rief Otto, mehr erstaunt als entzückt — Dich finde ich hier?

Bin ich Dir nicht willkommen, Otto? — sagte sie, ihn ernst und scharf beobachtend und warf ein kurzes Schwert und ein Bündel, das sie unter dem Mantel getragen hatte von sich. — Bin ich Dir nicht willkommen, so sprich und ich gehe —

Habe ich Dich doch seit Monden aufgesucht und Dein Erscheinen sollte mir nicht willkommen sein? — sagte er feurig und schloß sie in seine Arme; doch mit dieser Umarmung trat die Scene mit Marie und wie er sie in den Armen des Markgrafen überrascht hatte, lebhaft vor ihn, er ließ sie los, sein glühendes Auge ward ernst und er fragte die überraschte — Laurette, in wessen Gewalt befinde ich mich?

In der meinigen! sagte sie kalt.

Und wer gab Dir das Recht, mich in diesen Kerker zu werfen? — Was führte Dich hierher? — Was wolltest Du in meinen Armen?

Ich suchte an Deiner Brust ein Herz von Liebe glühend, ich fand ein eitles, stolzes Herz! erwiderte sie, setzte sich auf den Sessel und schien mit etwas in ihrem Innern zu kämpfen.

Ich zürne Dir nicht, Laura, — nahm nach langem Schweigen Otto das Wort — nur —

Du zürnst mir nicht? — fuhr sie heftig auf. — Was kümmert mich Dein Zorn?

Deine Liebe will ich und ohne sie hast Du keinen Werth für mich. — Aber ich kenne Dich schon, Deine Sinnlichkeit vermag ich zu entflammen, Dein Herz verlangt eine Kalte, Heilige, Reine. Warum bliebst Du nicht bei des Mecklenburgers Geliebte? Sie war keusch wie eine Nonne, rein wie der frischgefallne Schnee und langweilig wie das Plätschern eines Springbrunnens, der ewig murmelt und doch nichts sagt.

Woher kennst Du sie? fragte er staunend.

O, Deine Heldenthaten sind bis zu mir gedrungen! — fuhr sie immer noch leidenschaftlich fort. — Während ich Dich in Kampf und Schlacht wähnte, vernahm ich, daß Du, eitler Thor, neben einem stolzen Frauenbilde einherzogest, der Du nicht einmal gut genug schieneſt, daß sie Dich zu ihrem Pagen angenommen hätte. Lässest Dich wie einen girrenden Tauber kirren, sie dem Markgrafen zu entführen und bist so thörig und fragst nicht einmal nach Deinem Lohn!

Wozu die Worte? — fuhr Otto auf. — Laß mich aus diesem Kerker ziehen und zwinge mich nicht, Dich zu hassen. — Ein stolzes, fast verächtliches Lächeln umzog hierbei Laurettens sonst so lieblichen Mund. — Glaubst Du, ich scherze? — rief er heftig. — Jetzt bist Du in meiner Gewalt, nicht ich in der Deinigen.

Thöriger Mann! sagte sie und auf ihrem Antlitze drückte sich zugleich Schmerz und Bitterkeit aus. — Wolltest Du mich mit Deinen Armen umfangen, wolltest Du mich fesseln, so umgarntest Du Dich selbst mit unzerreißbaren Banden, Herz an Herz, Brust an Brust, Lipp' an Lippe würde ich pressen, vor Sehnsucht würdest Du vergehen und in meinen Banden gefangen sein, nicht ich in den Deinigen —

Otto! — sagte sie dann, faßte seine Hand und ihr leuchtendes Auge ruhte glühend auf dem Seinen. — Es muß für mich ein sonderbarer Zauber in Dir liegen, der mich nur mit Widerstreben die Bande zerreißen läßt, die mich an Dich ketten, der mich bei dem Gleichmuthe, den Du mir zeigst, dennoch ewig nach Dir zieht. — Sie schwieg und bedachte sich einen Augenblick.

Nein! — rief sie — ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. — In jenem Bündel — sagte sie dann leise, als ob sie fürchte, gehört zu werden — findest Du den Anzug eines reisigen Knechts, wie sie ihn hier im Schlosse tragen, auch Stricke, den alten Wächter zu binden, wenn er Dir morgen Mittag Dein Essen bringt. — Hast Du dies gethan, so thue den Bart vor, der Dich unkenntlich machen wird, nimm seine Schlüssel, öffne die Kerkerthüre, öffne die andern Pforten, die Du verschlossen finden wirst, und gehe dann den Weg rechts, ja nicht links, er führt an ein kleines Pförtchen, das Dir geöffnet sein soll; es führt Dich auf einen zweiten Hof, wo Du das Thor des Schlosses vor Dir siehst. Geh' unerschrocken zwischen den Wachen hindurch und fragen sie Dich, wohin Du willst? so sage nur: In's Gasthaus zu der schönen Else! — Geh' dann eiligen Schrittes, doch nicht so, daß Deine Eile Verdacht erregen kann, immer den Berg hinab; am Fuße desselben wirst Du ein Roß finden, besteig' es, jage davon und meide des Markgrafen Lande.

Und Du? fragte Otto theilnehmend.

Ich bleibe hier.

Du willst mir nicht folgen?

Nein!

Aber bin ich in Deiner Gewalt, — fragte er plötzlich — warum diese Umstände? Warum befiehlst Du nicht, daß der Kerker sich mir öffne?

Kurzsichtiger! — sagte sie bewegt. — Durch Deine Sinne nur bist Du in meiner Gewalt, über Deine Freiheit kann ich nicht gebieten. Du bist in der Gewalt Markgraf Albrechts und dieser Kerker liegt im Schloßthurme des hohen Landsbergs. Der Markgraf vermuthete gleich, daß Du mit Deiner Dame nach Nürnberg ziehen würdest, er gab deßhalb dem Befehlhaber des Schlosses den Auftrag, Dich einzufangen, wo er Dich auch treffen sollte. Schon in Nürnberg stellte man Dir nach und beobachtete jeden Deiner Schritte, und so wurdest Du gefangen und hierher geführt. Ich erfuhr es, bereitete dem Kerkermeister einen Trank, der ihn auf's Siechbette warf, bestach den neuen Wächter, daß er mich zu Dir führte — doch wozu Dir dies sagen. — Thue wie ich Dir gesagt, geneset der Kerkermeister von seiner Krankheit, so vermag ich Dich nicht mehr zu retten; denn er ist unbestechlich und Du bist vielleicht für ewig hier begraben —

Die Zeit verstreicht, ich muß wieder herauf! brummte draußen der Wächter, mit den Schlüsseln rasselnd.

Gedulde Dich! — rief ihm Laurette im befehlenden Tone zu. — Verbirg' die Kleider und das Schwert — wandte sie sich dann zu Otto — und thue, wie ich Dir gesagt, und nun leb' wohl! — Sie schritt nach der Thüre.

Laurette! bat Otto, sie zurückhaltend.

Nun? — Was willst Du von mir?

Begleite mich; denn ohne Dich —

Wäre Dir die Welt eine Einöde und das Leben nur ein tückischer Traum? — fiel sie ihm spöttisch in die Rede. — Otto, Deine Liebe hatte einst Werth, hohen Werth für mich, Deiner Dankbarkeit aber, vielleicht gar Deinem Mitleide, mag ich nichts verdanken.

He, Alter, schließ auf! — rief sie jetzt, und als Otto sie liebend umfing, sie noch einmal bat, ihn zu begleiten, trat der Alte ein. Laurette entwand sich seinen Armen. — Gute Nacht! lispelte sie ihm zu und entfernte sich schnell.

Als die Riegel der Thüre hinter ihr rasselten, er sich wieder in dem düstern Kerker allein sah und das Mädchen in ihrer lockenden Schönheit noch lebhaft vor ihm stand, da schalt er sich einen Thoren, daß er sie, die es so treu mit ihm meinte, so kalt behandelt habe. Die fast verloschene Gluth flammte von Neuem auf, alle seine Vorsätze waren hin und er hätte beinahe den Entschluß gefaßt, Laurettens Rath nicht zu befolgen, im Kerker zu bleiben, um nur in ihrer Nähe zu sein, bis sie ihm auf seiner Flucht zu folgen versprechen würde; aber die furchtbaren Worte: Du bist vielleicht für ewig hier begraben! erinnerten ihn an seine Pflicht. Er verbarg die Kleider und das Schwert und nur an seine Freiheit, nur an Laurette gedenkend, schlief er endlich ein.

Als der Alte ihm am Morgen das Frühstück brachte, überlegte er genau, wie er den Streich am besten ausführen könne. Der Alte war ein schwacher, hilfloser Mann, ihn zu überwältigen, war leicht; nur sträubte sich sein Gefühl dagegen, ihn zu binden, aber zu seiner Rettung schien es ihm nothwendig und daher, als am Mittage ihm der Alte die Speisen brachte und ihn gar freundlich einlud, sich es wohlschmecken zu lassen, packte ihn Otto, warf ihn nieder und band ihm, trotz seines Sträubens, Arme und Beine.

Ist das mein Lohn? — jammerte nun der Alte, während Otto sich umkleidete. — Mein Lohn, daß ich so freundlich und menschlich mit Euch umging, daß ich so viel wagte, Euch ein angenehmes Stündchen mit der Jungfrau zu verschaffen? — Pfui, schämt Euch, Herr! Das ist nicht edel von Euch gehandelt.

Otto dauerte der Alte, er theilte die Sparpfennige der Mutter mit ihm, nahm aber dennoch die Schlüssel, öffnete seinen Kerker und schritt rasch die Treppe hinauf. Noch drei Thüren hatte er zu öffnen, ehe er in's Freie gelangte; hier aber hatte er vergessen, ob er links oder rechts gehen sollte, doch besann er sich nicht lange, überließ es dem Zufall, der ihm günstig war, fand das Pförtchen und befand sich bald auf dem zweiten Hofe, wo er den Haupteingang des Schlosses vor sich sah. Getrost ging er darauf los, obgleich eben die Wache sich in der Mittagsonne wärmte und die Schildwache ihn in's Auge faßte.

Wohin, Kamerad? fragte ihn, als er eben an ihnen vorbei gehen wollte, einer von ihnen, ein junger, kecker Bursche.

Zur schönen Else in's Gasthaus! erwiderte Otto, so wie ihm Laurette befohlen hatte.

Daß Dich das Wetter! — rief der Söldner und trat ihm in den Weg. — Weißt Du nicht, daß das mein Liebchen ist und ich um sie freie?

Was kümmert das mich? — erwiderte Otto besonnen. — Freie so viel Du willst, ich gönne es Dir, gönne mir nur das gute Bier, das sie schenkt.

Fange keine Händel hier an, Rudolph, — sagte jetzt der Rottmeister, hinzutretend — und Du geh' Deiner Wege.

Otto ließ sich dies nicht zwei Mal sagen, ging rasch über das Bret, das neben der aufgezogenen Brücke für die Fußgänger gelegt war, und eilte, so schnell es sich thun ließ, den Berg hinab, wo er schon von fern einen Landmann mit einem Rosse halten sah.

Setzt Euch auf — sagte dieser — und reitet nach jenem Büschchen, Herr, aber ja keinen andern Weg.

Otto gehorchte, sprengte nach dem Busche und — fand Laurette.

Komm! — rief sie ihm entgegen — Komm, ich folge Dir durch's Leben!

Dies sagend, sprengte sie voran, Otto folgte und in einer kurzen Stunde waren sie im Würzburger Lande in Sicherheit.

Dietrich von Karras war indessen bei dem Markgrafen eingetroffen und stattete ihm Bericht von seiner mißglückten Unterhandlung ab. Ich habe nichts Anderes erwartet; — erwiderte der Fürst, mehr verdrießlich als aufgebracht — der gute Kurfürst hat mit dem Himmel ein Bündniß geschlossen und glaubt nun, jedes irdische sei ketzerisch. Mir kann es gleich sein, wenn er mit dem zufrieden ist, was sie ihm aus Mitleid ließen. Geht es nicht nach Osten, ziehe ich nach Westen.

Aber dort hauset Moritz von Sachsen nicht! — meinte der Alte.

Das weiß ich ohne Euch! — fuhr der Markgraf heftig auf; denn jeder Widerspruch machte ihn leicht ungeduldig — Aber doch werden wir uns mit der Zeit treffen. Wollt Ihr nicht mit, so ziehet heim, oder bleibt; ich lasse Euch in Friede gehen, behalte Euch aber auch gern, das heißt, zum d'reinschlagen, nicht zum d'reinreden, das liebe ich nicht. Beherziget diese Lehre und glaubt nicht, daß sie im Bösen gesagt ist. Ich will Euch wohl, Ihr seid ein alter Haudegen, der sich vor einem Dutzend auf ihn gezückte Schwerter nicht scheut, und solchem bin ich immer gewogen. — Indem er dies sagte, reichte er ihm die Hand, die Herr Dietrich auch ohne Widerstreben treuherzig ergriff.

Nun sagt mir, — fragte er nach einer Weile — ist Euch nicht auf Eurer Fahrt nach Nürnberg Euer ehemaliger Reisegefährte Otto aufgestoßen? Ich vermuthe, er hat den Weg dorthin genommen und sich zu den Reichsbürgern geflüchtet.

Ich begegnete ihm vor Nürnberg.

Mit einer Dame? fragte der Markgraf rasch.

Ja, gnädiger Herr! —

Wart Bursche! — fuhr er auf und ging pfeifend im Zelte auf und ab — Deine Frechheit sollst Du mir theuer büßen. Mein Hauptmann auf dem hohen Landsberg hat schon die nöthigen Befehle erhalten! — wandte er sich wieder zu dem Alten — Sicher bekomme ich den Fant in meine Gewalt; denn sein unruhiger Geist hat nicht lange an einem Orte Ruhe; dann will ich ihm wohl Ruhe schaffen.

Gnädiger Herr! — nahm der Alte das Wort — ich glaube, er bereuet jetzt schon seinen Fehler.

Was kümmert mich seine Reue? Es ist ein frecher Bursche, der nun schon zum zweitenmale — — Doch wie nahm sich das Weib gegen ihn?

Kalt wie eine Decembernacht!

Der Markgraf lachte laut auf. Das gönn' ich ihm! — Im Grunde — fuhr er beruhigter fort — hat er mir eben keinen bösen Streich gespielt; ich hätte mich doch nur mit der Närrin gelangweilt —

In diesem Augenblicke wurden Abgesandte der Stadt Frankfurt gemeldet. Der Markgraf befahl, sie einzuführen und gab dem von Karras ein Zeichen, sich zu entfernen; gleich darauf traten zwei Rathsherren ein. —

Nun, habt Ihr Euch eines Besseren besonnen? — redete der Markgraf sie barscher an als es ihm um's Herz war; denn die Belagerung zog sich in die Länge und begann ihn zu langweilen — Seid Ihr hier, wegen der Uebergabe mit mir zu unterhandeln?

Dies nicht, gnädiger Herr! — nahm einer der Rathsherren das Wort — Nie wird sich die Stadt unter solchen Umständen ergeben; noch sind Wall und Mauer fest, noch schweigt unser Geschütz nicht vor dem Euren, und des Kaisers Majestät ist von Augsburg mit dem Heere zum Entsatze im Anzuge; aber demungeachtet wollen wir, fernerem Blutvergießen Einhalt zu thun, Euer fürstlichen Gnaden eine erkleckliche Summe bieten, wenn Ihr abziehen und unsere Stadt ferner nicht mehr mit Euerem Kriegheere molestiren wollt. Wir sind deßhalb hierhergesandt —

Und was bietet Ihr? — fragte der Markgraf gespannt.

Hunderttausend rheinische Gulden und dem Heere einen dreitägigen Sold.

Seid Ihr toll? — fuhr sie der Markgraf an — Wenn ich mein Geschütz nach Eueren Waarenlagern richten wollte, thät' ich Euch in einem Tage mehr Schaden als Ihr mir für den Abzug bietet.

Und welchen Nutzen hättet Ihr dann davon? — erwiderte der Rathsherr mit bescheidenem Freimuthe — Bedenkt, gnädiger Herr, daß wir eine deutsche Stadt und Eures Glaubens sind; verfahrt nicht ungerecht gegen uns, die wir keinen Theil an Eurer Fehde haben und nur durch die kaiserliche Besatzung gezwungen wurden, Euch von unseren Wällen mit Gewalt abzuhalten. Bedenkt dies und auch, daß Eure Verbündeten abgezogen sind, Ihr allein steht und das kaiserliche Heer im Anmarsche ist.

Dem bin ich gewachsen! — sagte der Markgraf ruhiger als er sonst bei dergleichen Unterhandlungen zu sein pflegte. Plötzlich that er die sonderbare Frage an die Abgeordneten: Glaubt Ihr meinen Worten?

Die Rathsherren verneigten sich und wagten nicht zu antworten.

Vertrauet Ihr Herren von Frankfurt fest auf mein Wort? wiederholte er.

Jedem Ehrenmanne muß sein Wort heilig sein, wie viel mehr einem Fürsten! erwiderten sie.

So hört meine Vorschläge, von denen ich Euch mein Wort gebe, daß ich keinen Deut nachlasse. Bedenkt dies; sagt ja oder nein und feilscht nicht weiter! Gebt meinem Heere einen vierzehntägigen Sold, mir zweimalhunderttausend Gulden, eine ganze, zwei halbe Karthaunen, zwei Feldschlangen und zehn Centner Pulver, und ich verspreche, den nemlichen Tag, an dem dies gezahlt ist, abzuziehen.

Gnädiger Herr! — erwiderten die Rathsherren, welche, wie es schien, die Forderung nicht überraschte — so weit geht unsere Vollmacht nicht; wir wollen jedoch Euer Verlangen der Stadt vortragen und morgen sollt Ihr Entscheidung haben.

Sie laute aber: Ja oder Nein! — sagte der Markgraf — Nicht einen Heller lasse ich nach!

Unsere Antwort wird bestimmt sein! erwiderten sie und entfernten sich.

Markgraf Albrecht war an der Eroberung von Frankfurt nichts mehr gelegen. Der Kaiser rückte mit einem bedeutenden Heere, das in Mailand und Neapel geworben war, heran, von den Niederlanden führte ihm der Marquis von Marignan 18,000 Mann zu, so daß Markgraf Albrecht, der diese Rüstung nicht so rasch beendet glaubte, sich zwischen den beiden anrückenden Heeren befand. Zwar war sein Heer durch die Hessen, Sachsen und Mecklenburger bedeutend vermehrt worden und es bestand aus 60 Fahnen Fußvolk und einer ansehnlichen Reiterei, aber vor Frankfurt mußte er aus seinem eigenen Seckel zahlen, deßhalb lag ihm daran, sobald als möglich über den Rhein zu gehen, die Bisthümer heimzusuchen und sich so Frankreich zu nähern, mit dem er noch verbündet war. Das Anerbieten der Frankfurter war ihm deßhalb willkommen und er erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag und die Antwort. Sie war befriedigend, seine Forderungen wurden bewilligt und das Heer bereitete sich zum Abzuge.

Mit banger Sorge sahen nun die fränkischen und rheinischen Bisthümer dem Augenblicke entgegen, wo der Markgraf ihre Länder überschwemmen würde. Jedes fürchtete, daß der Schlag ihn treffen würde. Am meisten war Würzburg und Bamberg in Sorge; denn, obgleich sie erst seit Kurzem durch schwere Aufopferungen sich den Frieden erkauft hatten, so lagen ihre Länder dem eroberungssüchtigen Fürsten zu gelegen und das kaiserliche Mandat, das die mit dem Markgrafen geschlossene Vergleiche für nichtig erklärte und ihnen befahl, die abgenommenen Aemter wieder zu erobern, konnte ihn leicht bewegen, ihnen zuvorkommen zu wollen; sie hatten daher wohl die meiste Ursache zur Furcht.

Aber diesmal zog das Unwetter an ihnen vorüber; der Markgraf setzte zwischen Mainz und Oppenheim über den Rhein, nahm Oppenheim mit Sturm und gab es der Plünderung preis. Dann rückte er vor Mainz, das ihm nach kurzem Widerstande die Thore öffnete, brandschatzte es, nahm den Kirchen ihre Schätze und ließ das fürstliche Schloß in Flammen aufgehen; überhaupt zeigte sich Markgraf Albrecht seit der Trennung von seinen Verbündeten viel härter als sonst und seine Völker hauſ'ten zügelloser als je. Es schien, als habe er kein anderes Besitzthum mehr als sein Heer.

Herr Dietrich, im Lager Kurfürst Johann Friedrich's gewohnt, neben der Kriegfurie auch die Menschlichkeit walten, den Soldaten auch im Krieglager singen und beten und die Prädikanten beim Heere eine einflußreiche Rolle spielen zu sehen, erstaunte nicht wenig über das Leben und Treiben in dem Heere des Markgrafen; zwar wurde auch Gottesdienst gehalten und die Feldprediger eiferten und ermahnten, aber niemand hörte auf sie. Der Markgraf selbst, der in einer Stunde mit beispielloser Härte dem friedlichen Bürger das Letzte nahm, in der andern einen Hilfbedürftigen, der sich an ihn wandte, gern und mit mildem Herzen unterstützte, betete fleißig, versäumte keinen Gottesdienst, aber sobald dieser geendet war, dachte er nicht weiter daran und hatte den Glauben, die Katholischen müsse man züchtigen. Anfangs wagte es Herr Dietrich freimüthig, dem Fürsten deßhalb Vorstellungen zu machen, der Markgraf lachte dazu, wenn er bei guter Laune war und gebot ihm bei schlechter, stillzuschweigen. Nach und nach sah der alte Krieger wohl ein, daß er schweigen und mit den Wölfen heulen müsse, sah dem wilden Treiben gleichgiltiger zu, hielt sich aber von jeder Unordnung fern.

Als das kaiserliche Heer sich dem Rheine näherte, verließ der Markgraf Mainz und zog abwärts nach Trier. Hier gaben die Kirchen und die reichen Stifte, die seit Sickingens Zügen von allen Krieglasten befreit geblieben waren, ihm sattsame Mittel zum Unterhalte seines Heeres; das Kriegsvolk hauf'te hier noch übler als in Mainz, und Furcht und Schrecken ging vor ihm her. Glücklicherweise war des Markgrafen Grundsatz: nie lange an einem Orte zu verweilen. Deßhalb verließ er Trier und während das Heer des Kaisers bei Landau und im Elsaß die schönste Zeit vergeudete, zog er in's Luxemburgische, trieb Brandschatzungen ein und rückte nach Lothringen, um dem französischen Heere näher zu sein, das der Herzog von Aumale an der Grenze zusammenzog, während sich sein Bruder, der Herzog von Guise, mit dem Kern des französischen Adels nach Metz geworfen hatte, dessen Eroberung der Plan des Kaisers zu sein schien.

Dieser rückte endlich aus dem Elsaß vor und schickte sich an, Metz einzuschließen. In dieser Zeit stand der Markgraf zu Pont a Mousson und beide Theile bewarben sich um seine Freundschaft. Mehr geneigt, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, als sich in die Arme Frankreichs zu werfen, sandte er seinen Kanzler nach Diedenhofen zu Karl V., zugleich aber auch einen Vertrauten an den Herzog von Aumale, von dem er, ehe er mit dem Heere zu ihm stoßen könne, die rückständigen, vom französischen Hofe versprochenen Hilfsgelder verlangte. Dietrich von Karras schickte er nach Metz, den Herzog von Guise zu täuschen und ließ ihn sogar ersuchen, des Markgrafen Belagerung-Geschütz in Metz aufzunehmen. So täuschte er die Franzosen, die sein Heer willig mit Lebensmitteln unterstützten, jedoch die Hilfsgelder zurückhielten. Endlich faßten sie Mißtrauen und auch mit Recht. Der Kanzler Straß hatte den Frieden für den Markgrafen im

Geheim mit Granvella abgeschlossen, in welchem der Markgraf versprach, dem Kaiser mit seinem ganzen Heere gegen Frankreich zu dienen, dagegen der Kaiser ihm erlaubte, in Frankreich so viel Brandschatzung einzutreiben als er nöthig habe, den rückständigen Sold seines Heeres zu bezahlen. Die Zahlung des Heeres, so lange der Markgraf mit ihm verbunden war, übernahm der Kaiser und sicherte diesem die von Würzburg und Bamberg gemachten Eroberungen zu.

Hierauf rückte Markgraf Albrecht in Frankreich ein, raubte und plünderte und König Heinrich war gezwungen, ihm ein Heer entgegen zu schicken. Hier kam es zu Unterhandlungen; der Markgraf versprach, sich zurück zu ziehen und that es auch, wobei ihm der Herzog von Aumale immer zur Seite blieb, der doch Plünderung und Erpressung nicht hindern konnte; bei Toul trieb ihn die Noth, seinen Soldaten, da er ihnen den Sold nicht zahlen konnte, die Erlaubniß zu geben, fünf Tage zu plündern.

Hierbei gerieth er doch in eine gefährliche Lage. Das Reichenbergische Regiment zu Fuß, das schon nach der Einnahme der Ehrenberger Klause gegen Kurfürst Moritz meuterirt und bei dieser Gelegenheit selbst auf ihn gefeuert hatte, nach dem Abschlusse des Passauer Vertrags aber aus des Landgrafen Dienste mit klingendem Spiele zu dem Markgrafen übergegangen war, empörte sich auch hier, verließ das Heer und zog mit Waffen und Bagage zu den Franzosen, welche hierdurch bewogen wurden, den Markgrafen, dessen ganzes Heer sie in Aufstand glaubten, anzugreifen. Das ganze Fußvolk weigerte sich auch wirklich, bei Annäherung des französischen Heeres, zu fechten und nur die Reiterei blieb dem Markgrafen treu. In dieser mißlichen Lage setzte er sich noch in der Nacht an ihre Spitze, überfiel das weit stärkere französische Heer, schlug es in die Flucht und machte eine beträchtliche Beute und nahm den Herzog von Aumale gefangen. In dieser Schlacht focht Dietrich von Karras dem Markgrafen stets zur Seite und rettete ihn aus der Gefangenschaft, da er im dichten Gedränge schon von den Feinden umringt war; Herr Dietrich ward aber hierbei schwer am Kopfe verwundet.

Als Markgraf Albrecht ihn am andern Tage besuchte, seines Muthes wegen lobte und ihn fragte: ob er denn keinen Wunsch habe, durch dessen Gewährung er sich doch in etwas dankbar gegen ihn bezeigen könne, erwiderte der Alte freudig:

O ja, gnädiger Herr! habt nur die Güte, meinem Reisegefährten Otto seine Thorheit zu verzeihen und wäre er in Eurer Gewalt, ihm seine Freiheit wieder zu geben.

Die hat er sich selbst genommen! — sagte der Markgraf lachend. — Der Zufall wollte, daß, als er gefangen wurde, man ihn auf die nemliche Veste in Verwahrsam brachte, die ich jener Italienerin, von der er Euch wohl erzählt haben wird, zu ihrem Aufenthalte, um sie seinen Nachforschungen zu entziehen, angewiesen hatte. Sie hatte dort völlige Freiheit

und benutzte sie, ihren Geliebten zu befreien. Ihr seht, Eure Bitte kommt zu spät; aber Euch zur Liebe will ich ihm auch diese neue Tollheit verzeihen; denn ich mag den wilden Burschen wohl leiden, wie ich überhaupt jedes tapfern Kriegers Freund bin und Eueren gestern bewiesenen Muth nie vergessen werde.

Eben als der Markgraf das Krankenzimmer verlassen wollte und schon an der Thüre war, kehrte er noch einmal um.

Dietrich von Karras! — sagte er — Sollte ich einmal in meinem Zorne heftig und ungerecht gegen Euch sein, so zeigt mir nur die Narbe auf Eurer Stirn und ich werde dann nicht vergessen, daß ich Euer Schuldner bin. Baldige Besserung! Und folgt mir bald in's Lager vor Metz.

Noch an dem nemlichen Tage zog er mit dem Heere vor Metz, wo er das Heer des Kaisers nicht in dem erfreulichsten Zustande fand. Karl V. hielt die Gicht in Diedenhofen zurück, der Befehl des Belagerungsheeres war unter den Herzog von Alba und den Marquis von Marignan getheilt; der Markgraf aber wollte unter Keinem von beiden stehen, und so nöthigte die Uneinigkeit der Heerführer den kranken Kaiser, sich in's Lager bringen zu lassen und selbst den Oberbefehl zu übernehmen.

Ganz mit dem Markgrafen ausgesöhnt, der ihm eine so mächtige Hilfe zugeführt, hatte sich dieser nun der Huld des Kaisers zu erfreuen. Granvella, Bischof von Arras, mit dem er immer auf einem guten Fuße gewesen war, bewilligte ihm Alles, was er nur verlangte, und seinem Heere fehlte es an nichts, wenn selbst das kaiserliche Heer zuweilen Mangel litt.

Aber bei alle dem hatte er keine Freude an der Belagerung, die nur schlechten Fortgang hatte. Marignan und Alba haßten sich; die spanische Bedachtsamkeit faßte selten einen raschen Entschluß, der noch seltener zur raschen That wurde; der Herzog von Guise vertheidigte sich mit Muth und Einsicht, der Winter rückte heran und nur die unermüdete Thätigkeit des Kaisers brachte es dahin, daß die Belagerungsarbeiten schnell bis an den Stadtgraben vorrückten. Nun ließ er die Stadt mit schwerem Geschütz beschießen, aber die ausdauernde Thätigkeit der Franzosen stellte Mauer und Wall bald wieder her und schwächten durch häufige Ausfälle das kaiserliche Heer. Ein strenger Winter trat ein, die Schildwachen erfroren auf ihren Posten, der Soldat konnte sich in seinem Hüttenlager nicht mehr gegen die Kälte schützen und es fehlte oft sogar an Lebensmitteln. Da beschloß der Kaiser einen allgemeinen Sturm, aber sein Heer weigerte sich, zu stürmen.

Habe ich denn keine Männer mehr um mich! — rief der erzürnte Monarch und gab, tief gebeugt, den Befehl, die Blagerung aufzuheben.

Der Markgraf, dessen Heer zwar viel gelitten hatte, aber doch noch in gutem Zustande war, deckte den Rückzug des Kaisers und nahm alsdann seine Winterquartiere im Trier'schen. Hier rüstete sich der ewig kriegslustige Fürst zu neuem Kampfe. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg hatten bei'm Kammergericht auf Zurückgabe der ihnen abgenommenen Aemter angetragen und dies dem Markgrafen den Befehl zugeschickt, sie den Bischöfen wieder zu übergeben. Er verweigerte, dem Ausspruche Folge zu leisten und war entschlossen, das Gewonnene mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

Hierzu bestimmten ihn hauptsächlich die mancherlei Erfahrungen, die er im Lager vor Metz gemacht hatte. Des Kaisers Gesundheit war geschwächt, sein Unternehmunggeist gelähmt; von ihm hatte Deutschland nichts mehr zu fürchten, nichts zu hoffen. Der Passauer Vertrag und die Belagerung von Metz hatten ihm vor den Augen der Welt den Nimbus der Macht genommen, der ihn bis jetzt umgeben hatte. Der Markgraf hatte den einst so stolzen Fürsten zu oft vom Schicksal tief gebeugt gesehen, um weder die Gewalt des Kaisers zu fürchten, noch auf seine Hilfe zu bauen; auf sich allein und auf sein Heer mußte er jetzt sein ganzes Vertrauen setzen; er glaubte es zu können und wies jeden ihm angebotenen Vergleich zurück und selbst die von dem Kaiser zu Heidelberg veranstalteten Friedensunterhandlungen, wo ihm Würzburg, Bamberg und Nürnberg bedeutende Summen zur Entschädigung boten, brach er, wohl in etwas seine Kräfte überschätzend, ab.

Wilhelm von Grumbach hatte schon von Baireuth aus die Feindseligkeiten gegen Bamberg begonnen, als der Markgraf aus seinen Winterquartieren nach Franken aufbrach. Bei Neustadt an der Aisch sammelte er sein Heer, rückte in's Bambergische ein, wo er den Grafen von Nassau bei Pommersfelde schlug und Bamberg und alle festen Städte und Schlösser des Bisthums, mit Ausnahme Forchheims, eroberte, die Reiterei der Nürnberger überfiel und sie sämmtlich gefangen nahm. Nach der Einnahme von Lauf und Altorf wandte er sich mit Blitzesschnelle nach Würzburg. —

Ueberall folgte ihm das Glück, aber auch überall standen neue Feinde gegen ihn auf, an deren Spitze sich König Ferdinand von Ungarn und der mit dem Könige auf das innigste verbundene Kurfürst Moritz stellte. Am thätigsten rüstete sich jedoch Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, des Markgrafen alter, unversöhnlicher Feind, und sandte seinen zweiten Sohn, Philipp Magnus, mit einem bedeutenden Heere, zu dem Moritz mehre Schwadronen Reiterei und zehn Fahnen Fußvolk stoßen ließ, den Bischöfen zur Hilfe. Von der andern Seite bedrängten den Markgrafen die Reichsstädte und der fränkische Adel, zu denen ein Haufen Böhmen gestoßen war, so daß Markgraf Albrecht der auf ihn eindringenden Macht nicht mehr gewachsen war. Da faßte er einen kühnen Ent-

schluß, den er eben so kühn ausführte. Er warf nach Schweinfurt und den eroberten Städten hinlängliche Besatzung und rückte plötzlich, während die Braunschweiger und Sachsen vor Schweinfurt zogen, unvermuthet durch den Thüringer Wald auf Erfurt, das bedeutende Brandschatzung erlegen mußte, verwüstete die Länder des Kurfürsten Moritz, schonte aber, auf Bitten Dietrich's von Karras, die Länder des Kurfürsten Johann Friedrich's auf das gewissenhafteste. Er hoffte vielleicht, ihn noch für sich zu gewinnen, allein der Kurfürst war seinem Vorsatze getreu, fortan in Frieden zu leben und blieb neutral.

Kurfürst Moritz, der all' sein Volk nach Franken gesendet hatte, war durch diesen Einfall in keiner geringen Verlegenheit. Er sammelte, was er noch im Lande hatte, und besetzte Leipzig, für das er am meisten fürchten zu müssen glaubte; allein der Markgraf durchzog mit der Brandfackel schnell sein Land, wandte sich plötzlich nach Niedersachsen, wo Herzog Erich ein Heer für ihn geworben hatte und überzog, nachdem die ganze Gegend, selbst die Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen gebrandschatzt waren, die Länder des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und zwang so seine Feinde, die Belagerung von Schweinfurt und anderer fester Oerter aufzugeben, seine Länder zu verlassen und ihm nachzuziehen.

In der Stadt Braunschweig angelangt, die ihn mit offenen Armen aufnahm, vereinigte er sich mit Herzog Erich und sandte Herrn Dietrich von Karras, den er in dieser Zeit auch als einen klugen und gewandten Mann hatte kennen gelernt, nach Wolfenbüttel zu dem Herzog. Nicht, daß er ernstlich dessen Freundschaft gesucht hätte, dazu war der Markgraf ein viel zu erbitterter, unversöhnlicher Feind des Herzogs, sondern bloß in der Hoffnung, ihn vielleicht für den Augenblick von des Kurfürsten Moritz Partei und den Bischöfen abzuziehen. Er übersandte ihm zugleich ein Abmahnschreiben des Kaisers, dem der Herzog stets treu und ergeben gewesen war, von der Fehde gegen den Markgrafen abzustehen. Der Herzog, eben so wenig geneigt zur Versöhnung als Albrecht von Brandenburg, war eben so listig und suchte Zeit zu gewinnen, da sein ganzes Land, außer Wolfenbüttel, von dem Markgrafen besetzt und sein Heer noch in Thüringen, die Hilfe der Verbündeten aber noch fern war. Er vertröstete Herrn Dietrich mit freundlichen Worten, hielt ihn von einem Tage zum andern in Wolfenbüttel auf und ließ ihn in der Herberge stattlich bewirthen.

Durch alles dies täuschte er aber den schlauen Alten nicht, der Wolfenbüttel bald verließ und nach Braunschweig zurückkehrte, seinem Herrn Bericht von seiner Sendung abzustatten; der Markgraf schickte ihn jedoch am nemlichen Tage wieder dorthin. Ihm war daran gelegen, durch diese Sendung das Mißtrauen der Verbündeten gegen den Herzog zu erwecken.

Eines Abends, als es schon zu dämmern begann und Herr Dietrich sich eben nach Hause begeben wollte, hörte er eine herrliche Stimme ein Liedchen singen. Da er den Gesang leidenschaftlich liebte, blieb er stehen und fragte einen Vorübergehenden: ob er nicht wisse, wer die Sängerin in jenem Hause sei?

Das ist gewiß das Weib des Fähndrichs von unsers Herrn Hoffahne! — erwiderte der Bürger. — Es ist eine Welsche und wird mit ihrem Gesange dem Lande wohl kein Glück bringen.

Und wie so? fragte Herr Dietrich.

Unsere Prinzen treten in die Fußtapfen des Vaters, der die Frauen liebte, wie Ihr wohl wissen werdet, und den Einen soll diese Sirene auch schon gefangen haben; uns dauert nur ihr armer Mann, ein schmucker, tüchtiger Bursche.

Aus Eurem Lande gebürtig? fragte der Alte schnell.

Nein! Erst kürzlich kam er mit seinem Weibe hier an — aber gute Nacht, Herr! Ich muß zu meinem Weibe, das, Gottlob! nicht singen, aber Treue bewahren kann.

Dies sagend, ließ der ehrsame Bürger Herrn Dietrich allein, der, ohne sich lange zu bedenken, in das Haus trat, der Stimme folgte und bald die Thüre des Zimmers öffnete, aus welchem ihm der Gesang entgegen tönte.

Bei seinem Eintreten schwieg die Dame.

Wer stört mich und tritt so frech bei mir ein? — fragte eine Frau, die vom Fenster aufstand und auf ihn zu kam.

Herr Dietrich, erst jetzt seine Uebereilung fühlend, sagte eben einige verbindliche, ihn entschuldigende Worte, als eine Nebenthüre sich öffnete und ein Mann, eine brennende Kerze in der Hand, eintrat.

Otto! rief der Alte.

Dietrich von Karras! — der junge Mann, ihn in die Arme schließend. — Seid mir willkommen! Sagte ich nicht wahr, wir fänden uns auf unserm Lebenswege wieder?

Aber als Feinde! — unterbrach ihn der Alte. — Ihr seid in Herzog Heinrich's Diensten — ich —

Was schadet das? fuhr Otto leidenschaftlich auf. — Begegnen wir uns im Kampfe, haut nur derb auf meinen Schädel, mir gleichviel —

Der Alte sah ihn verwundert an.

Ah! Gewiß Dein Reisegefährte, Otto, von dem Du mir so viel erzählt hast? nahm die Dame das Wort.

Ja, dies ist mein alter Freund, Herr Dietrich von Karras — und dies Laurette, mein Weib, von der ich Euch auch so mancherlei berichtet habe! erwiderte Otto und in jedem seiner Worte lag Unmuth und Bitterkeit.

Seid mir willkommen, Herr Dietrich! wandte sich Laura nun zu dem

Alten, der erst jetzt sie anzublicken wagte und gestehen mußte, daß er nun die Thorheit des jungen Mannes nicht mehr so streng beurtheilen könne; denn er fand sie schön und reizend. Das Benehmen gegen ihren Gatten war untadelig und voller Aufmerksamkeit: hingegen war jedes Wort, das Otto zu ihr sprach, scharf und verwundend. Dies beunruhigte den Alten, verleidete ihm den längeren Aufenthalt und bewog ihn, den Besuch abzukürzen. Laura bat ihn, bald wieder zu kommen, Otto nöthigte ihn nicht, länger zu bleiben, sondern warf seinen Mantel um und begleitete ihn.

Sie hatten beide den kurzen Weg bis zur Herberge schweigend zurückgelegt, als sie aber in Dietrich's Zimmer kamen, sagte dieser mit seinem treuherzigen Tone; Werther Freund, mit Euch ist es nicht mehr, wie es war! Euer brausender Lebensmuth ist hin, Eure freudlichen Worte sind verwundende Pfeile und das helle Feuer, das mir sonst mit so jugendlichem Uebermuthe aus Euren Augen strahlte, ist zur dunkelglühenden Flamme geworden. Was ist mit Euch vorgegangen?

Ich habe den Teufel so oft geneckt, — erwiderte Otto, Schwert und Baret mit Heftigkeit auf den Tisch werfend — daß er des Dinges endlich überdrüßig wurde und, meinen Uebermuth zu zähmen, mir das Weib in den Kerker sandte. Sie rettete mich, die alte Raserei, denn Liebe kann ich es nicht nennen, erwachte, die Dankbarkeit verlockte mich und ich war bald dem Teufel anheim gefallen. — Er hielt bei diesen Worten inne und schritt heftig im Zimmer auf und ab, dann sagte er: Wollt Ihr, daß ich weiter rede, so laßt Wein heraufbringen, damit ich die Galle, die mir die Erinnerung macht, hinunterspülen kann. Der Wein ist jetzt mein einziger Freund, mein einziges Labsal!

Das ist nicht gut! — meinte Herr Dietrich kopfschüttelnd, ließ jedoch Wein bringen und schenkte die Becher voll — Ich glaube, lieber Otto, — sagte er, ihm den Becher reichend — Ihr habt ohne den Wein wenigstens noch einen Freund behalten; setzt Euch zu ihm und erzählt mit Ruhe, was Euch begegnet ist, vielleicht erweckt das Mitgefühl einen guten Rath in mir.

Mir ist nicht mehr zu rathen! — fuhr Otto auf — Ich bin dem Unglück, dem Verderben geweiht —

Lastet eine Schuld auf Dir, Unglücklicher? fragte der Alte, vor der Antwort bangend.

Nein! Gott sei gedankt, nein! — rief Otto feurig — Ich büße nur meine Thorheit, nicht eine Schuld.

So ist noch nichts verloren! — sagte Herr Dietrich theilnehmend — So lange das Herz frei von Schuld ist, kann des Schicksals Pfeil es nur streifen, nicht durchbohren, wenn aber die Schuld die Geißel schwingt, wenn die That geschehen ist, dann — doch, — sagte er, eben so unruhig, wie Otto, auf und ab gehend — kommt, setzt Euch zu mir und theilt mir Euer Unglück mit, das ich, Eure Leidenschaftlichkeit kennend, nicht für so

groß halte, als Ihr es zu thun scheint. Kommt, Otto! setzt Euch zu mir, erzählt mir, wie es Euch bisher ergangen ist. Daß Euch Laura aus der Gefangenschaft befreiet, weiß ich durch den Markgrafen selbst, der Euch diesen Streich verziehen hat.

O, wäre ich bei ihm geblieben! — seufzte Otto und setzte sich, doch dauerte es lange, bis er sich entschließen konnte, seinen Kummer in Freundes Brust auszuschütten. Endlich begann er: Wir flohen vom Hohen-Landsberg nach Würzburg und schon hier ward Laura mein Weib; sie hatte mich mit ihren Liebesnetzen so fest umstrickt, daß ich nicht mehr entfliehen konnte. Ohne Abenteuer gelangten wir nach Göttingen, wo wir jedoch den Herzog nicht fanden, der eben auf der Erichsburg Hof hielt. Ich wollte mit meinem Weibe dahin, sie aber meinte: der Herzog sei, wie jedermann wisse, mit dem Markgrafen verbunden und werbe Volk für ihn, ich hätte zu befürchten, daß er uns an den Markgrafen ausliefere. — Ich Thor glaubte es und ließ mich bereden, mit ihr hierher zu ziehen, Dienste bei dem Herzog Heinrich zu suchen.

Und vergaßet dabei, daß Ihr dann gegen Euern alten Herrn fechten mußtet! — unterbrach ihn Herr Dietrich.

Meßt nicht meine Anhänglichkeit an den Markgrafen nach der Eurigen an Kurfürst Johann Friedrich. Mein Kriegsinn verehrt ihn; aber mein Herz spricht weiter nicht für ihn, überdies war ich in den Banden meines Weibes und that, wie sie es wünschte. Doch hört nur weiter und unterbrecht mich nicht, daß ich nur bald ende. Wir kamen hier an, ich zeigte mich dem Herzog, gefiel ihm, und da ich ihm sagte, daß ich im Dienste des Markgrafen gewesen sei, fragte er mich nach der Ursache, weßhalb ich ihn verlassen habe. Ich Thor gestand es ihm offen, er lächelte und stellte mich bei seiner Hoffahne an.

Nach einigen Tagen, als ich mit meinem Weibe im Garten des Schlosses lustwandelte, begegnete uns sein ältester Sohn, Carl Victor, ein schöner, rüstiger Mann, grüßte freundlich und ging, ohne sich weiter um uns zu kümmern, an uns vorüber. Wir begegneten ihm späterhin mehre Mal und er schien uns kaum zu bemerken. So vergingen Monate, ich lebte trunken von Liebe und glaubte, in den Armen meines Weibes der glücklichste Sterbliche zu sein; aber bald sollte ich enttäuscht werden. Einige hessische Reiter zogen bei uns ein, die, wie man erfuhr, eine schöne fremde Dame hierher begleitet hatten, welche auf dem Schlosse abgestiegen sei. Jedermann war neugierig, zu wissen, wer das wohl wäre; auch ich ging dem Schlosse zu, als ich meinem Hauptmanne begegnete, der mir sagte, daß ich zum Rottmeister ernannt und bestimmt sei, morgen eine fremde Dame nach Celle zu begleiten und sie dort dem Herzoge Ernst zu übergeben. Mir kam dies unerwartet und war mir unangenehm, doch mußte ich gehorchen und bat um die Erlaubniß, daß Laura mich begleiten

könnte. — Der Hauptmann schlug es ab unter dem Vorwande, die größte Vorsicht und Verschwiegenheit sei dabei nothwendig.

Ich kam mit dieser Trauerpost nach Hause und war nicht wenig erstaunt, Laura so gleichgiltig über die bevorstehende Trennung zu finden. Sie scherzte noch mit mir, daß ich doch immer vom Schicksal ausersehen sei, den Frauen als Begleiter zu dienen — Dieser Scherz verwundete mich und wir trennten uns am andern Morgen zum ersten Mal; zum ersten Mal, seit sie mein Weib war, war ich unzufrieden mit ihr.

Mit diesem Verdruß im Herzen hielt ich mit meinen Reitern auf dem Schloßhofe, die Dame erwartend, die auch nicht lange, von meinem Hauptmanne geführt, zu kommen säumte. — Nachdem ich nun die nöthigen Befehle und Briefschaften erhalten hatte, ließ ich den Wagen fortfahren und ritt mißmuthig, ohne mich weiter um die Dame und ihre Zofe zu kümmern, neben dem Wagen her.

Jedoch als wir, die Pferde zu wechseln, anhielten und uns mit Speise und Trank zu erquicken, bot ich ihr den Arm und führte sie der Herberge zu. Wie erstaunte ich, als sie mir sagte: Zum zweiten Mal bin ich Euch verpflichtet, Herr Otto, zum zweiten Mal führt Ihr mich der Freiheit entgegen! Sie warf den Schleier zurück und ich sah meine langweilige steyermärkische Dame, wo möglich noch schöner als je, an meiner Seite.

Ich kann Euch versichern, daß ich eben nicht bei ihrem Anblicke sehr erfreut war, was sie auch bemerken mochte; denn sie sagte lachend: Ihr scheint heute Euer Amt nicht mit so gutem Herzen zu üben, als da wir Offenbach verließen? — Wohl möglich! erwiderte ich trocken. Auch sie schwieg nun, und bis wir in Celle eintrafen, war dies unser einziges Gespräch. Dort erfuhr ich von ihr, daß Georg getreulich Alles für sie gethan und sich an den Kurfürsten Moritz gewandt hatte, der ihretwegen an den Herzog von Mecklenburg geschrieben und dort, nach dem früher geäußerten Wunsche Herzog Georg's, ihr eine Freistatt ausgemacht habe. Georg hatte sie nun auf Umwegen, um nicht die Lande des Markgrafen zu berühren, nach Würzburg geführt, von wo sie nach Kassel und von da nach Wolfenbüttel gebracht worden war. Sie schien mit ihrem Loose zufrieden, war heiterer als ich sie früher gekannt, und fragte mich sogar, ehe wir uns trennten: ob ich auch meines Versprechens noch eingedenk sei, das kleine Kreuz meiner Braut geben zu wollen? — Ich erröthete, denn ich hatte es nicht gethan, trug es auch nicht mehr und sagte ihr, daß ich Laurette zum Weibe genommen. Hierauf schwieg sie und behandelte mich seitdem kalt und stolz.

Mir war dies gleichgültig, meine Gedanken waren nur bei meinem Weibe. Oefterer wie je erinnerte ich mich ihres Verhältnisses zu Markgraf Albrecht und die Eifersucht ward in mir rege. — O Herr! das ist eine furchtbare Natter, die langsam aber schmerzvoll an unserm Herzen nagt. Sie zerstört alle Freuden, nimmt die Ruhe des Herzens mit sich und

bestieht unsere Phantasie, daß sie uns nur qualvolle Bilder schafft. Ich erinnerte mich jetzt, was man von Herzog Heinrich und seinen ältern Söhnen in Hinsicht ihrer Neigung zu den Frauen erzählte; es fiel mir auf, daß man mich eben gewählt hätte, die Fremde nach Celle zu führen; ich gedachte des Gleichmuthes meines Weibes bei unserer Trennung, in dem ich jetzt selbst eine geheime Freude erblickt zu haben glaubte. So quälte ich mich unablässig, es zog mich nach Wolfenbüttel zurück, und doch verzögerte sich meine Abreise von Tage zu Tage; denn ich konnte vom Herzoge Ernst meine Abfertigung nicht erhalten. Endlich durfte ich abreisen, ich kehrte zurück, mein Weib empfing mich zärtlich, meine Besorgniß schwand. Und doch fand ich späterhin, daß sie nicht ungegründet war. — Mir fehlen Beweise — aber in meinem Herzen fühle ich die Gewißheit — mein Weib ist mir ungetreu.

Ohne Beweise darf kein rechtlicher Mann das von seinem Weibe glauben! — unterbrach ihn Herr Dietrich — Argwohn kann Vorsicht erwecken, aber darf nicht die Handelweise des Menschen bestimmen. Es ist ungerecht gegen ein Weib gehandelt, wenn man ihr mißtraut, ehe man Beweise hat; habt Ihr diese, dann trennt Euch von ihr, bis dahin behandelt sie liebevoll.

Otto schwieg, stand auf und ging nachdenkend auf und ab, dann ergriff er sein Schwert und sein Baret und sagte zu dem Alten verdrießlich und kalt: Ihr habt nie geliebt, Ihr kennt die Qual der Eifersucht nicht. Deßhalb — was öffne ich mein Herz einem Manne, der das Gequälte nicht versteht? Lebt wohl! Er entfernte sich, und da Dietrich von Karras auch den andern Tag Wolfenbüttel verlassen mußte, sahen sie sich hier nicht wieder.

In der Umgegend von Braunschweig hatte Markgraf Albrecht indessen sein Heer versammelt und sich mit Herzog Erich vereinigt. Von hier aus durchzog er die Bisthümer Hildesheim und Minden und lebte mit seinem Kriegsvolke auf gewohnte Weise von der Beute, die er in den Landen der geistlichen Herren machte. Aber in Osten zog sich eine Wolke zusammen, der braunschweigische Prinz Magnus hatte eiligst die Belagerung von Schweinfurt aufgehoben und war nach Sachsen gerückt, der böhmische Kanzler, Herr von Plauen, stieß mit den Völkern des römischen Königs bei Nordhausen zum Kurfürst Moritz, der sich nun an die Spitze des vereinigten Heeres stellte. Späterhin vereinigte sich auch Herzog Heinrich mit ihm und die vereinigten Fürsten rückten nun über Einbeck nach Osterode, von wo aus König Ferdinand und Kurfürst Moritz dem Markgrafen förmlich den Krieg ankündigten.

In der Gegend von Minden überbrachte ein Herold des Kurfürsten dem Markgrafen die Kriegserklärung. Sogleich versammelte er die Offiziere seines Heeres und las ihnen das Manifest vor.

Bis hierher — sagte er dann zu ihnen — seid Ihr mir treulich gefolgt habt mit mir gedarbt und in Freude gelebt, Glück und Widerwärtigkeiten erduldet und seid gutes Muthes meiner siegreichen Fahne gefolgt. Jetzt hat sich Freund und Feind gegen mich vereinigt, selbst der römische König tritt gegen mich auf und ich werde vollauf zu thun haben, mir die Feinde alle vom Halse zu schaffen; denn es sind nicht ein Paar elende Bischöfe oder eine stolze Reichsstadt, der es gilt, es sind die mächtigsten Fürsten Deutschlands, die mir zu bekämpfen haben, und leicht könnte das Glück mich verlassen, doch der Muth wahrlich nicht! Deßhalb frage ich Euch, wollt Ihr unter meinen Fahnen auch den gewagten Kampf fortsetzen und mein Schicksal theilen? Oder wollt Ihr heimziehen und Euren alten Feldherrn verlassen? Sprecht ohne Scheu, ich gebe Euch mein fürstliches Wort: Wer mich verlassen will, kann mit den Seinen ungehindert ziehen, wohin er will!

Die Versammelten schwiegen.

Redet frei! — rief der Markgraf, schon ungeduldig werdend. — Wer hat Muth und Treue genug, Markgraf Albrecht von Brandenburg in der Zeit der Gefahr nicht zu verlassen? Der trete vor und schließe sich an mich an. — Und Alle traten vor, Keiner blieb zurück; sie schwuren dem Fürsten von Neuem unwandelbare Treue.

Da ließ der Markgraf den Herold rufen.

Ihr seht mich hier in der Mitte meiner Offiziere, — redete er ihn an — die mit mir Glück und Unglück theilen wollen; sagt dies Euerem Herrn, dem Kurfürsten, sagt ihm, er habe schon drei Mal mir sein Wort gebrochen, nun, so möge er es auch zum vierten Mal thun und kommen und sehen, was er ausrichten wird.

Hierauf beschenkte er den Herold und entließ ihn.

Markgraf Albrecht zog nun auf Hannover, musterte hier sein Heer und rückte dann gegen Braunschweig vor. Die vereinigten Fürsten, von seinem Anmarsche benachrichtiget, zogen ihm entgegen.

Als er am Nachmittage ganz allein in seinem Zelte saß und bei der Nähe des feindlichen Heeres wohl für sich den Plan zur nahen Schlacht entwarf, vernahm er einen Lärm vor dem Zelte und hörte eine ihm bekannte Stimme, die, trotz dem Abweisen seiner Diener, zu ihm eingelassen zu werden verlangte. Er trat heraus, zu sehen, was es gebe und war nicht wenig erstaunt, den Trabanten Otto zu finden. Verdrüßlich, in seinem Nachdenken gestört zu sein, war er schon Willens, ihn fortzuschicken, als ihm einfiel, daß er Fahnenträger der Hoffahne Herzog Heinrich's sei und nur eine bedeutende Ursache ihn hierher führen müsse. Er befahl, ihn einzulassen.

Wo kommst Du her, toller Bursche? — fragte er ihn barsch. — Was suchst Du hier? Suchst Du vielleicht den Galgen?

Ich habe meinen ehrlichen Abschied aus dem Dienste Eurer fürstlichen Gnaden, — erwiderte Otto keck — deßhalb fürchte ich den Galgen nicht.

Auch nicht, da Du mir eine Dame nach der andern entführtest?

Auch deßhalb nicht, gnädiger Herr! Ich komme, unter Eurer Fahne den Tod zu suchen —

Und kommst geharnischt wie ein Ritter? fragte der Markgraf, den stattlichen Mann mit Wohlgefallen anblickend.

Ja, gnädiger Herr, ich bin rittterlich gewaffnet und will auch ritterlich für Euch kämpfen. Erlaubt nur, daß ich mich Euch anschließen kann, vergeßt, was ich Euch gethan, vergebt meine Thorheiten und verstattet mir, daß ich mir morgen den Platz auswählen kann, wo ich fechten will.

Kommst Du von dem Heere des Herzogs?

Ja, gestern verließ ich Wolfenbüttel.

Sind die Fürsten vereinigt, oder zieht Herzog Heinrich allein mir entgegen, sein Land zu decken?

Die Fürsten sind alle mit ihrem Kriegsvolke beisammen, Kurfürst Moritz hat den Oberbefehl des Heeres.

Wie stark ist der Feind?

Drei und zwanzig wohlberittene Schwadronen und dreißig starke Fähnlein Fußknechte —

So sind sie mir an Reiterei überlegen! — sagte der Markgraf. — Aber was schadet's. Sie sollen mich finden! — Sage mir, Otto, fragte er plötzlich, sich nach ihm wendend und sein feuriger Blick heftete sich fest auf den Jüngling — wie kommst Du dazu, Du, den ich sonst nur als einen wackern Krieger kannte, am Vorabend einer Schlacht zum Ueberläufer zu werden? Das will mir sonderbar dünken und mir nicht gefallen. Ich möchte Dir fast nicht trauen —

Trauet mir, gnädiger Herr! — sagte Otto mit furchtbarem Tone. — Ich komme nicht freiwillig, Laura, mein Weib, sandte mich zu Euch.

Hast Du die Thorheit begangen, die zum Weibe zu nehmen, so bedarue ich Dich; — sagte der Markgraf verdrießlich — also sie schickt Dich zu mir?

Ja, Herr! Ich traf sie in den Armen des Prinzen Carl Victor, zog mein Schwert, ward entwaffnet und floh —

Das hätte ich Dir prophezeihen wollen! — meinte der Markgraf ziemlich gleichgiltig — Von solchem Weibe konntest Du nichts anderes erwarten. Schlage sie Dir aus dem Sinn!

Nein, gnädiger Herr! — rief Otto aufgeregt. — Sie soll vor mir stehen bei Tag und Nacht, ihr Bild soll mich in die Schlacht begleiten und so will ich ihn aufsuchen in den dichtesten Reihen und Rache an ihm nehmen.

Thue das! — sagte der Markgraf. — So rächst Du Dich auf edle Weise als ein braver Soldat. Ich will Dir einen Gesellen geben, einen

alten Jäger, der, wenn ich nicht irre, auch sein Netz nach einem Wilde ausstellen will.

Er rief einen Diener und befahl ihm, Dietrich von Karras herbei zu rufen.

Es ist Dein alter Reisegefährte, — fuhr der Markgraf fort — ein tüchtiger Kämpfer und ein geschworener Feind des Kurfürsten.

Aber statt Herrn Dietrich's kam der alte Oberhofmeister, Melchior von Schaumburg, herein, der gegen des Markgrafen Willen seinen Herrn auch auf diesem Zuge gefolgt war.

Gnädiger Herr! — berichtete er — Der von Karras ist nirgend zu finden. Noch ehe es zu dämmern begann, hat er sich in der schwarzen Rüstung, die ihr ihm verehrt habt, gewappnet, zu Pferde gesetzt und ist ohne Diener und ganz allein aus dem Lager geritten; niemand weiß, wohin. Man will ihn auf dem Wege nach Sivershausen gesehen haben. Bei dieser Nachricht fragte ich seine Diener aus, Keiner konnte mir Nachricht geben, ich trat hierauf in sein Zelt, durchsuchte es und fand dies Schreiben an Euch.

Er überreichte dem Markgrafen ein versiegeltes Papier, das dieser rasch aufbrach und las:

„Gnädiger Herr!

„So wie ich Euch und den Kurfürsten kenne, wird morgen die „Schlacht geschlagen werden, deßhalb verlasse ich Euch, doch nicht als ein „Eidbrüchiger. Ihr habt mir erlaubt, zu gehen, wenn es der Dienst mei„nes alten Herrn verlangt. Die Stunde, die mich abruft, hat geschlagen. „Sorgt nicht für mich, bleibt mir ein gnädiger Herr, so wie ich Gott bitte, „daß er mir ein barmherziger Vater sei.

Dietrich von Karras."

Daß Dich der Blitz träfe und Dich zu Asche brennte, alter Sünder! — rief der Markgraf wüthend und zerriß in seinem Zorne das Papier. — Warum Du mich verlassen hast, ahn' ich und kann es nicht mehr verhindern. — Sein zorniger Blick traf in diesem Augenblicke Otto. — Bin ich denn mit lauter Menschen dieses Gelichters umgeben?

Wie meint Ihr das, gnädiger Herr? unterbrach ihn Otto beleidigt.

Wie ich das meine? vorlauter Narr! — Doch ich that Dir unrecht! — sagte er dann sich besinnend und klopfte Otto freundlich auf die Schulter — Du bist ein braver Krieger, der seinem Feinde im Schlachtgewühle entgegentritt und ihm männlich steht. — Jener? — Doch ich kann dem alten Manne unrecht thun — der morgende Tag wird es lehren; aber wehe ihm, ist mein Verdacht gegründet!

Rufe mir den Schreiber! — befahl er nun Otto, ging pfeifend im Zelte auf und ab und wandte sich dann zu Herrn Melchior.

Der Kurfürst ist mein Feind, — sagte er in heftiger Gemüthsbewegung — ich hasse ihn, trotz einer alten Gewohnheit von Liebe, der ich nicht

ganz Herr werden kann, sein Tod müßte mir willkommen sein und träfen wir uns in der Schlacht, ich schonte ihn wahrlich nicht — aber durch Meuchelmord soll er nicht fallen.

Der alte Diener ergriff seine Hand, küßte und drückte sie an sein Herz. — Das war ein fürstliches, ein christliches Wort! sprach er, als der Schreiber eintrat.

Setze Dich und schreib! befahl der Markgraf.

„Ihr seid mein Feind, Kurfürst Moritz! — dictirte er — Aber mei„ner Ehre und unserer alten Freundschaft gedenkend, muß ich Euch warnen. „— Ein Mann in schwarzer Rüstung, hager und lang, ein fahles Roß „reitend, aussehend wie der Tod auf Albrecht Dürer's Bilde, sucht Euch „im Schlachtgewühle auf, um Euch zu morden; hütet Euch! — Morgen „treffen wir uns. Bis dahin möge Euch Gott in seine heilige Obhut „nehmen." Albrecht von Brandenburg."

Gebt diesen Brief einem sichern Trabanten, der sogleich das feindliche Heer aufsuchen und das Schreiben dem Kurfürsten übergeben soll! befahl er, und erst als er wußte, daß dies geschehen war, beruhigte er sich.

In dem vereinigten Heere, das unfern Peina im Lager stand, waren eben die Fürsten und Feldobersten zum Kriegsrath versammelt gewesen und hatten beschlossen, morgen mit Gott die Schlacht zu wagen und den Markgrafen, wo sie ihn auch treffen sollten, anzugreifen. Herzog Heinrich von Braunschweig, seine beiden ältesten Söhne, Carl Victor und Philipp Magnus, und der Herzog Friedrich von Celle waren bei dem Kurfürsten geblieben und er berathete sich insbesondere noch mit dem alten kriegserfahrnen Herzog, der schon so manchen Wechsel des Glückes erfahren, so manche Feldschlacht geschlagen hatte. Beide standen zum ersten Male als Freunde neben einander.

Mir ist es heute gar sonderbar, — nahm Herzog Heinrich das Wort, nachdem sie über die Anstalten zur morgenden Schlacht sich vereinigt hatten — daß ich Euer Liebden neben mir und meinen Söhnen sehe. Es sind kaum acht Jahre, da saßen wir zu Wibrechtshausen ganz anders neben einander, dort waret Ihr mein Fürsprecher bei dem Landgrafen, Eurem Schwiegervater, und ich mußte mich mit meinem Sohne ihm gefangen geben und heute sitzen wir freundschaftlich beisammen und überlegen, was zu unserm gemeinschaftlichen Wohl ist und doch kann ich mich nicht recht freuen.

Zweifelt Ihr an dem Siege? — fragte der Kurfürst.

Nein! erwiderte der Herzog — Ich vertraue der gerechten Sache, unserm Muthe und unserm Heere, das besonders an Reiterei dem Markgrafen überlegen ist, aber — ich kann mich nicht freuen. — Als ich Euch

vorhin mit meinem Vetter von Lüneburg und meinen beiden Söhnen vor mir sitzen sah, wollte es mich fast dünken, als sähe ich einen Todten zwischen Euch sitzen —

Vertrauet Gott und laßt Euch durch dergleichen Ahnungen nicht entmuthigen! — unterbrach ihn der Kurfürst — Wir Alle stehen in Gottes Hand; was er über uns in seiner Weisheit verhängt hat, muß geschehen, wir können es nicht ändern.

Ihr mögt Recht haben! — begann der Herzog — Ihr seid ein junger, rüstiger Herr, dem bis jetzt nur das Glück gelacht hat. In meinen Jahren aber und nachdem ich so viel traurige Erfahrungen in meinem unstäten Leben gemacht habe und so manche Ahnung mir mein Schicksal voraus verkündete, hat sich das feste Vertrauen auf mein Glück, aber nicht auf Ahnungen verloren. — Ich wollte, der morgende Tag, und ist es auch ein Siegestag, wäre vorüber. — Indem er dies sagte, trat ein Kämmerer des Kurfürsten ein und berichtete: daß draußen ein Trabant Markgraf Albrecht's mit einem Schreiben an Seine Kurfürstlichen Gnaden halte. Alle waren darüber erstaunt, am meisten der Kurfürst selbst. Sollte er vielleicht Anerbietung zum gütlichen Vergleich machen, — sagte er — so müssen wir ihn anhören —

Keinen Vergleich! keinen Vergleich mit Albrecht von Brandenburg! — rief der Herzog — Zu tief hat er mich gekränkt, mir zu wehe gethan! Und sollte ich allein gegen ihn ziehen — ich schlage!

Der Kurfürst lächelte. — Und doch fürchtet Ihr den morgenden Tag?

Ich fürchte ihn, aber die Gefahr, die mich bedrohen könnte, scheue ich nicht so sehr als Friede und Versöhnung mit dem Markgrafen! erwiderte der alte Fürst.

Führe den Trabanten herein! — befahl der Kurfürst — Das Schreiben dürfen wir wenigstens nicht unerröffnet zurückschicken.

Der Trabant trat ein, überbrachte das Schreiben, der Kurfürst erbrach, durchlas es schnell und sein Antlitz erheiterte sich. Sag' Deinem Herrn, — wandte er sich zum Trabanten — ich ließe ihm danken, nicht der Warnung wegen, die möchte wohl überflüssig sein, aber der alten Freundschaft wegen, die in diesem Schreiben sich ausspricht und die mir immer noch werth ist. — Hiermit entließ er ihn und befahl, ihn bis zu des Markgrafen Lager zu geleiten. —

Der Markgraf muß Euch gar Erfreuliches geschrieben haben, — nahm jetzt Herzog Heinrich das Wort — denn Euer ganzes Antlitz hat sich erheitert.

Les't, Vetter! — erwiderte der Kurfürst, ihm den Brief gebend — Der Herzog las, auch er lächelte, aber es war ein ganz anderes Lächeln. Wahrlich! — sagte er zum Kurfürsten — der grimmige Bär ist zum listigen Fuchse geworden. Erdichtet ein Mährchen, Euch zu kirren, spielt den Edelmüthigen und ruft Euch dabei die alte Freundschaft in's Gedächtniß.

Traut ihm nicht, er will Euch nur vorsichtig machen, Ihr sollt Euch den morgenden Tag mehr mit Euch als dem Heere beschäftigen, Euch keiner Gefahr aussetzen und deßhalb soll jede schwarze Rüstung Euch Verdacht erregen, das ist seine Absicht.

Ihr irrt Euch in dem Markgrafen, — unterbrach ihn der Kurfürst und seine Stirn umdüsterte sich — ist er auch ein rauher, herzloser, wilder Mann, wenn er des Feindes Land verheerend durchzieht, so hat er doch ein Herz, der Freundschaft offen, und ein redlich Gemüth, keiner unedlen Handlung fähig.

Wäre dem so, — nahm der Herzog das Wort — warum konnte er den Mann, der Euch nach dem Leben trachet, nicht in's Gefängniß werfen? Warum nicht wenigstens Euch seinen Namen nennen? Vielleicht hatte er die Nebenabsicht, zu erfahren, wo und wie unser Heer stände, der Ueberbringer ist vielleicht nur ein Spion? Wer kennt nicht die listigen Praktiken Markgraf Albrecht's?

Moritz widersprach nicht. Der Herzog konnte Recht haben, aber in der Brust des Kurfürsten sprach eine laute Stimme für den ehemaligen Freund. Jedoch als es Nacht wurde und er zur Ruhe ging, verließ ihn der Gedanke an den Ritter in schwarzer Rüstung keinen Augenblick und die ganze Nacht über stand die lange, hagere Gestalt, seinen Schlaf störend, vor ihm. —

Am frühen Morgen kam die Nachricht, der Markgraf ziehe längs dem Walde gegen Sivershausen und suche den Damm zu gewinnen, zu dem ein Hohlweg führt. Jenseit des Dammes war eine große, von zwei Wäldern begrenzte Ebene; sie hatte sich der Kurfürst, seiner Ueberlegenheit an Reiterei wegen, zum Schlachtfelde ausersehen. Ueberschritt der Markgraf den Damm, so blieb ihm, bei seiner größern Anzahl von Fußvolk, der Vortheil des Bodens, der hier mit Hecken und Graben durchschnitten war. Kurfürst Moritz gab deßhalb den Befehl, daß das Heer sogleich ausrücken und eilen sollte, den Damm zu gewinnen. Es gelang ihm auch, er erreichte ihn zuerst und rückte nun schnell mit der Reiterei vor, sandte den Oberst Krumsdorf voran, der mit zwei Fahnen meißnischer Landreiter und der Fahne des Rittmeisters Hotzfeld durch den Hohlweg zu dessen Vertheidigung vorrückte. Der Kurfürst folgte mit zehn Fähnlein Reitern, worunter die sächsische und braunschweigische Hoffahne war, dann kam das Geschütz von Herzog Heinrich, mit zehn braunschweigischen Fähnlein Reiterei gedeckt; das Fußvolk, das etwas zurückgeblieben war, traf erst später ein.

Als Markgraf Albrecht sah, daß er diesseit des Dammes schlagen müsse, bildete er schnell seine Schlachtordnung, ließ sein Geschütz auf einem Hügel auffahren, lehnte seinen rechten Flügel an den Wald, den linken an

ein Hölzchen, setzte sich für seine Person an die Spitze von fünf brandenburgischen Geschwadern und stürzte so auf die feindliche Vorhut. Ohne den Angriff abzuwarten, ohne einen Schuß zu thun, kehrten die Landreiter um, zogen des Hotzfeld's Fahne mit sich fort und ließen sich durch die Markgräflichen ohne Gegenwehr niederhauen.

Indessen ließ der Markgraf noch vier Fahnen vorrücken, zu der einen hatte sich Otto gesellt. Er sammelte nun seine Haufen und bildete schnell seine Schlachtlinie dem Kurfürsten gegenüber, der, als er die Seinen die Flucht ergreifen sah, ihnen entgegensprengte und Alles versuchte, sie zum Stehen zu bringen; aber sie hörten nicht auf ihn und jagten flüchtig davon.

Unmuthig ritt er zu seiner Reiterei zurück und ermahnte nun diese zur Standhaftigkeit, besonders seine Hoffahne, deren Fähnlein Herzog Friederich von Celle trug, redete er an und rief ihren Muth, ihre Treue auf. Mit lautem Gejauchze beantworteten sie die Rede ihres sieggewohnten Fürsten und schwuren, mit ihm zu stehen oder zu fallen; auch die braunschweigischen Reiter, an deren Spitze die beiden Prinzen hielten, zeigten gleichen Muth und so gab der Kurfürst das Zeichen, vorzurücken. Die Trompeten schmetterten, die Rosse wieherten freudig und mit lautem Kriegsruf trabten die Geharnischten vorwärts und zu gleicher Zeit, jedoch ohne große Wirkung, begann von beiden Seiten das Geschütz ein mörderisches Feuer.

Da, als er eben um seine Hoffahne herumbog, sah der Kurfürst in einiger Entfernung einen schwarzen Ritter langsam heranreiten, ganz so wie ihn der Markgraf in seinem Briefe beschrieben hatte; sein Anblick machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn und er wollte eben einige Diener hinschicken, ihn beobachten zu lassen, als Markgraf Albrecht, der bisher ruhig den Angriff abwarten zu wollen geschienen, plötzlich ansetzte und mit seinen Spießreitern in die Kurfürstlichen eindrang.

Aber grimmiger noch setzten die vier Schwadronen auf die Braunschweiger an. Ein Ritter in blanker Rüstung sprengte allen Andern voraus; er schien ein besonderes Ziel zu haben, das er zu treffen hoffte. Es war Prinz Carl Victor, der die Braunschweiger anführte und an seinem hohen, gelben Federbusche und seinem Tigerhengste leicht zu erkennen war. Als er den Ritter mit eingelegter Lanze auf sich zusprengen sah, setzte er sich sattelfest und faßte seinen Gegner in's Auge, der mit aufgeschlagenem Visir auf ihn eindrang. Des Prinzen gute Rüstung schützte ihn nicht; von des Feindes Lanze durchbohrt, ward er vom Pferde geworfen und sein Fall entmuthigte die Seinen, sie begannen zu wanken und die Markgräflichen drangen ein.

Aber auch bei Kurfürst Moritz war der Sieg zweifelhaft. Er mußte trotz des Handgemenges, das seine und des Markgrafen Schwadronen ganz aufgelöst hatte, sich in das größte Getümmel begeben, den Seinen

Muth einzusprechen. Hier focht er wie ein gemeiner Reiter und sein Beispiel belebte den fast gesunkenen Muth. Aber fast wäre sein Mühen vergebens gewesen, der Markgraf setzte zu wüthend auf ihn ein, die Markgräfliche Leibfahne, aus lauter Schützen bestehend, machte ein mörderisches Feuer, kaum konnte sich noch Freund und Feind im Pulverdampf erkennen, alle Ordnung war aufgelöst und das Gefecht war nur noch Mann gegen Mann. Hierbei hatten nun die alten, krieggewohnten Reiter des Markgrafen den Vortheil, da die Lanzen nicht mehr und nur Schwert und Pistole gebraucht werden konnten, und da noch sechs Fähnlein dem Brandenburger zur Hilfe kamen, begann des Kurfürsten Reiterei zu weichen. In diesem entscheidenden Augenblicke brach Herzog Heinrich mit seinen Schaaren hervor; er hatte den Tod seiner beiden Söhne vernommen und stürmte herbei, sie zu rächen, warf sich auf die anrückenden sechs markgräflichen Fahnen, die seinem Angriffe nicht widerstehen konnten, fiel den Schwadronen, die Markgraf Albrecht selbst anführte, in die Seite und entschied das Gefecht ganz zum Vortheil des Kurfürsten.

Zwei Fahnen markgräflichen Volkes, die sich wieder gesammelt hatten, stellten sich ihm noch einmal entgegen, brachen sich durch seine dichten Reihen, warfen Alles vor sich nieder, wurden zwar von der Menge umzingelt, machten sich aber Bahn durch die feindlichen Geschwader und schlugen sich nach Braunschweig durch; unter ihnen war Otto.

Der Kurfürst war eben im Verfolgen des fliehenden Feindes begriffen, als Klaus Barner dem Markgrafen drei frische Fahnen zuführte und diesen noch einmal den ungleichen Kampf zu versuchen bestimmte. Der Kurfürst rief seine im Verfolgen begriffenen Schaaren zurück, ordnete sie und noch einmal begann ein mörderisches Gefecht, noch einmal war Freund und Feind im wilden Gedränge durch einander, da traf in dem Augenblicke, wo das Gefecht sich von Neuem für ihn entschied und er den erbitterten Feind weichen sah, ein Pistolenschuß den Kurfürsten, der mit dem Ausrufe: „Mein Jesus, ich bin tödtlich verwundet!“ vom Pferde sank und den schwarzen Ritter, der, sein Visir aufreißend, sich ihm zu erkennen gab, neben sich erblickte. Der Unhold, den Augenblick der Bestürzung benutzend, drückte nun seinem wilden Gaule die Sporen in die Weichen, jagte davon und verschwand im Getümmel.

Noch donnerte die Schlacht; denn jetzt erst setzte das Fußvolk an einander und das Geschütz, das während des Reitergefechts hatte schweigen müssen, begann von Neuem, während Herzog Heinrich die fliehende feindliche Reiterei verfolgte, die, trotz den Drohungen und Bitten des Markgrafen, nicht mehr zum Stehen zu bringen war und sich auf die Straße nach Hannover zurückzog.

Während dem standen die kurfürstlichen Diener in tiefer Trauer um ihren Herrn, den man unter einen Baum gelegt hatte, wo die Wundärzte seine Wunde untersuchten und verbanden. Gott hat es über mich verhängt!

— sagte der Fürst unter unsäglichen Schmerzen zu den Umstehenden — Tröstet Euch, noch stehe ich in seiner Hand und es kann noch gut enden. Aber wie steht es um die Schlacht?

Auch das Fußvolk des Feindes weicht, — berichtete man ihm.

So wendet mich, — befahl er — daß ich den Feind im Auge behalte; denn der heutige Sieg ist wahrscheinlich meine letzte irdische Freude. — Da sprengte Herzog Heinrich herbei. Der Sieg ist unser, Alles flieht! rief er dem Verwundeten zu.

Gelobt sei Gott! — erwiderte der Kurfürst mit matter Stimme, dann reichte er dem Herzoge, der vom Rosse gestiegen war, die Hand. Armer Vater! — sagte er — Ihr seid mehr zu beklagen als ich.

Ja wohl arm! — murmelte der Herzog, tief erschüttert, vor sich hin — Meinem Stamme hat dieser Tag die schönsten Zweige genommen; was ihm noch bleibt, ist wenig! Wir haben den Sieg zu theuer erkauft! —

Hierauf gab er die nöthigen Befehle für die Pflege des Kurfürsten und ritt auf dem Wahlplatze umher, die Leichen seiner Söhne zu suchen. Er fand sie bald; der jüngere, Philipp Magnus, lag, von zwei Kugeln getroffen, unter einem Haufen Todter und Verwundeter, der älteste, Karl Victor, von einem Lanzenstiche durchbohrt, allein bei einem von Karthaunenkugeln zerschmetterten Eichbaume. Mit Heldenmuth ertrug er ihren Anblick, überwand den Schmerz, der sich seiner bemächtigen wollte, und gab die Befehle, sie nach Wolfenbüttel zu schaffen.

Glänzend war der Sieg, aber theuer erkauft. — Nach zwei Tagen starb auch Moritz von Sachsen, der größte Fürst seiner Zeit, der größte Fürst seines Stammes. Mehr noch hätte ihn die Mit- und Nachwelt bewundert, hätte er nicht auf Johann Friedrich's Trümmer die Größe seiner Macht gebaut.

Kaum waren einige Tage vergangen, so hatte der Markgraf schon wieder ansehnliche Haufen Fußvolk und Reiterei in Braunschweig gesammelt. Die Schlacht hatte er verloren, aber seinen unerschütterlichen Muth nicht. Heiter, als sei er bei Sieversshausen der Sieger gewesen, sammelte er die zerstreuten Schaaren und warb neue. Einen Karren habe ich umgeworfen, — sagte er zuversichtlich — einen Wagen will ich wieder aufrichten! Doch wollte er noch nicht dem Herzog Heinrich im offenen Felde begegnen und blieb vor der Hand ruhig in Hannover, wo seine Muhme, die verwittwete Herzogin, ihm alle mögliche Unterstützung zukommen ließ. Sein Haß gegen Herzog Heinrich war durch die verlorene Schlacht noch vergrößert worden und sein einziger Trost war, daß seine Feinde ihren Sieg so theuer hatten erkaufen müssen; auch der Tod des Herzogs Friedrich von Celle, der gleichfalls in der Schlacht geblieben war, kümmerte ihn

wenig, aber der Tod des Kurfürsten Moritz ging ihm zu Herzen. Zwar hatte er dadurch seinen mächtigsten Feind verloren, aber die alte Freundschaft war noch nicht in ihm erloschen, und da das Gerücht sich verbreitete, er sei meuchlings gefallen, so zweifelte er nicht, Dietrich von Karras sei der Mörder, und fürchtete, man könne ihm die Schuld beimessen.

Seit seinem Verschwinden aus dem Lager hatte niemand etwas von Herrn Dietrich gehört, niemand ihn gesehen, und trotz allen Nachforschungen wußte man nicht, was aus ihm geworden sei; auch von Otto hatte man keine Nachricht, als daß er mit den beiden Fahnen sich durchgehauen, aber auf dem Wege nach Braunschweig von ihnen abgekommen sei. Der Markgraf hielt Herrn Dietrich für todt und glaubte von Otto, daß er wieder nach neuen Abenteuern umherzöge.

Eines Tages, als er nur mit geringem Gefolge in dem Blumenauer Forste auf die Jagd geritten war, an der er heute weniger Antheil nahm, als er wohl sonst zu thun pflegte, ritt er mit Melchior von Schaumburg durch eine lange Wildbahn und sprach mit ihm vertrauenvoll von der Zukunft und wie er sich nicht von seinem ersten Unglücksfalle entmuthigt fühle, erst den Herzog züchtigen, dann nach Franken zurückkehren und dort sein Nest von dem bischöflichen Geschmeiße reinigen wolle; da sah er plötzlich einen Mann von seltsamen Ansehen auf sich zureiten, der, so wie er ihn erblickte, stutzte, dann aber seinem Gaule die Zügel schießen ließ, auf ihn zusprengte und dicht vor ihm sein Roß anhielt. Habe ich Recht gethan, Markgraf Albrecht? — rief der sonderbare Reiter dem Fürsten zu, ehe dieser noch den langen, hagern Mann erkannte — Hab' ich Recht gethan? — fragte er noch einmal und hob das gesenkte Haupt und sah mit verstörtem, stieren Blicke auf Markgraf Albrecht, der jetzt Dietrich von Karras in ihm erkannte, „Ha! Du hier?" ausrief und rasch sein kurzes Schwert zog.

Der Alte nahm bei dieser zornigen Bewegung des Markgrafen ruhig seinen Eisenhut ab. Spaltet nur den grauen Schädel! — sprach er — so sterbe ich doch einen ehrlichen Tod! — Aber der Markgraf, der schon den Arm gehoben, erblickte die Narbe auf des Alten Stirn und warf schnell sein Schwert in die Scheide. Du mahnst mich an mein Wort, — sagte er gelassener — diese Narbe rettet Dich. Ziehe hin, wohin Dich der Fluch von Tausenden treiben wird. Geh', packe Dich!

Markgraf Albrecht von Brandenburg! — sprach der Alte, den diese Worte tiefer verwundet hatten, als es das Schwert hätte thun können, und setzte dabei den Eisenhut wieder auf — Ihr ruft den Fluch Tausender über mich auf, weil Ihr glaubt, das Leben eines Menschen sei da oben in mein Schuldbuch eingetragen! — Wie viele Tausende hat Eure tolle Kriegwuth geopfert, von denen Ihr dereinst Rechenschaft geben müßt? Euch verfolgt der Fluch von Millionen!

Der Markgraf verlor bei diesen frechen Worten die Geduld, Herr

Melchior aber hielt den Ausbruch seines Zornes zurück. Laßt ihn ruhig ziehen! bat er.

Wohlgesprochen, alter Mann: — sagte Dietrich von Karras — Wohlgesprochen! Auch dem Sünder gebe man den Frieden mit auf den Weg. Auch ich rufe Euch zu: Ziehet hin in Frieden! — Ihr habt ihn nöthig hier und dort! Euren Fürstenhut laßt Ihr hier zurück, so wie Moritz seinen Kurhut zurücklassen mußte und ich meine Eisenhaube, und dort oben, sagte Doctor Martinus, sind wir Alle gleich vor Gott. Ziehet in Frieden! — Er grüßte, ließ seinen polnischen Klepper die Sporen fühlen, der dies verstand und in kurzem Trott an dem Markgrafen vorbeitrabte.

Hat mich doch noch keine Predigt so erschüttert wie dieses Wahnsinnigen Worte! — sagte der Markgraf, ihm lange noch nachsehend — Er mag wohl Recht haben! Mit dem Tode hat alle Herrlichkeit ein Ende, im Grabe findet auch mein unruhiges Gemüth endlich den Frieden, all' mein Kriegsruhm verhallt mit dem Sterbeliede, das sie über meinem Sarge singen, und von aller Beute, allen Erwerbungen nimmt der Mensch keinen Heller mit in's Grab und all' sein Mühen und Treiben war vergeblich! — Du hast Recht, alter Mann, ziehe auch Du in Frieden!

Dies sagend, stieß er in sein Hifthorn, befahl, die Jagd zu enden, und kehrte in ernster Stimmung nach Hannover zurück.

Als Herr Dietrich von Karras von dem Markgrafen wegritt, überließ er seinem Klepper, wohin er ihn führen wollte; denn er hatte sich kein Ziel gesteckt und wußte selbst nicht, welchen Weg er nehmen solle. Seit der Schlacht war er von einem Dorfe zum andern, von einer Hütte zur andern geirrt und wo er rastete, trieb es ihn wieder fort. Sein Geist war seitdem umdüstert und wenn er sich auch überreden wollte, er habe Recht gethan, konnte er doch die mahnende Stimme seines Gewissens nicht zum Schweigen bringen, und es jagte ihn wie einen Ausgestoßenen rastlos umher. Da hatte er, ohne selbst zu wissen, warum, den sonderbaren Entschluß gefaßt, den Markgrafen aufzusuchen. Vielleicht hoffte er, bei ihm Schutz zu finden; denn wohin er sich auch wenden wollte, mußte er durch die Lande Herzog Heinrich's oder der mit ihm verbündeten Fürsten und so war er in steter Furcht, in deren Hände zu fallen. Die Härte, mit der ihn der Markgraf aufnahm, hatte sein Innerstes noch mehr zerrüttet und er mußte nun, fluchbeladen, wie er glaubte, umher irren.

Sein Klepper nahm den Weg über die Leine, und trabte, so müde er war, dem Steinhuder See zu. Hier fand der Alte unfern des See's ein einsames, mit hohen Eichen umgebenes Bauerhaus, vor dessen Thüre eine junge Frau mit ihrem Kinde saß und die Spindel drehte. Er ritt auf sie zu, grüßte sie und fragte: ob sie nicht einem verirrten Krieger für die

Nacht eine Herberge geben wolle? die Frau aber sah ihn mißtrauisch an und schüttelte bedenklich den Kopf, doch sagte sie endlich gutmüthig:

Ich schlage Euch nur ungern Eure Bitte ab, lieber Herr, da Ihr mir ein Unglücklicher zu sein scheint, aber unser kleines Haus beherbergt schon zwei Gäste, Ihr würdet kein Plätzchen mehr für Euch finden; auch für Eueren Gaul findet Ihr keinen Stall; denn zwei Rosse stehen schon dort.

Haben vielleicht auch drei darin Platz, — erwiderte Herr Dietrich — wenn Ihr mich nur aufnehmen wollt, Frau, so ist mir auch am Heerde ein Plätzchen nicht zu schlecht.

Er stieg ohne weiteres ab, führte sein müdes Roß auf die Scheuntenne und trat in den Stall.

Ist das nicht Otto's Rappe? — sagte er, das Pferd genau betrachtend. — Wahrlich, es ist meines Reisegefährten Streitroß! Treffen wir uns schon wieder? — Schnell band er seinen Klepper an einen Pfosten und eilte der Stube zu. Da fand er — den jungen, rüstigen Mann, bleich wie der Tod, auf einer Bank hinter dem Tische sitzen, sein hohles Auge sah unverwandt nach einem ihm gegenüber sitzenden Weibe, in welchem Herr Dietrich sogleich Laura erkannte, die bitter, fast höhnisch lächelnd die bleiche Gestalt ihres Gatten anstarrte.

Der Alte schauderte bei diesem Anblicke, doch raffte er sich zusammen.

Grüß Euch Gott, Otto! — sprach er, ihm die Hand reichend. — So finden wir uns doch noch einmal in unserm Leben wieder.

Und wohl zum letzten Mal! erwiderte dieser mit matter Stimme.

Was ist hier vorgefallen? — fuhr der Alte auf und trat vor Laurette, welche den furchtbar stieren Blick des Alten kaum zu ertragen vermochte. — Beichte, Weib!

Seid Ihr so heilig, alter Sünder, mich Beichte hören zu können? erwiderte sie kalt.

Ich glaube fast, wenn ich das recht durchschaue, was hier vorgefallen ist, so könnte ich der Teufel selbst sein und wäre dazu noch heilig genug! erwiderte der Alte.

Ereifert Euch nicht und stört meine letzten Stunden nicht! — bat Otto! — Mein Weib kennt so wenig die Ursache meiner Leiden als ich. — Ach, Dietrich von Karras, die Rache trifft gemeinhin zugleich auch die Hand, die den Dolchstoß führte.

Der Alte schwieg. Diese Worte schienen seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben zu haben; er sah eine Weile starr vor sich hin, dann setzte er sich zu Otto.

Erzählet mir, was Euch begegnet ist! — sagte er treuherzig. Ich nehme Theil an Euch und jetzt mehr als sonst; denn fast glaube ich, wir werden auch Reisegefährten zu der langen, letzten Wallfahrt werden. Darum, ehe sie beginnt, wollen wir uns noch unsere Abenteuer mittheilen — Erzählt mir!

Willst Du uns nicht verlassen, Laura? fragte der Kranke.

Keine Sekunde! erwiderte sie trotzig.

Nun, wie Du willst! — So hört! — wandte er sich zu Herrn Dietrich. — Wie ich es in Wolfenbüttel vermuthete, so war es auch, mein Argwohn war gegründet. Ich fand mein Weib in seinen Armen, wollte ihn durchbohren und ward von seinen Dienern entwaffnet. Da kaufte ich von einem Edelmanne eine Rüstung und jagte so, Rache im Herzen, zum Markgrafen. Und ich war es, — rief er und sein Auge glühte wieder feurig — der den fürstlichen Buben niederrannte! — Dann stürzte ich mich mit verzweifelter Wuth in die dichtesten Reihen der heranrückenden Feinde, suchte den Tod, fand ihn nicht und folgte den beiden Fähnlein, die sich durchschlugen und sich nach Braunschweig retteten.

Da, wo der Weg von Braunschweig und Wolfenbüttel zusammentrifft, sah ich in der Ferne zwei Reiter heransprengen, wovon der Vordere ein gelbes Roß ritt. Das Roß fiel mir auf; denn mein Weib ritt ein ähnliches, und da die Feinde uns nicht mehr verfolgten, so blieb ich auf dem Kreuzwege halten und erkannte bald, daß es Laura war, die, so wie ich vermuthete, ihrem Buhlen selbst auf das Schlachtfeld folgen wollte.

Er hielt inne; denn der Angstschweiß trat auf seine Stirne und ihm schien die Brust beengt und der Athem schwer zu werden.

Der Alte suchte Otto zu beruhigen, der immer unruhiger wurde, bald aufsprang, bald sich wieder niedersetzte, während die hellen Schweißtropfen von seiner Stirne rollten; dem Allen sah Laura mit auffallendem Gleichmuthe zu und entfernte sich. Endlich schien der Leidende beruhigt zu sein, er setzte sich und fuhr fort:

Als ich sie erkannte, war mein erster Gedanke, auch sie, gleich ihn, zu durchbohren; da ich aber ihr bleiches, verweintes Antlitz sah, übermannte mich das Mitleid und ich schäme mich nicht, es zu gestehen, die alte Liebe erwachte in all' ihrem Wahnsinn, der Zauber, den dieses Weib an mir übte, hatte seine Kraft noch nicht verloren; denn selbst die Frage, die sie mir schon aus der Ferne entgegen rief: „Ist es wahr, wie uns Flüchtige berichtet haben, daß der Prinz getödtet ist?" konnte meine Wuth nicht reizen. Ich antwortete ruhig: Er fiel! — „Und von Deiner Hand?" fragte sie, und als ich es bejahte, schien sie ganz ein anderes Wesen geworden zu sein. — „Du hast mir vergeben, mir sagt es Dein freundlicher Blick! — sagte sie schmeichelnd. — Er ist todt und fortan bin ich ganz, ganz Dein eigen, so lange Du lebst. Komm, fort von hier!" Sie sandte den Diener zurück und ich schwacher Mensch konnte dem Zauber ihres Blickes auch jetzt nicht widerstehen, ich ritt an ihrer Seite, als wäre nichts geschehen. — Wohin? — fragte ich jetzt. — Wohin Du willst! — erwiderte sie — Ich folge Dir fortan treu durch's Leben! — Aber als ich nach Braunschweig mein Roß lenkte, wollte sie nicht folgen, so wenig als zu dem Markgrafen. So irrten wir nun manche Tage umher, bis wir hier ankamen; hier erst traf

mich Gottes Gericht, hier bin ich plötzlich siech und leidend geworden, hier erst hat der Tod an meine Lebenspforte geklopft.

Unglücklicher! — rief der Alte, als Laurette eben wieder eintrat. — Und Du liebst sie noch?

Ja, alter Herr! — rief Otto, die letzten Kräfte zusammenraffend. — Ich liebe sie noch, trotz ihres Vergehens. Tadelt, verspottet mich, die alte Leidenschaft ist erwacht, die Flamme glüht wie einst glühend heiß, wie es mir jetzt in meinen Eingeweiden brennt. Daß ich sie zurücklassen muß, macht mir allein den Tod bitter. —

Wahnsinniger! rief Dietrich.

Schweig, alter Mann! — nahm Laura das Wort und die Theilnahmlose erhob sich von ihrem Sessel. — Schweig, was weißt Du von der verzehrenden Flamme der Liebe!

Otto! — sprach sie dann — liebst Du mich wirklich noch und mit der Gluth, mit der Du mich zum ersten Mal umfingst?

Ja! rief er und die verlöschende Flamme seines Auges flackerte noch einmal auf; er reichte ihr die Hand, die sie leidenschaftlich küßte, und aus ihrem glühenden Auge rollten helle Thränen herab. Dann nahm sie einen Becher, der noch halbgefüllt vor ihr stand, und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen.

Liebe um Liebe! — rief sie — Tod um Tod!

Otto, sprach Laura, nach einer Pause sich neben ihn setzend, und umschlang traulich seinen Nacken — wir müssen beide sterben, in dem Becher war Gift —

Gift! — rief Otto, während der Alte das Schwert halb zuckte, es jedoch gleich wieder in die Scheide stieß — Gift — und von Deiner Hand?

Ja, Otto! — sprach sie mit furchtbarem Ernste — Auch mich trieb die Rache, wie Dich; Du solltest sterben für ihn und so konnte ich Dich mit kaltem Herzen leiden sehen, mit kaltem Herzen hätte ich Dich sterben sehen können — da riefen Deine Liebesworte auch in meinem Herzen die gestorbene Liebe zum Leben auf — ich leerte den Becher, um mit Dir zu sterben! Auch der Tod soll uns vereinen, wie es das Leben that — stürmisch, schmerzlich und sündhaft!

Furchtbares Weib! rief Herr Dietrich.

Störe uns nicht, alte Unke! Hätte ich noch einen Becher mit Gift, ich reichte ihn Dir aus Mitleid, die Qualen Deines Gewissens zu enden. Störe uns nicht! Wir wollen die letzte Neige des Lebens noch in Ruhe genießen. Komm', Otto! — sprach sie zu dem Sterbenden — lege Dein Haupt an meine Brust, sie sei Dein Sterbekissen; hebe Dein halbgebrochenes Auge noch einmal nach mir auf, vergib mir, und wenn die Zuckungen des Todes Dich ergreifen, so presse Dich fest an mein klopfendes Herz und der Tod wird Dir dann sanft und minder schmerzlich die Augen zudrücken.

Otto sah noch einmal nach ihr auf, das letzte Lächeln umzog seinen Mund, der kaum noch: „Ich vergebe Dir!“ zu stammeln vermochte; und als der Tod seine Gebeine durchrieselte, krampfhaft seine Brust zusammenzog, umfing er sie mit seinen Armen, preßte sie in Todeszuckungen an sich und verschied.

Als sei er an ihrer Brust nur entschlummert, als umschwebe ihn ein süßer Liebestraum, so ruhig winkte sie dem Alten, ihr beizustehen, den Todten auf die Bank niederzulegen, auf der sie saß. Dann kniete sie vor ihm nieder und ergriff seine Hand. Du warst eines schöneren Loses werth! — sprach sie tief gerührt — Eines edleren Herzens werth als das meine! Dir hätte das Schicksal wohl einen sanfteren Tod gönnen können; denn Dein Sterben war schmerzvoll und furchtbar! Nein! so will ich nicht enden! — rief sie aufspringend — die Qualen will ich nicht erdulden, will Dir schnell folgen, daß ich Dich auch dort fest umklammern kann. — Lebt wohl, alter Mann! Gott bewahre Euch vor Wahnsinn! sagte sie zu dem Erstaunten und ehe er es noch hindern konnte, stieß sie sich den Dolch in's Herz.

Herr Dietrich war durch diesen Anblick tief erschüttert: er rief das Weib herbei, die sorglos mit ihrem Kinde vor dem Hause gespielt hatte und eben ihrem Manne entgegen gehen wollte, der längs dem Ufer des See's von seiner Tagfahrt heimwärts kam. Bleib'! — rief ihr der Alte zu und hielt sie zurück — Nicht die Freude, die Trauer ist in Deiner Hütte eingekehrt. Drinnen liegen zwei Todte, denen Du ein Nachtlager bereiten mußt; geh' hinein und ordne es! Das erschrockene Weib setzte rasch das Kind vom Arme und lief eiligst in das Haus, während der Mann, der dies von fern gesehen, seine Schritte beeilte.

Hast Du einen Spaten, Bauer? — fragte Herr Dietrich den Mann, der nur mit Zittern die hagere, schreckbare Gestalt des Kriegers mit verstörtem, wilden Gesichte vor seinem Hause stehen sah — Hast Du einen Spaten, so gib ihn mir für mein Schwert, das ich fürder nicht mehr gebrauche. Ich muß ein Grab graben, lang und weit, es müssen zwei darin Platz haben, die der Tod in ihrer Blüthe brach, einen wilden Rosenstock, hoch und stolz, und eine Rose, purpurn und üppig. Gib mir einen Spaten und tummle Dich! —

Wo ist mein Weib, Herr? — fragte der Erschrockene, das Schrecklichste fürchtend.

Drinnen; sie spricht den Segen über die Todten und wischt das Blut von der Diele; geh' auch Du hinein und bete andächtig ein Vaterunser, ich will indessen eine Stelle suchen, wo es sich sanft ruhen läßt. Er verließ den Landmann und wanderte dem Ufer entlang; da blieb er bei einem

wilden Birnbaume ſtehen, der auf einem Hügel unſern des See's ſeine ſchattigen Aeſte breitete. Hier, — ſagte er freundlich lächelnd — hier iſt ein Plätzchen für ſie, wild und hoch wie Otto ſtreckt der Baum ſeinen Wipfel aufwärts, und hier bei dem Rauſchen der Wellen kann ſie ihn um Mitternacht in den Schlaf ſingen, wenn der Unruhige erwachen ſollte. — Er eilte ſchnell in's Haus zurück, wo er die Bewohner jammernd bei den Todten fand.

Weinet nicht! — rief er ihnen zu — Roß und Wamms und was ſie im Seckel haben, iſt Euer, und das iſt genug, Eure Thränen zu trocknen. Gebt mir nur ſchnell ein Grabſcheit und meinem Gaule Futter, ich habe den Platz gefunden, wo ſie ſanft ruhen können. Nur raſch! — Der Mann ging und brachte ihm ein Grabſcheit; der Alte nahm ſein Wehrgehenk mit dem Schwerte von der Schulter und reichte es dem Bauer. Waffe um Waffe! — ſprach er — Beide arbeiten für den Tod. — Dann ging er nach dem Birnbaume und begann die ungewohnte Arbeit, ein Sterbelied dazu brummend.

Als der Bauer herbei kam, ihm zu helfen, trieb er ihn fort. Ich muß den Freunden allein das Lager bereiten, geh' Du nur und beſorge die Roſſe. Und als er nun allein war, begann er ſein Werk mit verdoppeltem Eifer; aber der Abend überraſchte ihn dennoch, kaum hatte er noch eine Elle tief die Erde ausgeworfen; denn das Grab war geräumig und weit, da hörte er, als der Mond hervortrat, ermüdet auf. Keine Bitte der wieder herzugekommenen gutmüthigen Landleute konnte ihn bewegen, mit ihnen zurück in das Haus zu kommen. Ich will es verſuchen, wie es ſich im Grabe ruht, ſagte er — ſorgt nur für meinen Gaul, für mich ſeid unbeſorgt! — Und als Mann und Frau ſich entfernt hatten, ſetzte er ſich unter den Baum, ſah lange mit Wohlgefallen in den See, in deſſen Fluthen ſich die funkelnden Sterne ſpiegelten, dann ſprach er vor ſich hin: Doctor Martinus Luther, Du Mann Gottes, Du Licht in der Finſterniß, oft haſt Du mir geſagt, daß an dem Rand des Grabes dem Menſchen der Himmel ſich öffnen, ſein Blick ſich erhellen, die Schlacken von ſeinen Augen fallen, der Sünder Reue fühlen und Buße thun würde. Ich ſitze hier an dem Rande eines Grabes, zwar nicht an dem meinigen, aber das meine iſt mir auch ſchon geöffnet, dort, jenſeit der Hügel, oder hier in den Fluthen des See's, mir gleichviel! Und doch fühle ich von alle dem nichts. Mein Blick erhellt ſich nicht im Lichte des Mondes, die Wolken decken mir den Himmel, und mein Vertrauen, dort oben zu ärnten, was ich hier geſäet, ſteht noch nicht feſt in meiner Bruſt. Nur Ekel vor dieſer Welt, nur Sehnſucht nach dem Grabe fühle ich in mir. Darum will ich mich hinein legen und den erſten Traum des Todes darin träumen; wenn auch mein Lager vom Abendthau feucht iſt, werden mich die Wellen dennoch in Schlaf murmeln, und iſt es mein letzter, dann geſchehe mir, wie es Gott über den Menſchen verhängt hat." — Er ſtieg in das offene Grab, legte ſich zur Ruhe und

schlief beim leisen Flüstern des Abendwindes durch die Zweige des Baumes, beim Rauschen der Wellen so sanft ein, als läg' er auf seidenem Pfühle, als wecke keine Schuld sein Gewissen.

Als er am andern Morgen erwachte und sein Morgengebet verrichtet hatte, begann er von Neuem seine Arbeit, die er am Mittage geendet hatte; dann ging er in die Hütte zurück und trat zu den Todten, die, ein Strohbündel unter dem Kopfe, in weiße Tücher gewickelt, auf ein Paar Bretern lagen. Er trat vor sie, betrachtete sie aufmerksam und drückte noch einmal Otto's Hand. Wir begegnen uns bald wieder, junger Reisegefährte! — sagte er, blickte kopfschüttelnd die Purpurrose, die zur weißen gebleicht war, an und sagte dann zu den Umstehenden, die der Hauswirth zum Begräbniß herbeigerufen hatte: Betet ein andächtiges Vaterunser und dann tragt sie zur Ruhe!

Als das Gebet geendet war, trugen rüstige Männer die Todten unter den Birnbaum und senkten sie in das Grab und der Alte faltete die Hände und sprach: Sei ihnen gnädig, barmherziger Vater im Himmel! breitete Rasen über sie, winkte den Umstehenden, sich zu entfernen und warf nun die kühle Erde über sie hin.

Als der Mond hinter den Wolken hervortrat, hatte er den Hügel beendet, setzte sich darauf und betete, dann sprang er plötzlich auf. Gute Nacht, gute Nacht, Ihr Entschlafenen! — rief er, eilte nach der Hütte, sattelte seinen Polen, schwang sich darauf und ritt langsam durch die Nacht längs dem See hin.

Niemand hat ferner von ihm gehört.

Der Tag von Granson.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung.

Die Sonne sank hinter das Juragebirge und breitete ihre goldenen Strahlen glühend über den See, dessen Spiegel von keinem Lüftchen bewegt, ein Feuermeer zu sein schien. Leise nur rauschte der Wind durch den blätterlosen Ahorn, und von ferner Alpe tönte das Horn aus der Hütte des Sennen. Heimwärts zu ihrem Schilfbette zog schnellen Fluges die wilde Ente, und der gierige Falke schwebte in langsamen Kreisen noch einmal über die Felder, den letzten Raub des Tages zu erspähen. Friedlich war die Natur, nur aus des Menschen Brust war der Friede gewichen. Den Blick gen Granson gerichtet, sah das Auge der Schweizer trauernd zurück auf die Thaten der Männer von Sempach, denn was diese mit Muth und Blut errungen, die heilige Freiheit des Landes, sie schien bei dem Anblicke des mächtigen Heeres des Herzogs von Burgund verloren.

Auf einem Schlosse am Bieler See blickte mancher sorgenvoll in die Zukunft. Dort waren die Bewohner in geschäftiger Bewegung, Rüstwagen mit Hab' und Gut beschwert standen angeschirrt auf dem Hofe, und Elisabeth Scharnachthal, des Schultheißen von Bern Tochter, saß mit ihrer Muhme, der alten Frau Margareth, in dem seines Schmuckes beraubten Saale des väterlichen Schlosses, den Kopf auf den Arm gestützt zur Reise bereit. Die Abendgluth trug ihren letzten Strahl über den See herüber und vergoldete die bunt gemalten Fenster der Altanthüren, an welchen schweigend ein junger Mann saß und hinaus in die schlummernde Natur blickte.

Oeffnet die Thüre, Walter! bat Elisabeth: Von meiner Heimath Bergen, von dem stillen Thale meiner Jugend, von jenem Schlosse dort rechts über dem See will ich noch einmal Abschied nehmen und dann — wohin Gott will! —

Der Jüngling öffnete die Flügelthüren und trat, seine Laute im Arme, auf den Altan. Glühend strahlte die Abendsonne in den hohen verödeten Saal und traurig wandte Elisabeth das bleiche Antlitz nach der Scheidenden, während die Alte kopfschüttelnd beide betrachtete. Da griff Walter in die Saiten, sanft tönten sie zu dem leisen Plätschern des See's und begleiteten das Lispeln des Ahorns; jetzt, den Blick auf das Juragebirge gerichtet, sprach er begeistert die Worte, sie mit Akkorden begleitend:

Sie sinkt! — Wie herrlich majestätisch schreitet
sie in dem Glanz der letzten Purpurgluth,
seht! wie ihr goldnes Haar sie strahlend breitet,
wie es am Saum der hohen Gletscher ruht.
Bald ist die Bahn vollendet, und sie gleitet
hinab, sich tauchend in die Wellenfluth.
— Sie sinkt mit ihrem purpurnen Gefieder,
und morgen kehrt sie als Aurora wieder!

Er nahte sich Elisabeth, welche den Blick nach dem vom Abend gerötheten See gerichtet, tief bekümmert aufseufzte; Walter stand, mit inniger Theilnahme sie anblickend, vor ihr und sprach mit sanft tröstender Stimme:

So kehrt im Wechsel dieses Pilgerlebens,
was einst entschwunden, freundlich Dir zurück.
Der Hoffnung Stern erglühte nicht vergebens,
die Ahnung schaut zu ihm mit festem Blick.
Umsonst ist nicht die Kraft des innern Strebens,
ein fester Sinn beherrschet das Geschick.
Und stürzt es auch vernichtend auf uns nieder,
durch ihn erhebt das wunde Herz sich wieder.

Elisabeth reichte ihm schweigend die Hand, er kniete vor ihr nieder und drückte leise seine glühenden Lippen auf die Dargereichte.

Hört, Walter! zürnte die Alte: jetzt ist's nicht Zeit zu solchem phantastischen Treiben, nicht Zeit, der Sonne ein Abendlied zu singen, denn morgen geht sie blutig auf, blutig wird sie auf das Schweizerland ihre Strahlen senken.

O! seht nur, edle Frau! rief der Jüngling, die Mahnung der Alten nicht achtend, indem er sie bei der Hand faßte und die Sträubende nach dem Altan zog: seht nur — die letzten Strahlen verglühen, — jetzt ist sie verschwunden.

Da halte es aus der Ferne wie dumpfer Donner; die ehrwürdige Matrone faltete die Hände und betete, unwillkürlich war Walter ihrem Beispiele gefolgt. — Hörst Du, Jüngling von Uri! rief jetzt Frau Margareth: hörst Du den Abendgruß des Burgunders. Die Schweizersonne sinkt, des Herzogs Stern geht auf.

Das wolle Gott nicht und der heilige Georg! rief Walter heftig.

Darum laß Deine Laute ruhen und nimm das Schwert, mein Sohn! sprach sanft verweisend die Alte.

Das werd' ich, edle Frau! rief mit Jugendgluth Herr Walter, und auf seinem Antlitze flammte der Muth seiner Altvordern: Ich bleibe nicht daheim, wenn meine Brüder fechten. Aber, würdige Mutter, so lange das Leben noch mir gehört, so lange es noch im stillen Blüthenhain mir lächelt, greif' ich hochentzückt in meine goldnen sanftbewegten Saiten und singe der Sonne ein Lebewohl! Doch morgen, sprach er ernst, trat zwischen die

Frauen, legte die Laute auf den Tiſch und ſein Auge flammte: morgen, wenn das Horn von Uri ſchallt, wenn es von Thal zu Thal, von Alp' zu Alpe die Männer zum heiligen Kampfe ruft, dann faſſe ich ſchnell die Armbruſt, und ihrer Sehne Schwirren iſt mir dann allein noch Melodie!

Das thue, mein Sohn! ſagte die Alte, ihm traulich die Hand auf die Schulter legend: Sei zart im Liebe, doch ſtark im Kampfe, im Frieden weihe Dich dem Sange — doch gilt's das Vaterland — dem Tode.

Und meine Herrin ſchweigt? fragte jetzt der Sänger, ſich zu Eliſabeth wendend: Hin nach dem See von Neufchatel ſchaut Euer feuchtes Auge. O ſprecht! Ihr wißt ja, mit Euren Lippen verſtummt für mich die ganze herrliche Natur, und wie von einem Zauberſtabe berührt, iſt, wenn Ihr ſchweigt, rings um mich her das roſenfarbene Leben erſtorben.

Der Schmerz iſt ſtumm! erwiderte Eliſabeth.

Frau Margarethe winkte, Walter ſchwieg und zog ſich in eine Fenſtervertiefung zurück. Da vernahm man den Hufſchlag der Roſſe auf dem Hofe, ein allgemeines Getümmel entſtand dort. Der Herr kommt! rief Walter, Frau Margarethe ward unruhig, Eliſabeth, des Vaters Tritte hörend, ſtand auf, ihm entgegen zu gehen. Scharnachthal trat mit ſeinem Sohne ein. Eliſabeth küßte ihm die Hand, er duldete es, doch ſah er finſter auf ſie herab und ſchien den bittenden Blick ſeiner Schweſter nicht zu achten, die ihn freundlich begrüßte. Beeilt Euch, befahl er: es iſt keine Zeit mehr zu verlieren. Sie ſtehen vor Granſon, ihre Reiter ſchwärmen überall umher.

Begleiteſt Du uns? fragte Margarethe.

Nein, ich kehre erſt morgen früh zurück. Ich ſammle hier das Landvolk und die wenige Reiterei der Edlen, dann erſt zieh ich nach Bern. Ihr müßt ſchon dieſen Abend aufbrechen, Eure Begleitung erwartet Euch am Kreuzwege. Die Wagen ziehen voran, nur ſäumt nicht lange. — Frau Margarethe ging und winkte Walter, ihr zu folgen.

In dem hohen Saale waltete jetzt eine drückende Stille. Der Schultheiß von Bern, ein ſtattlicher, ernſter Mann, auf deſſen Geſicht ein finſterer Zug abſchreckend hervortrat, blickte, in ſeinen Mantel gehüllt, die Arme übereinander geſchlagen, auf ſeine Tochter, welche mit geſenktem Auge, doch nicht entmuthigt vor ihm ſtand. Wilhelm, ſein Sohn, ein Jüngling in der herrlichſten Blüthe, war auf den Balkon getreten und horchte auf den Donner des Geſchützes, der jetzt wiederholt und lauter von Granſon herüber ſchallte.

Eliſabeth! rief der alte Scharnachthal; die Jungfrau trat ihm näher: Hörſt Du den Donner des Geſchützes?

Ich höre ihn! erwiderte ſie gelaſſen.

Er iſt dort; das burgundiſche Kreuz deckt die Schweizerbruſt.

Dann wehe ihm! ſagte Eliſabeth.

Sie sinkt! — Wie herrlich majestätisch schreitet
sie in dem Glanz der letzten Purpurgluth,
seht! wie ihr goldnes Haar sie strahlend breitet,
wie es am Saum der hohen Gletscher ruht.
Bald ist die Bahn vollendet, und sie gleitet
hinab, sich tauchend in die Wellenfluth.
— Sie sinkt mit ihrem purpurnen Gefieder,
und morgen kehrt sie als Aurora wieder!

Er nahte sich Elisabeth, welche den Blick nach dem vom Abend gerötheten See gerichtet, tief bekümmert aufseufzte; Walter stand, mit inniger Theilnahme sie anblickend, vor ihr und sprach mit sanft tröstender Stimme:

So kehrt im Wechsel dieses Pilgerlebens,
was einst entschwunden, freundlich Dir zurück.
Der Hoffnung Stern erglühte nicht vergebens,
die Ahnung schaut zu ihm mit festem Blick.
Umsonst ist nicht die Kraft des innern Strebens,
ein fester Sinn beherrschet das Geschick.
Und stürzt es auch vernichtend auf uns nieder,
durch ihn erhebt das wunde Herz sich wieder.

Elisabeth reichte ihm schweigend die Hand, er kniete vor ihr nieder und drückte leise seine glühenden Lippen auf die Dargereichte.

Hört, Walter! zürnte die Alte: jetzt ist's nicht Zeit zu solchem phantastischen Treiben, nicht Zeit, der Sonne ein Abendlied zu singen, denn morgen geht sie blutig auf, blutig wird sie auf das Schweizerland ihre Strahlen senken.

O! seht nur, edle Frau! rief der Jüngling, die Mahnung der Alten nicht achtend, indem er sie bei der Hand faßte und die Sträubende nach dem Altan zog: seht nur — die letzten Strahlen verglühen, — jetzt ist sie verschwunden.

Da halte es aus der Ferne wie dumpfer Donner; die ehrwürdige Matrone faltete die Hände und betete, unwillkürlich war Walter ihrem Beispiele gefolgt. — Hörst Du, Jüngling von Uri! rief jetzt Frau Margareth: hörst Du den Abendgruß des Burgunders. Die Schweizersonne sinkt, des Herzogs Stern geht auf.

Das wolle Gott nicht und der heilige Georg! rief Walter heftig.

Darum laß Deine Laute ruhen und nimm das Schwert, mein Sohn! sprach sanft verweisend die Alte.

Das werd' ich, edle Frau! rief mit Jugendgluth Herr Walter, und auf seinem Antlitze flammte der Muth seiner Altvordern: Ich bleibe nicht daheim, wenn meine Brüder fechten. Aber, würdige Mutter, so lange das Leben noch mir gehört, so lange es noch im stillen Blüthenhain mir lächelt, greif' ich hochentzückt in meine goldnen sanftbewegten Saiten und singe der Sonne ein Lebewohl! Doch morgen, sprach er ernst, trat zwischen die

Frauen, legte die Laute auf den Tisch und sein Auge flammte: morgen, wenn das Horn von Uri schallt, wenn es von Thal zu Thal, von Alp' zu Alpe die Männer zum heiligen Kampfe ruft, dann fasse ich schnell die Armbrust, und ihrer Sehne Schwirren ist mir dann allein noch Melodie!

Das thue, mein Sohn! sagte die Alte, ihm traulich die Hand auf die Schulter legend: Sei zart im Liebe, doch stark im Kampfe, im Frieden weihe Dich dem Sange — doch gilt's das Vaterland — dem Tode.

Und meine Herrin schweigt? fragte jetzt der Sänger, sich zu Elisabeth wendend: Hin nach dem See von Neufchatel schaut Euer feuchtes Auge. O sprecht! Ihr wißt ja, mit Euren Lippen verstummt für mich die ganze herrliche Natur, und wie von einem Zauberstabe berührt, ist, wenn Ihr schweigt, rings um mich her das rosenfarbene Leben erstorben.

Der Schmerz ist stumm! erwiderte Elisabeth.

Frau Margarethe winkte, Walter schwieg und zog sich in eine Fenstervertiefung zurück. Da vernahm man den Hufschlag der Rosse auf dem Hofe, ein allgemeines Getümmel entstand dort. Der Herr kommt! rief Walter, Frau Margarethe ward unruhig, Elisabeth, des Vaters Tritte hörend, stand auf, ihm entgegen zu gehen. Scharnachthal trat mit seinem Sohne ein. Elisabeth küßte ihm die Hand, er duldete es, doch sah er finster auf sie herab und schien den bittenden Blick seiner Schwester nicht zu achten, die ihn freundlich begrüßte. Beeilt Euch, befahl er: es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Sie stehen vor Granson, ihre Reiter schwärmen überall umher.

Begleitest Du uns? fragte Margarethe.

Nein, ich kehre erst morgen früh zurück. Ich sammle hier das Landvolk und die wenige Reiterei der Edlen, dann erst zieh ich nach Bern. Ihr müßt schon diesen Abend aufbrechen, Eure Begleitung erwartet Euch am Kreuzwege. Die Wagen ziehen voran, nur säumt nicht lange. — Frau Margarethe ging und winkte Walter, ihr zu folgen.

In dem hohen Saale waltete jetzt eine drückende Stille. Der Schultheiß von Bern, ein stattlicher, ernster Mann, auf dessen Gesicht ein finsterer Zug abschreckend hervortrat, blickte, in seinen Mantel gehüllt, die Arme übereinander geschlagen, auf seine Tochter, welche mit gesenktem Auge, doch nicht entmuthigt vor ihm stand. Wilhelm, sein Sohn, ein Jüngling in der herrlichsten Blüthe, war auf den Balkon getreten und horchte auf den Donner des Geschützes, der jetzt wiederholt und lauter von Granson herüber schallte.

Elisabeth! rief der alte Scharnachthal; die Jungfrau trat ihm näher: Hörst Du den Donner des Geschützes?

Ich höre ihn! erwiderte sie gelassen.

Er ist dort; das burgundische Kreuz deckt die Schweizerbrust.

Dann wehe ihm! sagte Elisabeth.

Und kann die Schweizerjungfrau sich auch jetzt nicht von ihm losreißen? fragte der Alte heftiger.

Nein, Vater! antwortete sie bestimmt.

Scharnachthal wandte ihr den Rücken. Wilhelm! rief er: Du trittst morgen in die ersten Reihen, Du führst die Landbewohner unserer Güter; rette wenigstens, wenn ich fallen sollte, meinen ehrenwerthen Namen. Gelobt sei Gott, daß Du mein Sohn und sie nur meine Tochter ist.

Vater! rief der Jüngling feurig, seine Hand ergreifend, während Elisabeth ungebeugt vor dem Alten stand: Wenn das Schlachthorn schallt, sollt Ihr mich Eurer würdig finden. Ich will, die Streitaxt in der Hand, mich in die dichtesten Reihen der Burgunder stürzen und so für unsres Namens Ehre sterben.

Mein Sohn! sagte der Alte ernst und verweisend, auch sprach wohl das Vaterherz bei diesen Worten: Der tolle Muth ist nicht wahrer Muth; aus seinen Reihen brechen, sich in Feindeshaufen unbedachtsam stürzen, den Tod suchen, ihn nicht muthvoll nur erwarten, ist frevenlich. Ja, wenn es gilt! rief der Alte begeistert: wenn es die Rettung des Vaterlandes gilt, da ist das Leben nur ein leichter Preis. Ja wenn es wie bei Sempach gilt — Gott vergebe unsern Vorfahren, das Banner von Bern wehte nicht dort. — Da standen die eisernen Ritter fest wie ein undurchdringlicher Wall, fest Mann an Mann und Schild an Schild, einen Wald von scharfen Lanzen vorstreckend; so rückten sie auf unseres Volkes Reihen an und schlugen auch die Schweizer Lanzen nieder, doch von neuem streckten sie sich gegen sie. Es war nicht möglich einzudringen; schon war der wackre Gundoldingen mit sechszig von Luzern gefallen und wie eine Schneelawine wälzte sich das Heer der Ritter immer mehr und mehr heran, die Unsern wichen.

Da weihte Winkelried sich sicherem Tode, umfaßte zwanzig Lanzen mit starkem Arme, und wie der Liebende die holde Braut, so innig drückt er sie in seine Brust, und strömt sein Herzblut aus für die Brüder. Ueber seinen durchbohrten Leichnam stürmt nun das Volk dem ehernen Feinde entgegen, bricht durch seine Reihen und öffnet so der Freiheit eine Bahn.

So, Wilhelm, fuhr er fort, die Hand auf des Jünglings Haupt legend: so muß der Schweizer sich dem Vaterlande weihen, nicht tollen Muthes die Kraft vergeuden, die noch bessere Früchte dereinst tragen kann. Aber wo dem Vaterlande aus Tod das Leben keimt, da drücke ihn mit Inbrunst an Dein Herz und werde ein zweiter Winkelried. Auf Deinem Grabe will ich dann jauchzen, denn aus solchem Tode entsprießt das schönste Leben!

Du aber, Elisabeth, wendete er sich zu dieser: Du machst das Leben mir zur Gruft. Du hängst an meines Feindes Sohn mit Liebe, und liebst ihn noch, da er Verräther an seinem Vaterlande ist. Wehe Dir, weh ihm!

Bei diesen Worten schmetterten längs dem See Trompeten. Schar-

nachthal sprang auf, das Schweizer Landvolk griff zu den Waffen, doch bald sah man, daß es nicht Feinde waren. Es war Herr Hanns von Halwyl mit zwanzig berittenen Reisigen und seinen Mannen, die von der Nydau herabgezogen, sich den Schutzverwandten von Bern anzuschließen.

Scharnachthals Gesicht veränderte sich bei dieser Nachricht; man sah, daß Hanns von Halwyls Nähe so manche Leidenschaft in seinem Innern aufregte; er faßte sich jedoch bald. Verlaß uns! sagte er zu Elisabeth, als er den Ritter in den Schloßhof reiten sah, und bald erinnerte ihn die Würde eines Schultheißen von Bern, daß er nur den Schutzverwandten, nicht Hanns von Halwyl empfangen müsse. Die Thür öffnete sich, Halwyl trat ein, mit ihm Anna, seine Gattin.

Seid mir gegrüßt, edler Herr! rief ihm Scharnachthal entgegen: auch Ihr, werthe Frau, seid willkommen in meinem Hause. Ich erwartete Euch nicht, glaubte, Ihr wäret noch weit von der Heimath entfernt, ein wallender Pilger am heiligen Grabe, und nun sehe ich Euch zu meiner Freude mit einem so stattlichen Zuge heranziehen, für Schweizer-Recht und Freiheit zu kämpfen.

Ich dank Euch, Schultheiß, erwiderte Halwyl: auch ich heiße den tapfern Anführer der Männer von Bern herzlich willkommen. In Neapel vernahm ich von des Herzogs Zuge, da eilte ich zurück, und wohl mir, daß ich noch zu dem Tage der Freude, zu dem Schlachttage eingetroffen bin. Seid mir gegrüßt, Scharnachthal!

Er reichte dem Schultheißen seine Rechte, der sie nach kurzem Zögern ergriff, sie dann treuherzig schüttelte und seinem Sohne winkte, Frau Annen einen Sessel zu reichen.

Scharnachthal! begann jetzt Halwyl, das Scharfe seiner Rede so viel als möglich durch den sanften Ausdruck der Stimme mildernd; als ich nach Palästina zog, wart Ihr mein Feind; was indessen vorgegangen, ist nicht geeignet, den alten Haß zu versöhnen, auch ich kehre mit Groll im Herzen gegen Euch zurück. Da aber Eintracht die festeste Stütze schweizerischer Freiheit ist, so habe ich Euch die Hand geboten zur augenblicklichen Sühne. So lange Burgund auf Schweizerboden steht, so lange schweige unser Haß. Nur Ein Ziel vor Augen, gehn wir treu vereint einen Weg, wie im Rathe, so in der Schlacht. Ist die Schweiz von ihrem Feinde befreit, dann lebe, wenn Gott es will, der alte Haß von neuem auf. — Ist das auch Euer Wunsch, Schultheiß, so schlagt ein mit treu redlichem Herzen! — Ohne Zögern reichte ihm Scharnachthal die Hand, über Frau Annens ernstes Gesicht zog sich ein freundliches Lächeln.

Nun so will ich denn hinunter zu den Reisigen gehen und das Nöthige ordnen, fuhr Halwyl fort: Vorsicht ist Noth, denn dem Vernehmen nach schweift Romond mit den savoyischen Reitern im Lande umher. Ich glaubte das Heer schon zu Murten, eilte zu Euch zu stoßen, und so finde ich Euch noch hier; desto besser. Ihr begleitet mich wohl, junger Herr, da

Und kann die Schweizerjungfrau sich auch jetzt nicht von ihm losreißen? fragte der Alte heftiger.

Nein, Vater! antwortete sie bestimmt.

Scharnachthal wandte ihr den Rücken. Wilhelm! rief er: Du trittst morgen in die ersten Reihen, Du führst die Landbewohner unserer Güter; rette wenigstens, wenn ich fallen sollte, meinen ehrenwerthen Namen. Gelobt sei Gott, daß Du mein Sohn und sie nur meine Tochter ist.

Vater! rief der Jüngling feurig, seine Hand ergreifend, während Elisabeth ungebeugt vor dem Alten stand: Wenn das Schlachthorn schallt, sollt Ihr mich Eurer würdig finden. Ich will, die Streitaxt in der Hand, mich in die dichtesten Reihen der Burgunder stürzen und so für unsres Namens Ehre sterben.

Mein Sohn! sagte der Alte ernst und verweisend, auch sprach wohl das Vaterherz bei diesen Worten: Der tolle Muth ist nicht wahrer Muth; aus seinen Reihen brechen, sich in Feindeshaufen unbedachtsam stürzen, den Tod suchen, ihn nicht muthvoll nur erwarten, ist frevenlich. Ja, wenn es gilt! rief der Alte begeistert: wenn es die Rettung des Vaterlandes gilt, da ist das Leben nur ein leichter Preis. Ja wenn es wie bei Sempach gilt — Gott vergebe unsern Vorfahren, das Banner von Bern wehte nicht dort. — Da standen die eisernen Ritter fest wie ein undurchdringlicher Wall, fest Mann an Mann und Schild an Schild, einen Wald von scharfen Lanzen vorstreckend; so rückten sie auf unseres Volkes Reihen an und schlugen auch die Schweizer Lanzen nieder, doch von neuem streckten sie sich gegen sie. Es war nicht möglich einzudringen; schon war der wackre Gundoldingen mit sechszig von Luzern gefallen und wie eine Schneelawine wälzte sich das Heer der Ritter immer mehr und mehr heran, die Unsern wichen.

Da weihte Winkelried sich sicherem Tode, umfaßte zwanzig Lanzen mit starkem Arme, und wie der Liebende die holde Braut, so innig drückt er sie in seine Brust, und strömt sein Herzblut aus für die Brüder. Ueber seinen durchbohrten Leichnam stürmt nun das Volk dem ehernen Feinde entgegen, bricht durch seine Reihen und öffnet so der Freiheit eine Bahn.

So, Wilhelm, fuhr er fort, die Hand auf des Jünglings Haupt legend: so muß der Schweizer sich dem Vaterlande weihen, nicht tollen Muthes die Kraft vergeuden, die noch bessere Früchte dereinst tragen kann. Aber wo dem Vaterlande aus Tod das Leben keimt, da drücke ihn mit Inbrunst an Dein Herz und werde ein zweiter Winkelried. Auf Deinem Grabe will ich dann jauchzen, denn aus solchem Tode entsprießt das schönste Leben!

Du aber, Elisabeth, wendete er sich zu dieser: Du machst das Leben mir zur Gruft. Du hängst an meines Feindes Sohn mit Liebe, und liebst ihn noch, da er Verräther an seinem Vaterlande ist. Wehe Dir, weh ihm!

Bei diesen Worten schmetterten längs dem See Trompeten. Schar-

nachthal sprang auf, das Schweizer Landvolk griff zu den Waffen, doch bald sah man, daß es nicht Feinde waren. Es war Herr Hanns von Halwyl mit zwanzig berittenen Reisigen und seinen Mannen, die von der Nydau herabgezogen, sich den Schutzverwandten von Bern anzuschließen.

Scharnachthals Gesicht veränderte sich bei dieser Nachricht; man sah, daß Hanns von Halwyls Nähe so manche Leidenschaft in seinem Innern aufregte; er faßte sich jedoch bald. Verlaß uns! sagte er zu Elisabeth, als er den Ritter in den Schloßhof reiten sah, und bald erinnerte ihn die Würde eines Schultheißen von Bern, daß er nur den Schutzverwandten, nicht Hanns von Halwyl empfangen müsse. Die Thür öffnete sich, Halwyl trat ein, mit ihm Anna, seine Gattin.

Seid mir gegrüßt, edler Herr! rief ihm Scharnachthal entgegen: auch Ihr, werthe Frau, seid willkommen in meinem Hause. Ich erwartete Euch nicht, glaubte, Ihr wäret noch weit von der Heimath entfernt, ein wallender Pilger am heiligen Grabe, und nun sehe ich Euch zu meiner Freude mit einem so stattlichen Zuge heranziehen, für Schweizer-Recht und Freiheit zu kämpfen.

Ich dank Euch, Schultheiß, erwiderte Halwyl: auch ich heiße den tapfern Anführer der Männer von Bern herzlich willkommen. In Neapel vernahm ich von des Herzogs Zuge, da eilte ich zurück, und wohl mir, daß ich noch zu dem Tage der Freude, zu dem Schlachttage eingetroffen bin. Seid mir gegrüßt, Scharnachthal!

Er reichte dem Schultheißen seine Rechte, der sie nach kurzem Zögern ergriff, sie dann treuherzig schüttelte und seinem Sohne winkte, Frau Annen einen Sessel zu reichen.

Scharnachthal! begann jetzt Halwyl, das Scharfe seiner Rede so viel als möglich durch den sanften Ausdruck der Stimme mildernd; als ich nach Palästina zog, wart Ihr mein Feind; was indessen vorgegangen, ist nicht geeignet, den alten Haß zu versöhnen, auch ich kehre mit Groll im Herzen gegen Euch zurück. Da aber Eintracht die festeste Stütze schweizerischer Freiheit ist, so habe ich Euch die Hand geboten zur augenblicklichen Sühne. So lange Burgund auf Schweizerboden steht, so lange schweige unser Haß. Nur Ein Ziel vor Augen, gehn wir treu vereint einen Weg, wie im Rathe, so in der Schlacht. Ist die Schweiz von ihrem Feinde befreit, dann lebe, wenn Gott es will, der alte Haß von neuem auf. — Ist das auch Euer Wunsch, Schultheiß, so schlagt ein mit treu redlichem Herzen! — Ohne Zögern reichte ihm Scharnachthal die Hand, über Frau Annens ernstes Gesicht zog sich ein freundliches Lächeln.

Nun so will ich denn hinunter zu den Reisigen gehen und das Nöthige ordnen, fuhr Halwyl fort: Vorsicht ist Noth, denn dem Vernehmen nach schweift Romond mit den savoyischen Reitern im Lande umher. Ich glaubte das Heer schon zu Murten, eilte zu Euch zu stoßen, und so finde ich Euch noch hier; desto besser. Ihr begleitet mich wohl, junger Herr, da

ich der Umgegend hier nicht ganz kundig bin, wandte er sich, das Gespräch abbrechend, zu dem jüngern Scharnachthal. Der Schultheiß blieb mit Frau Annen allein.

Schweigend standen beide einander gegenüber; es schien als sei die Gegenwart vor ihnen verschwunden und das Vergangene habe aller ihrer Gedanken sich bemächtigt. Die Züge des ernsten Mannes wurden nach und nach milder, während Frau Anna forschend auf ihn blickte. — Ich ahne, weßhalb Ihr hier seid, edle Frau! rief endlich der Schultheiß: Ihr wollt mir eine schwere Prüfung auflegen — ich werde mit Gott sie bestehen.

Ich glaube selbst, Herr Schultheiß, erwiderte Frau Anna nicht ohne Bitterkeit: Euer eiserner Wille unterdrückte stets des Herzens Wallen.

Nicht immer! murmelte Scharnachthal vor sich hin.

Mein Gatte, ein Greis, steht mit den Seinen unter dem Banner Eurer Stadt zum Kampf bereit; der Sohn dort im burgundischen Lager.

Weh ihm! sagte der Schultheiß mit Heftigkeit.

Wehe dem, der ihn verbannte! rief Frau Anna, sich vergessend, aber schnell einlenkend sagte sie sanfter: Darf der Geächtete auf heimathliche Flur zurückkehren? darf er sich stellen neben seinen Vater? Ein Wort von Euch und der Verbannte wird von dem Rathe am Tage der Gefahr zurückberufen. Laßt ihn zurückkehren! bat sie. — Scharnachthal schwieg. — Habt Ihr ihn nicht verwiesen, fuhr sie fort: Ihr ihn nicht an das Hoflager des stolzen Herzogs getrieben?

Nicht ich! rief Scharnachthal: das Gesetz! —

Mann! fuhr Anna auf: Der Haß, den Ihr seit jenem Tage in Eurer Brust genährt, an welchem ich auf meines Gatten Burg einzog, dieser Haß hat ihn vertrieben, geächtet. Er war es, der ihm die Tochter verweigerte, den kühnen, kräftigen Mann zum verzweifelten Schritte brachte, Eure Tochter zu rauben. Dieser Haß versammelte die Zünfte von Bern, überfiel die Burg, und ehe des Priesters Segen die Liebenden verband, riß Euer rächender Arm die Tochter von meines Sohnes Herz und trieb ihn aus dem Vaterlande.

Das that ich und mit Recht; erwiderte Scharnachthal mit kalter Ruhe: ich handelte nach Vaterpflicht, der Rath nach dem Gesetz.

Jetzt aber, fuhr Frau Anna fort, trat dem düstern Mann würdevoll näher, und in ihren Augen glühte der heilige Strahl der Mutterliebe: jetzt erinnere ich Euch, daß Rudolph Halwyl wohl unter die Tapfersten schweizerischer Jugend zu zählen ist, daß er in manchem Kampfe es bewährte und selbst die Waldstädte seinen Namen ehren. Ein tapfrer Mann ist in Zeit der Noth dem Lande viel; ruft ihn zurück, gebt ihm Euer Kind, und beglückt Anna von Babenberg — der Ihr einst mit Liebe zugethan schienet.

Der Schultheiß schwieg. Die sanften Worte Annens hatten die Pforte wieder geöffnet gefunden, durch welche sie vor Jahren in das Herz des Jünglings so mächtig eingedrungen waren; sie fanden sie offen, aber nur für Augenblicke. Düster rollte sich die finstre Stirn, der letzte Funke der immer noch glimmenden Flamme verloschen. Ihm meine Tochter, meine Elisabeth? Ihm, dem Sohne Hanns von Halwyls? rief er zornig; Nein, nimmermehr! — Das war der schönste Augenblick meines Lebens, als ich ihn jenseit des Marksteins vaterländischer Fluren wußte, und meinen Triumph will ich nicht selbst vernichten.

Frau Anna hatte ihn während dieser Rede schmerzvoll angeblickt. Oft, betete sie mit Ergebung, die Hände zum Himmel gefaltet: oft, Vater im Himmel, habe ich freventlich gemurrt, da Du den Wunsch meines jugendlichen Herzens mir einst versagtest — jetzt danke ich Dir; an diesem Eisigen wäre das meine erstarrt und gebrochen! — Laßt uns von etwas anderm reden, Herr Schultheiß: bat die würdevolle Frau, da Scharnachthal zu reden beginnen wollte: Kein Wort mehr — keine Entschuldigung, das Mutterherz versteht Eure Sprache nicht; überdies höre ich meinen Gemahl nahen, und er könnte mir leicht zürnen, setzten wir das Gespräch fort.

Scharnachthal verbeugte sich ehrfurchtvoll und verließ bei Halwyls Eintreten den Saal.

Dein Auge sagt mir, Dein Bitten war vergebens; sprach jetzt Halwyl finster: ich habe es Dir vorausgesagt, ich kenne diesen Mann, jähzornig, rachgierig, fest und unerschütterlich. Auf keinem Lebenswege mag ich ihm begegnen als da nur, wo es das Wohl schweizerischer Eidgenossen gilt. Hier steht der Mann groß vor mir — sonst? — Ich will schweigen, will gegen das Unabänderliche nicht murren, mich nicht dagegen stemmen. — Ich habe Elisabeth gesehen, gesprochen. Sie ist eine liebliche Blume, aber in der Tiefe ihres Kelches sitzt ein Wurm, er nagt an ihrer Blüthe, und das jammert mich sehr. Gern hätte ich sie auf unsrer Burg als die Frau des Sohnes gesehen, sie scheint ein frommes, sanftes Kind.

Und dennoch ist ihr des Vaters hochtrabender Sinn geworden; unterbrach ihn Anna: ohne ihre feste Weigerung, nicht ohne des Vaters Segen zum Altare zu gehen, wäre sie Rudolphs Weib geworden und Berns Knechte kamen zu spät.

Das macht mir die Jungfrau noch werther, meinte Herr Halwyl.

Daß Ihr harten Männer doch immer, nur die kalte Pflicht vor Augen, des Herzens warmen Gefühles nicht gedenkt! sagte Anna schmerzlich: Ohne ihre Weigerung stand Rudolph in den Reihen vaterländischer Krieger, nicht dort, wo das Geschütz gar granfig donnert.

Halwyl war indeß auf den Altan getreten und sah nach Granson hinüber. Du ziehst doch nicht an der Spitze Deiner Reisigen nach Bern? fragte jetzt Frau Anna. Der Ritter antwortete nicht, sein Blick war immer starr nach jener Gegend gerichtet.

Wirst Du hinziehen nach Granson gegen den eigenen Sohn?

Ich werde! erwiderte Halwyl bestimmt. — Da konnte die Gattin die Thränen nicht länger zurückhalten; an die Brust ihres Mannes sinkend brachen sie unaufhaltsam hervor.

Laß das Weinen! rief dieser fast unwillig: So lange noch Gefahr das Vaterland bedroht, muß das Herz nicht trauern, kein Vater, keine Mutter den Sohn beweinen, der für begangene Frevel vom Vaterlande verstoßen, nun feindlich zurückkehrt in dies Heiligthum. Nur des bedrohten Vaterlandes muß man gedenken und ihm die letzten Kräfte weihen.

Das ist hart, seufzte sie.

Anna! rief jetzt der ehrwürdige Ritter, sein Arm streckte sich nach dem Wiederscheine der untergegangenen Sonne, sein Auge erglühte im jugendlichen Feuer: Wie jenes Gewölk, jetzt noch von Abendgluth geröthet, ergrauend in der Dämmerung zerrinnt, so würde unsrer Thaten goldner Glanz verschwinden, wenn unsrer Freiheit Sonne untergeht. Im letzten Seufzer des Schweizerlandes schwebt auch mein letzter Lebenssodem hin; des Stammes wie des Vaterlandes Schmach, nie würde das gebrochene Herz sie überleben. Sein Haupt senkte sich bei diesen Worten, der Gram beugte das ehrenwerthe. — Plötzlich hob er es muthig empor, höher stand er da, den Blick hinüber nach seiner Heimath gewandt. Doch ehe ich untergehe, rief er feurig: soll noch ein Strahl des Ruhms mich begleiten; enden will ich meine Laufbahn, wie ich sie begonnen, ehrenvoll mit meinem treusten Freunde, diesem Schwerte. —

Willst Du dem Sohne zürnend gegenüberstehen? unterbrach ihn die Gattin und ergriff bittend seine Hand.

Anna! rief der alte Ritter zornerglüht: Das Zeichen von Burgund bergt mir des Sohnes Herz, und wenn nach jenem Kreuz mein Schwert sich wendet, muß ich es dulden, wenn es dieses trifft.

Und auch der Mutter Herz! sagte sie dumpf vor sich hin.

Auf dem Altare des Vaterlandes muß ein jeder opfern, sprach der Ritter mit Ergebung: Du und ich — der Ritter wie der Knecht. Das Vaterherz wie die Mutterliebe, nichts sei zu heilig und zu theuer.

Weh uns! seufzte Frau Anna und trocknete schnell ihre Thränen, da sie Tritte nahen hörte.

Es war Elisabeth; den Reisemantel umgeworfen, trat sie ein, nahte der Edelfrau von Halwyl, küßte ihre Hand und sprach mit ergreifendem Tone: Werthe Mutter, ich komme Euch zu begrüßen und Euch zugleich Lebewohl zu sagen; man wartet meiner, ich muß aus meinem Asyle hinüber nach dem geräuschvollen Bern. Zürnt mir nicht, edle Frau, auch Ihr nicht, Vater meines Rudolph. Ich habe den Sohn aus Euren Armen gerissen, ich habe den edlen Krieger aus seinem Vaterlande vertrieben — den Geliebten von diesem Herzen entfernt, setzte sie wehmüthig hinzu. — Doch bei Gott und der heiligen Jungfrau! fuhr sie ermuthigt fort: ich

konnte nicht anders, ich mußte! — Ohne Vatersegen welkt der Liebe Blüthe; darum verzeiht auch Ihr, wie diese würdige Frau es schon gethan. — Sie trat vor den alten Halwyl, der die Jungfrau in seine Arme schloß und ihre Stirn küßte. Ich zürne Euch nicht, zieht mit Gott, sprach er gerührt: und vergesset meinen Sohn selbst in der Entfernung nicht. — Daß alles zur Abreise bereit, meldete ein Diener.

Von zehn Knechten begleitet zogen Elisabeth und Frau Margarethe den Weg nach Bern. Es war schon spät am Abend, als sie das Schloß verließen, der Mond stieg über dem Gebirge auf, und die Nacht war hell und freundlich. Der Weg führte sie längs dem plätschernden See, dem kleinen Walde von Weymuthskiefern zu, der sich dort an den Hügel lehnt. Vor Elisabeths Seele schwebten so mannigfaltige Bilder, freundlich und schön, trüb und schmerzvoll. Rudolphs von Halwyl Bild war mit darunter, jedoch die rothe Binde über dem Harnische schien ihr ein blutrother Streifen zu sein, der sein Herz von dem ihrigen trennte, und bald versank sie in tiefe Betrübniß. Frau Margarethe störte sie nicht, schweigend ritt sie auf einem Maulthier neben ihr, und beobachtete bald die Jungfrau, bald den alten Schweizer, der, den Streitkolben oftmals mit kräftiger Faust schwingend, den Frauen voranschritt, und aufmerksam um sich spähend des Feindes Nähe zu besorgen schien. Dies beunruhigte die Matrone, doch dachte sie an ihres Bruders, des Schultheißen Vorsicht, und wenn sie überlegte, daß Granson so weit von ihrem Wege entfernt lag und der Feind ohne bedeutende Heeresmacht sich wohl schwerlich in die Alpthäler wagen würde, ermuthigte sich ihr Herz, und sie zog, keinen Unfall fürchtend, getrost weiter.

So waren sie wohl schon eine Stunde längs dem See gezogen und wandten sich jetzt rechts nach dem Wäldchen, durch dessen zackige Aeste des Mondes Silberlicht glänzte, als ihnen aus demselben eine Gestalt entgegen trat, die sie aus der Ferne nicht deutlich erkennen konnten. Der alte Schweizer, seinen Streitkolben gehörig zum Kampfe fassend, sah scharf nach ihr hin, und nachdem sie einige Schritte weiter gegangen waren, rief er brummend: Führt den der Teufel uns auch in den Weg; das ist ja Walter von Uri, der Sänger, seht Ihr nicht die Laute über dem Wams neben der Armbrust? Die Pickelhaube und das Schwert an der Seite machte mich irr. — Der Alte hatte sich nicht getäuscht, es war Walter, der vorangegangen, hier Elisabeth erwartete, um sie gen Bern zu begleiten. Er neigte sich vor den Frauen und küßte ehrerbietig die Hand, welche Frau Margarethe ihrem Lieblinge zum Willkommen entgegenstreckte; auch Elisabeth grüßte ihn freundlich und schien über seine Gegenwart nicht unwillig zu sein; selbst der alte Wilhelm, der Anführer des Zuges, schüttelte ihm

treuherzig die Hand und befahl ihm, sich den Andern anzuschließen, da er ihn doch endlich einmal mit Schwert und Pickelhaube bewaffnet sähe.

Aber Walter konnte nicht bei den Kriegern verweilen, es trieb ihn neben das Roß, welches Elisabeths Himmelsgestalt trug; schweigend schritt er neben her, denn er wagte es nicht, durch voreilige Worte die Herrin in ihren Gedanken zu stören. Selbst das Saitenspiel hing an dem lichtblauen Bande tonlos über seine Schulter, nur das Auge war beredt und unverwandt auf Elisabeth gerichtet.

So durchzogen sie das Wäldchen, bogen dann in die Thalschlucht, wo der angeschwollene Mühlbach mit rauschender Kraft sich herabstürzte und schäumend unter den gewaltigen Rädern der Mühle weiter zog, um in den Wassern des Bieler See's unbeachtet sich zu verlieren. So stürzt sich mit keckem Muthe ein hoffärtiger Knabe in den Strudel des Lebens, um unbeachtet unter der Menge zu verschwinden.

Das rege Leben in der Mühle, das Klappern und Rauschen der Räder durch die schweigende Nacht, als ob hier auf diesem Punkte allein der Schlummer der Natur gestört sei, weckte auch Elisabeth aus ihren Träumen, sie begann mit Walter zu sprechen, und so setzten sie den Weg über die Matten am Felshange fort.

Ihr zürnt doch nicht, holdes Fräulein, begann der Jüngling: daß ich Euch begleite? Ist auch mein Arm nicht so stark als der Arm manches Schweizerjünglings, so fühl' ich doch meinen Muth dem ihren gleich, und wenn ich mir Euch still und trauernd auf dem Zelter dachte, so meinte ich, es könne vielleicht ein Lied, meine Rede, ein Mährchen, wie ich Euch deren schon manches erzählte, Euch zerstreuen. Da riß ich mich von dem alten Halwyl los, der mich gewaltig anzog, wappnete mich und erwartete so mit Schwert und Laute meine Herrin, im Voraus hoffend, sie würde mir darob nicht zürnen.

Schweigt einen Augenblick mit Eurem Geplauder! rief halb leise der alte Wilhelm, der mit den Seinen plötzlich angehalten hatte und sich jetzt horchend auf die Erde legte; mehrere Minuten lag er so, dann erhob er sich rasch und rief: Ich irrte nicht, ich höre in der Entfernung Hufschlag; schwerlich möchten dies von den Unsrigen oder von den Oestreichischen sein, darum schnell vorwärts, daß wir an jenen Kreuzweg kommen, wo der Fußpfad sich in die Alp hinaufzieht, dorthin verfolgt uns kein Reiter. Mit raschem Schritte eilte er voran, die Andern folgten, ihre Hellebarden und Schwerter zum Kampfe ordnend, Frau Margarethe mit zagendem Herzen.

Glücklich gelangten sie an den Kreuzweg und zogen auf dem Fußsteige die Alp hinauf, und kaum hatten sie die erste Sennhütte erreicht, so sahen sie auch schon unten im Grunde einen beträchtlichen Trupp Reiter, die sie leicht als Burgundische erkannten. Der alte Wilhelm schlich sich deßhalb auf einem Fußpfade mehr rechts, und ermuthigte seine Begleiter, im Fall

sie auf die Burgunder stießen, sich tapfer zu wehren und die Tochter und Schwester ihres Schultheißen mit ihrem Blute zu vertheidigen. Elisabeth schien bei dieser drohenden Gefahr gleichgiltig, Walter jedoch war hoch erfreut, und im kecken Uebermuthe wähnend, er allein sei hinreichend, die Jungfrau zu beschützen, schritt er stolz und vertrauensvoll neben ihr her; nur Frau Margarethe bebte, sie betete leise vor sich hin, indeß der alte Wilhelm fluchte, als finstere Gewölke den Mond verbargen und er dieses Weges nicht so ganz kundig, sich zu verirren fürchtete.

Während sie auf einem engen Fußpfade zwischen Hecken und einzelnen Büschen hindurch schritten, hatte sich der Himmel ganz umzogen, dunkle Schneewolken verbargen das Mondlicht und kein Sternchen blickte mit goldenem Scheine leuchtend vom Himmel nieder; da wurde der Alte immer ungeduldiger, endlich hielt er an und gestand unter Verwünschungen, daß er den Weg verfehlt haben müsse, denn längst müßten sie an Curt Wernachers Hütte sein und den Berg hinabsteigen statt hinaufzuklimmen. Aber weder seine Verwünschungen noch Frau Margarethens Gebet erhellten die finstre Nacht, sie mußten den einmal betretenen Weg weiter ziehen und fanden sich nach einer langen sorgenvollen Stunde am Kreuzwege wieder, da wo sie die Straße verlassen und die Alp hinaufgezogen waren.

Hier beriethen die Frauen mit ihrem Führer, was nun zu thun sei, und da man nirgend die Reiter vernahm, so wurde einmüthig beschlossen, nicht wieder auf dem Fußpfade die Alp hinaufzuklimmen, sondern auf der Landstraße nach Bern weiter zu ziehen. Schweigend begann von neuem der Zug. Schon glaubten sie den Thurm von Walterswyl aus dem Dunkel heraustreten zu sehen, als sie hinter sich Hufschlag vernahmen. Vom Wege konnten sie nicht ab, rechts war eine steile Felswand, links ein Abgrund. Eilt schnell vorwärts! raunte der alte Führer den Frauen zu: treibt Eure Thiere an, wir wollen den Feind, so lange Gott will, aufhalten nach Kräften. Frau Margarethe trieb vergebens ihr träges Thier, das nur ungern der Mahnung folgte, Elisabeth aber jagte auf ihrem muthigen Rosse schnell von dannen.

Nun, Walter! rief der Alte, der da, wo die Straße sich um einen Felsen bog, vier der Seinen, die mit Feuerröhren bewaffnet waren, hingestellt, mit den Uebrigen aber, die Hellebarden und Streitäxte in der Hand, sich auf die enge Straße gestellt hatte: Nun, macht Eure erste Waffenprobe gut, hier gilt es dem Fräulein, und kaum hatte er dies gesagt, so sahen sie den Reiterhaufen wie eine dunkle Wolke heranwogen.

Halt! donnerte ihnen Walter entgegen: Freund oder Feind! Statt Antwort sprengten jene auf ihren Rossen heran, die Büchsen knallten hinter den Felsen, die Reiter stutzten, drangen jedoch nach kurzem Aufenthalte jagend wieder vor. Die Bolzen der Armbrüste, die vorgehaltenen Hellebarden hielten sie nicht auf, sie drangen ein in das Häuflein Schweizer, die mit Streitaxt und Schlachtschwert wacker um sich hieben und manchen

Burgunder in den Sand streckten; doch von den Pferden umgeritten, zertreten, von den Schwertern getroffen, sanken die Braven, keiner suchte in der Flucht sein Heil. Walter lag betäubt unter den Todten.

Während dessen hatte Frau Margarethe unablässig ihr träges Thier angetrieben, es vermochte nicht, dem feurigen Rosse Elisabeths zu folgen, und als die Feuergewehre knallten, das Kampfgetöse ihr Ohr traf, gab ihr, trotz der steigenden Angst, die Besonnenheit den Rath, ihr Maulthier anzuhalten, abzusteigen und längs dem sich herabstürzenden Bache den Felsen hinanzuklimmen. Alt und schwach vermochte sie es freilich kaum, doch war sie schon eine beträchtliche Höhe hinauf, hinter einem Weißdornstrauche ruhend, als sie unten die burgundischen Reiter vorbeiziehen sah. Auf ihren Knieen dankte sie Gott. — Der kommende Morgen führte späterhin einige Landleute vorüber; die sie ab vom Wege nach der Sennhütte leiteten.

Muthig, ihr flüchtiges Roß immer noch antreibend, war Elisabeth auf der Straße fortgesprengt; schon lag der Kampfplatz weit hinter ihr, nur das Knallen der Feuergewehre hatte noch ihr Ohr erreicht, das Waffengeklirr war nicht bis zu ihr gedrungen. Flüchtig jagte das muthige Roß mit seiner schönen Bürde dahin, vermochte jedoch nicht, sie ihrem Geschicke zu entziehen. Unsern Walserswyl stieß sie auf savoyische Reiter, die unter Anführung des Grafen von Romond von Yverdün aus sich durchgeschlichen hatten und hier ihre Vorhut erwarteten.

Als der Morgen graute, erwachte Walter aus seiner Betäubung. Es mußte ein Streitkolben seine Pickelhaube getroffen haben, denn noch war er seiner Sinne nicht ganz mächtig, blutete jedoch aus keiner Wunde. Wie aus einem Traume erwacht, schaute er um sich her. Da lag der alte mürrische Wilhelm mit durchbohrter Brust, von seinen Genossen umgeben neben ihm, nur einer seufzte noch und hob das gebrochene Auge nach dem Jüngling, der ihm hülfreiche Hand zu leisten sich nahte. Laßt nur, Walter, sprach der Sterbende: weckt mich nicht zu einem Leben, das keinen Werth mehr für mich hat; sollte ich der Einzige sein, der die Krieggefährten überlebte? Laßt mich neben ihnen sterben. Eilt lieber nach Bern und forscht, was aus den edlen Frauen geworden ist. Er wandte sich, drückte das Antlitz fest auf die Erde, murmelte noch einige Worte, vielleicht ein frommes Gebet und verschied.

Da blickte der Jüngling noch einmal traurig auf den Wahlplatz hin und eilte rasch vorwärts; Sorge um Elisabeth beflügelte seine Schritte. Sein müder Fuß trug ihn jedoch nicht weit, bald mußte er sich unter einem Baume niederlassen, sein Kopf brannte ihm, die Glieder schmerzten, er konnte nicht weiter.

Während er so ruhte, schlich ein Landmann mit Schwert und Streitkolben bewaffnet von der Höhe herab, lugte in der Gegend umher und gewahrte den Schweizerjüngling unter dem Ahorne sitzend, das Haupt auf

den Arm gestützt; er näherte sich ihm. Einen Trunk! bat Walter. Der freundliche Mann reichte ihm eine Flasche mit Milch, die er bei sich trug, und als der Jüngling sich durch den Labetrunk gestärkt, fragte ihn der Landmann: wo er schon so früh herkomme, und ob er vielleicht in dieser unglückvollen Nacht schon hier gewesen sei? Walter erzählte ihm, was vorgegangen und daß er nach Bern eilen wolle, um dort Kunde von des Schultheißen Tochter einzuziehen, die noch vor Beginn des Kampfes auf einem weißen Rosse davongesprengt sei. Frau Margarethens gedachte er nicht.

So steh ihr Gott bei! rief der Landmann: denn die Burgunder haben sie in ihren Händen. Als ich in dieser Nacht nicht fern von hier die Höhe herabstieg, um in Arberg zu meiner Fahne zu stoßen, sah ich einen Haufen, wohl an tausend Reiter auf der Straße halten; ich verbarg mich hinter einer Hecke, und von da sah ich durch das Halbdunkel ein weißes Roß heransprengen, hörte wie die Burgunder jauchzten, auch eine weibliche Stimme glaubte ich zu vernehmen.

Walter sprang auf, seine schlummernden Lebensgeister waren plötzlich wieder geweckt. In den Händen der Burgunder! rief er erschüttert: Elisabeth Scharnachthal gefangen! Nachsinnend bedeckte er mit beiden Händen das Gesicht und stand regunglos da; doch plötzlich, als habe ein Göttergedanke ihn von neuem belebt, nahm er Schwert und Pickelhaube und gab beides dem Landmann. Verwahrt mir das Schwert, verwahrt es mir gut; Caspar von der Flühe, mein Ahn, trug es bei Moorgarten, gebt es in Bern in dem Hause Scharnachthals in Verwahrung. Diese Pickelhaube tausche ich mit Eurem Barett, das neu und gar hübsch ist, denn zum Kampfe schmückt sich der Schweizer doch immer mit dem besten. Gebt, lieber Freund, Ihr gewinnt noch bei dem Tausche. Er betrachtete seine Laute, die bei dem nächtlichen Kampfe wunderbarlich erhalten war, griff, wie zur Probe, einen volltönigen Akkord, und das Barett aufsetzend bog er links nach dem Neuenburger See und dem burgundischen Lager zu.

In Bern war ein regsames kriegerisches Leben, Alt und Jung, Mann und Weib waren in Bewegung, es galt ja die Freiheit. Noch standen die alten Thürme, noch bewachte der finstre Bär die Thore der mächtigen Stadt, in die noch kein Feind zerstörend gedrungen war, noch glühte Muth und Vertrauen in der Brust der Männer, und der blutigen Schlachten gedenkend, welche die ohne Blut errungene Freiheit befestigt hatten, vertrauten sie auf Gott und ihr Schwert, auch die mächtige Heeresmacht von Burgund aus ihren Landmarken zu vertreiben, wenn billige, ehrenvolle Bedingungen den stolzen Herzog nicht friedlich zurückkehren ließen.

Es war am Morgen des 24. Februars 1476, als Scharnachthal und

Hanns von Halwyl mit dem versammelten Berner Landvolk und den wenigen Reisigen der schutzverwandten Edlen zu Fuß und zu Roß, unter Geläute der Glocken einzogen. Es war ein rüstiger Haufe Alpenjäger und Sennhirten, und gar wohl geübt, das Schwert zu schwingen, die Bolzen nach dem Ziele zu schicken, das Feuerrohr zu gebrauchen. Alt und Jung, selbst Knaben waren im reisigen Zuge, niemand des Berner Landes hatte bei so dringender Gefahr daheim bleiben wollen, hohen Muthes hatten sie sich am See unter ihres Schultheißen Banner versammelt und freudig beim Abmarsche das Schwert geschwungen. Auf ihrem Zuge trafen sie die in der Nacht Erschlagenen, und eine traurige Ahnung hatte ihren edlen Führer erschüttert; ihnen selbst war dies erste Gefecht von trauriger Vorbedeutung. Auch Halwyl war ergriffen, als Scharnachthal ihm leise zuraunte: Dies Eures Sohnes Werk! — So rückten sie mit ernster Ruhe in die Stadt, finster wie das alte Thor, durch das sie zogen.

Der Schultheiß, den Schmerz der Vaterbrust bekämpfend, musterte nun auf dem Marktplatze die versammelte Schaar der Berner, denn die Glocke hatte schon längst auch die Innungen der Stadt zusammenberufen. Nur einen Blick warf er auf den Erker seines Hauses, an dem er vorüberschritt; aber leer war das hohe Fenster, nicht das Engelgesicht seines Kindes sah freundlich grüßend herab, und die Gewißheit ward ihm, sie sei in Feindes Hand. Der stolze heftige Mann bedurfte all seines Muthes, um bei dem ersten wichtigen Geschäfte nicht die Fassung zu verlieren und in diesem entscheidenden Augenblicke mit zuversichtlich freiem, ungetrübtem Antlitze die ihm anvertraute Schaar zu mustern. — Nahe an 8000 waren es, an deren Spitze er ausziehen wollte, den von Stein und seine Tapfern in Granson zu entsetzen; ihnen war ein freier ungetrübter Sinn noth. Bern war die Mächtigste des eidgenossischen Bundes, er ihr Schultheiß und Hauptmann; noch waren die andern Bundesgenossen nicht eingetroffen, mit Luzern allein stand Bern dem ersten Angriffe entgegen; es bedurfte nur eines raschen Marsches, und vor seinen Thoren wehten die Fahnen von Burgund.

Männer von Bern! so begann er die Versammlung anzureden: und Ihr edlen mit uns verbündeten Herren, die Ihr Eurer Pflicht getreu mit Euren Mannen zu uns gestoßen seid in den Tagen der Noth, haltet fest zusammen in Eintracht, fest in Reihe und Glied. Gedenkt des Tages von Laupen, denkt an Moorgarten; faßt Muth und Vertrauen, denn nicht die Zahl der Streiter, ihr Muth gibt den Sieg. Nicht um Gut und Blut allein kämpfen wir; es ist das Höchste des Lebens, es ist die Freiheit, für die wir streiten; wer möchte ohne sie nicht lieber einen ehrenvollen Tod? Darum — hier nahm er mit kräftiger Faust das Banner der Stadt aus den Händen des Bannerträgers — folgt diesem ehrwürdigen Zeichen! Stets führte es zum Siege, noch floh kein Schweizer in der Feldschlacht. Gott war mit uns, wo Recht auf unserer Seite war und so auch jetzt! —

Hell klirrte das Rasseln der Waffen, da Scharnachthal dies gesprochen, und als ob der Sieg auf der Spitze von Schwert und Hellebarde schwebe, hoben sie die Wehren schweigend in die Höhe, als hielten sie sie empor zum feierlichen Schwur. Da übermannte das Gefühl den alten Helden, er mußte einhalten in der Fluth seiner Rede, doch schnell faßte er sich. Ein Jeder gehe nach Hause, begann er von neuem: stärke sich mit Speis und Trank und sage den Seinen ein Lebewohl. Sagt Euren Weibern, daß sie für Lebensmittel sorgen, wenn die Eidgenossen zur Hülfe einziehen, und wenn die Glocke vom Münster das Zeichen gibt, versammelt Euch schnell und zum Abmarsche bereit auf dieser Stätte. Nun geht mit Gott! Dumpf wirbelte die Trommel, gleich dem Gesumme der Bienen, wenn sie schwärmend dahin ziehen, wogte der Haufe aus einander, noch einmal das Brod vom eigenen Tische zu essen, den Wein aus dem Pokale der Väter zu trinken. Das Landvolk zog ein Jeder zu seinen Bekannten, noch einmal das Haus der alten Gastfreundschaft zu betreten.

Mit festem Schritte — der Sieg über das Schicksal war errungen — trat Scharnachthal in seine Wohnung. Nur Diener kamen ihm entgegen, nicht seine Schwester, nicht sein Kind. Niemand in dieser Nacht eingetroffen? fragte er, keine bejahende Antwort erwartend. Niemand! erwiderte der ängstlich forschende Diener. So laß mich allein, Wilhelm, sprach er zu seinem Sohne, der mit niedergeschlagenem Blicke hinter ihm stand; der Jüngling entfernte sich. Scharnachthal betrat sein Zimmer, schritt einigemal auf und ab, ging dann an das hohe Bogenfenster und lehnte sein sorgenschweres Haupt an die bemalten Scheiben, wo der heilige Georg den grimmigen Drachen mit seiner Lanze durchbohrte.

Lange stand er so, hinaus auf den Marktplatz starrend, wo das rege Kriegleben verschwunden war und nur öde Stille noch herrschte. Vaterland und Vatersorgen drückten ihn nieder, aber fast mehr als das der Gedanke: Es ist die rächende Nemesis, die Dich ereilt. Plötzlich ermannte er sich. Weg Vatersorgen, weg Vaterschmerz! rief er: Es ist das Opfer, das ich auf Deinem Altare niederlegen mußte, Land meiner Väter. Nur der Noth schweizerischer Eidgenossen gedenke, Schultheiß des mächtigen Bern!

Er rief seinen Diener; da trat Frau Margarethe ein. Allein? fragte er sie.

Allein, antwortete sie schluchzend.

Wo ist sie?

Verfolgt von feindlichen Reitern floh sie; ich hoffte sie hier zu finden.

So helfe mir Gott! rief der Schultheiß, schüttelte mit besonderer Herzlichkeit die Hand der Schwester, warf hastig die Zeichen obrigkeitlicher Würde ab und entfernte sich. Bald war der Harnisch umgeschnallt, die eiserne Pickelhaube aufgesetzt, das lange Schlachtschwert umgürtet. Noch einmal, wie zum Lebewohl warf er einen Blick umher durch das Zimmer,

drückte der Schwester schweigend die Hand und trat in das Vorhaus. Dort begegnete ihm Wilhelm, sein einziger Sohn, zum Kampfe schon gerüstet. Sei ein Mann, ein Schweizer! sagte er ernst zu ihm, und Hand in Hand verließen sie die Wohnung der Väter.

In diesem Augenblicke begannen die Glocken der Stadt ihren dumpfen Ruf zum Aufbruch; lange schon hatte der Glöckner des Zeichens geharrt, zu ihrem feierlichen Tone wirbelten die Trommeln, schallten die Hörner und schmetterten lustig die Trompeten der schutzverwandten Edlen.

Jetzt war der Augenblick der Trennung da, der Augenblick, wo der zurückgehaltene Schmerz laut ausbrach. Am Halse des Gatten hing, den Säugling auf dem Arme, die weinende Hausfrau, Kinder umfaßten die Kniee des Vaters. Die Jungfrau drückte ihrem Verlobten den Scheidekuß auf die Lippen, Mütter und Greise segneten die Söhne und weihten sie zum heiligen Kampfe. Seid eingedenk Eurer Vorfahren, kämpft wie sie, für die Freiheit und kehrt mit Gott als Sieger zurück. Das war der Nachruf Tausender; selbst im Schmerze war hoher Muth.

Zu seinen Fahnen trat nun ein Jeder, die Rottmeister ordneten ihre Haufen, die Hauptleute sprachen ein kräftig mahnendes Wort, und unter Glockengeläute, Trommelwirbel und Trompetenschall zogen die Berner, 8000 streitbare Männer, gen Murten.

Im Lager der Burgunder ging es nicht so ernst her wie in Bern. Es erstreckte sich in einem halben Monde vom Ausgange des Thales der Orbe über Baumes, St. Croix bis gegen Bauxmarcüs, umgab die Höhen bei Granson, und enthielt 35,000 Burgunder, zu welchen 15,000 Savoyer und Italiener, unter dem Fürsten von Tarent, gestoßen waren, der sich durch diesen Kriegzug die reiche Erbin von Burgund zu gewinnen wähnte. Das Heer schwelgte in zügelloser Ausgelassenheit. Auf einem Hügel mitten im Lager stand, einem Pallaste ähnlich, des Herzogs prachtvolles Zelt, Teppiche schmückten die Wände, mit dem schönsten Brügger Sammet waren Sessel und Stühle behangen, wie am Hoflager zu Arras glänzten Gold und Edelsteine überall. Zahllose Diener in prunkvollen Gewändern wogten im bunten Gemische, laut schallte das Wiehern von hundert Streithengsten aus schöngeschmückten Zelten, Trompeten und Pauken wirbelten durch die Luft und riefen die Menge der Ritter zur Tafel und zum Banket. Um die Zelte des Fürsten prangten die Zelte der Schranzen und Kriegsoberſten, die in Pracht mit einander wetteiferten. Die langen Reihen der gemeinen Kriegszelte, nach Landschaften und Waffengattungen geordnet, bedeckten Hügel und Thal; unzählige Rosse stampften muthig den Boden, und durch diese Reihen zog jubelnd ein Haufe von Possenreißern, Minnesängern, Gauklern und feilen Dirnen; burgundisches Gold gab den deutschen, den niederländischen, den italienischen Völkern Leben und Lust, der

Zügellosigkeit Nahrung. Toller Muth, freche Hoffart entflammte die Soldaten, die sich hier, ein Hirtenvolk zu bekämpfen, vereinigt hatten, und Karl von Burgund, der stolze, kühne Herzog, hielt das Rachescheert bereit, das Schweizervolk mit einem Schlage zu vernichten.

Noch donnerte das Geschütz vor dem Schlosse von Granson, welches Albrecht von Stein mit 800 Bernern muthvoll vertheigte, doch den wilden Jubel des Heeres störte Geschützdonner nicht. Ueberall, wo eine zerstörte Hütte ein Obdach bot, lagerte sich ein Trupp, zechte und spielte, und als ob mit der Minute der letzte Freudetropfen geschlürft werden müßte, so gierig sogen sie den Lebensgenuß ein. Nur am äußersten Ende des Lagers, da, wo drei Ulmbäume ein einsames Plätzchen bildeten, saßen unter offenem Zelte, die Becher vor sich, zwei Ritter in ernsthaftem Gespräche vertieft. Der Eine, welcher der Jüngere zu sein schien, sah unverwandt, den gefüllten Becher unangetastet vor sich, hinüber nach dem Neuenburger See, während der Andere mit Theilnahme schweigend ihn beobachtete.

Der Schmerz übermannt Euch, Rudolph, sagte dieser endlich: nur zwei Wege stehen Euch offen, und nur kurz ist noch die Zeit der Wahl. Ihr zieht zurück in Eure Heimath, kämpft wider uns, oder fröhlichen Muthes mit uns. Es taugt nichts, wenn der Geist, wenn das Herz unbestimmt hin- und herschwankt, und nicht weiß, wohin es sich wenden soll. Noch ist es Zeit, vielleicht morgen nicht mehr!

Ich gab dem Herzog mein Wort, Etanges, und das brach ich nie! rief der jüngere Ritter, wild aufspringend.

Ihr dauert mich! begann nach einer Pause Ritter Etanges: Es liegt so manches schätzenswerthe in Euch, das mich trotz Eures wilden störrischen Wesens anzog; selbst die helle Gluth, die in Eurem Blicke entflammt, freut mich, nur Schade, daß sie die Hütten Eures Vaterlandes anzünden soll. Wäre ich ein Schweizer, so wie ich aus Burgund stamme, Ihr sähet mich dort, nicht hier! Er wies hinüber gen Bern.

Finster sah der Andre nach dem Alpengebirge, ergriff dann plötzlich des Freundes Hand, und den Arm nach dem Juragebirge ausstreckend, rief er mit wild rollendem Blicke: Dort bei der hohen Eiche am Felsquell steht am Scheidewege ein einsames Kreuz, dort trennt sich das Schweizerland von Burgund, wenn die Alpen in der Abendsonne glühen, liegen Eure Berge im Dunkel. Da stand ich an des Vaterlandes Markstein meines thatenreichen Lebens; mit einem einzigen Schritte, Etanges! mit einem einzigen Schritte trat ich hinüber in das fremde Land und trennte mich von Allem, was mir einst so theuer war. Noch einmal warf ich sehnsuchtvoll den Blick nach meiner Heimath goldgesäumten Bergen — und sagte Allem, Allem Lebewohl. —

Arm wie ein Bettler, fuhr er mit Ingrimm fort: arm an innerem Frieden, reich wie Crösus an tiefem Schmerz stand ich, der Pflicht, der Bande entledigt, die mich dort gefesselt; nur das Schwert und die Erin-

nerung begleiteten mich in die feindliche Verbannung. Da hob ich scheu den Fuß, trat, ein Flüchtling, auf burgundischen Boden, das Schweizerherz stieß ich von mir und streckte meine Hand gen Himmel, Rache schwörend — und den Schwur werde ich halten. Auf Schweizerboden zurückgekehrt, fuhr er sanfter fort: erkenne ich meine Heimath nicht, es hat sich Alles um mich her verwandelt; die Sehnsucht zieht mich nicht nach jener Höhe, das Alphorn weckt nicht mehr der Wehmuth süßen Schmerz in meiner Brust, der Morgen grüßt mich nicht mit seinem Strahlenglanze von jenem Berge herüber, und die Abendsonne nimmt mein Sehnen nicht mit sich hinunter. Nur die Nacht weckt den Schmerz und die Erinnerung.

Da tönte bei diesen Worten unfern des Zeltes, von Lautenklängen begleitet, der Gesang eines Alpliedes. Etanges horchte auf, Rudolph von Halwyl aber ward durch diese Töne sonderbar erschüttert. Als das Lied beendet war, näherte sich ein Schweizerjüngling dem Zelte; es war Walter, der, die Laute im Arme, mit dreistem Muthe zu den Rittern trat.

Seid mir gegrüßt, Ihr Herren! sagte er, freundlich sich neigend: Reicht mir einen Becher Wein, und ich singe Euch ein munteres Alplied.

Wer bist Du? fragte der Ritter Etanges.

Bin von Uri, eines Sennen Sohn von hoher Alp, erwiderte er unbefangen: und durchziehe bald Stadt, bald Land mit meinem Saitenspiele.

Und wagst Dich in's Lager der Burgunder? unterbrach ihn der Ritter: Kennst Du des Herzogs Strenge nicht? es könnte leicht den Kopf Dir kosten; geh', mein Sohn, ehe man Dich hier gewahrt.

Des Liedes Zauber, entgegnete der Schweizer keck: gibt dem Sänger einen Freipaß durch die ganze Welt, ihm öffnen sich bei Freund und Feind die Thore, und überall ist er willkommen. Es lauscht der Ritter wie die Dirne auf seinen Gesang; der spendet ihm den Wein, sie den Kuß, und nirgend zieht er unbelohnt von dannen. Darum, werthe Herren, hört auf mein Lied und dann reicht mir einen Becher Wein, denn mich dürstet.

So nimm den Becher und trink, sagte Etanges, ihm den gefüllten reichend.

Mit zierlichem Anstande ergriff ihn Walter. Den holden Frauen! rief er: die Lieb um Liebe geben, und — er leerte den Becher und hielt ihn hoch in die Höhe — dem Vaterlande!

Dem Vaterlande, da trinke ich mit! rief Etanges, und leerte seinen Becher, während Rudolph düster vor sich hinstarrte.

Und Ihr, Herr Ritter, steht mit finsterm Blicke da, wandte sich Walter jetzt zu Halwyl: und leert den Becher nicht auf das Wohl Eures Vaterlandes, wo doch gewiß die Heimath lieblich Eurem Blicke grünt und Weib und Kind Eurer Rückkehr sehnsuchtvoll wartet.

Schweig, Knabe! rief dieser zornig: schweig! Laß ihn! unterbrach Etanges Halwyls Heftigkeit, sich zu dem Schweizer wendend: Er hat nicht Weib, nicht Kind — kein Vaterland.

Dann dauert Ihr mich, Herr! sprach der Jüngling, treuherzig dem Ritter sich nahend: Dann nahm der Himmel Euch des Schönen viel. Nähm' er mir Alles, ich wollt' es freudig opfern, ließ er mir nur mein trautes Saitenspiel und meiner Heimath goldbesäumte Gletscher, bliebst du mir nur, mein stilles, von hoher Alp beschattetes Felsthal, wo meines Vaters Hütte einsam steht, wo unsre Heerde auf der Matte weidet, der klare Quell vom Felsen stürzt und melancholisch unser Alphorn ruft, wo mir im Wehen sanfter Abendlüfte der Glocken wehmuthvoll Geläut entgegen tönt. O dieser Glocken Ton! — Ihr lieben Herren, Ihr kennt ihn nicht — dringt tief in eine Schweizerbrust und trägt auf seinen sanftbewegten Schwingen das sehnsuchtvolle Herz zur lieben Heimath hin! Bei diesen Worten erglänzte des Jünglings Auge, stolz sah er hinüber nach seinen Bergen, und als er den Blick wieder nach den Rittern wandte, schienen ihm deren Augen feucht. Was ist Euch, Ihr Herren? rief er theilnehmend.

Kennst Du ihn nicht? fragte Etanges, ihn bei Seite ziehend.

Nein, Herr! erwiderte Walter.

Es ist der Ritter Rudolph von Halwyl.

Bei diesem Namen erbebte der Sänger und trat einige Schritte zurück; starr sah er Halwyl an, in dessen Gesichte Stolz mit Wehmuth wechselte, auch in des Jünglings Brust schienen feindliche Gefühle zu kämpfen. Endlich trat er mit einem Blicke dem Ritter näher, in dem sein ganzes Herz offen lag. Ein Schweizerjüngling, so sprach er: tret ich vor Euch hin. Im Hauche meines schwachen Wortes ruft Euch der Alpen Sturmgebrause, ruft Euch der Lavine furchtbares Rauschen, ruft der Ton des Alphorns Euch entgegen: Zurück zu Deines Landes Bergen; zieh Dein Schwert nicht gegen Deine Brüder, nicht für den fremden Herrn. Kehre zu Deinem Banner wieder, Schweizerheld.

Finster blickte bei diesen Worten Halwyl auf den Jüngling. — Es stieß mich aus! rief er: zerriß das Band, und frei stehe ich, ein Rachegeist, auf seinem Boden!

Dann wehe Dir, Elisabeth! rief schmerzvoll der Sänger.

Welchen Namen rufst Du mir entgegen, heimtückischer Bube! rief Halwyl zornig: Glaubst Du, mit diesem Zauberspruche mich zu bannen, glaubst Du, mit ihm die schlummernden Gefühle zu wecken?

Ich würde bei ihrem Namen aus Todesschlaf erwachen! erwiderte Walter erglüht: Ein Liebehauch von ihren Lippen, und das Leben wäre wieder mein in seiner schönsten Pracht.

Du kennst Elisabeth Scharnachthal? fragte jetzt nach langem Schweigen mit sanftem Tone der Ritter.

Ob ich sie kenne, Herr? Zwar erst seit kurzem sah ich ihr holdes Antlitz, aber es bedarf ja nur eines Augenblickes, um vor der Herrlichen anbetend niederzuknieen. —

Wie geht es ihr?

Das fragt Ihr mich? — Nur an Euch gedenkend welkt die zarte Blüthe, die Ihr im Sturm zerknicktet.

Wo ist sie jetzt; auf ihres Vaters Schlosse am See oder in Bern?

Und ahnet Ihr nicht ihre Nähe, wißt Ihr es nicht, daß sie in Eurem Lager ist?

Hier im burgundischen Lager! rief Halwyl, und stand bleich wie der Tod vor dem Jünglinge.

Sie ward in dieser Nacht von Euren Reitern gefangen, als sie vom Bieler See nach Bern zog.

Ha, Romond! schrie Halwyl auf: Fort, hin zum Herzog. Etanges vermochte nicht ihn zurückzuhalten, er stürzte aus dem Zelte. Komm mit mir, befahl dieser dem Sänger: verlaß mich keinen Schritt, sonst bist Du verloren. Sie folgten Halwyl.

In seinem Zelte saß Karl von Burgund, der Graf von Campobasso und Ludwig von Chateaugüjon waren bei ihm. Er ertheilte ihnen eben seine Befehle zu einem neuen Sturme auf Granson, da trat ein Edelknabe herein, und meldete den Ritter von Halwyl, welcher Se. Hoheit um Gehör bitte. Er mag warten! erwiderte der Herzog unmuthig über diese Störung. Der Edelknabe ging.

Doch immer frech dies Landvolk! sagte der Herzog empfindlich: Sie lernen nie den Unterschied von Herr und Diener, besonders dieser Halwyl tritt so keck vor mich, als wäre mein Thron seines Vaters Armsessel.

Gnädiger Herr! nahm Chateaugüjon das Wort: es ist ein gar wackrer Mann, als Held im Schweizerland bekannt, und das bedeutet viel. Der Graf von Campobasso lächelte. — Herr Graf! fuhr Chateaugüjon, durch dies Lächeln beleidigt, fort: ein Schweizer gilt am Schlachttage voll zwei von Neapel, er weiß, wofür er streitet und wechselt nie mit seinem Rocke das Herz und seinen Herrn. — Ein zorniger Blick des Herzogs traf den freimüthigen Redner. — Darum, gnädiger Herr, fuhr dieser fort: wollt ich Euch bitten, dem Ritter Halwyl Gehör zu geben. Sein Rath, sein Arm muß in diesem Augenblicke Euch werth sein, und seine feste Treue zu Euch, während alle andere Schweizer, Euren Dienst verlassend, zurück in die Heimath zogen, scheint mir wohl des Dankes werth.

Graf Chateaugüjon! unterbrach ihn der Herzog heftig: Ihr scheint seit einiger Zeit, und besonders jetzt ein sehr gewagtes Spiel in meiner Gegenwart zu spielen. Ihr redet keck, und wißt, das lieb' ich nicht.

Gnädiger Herr! erwiderte der Graf mit würdevoller Ruhe: am Vorabende der Schlacht, den Tod vor Augen, spricht der Krieger freien Muthes mit seinem Feldherrn. Darum bitte ich, gebt dem Halwyl Gehör. Ich

weiß zwar nicht, was ihn vor seinen Herrn führt, doch ist es gewiß von Wichtigkeit.

Er wird um höhern Sold bitten! fiel Campobasso ihm in die Rede.

Er so wie ich, wir dienen nie um Sold, erwiderte Oraniens Bruder.

Laßt ihn eintreten! befahl der Herzog. Chateaugüjon ging.

Nach der Schlacht, mein gnädiger Herr, sagte Campobasso, als er mit dem Herzoge allein war: werden die Stolzen wohl geschmeidiger sein; jetzt rechnen sie auf ihren Werth, dann kriechen sie an Eurem Thron, ein finstrer Blick von Euch ist dann hinreichend, sie zu zermalmen.

Der ist so stolz als sein Bruder Oranien, aber auch brav und mir treu ergeben; sie grenzen so nahe an die Schweiz und saugen die Luft von diesen rauhen Bergen ein, sagte der Herzog, als Halwyl mit dem Grafen eintrat. Er nahte ehrfurchtvoll dem Herzoge, der ihn zu entmuthigen mit strengem Blick auf ihn niedersah. Was ist Euer Begehr? fragte er ihn rauh.

Gnädiger Herr! begann der Schweizer: seit einem Jahre schon diene ich Euch. Für Euch habe ich gefochten, geblutet, ohne Sold, aus freiem Willen, keine Gnade ward mir dafür zu Theil, ich bedurfte auch ihrer nicht, ich fand den Lohn in meiner eignen Brust.

Macht kurz! unterbrach ihn der Herzog.

Jetzt aber, fuhr der Ritter fort; bietet sich eine Gelegenheit dar, mich zu belohnen, und ich fordre den Lohn! — Campobasso lächelte höhnisch.

Und, fragte der Herzog: Eure Bitte ist?

Der Graf von Romond hat in dieser Nacht auf einem Streifzuge einer Schweizerjungfrau begegnet, sie wider Ritterpflicht und Kriegsgebrauch gefangen nach Yverdün abgeführt. Diese Jungfrau war einst meine Verlobte, noch jetzt fühle ich mich zu ihrem Schutze verpflichtet; deßhalb ersuche ich Euch, mein gnädiger Herr, zu befehlen, daß die Jungfrau mir ausgeliefert werde, da wir doch mit Frauen nicht Krieg führen, und Weiber wohl nicht im Heere Herzogs Karl von Burgund als Beute betrachtet werden. Hiermit, mein gnädiger Herr, bezahlt Ihr mir meine Dienste reichlich.

Die Jungfrau war Eure Verlobte, Ritter Halwyl? fragte der Herzog. Rudolph verbeugte sich bejahend. So wird wohl die Courtoisie des Grafen Romond nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Ihr sie zurückfordert. Sie soll Euren Händen übergeben werden.

Verbürgt mir dies Euer fürstlich Wort? fragte Halwyl bestimmt.

Was Karl von Burgund versprach, wird der Bastard von Savoyen nicht verweigern. Der Herzog befahl einem Diener, den Grafen von Romond zu rufen, und Halwyl, hier zu verweilen.

Und wie heißt Eure Verlobte? fragte jetzt Chateaugüjon den Ritter, mit ihm zurücktretend, da der Herzog leise mit Campobasso sprach.

Elisabeth von Scharnachthal, erwiderte dieser.

Die Tochter des Schultheißen von Bern? unterbrach ihn schnell der Graf.

Nikolaus von Scharnachthals Tochter, wiederholte Halwyl.

So rathe ich Euch, nennt diesen Namen nicht vor dem Herzoge. Er gibt sie dann nicht frei, und willkommen ist ihm der Zufall, der ihm die Tochter seines bittersten Feindes in seine Gewalt gab.

Ich habe sein fürstliches Wort.

Sein Jähzorn, sein Haß läßt ihn alles vergessen.

Indem trat der Graf von Romond in das Zelt. Nur einen Augenblick verweilt! rief ihm der Herzog entgegen, und sprach noch einige Worte mit Campobasso, welcher das Zelt verließ.

Graf Romond, begann nun der Herzog: ich habe das Waadland erobert und es Euch zurückgegeben, ich verlange dafür auch einen Antheil Eurer gestrigen Beute.

Ew. Hoheit hat zu befehlen, erwiderte Romond.

Ihr habt eine Schweizerdirne, wohl eigentlich für des Grafen von Savoyen Sohn eine schlechte Beute, von Euren nächtlichen Streifereien mitgebracht und nach Yverdün geführt; überlaßt sie mir.

Das Gesicht des Grafen überzog Purpurgluth. Ihr seid unschlüssig! fuhr der Herzog auf: Ich hoffe Burgunds Wunsch sei Savoyen Befehl.

Ich werde die Jungfrau den Händen meines gnädigen Herrn überliefern, antwortete schnell, doch mit Unmuth Graf Romond.

Nicht für mich verlange ich sie; unterbrach ihn der Herzog, über des Grafen Unmuth aufgebracht: einen Wunsch, der mich betroffen, hätte ich in mir verschlossen oder hätte befohlen. Nur um des Ritters von Halwyl treue Dienste zu lohnen, gewährte ich ihm die Bitte, denn die Jungfrau war seine Verlobte.

Wie Ew. Hoheit befehlen, begann jetzt Romond, neue Hoffnung schöpfend: auch wird die Welt die Großmuth des Herzogs von Burgund hierbei zu preisen haben.

Wie so, Romond? fragte Karl, von seinem Sitze auffahrend: Glaubt Ihr, ich könne meine Diener nicht würdiger belohnen als mit einer geraubten Dirne? Verlangt, Halwyl! Was wünscht Ihr noch an Gut und Lehn? Karl von Burgund gewährt Eure Bitte.

Ich habe keinen andern Wunsch und bedarf nicht Gut noch Lehn, mir genügt der freie Besitz der Jungfrau, erwiderte der Ritter.

Sehr stolz! sagte der Herzog vor sich hin.

Ganz Europa wird staunen ob dieser Gnade, begann jetzt der Graf Romond mit hämischem Lächeln: am meisten die Majestät von Frankreich, die solche Großmuth nicht wird fassen können.

Wie meint Ihr das? fragte der Herzog schnell.

Sollte es nicht männiglich wundern, daß Ew. Hoheit dem Schultheißen von Bern die Tochter zurückgibt? erwiderte Romond.

Dem Nikolaus Scharnachthal! fuhr der Herzog heftig auf.

Es ist Elisabeth, seine Tochter, die in Yverdün in Verwahrung ist, sagte der Graf triumphirend.

Nimmer, nimmer gebe ich sie zurück! rief der Herzog, faßte seinen eisernen Handschuh, der vor ihm lag und warf ihn heftig zu Boden: Fordert was Ihr wollt, Ritter Halwyl, fordert ungnügsam und ich gebe es Euch, aber dieses Mannes Tochter kehrt nicht zurück in des Vaters Arm. Bern, Bern! rief er zornig: Du hast mir vor Neuß den Fehdebrief gesandt, ich bin hier, ihn blutig zurückzugeben. Nikolaus Scharnachthals Tochter in meiner Gewalt! Werft sie in den Thurm! rief er Chateaugijon zu: sie blute für Peter von Hagenbach.

Da trat Halwyl vor ihn; nicht Zorn, nicht Trotz lag in seinem Gesichte, nur der feste Blick des Muthes traf den Herzog. Hoheit, sprach er: ich muß Euch an Euer Wort erinnern. Der Herzog warf einen wilden Blick auf ihn, er fuhr ruhig fort: Fürstenwort ist ein heiliges Wort, Fürstenehre ein makelloser Schild; übergebt mir die Jungfrau, wie Ihr mir verheißen.

Ritter! rief der Herzog, kaum seines Zornes Herr: Noch einmal gelobe ich Euch, Alles was Ihr fordert zu gewähren. Nur noch für kurze Augenblicke ist meine Langmuth, meine Gnade für Euch.

Ich bedarf Eurer Gnade nicht, erwiderte mit gelassenem Muthe der Ritter: ich halte fest auf Euer Wort und erwarte vertrauenvoll, daß mein gnädiger Herr gerecht ist gegen mich und gegen sich selbst. Kein Ritter gibt seine Dame hin für Geld. Hier liegt mein Schwert zu Euren Füßen! rief er erglüht, es vor dem Herzoge niederlegend: Mein Leben steht in Eurer Macht, doch Euer fürstlich Wort nehme ich mit in den Tod. — Ernst blickte er dem Herzoge in's zornige Auge, der vor Wuth erbleichend vor dem Kühnen stand; ein Jeder glaubte den Augenblick zu sehen, wo sein Zorn zur That übergehen würde. Aber plötzlich überflog eine flammende Röthe sein Gesicht, hoch hob sich seine Brust, würdevoller als je trat er einige Schritte dem Ritter entgegen und sprach: Nehmt Euer Schwert auf, führt es fortan für mich als tapfrer Mann. Nie soll man sagen, daß ein Herzog von Burgund sein Wort gebrochen. Die Dirne ist Euer.

Da beugte sich unwillkürlich des Ritters Knie, doch schnell erhob er sich. Gnädiger Herr, ich danke Euch; sagte er bewegt: nie vergesse ich diese Stunde.

Uebergebt ihm die Jungfrau, Graf von Romond, sprach jetzt der Herzog besänftigt. Eine Verneigung seines Hauptes befahl beiden, sich zu entfernen, nur Chateaugijon blieb.

Hoheit, sagte dieser, sich dem Herzoge nahend, der mit langsamen Schritten auf- und niederging: Ihr wißt, wie treu mein Herz an Euch

hängt, wie ich Euch liebe, erlaubt mir meine Freude laut werden zu lassen, daß Ihr Euch selbst besiegt habt.

Weißt Du, Ludwig, erwiderte der Herzog des Grafen herzlichen Worten: weißt Du, was mich bestimmte?

Chateaugüjon schwieg.

Ich wollte vor ihm noch größer stehen als er vor mir stand. — Diese Schweizer sind Männer; fuhr er fort: folgen sie erst meinem Banner, dann wehe dir Frankreich, von der Nordsee bis über die Alpen strecken sich meine Arme, und mein Fuß zertritt dich und deinen arglistigen König.

Auch ohne daß Ihr sie mit Krieg überzieht, wären sie Euren Fahnen gefolgt, meinte der Graf.

Du irrst. — Mir zur Seite mag ich den Diesbach, Scharnachthal, den Bubenberg, den Schwyzer Reding nicht; die stolzen Patrizier meinen der Fürsten Vormünder zu sein. Meinem Lehnrufe müssen sie folgen, zum Hochverräther muß das französische Gold jeden stempeln, der es annimmt, Knechte müssen sie sein, und so meine Schlachten schlagen.

Das werden sie nimmer, Herr! erwiderte muthig Chateaugüjon: Zu Tausenden erschlagen, könnt Ihr sie auf dem Schlachtfelde liegen sehen, nicht einen in Ketten.

Der Herzog lächelte höhnisch und zog die Augenbrauen finster zusammen, ein Zeichen des nahenden Sturmes, als Campobasso hereintrat. Hoheit, berichtete er: in der Begleitung des Ritter Etanges zieht ein Schweizerknabe, die Laute im Arme, durch das Lager. Ich habe ihn hieher bringen lassen, da er mir verdächtig schien, vielleicht auch Ew. Hoheit Gefallen am Gesange findet.

Laßt ihn ein! befahl der Herzog.

Etanges und Walter traten ein. Tritt näher, Knabe! rief ihm Karl entgegen. Der Jüngling trat kühn aber bescheiden vor ihn, neigte sich mit Anstand und blickte mit seinem klaren blauen Auge den Herzog freundlich an.

Das ist kein Kundschafter, sagte dieser leise zu Campobasso: aus dieses Knaben offenem Auge strahlt kein Falsch. Wer bist Du?

Ein Sänger von Uri! erwiderte Walter.

Und hier in meinem Lager? Was verweilst Du hier und spähst umher; weißt Du, was Dich erwartet, kecker Bursche?

Ein goldnes Kettlein für ein Alplied, antwortete mit freundlichem Lächeln Walter.

Das Kettlein möchte wohl nicht von Gold sein, spottete der Herzog.

Mit Gold nur lohnt der Herzog von Burgund dem Sänger, sprach der Schweizer zuversichtlich.

Kennst Du mich denn? fragte der Herzog.

Wer sollte Euch nicht kennen! Seid Ihr doch der Stolz Burgunds, sein kühner Herzog.

Und Du wagst mit ihm zu scherzen?

Des Sängers Wort, Herr Herzog, erwiderte der Jüngling, dem Sessel des Fürsten näher tretend: umgaukelt stets der Scherz, er kleidet den Ernst in der Armuth freundliches Gewand.

Du bist ein muntrer Bursche! rief der Herzog lachend: Du gefällst mir, bleib bei uns, und ist der Krieg beendet, so folge mir nach Arras, dort wirst Du bei den Frauen bald in Gunst stehen.

Nein, gnädiger Herr, bat Walter, die Arme wie zur Bitte über seiner Brust kreuzend: in hohen Mauern, in der Palläste Marmorsälen tönt das Lied so herzlich nicht als in dem Dome der herrlichen Natur. Hier hallt von Fels zu Fels, von Thal zu Thal es wieder, und zu den sanften Tönen meines Liedes begleitet mich des Alphorns Wehmuthlaut. Laßt mich zurückkehren zu meinen Bergen, der Schweizer taugt nicht an Eurem Hofe.

Wer lehrte Dich die Kunst, unterbrach ihn mit seltener Milde der Herzog: wer lehrte Dich, muthig dem Willen des mächtigen Karl von Burgund mit so viel Anmuth zu widerstreben?

Die freie Luft auf meinen freien Bergen, der muntre Vogel, der sich auf die königliche Eiche wie auf den niedern Strauch dem lieben Gott sein Liedchen singend senkt, der schlichte Sinn meiner Brüder und das Gefühl des Menschenwerthes, das lehrte mich, daß der Sänger, der das Herrlichste im Busen trägt, nie, selbst vor eines Thrones Glanz nicht erbeben muß.

Da unterbrach des Schweizerjünglings Rede die Meldung, daß an der äußersten Wache des Lagers Abgeordnete der Eidgenossen hielten, die um Einlaß bäten.

Sonderbar, murmelte der Herzog für sich: so nahe dem Tage der Schlacht, was wollen diese trotzigen Männer? Hat sich ihr stolzer Muth gebeugt, und zittern sie vor meiner Macht? Er versank nach diesen abgebrochenen Reden in Nachdenken. — Führt sie im Lager überall umher, und dann zu mir! rief er endlich, und in seinem Antlitze glühte lebhafte Freude.

Erlaubt Ihr, gnädiger Herr, daß ich mich jetzt entfernen kann? bat Walter schüchtern.

Geh, wohin Du willst, zieh' durch's Lager, kehre heim, wie Dich's gelüstet — und suchst Du mich in Arras auf, sollst Du einen gnädigen Herrn an mir finden. Reich ihm ein Geschenk! befahl er seinem Seckelmeister. — Walter verbeugte sich und ging.

Das Zelt des Herzogs wurde nun zum Empfange der Abgeordneten auf das prachtvollste ausgeschmückt. Was der Luxus damaliger Zeit nur in Pallästen auszubreiten vermochte, glänzte in seinem weiten Raume. Der Vorhang ward aufgezogen, hinter welchem der goldne Stuhl sich

befand, auf dem der Herzog die Gesandten, selbst die seiner Lehnherren, des Königs von Frankreich und des deutschen Kaisers, sitzend empfing. Ein Himmel von carmoisin Sammet mit der schönsten goldnen Stickerei wölbte sich über ihm, die herrlichsten venezianischen Spiegel schmückten die Wände, die Pracht war mehr als königlich. Zur Rechten und Linken stellten sich die Heerführer und Hofleute, heute auf des Herzogs ausdrücklichen Befehl vom Kopf bis zum Fuße geharnischt, nur die Diener waren in ihren von Gold strotzenden Livreen, das burgundische Kreuz auf der Brust. Die schottische Leibwache des Herzogs umgab das Zelt und bewachte den Eingang; die Reiterei der Leibwache auf ihren hohen friesischen Rossen bildete eine Reihe, durch welche die Abgeordneten ziehen mußten, ehe sie bis an das Zelt gelangten, von welchem hoch in der Luft die Hauptfahne Burgunds wehte.

Desto einfacher war der Aufzug der schweizerischen Abgeordneten, welche vor dem Lager hielten. Sämmtliche Bünde hatten Männer nach Bern gesendet, um über ihre Angelegenheit sich zu berathen. Nach manchem Widerspruche von Seiten Berns, denn nur dies hatte dabei zu verlieren, wurde endlich beschlossen, noch einmal, selbst unter nachtheiligen Bedingungen, einen Versuch zum Frieden zu wagen. Hierzu waren vier Männer bestimmt; von Bern der Schultheiß von Scharnachthal und Hanns von Halwyl, von Zürich der riesenhafte Hanns Waldmann, und von Schwyz der Landamman Rudolph Reding. Als sie das Lager betraten, wo ihr kriegkundiger Blick überall umherschaute — denn der Herzog hatte befohlen, ihnen Alles zu zeigen, sie überall hinzuführen — hatten sich auf ihrem Wege, wohl auf Befehl, vielleicht auch aus Neugierde, die Haufen der Krieger gestellt; italische Truppen und die von Savoyen in bunten, gar köstlichen Wämsern, burgundische Reiter in blanker Rüstung, niederländisches Fußvolk in seinen weiten Pluderhosen von Brügger Tuch, selbst die hohen Friesen mit den langen Roßschweifen auf ihren Pickelhauben, standen in dichten Reihen, neugierig die Schweizer Abgeordneten zu sehen. Scharnachthal und Halwyl waren Greise, aber noch kräftig und würdevoll, Reding von Schwyz eine männliche Kriegergestalt, Waldmann von Zürich das wahre Bild schweizerischer Kraft.

Dies sind also die Männer, raunten die Krieger sich einander zu: vor denen wir in der Ferne erbebten. Wäre nicht der große riesenhafte Mann unter ihnen, bei Gott ein Friese nähm sie alle auf sich. — Ihr Laffen! unterbrach sie ein alter Burgundier, der unter des Dauphins Heere in der Schlacht bei St. Jakob an der Birs gefochten hatte: stellt Euch nur erst ihnen gegenüber, und seht was das für Männer sind. Ich sah sie in dem Siechhause kämpfen, bis die Mauer stürzte, und Haus und Kapelle in Flammen aufging. Die 1500 alle blieben auf dem Schlachtfelde, aber von den Unsrigen wohl an 10,000.

Staunend sahen nach dieser Erzählung die Niederländer den Abge-

ordneten nach, die freundlich grüßend, doch mit edlem Anstande durch ihre Reihen schritten. Erst nach einer Stunde kamen sie bei dem Zelte des Herzogs an. Lange mußten sie, von den schottischen Trabanten begafft, vor den Zelten stehn; hier hatten sie Zeit, die muthigen Streitrosse der Friesen zu bewundern, deren wüthender Kraft sie vielleicht morgen schon widerstehen sollten. Sie sahen den Prunk des Lagers, der vor ihnen ausgebreitet war, sahen die Pracht der Zelte, die, wie die Sterne den Vollmond, das herzogliche umgaben, und laut seufzte Reding, der einfache, treuherzige Schweizer. Gebe uns Gott Sieg, sagte er ernst: nur nicht diesen Reichthum in unsre Hände, daß nicht Schweizersitte stirbt mit dieser Pracht.

Welch ein sonderbarer Wunsch! unterbrach ihn Waldmann, der Züricher: Von Beute lebt der Krieger, und könnte dieser Ueberfluß wohl Schweizer Armuth aufhelfen.

Mit diesem Golde und Purpur, erwiderte Reding: trügen wir unsrer Väter einfache Sitten zu Grabe, und mit ihnen — doch warum diese traurige Ahnung aussprechen; wir bedürfen jetzt des Muthes und der Festigkeit, und dort sehe ich schon die Schranzen nahen, die uns einführen sollen. Gott gebe uns Weisheit und Ruhe, und der Fehde ein heilsames Ende.

Der Graf von Croix trat höflich auf sie zu und sagte: Ihr werthen Herren Abgeordnete schweizerischer Eidgenossenschaft, so fern Euer Begehr, meinen Herrn, den Herzog Karl von Burgund zu sprechen, in friedlich demüthiger Absicht geschah, habe ich den Befehl, Euch einzuführen; kommt Ihr aber in gleicher Absicht, wie in das Lager zu Neuß, wollt Ihr den Zorn meines Herrn durch trotzige Rede noch mehr reizen, so kehrt um, es bedarf nicht seines Zornes noch mehr, Euch zu zermalmen.

Herr! erwiderte Halwyl: so fein und wohlbedacht der Anfang Eurer Rede war, so unfreundlich war das Ende. Nur in friedlicher Absicht können wir in Euer Lager kommen, denn einmal dem Feinde im Auge, spricht der Schweizer das Feindliche nur mit dem Schwerte und der That aus, deßhalb ersuchen wir Euch, uns einzuführen.

Der Graf winkte, die Vorhänge rauschten auf und die Abgeordneten traten in den Vorsaal des Zeltes, wo es von Dienern aller Art, von schottischen Bogenschützen und wallonischen Hellebardierern wimmelte. Der Graf von Croix verließ sie hier auf einen Augenblick, kehrte jedoch bald wieder zurück. Die goldgewirkten Vorhänge, welche das Innere des Zeltes verbargen, hoben sich, und dem Auge der Eidgenossen stellte sich ein imposantes Schauspiel dar, wohl geeignet, weniger freie Männer durch seinen Glanz zu blenden.

Unter dem Thronhimmel, auf goldnem Stuhle saß der Herzog, in einfacher Rüstung von Stahl, den Fürstenhut auf dem Haupte, um und neben ihm Heerführer und Hauptleute, gerüstet wie zum Kampfe, in schweigender Erwartung. Die vier Männer der Schweiz, von dem sie

umgebenden Glanze nicht geblendet, traten mit festem Muthe vor den Herzog, und neigten sich ehrerbietig vor ihm, der, ohne sein Haupt zu entblößen, nur mit einer geringen Neigung desselben dankte.

Halwyl, als der Aelteste unter ihnen, trat vor. Herr Herzog, gnädiger Herr von Burgund! begann er mit fester Stimme: wir Abgeordnete schweizerischer Eidgenossenschaft stehen vor Euch, den Frieden Euch zu bieten.

Ihr bietet mir den Frieden! rief der Herzog zornig.

Wir bieten ihn, fuhr Halwyl fort: weil es das Beßte ist, was wir zu geben wissen. Wir bieten Euch Frieden, Freundschaft und ein treues Bündniß.

Der Herzog hatte während dieser Rede seine Empfindlichkeit und seinen Zorn zu mäßigen gesucht. Ihr sprecht ja im Lager vor Granson aus einem andern Tone als damals vor Neuß. Fühlt Ihr jetzt meine Macht, erkennt Ihr, welch ein Herr ein Herzog von Burgund ist?

Wir kannten schon längst Eure Macht, nahm jetzt Reding das Wort; und hätten stets lieber den mächtigen Herrn von Burgund zum Freunde als zum Feinde gehabt.

Dies lag in Eurer Hand! sprach der Herzog stolz: Mehr Demuth, weniger Trotz, gleiche Gesinnung mit mir gegen Frankreichs König, und ich stünde nicht feindlich hier auf Eurer Mark. Doch die von Bern sind schuld an Allem, sie allein sind schuld.

Bern handelte nach Recht, und auch, will's Gott, mit Weisheit! unterbrach rasch vortretend Scharnachthal den Herzog.

Vor solcher Weisheit mag Euch Gott ferner bewahren! sagte dieser: und was bietet Ihr für den Frieden? wandte er sich fragend an Halwyl.

Wir geben das Eroberte zurück, vergleichen uns mit Savoyen und Oranien, bieten Euch den Bund der Freundschaft und mit ihm sechstausend Mann als Bundesheer zu jedem Kriege, selbst gegen Frankreich an; doch gleiche Zahl stellt Ihr auch uns.

Der Herzog lächelte. Ihr seid sehr treu der ewigen Richtung, die Ihr zu unserm Verderben beschworen, sehr treu dem großen Könige, dem von Plessis Latour, der mit seinem Golde Bern und so Euch regiert. Doch ihn zu bekriegen, wenn es mich gelüsten sollte, bedarf ich Eurer nicht. Wer so wie ich, das unbesiegte Schwert in der Hand hält, wer an der Spitze eines Heeres steht wie das meine, wer Gent den Fuß auf den Nacken stellte, Lüttich zerstörte, der ruft nur seine Vasallen auf, ihm zum Heerzuge zu folgen, nicht seine Verbündeten. Ich stehe zu hoch für Eure Freundschaft, meiner Thaten Glanz beschämt den Norden wie den Süden, und fest ruh' ich auf längst erworbenem Ruhme.

Herr Herzog! sagte Waldmann mit Kühnheit: seid nicht so stolz auf Eurer Thaten Glanz; die Zeit raubt Euch die welken Lorbeerblätter, Ihr sinkt mit ihnen in den Strom der Zeit. Wie Wellen in des Meeres weitem

Becken, wie falbe Blätter in der Eiche Wipfel vergehen die Völker, wenn des Schicksals Schwingen rauschen. Der Welle folgen andere, neue Blätter entkeimen, wo die welken niedersanken, und neue Thaten schlingen die vergangenen in ihren nimmersatten Schlund. Ihr seid ein Mensch, Herr Herzog, seid dem Schicksal unterthan.

Ich stehe über dem Geschicke, so lange ich bin! rief Karl von Burgund aufspringend.

So lange Gott will! sagte Halwyl: Doch, gnädiger Herr, habt die Güte, Eure Meinung, Euren Willen uns wissen zu lassen; wo schon die Schlacht so nah, da ist eine ruhige Ueberlegung an der Zeit. — Der Herzog nahm seinen Platz wieder ein. Fahrt fort! sagte er nun gelassen: fahrt fort. —

So bedenkt, mein gnädiger Herr, in unserm stillen Lande ist nichts, was Euch gelüsten könnte. Rauh ist die Luft, der Boden nicht dankbar, selbst einen Lorbeerzweig, ihn in Euren Kranz zu flechten, fändet Ihr hier nicht. Auf unsern Alpen grünt nur die hohe Fichte, und streckt ihr zackig Haupt in die Wolken. Nicht Gold, nicht edle Steine, nur Eisen, Waffen und ein fester Sinn, fest wie die eisbedeckten Berge unsres Landes, sind des Schweizers treubewährtes Eigenthum. Auch hofft nicht, mein gnädiger Herr, fuhr er fort, und des Greises Stimme erhob sich, als er dem Herzoge näher trat: hofft nicht, an uns ein lenksames Volk zu finden, das willig seines Herrn Lehnrufe folgt und als Knechte Eure Schlachten kämpft. Wer unter uns ein Schwert zu führen vermag, wer den Kolben schwingen, die Armbrust spannen kann, der führt, der schwingt und spannt die Wehr nur für die Freiheit seines Vaterlandes; ihr Grab ist auch das unsre. — Darum, gnädiger Herr, fuhr er nach einer Pause fort, in welcher der Herzog nicht ohne Theilnahme auf den ehrwürdigen Alten geblickt hatte: zieht heim in Frieden, was wir bieten können, geben wir willig dem Fürsten, der mit uns, den freien Männern, verbunden ist.

Ihr seid ein Edler, sagte jetzt der Herzog: waret einst Vasall des deutschen Kaisers, seinem Lehnrufe nur sind Eure Ahnen gefolgt, jetzt ruft der Voigt des schutzverwandten Berns, Halwyl folgt der Krämer Herren Ruf, und mit dem Bauer tritt er in die Reihe. Weht erst das Kreuz Burgunds auf Euren Bergen, soll Eurer Ahnen Recht Euch wieder werden.

Nein, gnädiger Herr, dies Recht verlang' ich nicht! erwiderte Halwyl bescheiden, aber fest: Im Kampfe für Freiheit ist der Tapfre stets ein Edler; das Vaterland hat an seinem Busen Alle gleich genährt, und Mutter Erde nimmt Alle als Kinder wieder auf in ihren Schooß. Des Sennen breites Schwert schlägt wohl so tiefe Wunden als das Schwert des Ritters. Der Herzog schwieg.

Herr Herzog, sollen wir ohne Antwort von dannen gehen? fragte Reding: Wollt Ihr nicht Friede, wollt Ihr Krieg, so sprecht es aus.

Den Frieden gebe ich Euch, sagte der Herzog, sich erhebend: wenn Ihr

Savoyen und Oranien wiedergebt, was Ihr ihnen seit funfzig Jahren genommen, mir huldigt als Eurem Lehnherrn, Eure Waffen mir überliefert und 10,000 der Euren zu jedem Kriege mir stellt.

Da trat der Schultheiß von Bern trotzig hervor, sein Auge glühte, sein Arm, den er dem Herzoge entgegenstreckte, bebte, nicht vor Furcht, vor Grimm. Wir bieten Euch, Karl Herzog von Burgund! so rief er mit Donnerstimme: wir bieten das Land der Schweiz — Euch zur Flucht; das Schwert der freien Männer — Eurem Haupt; die Hellebarde — Eurer Brust. — Dies ist, Herr Herzog, Alles was wir geben wollen. — Er trat zurück.

Diese Rede erweckte ein lautes Murmeln in den Umgebungen des Herzogs, nur dieser, sonst wohl durch Kleinigkeiten leicht aufgereizt, behielt doch fast immer, wenn ihn etwas mächtig ergriff, den nöthigen Gleichmuth. Er sah lächelnd, fast höhnisch auf die Abgeordneten, und erst nach einer Pause sprach er: Morgen oder übermorgen, wenn es Euch beliebt, wird Euch die Antwort werden, gehabt Euch wohl, bis wir uns auf dem Schlachtfelde treffen. Er winkte, daß man sie abführen sollte, doch als die Abgeordneten sich empfahlen und fast schon die Mitte des Zeltes überschritten hatten, rief er den Ritter Etanges und befahl ihm, die Schweizer durch das ganze Lager zu führen, ihnen Alles zu zeigen, sie köstlich zu bewirthen und dann nach Hause zu geleiten. Etanges trat mit ihnen ab.

In einer Thalschlucht stand unter einem einsamen Baume, unfern der friesischen Reiterei, das Zelt Rudolphs von Halwyl; zu keinem Kriegerhaufen gehörend, hatte er sich dies einsame Plätzchen gewählt. Hier wartete er auf den Grafen Romond, der mit nach Yverdün reiten und ihm dort Elisabeth Scharnachthal übergeben sollte. Ungeduldig schritt er auf dem Platze vor seinem Zelte auf und ab, wo sein Diener schon lange die Pferde bereit hielt. Der Graf hatte bei der Audienz der Schweizer gegenwärtig sein müssen, und kümmerte sich auch wenig, ob Halwyl auf ihn warte oder nicht. Dieser ward indeß von so manchen widerstreitenden Empfindungen gequält; Elisabeth zu sehen, die Geliebte wieder zu sehen, dieser Gedanke beglückte ihn; doch was konnte sie ihm jetzt, was er der Schweizerjungfrau sein? Dunkle Ahnungen, Wünsche, Furcht und Hoffen, Alles stürmte auf sein aufgeregtes Gemüth ein. Da hörte er Tritte; er wähnte, Romond sei es, und er sah Etanges, mit den Schweizer Abgeordneten in ein ernstes Gespräch vertieft, sich nahen.

Halwyl sah wohl, daß die sich Nahenden Eidgenossen waren, in der ersten Ueberraschung jedoch erkannte er sie nicht. Mit Blitzschnelle durchzuckte ihn bei ihrem Anblicke das drückende Gefühl der Scham; gern hätte er sich entfernt, es war unmöglich, sie waren schon auf dem Platze. Da

faßte er Muth, trat ihnen entgegen, und wie er sein gesenktes Auge hob, traf sein Blick den Vater, der unbeweglich ihr anstarrte.

Auf den Gesichtern der Eidgenossen drückten sich bei diesem unglücklichen Zusammentreffen gar verschiedene Empfindungen aus, denn alle hatten sie ihn gekannt und geehrt. Schmerz und Gram überzog des Vaters Antlitz, Haß und hämische Freude leuchteten aus Scharnachthals finstern Mienen, heftiger Zorn zuckte um Waldmanns Lippen, nur Reding schaute mitleidvoll auf den Jüngling, der bei Scharnachthals feindlichem Anblicke sich selbst wiedergegeben war.

Vater, sagte er, sich vor der ehrwürdigen Gestalt des Greises beugend: daß Ihr aus Palästina zurückgekehrt seid, ahnete ich nicht, daß ich Euch hier finde, schmerzt mich. Daß ich den Schultheißen von Bern hier sehe, freut mich, am Schlachttage könnten wir uns wohl treffen. Euch, Waldmann, habe ich nichts zu sagen, Ihr seid meinem Herzen fremd; Ihr aber, edler Reding, der allein mich zu verstehen scheint, seid mir willkommen!

Ich erwiderte es gern, sprach Reding ohne Bitterkeit: nur im burgundischen Lager kann ich es nicht. Doch kehrt Ihr mit uns zurück, junger Mann, so will ich Euch an mein Herz drücken als wäret Ihr mein verlorener Sohn, und nimmt Euch Bern nicht auf in seinen Reihen, so kommt zu denen von Schwyz, und neben Rudolph Reding soll Euch ein ehrenvoller Platz werden.

So geht zu den Waldstädten, Junker! rief hohnlachend Scharnachthal, während der Vater, in sich versunken, an dem Gespräche keinen Theil zu nehmen schien: Die Reihen Berns nehmen keinen Geächteten auf!

Rudolph von Halwyl blickte wüthend nach dem Schultheißen, erwiderte jedoch nichts; er trat zu seinem Vater, ergriff dessen Hand und sprach mit bewegter Stimme: Hat Bern auch seinen Krieger von sich gestoßen und ihm die Rückkehr verschlossen, steht dem Sohne doch das Vaterherz noch offen.

Halwyl erwiderte hierauf nichts, doch bat er die Andern, nach kurzem Nachdenken, ihn einen Augenblick mit dem Sohne allein zu lassen. Er trat dann mit Rudolph in das Zelt; hier standen beide lange sprachlos sich gegenüber, endlich unterbrach der Greis das Schweigen. Als Deine Mutter, begann er: Dich in der Stunde Deiner Geburt mir entgegen hielt, ich Dich segnend auf den Arm nahm, da bat ich den Himmel, Dich mir zu erhalten, daß Du meine Freude und mein Stolz im Alter würdest. Als ich Dich das Schwert zu führen, die Streitaxt zu schwingen lehrte, beide dereinst männlich für den Bund zu brauchen, ich Dich im ernsten Kampfe, ein kühner Löwe, auf den Feind stürzen sah und mein Herz von Freude und Stolz schwoll, als ich nach Palästina zog, für eine menschliche Schwäche zu büßen und an dem heiligen Grabe für das Heil und den Glanz meines Stammes betete, da wähnte ich nicht, Dich so wieder zu finden, ein Feind des Vaterlandes, ein Fürstenknecht! — All' meine Hoff-

nung, Rudolph, hast Du mir genommen, all' mein Glück zertrümmert, meinen unbescholtenen Namen zum Spott der Eidgenossen gemacht, mein makelloses Alter, meine thatenreichen Jahre beschimpft. Ein Halwyl steht, ein Feind des Vaterlandes, auf Schweizerboden, meinen Sohn deckt Burgunds Feldbinde. — Du schweigst — macht Scham so stumm? — Daß Du die Jungfrau geraubt, fuhr der Alte fort: war nicht edel, daß man Dich deßhalb ächtete, nach dem Gesetze. Ich hätte den Vertriebenen, wo ich ihn gefunden, an mein Vaterherz gedrückt und ihm verziehen; — doch hier im Lager von Burgund — bist Du nicht mehr mein Sohn. — Der Greis bebte vor Zorn, der Sohn schwieg. Des Vaters stummer Schmerz hatte ihn tief ergriffen, des Vaters Zorn, sein Hohn verschloß des Sohnes Herz.

Kehrst Du mit mir zurück? rief jetzt der Vater mit Strenge.

Ich kehre nicht zurück! erwiderte Rudolph.

Fluchen will ich Dir nicht, Du bist meines Weibes Kind! rief der Greis mit Wehmuth! Deiner Thaten Fluch wird Dich ohnedies ereilen. — Aber ruhig will ich dem Tage entgegen sehen, wo ich, das Schwert in der Hand, dem, den ich einst Sohn nannte, feindlich entgegentrete. Leb' wohl! — vergiß mich!

Vater! rief Rudolph zerknirscht: Vater, scheidet nicht so von mir!

Im Lager von Burgund sind wir getrennt. Wen ich verachte, dem kann ich nicht nahen.

Rudolph schwieg — des Vaters Worte hatten ihn erbittert, doch noch einmal ergriff ihn der Anblick des alten Mannes. Hörtet Ihr den Hohn des Schultheißen von Bern? rief er: darf ich zurückkehren, Vater?

Gedenke der Geächteten, die am Tage von Moorgarten sich sammelnd, fern von ihren Brüdern für die heilige Sache der Freiheit kämpften und so die Freiheit und das Vaterland wieder gewannen! — Rudolph sah düster vor sich hin. Des Jünglings Brust tobte, des Vaters Wort, sein Blick, drang tief in sein erregtes Gemüth, das Schweizerherz erwachte bei dem Gedanken an die Heldenschlacht der Väter. — Da gedachte er des Wortes, welches er heute dem Herzoge gegeben, er gedachte Scharnachthals Schwur, daß Elisabeth nie die Seine werden solle, das Hohnlächeln des Schultheißen trat vor seine Erinnerung und die Rache ward Herr aller seiner Empfindungen. Lebt wohl, mein Vater! sagte er ernst: Ich kehre nicht zurück, doch werde ich Eurer, meines Stammes nie vergessen.

Noch einmal ruhte des Vaters Blick auf ihm, dann wandte er ihm verächtlich den Rücken und verließ ihn; Rudolph folgte.

Als sie aus dem Zelte traten, sah Rudolph den Grafen Romond mit seinem Gefolge nahen. Sein Blick fiel auf Scharnachthal, der mit höhnendem Mitleid auf den gebeugten Greis herabsah. Rache, Rache! rief er dumpf vor sich hin, und als Romond auf ihn zusprengte, warf er sich auf sein Roß. Schultheiß von Bern, stolzer Scharnachthal! rief er mit Hohn:

ich ziehe nach Yverdün zu meinem Liebchen. In meine Gewalt hat der Herzog Eure Tochter gegeben, sie wird mein ohne Euren Segen, auch ohne Priestersegen, wenn es sein muß! Er sprengte mit Romond davon.

Wie von einem betäubenden Schlage getroffen, stand Scharnachthal, die furchtbaren Worte donnerten noch in seinem Ohr. Während der Unterhandlung mit dem Herzoge hatte der Schultheiß nur an sein Vaterland gedacht, die Tochter vergessen; doch seit er Rudolph von Halwyl gesehen, seit dessen Anblick die Erinnerung an Elisabeth ihm zurückgerufen, war es nur der Gedanke an sie, der ihn beschäftigt. Gern hätte er bei dem Ritter Etanges Erkundigung eingezogen, doch dieser Edle, der wohl absichtlich die Schritte der Eidgenossen hierher gelenkt, hatte sich entfernt, das Zusammentreffen des Vaters und Sohnes durch seine Gegenwart nicht zu stören.

Kommt, meine Freunde, sagte jetzt Hanns Waldmann, Scharnachthals Hand erfassend: kommt hinweg von diesem Unglücksplatz. Kommt, Ihr kinderlosen Väter, dort am Neuenburger See erwarten Euch tausend andere Kinder. Nur die Stimme der allgemeinen Noth laßt in Eurer Brust laut werden, der eigenen verschließt sie.

Unwillkürlich hatte, indem sie den Hügel hinaufstiegen, Scharnachthal Halwyls Hand ergriffen, unbewußt ruhten beider Hände in einander, als hätte die Freundschaft sie zusammengefügt, und doch war es nur der gleiche Schmerz, der sie einander näher brachte. Etanges hatte sich wieder angeschlossen, und so zogen sie schweigend zu einem großen Zelte, wo ein kostbares Mal bereitet war. Es war jedoch dem Wirthe nicht möglich, seine Gäste zur Freude zu stimmen, mancherlei Sorgen bewegten ihre Brust, und der Ritter war zu bieder gesinnt, um nicht ihren Ernst, ihren Schmerz zu ehren; bald war das Mahl beendet.

Als sie durch das Lager zurückgezogen waren, fiel es Reding auf, daß der Donner des Geschützes vor Granson schwieg, und als nun das Lager hinter ihnen lag, sie nach dem bedrängten Schlosse hinüber blickten, sahen sie die Fahne Burgunds im Sonnenlichte von dem halbzertrümmerten Thurme flattern. Auch das noch! rief Reding. — An Gransons Mauern ist unser Glück nicht gefesselt! erwiderte Waldmann: Laßt uns durch solche Begebenheiten nicht entmuthigen. Nur in offener Feldschlacht fallen die entscheidenden Würfel, in ihr ruht das verborgene Loos! — Sie zogen weiter; hätten sie das Schicksal der Ihrigen gewußt, die, auf des Herzogs Wort vertrauend, die Veste übergaben, sie wären, von Schmerz erschüttert, von Wuth entflammt zum Heere zurückgekehrt.

Sie fanden die Eidgenossen in der herrlichsten Stimmung. Von allen Seiten waren sie herbeigezogen, und einige Tage vor dem Unglücke von Granson in Bern eingerückt. Mit fliegenden Fahnen und lustigem Spiel, den besonnenen Bürgermeister Göldli an ihrer Spitze, zogen die von Zürich, Baden und Thurgau, 2500 an der Zahl, dort ein. Zu ihnen gehörte der riesenhafte Waldmann, der Schweizerheld, der jetzt

noch bei den zurückkehrenden Abgesandten war. Ueber 4000 von den alten Eidgenossen im Gebirge folgten nach wenig Stunden. Schon von fern tönte das Landhorn von Unterwalden, und der muthige Stier von Uri. Rudolph Reding mit 1180 Mann Schwyzern zog voran; viel Volk für den kleinen Bund, doch ihre alte Liebe zu Bern war groß. Hauns Tschudi an der Spitze derer von Glarus folgte. Am Mittage zog Ulrich Farnbühler mit denen von St. Gallen, die Schaffhauser mit ihrem Bürgermeister ein. Ueberall waren der Gastfreundschaft die Thore geöffnet; auf allen Straßen und Plätzen, in den hohen gewölbten Kreuzgängen der frommen Klöster, wie unter dem Himmelsdome lagerten die Krieger, sich mit Speise und Trank erquickend; die Hausfrauen mit ihren Töchtern, selbst die ehrwürdigen Klosterbrüder waren geschäftig, nach Kräften den Bundesgenossen das Beßte zu reichen, was Küche und Keller vermochte. Als wäre heute ein festlicher Tag, so wimmelte es auf den Straßen von Bern. Indessen, obgleich der Becher fleißig in die Runde ging, die Berner den Wein nicht kärglich krebenzten, war doch kein rechter Geist der Fröhlichkeit unter den Zechern. Eine dumpfe Stille herrschte trotz der wogenden Menge, und strahlte auch das muthige Vertrauen in dem Blicke der Männer, war doch die wilde Lust ganz von ihnen gebannt; das Klirren der Becher galt der mahnenden ernsten Stunde, der Händedruck dem Wiedersehen jenseits.

Selbst die Frauen, von dieser Stimmung ergriffen, schienen gefaßt, und preßten gewaltsam die Thränen zurück, welche die sorgenschwere Zukunft hervorrief. Sie wanderten freundlich von einem Gaste zum andern, reichten diesem einen Trunk, jenem das Waizenbrot so liebreich, als ob sie in jedem den Beschützer des Gatten, des Sohnes, des Bruders erkannten. So erwarteten die Streiter, noch einmal das Leben genießend, den Schall der Glocken, der zum Aufbruche nach Neuburg rief, wohin die Berner vorangezogen waren. Sie tönte, und jubelnd zogen sie in das Feld.

Mit allgemeiner Freude vernahmen die Schweizer des Herzogs stolze Antwort. Seit sie, das Schwert an der Seite, mit einander zum Kampfe ausgezogen, war der ernste Geist der Ueberlegung von ihnen gewichen, und nur der kühne, muthige des Vertrauens, der sie bei Moorgarten, Sempach und Laupen zum Siege geführt, hatte sie auch jetzt ergriffen, und freudig erwarteten sie die Morgensonne, die ihnen zur Siegesbahn leuchten sollte.

Während der Herzog das am Morgen gesprochene: „Nie soll man sagen, daß ein Herzog von Burgund sein Wort gebrochen," so bald vergessen hatte, ritt der Graf von Romond mit Rudolph von Hallwyl nach Yverdün. Beide waren schon seit früherer Zeit Feinde. Der Graf, als

Besitzer des Waadlandes, kam zu oft mit Bern in Berührung, als daß nicht der streitsüchtige Schweizer manche Fehde, manchen Zwist mit dem Ehrsüchtigen zu bestehen gehabt hätte, überdies gränzten einige ihrer Besitzungen an einander. Seit Halwyl bei dem Herzoge war, und besonders seit dem Heerzuge gegen die Eidgenossen, war der Graf als entschiedener Gegner der Schweizer aufgetreten, dahingegen Chateauguijon, obgleich ihn die Berner durch Wegnahme von Orbe und Granson gereizt hatten, immer den Groll des Herzogs zu mäßigen suchte. Die Stellung Romonds, an der Spitze der savoyischen Truppen, das Ansehen, worin er bei der Herzogin, Ludwigs des 11ten Schwester, stand, die Gleichheit der Gesinnungen mit denen des Herzogs gaben ihm eine der ersten Stellen im Heere und im Rathe. Nur wenn zuweilen des Grafen hochfahrender Sinn zu laut in Gegenwart des Herzogs auftrat, unterließ dieser nicht, ihn in seine Schranken zurückzuweisen.

Als Romond am Morgen nach der für Elisabeth so verhängnißvollen Nacht die herrliche Jungfrau, seine Gefangene, mit allem weiblichem Liebreiz geschmückt erblickt hatte, war es nicht mehr die Tochter des gefürchteten Scharnachthal allein, die ihm seine Beute werth machte. Sein zügelloser Sinn, der den Untergang der Schweiz als gewiß glaubte, wähnte das schöne Mädchen als einen Preis des Sieges für sich behalten zu können, und er, der noch vor Monden vor dem zürnenden Schultheißen von Bern gezittert hatte, fürchtete sich nicht, des alten Helden Innerstes schmählich zu verwunden. Deßhalb verschwieg er dem Herzoge den Vorfall mit der Jungfrau, denn er konnte überzeugt sein, daß dieser ihm die Tochter seines bittersten Feindes abfordern würde, und überging die ganze Sache als etwas Unbedeutendes. Des Herzogs Befehl störte ihn jedoch in der Ausführung seines unritterlichen Beginnens, und es schmerzte ihn tief, seinem Feinde, diesem Rudolph Halwyl, der ihm schon so oft kühn gegenüber getreten war, die schöne Beute überlassen zu müssen; indessen, was war zu thun, der Herzog hatte befohlen, es blieb nichts übrig als zu gehorchen.

Schweigend ritten beide neben einander, was hatten sie sich auch zu sagen? Halwyl, von dem Auftritte mit dem Vater erschüttert, dachte jetzt kaum an Elisabeth, immer noch stand der Greis vor ihm, das zürnende Auge auf ihn gerichtet, die grauen Locken zornig schüttelnd. Lebhaft mahnte das Vaterland, die Sehnsucht nach der Heimath war erwacht, er sah das Banner von Bern flattern, sah seine Landsleute, die Freiheitgesänge anstimmend sich um dies Heiligthum lagern, den Stier von Uri, dieses Schreckhorn hörte er schallen, und unwillkürlich von Kriegslust ergriffen, faßte die Hand nach dem Schwerte. Jetzt blickte er auf, sah Romond, seines Vaterlandes bittersten Feind neben sich, und der süße Traum war vorüber; nur Elisabeth erhellte noch sein Erwachen, und mit unaussprechlicher Sehnsucht schlug sein Herz ihr entgegen. Nur hier, so dachte er, nur hier kann sie die Deine werden, dort trennt sie des Vaters mächtige, grau-

ſame Hand für immer von dir. Da gedachte er der heftigen, drohenden Worte, mit denen er den feſten, unbiegſamen Sinn des alten Helden erſchüttert hatte, und eine hohe Röthe überflog ſein Geſicht. Nein, murmelte er leiſe vor ſich hin: nein, Eliſabeth, ſo tief iſt Dein Rudolph nicht geſunken!

Ihr ſcheint Euch ſchon jetzt mit Eurer Verlobten zu unterhalten; unterbrach Romond höhniſch das Schweigen: ſpart Eure Worte, Herr Ritter, denn wir ſind nicht fern mehr von Yverdün, wohin Euch mein Stallmeiſter begleiten wird, dann habt Ihr Zeit genug zu koſen; er hat gemeſſene Befehle. Ich verlaſſe Euch hier, jene Schaar zu muſtern, ſie war der Zweck meines Rittes, nicht Ihr, denn Euch eine Dirne zu übergeben, ziemt eher meinem Diener als mir.

Und wenn ich nun des Herzogs Wort pünktlich befolgt wiſſen wollte, wenn ich Eliſabeth Scharnachthal nur aus Euren Händen übernähme? fragte Halwyl im ernſten Tone.

So würdet Ihr ohne Liebchen in's Lager zurückkehren müſſen! meinte der Graf ſpöttelnd.

Nein, das würde ich nicht! rief der Ritter: Zitternd vor des Herzogs Zorn würdet Ihr mir nach Yverdün folgen, Graf. Doch reitet, wohin es Euch beliebt, Euer wackrer Stallmeiſter iſt mir ein ehrenwerther Mann, in deſſen Geſellſchaft es mir ſo wohl iſt als in der Euren; kommt Caſtinez! Er gab ſeinem Pferde die Sporen und jagte nach Yverdün zu.

Je mehr er der Stadt ſich nahte, deſto lauter klopfte ihm das Herz. Er fühlte es wohl, daß ein feindlicher Dämon zwiſchen ihn und Eliſabeth getreten ſei, daß es nicht mehr war wie in den ſeligen Tagen auf dem Schloſſe am See; er fühlte, daß ſeine Entführung und Eliſabeths Weigern ihre Herzen entfernt aber nicht getrennt habe; und als er durch das Thor in die ganz zerſtörte Stadt eintritt, wo nur einzelne Häuſer den Flammen getrotzt hatten, ſagte ihm der alte Stallmeiſter ganz gleichgiltig: Dort in jenem einzeln ſtehenden Hauſe wird ſie verwahrt. Da klopfte das Herz des wilden Mannes ſtürmiſch; ſeinem Roſſe die Sporen gebend, ſprengte er nach dem Hauſe hin, ſprang ab und eilte ſo ſchnell hinauf, daß Caſtinez ihm nicht zu folgen vermochte.

Hier iſt jedem der Einlaß verboten! rief dem Stürmenden die rauhe Stimme eines ſavoyiſchen Fußknechtes entgegen, der, die Hellebarde vorhaltend, ihn zurückwies.

Zurück! donnerte Rudolph; der Savoyard ſtand unbeweglich, die Spitze der Hellebarde nach des Ritters Bruſt gerichtet, der ſchon im Begriff war, ſein Schwert zu ziehen, als Caſtinez herbeieilte. Giacomo! rief er dem Unerſchütterlichen zu: laß den Ritter ein und geh' in Dein Quartier zurück, Du biſt hier nichts mehr nütze. Brummend ſenkte der alte Krieger ſeine Wehr, es ſchien ihn zu ärgern, daß er mit dem Ritter nicht anbinden durfte, der jetzt die Thür aufriß und zu Eliſabeth ſtürzte.

Sie hatte ſchon ſeine Stimme vernommen, bebend war ſie aufgeſprungen und eilte ihm entgegen. Gelobt ſei Gott! rief ſie; doch Halwyl, im Rauſche des Entzückens, im Taumel der Leidenſchaft umfaßte ſie ſtürmiſch und drückte ſie an ſein Herz.

Laßt mich, Rudolph! rief die Geängſtete: Ehrt mich, wie ich es verdiene, ehrt Euch. Sie wand ſich aus ſeinen Armen und trat im Kampfe ihrer Gefühle an das Fenſter. Nehmt Euch der Verlaſſenen an, fuhr ſie fort: und ſendet mich nach Bern zurück. — Blickt nicht ſo auf mich, Rudolph, bat ſie jetzt, da er mit wild rollendem Auge vor ſie trat: ich kenne Euer Herz, dies treue edle Herz, wenn die zügelloſe Leidenſchaft es nicht ergreift; ich kenne, ich fürchte aber auch dieſe, die Euch zum Sklaven des Augenblicks macht. Ueberwindet ſie und den finſtern Geiſt, der zuweilen in Euch ſtürmt. Schickt mich nach Bern!

Eliſabeth! ſagte jetzt der Ritter, die kalten abgemeſſenen Worte der Jungfrau hatten ſeine innere Gluth gedämpft: Um Euren Beſitz ringend bin ich unterlegen. Als ich Euch, Alles wagend, auf meine Burg führte, verweigertet Ihr, die Ihr mir tauſendmal ewige Liebe geſchworen, Eure Hand, die mich allein mit Bern und Eurem Vater verſöhnen konnte. Aus dem Vaterlande ließet Ihr mich ziehen und folgtet mir nicht; vielleicht nicht einmal eine Thräne begleitete den Verbannten. An der Vaterbruſt fandet Ihr Erſatz für des Geliebten Herz — und ich? — Von Euch geriſſen, von der Heimath ausgeſtoßen, irrte mit racheglühendem Herzen im fremden Lande, ein Schweizerherz fern von der Heimath, ein freier Mann Diener am Hofe der Fürſten. Für Karl von Burgund focht ich vor Neuß, für Karl von Burgund ſtehe ich auf Schweizerboden, wo mich Alles verließ, nur nicht das Gefühl der Rache!

Deßhalb, Herr Ritter! unterbrach ihn Eliſabeth mit verwundetem Herzen: kann Euch meine Gegenwart hier nicht angenehm ſein. Laßt mich ziehen!

Und wär' ich nicht ein Thor, wenn ich dieſen Wunſch erfüllte? unterbrach er ſie raſch: Alles hab' ich verloren, nur Euch nicht. Sollte ich das Einzige, das Höchſte, was das Schickſal mir ließ, leichtſinnig opfern, um von Allem entblößt wie ein Bettler da zu ſtehen? Sollte ich auch dieſem Glücke entſagen, damit Euer Vater triumphirend meiner Thorheit ſpottete? Nein, Eliſabeth! Euer Bild war das Einzige, was ich hinüber in die Verbannung nahm, und als ich Alles mit kaltem Trotz hinter mir zurückließ, drückt' ich das Geliebte ſorgſam pflegend an mein Herz. Durch Sturm und Gefahr, in ſchlafloſen Nächten, in den Träumen meiner Sehnſucht habt Ihr mich nie verlaſſen. Zwar ſtandet Ihr nicht mehr wie einſt vor mir, die Himmelsglorie um das Haupt, nicht als das treuliebende, Alles mir opfernde Weſen. Ernſt, bedächtig, zwiſchen Vater und Geliebten wählend, nicht von unaufhaltſamen Flammen ergriffen und mit mir fortgeriſſen, und dennoch blieb Ihr meiner Sehnſucht Ziel, meines Willens

einziger Zweck! — Da gibt das Schicksal im burgundischen Lager Euch noch einmal in meine Hand, und ich sollte —

Und sollt' ich! unterbrach ihn Elisabeth zürnend: dem Manne im burgundischen Lager meine Hand reichen, dem ich sie auf seiner Väter Schloß verweigern konnte? Das Schweizermädchen einem Feinde der Eidgenossen? Halwyl — dem Tode weiß ich entgegen zu gehen, aber nicht der Schande. Elisabeth Scharnachthal hat den Muth, mit gebrochenem Herzen Euch zu entsagen, den Mann als Feind des Vaterlandes zu hassen, den sie einst liebte. — Rudolph! rief sie jetzt, von ihren Gefühlen hingerissen: vermag ich noch etwas über Euch, strömt noch aus meinem Blicke der Zauber, der Euer wildes Gemüth so oft zähmte, dringt meine Stimme noch zu Eurem Herzen, so hört mich, hört Eure Elisabeth, schaut ihr in's Auge, senkt nicht den Blick, seht meine Liebe, meine heiße Liebe auch jetzt noch aus meinen Augen Euch entgegen strömen, hört, Rudolph Halwyl, hört mich, das Vaterland ruft Euch durch mich! Verlaßt Burgund, folgt Eures Landes Banner, kämpft und sterbt für Freiheit und Recht; dann schwöre ich Euch, nicht Vaterzorn, nicht Vaterfluch trennt mich von Euch; ich bin die Eure!

Ruft mir die Hoffnung nicht zurück! sagte Rudolph finster: hebt nicht aus tiefem Grabe den verlorenen Frieden, er ersteht für mich zum Leben nimmer. Zeigt mir das längst verlorene Paradies nicht noch einmal, Elisabeth; wie ein Verdammter irre ich vor der Pforte, schaue nur von ferne hin und darf nicht eingehen in dies Eden. Des Schicksals Würfel sind für mich gefallen und ich muß dem Vaterlande den Rücken für immer wenden, muß den fremden Pfad einsam betreten. Begleitet mich, bat er innig: trennt Euch nicht von mir!

Mein Weg ist heilig, erwiderte die Jungfrau: doch der Eure nicht. Verlaßt Burgund!

Ich wähnte einst der Liebe Macht sei allgewaltig, unterbrach er sie, und ihr Anblick hatte die wilde Leidenschaft seines Innern gebändigt: aber seit ich mich getäuscht sah, seit Ihr auf Halwyl mich kalt zurückstießt, habe auch ich gelernt, ihrer Stimme mein Ohr zu verschließen.

So verschließt es nicht dem Rufe des Vaterlandes, dem Rufe der Ehre! unterbrach ihn Elisabeth schnell.

Ich folge nicht! erwiderte er fest: Nur einer Stimme Ruf folge ich noch, sie weckt mit Posaunenton die Rache in mir. Ihr wollt mein traurig Schicksal nicht mit mir theilen, wollt auch jetzt in Euch der Liebe Flamme dämpfen, wie dort auf meines Vaters Burg, das schmerzt. Ihr nehmt das Letzte, was ich noch mein nannte aus vergangener schöner Zeit, ein liebes, heißgeliebtes Bild nehmt Ihr mit Euch, und arm an allen Lebensfreuden, arm an Hoffnung und Wünschen laßt Ihr mich zurück. Zieht hin nach Bern; der Himmel schenke Eurem Herzen Frieden, ich werde suchen, Euch zu vergessen.

Hier überwältigte das Gefühl das trauernde Mädchen, schmerzlich warf sie sich an seine Brust. Mein Rudolph! rief sie: höre mich. Was ich Dir sage, entsteigt bei Gott dem Innersten meines Herzens. Irrtest Du ein Bettler auf unwirthbarer Alp, wären die Burgen, die Güter Deiner Väter in der Feinde Hand, das Vaterland in Ketten, flüchtetst Du von Fels zu Fels, von Land zu Lande, ein Schweizer aus dem theuren Vaterlande, ich folgte Dir, ich pflegte Deine Wunden, ich drückte Dir die Augen zu und stürbe an Deinem Grabe, denn für das Vaterland wärst Du gefallen. Doch dem burgundischen Ritter — Rudolph, theurer Rudolph — ihm folg' ich nicht.

Starr sah er vor sich hin, und immer ernster ward sein Blick. Sie fühlte, daß der Ton ihrer Stimme nicht bis zum Herzen gedrungen sei; da wich die Liebe dem Stolz. Lebt wohl! sagte sie ernst: wie Euch die Rache, ruft mich das Vaterland — ich scheide von Euch mit blutendem Herzen, aber laßt den Augenblick der Trennung bald nahen, damit ich Euer Bildniß nicht ganz verändert mit mir in die Heimath nehmen muß. Lebt wohl! — Ein schneller Reitertod ist Alles, was ich Euch noch wünschen kann.

Ihr habt Recht, Elisabeth! sagte er mit Rührung: da Ihr von mir zieht, ist Euer Wunsch auch der meine; wer so wie ich hier nichts mehr zu hoffen hat, der kann auch hier nichts mehr verlieren, und er spielt nur noch ein freudenloses Spiel um eine Spanne Lebens mit dem Tode. Bereitet Euch zur Rückkehr an die Vaterbrust und lebt wohl! — Noch einmal drückte er sie stürmisch an sein Herz, sie duldete, sie erwiderte den Trennungskuß; dann riß er sich los und schritt nach der Thüre.

Aber plötzlich wandte er sich. Elisabeth! sagte er, ohne ihr zu nahen: falle ich, und die Euren finden meinen Leichnam, dann bittet, daß sie ehrenvoll mich begraben und keiner mir fluche, denn Schweizerblut soll an meinem Schwerte nicht kleben. — Noch einen Blick, vielleicht den letzten, und er ging.

Vor der Thüre saß, die Laute im Arme, Walter. Geh zu ihr, Sänger! sagte er freundlich zu dem Jünglinge: begleite sie zu Deinen Brüdern.

Auf der verödeten Straße fand er Etanges. Ihr laßt sie ziehen? rief ihm dieser entgegen. Rudolph bejahte es. Und zieht mit ihr? fragte dieser leise. Nein! erwiderte Halwyl.

Ihr wollt gegen Eure Brüder fechten?

Sterben will ich, Freund. Doch noch eine Bitte. Geleitet die Jungfrau morgen zurück, für heute ist es zu spät, übergebt sie ihrem Vater und schützt sie bis dahin.

Das will ich, erwiderte Etanges: mit Freuden will ich es.

So zieht mit Gott! rief Rudolph: Sagt ihr noch ein Lebewohl von mir, sagt ihr, auch in der Todesstunde würde ich ihrer gedenken.

Als Rudolph sich von Etanges getrennt hatte und mit schmerzerfüllter Brust wieder in das Lager einritt, erwartete ihn ein furchtbares Schauspiel, wohl geeignet, den gefaßten Vorsatz zu befestigen.

Die Besatzung von Granson, durch die von Yverdün sich durchgeschlagene verstärkt, hatte den Sturm der Burgunder mannhaft zurückgewiesen, zweihundert von diesen lagen zerschmettert im Graben. Nach mehreren Tagen ließ der Herzog von Neuem stürmen, ermuthigte durch seine Gegenwart das Heer, und nach dreistündiger Gegenwehr war die Stadt erobert. Georg von Stein, mit ihm Hanns Müller, der tapfere Vertheidiger von Yverdün, schlugen sich mit der Besatzung, noch 800 Mann stark, durch die eingedrungenen Schaaren der Burgunder, und eroberten, zwar mit Verlust manches tapfern Kriegers, die Burg. Hier erkrankte der von Stein gefährlich; er mußte sich über den See fortbringen lassen. Hanns Wyler übernahm den Befehl und der hohe Geist des Muthes war von Granson gewichen. Der erste Büchsenmeister wurde erschossen, der größte Theil des Pulvers flog in die Luft, mit ihm so viele der muthigen Vertheidiger, der Proviant nahm ab, Hafermus war ihre einzige Kost.

Hanns Müller, ein Mann nach alter Art, stark im Kampfe, ungebeugt im Unglücke, suchte noch den sinkenden Muth zu erhalten, doch Hanns Wyler, an Rettung des Vaterlandes verzweifelnd, glaubte es verloren und den Entsatz unmöglich. Da nahte Ronchant, ein burgundischer Edler, sprach in deutscher Mundart mit deutscher Herzlichkeit, und gewann das Vertrauen der arglosen Schweizer. Er verlangte im Namen des Herzogs die Uebergabe: Hanns Müller antwortete: Dahin zu gelangen sei nur ein Mittel, der Befehl der Eidgenossen. Ronchant lobte die treffliche Antwort, zweifelte jedoch, daß sie von den Eidgenossen noch Befehl erhalten könnten. Freiburg sei zerstört, Bern habe die Thore geöffnet, die Eidgenossen seien ein jeder nach seiner Heimath zurückgegangen. Doch ehre der Herzog ihren Muth, deßhalb sollten sie es nicht auf das Aeußerste treiben, seinen Zorn nicht reizen, sollten sich ihm ergeben und seiner Gnade gewiß sein. Jetzt bedenkt, so schloß er seine Rede: ich bin ein Edelmann, würde ich auf meine Seele Euer Blut, auf mein Gewissen die Schande eines Verräthers laden? Ich schwöre Euch, im Namen des Herzogs von Burgund, freien Abzug zu den Eurigen mit Hab und Gut.

Die arglosen Schweizer glaubten ihm, trotz Hanns Müllers Warnung. Wylers Muth und Vertrauen war gebrochen; sie beschenkten den Elenden mit hundert Gulden und zogen aus.

Als sie, Ronchant an ihrer Spitze, in dem burgundischen Lager ankamen, begegneten sie dem Herzoge, der von mehreren Großen und seiner Leibwache umgeben wie zufällig einen Ritt zu machen schien. Beim heiligen Georg, was sind das für Leute? fragte er Ronchant, sich stellend, als wüßte er von dem Vertrage nichts. Gnädiger Herr! erwiderte dieser: es ist die Besatzung von Granson, die sich Euch auf Gnade und Ungnade

ergeben hat. Da kamen die von Estavayé und die von Yverdün Vertriebenen, wohl schon dahin bestellt, und schrien um Rache an Bern und an diesen Männern, die ihre Städte zerstört hätten. Sie fielen vor dem Herzoge auf die Kniee, warfen sich ihm in den Weg und baten mit thränenden Augen so dringend, daß der Herzog, ihnen nachgebend, die Männer und sein Wort opferte. Noch am Abende wurden dreihundert mit dem muthlosen Wyler an den Bäumen aufgehangen, die das Lager umgaben. Einhundert und funfzig, unter ihnen der mannhafte Hanns Müller, an Stricken durch den See geschwemmt, bis sie ihren Geist aufgaben. Sie starben als Männer, keiner warf dem andern sein Unglück vor, sie starben mit furchtbarer Ruhe, dem Feinde schreckbarer noch im Tode als im Leben.

An diesem Abende ging mit seinem Fürstenworte der Stern Karls von Burgund unter. Das Glück wandte fortan dem wortbrüchigen Herzog für immer den Rücken und Nemesis schwang ihre Fackel über ihn.

Als Halwyl im Lager ankam und nach dem einsamen Plätzchen ritt, wo sein Zelt stand, war es schon Nacht. Sein alter Diener wartete seiner, nahm ihm das Roß ab und sagte dann mit treuherzigem Tone: Lieber Herr, zürnt mir nicht, wenn ich Euch noch heute in der Nacht verlasse; bis hierher war ich Euch treu gefolgt, nun keinen Augenblick länger, und habt Ihr noch einen Tropfen Schweizerblut in Euch, so zieht auch von hier. Nun erzählte er dem Erstaunten, was indessen vorgegangen.

Geh, ich halte Dich nicht! erwiderte der Ritter zermalmt, und schritt in sein Zelt; dort saß er, seinen finstern Gedanken sich überlassend. Vaterlandliebe trieb ihn hinweg, Stolz hielt ihn zurück. Sein Innres war, seit Elisabeth ihn verlassen, ganz zerrissen, und nichts kettete ihn mehr an die Welt. Der Schlaf floh ihn, der gefüllte Becher stand unangerührt, nur schwach noch brannte die Lampe und ließ den aufgehenden Mond sein bleiches Licht durch die Leinwand werfen. Das lärmende Geräusch des Lagers schwieg, wie erstorben schien Alles um ihn her, nur hier und da unterbrach das Rufen der Posten, das Stampfen der Rosse die graufige Stille der Nacht. Mit beklommenem Herzen trat er hinaus vor das Zelt, die Gluth seines Innern zu kühlen. Dunkle Wolken zogen an dem Monde vorüber; — in der Ferne, da wo das freundliche Neufchatel so anmuthig an dem plätschernden See liegt, brannten die Wachfeuer der Eidgenossen und erhellten den dunklen Horizont. Vor ihm nicht fern schienen im Dunkel der Nacht gar sonderbare Gestalten zu wogen, als schwebten sie in weiten Kreisen in der Luft. Es ward ihm schauerlich, er mochte nicht nahen, die Erscheinung wogte noch immer hin und her, ohne aus ihrem Kreise zu treten. Jetzt begann der Sturm zu heulen, er peitschte die Wolken und in schnelleren Kreisen bewegten sich die abenteuerlichen Gestalten; jetzt schlug des Sturmes mächtiger Flügel zornig in das Gewölk, es zerriß; des Mondes lichter Strahl blickte hindurch und erhellte die Nacht. Da sah Rudolph im schauerlichen Glanze des Mondlichts deutlich, was ihn mit

Grauen erfüllt; es waren die Leichname seiner Brüder, die vom Sturme hin- und hergewiegt, wie Geister der Nacht ihm erschienen waren. Er sah sie, die Tapfern, die auf Fürstenwort vertrauend den schmählichen Tod gefunden, und auf zum Himmel um Rache gerufen hatten.

Und diesem Fürsten dien' ich! so rief er vor sich hin: ihm dien' ich gegen mein Vaterland! — Aber furchtbarer als jene Unglücklichen erscheint mir Scharnachthal im Sturme der Nacht. Dem Verderben bin ich geweiht durch diesen höllischen Geist! Nein, seiner Gnade danke ich nichts, lieber unter den Schwertern meiner Brüder fallen, als ihm Rückkehr und Leben verdanken.

Da hörte er Tritte, und als er sich wandte, sah er seinen treuen Conrad nahen, hinter ihm sein Jagdhund, der ihm mit in die Verbannung gefolgt war. Lebt wohl, lieber Herr, sagte der treue Diener: es hält mich wahrlich hier nicht länger und treibt mich fort, so weh es mir auch thut, von Euch zu scheiden; lebt wohl, lieber Herr. Er küßte die dargereichte Hand. Auch verzeiht mir, begann er von Neuem: wenn ich den alten Hector mitnehme, das treue Thier mußte es ahnen, daß es nach der Heimath ging, er wollte mich nicht verlassen, so sehr ich ihm auch drohte, und schlagen konnt' ich ihn nicht. — Rudolph sah wehmüthig auf Diener und Hund, und streichelte das treue Thier, das freudig an ihm aufsprang. Zieh mit Gott, sagte er bewegt: so bin ich ganz allein, von allem verlassen, was mich an meine Heimath erinnern konnte. Ziehe mit Gott, und schleichst Du Dich glücklich durch die Wachen, kommst Du an, wo Berns Banner aufgepflanzt ist, dann sage was Du sahst, wie sie hier hängen die Tapfern, dränge Dich in die Reihen der Streiter, erzähle, berichte genau und fordre das Volk auf zur Rache.

Herr! rief der Alte.

Schweig und geh, unterbrach ihn sein Herr: Grüß meinen Vater, meine Mutter, die Heimath, lebe wohl! Er stürzte in sein Zelt, der Morgen traf ihn noch wach.

Unter einer hohen Linde vor Neufchatel lag der Schultheiß von Bern; der Abendwind rauschte durch die blätterlosen Zweige, der Mond blickte zuweilen heiter lächelnd durch zerrissenes Gewölk, und über des Greises sorgenschwerem Haupte rollte das Banner von Bern. In der Abenddämmerung waren die Haufen der Schweizer um ihre Fahnen gelagert, und in dumpfer Stille erwarteten sie den Schlag der neunten Stunde vom Neufchateller Thurme. Jetzt hallte er. Die todten schweigenden Massen erhoben sich, und 20,000 Streiter sanken auf ihre Kniee, ihr stilles Abendgebet zu verrichten. Wie ferner Donner vom widerhallenden Gebirge ununterbrochen dumpf dahin rollt, so das Murmeln der Tausende, die zum

Siege sich stärkend den Himmel anriefen und sich zum Tode bereiteten. Auch Scharnachthal kniete unter der Linde. Vater der Barmherzigkeit! rief er: gib uns den Sieg. Erhöre das Gebet der Tausende, die auf ihren Knieen sich flehend zu Dir wenden; laß uns nicht untergehen in Schmach! — und mich — richte nicht, wie ich gerichtet! Laß die Schuldlose nicht des Vaters Fehler büßen, sei gnädig, barmherzig gegen sie!

Die Feier des Abendgebetes war beendet, der stillen Andacht folgte ein lautes Getöse. Die verschiedenen Haufen einten, trennten sich; die Müden legten sich auf die kalte Erde zur Ruhe, die Muntern stimmten ein Kriegslied an; und von Haufen zu Haufen hallte jetzt der Gesang, die Hörner tönten dazwischen, der Freude weihten sie die wenigen Augenblicke bis zum Schlummer.

Herrlich schallte der kräftige einfache Gesang durch den brausenden Sturm. Es waren nicht die wehmüthigen Töne der Alplieder, wie die Sennen sie singen, wenn sie von der Alp hinabwärts ziehen. Fest und kräftig wie das Krieghorn war der Schlachtgesang, den sie angestimmt, herzerschütternd und mächtig wie das Landhorn von Unterwalden, schreckbar wie der Stier von Uri. Bei den Männern von Schwyz beginnend, und so von Hause zu Hause, gleich einer mächtigen Schneelawine fortwallend, ertönte er wie aus einer Brust, wie aus einem Herzen.

Die Hauptleute versammelten sich jetzt unter der Linde bei Bern und berathschlagten den morgenden Angriff. Am Mittag war Petermann Rot mit denen von Basel, und mit 400 Mann von Straßburg und zwölf Büchsen, am Abend der im ganzen Schweizerlande so berühmte Schultheiß Hasfurther, seit dreißig Jahren an der Spitze des Kriegvolkes, mit 1800 Mann von Luzern im Lager der Berner eingetroffen; auch die andern Eidgenossen, die über Bern gezogen, waren dort eingerückt. Es fehlten nur noch die Appenzeller und Herrmann von Extingen mit den Reisigen von Oestreich. Obgleich man diese erst am andern Abend erwartete, obgleich man das feste Lager des Herzogs selbst gesehen und die von 400 Feuerschlünden und 50,000 Kriegern vertheidigten Werke fast für unüberwindlich halten mußte, so wollte man doch nicht länger in nutzloser Unthätigkeit die kostbare Zeit verbringen, wenn auch der Hauptzweck des Angriffs, der Entsatz von Granson nicht mehr war. Einmüthig beschlossen die Hauptleute für den kommenden Morgen die Schlacht, denn waren sie auch schwächer an Zahl, so war doch die Erinnerung ihrer Thaten der stärkste Bürge des Sieges. Scharnachthal und Hanns von Halwyl, der tapfere Krieggenosse des Matthias Corvinus und Johannes Hudiebrad, sollten mit den Bernern die Vorhut führen, Reding mit den alten Eidgenossen aus dem Gebirge den Feind umgehen, die Uebrigen das Haupttreffen bilden.

Während sie so beriethen, einstimmig, ohne Streit und Ehrgeiz, nur das allgemeine Wohl vor Augen, kam eine große schwarze Rüde in den

Kreis, sprang freudig an Hanns von Halwyl heran und schien sich seines alten Herrn zu freuen. Mein Sohn! rief dieser: mein Sohn naht! Doch es war nur sein Diener, der keuchend dem Hunde folgte und der Ueberbringer trauriger Botschaft war. Was konnte er auch seinem alten Herrn von dem Sohne, was dem Schultheißen von der Tochter berichten, was den versammelten Hauptleuten als den schmählichen Tod der Tapfern von Granson.

Allgemein war die Betrübniß, aber nicht niedergebeugt durch diese Kunde, erhob sich vielmehr ihr Muth. Freunde! rief Rudolph Reding: so Ihr auf meine Worte hört, so schlagen wir morgen nicht. Der Muth der Eidgenossen bedarf keines Spornes, er ruht kräftig in dem Herzen unsrer Jugend, wie er in der Brust unsrer Vorfahren ruhte; aber ihren Ungestüm fürchte ich, der sie von Zucht und Gehorsam entfernt. Vernehmen sie den Tod derer von Granson, so hält sie morgen in der Schlacht nichts auf. Granson! schreiend, stürzen sie sich blindlings in den Feind, und der Hauptleute weise Berathung, ihr ruhiger Blick und ihre Besonnenheit wäre an dem entscheidenden Tage verloren. Darum laßt morgen noch vorüber gehen, daß die Wuth sich kühle, überdies treffen dann die von Appenzell und des Erzherzogs Reisige ein, und sie haben dann kein Recht uns zu zürnen, daß wir ihnen die Ehre des Tages nicht gönnten.

Zwar stimmten Waldmann und Scharnachthal der besonnenen Rede Redings nicht bei, doch fügten sie sich endlich der Meinung Aller, und mit diesem Beschlusse schieden die Hauptleute.

Kaum dämmerte der Morgen, so verließ auch schon die rüstige Jugend, die Waffen ergreifend, das harte Lager. Sie hofften die Schlacht und blickten erwartungvoll umher, überall Leben und Bewegung, doch nirgend die bedächtige Anordnung der Rottmeister, nirgend hoben sich die Banner, kein Harsthorn ertönte. Verwundert sahen sie sich an, vor Ungeduld brennend, daß das Zeichen zum Kampf ertönen möge. Da lief von Hause zu Hause ein dumpfes Gerücht, die Burg von Granson sei gefallen; der Ungestüm ward gemäßigt, mit ruhiger Ergebung folgten sie den Priestern zur Messe, die unter dem herrlichen Dome der Natur in stiller Andacht gehalten wurde. Als aber die heilige Handlung vorüber und das Herz dem Irdischen wieder gegeben war, sie zusammen traten, über den unerwarteten Fall der Beste zu sprechen, sich zu berathen, da nahte noch einmal ein dumpfes Gerücht von Munde zu Munde, bald laut werdend, ein Gerücht, schrecklicher als der Fall von Granson. Ein schmählicher Tod sei der tapfern Schaar der Berner geworden, gehenkt, ersäuft seien die braven Vertheidiger Gransons, die so lange allein dem mächtigen Heere der Burgunder widerstanden, und ein wild Geschrei, ein Toben und Brüllen verbreitete sich wie der Donner im hundertfältigen Echo durch das Lager. Die Waffen klirrten, der laute Zorn wälzte sich von Haufen zu Haufen; sie dem Feinde entgegen zu führen und die Schmach zu rächen, war das allgemeine

Verlangen, und nur der feste Ernst der würdigen, hochgeachteten Männer hielt sie ab, daß sie nicht in toller Wuth und in zügellosen, ungeregelten Schaaren sich auf des Herzogs Lager stürzten. Geduld auf morgen, hieß es: morgen ist Granson die Losung!

Als Alles wieder beruhigt war, ritt Scharnachthal den Weg nach Vaumarcüs, dem einzigen von ihnen in dieser Gegend besetzten Schlosse, wo Johann, Bastard von Neuburg, befehligte, um die Bewegungen des Feindes zu erspähen. Da sah er in der Ferne, da, wo die Straße in einen, von denen von Schwyz besetzten Hohlweg führte, einen kleinen Trupp burgundischer Reiter in den Hohlweg reiten. Er sprengte hin, die Mannschaft von Schwyz zu warnen, fand sie jedoch schon auf ihrer Huth und einen Ritter, der allein mit dem Zeichen des Friedens auf sie zugesprengt war, in ihrer Mitte. Dieser erkannte bald die kriegerische Gestalt des Berner Schultheißen und rief ihm freundlich entgegen: Willkommen, Herr Niklaus von Scharnachthal! Ich bringe Euch gute Botschaft und ein willkommenes Geschenk; erlaubt nur, daß die Meinen mir folgen dürfen! und als der Schultheiß, über diese sonderbare Bewillkommnung erstaunt, ihn bat, zu thun, was ihm beliebe, sprengte er zurück, und nach wenig Augenblicken ruhte die Tochter in des Vaters Arm.

Rudolph Halwyl sendet sie Euch, begann Etanges: so rächt er sich; seid ihm gleich an Edelmuth, Herr Schultheiß, und gehabt Euch wohl.

Kaum traute Scharnachthal seinen Augen, als er die geliebte einzige Tochter in seinen Armen liegen sah. Er liebkos'te sie und schenkte dem Vaterherzen den kostbaren Augenblick. Doch, bald an seine Umgebung, an den ernsten Augenblick der Zeit denkend, bestieg er wieder sein Roß und kehrte mit ihr nach dem Lager zurück. Stumm war seine Freude, stumm die ihrige und nicht ungetrübt. So ritten sie eine Weile, dann fragte der Alte fast scheu: Er sandte Dich zurück?

Rudolph befreite mich aus den Händen des Grafen von Romond und übergab mich seinem Freunde Etanges, mich zu Euch zu geleiten. — Scharnachthal schwieg. — Ich habe ihm entsagt, fuhr nach einer kleinen Pause Elisabeth fort: ich habe ihm auch dort meine Hand verweigert, — und nun sind wir für ewig getrennt. Ich habe ihn, mich Eurem Willen geopfert.

Da reichte ihr der Vater gerührt die Hand.

Gebe Gott, daß ich Recht that! fuhr die Jungfrau fort.

Und weßhalb zweifelst Du? fragte Scharnachthal rasch.

Sein Herz ist gebrochen — und auch das meine! erwiderte sie leise. Auch, fuhr sie fort, während Scharnachthal ernst vor sich auf seines Rosses Hals blickte: hat er mich gebeten, wenn der Herr in der Schlacht über ihn beschlösse und man seinen Leichnam fände, ihm ein ehrenvolles Begräbniß zu gönnen, denn es solle kein Schweizerblut an seinem Schwerte kleben. —

Bei diesen Worten — sie hatte nur mit Mühe die Thränen zurückgehalten, schwankte sie bleich wie eine Lilie im Sturme.

Dann sucht er den Tod und wird ihn finden! murmelte Scharnachthal dumpf vor sich hin, und langsam sank bei diesen Worten das Mädchen vom Pferde, und lag besinnungslos auf dem Boden.

Die Diener eilten herbei, der Vater sprang vom Rosse, kniete neben der Ohnmächtigen. Ihr Auge war geschlossen, die Wange bleich, der Körper starr und keine ärztliche Hülfe in der Nähe. Die Angst des Vaters war unaussprechlich; da kam ein Gemsjäger von Unterwalden athemlos gelaufen. Schultheiß! rief er: die Burgunder ziehen vor Vaxmarcüs und hat mich mein Auge nicht getrügt, so ist der Herzog mit ihnen. — Sorg für mein Kind! rief Scharnachthal Walter zu, und sprengte mit seiner geringen Begleitung nach dem Hohlwege.

Dort sah er deutlich die Bogenschützen der Leibwache, und aus dem Getümmel von Rittern und der glänzenden Umgebung konnte er leicht schließen, der Herzog sei unter ihnen. Er sah jedoch keine Geschütze, keine Anstalten, die Burg anzugreifen, hörte keinen Schuß zur Vertheidigung fallen. Einen Augenblick besann er sich, dann noch einen beobachtenden Blick nach der Veste werfend, befahl er einem seiner Begleiter, nach dem Lager der Berner zu eilen, daß dort Alles in Bereitschaft sich halte. — Aber wie erstaunte er, als er nach einer Weile die Besatzung ausrücken und die Fahne von Burgund auf dem Thurme aufgepflanzt sah; mit Vaxmarcüs war die letzte Vormauer Berns gefallen. Auch die Höhe, welche von der Burg beherrscht wurde, hatten die Burgunder besetzt. Zornig ritt er zurück; nur an die veränderte Gestaltung der Dinge denkend, nur für den morgenden Tag Plane entwerfend, hatte er die Tochter fast ganz vergessen, als er dem Orte nahte, wo er sie verlassen hatte.

Da saß sie unter einem knospenden Ahorn und blickte, sanft lächelnd, ihm entgegen, neben ihr kniete Walter. Zwar strahlte das Leben in mattem Schimmer aus ihrem Auge, der Tod jedoch überflog noch immer mit seinem bleichen Schatten Wang' und Lippe. Gelobt sei Gott, daß ich Dich so finde! rief er ihr zu: Wenn es Dir möglich ist, so besteig Dein Roß und folge mir, ich darf hier nicht länger verweilen, mich ruft die Pflicht. — Mit Anstrengung konnte sie zwar das Roß besteigen, aber dem Eilenden nicht folgen, den es nach dem Lager der Eidgenossen trieb. Dort erschütterte der Fall von Vaxmarcüs die Gemüther nur wenig.

Elisabeth wurde, nachdem sie langsam dem Vater in das Lager gefolgt war, nach Neuschatel gebracht; der Markgraf Rudolph nahm sie in seinem Schlosse auf. Nach Bern konnte sie nicht, sie war zu sehr ermattet.

Stolz, daß Baurmarells, dieses feste Schloß, welches die Straße von Granson nach Neufchatel beherrscht, sich ihm ohne Schwertstreich ergeben hatte, kehrte der Herzog von Burgund mit seiner Leibwache in das Lager zurück, nachdem er den Grafen von Romont dort mit 500 Schützen zur Vertheidigung der Höhe und des Schlosses zurückgelassen hatte.

In seinem Zelte angelangt versammelte er einen Kriegsrath. Sein Bruder Anton, bekannt unter dem Namen der große Bastard von Burgund, die Prinzen von Tarent, Cleve und Oranien, die Grafen Romont, Chateaugüjon, Compobasso und Philipp von Neufchatel, der Sohn des alten Markgrafen Rudolph, waren zugegen; der Herzog wollte ihre Meinung wegen der ferneren Bewegungen wissen. Ueber zweierlei verlangte er ihren Rath, obgleich er sich wohl schon fest bestimmt hatte: ob Bern und Freiburg anzugreifen sei oder sie hinter sich lassend das Heer das platte Land zerstören, und so die halsstarrigen Schweizer zur Unterwürfigkeit zwingen sollte. Der Herzog war für das Erste als das kühnste Unternehmen gestimmt, der Bastard, sein Bruder, immer besonnener, für das Letztere. Dieser Meinung pflichtete Chateaugüjon bei, und bemerkte noch, daß man mit Schonung und Milde bei diesem Volke eher zum Ziele gelange als durch Strenge und Verwüstung; die Meinungen waren getheilt, der Herzog begann schon ungeduldig zu werden, da glaubte der Graf von Romond die Gelegenheit gefunden zu haben, seine Rache an Hallwyl zu kühlen. Hoheit! nahm er das Wort: der edle Schweizerheld, Rudolph von Hallwyl, Euch so treu ergeben, kennt wohl das Land und seine Beschaffenheit, die Stimmung der Einwohner und ihre Kräfte am besten. Bern ist seine Vaterstadt, die Lage und Vertheidigungswerke Freiburgs sind ihm genau bekannt; befragt ihn um seine Meinung, er ist nicht allein ein tapferer, er ist auch ein kriegserfahrener Mann.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick; ihm hatte das feste, unbeugsame Benehmen Hallwyls mißfallen, er war unter seinen Umgebungen dieses geraden stolzen Sinnes entwohnt, doch endlich gab er den Befehl, ihn zu rufen, und so mancher Plan, so manche Schmeichelei füllten die Zeit bis zu seiner Ankunft aus. Hallwyl ahnete, weßhalb er zum Herzoge beschieden wurde; schnell war sein Vorsatz gefaßt, und ganz mit sich und seinem Entschlusse einig, trat er in das Zelt.

Er fand den Herzog, wie gewöhnlich in der rauhen Jahreszeit, in einen Pelzmantel mit schwarzem Marder verbrämt eingehüllt, den schwarzen Sammethut auf dem Kopfe, auf einem hohen Armsessel sitzend, dessen Kissen und Lehne mit dem burgundischen Wappen und der Herzogskrone geziert, wohl eher einem Königsthrone als einem Armsessel ähnlich war. Vor ihm stand ein Tisch mit Teppichen belegt, worauf eine Zeichnung von Bern ausgebreitet lag. Die Kriegsobersten standen in ehrfurchtvoller Entfernung um ihn, und selbst die Ritter des goldenen Vließes mit unbedecktem Haupte.

Ritter Halwyl! rief der Herzog ihm entgegen: Ihr kennt das Land, welches wir in Besitz zu nehmen in Begriff sind. Die Meinung meines Kriegsrathes ist über das Wie getheilt. Es fragt sich, ob wir gen Bern und Freiburg ziehen, beide Städte unserm gerechten Zorne opfernd zerstören, oder uns wie ein reißender Strom über das platte Land ergießen, es verheeren und so das Hirtenvolk unterjochen sollen. Wir erlauben Euch offen zu reden, theilt uns ohne Scheu Eure Ansichten mit, sagt Eure Meinung frei, ich bin überzeugt, sie ist die meinige, die schon fest in mir steht.

Hoheit! begann Halwyl mit der ihm eigenen Kühnheit: habt Ihr, der kriegerfahrene Feldherr, schon fest beschlossen, was bedürft Ihr noch meiner?

Meinen Bruder, Chateauguion, Oranien zu überführen, daß selbst Ihr, ein Eingeborener, der die Beschaffenheit, den Geist der Einwohner kennt, auch meiner Meinung seid, erwiderte Karl von Burgund.

Und wenn meiner Urtheilskraft nicht der hohe Schwung, nicht die Klarheit der Eurigen würde? Wenn meine Meinung —

Zur Sache! unterbrach ihn der Herzog, dessen Stirn sich umdüsterte: Zur Sache, ohne diese überflüssigen Reden, die Euch hier nicht geziemen.

Ihr befehlt, gnädiger Herr, ich gehorche! erwiderte Rudolph: Soll ich frei, offen und wahr reden, so aus meines Herzens Innern, wie mein Geist es mir eingibt, und nach bestem Wissen, so rathe ich Euch, Herr Herzog, gebt auf leidliche Bedingungen den Eidgenossen den Frieden, kettet sie durch Großmuth an Euch; dann zieht mit ihnen nach Paris, dort sind Krone und Scepter, reiche, blühende Provinzen und Städte der Lohn eines gewissen Sieges, — hier unfruchtbare Berge, verödete Städte, ein allen Fesseln widerstrebendes Volk und Trümmer der Freiheit, der schlechte Lohn eines zweifelhaften Kampfes, dessen blutiges Ende Ihr nicht ahnet, mein gnädiger Herr, da Ihr die Männer der Schweiz nicht zu kennen scheint. Werft Euren Blick nach Bayards Thurm, wo eine Hand voll Krieger Euch jetzt noch widersteht, denkt an Yverdün, dessen tapfere Besatzung, trotz Verrath, sich durch Eurer Krieger Reihen in das Schloß und wieder nach Granson schlug. Denkt an diese Veste, die nur durch Meineid eines burgundischen Edlen fiel und aus deren Trümmern den Eidgenossen ein hoher Muth entblühen wird, denn die Kraft der Gemordeten ersteht dort drüben in ihrem Heere, hundertfach wieder. Die Rache, der Hohn sind diesem Volke ein mächtiger Sporn! Daß Vaumarcus fiel, fuhr er mit Bitterkeit fort: zeige Euch nicht der Schweizer Entmuthigung; in seinem Vertheidiger floß kein echtes Blut, es war nur ein Auswuchs altedlen Stammes.

Da fuhr Philipp von Neuenburg heftig auf, doch ein Blick des Herzogs war hinreichend, ihn in die Schranken zurückzuweisen.

Fahrt fort! sprach der Herzog nach dieser kleinen Unterbrechung, dem

die Kühnheit Halwyls die Ruhe gab, die wie die Schwüle der Luft vor dem nahen Gewitter voranzugehen pflegt.

Wenn Ew. Hoheit befiehlt, doch habe ich nur wenig noch zu sagen. Zu überlegen, wohin Ihr Euch mit dem Heere wenden sollt, nach Bern, Freiburg oder tiefer in das Land hinein, wäre unnütz, denn dessen werden Euch die Eidgenossen durch die morgende Schlacht überheben.

Wer sagt Euch, daß ich morgen schlagen will? fragte der Herzog.

Ihr werdet nicht wollen, Hoheit, Ihr werdet müssen! Glaubt Ihr, das Schweizervolk könne so lange im Angesicht des Feindes beisammen liegen, ohne das Schwert zu ziehen? Glaubt Ihr, der Südwest, der heute den Alpenschnee in Strömen von den Bergen gießt, der die Leichen der Ertrunkenen von Granson nach Neufchatel wälzt, der sein tolles Spiel mit den Gehenkten an den Bäumen von Fiez treibt, rufe dort nicht die Rache auf? Ihr werdet morgen ihr Schlachthorn hören, morgen ist die Schlacht!

Und dann? rief der Herzog, und ein Lächeln zog sich über seine Lippen, vor dem selbst die Günstlinge zitterten.

Gibt Euch Gott den Sieg, wird er blutig sein; viel der Eidgenossen werdet Ihr erschlagen, denn zur Flucht zwingt Ihr sie nicht, viel der Euren werden sinken unter den Streichen ihres Grimmes. Der Ueberrest wird sich nach Bern und Freiburg werfen und es vertheidigen bis zum letzten Mann; das platte Land werden sie verwüsten, in die Alpen sich ziehen, Felsstücke werden ihr Geschoß, Bergschluchten und Abgründe ihr Schlachtfeld, die Freiheit das Banner sein, unter dem sie sich sammeln. Eine Wüste habt Ihr gewonnen, bis Frankreich und Deutschland sich erbarmend ermannt. — Und werdet Ihr geschlagen —

Schweigt, Unsinniger! rief der Herzog zornig: Euer Freimuth wird Frechheit! — Geht nur zurück zu Eurem Hirtenvolke, fuhr er, sich fassend, fort: ich entlasse Euch meiner Dienste, kämpft in seinen Reihen. Ihr werdet in der Wagschale der Schlacht wahrlich nicht den Ausschlag geben. Wir könnten Euch zwar auf gleiche Weise in das Lager von Neufchatel senden, wie die hoffärtigen Vertheidiger Gransons; wir könnten Euch den Raben zum Futter, dem Wyles und seinen Genossen Gesellschaft leisten lassen, jedoch der Dienste eingedenk, die Ihr uns vor Neuß geleistet, entlassen wir Euch in Gnaden. Nehmt diese goldne Kette, und zieht wohin Ihr wollt. Trotzigen Muth liebe ich nur im Kampfe, nicht vor meinem Thron. Er winkte ihm abzutreten. Rudolph verneigte sich, ging und legte schweigend die Kette auf einen Sessel. Der Herzog bemerkte es und rief ihn zurück. Wann werdet Ihr ziehen?

Noch weiß ich es nicht, erwiderte Rudolph ernst.

Der Herzog sah ihn mit durchdringendem Blicke an, er konnte sich der Achtung nicht erwehren, die ihm Halwyls edle Gestalt wider Willen ein-

stößte. Also noch unentschieden seid Ihr, nicht bestimmt, zu den Eidgenossen zurückzukehren?

Zu ihnen führt mich mein Weg nicht; diese Pforte hat das Schicksal mir verschlossen! erwiderte Rudolph finster.

Und weßhalb, Halwyl, legtet Ihr die Kette von Euch? fragte der Herzog beruhigter.

Hoheit! begann der Ritter, und der Stolz erwachte mächtig in des Schweizers Brust: Ketten, golden oder eisern, führen in's Joch und fesseln den freien Mann, ich trage sie nicht. — Ich wollte, fuhr er einlenkend fort: aus dem burgundischen Feldlager nichts mitnehmen als die Wunden, die ich für Euch empfing. Er schwieg — auch der Herzog. Die Feldobersten sahen theils mit besorglichem, theils mit schadenfrohem Blick auf den Ritter, denn jeder glaubte das Ungewitter, das den Schweizer zermalmend treffen würde, auf des Herzogs Antlitz hervorbrechen zu sehen. Nichts von dem geschah; der Herzog blieb gelassen, der Ritter stand ungebeugt vor ihm.

Verlaßt uns, Halwyl! sagte jener endlich: Heute um die neunte Stunde erwarte ich Euch hier.

Alle sahen sich verwundert an; diese Ruhe, diese Gelassenheit war ihnen an ihrem Herrn neu, der auch jetzt noch nachdenkend auf die Zeichnung von Bern blickte. Wenn morgen, wie ich fast dem Ritter glauben muß, begann nun der Herzog, während der Rede immer noch sinnend: der Tag der Schlacht sein sollte, so erwarte ich den Feind in meinem wohlverschanzten Lager, an meinen Feldschlangen und Büchsen mag sein Muth, sein Stolz sich brechen. Greift er morgen nicht an, so ziehen wir ihm entgegen, und dann auf Bern. Dir, mein Bruder Anton, Euch Oranien vertraue ich die Vorhut. Ich selbst bleibe bei dem Prinzen Friedrich von Tarent und Campobasso; Euch Johann von Cleve und Egmont übergebe ich die Nachhut; Chateauguijon, Ihr führt die Reiterei. Nun geht, ordnet Alles und gehabt Euch wohl. Er erhob sich, grüßte freundlich, die Feldobersten verließen das Zelt des Herzogs und folgten dem Prinzen von Tarent in das seinige.

Der Herzog ist ganz umgewendet, begann dieser: Sein kühner, trotziger Muth ist in kalte Besonnenheit, das feste Vertrauen auf sein Heer in ängstliche Sorgfalt umgewandelt. In einem verschanzten Lager sollen sich 50,000 Krieger gegen 20,000 Hirten verbergen, 400 Feuerschlünde sollen uns schützen, daß unsere Schwerter im Morgenthau nicht rosten. Die herrliche Reiterei auf stolzen neapolitanischen Rossen, die ich aus Italien ihm zugeführt, soll unthätig hinter dem Geschütze halten!

Ihr werdet sie schon gebrauchen, Prinz von Tarent, wenn das Hirtenvolk, wie Ihr es nennt, das Lager erstürmt hat! unterbrach ihn der Bastard von Burgund: Seid nur bei der Hand, und brecht dann mit Euren gewappneten Reitern und Rossen wacker in die vorgehaltenen Hellebarden

ein, mein Vetter Chateauguyon mit der burgundischen Reiterei wird Euch schon beistehen. Ihr werdet sattsame Arbeit finden, Prinz von Tarent, sorgt nicht.

Hätte ich dies ahnen können, fuhr der Italiener fort: wäre ich sicher nicht über die Alpen gekommen.

Hört, junger Herr! unterbrach ihn Anton von Burgund unmuthig: zum Schlagen seid Ihr wahrlich nicht gekommen, nur zum Freien; denn hofftet Ihr nicht meine Muhme Maria und mit ihr das stattliche Erbe Burgunds zu gewinnen, Ihr wäret an Eurem Golfe unter den Pomeranzenbäumen geblieben und nicht hieher in diese rauhen Berge gezogen, wo Euch beim leisesten Lüftchen friert.

Gnädiger Herr! unterbrach ihn der Graf von Campobasso: Ihr sprecht mit dem Prinzen von Tarent in einem Tone, der sich wohl nicht ziemt. Der Herzog, Euer Bruder würde Euch seinen Zorn fühlen lassen, erführe er, was Ihr eben gesagt.

Der riesenhafte Bastard sah mit einem Blick der Verachtung auf den Italiener herab, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, fuhr er fort: Ihr Herren, der Entschluß, den der Herzog, mein Bruder gefaßt, ist weise und ganz mit meinen Wünschen übereinstimmend. Wer diese Schweizer kennt, kennt auch ihren Muth. Es sind keine Söldner, von ihren Condottieri zugeführt — freie Männer sind es, die für ihre Freiheit kämpfen. Mann gegen Mann sind sie mit ihren Schlachtschwertern und Hellebarden furchtbar. Darum gebe Gott, daß der Herzog seinen Sinn nicht ändert, falsche Schmeichler — hier traf sein Blick Campobasso — ihn nicht zu seinem Unglück verlocken.

Und doch fürchte ich fast, nahm Graf Romond das Wort —

Fürchtet nichts, unterbrach ihn der Bastard: das Waadland habt Ihr wieder, und so ist Eure Rechnung geschlossen. Jetzt, Ihr meine Kriegsgefährten! sagte er, sich zu Oranien und Chateauguyon wendend: jetzt zu den Unsrigen und Alles zur morgenden Schlacht bereitet. Ihr Herren aus Italien, thut ein Gleiches und fürchtet nicht, daß Ihr morgen nicht Arbeit finden werdet, vielleicht mehr als Euch lieb ist. Er verließ mit den Uebrigen das Zelt, nur Campobasso und Romond blieben zurück.

Dieser Riese, begann jetzt Campobasso: ist in seinen Reden so roh als in seinen Manieren. Er ist der Einzige, aus dessen Munde der Herzog einen Widerspruch verträgt, der Einzige, der die Wahrheit zu sagen den Muth hat, darum muß man ihn schonen. Unterdrückt Euren Groll, mein Prinz, mit solchem Manne hilft nicht offene Fehde; die Kinder der Liebe sind die verzogenen Söhne der Natur und deßhalb frech.

Herr Graf! unterbrach ihn Romond: Ihr vergeßt, daß ich mit dem Bastard von Burgund gleiches Loos theile. Zwar seiner in Manieren, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, ist mein Schwert doch so scharf wie das seine, so scharf wie Eure Zunge. Hütet Euch vor den Kindern der Liebe,

auch sie sind für den Haß empfänglich. Der Prinz von Tarent nahm schnell das Wort, und suchte den Bastard von Savoyen zu besänftigen. O! hätte der alte Scharnachthal die Stimmung, die feindliche Gährung der Gemüther der Feldobersten gesehen, sein Vertrauen auf den Sieg des kommenden Tages würde noch fester gestanden haben.

Auch die Schweizer Hauptleute hatten sich zur nemlichen Zeit in Neuschatel zur Berathung versammelt. Es waren kriegkundige Männer, alle nur einen Zweck vor Augen, alle mit dem festen Willen zu siegen oder zu sterben. Noch nie befanden sich die Eidgenossen in einer so bedrängten Lage. Die Schlachten gegen Oestreich waren zwar blutig, die Uebermacht stets nur auf der Seite der Feinde, aber Mann gegen Mann war damals der Kampf, der Ritter mußte absitzen von seinem Rosse, mußte in schwerer Rüstung zu Fuß kämpfen, und seine Kraft und Muth, sein Vertrauen war gebrochen. Jedoch seit Sempach und Morgarten war der Gebrauch des Schießpulvers allgemeiner geworden, das Fußvolk geordneter. Die Lanzknechte, von denen sich bei dem burgundischen Heere bedeutende Haufen befanden, begannen ihren Ruf zu begründen, ihre Schaaren waren ein tüchtiger Wall, und, wenn auch erst späterhin unter Kaiser Maximilian die ehrenwerthen erbitterten Feinde der Eidgenossen, schon jetzt nicht zu verachtende Gegner. In dieser Hinsicht war die Lage der Eidgenossen bedrängter als je; einem unbesiegten, stolzen Feinde standen sie gegenüber, dessen Lager 400 Feuerschlünde vertheidigten.

Der alte Scharnachthal führte in dieser Versammlung das Wort. Die Wohlfahrt Berns vor Augen, dem mit Freiburg die Gefahr am nächsten war, stimmte er für den morgenden Angriff des Lagers. Rudolph Reding, Hanns Waldmann, der Schultheiß Hasfurther von Luzern, und Peter Rok von Basel waren gleicher Meinung; die Uebrigen, weniger der Gefahr ausgesetzt, hielten den Angriff des befestigten Lagers für zu gewagt, und fürchteten die Kräfte der Eidgenossen an Wall und Graben zu vergeuden.

Endlich erhob sich nach manchem ernsten, doch ruhigen Hin- und Herreden Scharnachthal und sagte mit festem Tone: Dort steht der Feind, hier die Eidgenossen, ein stattliches Heer wie noch nie. Sollen wir die Feinde zählen, sollen wir die Hindernisse berechnen? Bekämpfen müssen wir sie, Ihr Hauptleute schweizerischer Eidgenossen, wo wir sie finden. Das junge Volk darf nicht unthätig rasten; verzehrt sie auch nicht der Muth, schwindet doch Ordnung und Gehorsam. Aber glaubt nicht, der alte Scharnachthal, der so manchen Kampf gefochten, wolle das Wohl der Eidgenossen tollkühn auf das Spiel setzen, das Schweizerland daran wagen, um Bern zu retten. Laßt uns gen Vauxmarcüs ziehen, laßt uns im Angesicht des burgundi-

schen Lagers die Burg angreifen, und der stolze, kühne Herzog bleibt nicht ein müßiger Zuschauer hinter seinen Wällen, er zieht vor, uns entgegen, und dann mit Gott — die Schlacht.

So sei es! riefen alle einmüthig: Mit Gott die Schlacht! — Vertrauend reichten sie sich nach alter Sitte die Hände, bevor sie aus einander gingen, und diese stumme Sprache galt statt des heiligsten Eides, sich weder im Leben noch im Tode zu verlassen.

Als sich die Versammlung jetzt getrennt, ging Scharnachthal auf das Schloß des Markgrafen, seine Tochter vor dem Schlachttage noch einmal zu sehen. Er fand sie sehr leidend. Die Trennung von Halwyl in Yverdün hatte sie mehr erschüttert als damals, wo er ein Geächteter das Vaterland verlassen mußte; damals hatte sie ihn nicht gesehen, ihm nicht Lebewohl sagen können, und die Hoffnung war als tröstende Begleiterin zurückgeblieben. Jetzt aber, wo er mit dem Schwerte in der Hand auf vaterländischem Boden stand, schwand jede Aussicht, und sie ahnete, sein Lebewohl sei für ewig gewesen. Dem alten Manne ging ihr Anblick tief zu Herzen. Er sprach so innig, so theilnehmend, er schien ihren Gram mitzufühlen, sein Auge, dieser längst vertrocknete Quell wurde feucht, da ergriff das Mädchen seine Hand. — Vater! bat sie: schickt seinen Diener zurück, gönnt ihm, daß er in Euren Reihen fechten, und will es der Himmel, für sein Vaterland sterben kann. — Bei diesen Worten kehrte Scharnachthals finsterer Ernst zurück, düster sah er auf die flehend emporblickende Tochter und verließ schweigend, ohne Trost zu spenden, ohne selbst Trost mitzunehmen, das Zimmer.

Walter von Uri trat ein. Die Laute hing nicht mehr über seiner Schulter, das Wehrgehänge, Elisabeths Geschenk, nahm die Stelle des lichtblauen Bandes ein, ein breites Schlachtschwert hing an seiner Seite, die Armbrust ruhte in der Hand, und unter der Pickelhaube strahlte aus dem blauen schwärmerischen Auge feuriger Kriegermuth hervor. Als er sich Elisabeth nahte und die bleiche leidende Gestalt vor sich sah, das Haupt gesenkt, wie eine geknickte, halb schon entblätterte Rose, da löschte die Thräne den Feuerstrahl seines Auges, und vom Schmerz ergriffen beugte er, an ihren Sessel tretend, sein lockiges Haupt.

Herrin! begann er: ich komme, Euch Lebewohl zu sagen. In den Reihen von Uri ist fortan mein Platz, Eurem Dienste habe ich mich im Leben uneigennützig geweiht; ich wußte, Ihr beachtetet mich nur wie ein Blümchen, das unter dem zarten Tritte Eures Fußes sich freundlich beugt, den rauhen Pfad sanfter zu ebenen, und ich hoffte nichts. Wie das Bild einer Heiligen, vor dem man anbetend kniet, hab' ich Euch verehrt. Eine heilige Liebe habe ich in meiner Brust getragen, frei von allen irdischen Begierden, rein und makellos, für Euer Glück in Halwyls Arm hätte ich willig mein Leben geopfert; und doch, trotz des festen Willens, trotz der unaussprechlichen Sehnsucht, konnte ich nichts für Euch thun als zuweilen

mit meinem Liede den Unmuth von Eurer Stirne zu scheuchen, ein trauliches Wort des Dankes auf Eure Lippen zu locken. Deßhalb verzeiht mir, daß ich seit Monden meine Schritte an die Euren bannte, Euch mit Gesang vielleicht lästig fiel; reicht mir Eure Hand zum Kuß, und stärkt mit einem freundlichen Worte den Sänger zum Kampfe.

Elisabeth reichte ihm die Hand, mit Entzücken drückte er sie an seine Lippen. Zieh mit Gott, kämpfe für das Vaterland, mein guter Walter, möge die Blume der Liebe sich freundlicher Dir einst erschließen als mir. Siehst Du ihn im Gefechte — Doch nein, fuhr sie fort und ihr heitrer Blick sah vertrauend empor: sein Schwert wird nicht von Schweizerblut befleckt, nur sein eigenes wird aus Wunden strömen. — Sie bedeckte ihr Gesicht. — Geh mit Gott, guter Walter! rief sie noch einmal: mein Segen begleite Dein treues Herz.

Der Jüngling stürzte hinaus; die Brust wollte ihm zuspringen vor Schmerz und Wonne.

Lange schon harrte Halwyl vor dem herzoglichen Zelte des Einlasses; den ernsten Blick nach den Sternen gerichtet, schritt er, sein Schicksal überdenkend auf und ab. Bedachte er, daß er hier vor diesem großen prächtigen Zelte, umgeben von der stattlich geschmückten Leibwache der Bogenschützen ein Entlassener, ein Verbannter stand, blickte er auf die hohen friesischen Rosse, die unten am Hügel den Boden stampften, auf die Fahne des stolzen Tarenters, die im Mondlicht flatterte, hörte er das Wiehern der neapolitänischen Rosse, so ward seine Brust beklommen, er fühlte sich auf seiner Heimath Boden fremd, das einzige Schweizerherz unter diesen von Nord und Süd zusammengezogenen Kriegern, die kein Band an einander knüpfte als die eiserne Kette, mit welcher des Herzogs Kraft diese feindlichen Elemente zusammenhielt. Blickte er nun hinüber, wo am Neuenburger See die Eidgenossen lagerten, ein Herz, eine Freiheit, ein Vaterland sie einte, wo aller Groll, alle Fehde in dem allgemeinen Kampfe erstarb, der Mann von Zürich mit wahrer Herzlichkeit dem von Schwyz die Hand zum Gruße bot, und nur der Gedanke, den Feind aus der Heimath zu treiben, die theure Freiheit kämpfend sich zu erhalten, den Geist aller einte und stärkte — da drang ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und nur ein Wunsch tönte aus dem Chaos lebhaft hervor, der Wunsch zu sterben!

In diesen Gedanken störte ihn ein Kämmerer, welcher ihn zu dem Herrn berief. Als er in das Zelt trat, fand er den Herzog nicht in dem großen Gemache, wo er gestern vor ihm gestanden; durch mehrere Abtheilungen wurde er geführt, bis er in ein kleines, mit grünem Sammet ausgeschlagenes Zimmer trat, wo er ihn, den Rücken an das Fußgestell seines

Bettes lehnend, fand. Sein Anſehn war ungewöhnlich, der wilde Blick des Auges war ſanfter als ſonſt, in dem Ernſte ſeines Geſichts lag eine ſeltene Milde, das Ganze war der Spiegel eines ſchmerzvoll aufgeregten Gemüthes. In ſeinen Pelz gehüllt, gar ſonderbar durch das matte Licht der ſilbernen Lampe beſchienen, die an der Decke des Zeltes befeſtigt nur allein das dunkle Gemach erhellte, ſtand er nachdenkend, grüßte Halwyl flüchtig, doch wohlwollend, bedachte ſich noch einige Augenblicke, dann klatſchte er in die Hände, und ein alter Diener, der ihn in dieſem einſamen Gemache allein nur bedienen durfte, trat ein.

Nimm alle Vorkehrungen, wie ich Dir befohlen! rief ihm der Herzog entgegen. Der Diener ging, kehrte jedoch bald wieder zurück, und ſagte: Alles iſt angeordnet, wie Ew. Hoheit befohlen! Der Herzog winkte zufrieden, der Alte verließ das Gemach.

Noch hatte Karl von Burgund kein Wort zu Halwyl geſprochen, der in geſpannter Erwartung am Eingange ſtand und den Blick forſchend auf den Herzog richtete. Tretet näher, ſagte dieſer endlich: jetzt wird Alles von dem Zelte entfernt ſein, und die Wachen jedermann abhalten, uns zu belauſchen. Er ſetzte ſich bei dieſen Worten auf einen Armſeſſel, Halwyl trat vor ihn.

So lange der Herzoghut mich ſchmückt, begann Karl von Burgund: ſelbſt als mein Vater, glorreichen Andenkens, noch lebte, und ich nur Prinz von Charolois war, hat niemand, außer Euch, es gewagt, ſo furchtlos vor mir zu ſtehen, ſo offen und frei zu mir zu ſprechen. Euer Freimuth rührte meinen Zorn oder meine Bewunderung erregen; ich habe den erſteren bekämpft. Ihr ſeid einer von den wenigen Menſchen, die ich achten gelernt, die übrigen ſind nur kriechende Sklaven, an der Angel des Ehrgeizes und der Geldgier zappelnd, zu jeglichem Dienſte mir bereit, wenn ich winke. Daß ich Euch ehre, wollte ich Euch noch ſagen, ehe Ihr von mir zieht. Dies konnte ich nur, wenn wir allein waren, denn um Alles wollte ich nicht, daß unter meinen Hofleuten Euer Beiſpiel Wurzel faſſe. Sie müſſen Sklaven ſein, mir blind gehorchen, denn ſie ſind meine Vaſallen, meine Diener. Er hielt inne. Halwyl, über dieſe ſonderbare Anrede erſtaunt, war nicht eitel genug, ſich von ihr bethören zu laſſen, er neigte ſich ehrerbietig dankend und erwartete des Herzogs weitere Befehle.

Seit der geſtrigen Nacht, fuhr dieſer fort, und Halwyl konnte deutlich ſehen, daß es ihm ſchwer wurde, ſeine Empfindungen auszuſprechen: ſeit der geſtrigen Nacht quält mich eine gewiſſe Unruhe, böſe Träume verjagen den Schlummer, ohne daß ich recht gewiß weiß, was ich eigentlich träume. Es ſchwebten die Männer von Granſon um mein Lager, düſtre Geſtalten, jedoch nicht gräßlich, nicht ſchreckhaft — ruhig und ernſt, wie ſie ſtarben ſchritten ſie mit Unglück verkündendem Geſichte, ich mochte wachen, ich mochte die Augen ſchließen, in ununterbrochenen Kreiſen an meinem Lager vorüber. Ich ſchellte meinen Dienern, die Geſtalten verſchwanden, und

es waren gewiß nur meiner Phantasie Gebilde. Aber auch im Wachen sind sie mir heute überall gefolgt, ich habe diese Bilder nicht verscheuchen können, und als ich gen Bauxmarkis zog, die Thore der Veste sich mir öffneten und die Besatzung auszog, war es mir als ob der Umgang der Nacht von Neuem beginne.

Ich spotte der Ahnungen und kenne keine Furcht. Ich weiß, daß der Mensch dem Schicksale gebieten kann, wenn er dem Launischen kühn entgegen tritt und mit sicherer Faust in das rollende Rad faßt; jedoch gibt es Augenblicke, wo auch ich bedächtiger handle als gewöhnlich, und vorsichtig abwäge, wo ich sonst nur dem kühnen Fluge meines Geistes blindlings folge. In dieser Stimmung bin ich seit gestern, deßhalb hörte ich Euch im Kriegsrathe ruhig an, obgleich mein Auge — ich glaube mich nicht betrogen zu haben — in Euch einen Feind Burgunds sieht, der ausgestoßen aus seinem Vaterlande noch mit Liebe an dem Undankbaren hängt, der aber weder zurückkehren, noch in meinem Lager bleiben, weder für noch wider mich kämpfen will. Ihr seid mit Euch im Streite; die Auszeichnungen, die ich Euch erwies, verpflichten Euch zur Dankbarkeit, und doch grollt das Schweizerherz dem Herzoge von Burgund; das fühlt' ich und entließ Euch meiner Dienste, um den Kampf in Eurem Inneren zu beenden, und fordre zum Dank für die Zeichen meiner Gnade nur noch einmal — Wahrheit! Er schwieg; sein Auge ruhte ernst auf Halwyl, sein Blick verdüsterte sich immer mehr, je schwerer es ihm zu werden schien, die Worte zu seiner Frage zu finden. Doch jetzt erhob er sich von seinem Sessel, streckte Halwyl den Arm entgegen und fragte rasch, so daß man es ihm ansah, er eile, das Schwere, Unangenehme zu vollbringen: Zittert Ihr für die Eidgenossen oder für mich?

Könnt' ich zittern, wär' es für Euch, Herr Herzog! erwiderte Halwyl ernst.

Als ob ihm eine Stimme vom Himmel diese Worte zugerufen, so fuhr der Herzog unwillkürlich zusammen, doch schnell sich ermannend fragte er: Und weßhalb?

Wenn Ihr siegt, habt Ihr nichts gewonnen, werdet Ihr geschlagen, Alles verloren!

Der Herzog sah ihn bei diesen Worten staunend an, das Zorn verkündende Lächeln umzog seinen Mund, eine Bewegung der Hand forderte jedoch den Ritter auf, fortzufahren.

Wird Euch der Sieg, so erkauft Ihr ihn theuer! fuhr er fort: Die Eidgenossen werfen sich in Bern und Freiburg, und Eure Macht zerschellt an den Mauern dieser Städte. Yverdün und Granson haben Euch gezeigt, wie sich die Schweizer vertheidigen; und bedenkt, das waren nur fremde eroberte Städte; dort aber vertheidigen sie ihren Heerd, ihr Weib und Kind. Alles, was Waffen tragen kann, steht auf, nicht Greis, nicht Knabe bleibt daheim, der Herzog von Oestreich, der schwäbische Bund zieht

heran, und der schlaue Ludwig, der ruhig zu Hause lauerte, kömmt, die Früchte Eurer blutgedüngten Schlachtfelder zu ernten. Ihr könnt ein verwüstetes Land erobern, das Euch zu nichts nützt, jedoch Euer Heer, Euren Ruhm, die Glorie verlieren, die Euch so mancher Sieg erwarb; der Unbesiegte setzt in jeder Schlacht viel aufs Spiel. — Verzeiht mir, Herr Herzog — Ihr dünkt mir ein Opfer der Politik Ludwigs zu sein.

Mehremal hatte des Herzogs Stirn sich gerunzelt, seine Faust sich geballt, aber fest entschlossen, heute des Ritters freie Meinung ruhig anzuhören, mäßigte er sich, ja gewann es sogar über sich zu fragen: Und würde ich geschlagen?

Dann ist Euer Heer aufgelöst, Euer Geschütz, Euer Lager, Eure Schätze verloren, denn einmal zum Kampfe stürmt das Volk unaufhaltsam vorwärts, trennt die Haufen, bricht sich Bahn hindurch und rastet nicht, bis alles flieht; ihm genügt nicht ein unvollständiger Sieg, es sättigt sich nur an Strömen Feindesblut und an ihrer Vernichtung.

Der Herzog wurde nachdenkend, nicht Zorn, trüber Ernst umzog sein Antlitz, und Theilnahme erwachte in Halwyls Brust. — Gnädiger Herr! unterbrach er die eingetretene Stille: Ihr nahmt mich, den Verbannten gütig auf, stelltet mich in Eurem Heere auf ehrenvollen Platz, gabt mir, zum Lohne meines Muthes mit eigner Hand den Ritterschlag, aber mehr als alles dies, das Zutrauen, welches Ihr mir heute schenkt, die Milde, mit der Ihr mich anhört, erweckt das Gefühl der Dankbarkeit in mir, so daß ich Euch Alles sagen muß, wovon ich glaube, daß es Euch zu wissen frommt. Ihr habt mein Benehmen vor Neuß öffentlich gelobt, die Kraft meines Armes bewundert, und wahrlich ich bin nicht der Beßte unter meinen Brüdern, Tausende sind mir gleich, Tausende von höherem Muthe, von stärkerer Kraft — und ich focht unter Euren Augen — nicht für das Vaterland, nicht für die Freiheit. Bedenkt daher, welche Männer gegen Euch stehen. Der Eigennutz, die Furcht, die Ehre treiben Eure Geschwader, den Kampf für Euch zu bestehen; jene durchflammt ein heiliges Gefühl, treibt die Verzweiflung; denn unterliegend verlieren sie Alles was ihnen theuer ist, Alles was sie von ihren Vorfahren ererbten, Gut, Freiheit und Vaterland. — Der Kampf ist ungleich; nicht Eure Geschütze, nicht Eure Bundesgenossen von Neapel, Mailand und Savoyen, nicht Eure Uebermacht wiegt so schwer, um das Gleichgewicht herzustellen, oder für Euch die Schale sinken zu lassen. — Er schwieg, auch der Herzog sah gedankenvoll vor sich hin. — Noch ist es Zeit, fuhr Halwyl fort: noch in dieser Stunde ist es Zeit, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen: Was die Abgeordneten vor wenig Tagen Euch gelobten, Bündniß gegen Frankreich, werden sie noch heute halten. Noch ist es Zeit! — Verlaßt die Schweiz, und sie folgen als Bundesgenossen Eurem Heere, wohin Ihr sie führt.

Da hob sich des Herzogs gesenktes Haupt langsam empor, sein düstres Auge erglühte. Auf gen Himmel sah er, faßte sein Schlachtschwert, das

auf dem Tische neben seinem Bette lag. So gewiß ich dies Schwert als Fürst und Ritter mit Ehren führte, so gewiß ich schwur, es nicht eher in seiner Scheide ruhen zu lassen, bis ich die Berner gezüchtigt, so gewiß ziehe ich nicht ohne Kampf von dannen. Habe ich die Uebermüthigen besiegt, dann möchten Eure Worte mich vielleicht eher friedlich und zur Milde gestimmt finden, jetzt nicht. Ich stehe hier mit furchtbarer Macht, der Schritt über die nachbarliche Grenze ist gethan, Karl von Burgund verläßt nie den einmal betretenen Weg. Was ich ergreife, faß' ich stets mit Riesenkraft, mache den Gedanken mir ganz zu eigen und mit ihm die That. Nur dieses eine Ziel vor Augen, lasse ich alles andere hinter mir schwinden. Demüthigung der Schweiz ist jetzt mein Ziel, ich werde es erreichen oder darob zu Grunde gehen.

Ihr steht so groß, begann Halwyl noch einmal, und in seiner Stimme lag der Ueberredung Zauber: Europa fürchtet Euch, Frankreichs König zittert schon, wenn Eures Heeres Waffen rasseln, Ihr leuchtet an der Fürsten Himmel wie ein Meteor; doch eines Sturmes nur bedarf es, Ihr seid dahin und nicht ein Fünkchen Eures Glanzes erhellt die Nacht, in welcher Ihr untergingt.

Mann! rief der Herzog, und faßte Halwyls Hand, sie heftig schüttelnd: spricht die Gabe der Prophezeiung aus Dir, sollte mein Glanz verlöschen, sollte ich untergehen? Dann — dann war es Gottes Macht, nicht Menschen Macht, die mich stürzte. Ihm allein kann ich unterliegen, nur ihm allein! — Unsere Unterredung ist beendet! fuhr er jetzt plötzlich, doch nicht zornig auf: Ich danke Euch. Es würde mich freuen, wenn Ihr einen Wunsch hättet, den ich zu erfüllen vermöchte; Herzog Karl von Burgund bleibt nie gern Schuldner, nicht im Guten, nicht im Bösen, und ich bin Eurer Freimüthigkeit Dank schuldig, keiner meiner Schranzen hätte mir dies zu sagen gewagt; deßhalb sagt mir Eure Wünsche.

Meiner Wünsche sind so wenig, erwiderte Halwyl: daß der einzige, den ich habe, auch dem Bettler nicht versagt wird.

Ich glaube Euch zu verstehen, sagte der Herzog: doch ziemt es nicht dem Manne zu verzweifeln. Faßt einen Entschluß, für mich, gegen mich — und die Schlacht wird Euch das Leben wieder erringen. Sprecht, wollt Ihr Gold, wollt Ihr Lehen?

Eure Achtung genügt mir, antwortete Halwyl.

So nehmt diesen einfachen Ring von wenigem Werthe als Zeichen meiner Dankbarkeit. Er zog einen Ring vom Finger, eine Schlange vorstellend, die einen kleinen Rubin als Krone auf ihrem Haupte trug, und gab ihn Halwyl, der ihn an seinen Finger steckte und zu dem Herzog dankend sprach: Den Ring, den der kühne Herzog von Burgund trug, nehme ich, und fühle mich geehrt durch dieses Zeichen seiner Achtung. — Doch Hoheit, kaum belohnt, drängt sich auch schon eine andere Bitte mir auf.

Sprecht! erwiderte der Herzog neugierig.

Erlebe ich den kommenden Abend, begrüßt er Euch als Sieger, so erlaubt mir, Euch an Eure Worte zu erinnern.

An welche? fragte der Herzog gespannt.

Daß nach dem Siege meine Rede Euch friedlich und mild gegen mein Vaterland stimmen könnte.

Es sei Euch erlaubt, sagte der Herzog nach kurzem Bedenken, und sein Auge verbarg nicht die Achtung, die des Ritters edle Bitte in ihm erweckte. Lebt wohl! fuhr er fort, und winkte ihm, sich zu entfernen.

Die Sonne stieg blutig am 3. März des 1476sten Jahres über den Freiburger Alpen empor, und mit den ersten Strahlen, welche die Wellen des Neuenburger See's erleuchteten, brach ein ungeregelter Haufe Freiwilliger von Bern, Schwyz und Thun, zu denen sich viele rüstige Mannschaft von St. Gallen und Zürich gesellten, mit freudigem Muthe vom Lagerplatze auf. Sie rückten nach Vaurmarcüs vor, und kaum hatte sie der Graf Rosimboz, der Höhe und Schloß vertheidigte, erblickt, so gab er dem Herzoge das Zeichen, daß der Feind anrücke.

Das burgundische Heer stand schon geordnet und erwartete die Eidgenossen. Der Bastard, Anton von Burgund, freute sich, den Herzog so standhaft in dem Entschlusse zu sehen, den Feind in seinem unangreifbaren Lager zu erwarten. Da sah man das Zeichen von Vaurmarcüs, ein Bote brachte kurz darauf die Nachricht, daß an 1200 Eidgenossen Rosimboz entgegen rückten.

Die Kühnen! rief der Herzog zornig: Im Angesichte meines Lagers Vaurmarcüs anzugreifen. Campobasso, schickt Peter von Lignano mit dem mailändischen Fußvolke Rosimboz zu Hülfe, Eure Reiterei unterstützte ihn. Campobasso eilte, des Herzogs Befehle auszuführen, er schien sich dessen zu freuen; nicht so der Bastard und Chateauguijon. Sie baten den Herzog, Vaurmarcüs seinem Schicksale zu überlassen und stehenden Fußes den Angriff der Schweizer abzuwarten; Karl von Burgund nahm seinen Befehl nicht wieder zurück. Auf den Höhen von Vaurmarcüs begann die Schlacht.

Der kleine Haufe der Schweizer hatte Rosimboz bald in das Schloß zurückgeworfen, noch ehe Lignano mit den Mailändern kam. Als sie die Höhe erreichten, sahen sie die Schlachtordnung der Burgunder vor sich, und die Mailänder in dichten Reihen anrücken, die nicht wenig erstaunt waren, den Feind schon hier zu finden.

Sobald das Heer der Eidgenossen die Seinigen auf der Höhe im Gefechte sah, war es, Bern und Freiburg voran, ihnen nachgeeilt. Scharnachthal und Hallwyl führten durch Schnee bedeckte Hohlwege den Vortrupp bis in die kleine Ebene unter Lance, dieser alten Karthause der

Grafen von Granson. Hier hielten sie, ordneten sich und sandten leichtes Fußvolk auf beide Seiten, sich die Flanken zu decken.

Als nun alle Anordnungen gemacht und sie Campobasso mit der Reiterei auf der Höhe zum Angriffe vorrücken sahen, sanken sie nach alter löblicher Sitte auf die Kniee und streckten die Hände gen Himmel, Gott um Sieg anflehend. Campobasso, der eben seine Gefahrsichten auf der Höhe geordnet hatte, dies sehend, wähnte im thörigen Uebermuthe, sie sänken, von dem Anblicke seiner Reiterschaar entmuthigt, auf die Kniee nieder, um Erbarmen zu flehen; hohnlächelnd stürzte er sich mit seinen Reitern, einen Keil bildend, von der Höhe herab, auf die Eidgenossen. Diese kürzten ihr Gebet; fest Mann an Mann geschlossen bildeten sie schnell ein längliches Viereck; die Banner in der Mitte, die Spieße und Hellebarden vor sich in die Erde gestoßen, erwarteten sie den Angriff der Reiterei. Diese prallte ab, die Eidgenossen drangen vor, ihnen nach.

Als der Herzog das italienische Volk, dem er so sehr vertraute, fliehen sah, übermannte ihn der Zorn; er schickte Chateauguion mit der burgundischen Reiterei vor, und befahl die allgemeine Schlacht. Aus hundert Geschützen, zwischen Concise und Corcelles aufgefahren, begann nun ein mörderisches Feuer; doch das Geschütz war zu hoch gerichtet, es that den Eidgenossen keinen Schaden. Das Fußvolk verließ jetzt die Schanzen, drängte, den Bastard an der Spitze, in dichten Haufen längs dem See vorwärts; die Reiterei bildete sich auf der Höhe zum Angriff gegen die von Bern, die, im Begriffe aus dem Thale unter Lance hervorzubrechen, sich in Bewegung setzten.

Von einer Höhe beobachtete der Herzog die Bewegungen der Feinde, neben ihm hielt Brandolf von Stein, ein Hauptmann aus Bern, der in Yverdün gefangen worden, in weiterer Entfernung Rudolph von Halwyl. Beide mit freudigem Blicke hinüber nach den Eidgenossen schauend. Der Herzog bemerkte ihn, winkte, daß er sich nähern möchte und sagte mit sehr ernstem Blick: Ihr seid ein guter Prophet, Halwyl, sie sind zur Schlacht gekommen. Dort ziehen sie heran, und bei Gott mit Ordnung und Kriegermuth. — Da setzte sich Chateauguion in Bewegung, stürzte mit 6000 Reitern die Höhe herab auf die von Bern und Schwyz. Sie rückten ihm mannhaft entgegen, drängten die Reiterschaar zurück, aus einander. Ein Theil der Reiter sprengte den Hügel wieder hinauf, einen Theil trieben die Eidgenossen bis nach der Brücke am Arnon, unter ihnen Chateauguion. Der edle Kriegsheld ergrimmte; die Seinen sammelnd, muthig sie anredend, sprengte er auf seinem hohen friesischen Rosse gegen die von Schwyz, brach durch die Reihen, hin wo das Landbanner stolz in den Lüften flatterte. Schon faßte er es, schon hob er es in die Höhe, als es ihm die kräftige Faust des Bannerträgers wieder entriß; wüthend begann der Kampf um dies Heiligthum. Die Gensdarmerie der Burgunder, diese unwiderstehliche Schaar, war, ihrem Führer folgend in das Viereck gedrun-

gen. Die von Schwyz, die kühnsten von Bern, drängten in dichten Reihen Mann an Mann um das gefährdete Banner; einzeln kämpften sie hier mit Wuth und Erbitterung. Graf Chateaugüjon, alles vor sich her niederwerfend, drang noch einmal vor, noch einmal ergriff seine Hand die heilige Fahne, da schlug Hanns in der Grub, ein Mann von Bern, mit der Streitaxt den mannhaften Ritter, er taumelte, ein zweiter Schlag stürzte ihn zu Boden, mit ihm das eigene blaue Banner mit dem goldenen Andreaskreuze.

Durch ihres Anführers Tod entmuthigt, kämpften die Burgunder weniger tapfer, durch Chateaugüjons Fall ermuthigt, mit neuer Kraft die Eidgenossen. Schnell die Ordnung wieder herstellend, drangen sie von neuem vor, die in das Viereck eingedrungenen Burgunder wurden erschlagen.

Während dieses Kampfes, den der Herzog mit gespannter Aufmerksamkeit und Unruhe von seiner Höhe angesehen, hatten die beiden Schweizer, einst Freunde und Bekannte, schweigend in einiger Entfernung hinter dem Herzoge gehalten. Der Eine war Gefangener, wehrlos und ohne Rüstung, der Andere eine Verbannter, gewaffnet vom Kopf bis zum Fuß. Beide sahen mit steigender Theilnahme nach der Arnoubrücke, wo das Gefecht am heftigsten war. Als das Banner von Schwyz sich senkte, der hohe Chateaugüjon es ergriff, bebte das Herz Brandolfs von Stein; sich vergessend ergriff er angstvoll Hatwyls Hand und drückte sie krampfhaft; als die Schweizer sich ermannten, der Kampf wieder hergestellt war, drückte er herzlich des Ritters Hand, und da Chateaugüjon fiel, die burgundische Reiterei wich, rief dieser laut: Freund, der Sieg ist unser!

Plötzlich jedoch ließ Brandolf Hatwyls Hand fahren, sah starr, fast verächtlich auf den, der einst sein Freund gewesen; aber nicht lange dauerte diese Stimmung, die alte Freundschaft erwachte, das alte Herz sprach wieder. Du ziehst Dein Schwert nicht, Rudolph? fragte er leise, sich ihm nähernd: heute nicht?

Nie gegen mein Vaterland! rief dieser so heftig und laut, daß der Herzog sich zürnend umschaute, doch setzte die Schlacht zu sehr seine Aufmerksamkeit, als daß er sich weiter um die Beiden bekümmerte.

Der Kampf nahm jetzt für Burgund eine entschieden ungünstige Wendung. Die Reiterei floh, die Eidgenossen, nach kurzer Rast, in der sie sich schnell ordneten, drangen immer weiter vor. Der Herzog befahl seinem Bruder, dem Bastard, Geschütz gegen die Brücke auffahren und das italienische Fußvolk nebst den Wallonen vorrücken zu lassen. Das Geschütz kam, aber als ob an diesem Tage ein schützender Engel die Schweizer bewahrt hätte, es schoß auch jetzt so schlecht, daß sein Feuer auch hier ohne Erfolg blieb. Jetzt rückte Lignano mit den Mailändern zum zweitenmale vor, muthig, in Ordnung schritten sie durch die Weinberge herab, die Wallonen folgten. Da schalten von den Höhen zwischen Bou-

villiers und Champagny fürchterliche Töne, sie zogen die Augen aller Schaaren dorthin. Einen mächtigen Haufen Kriegsvolk sah man dort heranziehen, jetzt — es war drei Uhr Nachmittags — brach die Sonne durch die Nebelwolken hindurch, und in ihren Strahlen glänzten hell die schimmernden Waffen, tönte der furchtbare Schall des Schlachthornes.

Was ist das für ein wildes Volk? rief der Herzog, sich zu Brandolf von Stein wendend: welch furchtbarer Ton schallt von da herüber? Seht, dort einen Haufen Reisige, sind das auch Eidgenossen?

Das erst, sprach der von Stein: das, gnädiger Herr, sind die wahren alten Schweizer, die Männer von Moorgarten und Sempach; dort sind die Bürgermeister von Zürich und Schaffhausen, dort führt der Tschudi sein Volk. Die Reisigen sind des Herzogs von Oestreich Hülfe. Und was jetzt so furchtbar schallt, das ist der Uristier und das Landhorn von Unterwalden.

Schreckbar tönte durch das Gebirge im hundertfachen Wiederhall der Ton der Schlachthörner. Das Herz der burgundischen Krieger erbebte, Lignanos Schaar stutzte, als sie, jedoch noch in bedeutender Entfernung, sich zur Seite die neue Kriegswolke aufgethürmt sah, sie wankten. Der Herzog gewahrte es; die Wichtigkeit dieses Augenblickes fühlend, eilte er hin, befeuerte die Entmuthigten durch Worte und Beispiel, und als sie, ihrem tapfern Führer folgend, von neuem anrückten, wendete sich der Herzog zu den übrigen Schaaren, die Ordnung in seinem Heere wieder herzustellen, den Muth von neuem zu entflammen.

Jetzt hatten auch die Eidgenossen bei Champagny ihr Geschütz aufgestellt, begannen nun ein mörderisches Feuer, und zogen herab, sich mit denen an der Arnoubrücke zu vereinigen. Ihnen schickte der Herzog Campobasso mit der italienischen Reiterei seinen Bruder und Oranien entgegen; als diesem jedoch aus den Hohlwegen, hinter jedem Gebüsch, hinter jeder Höhe neue Schaaren entgegen traten, der Uristier immer näher, immer fürchterlicher tönte, von allen Seiten die Harsthörner schallten, die Trommeln wirbelten, Lignano an der Spitze der Mailänder fiel und diese in Unordnung wichen, verbreitete sich plötzlich über das ganze Heer ein panischer Schrecken. Der Herzog, die Kriegobersten stellten sich mit bloßem Schwerte den Fliehenden entgegen, baten, drohten, hieben die Flüchtigen nieder, nichts half, nichts hemmte die Flucht. Der Glanz so vieler Siege verlosch in dieser verhängnißvollen Stunde. — Der Stern Burgunds ging unter.

Auch Brandolf von Stein ward von seiner Wache mit fortgerissen; Halwyl folgte anfangs freiwillig dem Freunde, der, über den Sieg der Eidgenossen sein trauriges Schicksal vergessend, laut triumphirte; kaum aber waren sie den Hügel herab, als ein Haufe Flüchtlinge sie mit fortriß und über den Arnou nach Grauson zu drängte; hier geriethen sie in der Mailänder Schaar und wurden getrennt. Die Eidgenossen drangen un-

aufhörlich vor und verfolgten die Fliehenden, konnten jedoch aus Mangel an Reiterei nur wenige ereilen; bis gegen Montagny drängte sich der Haufe unaufhaltsam fort, Halwyl mußte folgen.

Auf einer Wiese traf er den Herzog von seiner friesischen Leibwache umgeben; — während dieser Stolze noch einmal versuchte, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, die nicht Bitten, nicht Drohen, nicht die vorgehaltenen Schwerter der Friesen aufzuhalten vermochten, hielt Halwyl auf seinem Streitrosse und jauchzte laut bei dem großen Siege der Schweizer, jauchzte, als er den Herzog von der Flucht mit fortgerissen auf sich zukommen sah.

Gelobt sei Gott! rief er im Drange des Gefühles: Gelobt sei Gott, die Freiheit siegt, nun sterb' ich mit Freuden! Dies hörte der Herzog, hielt sein graues Streitroß an und drängte sich durch die Menge zu ihm. Wer ist der Freche? schrie er zornentbrannt, und seine Hand ergriff das Pistol. Du? Du? rief er, als er Halwyl erblickte.

Ja, ich, Herzog! erwiderte der Schweizer: Gelobt sei Gott, daß die Freiheit siegt! — Da drückte der Herzog, vor Wuth schäumend, sein Pistol ab, die Kugel zerschmetterte des Ritters Brust. Ich danke Euch! rief Halwyl dem Herzoge zu: Ihr versöhnt mich mit dem Vaterlande! doch er hörte es nicht. Die Fahnen der Henneganer drängten sich nach dem Engpasse, trennten den Herzog von ihm und rissen ihn mit sich fort. Verzweifelnd wandte dieser sein graues Schlachtroß, die Friesen machten ihm Bahn, und über das eigene Fußvolk hinweg jagte er den Hohlweg hinan nach Joigne zu. Der Niedesiegte floh.

•

Halwyl ward nicht von dem Schwarme mit fortgerissen, sein Roß hatte ihn seitwärts von der Straße getragen, dort hielt er unter einem Baume an und wählte ihn zum Markſteine seines Geschicks, und als das Getümmel der Fliehenden sich verlor, die letzte Reiterschaar der Burgunder durch den Hohlweg von Montagny sich drängte, die Sieger die Fliehenden nicht mehr mit Wuth verfolgten, da stieg er von seinem getreuen Rosse ab, legte ihm mit schmerzlichem Lächeln die Zügel auf den Hals, und einen leichten Schlag auf den Rücken gebend, sagte er wehmüthig: Du treuer Kriegsgefährte trägst mich nicht mehr zum Siege, geh', wohin Dein Muth Dich führt! — Lange blieb das Roß neben seinem Herrn stehen, den Hals nach ihm wendend schien es ihn nicht verlassen zu wollen; da tönte das Schweizerhorn in der Nähe, das Roß schnaubte, schüttelte die Mähnen, und den Schweif hoch erhoben, jagte es wiehernd den Siegern entgegen.

Die burgundische Feldbinde noch tragend, das Visir geschlossen, stand Halwyl an den Baum gelehnt; zwar matt, aber die Kraft noch aufbietend, sah er starr nach der Höhe, von der die Eidgenossen herabzogen. Wie ein

einsamer Thurm unter Sturm und Wetter den Blitzen trotzend, stand er da, regungslos die Seinen erwartend. Kein Wunsch, kein Wille, keine Sehnsucht stieg in ihm auf, denn sein einziger Wunsch war erfüllt. Kein Blut der Brüder hing an seinem Schwerte, sein eignes Blut, von Feindes Hand vergossen, quoll unter dem Panzer hervor, ehrenvoll konnte seines Lebens letzte Stunde ihm schlagen; und so dem Himmel vertrauensvoll Leib und Seele übergebend, erwartete er die Eidgenossen, die jetzt mit fliegenden Fahnen und lautem Spiele über die Höhe zogen.

Da sah er einen der vorangeeilten Schweizer, hinter einem Felsstücke spähend, hervortreten und die Armbrust auf ihn anlegen. Drück nicht ab! rief ihm der Ritter zu, warf das Visir zurück und schritt wankend ihm entgegen: Drück nicht ab, von Schweizerhand darf ich nicht sterben! Der Schweizer, von des Ritters Anblick ergriffen, ließ die schon angelegte Armbrust sinken, sah ihn starr an, und plötzlich von dem Felsstücke herabspringend, stürzte er auf ihn zu. Verzeiht, o verzeiht mir, Ritter! rief Walter der Sänger: O Gott, hätte ich Euch getödtet, dann wehe mir Unglücklichen!

Willkommen, Walter! erwiderte Halwyl, ihm freundlich die Hand reichend: Wer sind die, so jetzt von der Höhe herabsteigen?

Seht Ihr nicht oben den Riesen mit den Stierhörnern auf der Eisenhaube und dem gewaltigen Horne in der Hand? Die Männer von Uri sind es.

Und wer folgt ihnen?

Die von Bern, Herr Scharnachthal und —

Willst Du mir einen Knappendienst erweisen, braver Junge, sagte Halwyl, plötzlich aus seinen Gedanken auffahrend, und kehrte unter den Baum zurück: so schnalle mir den Panzer ab, er drückt mich beengend und hemmt den Strom des Blutes.

Ihr seid verwundet? rief Walter.

Nicht von Freundes Hand. Das Geschoß des Burgunders traf meine Brust, ich sterbe dem Vaterlande. — Da lös'te mit zitternder Hand der Jüngling die Riemen. Elisabeth! seufzte Rudolph, und als der Panzer herabrollte, das Blut strömend entquoll, sank er unter dem Baume nieder.

An dessen Rücken gelehnt, saß er und sah freudig lächelnd die von Uri im Verfolgen des Feindes vorüberziehen, dann sagte er mit matter Stimme zu dem neben ihm Knieenden: Walter, nimm diese blaue und weiße Feldbinde, die ich auf meinem Herzen trug, mein Blut hat sie geröthet; verwahre sie, und ziehst Du nach Bern, wohin ich nimmer zurückkehre, so gib sie Elisabeth Scharnachthal und sage ihr: Rudolph Halwyl habe sie treu geliebt bis zum Tode! Dann sah er starr nach der Höhe, auf welcher das Banner von Bern im Abendwinde flatterte. Geh, folge Deiner Fahne und dem Feinde, bat er, der Jüngling zögerte. Laß mich in diesem Augenblicke allein. Sieh dort zieht ein Haufe von Bern die

Höhe herab; geht! — Walker schien zu gehorchen, er stieg den Berg hinauf, doch verbarg er sich hinter einem hervorstehenden Felsen.

Dort kommen sie, sagte Rudolph, als er allein war: Deiner Gnade empfehle ich mich, Gott der Barmherzigkeit! Er faltete die Hände zum kurzen Gebete, und als er geendet, trat die Schaar von Bern ihm gegenüber aus dem Hohlwege hervor, an ihrer Spitze — sein Vater.

Ich danke Dir, Gott! rief Rudolph freudig: nun wird auch sein Segen mich zu Dir begleiten. Vater! Vater! rief er ihm mit schwacher Stimme zu: Dein Sohn, Dein Rudolph ist es, der Dich ruft; komm, ehe der Tod ihn ereilt.

Starr blickte der Greis auf den Sohn, der seine Arme nach ihm ausstreckte. Mein Sohn, rief er plötzlich und stürzte auf ihn zu: mein einziger Sohn! so streng hat Gott gerichtet. — Du stirbst!

Durch die Hand des Herzogs von Burgund! — O, Vater, mein Tod ist schön — er erringt mir Eure Vergebung — ich sterbe — rein vom Blute meiner Brüder — auffjauchzend über der Freiheit Sieg!

Da schloß ihn der Vater in seine Arme; an der Vaterbrust zuckte noch einmal flammend sein Leben auf, noch einmal strömte es aus dem verklärten Auge — und verlosch.

Ueber des Sohnes Leiche bog sich der Greis und küßte die bleichenden Lippen. Du bist gerettet, das Vaterland versöhnt, Du starbst einen ehrenvollen Tod! rief er, und die Eidgenossen, die dem Greise gefolgt, sanken, Kampf, Schlacht und Sieg vergessend, neben ihm auf die Kniee und beteten für die Seele ihres einst so ritterlichen Waffenbruders.

Lustig tönten die Harsthörner von der Höhe herab; wogend flatterte das Banner von Bern neben dem Schultheißen, der, mit seinen Tausenden den Feind verfolgend heranzog. Da lockte das sonderbare Schauspiel ihn herbei; erschrocken fuhr er zurück, als er den Ritter entseelt liegen, den Vater mit seinen Mannen neben ihm knieen sah.

Als Halwyl das Auge erhob, Scharnachthal vor sich, die von Bern um sich stehen sah, richtete er sich auf und zeigte mit ernstem, furchtbarem Blicke auf den Sohn, seine Faust fuhr krampfhaft nach dem Schwerte, doch das Vaterland rief ihm abwehrend zu — Schultheiß, sagte er mit heldenmüthiger Fassung: an dem heutigen Tage, wo dem Schweizerlande solch herrlicher Sieg errungen ward, grolle kein Schweizerherz. Er fiel durch des Herzogs Hand, kein Blut der Unsern hat ihn befleckt, das Vaterland ist mit seinem Blute versöhnt. — Auch ich bin es, Schultheiß.

Scharnachthal drückte zermalmt die dargereichte Hand, dann rief er mit gepreßter Stimme dem Fahnenträger zu: Herbei, ihr Fähnlein von Bern; deckt den gefallenen Bruder, der Tod hat ihn mit uns versöhnt: des Landes Fahne wandle den Fluch, den wir über ihn sprachen, zum Segen, er sei wieder der Unsrigen einer! Sechs Fähnlein deckte man über den Erschlagenen. Vergebt, sagte er dann zu Halwyl, ergriff das Haupt-

banner von Bern und schwang es hoch in der Luft. Mir nach! rief er: mir nach! dort ist der Feind! Nach Montagny zog er, seinen Schmerz in Feindes Blut zu kühlen.

Des Sohnes bleiches Haupt in seinen Schoos gelegt, saß Halwyl unter dem Baume, zu seinen Füßen kniete Walter, die Fahnen von Bern deckten den Entschlafenen. So sahen die Eidgenossen den Greis sitzen und zogen schweigend an ihm und seinem Schmerz vorüber, so fand ihn der Abendstern, und der Mond beleuchtete das blutige Opfer, dem Vaterlande gefallen.

In ihren Gram versunken saß am Morgen des 6ten März Frau Anna am Bogenfenster des Schlosses zu Halwyl und schaute hinüber nach Reinach, von woher sie ihren Gatten und die theuren Ueberreste des Sohnes noch heute erwartete. So sehnsuchtvoll die gebeugte Mutter ihrer Ankunft entgegen sah, so sehr fürchtete sie doch diesen Augenblick. Lange hatte sie schon zwischen Angst und Schmerz den Blick auf die Straße gerichtet, lange war schon alles in der Kapelle bereitet, und durch die Gluth des Morgenrothes schimmerte bleich der Schein der Kerzen, die auf dem Altare und in der Gruft brannten. Mit gesenktem Haupte standen die vorangegangenen Reisigen und Mannen in der Kapelle, ihren Herrn und Waffengenossen zu erwarten, und der Fahnenträger hatte die zwei Adlerflügel mit Flor umwunden. Der Glöckner lugte aufmerksam über den Halwyler See, um bei dem Erblicken des Trauerzuges die Glocken zu ziehen, daß die Töne, die den Knaben zum Leben begrüßten, ihn auch zum Tode begleiten möchten. Trauernd stand der würdige Priester da, die irdische Hülle des Entschlafenen zur Ruhe zu geleiten und den Segen ihm in den Schoos der mütterlichen Erde mitzugeben. Lange harrten sie schon, und der Trauerzug erschien noch nicht.

Da gewahrte die betrübte Mutter auf der Straße von Bern einen Haufen Reiter heranziehen; es waren zwei Frauen, die von einigen zu Pferde begleitet wurden. Sie erkannte bald, daß es Frau Margarethe und Elisabeth sei.

Kalt rieselte es durch ihre Adern. Der Gedanke, Elisabeth Scharnachthal komme zur Todtenfeier, zu der Kapelle, in welcher sie die Hand des Sohnes verweigert und so die Ursache seines unglücklichen Todes geworden war, erschütterte sie; auch der Anblick Margarethens, Scharnachthals Schwester, einst ihre Jugendfreundin, weckte keine mildernde Erinnerung; doch in den Stunden des tiefsten Schmerzes ist der Mensch gleichmüthig gegen die Tropfen Gram, die sich noch in seinen Leidenskelch senken. Gott vergebe ihnen! war der fromme Gedanke, der sich in Worten laut aussprach, als der Schall der Glocke dem Mutterherzen das Nahen des Trauerzugs verkündete. Mit diesem Tone trat ihr Schicksal in seiner gan-

zen Trauergestalt vor sie, jeder dumpfe Ton weckte die Erinnerung und rief den verhaltenen Schmerz zum Leben auf.

Da nahte Elisabeth und Frau Margarethe dem Zimmer, wo das Mutterherz bebte. Sie trat ein, von ihrem Bruder geführt, von Walter begleitet. Die unglückliche Mutter erschrak bei ihrem Anblick. Bleich wie eine Todte schlich sie im Trauergewande auf sie zu, stürzte ihr zu Füßen, wollte sprechen — und ihre bebenden Lippen vermochten es nicht; vom Schicksal zerschmettert lag sie da, kaum gelang es dem Bruder, sie aufzurichten. Da rasselte der Leichenwagen durch das hohe Thor, das Gemurmel der Betenden tönte vom Schloßhofe herauf, die ungewissen Tritte des wankenden Vaters hallten auf der Treppe, die Thür öffnete sich und Halwyl sank jammernd an der Gattin Brust.

Gott hat es über uns verhängt! rief sie endlich sich zuerst ermannend: sein Name sei gelobt, sei gepriesen.

Amen! sagte Elisabeth; und reichte dem Greise die zitternde Hand.

Komm, Vater! rief Frau Anna: komm meine Tochter! Sein Blut nicht über Dich, Du bist unschuldig an unsern Leiden, Elisabeth. Kommt, o kommt! — Sie ergriff des Gatten und Elisabeths Hand und leitete sie hinunter zur Kapelle.

Oeffnet den Sarg! befahl Anna, als sie mit festem Tritte dem Sohne nahte: noch einmal muß ich ihn sehen, noch einmal seine bleichen Lippen küssen. Oeffnet! bat sie, und als der Deckel sich hob, der Diener das weiße Tuch von dem Todten nahm, trat Elisabeth schnell zu ihm, faßte seine Hand, drückte sie an ihre Lippen, und legte die Schärpe, das Pfand beglückter Liebe, neben den Entschlafenen. Anna aber sah ihn freundlich lächelnd an. Es ist mein Rudolph, sagte sie: ich habe ihn gesehen. Schließt, schließt!

Der Sarg schloß sich, die Gruft seiner Väter nahm ihn auf; er ruhte im Vaterlande.

Von Mariazell schaute Elisabeth oft nach dem See von Halwyl hinüber und nach dem kleinen Thurme der Kapelle, wo ihr Geliebter sanft im Arme des Todes schlummerte. Der Schleier, der die geknickte Rose deckte, konnte sie nicht vor dem Wurme schützen, der sie zernagte. An dem Fenster ihrer Klosterzelle sitzend, wo sie oft nach dem See hinüber geschaut, fand man sie einst, vom Abendroth umstrahlt, sanft entschlummert.

Ende des sechsten Bandes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

54650196

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

54650196